Allgemeine
Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine
Encyklopädie
der
Wissenschaften und Künste
in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet
und herausgegeben von
J. S. Ersch und J. G. Gruber.
Mit Kupfern und Charten.

Erste Section.
A — G.
Herausgegeben von
Hermann Brockhaus.
Dreiundsiebzigster Theil.

GÖTZE — GONDOUIN.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1861.

Allgemeine
Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Erste Section.

A — G.

Dreiundsiebzigster Theil.

GÖTZE — GONDOUIN.

G Ö T Z E.

GÖTZE (der), Götzenbild (das), Götzendienst (der), Götzentempel (der), Götzenhaus (das).

I. Name. Etymologie. Allgemeiner Begriff.

Der Name „Götze," für welchen man bei Dasypodius (Rauchfuß) und anderen Südteutschen auch „Götz" findet, hängt unzweifelhaft mit „gut" und „Gott" etymologisch zusammen, obgleich er das Gegentheil des wahren Gottes bezeichnen will. Im Gothischen unterscheidet man „guth" als den wahren Gott von „gud" als dem falschen Gott, ein Unterschied, welcher auch im Angelsächsischen besteht [1]). Hat „Götze" zunächst im Allgemeinen die Bedeutung eines falschen, unwahren, nichtigen Gottes, welcher von irgend Jemand verehrt wird, also auf dem Gebiete der eigentlichen Religion, so wird man nicht ohne Weiteres, wie es hier und da geschieht, sagen dürfen, daß ihm daneben auch die Bedeutung von Götzenbild inne wohne. Muß man überhaupt sich bedenken, ein solches quidproquo zu statuiren, so wird in unserem speciellen Falle die Beachtung des Sprachgebrauchs lehren, daß dieser, wenn er den Namen „Götze" ausspricht, dabei wol nie ganz von seiner bildlichen Darstellung oder Erscheinung abstrahirt und schwerlich nur an die Idee des falschen Gottes denkt, welche ja überdies für ihn keine Realität, außer in dem Wahne Anderer, hat. Das specifische Wesen des Begriffs von „Götze" ist demnach derjenige des im Bilde sich darstellenden nichtigen Gottes, wie dies namentlich von dem christlichen Sprachgebrauche in der Lutherischen Bibelübersetzung und der sich daran knüpfenden Literatur wol ganz unzweifelhaft gilt, zumal hier Ausdrücke wie Götzenglaube, welche auf die Idee gehen, gegen andere wie Götzendienst, welche auf die Erscheinung sich beziehen, ganz in den Hintergrund treten. Ein solches Zusammenfallen von Götze und Götzenbild haben wir z. B. 5 Mos. 4, 28, wo die fremden Götter mit ihren Bildern in Parallele resp. diese zu jenen als Apposition gesetzt sind; ferner Ps. 115, 4, wo die Götter der Heiden „Silber und Gold, Gemächt von Menschenhänden" genannt werden; ganz ebenso Ps. 135, 15; 2 Makk. 2, 2 gehört nicht hierher, obgleich es z. B. Winer als Beleg anführt. — Die üblichsten Composita sind „Götzenbild," „Götzendienst," „Götzendiener," „Götzenopfer," „Götzenaltar," „Götzentempel." 1 Kor. 8, 10 kommt auch „Götzenhaus" vor. Sie bedürfen keiner weiteren Erklärung. — Im uneigentlichen, nicht religiösen Sinne, gebraucht man „Götze," seine Composita und Synonyma von solchen nicht göttlichen oder nicht für göttlich in specifischer Bedeutung gehaltenen Gegenständen, welchen von der Leidenschaft der Menschen eine ungerechtfertigte, krank- und sündhafte Verehrung gezollt wird, wie wenn es heißt, das Geld, der und der Mensch sei der „Götze" der Leute, des Tages u. s. w., man treibe „Götzendienst" mit dem und jenem. Indessen ist hierbei hinzuzunehmen, was in dem Abschnitte von den Synonymen seine vorwiegende Berücksichtigung finden muß.

II. Synonyma.

Schon erwähnt ist, daß der „Götze" in dem „falschen Gotte" ein Aequivalent habe. Es ist selbstverständlich, daß durch mehre andere Adjectiva ungefähr dieselbe Aequivalenz erzielt werde, wie wenn man „fremder Gott" sagt, sofern es eben, wie in der Bibel, die Bedeutung des Gegensatzes zu dem einen wahren Gotte hat. So findet man ebenda auch den Ausdruck „anderer Gott," z. B. 2 Mos. 20, 3: „Du sollst keine andere Götter neben mir haben." An sich freilich ist ein „anderer Gott" kein Götze, sofern man ihm neben seinem Gotte eine berechtigte Existenz beilegt. Das am meisten charakteristische und gebräuchliche Synonymum ist unzweifelhaft „Abgott," ein Wort, welches schon die althochteutsche Sprache als „thass abcot" von „ther cot," d. h. dem wahren Gott, unterscheidet. Bei Otfried findet sich abgot, im Altnordischen afgud [2]). Das ab oder af hat die Bedeutung des a privativum, wie z. B. auch in „Abweg." Ein Abgott ist im eigentlichen, religiösen Sinne ein als Gott verehrtes Wesen, welches nicht Gott ist, also dasselbe, was Götze. Es sind aber in dieser Hinsicht erhebliche Unterschiede zwischen beiden Wörtern und Begriffen. Wenn wir auch auf den von Manchen hervorgehobenen Unterschied, daß Abgötter todte, unpersönliche Wesen sein sollen, welche als nichtige Götter verehrt werden, während Götzen mehr von leben-

1) F. L. K. Weigand, Wörterbuch der deutschen Synonymen. 1. Bd. 1843. S. 18.

2) Ebendaselbst.

digen, persönlichen Wesen gebraucht werden, nicht viel geben, so ist doch andererseits unleugbar, daß — immer auf dem eigentlichen, religiösen Gebiete — das Wort „Abgott" weit weniger als das Wort „Götze" gebraucht wird. So kommt Abgott, welches Luther einmal als einen falschen Gott erklärt, welcher von dem wahren Gotte abführe, in der Lutherischen Bibelübersetzung als Synonymum von Götze oder als Uebersetzung der betreffenden hebräischen und griechischen Ausdrücke selten vor, z. B. 1 Joh. 5, 21. Und so verhält es sich auch in der ganzen religiösen Sprache der Teutschen, wo übrigens Abgott mehr im Pluralis als im Singularis sich finden dürfte. Dagegen hat Luther in der Bibelübersetzung das griechische Wort εἰδωλολατρεία wol ebenso oft durch „Abgötterei," z. B. Gal. 5, 20; Col. 3, 5; 1 Petr. 4, 3, als durch „Götzendienst," z. B. 1 Kor. 10, 14, wiedergegeben. — Auf dem Gebiete der metaphorischen Redeweise sind die Unterschiede zwischen „Götze" und „Abgott" noch erheblicher, obgleich die Sprache hier auch absolute Gleichsetzungen vollzieht. Zunächst dürfte „Götze" mehr von Abstractionen, Abgott mehr von Concretionen oder concreten Wesen gebraucht werden, sodaß man z. B. den Satz: Das allgemeine Wahlrecht ist der Götze der Demokratie, häufiger anwenden möchte als diesen: Das allgemeine Wahlrecht ist der Abgott der Demokratie. Dagegen wird es geläufiger sein zu sagen: Der General ist der Abgott seiner Soldaten, als: Der General ist der Götze seiner Soldaten, auch oft da, wo man tadeln oder sittlich verurtheilen und eine verwerfliche Verehrung bezeichnen will. Ein anderer Unterschied ist der, daß Abgott zwar auch im tadelnden Sinne steht, aber mehr im neutralen, im Sinne der oratorischen Hyperbel, wogegen mit dem „Götzen" sich jedesmal die Bedeutung der sittlichen Verwerflichkeit verbindet. Eine Braut wird den Bräutigam schwerlich — und nur wenn sie die excessivste Bezeichnung wählen will — ihren „Götzen" nennen, sie wird ihn ihren „Abgott" nennen. „Abgott" hat sehr oft den Sinn des Lobes, z. B. wenn man von einem anerkannt trefflichen Fürsten sagt, er sei der „Abgott" seines Volkes. In diesem Falle ist der Ausdruck „Götze" absolut ausgeschlossen. In Schiller's Maria Stuart heißt es z. B. II, 8: „Nachdem ich zehn bittre Jahre lang Dem Götzen ihrer Eitelkeit geopfert," und in Cabale und Liebe: „Tochter, warum sollt' ich's noch länger geheim halten? Du warst mein Abgott, Louise." In diesem letzteren Falle ist bemerkenswerth, daß sich der Abgott als Prädicat eines weiblichen Wesens findet.

Das „Idol" ist nichts Anderes als das gleichwerthige griechische Wort. Sein Gebrauch beschränkt sich auf die gebildeten oder vielmehr die gelehrten Kreise, ist nicht eben häufig, und erscheint selten auf dem eigentlichen, religiösen, mehr auf dem metaphorischen Gebiete, jedoch hier fast nur zur Bezeichnung von unpersönlichen, abstracten Objecten.

III. Das religiöse Gebiet des Judenthums.

1) Begriff. Der Sprachgebrauch der Wörter „Götze," „Götzendienst," „Abgötterei" u. s. w. beschränkt sich fast ausschließlich auf den Bereich der Bibel und hier haben wir es zumeist mit dem alten Testamente oder der biblischen Geschichte der Juden zu thun. Alles, was außer Jehova, dem Einen, wahren Gott, als Gott verehrt wird, ist der orthodoxen jüdischen Dogmatik ein verwerflicher Götze, und daß den Juden die Abgötterei streng untersagt ist, z. B. 2 Mos. 20, 3 und 3 Mos. 26, 1, versteht sich auf dem Standpunkte des strengen Monotheismus von selbst. Die strengste Auffassung desselben verwarf auch jede bildliche Darstellung der wahren Gottheit, theils weil man das überhaupt adäquat nicht vermöge, theils weil dergleichen Darstellungen durch sinnliche Gegenstände in die Gefahr bringe, daß man Bild und Wesen verwechsele und so der Versuchung verfalle, jenem als einem Gemächt von Menschenhänden, folglich als einem Götzen, zu dienen, wie dieses Verbot 2 Mos. 20, 4 ausdrücklich ausgesprochen ist: „Du sollst dir kein Bild (nämlich was die Gottheit bedeuten soll) machen noch irgend ein Gleichniß, was im Himmel oben und was auf der Erde unten und was im Wasser unter der Erde," d. h. kein himmlischer oder irdischer Gegenstand, wie Sonne oder Mensch, soll als Bild Gottes dienen. Man hat die Cherubim auf dem Deckel der Bundeslade als Symbole Gottes, folglich als Widerspruch gegen 2 Mos. 20, 4, aufgefaßt; allein sie sollen keine Symbole Gottes sein, und keine Spur deutet an, daß sie irgendwie als solche verehrt worden sind. Dagegen war im Reiche der zehn Stämme, nachdem der Tempel von Jerusalem in den Besitz der zwei Stämme gekommen, eine Art von bildlicher Darstellung Jehova's erlaubt und sogar durch die Reichsgewalt selbst eingeführt, seitdem der König Jerobeam zwei „goldene Kälber" zu Bethel und zu Dan aufgestellt hatte 1 Kön. 12, 28 fg. Indessen sollten dieselben vielleicht nicht einmal Symbole Gottes sein, welchen von ihnen streng zu scheiden wol auch ausdrücklich gelehrt worden ist; sie sollten vielleicht nur Zeichen der Versammlung zum Gottesdienste sein und den Tempel ersetzen. Uebrigens zeigen die vorhandenen Berichte, daß im Reiche Israel der strenge Monotheismus, wenigstens der strenge Jehovismus, auch sonst nicht auf sehr festen Füßen stand.

Winer [3]) unterscheidet zwei Arten von Götzendienst bei den Juden: a) Verehrung anderer für göttlich gehaltener Wesen außer Jehova; b) Verehrung Jehova's unter einem Bilde; auch die letztere sei den Juden verboten gewesen; und dieses Verbot ist sehr detaillirt und casuistisch 5 Mos. 4, 15 fg. wiederholt. Dagegen muß man 5 Mos. 5, 7 fg. nicht nothwendig auf Jehovabilder beziehen; man kann es auch von Bildern der Sonne u. s. w. verstehen. Auch 5 Mos. 27, 15 geht nicht mit zwingender Nothwendigkeit auf Jehovabilder. Dagegen sollte im Sinne des Volkes das von Aaron gegossene „goldene Kalb" kein Götzenbild oder Götze, sondern ein Jehovabild sein; und selbst die von Moses aufgerichtete eherne Schlange [4]) streift an den Bilderdienst Jehova's, sodaß wir schon hier zwei Beispiele der Abweichung von

3) Bibl. Real-Wörterbuch I. 1847. S. 433. 434. 4) 2 Mos. 32.

dem unten weiter zu berührenden fraglichen abstracten Monotheismus hätten.

2) Polemik und Eifer gegen den Götzendienst. Befehle zum Ausrotten desselben. Alle Schriftsteller des alten Testaments und alle von ihnen als rechte Israeliten angeführte Autoritäten stehen auf dem Grunde eines entschiedenen Monotheismus und würden sicherlich das Dictum in Ps. 96, 5 unterschreiben: „Alle Götter der Völker sind Götzen." Indessen könnten einige Stellen, wo Jehova sich in einen ernstlichen Kampf mit den Götzen der umwohnenden Völker einläßt, vorauszusetzen scheinen, daß ihnen doch eine Art von Realität auch außerhalb des Bewußtseins ihrer Anbeter zukomme. Wahrscheinlich haben viele, wenn nicht die meisten Nachbarvölker der Juden Monotheismus gehabt. Zahllos sind die Abschnitte im alten Testamente, wo die Götzen, d. h. die Götterbilder, als nichtige Wesen bekämpft werden und zwar mit schlagenden, handgreiflichen Gründen, wobei am wenigsten von der Nothwendigkeit der Vorstellung Eines Gottes und der Frage die Rede ist, warum der allmächtige Gott nur so wenige Verehrer habe, da er doch Herr der ganzen Welt sein soll. Indessen trägt Jehova im alten Testamente vielfach auch den Charakter eines Nationalgottes. Wir notiren einige von den polemischen Hauptstellen. Voran, weil sehr charakteristisch Ps. 115, 4—8: „Ihre Götzen sind Silber und Gold, Gemächt von Menschenhänden. Einen Mund haben sie und reden nicht; Augen haben sie und sehen nicht" u. s. w. Aehnlich 5 Mos. 4, 28; Hos. 13, 2. 3; Jerem. 2, 5 (eitle Götzen); 8, 19 (nichtige Götter); 14, 22. Ferner Jes. 2, 8. 20: sie werden durch Menschen verfertigt und von ihnen oft den Mäusen vorgeworfen. Jes. 44, 9—11; Jerem. 10, 3—5: sie können nicht gehen u. s. w. Jes. 41, 29; 42, 17; 46, 1. 2; Jerem. 2, 28; 5 Mos. 4, 28; 28, 36; Hab. 2, 18. 19: ihre Ohnmacht. Baruch 6, 3—72 ist alles Mögliche aufgeführt, um die Nichtigkeit der heidnischen Götter — eigentlich nur der Götzenbilder — darzuthun, z. B. auch dieses, daß die Chaldäer selbst über sie lachen. Vergl. Weish. C. 13 u. 14. In den Zusätzen zum Daniel („Vom Bel zu Babel" und „Vom Drachen zu Babel") wird erzählt, daß Daniel ohne Schaden für ihn zu Babylon Götzenbilder zerstört habe, was freilich ein Mythus ist. Es sind besonders die Propheten, welche gegen die Götzen eifern. Unter ihnen sticht als solcher namentlich Ezechiel hervor, welcher wenige Jahre nach der ersten Wegführung aus dem Reiche Juda auftrat. Er polemisirt z. B. Cap. 6 gegen die Altäre, Sonnensäulen und Götzenbilder, Cap. 8 gegen den mannichfaltigen Götzendienst, welcher auch bei den Juden eingerissen war und nennt V. 14 speciell den Thammus[5]). — Nach den Berichten der Bibel waren die Juden durch Jehova in specieller Offenbarung angewiesen, in ihrem Lande keine Heiden zu dulden (2 Mos. 23, 33; 5 Mos. 20, 17), und alle Götzenbilder u. s. w. zu zerstören, wo sie dieselben auf ihren Zügen und Wohnplätzen finden würden; 2 Mos. 23, 24; 34, 13; 5 Mos. 7, 5. 25; 12, 2. 3; vergl. 1 Makk. 10, 84.

3) Strafen des Götzendienstes bei den Juden. Angedrohte criminelle, angedrohte und vollzogene positive göttliche. Dem einzelnen Juden ist als gesetzliche menschliche Strafe für den Götzendienst die Tödtung, näher die Reinigung angedroht; so namentlich 2 Mos. 22, 20 (Verbannung = Tödtung); 5 Mos. 17, 2—5 (Reinigung), obgleich kein Fall der Vollziehung in der Bibel angeführt ist. Dagegen wird an sehr vielen Stellen, z. B. schon im Buche der Richter, nach jedem Falle des Götzendienstes, zu welchem sich das Volk verleiten ließ, als göttliche Strafe erwähnt, daß Jehova es in die Hand seiner Feinde gegeben habe. Man kann in der Regel mit Sicherheit darauf rechnen, daß auf diese Sünde jedesmal diese Strafe folgte. Die gewöhnliche Strafdrohung ist Zerstreuung und (oder) Vertilgung. Es gehören hieher — 3 Mos. 19, 4; was Winer hier aufführt, enthält nur ein Verbot, keine Strafdrohung — 5 Mos. 6, 15 (Vertilgung); 8, 19 (Vertilgung durch Gott); 11, 16. 17 (Dürre, Vertilgung); 28, 15 fg. (Fluch über Alles); 30, 17. 18 (Vertilgung); 31, 16—18 (Abwendung Gottes, viele Uebel und Bedrängnisse); Jos. 23, 16 (Vertilgung); 1 Kön. 9, 6. 7 (Ausrottung, Vertreibung) und andere Stellen, namentlich auch bei den Propheten. Auch die Verführung, selbst der bloße Versuch, Andere zur Abgötterei zu verführen, soll mit der Todesstrafe belegt werden, 5 Mos. 13, 1—5. 12 fg. Als göttliche Strafe für den geduldeten Götzendienst ist dem Könige Salomo 1 Kön. 11, 11. 12 angedroht, daß sein Reich von ihm genommen werden würde, jedoch erst nach seinem Tode.

4) Der von den Juden selbst verübte Götzendienst. Trotz der schärfsten Verbote und Strafen verfielen die Juden wiederholt in den Götzendienst, und trotz der Prätension, das auserwählte Volk des Einen wahren Gottes zu sein, erzählt das alte Testament ganz naiv, daß die Juden beinahe eben so viel Götzendienst als Jehovadienst getrieben haben, ein Widerspruch, auf welchen wir unten noch einmal zurückkommen müssen. Schon auf dem Zuge in der Wüste beteten sie einmal nach 4 Mos. 25, 2 den Baal-Peor an. Dagegen darf die Anbetung des „goldenen Kalbes," wahrscheinlich einer Nachahmung des Apis, 2 Mos. 32, nicht als Abgötterei ausgelegt werden; denn dasselbe sollte ein Bild Jehova's sein, und V. 5 wird ausdrücklich erklärt, Josua habe das Volk angewiesen, mit dem Kalbe ein „Fest Jehova's" zu feiern. Aus der Richterzeit werden, besonders im Buche der Richter, sehr viele Fälle der Abgötterei erwähnt, namentlich Richt. 2, 11—19, wo Baals und Astarten vom jüdischen Volke, beziehentlich von einem Theile desselben, angebetet werden; 3, 6. 7. 19, wo dasselbe berichtet wird; 6, 10, wo die Juden den Göttern der Amoriter dienen; 8, 33, wo in demselben Sinne Baals und besonders Baal-Berith erwähnt sind; vergl. 9, 4; 10, 6, wo die Juden den Baals, den Astarten, den Göttern der Syrer, von Zidon, von Moab, der Ammoniter und der Philister nachgehen. Was in Cap. 17

5) Vergl. Philo II, 472.

erzählt wird, ist kein gemeiner Götzendienst, denn Micha hält noch am Jehovaglauben fest und läßt dem Jehova ein gegossenes Bild machen; freilich stellt er neben dem Jehovabilde auch Theraphim auf. 1 Sam. 7, 3. 4 sind wiederum Baals und Astarten als solche erwähnt, denen Juden dienen.

Daß unter Samuel dem Götzendienste kräftig entgegengetreten wurde, läßt sich nach den Berichten über diesen Mann voraussetzen, und die, wie es scheint, durch Samuel's Feindschaft gefärbten Priesterberichte wissen auch dem Könige Saul keine Abgötterei zum Vorwurfe zu machen. David wird als ein König dargestellt, welcher dem Jehovadienste durchaus ergeben war. Hatte Salomo Anfangs dieselbe Richtung verfolgt, so ließ er später, wahrscheinlich durch den Harem seiner 1000 fremdländischen Frauen dazu verleitet, von derselben ab, wie namentlich 1 Kön. 11 erzählt wird. Es heißt hier V. 4—8 nach der Ueberseßung De Wette's: „Und es geschah zur Zeit, da Salomo alt war, da wandten seine Weiber sein Herz ab anderen Göttern nach, und sein Herz war nicht ganz ergeben gegen Jehova, seinem Gott, wie das Herz David's, seines Vaters. Und Salomo wandelte der Astarte nach, dem Gotte der Zidonier, und dem Milcolm, dem Scheusale der Ammoniter. Und Salomo that, was böse war in den Augen Jehova's und folgte nicht vollkommen dem Jehova nach, wie David sein Vater. Damals bauete Salomo eine Höhe dem Camos, dem Scheusale Moab's auf dem Berge, der vor Jerusalem liegt, und dem Molech, dem Scheusale der Söhne Ammon's. Und also that er allen seinen fremden Weibern, die ihren Göttern räucherten und opferten." Es scheint nach den letzten Worten, als habe der König für seine Person keinen Götzendienst getrieben, sondern denselben nur seinen Weibern concedirt, wogegen aber wiederum 1 Kön. 3, 3 zu streiten scheint.

Nach der Spaltung des Reiches, d. h. nach Salomo's Tode, treffen wir auch im Reiche Juda, wo sich doch das Nationalheiligthum Jehova's befand, auf wiederholten Götzendienst, namentlich schon unter dessen erstem Könige, dem Rehabeam. Es wird 1 Kön. 14, 23 von den Einwohnern erzählt: „Und auch sie baueten sich Höhen und Säulen und Astarten auf jeglichem hohen Hügel und unter jeglichem grünen Baume." Auch von Rehabeam's Sohne und Nachfolger, Abiam, heißt es 1 Kön. 15, 3, daß er „in allen Sünden seines Vaters" gewandelt habe. König Assa, sein Sohn, rottete den Götzendienst mit Ausnahme der Höhen aus, wie 1 Kön. 15, 12—14 berichtet wird. Aber schon wieder Joram „wandelte in den Wegen der Könige von Israel, sowie das Haus Ahab's (des Königs vom Reiche Israel) that; denn er hatte eine Tochter Ahab's zum Weibe; und er that, was böse war in den Augen Jehova's," 2 Kön. 8, 18. Dasselbe that sein Sohn Ahasja, 2 Kön. 8, 27, und seine Mutter Athalja trieb den Götzendienst fort; aber unter einem seiner Söhne, unter Joas, welchen die Priesterpartei in seinem siebenten Lebensjahre zum Könige erhob, wurde der Baalsdienst ausgerottet, 2 Kön. 11, 18, sowie unter ihm der Tempel von Jerusalem restaurirt ward, 2 Kön. 12, 12. Sein Sohn und Nachfolger Amazia hielt, mit Ausnahme der Höhen, auf reinen Jehovacultus, 2 Kön. 14, 3. 4; dessen Sohn und Nachfolger Asarja (= Usia) that dasselbe, 2 Kön. 15, 3. 4; desgleichen dessen Sohn und Nachfolger Jotham, 2 Kön. 15, 34. 35. Dagegen wird von dessen Sohne und Nachfolger, Ahas, erzählt, daß er „nicht that, was recht war in den Augen Jehova's," sondern „die Greuel der Völker" übte, 2 Kön. 16, 2. 3. Aber sein Sohn und Nachfolger Hiskia war wiederum ein treuer und ergebener Diener Jehova's. Es heißt von ihm 2 Kön. 18, 3—7: „Und er that, was recht war in den Augen Jehova's, ganz so, wie David, sein Vater (Ahnherr) gethan. Er schaffte die Höhen ab, und zerbrach die Säulen, und rottete die Astarten aus, und zertrümmerte die eherne Schlange, welche Moses gemacht, denn bis zu der Zeit hatten die Söhne Israels ihr geräuchert und man nannte sie Nehustan (d. h. eherne Schlange). Auf Jehova, den Gott Israels, vertraute er, und nach ihm ist seines Gleichen nicht gewesen unter allen Königen von Juda, noch unter denen, die vor ihm gewesen. Und er hing an Jehova; er wich nicht von ihm und hielt seine Gebote, welche Jehova Mosen geboten. Und Jehova war mit ihm; überall, wohin er auszog, war er glücklich." Sein Sohn aber, Manasse, welcher nach ihm den Thron bestieg, „that, was böse war in den Augen Jehova's, gleich den Greueln der Völker..... Und er bauete wieder die Höhen, welche Hiskia, sein Vater, vertilgt hatte, und errichtete Altäre dem Baal, und machte eine Astarte, so wie Ahab, der König von Israel, gemacht, und betete das ganze Heer des Himmels an und dienete ihm;" ja er setzte eine Astarte sogar in den Tempel von Jerusalem; 2 Kön. 21, 2—7. Es erfolgte die übliche Strafe. Sein Sohn Amon trat durchaus in die Fußtapfen des Vaters; 2 Kön. 21, 20—22. Aber dessen Sohn und Nachfolger, Josia, stellte den Jehovadienst wieder her, 2 Kön. 22. Sein Sohn und Nachfolger, Joahas, „that, was böse war in den Augen Jehova's, ganz so wie seine (bösen) Väter gethan;" 2 Kön. 23, 32; desgleichen sein Bruder und Thronerbe Eljakim oder Jojakim, 2 Kön. 24, 37; desgleichen Zedekia, der letzte König von Juda, 2 Kön. 24, 19. Auch aus den Klagen der Propheten nach Josia geht hervor, daß der Götzendienst im Reiche Juda zu jener Zeit sehr ausgebreitet war; es werden z. B. von Micha, hauptsächlich Cap. 5. V. 12 u. 13, die Bilder, Säulen und Astarten gerügt, welche im Bereiche des Landes waren. Nach Zephanja 1, 4. 5 trieb man damals selbst in Jerusalem einen mit dem Jehovadienste gemischten Baalsdienst; denn die dort Gott in den Mund gelegte Drohung lautet dahin: er werde von Jerusalem ausrotten „den Rest des Baal, den Namen der Götzenpfaffen sammt den Priestern, und die anbeten auf den Dächern vor des Himmels Heer, und die vor Jehova anbeten und bei ihm schwören, und auch schwören bei ihren Götzen." Auch der etwas später, etwa um 627, auftretende Jeremias bekämpfte den Götzendienst seiner Landsleute in verschiedenen Wendungen. So ist der ganze Abschnitt vom 2. Cap. bis ins 10. hinein

zum großen Theil eine Strafpredigt gegen diesen Abfall vom wahren Gottesdienste. Daß derselbe sehr ausgedehnt war, geht aus Cap. 2. V. 28 hervor, da es hier heißt: „So viele deiner Städte, so viele sind deiner Götter, Juda" und Cap. 19. V. 4. 5 u. 13, werden auch die Bewohner von Jerusalem mit eingeschlossen. Unter den heidnischen Götzen, welche hier in Betracht kommen, nennt Jeremias zumeist den Baal.

Noch schlimmer grassirte der Götzencultus im Reiche Israel oder den zehn Stämmen, seitdem sich dieselben unter Jerobeam von den beiden anderen getrennt hatten, zumal dort gleich im Anfange die beiden zu Dan und Bethel auf königlichen Befehl aufgestellten Jehova-Symbole officielle Handhaben dazu boten. Außerdem wird von Jerobeam im Besonderen noch gemeldet, 1 Kön. 13, 33, daß er „Höhenpriester" anstellte. Sein Sohn und Nachfolger Nadab wird 1 Kön. 15, 26 als „ein böser Mann" geschildert, was im Sinne der levitischen Geschichtsschreiber doch wol meist einen Götzendiener bedeuten soll. Kein besseres Lob hat sein Nachfolger Baësa, 1 Kön. 15, 34, desgleichen dessen Nachfolger Ela, von welchem 1 Kön. 16, 13 gesagt ist, daß er mit dem Volke Israel den Götzen gedient habe. Der folgende König, Simri, wird ebenfalls als ein „böser Mann" hingestellt, desgleichen Omri, welchem 1 Kön. 16, 26 ausdrücklich Götzendienst vorgeworfen wird. Von seinem Sohne und Nachfolger, dem berüchtigten Ahab, heißt es 1 Kön. 16, 31: er habe zum Weibe genommen Isebel, eine sidonische Königstochter, und zu Samaria einen Baalstempel mit einem Baalsgötzen darin errichtet. Nach V. 34 ließ derselbe Fürst, gegen welchen die Predigten des Elias gerichtet sind, auch eine Astarte aufstellen. Ahab's Sohn, Ahasja, wird 1 Kön. 22, 54 expreß als ein Baalsdiener verzeichnet, und sein ihm folgender Bruder Joram entfernte zwar die Säule Baal's, wandelte aber sonst auf bösen Wegen, 2 Kön. 3, 2. 3. Sein Nachfolger Jehu vertilgte die Baalspriester, die Baalstempel u. s. w. und stellte den Jehovacultus wieder her, 2 Kön. 10; dessen Sohn und Nachfolger war halb Jehova- und halb Götzendiener, denn er ließ die Astarte zu Samaria stehen, 2 Kön. 13, 2—6. Sein ihm folgender Sohn Joas wandelte in Jerobeam's Wegen, 2 Kön. 13, 11, desgleichen dessen Sohn und Nachfolger Jerobeam II. 2 Kön. 14, 24, desgleichen die ihm und auf einander folgenden Könige Sacharja, Menahem, Pekahja und Pekah, 2 Kön. 15. In geringerem Grade war Hosea, der letzte König, dem Götzendienste ergeben, 2 Kön. 17, 2. So weit die Nachrichten aus dem 2. Buche der Könige. Auch in den prophetischen Büchern wird der Götzendienst im Reiche Israel wiederholt, und zwar mit grellen Tönen gerügt, so namentlich von Hosea, welcher etwa von 780 bis 730 unter den Königen Usias, Jotham, Ahas und Hiskias (im Reiche Juda) lebte und wirkte, ohne daß sich jedoch viel concretes Material über die Art des Cultus darbietet. Es handeln hiervon namentlich Cap. 4., wo von dem „Kalbe Ephraim's," Cap. 7, Cap. 8, Cap. 9, Cap. 10, Cap. 13, wo von einem „Baal" die Rede ist.

In dem Exile und während des Exils dauerte der Götzendienst theilweise fort, auch bei den Leuten aus dem Reiche Juda; vergl. z. B. Ezech. Cap. 14, welches nach der Auslegung vieler Interpreten sich auf das Exil bezieht. Ob Ezech. 34, 6, wie Winer will [6]), von dem Götzendienste der Juden im Exile zu verstehen ist, erscheint zweifelhaft, desgleichen 36, 31. Wenn Jes. 57, 3—10, wo den Juden selbst Menschenopfer als götzendienerischer Frevel vorgeworfen werden, nicht auf die Zeit des Exils zu beziehen sein sollte, so geht es auf die letzten Jahre vor demselben; denn Jesaia wird mit seinen Visionen und Strafpredigten in die Zeit von 758 bis 712 oder 711 gesetzt. Die bei Sacharja, welcher um 520 im Exile unter Darius lebte, erwähnten Theraphim sind entweder wirklich von den Juden in der Verbannung verehrte fremde Götter, oder sie sollen nur eine Warnung vor ihnen sein. Uebrigens kann es nicht befremden, wenn die Verhältnisse des Exils manchen Juden zum Abfall von Jehova brachten, wie dies auch nach dem Berichte des Jeremias, 44, 8, mit vielen Juden in Aegypten der Fall war. Während und gleich nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft ist keine Spur des Götzendienstes bei den eigentlichen Juden bemerkbar, wie dies namentlich die unter dem Namen Esra's und Nehemia's bekannten biblischen Bücher beweisen. Als sie den Tempel zu Jerusalem wieder bauten, wiesen sie die Samariter, welche daran Theil nehmen wollten, als halbe Heiden zurück. Bis zur Oberherrschaft der Syrer sind die — eigentlichen — Juden höchst wahrscheinlich in dem strengen Monotheismus des Jehovacultus verblieben; aber unter Antiochus Epiphanes verließen Viele, theils aus Furcht vor den angedrohten Strafen, theils aus gewinnsüchtiger Gefälligkeit die väterliche Sitte, Makk. 1, bes. V. 43. Wie die Bücher der Makkabäer berichten, wendete der syrische Herrscher Grausamkeiten und Lockungen in reichlichem Maße an, um die Juden zu seiner Religion herüber zu ziehen. Nach erfolgter Befreiung von dem fremden Joche durch die Makkabäer ist uns nicht ein einziger Fall bekannt, in welchem der Götzendienst bei den Juden wieder eingerissen wäre; sie sind seitdem die treuesten Monotheisten und strengsten Bekenner Jehova's geblieben. Einzelne Fälle der Gewalt, etwa der Bedrohung mit dem Tode, gehören nicht in die Geschichte des jüdischen Götzendienstes.

5) Arten der Götzen und des Götzendienstes im alten Testamente bei Juden und Nichtjuden. Die hauptsächlichsten Götzen. — Der von den Juden geübte — in Betreff der bildlichen Darstellung den benachbarten Heiden nachgemachte — Götzendienst war bei der großen Zahl und Verschiedenheit der umwohnenden Völker sehr mannichfaltig [7]), obgleich viele derselben wol nur Einen Gott verehrten. Er bestand nach Winer's Zusammenstellung z. B. in Räucherungen, 1 Kön. 11, 8; 2 Kön. 22, 17; 23, 5; Jerem. 1, 16; 7, 9; 11, 12. 13; 18, 15; 32, 29; ferner in unblutigen Opfern, z. B. Jerem. 7, 18 (für die Himmelskönigin), auch in blu-

6) Bibl. Real-Wörterbuch, Art. „Götzendienst." 7) Vergl. z. B. Mischna Sanhedrin 7, 6.

tigen Opfern an Thieren, z. B. 2 Kön. 5, 17, wo sie von dem Heiden Naëman gebracht werden. Andeutungen von blutigen Menschenopfern liegen Jerem. 19, 4. 5 und vielleicht Ezech. 24, 37 vor. Man hat auch in der von Abraham intendirten Darbringung seines Sohnes eine Art von blutigen Molochsdienstes finden wollen[8]). Diese und andere Gebräuche verrichtete man vorzugsweise gern auf Höhen; sie und die Maßregeln der frommen Könige zu ihrer Beseitigung werden im alten Testamente außerordentlich oft erwähnt, z. B. 1 Kön. 11, 17; 2 Kön. 23, 5; Hosea 4, 13; Jes. 57, 7; Jerem. 2, 20; 3, 13; 17, 2. Das Räuchern und Opfern wurde nicht selten auf Dächern vollzogen, Jerem. 19, 13; 32, 29; Jes. 65, 3; desgleichen unter Bäumen, 1 Kön. 14, 23; 2 Kön. 16, 4; 17, 10; Hos. 4, 13; Jes. 1, 29; Jerem. 2, 20; 3, 13. 17; 2 Chron. 28, 4; Ezech. 6, 13; 20, 28; auch in Thälern, Jerem. 2, 23; 2 Chron. 28, 3; ferner in Gärten, Jes. 1, 29; 65, 3; auch in Hainen. Mit der Verehrung des Baal und namentlich der Astarte waren bekanntlich im Oriente geschlechtliche Ausschweifungen, eine Art von Lupercalien oder Saturnalien, verbunden; auch deuten einige Gelehrte den Baal-Peor als einen Deus priapicus, bei dessen Dienste man junge Mädchen zu seiner Wollust misbrauchte. Auch falschen Prophetismus findet man in Verbindung mit Götzendienst, z. B. Jerem. 29, 8; Ezech. 13, 7 fg.; 21, 26 fg.; Hosea 9, 7. 8; Zach. 10, 2; Mich. 5, 12, sowie in Verbindung mit Zauberei und Wahrsagerei, z. B. 2 Kön. 23, 24; ferner mit dem Sitzen auf den Gräbern, z. B. Jes. 65, 4, sowie mit Waschungen, z. B. Jes. 66, 17. — Die Zahl der von Büchner in seiner Concordanz[9]) erwähnten biblischen Götzen, denen bestimmte Namen beigelegt werden, aber nicht in dem Sinne, daß sie alle auch von den Juden zu irgend einer Zeit angebetet worden wären, ist 37, nämlich: 1) Adrameleсh. 2) Anamelech. 3) Asima. 4) Astaroth (Astarte). 5) Baal. 6) Baal-Berith. 7) Baal-Peor. 8) Baal-Sebub (der neutestamentliche Beel-Sebub oder Sebul). 9) Baal-Zephon. 10) Bacchus. 11) Bel (= Baal). 12) Chamos. 13) Chiun oder Citon. 14) Dagon. 15) Diana (im neuen Testamente). 16) Der Drache von Babel (ein Baal). 17) Gad. 18) Herkules. 19) Jupiter. 20) Das goldene Kalb. 21) Die Kälber Jerobeam's (Jehovasäulen). 22) Milcolm oder Moloch. 23) Meni. 24) Melecheth. 25) Mercurius (z. B. in der Apostelgeschichte). 26) Miplezeth. 27) Nanäa. 28) Nebo. 29) Nehustan. 30) Nergal. 31) Nibehas. 32) Remphan. 33) Rimon. 34) Siccuth. 35) Succoth (wol = Siccoth) = Benoth. 36) Tharthak. 37) Thamus. Es mögen von diesen Namen noch mehre, als hier angedeutet ist, identisch sein. Die am meisten genannten sind im alten Testamente Baal, Astarte (Astaroth), Moloch und Chamos.

Die Anfertigung und Beschaffenheit der im alten Testamente vorkommenden Götzenbilder betreffend, so findet man erwähnt: 1) gegossene, also metallene, weshalb sie מַצֵּבוֹת, auch מַסֵּכָה und נֶסֶךְ heißen z. B. Richt. 17, 4; Jes. 2, 20; 40, 19; Hos. 13, 2; 2) gehauene, also hölzerne und steinerne, z. B. Jes. 44, 13; Jerem. 10, 3; vergl. Plinius 12, 2; 13, 17; Pausanias 2, 19, hebräisch פֶּסֶל oder פְּסִיל genannt; 3) auch wol aus Thon gefertigte, z. B. Weish. 15, 8. Sie wurden oft mit Ketten befestigt, damit sie nicht durch Diebe fortgetragen würden oder aus Zorn auswanderten; vergl. Jes. 41, 7, wo sie wie Jerem. 10, 4 durch Nägel festgemacht sind, und Pausanias 3, 15, 5; 8, 41, 4; Arnobius 6, 13. Indessen nahm man sie auch oft mit in den Krieg, damit sie den Sieg erstreiten helfen sollten; 2 Sam. 5, 21. Siegte der Feind, so führte er sie als willkommene Beute mit heim; Jes. 10, 10; 36, 19; 37, 12; 46, 1 fg.; Jerem. 48, 7; 49, 3; Hos. 10, 5; Dan. 11, 8; vergl. Pausan. 8, 46. Nach Verhältniß der Bedeutung ihrer selbst oder des Vermögensstandes der Verehrer waren die Götzenbilder oft mit Gold oder Silber überzogen, wenn nicht ganz von diesen Metallen, zuweilen auch mit reichen Kleidern angethan; Jes. 2, 20; 30, 22; 31, 7; 40, 19; Jerem. 10, 4; Hos. 8, 4; Bar. 6, 12. 16.

6) **Hebräische Namen der Götzen und des Götzendienstes.** Man findet, wenn wir dem hebräischen Alphabete nachgehen, hauptsächlich folgende Bezeichnungen. 1) אֱלִילִים, was vielleicht oder wahrscheinlich ein carikirendes Wortspiel mit אֱלֹהִים sein soll, wie poëtaster, z. B. Levit. 19, 4; 26, 1; Hab. 2, 18 steht es für Götzenbilder. — 2) גִּלּוּלִים, was eigentlich Mist, Unrath bedeutet, ist eine spöttische Benennung in noch ausgeprägterer Gestalt als Nr. 1. Man findet es z. B. Ezech. 6, 4. 6; 14, 3—7. — 3) הֲבָלִים (eigentlich Dünste) findet sich z. B. Jerem. 2, 5 (wo der sing. הֶבֶל steht); 8, 19; 14, 22; auch mit einem Zusatze, nämlich als הַבְלֵי שָׁוְא, d. h. Götter der Nichtigkeit, Jon. 2, 9. — 4) עֹצֶב (eigentlich Gemächt), z. B. Ps. 95, 4. — 5) שִׁקּוּץ, plur. שִׁקּוּצִים, was eigentlich ein Scheusal bedeutet, z. B. 2 Kön. 11, 5. 7; 2 Kön. 23, 13. — 6) Das gebräuchlichste Wort ist תְּרָף, was fast nur im pluralis als תְּרָפִים vorkommt und dem griechischen *εἴδωλον* am meisten entspricht. — Ein im alten Testamente sehr häufiger Ausdruck — auf Seiten der Jehovadiener — für Götzendienst ist Huren (זָנָה), Hurerei, fremden Göttern nachhuren, z. B. Richt. 2, 17; Jerem. 3, 1 u. 2. Am stärksten in dieser Benennung ist indessen Ezechiel, welcher den Ausdruck in Capitel 16 außerordentlich oft braucht und im 23. fast bis zum Ekel breit tritt. Man vergleiche auch Baruch 14, 26. Obgleich mit dem Dienste vieler heidnischen Götter, wie oben bemerkt, geschlechtliche Unsittlichkeit verbunden war, so kann doch jener hebräische Name wol nicht als ein Ausfluß dieser Thatsache betrachtet werden.

7) **Gründe des früher häufigen Götzendienstes bei den Juden.** Wenn wir einmal voraussetzen, daß der bildlose monotheistische Jehovadienst, wie dies die im alten Testamente vorliegende altjüdische Literatur berichtet, etwa 2000 Jahre vor Christus mit Abraham

8) Vergl. F. W. Ghillany, Die Menschenopfer der alten Hebräer, 1842. 9) Unter dem Artikel „Abgott."

begann, in dessen Familie mit einer irrelevanten Ausnahme festgehalten wurde, bei dem Aufenthalte des Volkes in Aegypten sich conservirte, unter den meisten Richtern, sowie unter Saul, David und Salomo, als strenge Nationalreligion beobachtet wurde, darauf durch mehre Jahrhunderte hindurch sich hundertfach mit dem Göttercultus der umwohnenden Völker vermischte, nach dem Exile in dem neu organisirten Staate mit vollständiger Reinheit fortbestand, da die erzwungenen Ausnahmen unter Antiochus Epiphanes sehr bald beseitigt wurden: so drängt sich von selbst als ein nothwendiges zu lösendes Problem die Frage auf, wie es denn möglich gewesen sei, daß in einem nationalen Gemeinwesen, von welchem die alttestamentlichen Urkunden allesammt berichten, daß es sich schon unter Abraham, dann mit schriftlichen Aufzeichnungen und expresser Gesetzgebung unter Moses auf dem Grunde des strengsten urbildlichen Jehovacultus constituirte und jede Abweichung davon mit der Todesstrafe belegte, daß es unter den Richtern im Ganzen dieser Religion treu geblieben sei, unter Samuel, Saul und David diese Institutionen mit neuen weitreichenden Garantien umgab, — daß in einem solchen Gemeinwesen seit dem Ende der Regierung Salomo's der Götzendienst mit einer fast Alles ergreifenden Gewalt und fast nur unter Ausnahmen des zuweilen wieder hergestellten Jehovadienstes bis zur Zeit der Rückkehr aus dem Exile, also fast 500 Jahre lang, sich geltend machte. — Man hat, wieder unter der Voraussetzung, daß die so eben citirten Thatsachen von der Einführung und Feststellung des Jehovadienstes unter Abraham, Moses, David u. s. w. historisch richtig seien, als hauptsächlichste Erklärungsgründe angeführt, daß die Juden, wie andere, ein sinnliches Volk und mitten unter Götzendienern wohnend, nur allmälig an den geistigen, abstracten, übersinnlichen Jehovadienst sich hätten gewöhnen können; sie hätten in einer Natur, unter einem Himmel gelebt, welcher namentlich die Anbetung der Himmelskörper ihnen nahe gelegt; sie hätten, wie dies der rohe Mensch leicht und gern thue, in Fällen der Noth, wo sie bei Jehova keine Hilfe zu finden geglaubt, zeitweilig nach anderen Göttern gegriffen; die meisten von ihnen hätten zu weit entfernt von dem Nationalheiligthume Jehova's in Jerusalem gewohnt u. s. w. [10]).

Ist es möglich, daß ein Volk in seiner religiösen Entwickelung durch einen solchen Wechsel hindurchgeht? Ist es nicht vielmehr erlaubt, anzunehmen, daß die heilige Literatur der Juden, welche in ihrem jetzigen Texte wol meist erst seit der Zeit nach der Rückkehr aus dem Exile datirt und von Priestern aufgezeichnet worden ist, den Monotheismus des abstracten Jehovadienstes mit seinen Anfängen und Wirkungen in eine frühere Zeit zurückverlegt habe als der historisch-kritische Calcul zuläßt? Zwar haben auch die Christen im Anfange einen bildlosen Gott verehrt und sind erst später in der orientalischen wie occidentalischen Kirche in einen oft grassen Bilderdienst, sowie in die Vergötterung der Heiligen, namentlich der Maria, verfallen. Allein erstlich bilden die Christen kein nationales Volkscontinuum; zweitens haben sie außer dem Einen Gotte nie anderen Göttern gedient und diese stets auf das Entschiedenste verworfen. Es ist uns kein Volk bekannt, welches Jahrhunderte lang dem Monotheismus dient, dann Jahrhunderte lang dem Polytheismus und dann wieder dem Monotheismus. Zwar liegt in der evangelischen Kirche, welche das Urchristenthum wieder herstellen wollte, eine Analogie vor; allein es ist durch sie das Urchristenthum durchaus nicht in allen Stücken repristinirt worden. Es ist zwar nicht undenkbar, daß die Partei des Jehovadienstes sich in einem Theile der Priester und ihrer Anhänger Jahrhunderte lang erhielt und schließlich ihre Ansichten wieder als allgemeinen Volksglauben durchsetzte; allein es liegt ein merkwürdiges, von ihr selbst nicht ausgelöschtes Factum vor, welches uns einestheils zu der Annahme berechtigt, daß die Wirklichkeit der Geschichte nicht ganz so verlaufen sei, wie sie dieselbe im Uebrigen aufgezeichnet hat, anderentheils aber einen Schlüssel zur Lösung der räthselhaften Widersprüche bietet. Es wird nämlich, besonders im 2. Buche der Könige Cap. 23, erzählt, daß man unter dem Könige Josia, welcher nach der gangbarsten Annahme von 639—609 vor Christus im Reiche Juda regierte, das Gesetzbuch סֵפֶר הַתּוֹרָה, aufgefunden habe, und zwar unter Umständen, welche mit höchster Wahrscheinlichkeit voraussetzen lassen, daß man von einer früheren Existenz dieses Buches gar Nichts gewußt hat. Auch wird in der früheren jüdischen Literatur nicht erwähnt, daß außer den zwei Tafeln, welche auch verloren gegangen waren, eine schriftliche Aufzeichnung vorhanden gewesen sei. Es darf ferner als sicher angenommen werden, und selbst conservative Gelehrte wie Winer [11]) leugnen es nicht, daß die fünf Bücher Mosis so, wie sie jetzt sind, nicht von ihm herrühren, und daß sich in der Literatur vor dem Exile, überhaupt in der ganzen alttestamentlichen Literatur, abgesehen von den Apokryphen, fast gar kein Citat aus ihnen findet. 5 Mos. 31, 26 meldet zwar, daß außer den zwei steinernen Tafeln auch das סֵפֶר הַתּוֹרָה deponirt worden sei, und zwar noch zur Zeit des Moses; allein grade das steht fest, daß das Deuteronomium ein Werk sehr späten Ursprungs ist. Eine weitere Berechtigung für den Zweifel, ob der Jehovacultus, wie wir ihn zur Zeit Christi finden, bereits in den Zeiten vor dem Exile bestanden habe, erwächst aus dem Umstande, daß gemeldet wird, der König Josia habe auf Grund des gefundenen Gesetzbuches das Passafest, welches seit den Zeiten der Richter nicht gefeiert worden sei, (wieder) eingeführt. Wenn wir auch nicht so weit gehen dürfen, wie z. B. Ghillany [12]), welcher Abraham unter die Molochdiener versetzt, so können wir doch einen gesicherten Jehovadienst bei den Hebräern erst von der Zeit nach dem Exile und die ersten gewissen Anfänge desselben mit den ersten der bekannten alttestamentlichen Propheten datiren.

10) Vergl. z. B. Ewald, Gesch. von Israel II. S. 109 fg.

11) Artikel „Gesetz" in dessen Bibl. Real-Wörterbuche.

12) Vergl. sein Buch: Die Menschenopfer der alten Hebräer.

Die Blüthezeit der hebräischen Literatur, namentlich die Wiege der Psalmen und der historischen Bücher, vielleicht auch die Ueberarbeitung der meisten prophetischen Vaticinien und Ermahnungen, liegt wol in dem angegebenen Zeitraume, und aller Wahrscheinlichkeit nach war die Religion der Juden bis etwa in das 9. Jahrhundert vor Christus von der Religion der umliegenden Völker nicht sehr verschieden, namentlich da man gute Gründe hat, anzunehmen, daß deren Gottesdienst vielfach monotheistisch und z. B. ihr Baal von Jehova nicht eben sehr verschieden gewesen sei, nur daß bei den Juden schon frühzeitig die Tendenz auftrat, den Gott unbildlich zu verehren, während anderwärts seine bildliche Verehrung sanctionirt war.

IV. Das religiöse Gebiet des Christenthums.

Das Christenthum trat selbstverständlich unter einem eben so strengen Gegensatze zu dem Götzendienste auf, wie ihn das strenge Judenthum geltend gemacht hatte. Wenn Paulus 1 Kor. 12, 2 seine Gemeinde daran erinnert, daß sie vorher zu den stummen Götzen hingegangen seien, so steigert sich diese Antipathie Röm. 2, 22 bis zu dem Ausspruche: dem Christen greule vor den Götzen. Gal. 5, 20 bezeichnet derselbe Apostel die εἰδωλολατρεία als ein Werk, d. h. als einen Ausfluß des Fleisches und Col. 3, 5 als eine πλεονεξία. Dennoch liegen einige neutestamentliche Stellen vor, aus welchen, wenn eine gewisse Auslegung Recht hat, hervorgeht, daß manche von den ersten Christen nicht sofort vom Götzenopfer ließen. Hierher gehört zunächst der Beschluß der Apostel in Ap. Gesch. 15, 29, welcher sich 21, 25 wiederholt findet. Es war nämlich von Judenchristen die Forderung gestellt worden, daß, wer Christ werden oder sein wollte, sich der jüdischen Beschneidung zu unterwerfen hätte. Da nun auch über andere Stücke Meinungsverschiedenheit bestand, so setzten die in Jerusalem versammelten Apostel einen negativen Kanon von vier Punkten fest, welche als unverträglich mit dem Christenglauben bezeichnet wurden. Unter diesen vier Stücken, deren sich ein Christ enthalten sollte, war das erste das εἰδωλόθυτον. Zwar haben mehre Ausleger darunter Götzenopferfleisch verstanden; allein dann müßte wol näher angedeutet sein, daß man eben den Genuß von Fleisch zu verstehen habe, zumal ein anderer Punkt ausdrücklich den Genuß des Fleisches von erstickten Thieren verbietet. Es mochten wol hier und da Christen sein, welche in dem Glauben standen, daß die Theilnahme an einem Götzenopfer noch nicht den Glauben an die Realität der Götzen einschließe, oder welche sich hierüber keine ganz feste Vorstellung machten, und aus persönlichen Rücksichten sich von den früheren Ceremonien noch nicht ganz zurückzogen. Indessen die Auslegung, daß nur der Genuß von Götzenopferfleisch verboten sei, darf nicht absolut von der Hand gewiesen werden, namentlich wenn die Paulinische Hauptstelle von der Theilnahme des Christen an dem heidnischen Wesen, 1 Kor. 8, als erläuternde Parallele gelten darf. Der Gedankengang dieser classischen Auslassung des neuen Testaments über das Verhältniß des Christen zu den Götzen ist folgender. Wir Christen wissen, was ein Götzenopfer (εἰδωλόθυτον) zu bedeuten hat; aber wir müssen dieses Wissen auch in der Weise der Liebe anwenden. Es ist uns bewußt, daß es außer dem Einen Gotte keine Götzen gibt, d. h. kein Götze (εἴδωλον) Realität hat. Gesetzt nun auch, es gäbe sogenannte Götter (εἴπερ εἰσὶ λεγόμενοι θεοί), wie es viele Götter und Herren gibt (das heißt hier wol: in den Augen Anderer), so haben doch wir Christen nur den Einen Gott und den Einen Herrn Christum. Freilich nicht allen Christen wohnt die richtige Erkenntniß bei; etliche nämlich betrachten vermöge ihres bisherigen Bewußtseins (im Stande des Götterglaubens) das Götzenopferfleisch, falls sie es essen oder essen sollten, eben als Götzenopferfleisch, und ihr Gewissen wird (resp. würde), weil es schwach ist (d. h. wol: weil es sich nicht von der Vorstellung losmachen kann, daß man durch das Essen eine Gemeinschaft mit den heidnischen Göttern darlege und sich zu ihnen quodammodo bekenne), dadurch beschwert. Das starke (unbefangene, freie, richtig urtheilende) christliche Bewußtsein stößt sich an solcher Speise nicht, d. h. glaubt sich nicht zu beflecken, wenn es solches Fleisch ißt, welches von heidnischen Opferthieren herrührt. Allein solche freie, unbefangene Christen sollten doch den schwächeren Brüdern keinen Anstoß geben und deshalb solches Fleisches sich enthalten. — Es geht aus diesen Aeußerungen hervor, wie entschieden sowol die „schwachen," als auch die „starken" Gewissen der Christen, zunächst in Korinth, jedem Götzendienste abgesagt hatten. Dennoch ermahnt Paulus 1 Kor. 10, 7 die Gemeinde, sich des Götzendienstes zu enthalten und wiederholt V. 14 diese Abmahnung, sodaß er doch seine Gründe haben mußte. Er kommt dann V. 18 auf die Gemeinschaft mit dem heidnischen Götzendienste zurück und fragt V. 19: Soll ich sagen, daß ein Götze oder ein Götzenopfer etwas sei? und antwortet V. 20: „Nein! sondern was die Heiden opfern, das opfern sie den Teufeln und nicht Gott; ich will aber nicht, daß Ihr Gemeinschaft habet mit den Teufeln." Nehmen wir andere Paulinische Stellen hinzu, so geht daraus hervor, daß der Apostel an die Existenz und Wirksamkeit böser Geister glaubte; er meint also, daß die heidnischen Götter als Teufel Realität haben. Uebrigens gibt er V. 25 den Korinthern den Rath, alles Fleisch, was auf dem Fleischmarkte käuflich sei, zu kaufen, ohne zu prüfen, ob es von heidnischen Opferthieren sei oder nicht. Ebenso räth er V. 27: wenn ein Christ von einem Heiden zum Fleischessen eingeladen sei, solle er gehen und essen, ohne zu untersuchen. Nur in dem Falle, wo der Wirth ausdrücklich sage, es sei Fleisch von heidnischen Opferthieren, sollen sie nicht davon essen, weil es dann Gewissenssache werde und man dem Wirthe die Meinung nicht lassen müsse, als nehme man etwa Theil an seinem Aberglauben, indem er die Versuchung dazu nahelege (V. 29. 30).

Haben wir schon oben angedeutet, daß man a priori nicht annehmen könne, es hätten alle Christen der ersten Zeit jede Theilnahme am Götzendienste sofort rein abge-

brochen, so gibt hierzu das neue Testament auch factische Belege, falls die Apokalypse hierin keine bloßen Visionen berichtet. Es wird nämlich in ihr C. 2 V. 14 der Gemeinde von Pergamus der Vorwurf gemacht, daß in ihr Etliche wären, welche der Lehre Bileam's gemäß Götzenopferfleisch äßen und Hurerei trieben, ebenso der Gemeinde von Thyatira, daß in ihr die Isabel als falsche Prophetin die Christen zur Hurerei und zum Essen von Götzenopferfleisch verführe. Indessen auch hier ist kein directer, confessioneller Götzendienst der Inhalt des Tadels. Dagegen weiß man aus der Kirchengeschichte, daß zu anderen Zeiten die zum Christenthum Bekehrten oft noch lange Zeit hindurch viele Stücke aus dem Heidenthume beibehielten und einer widerspruchsvollen Vermischung des christlichen Gottesglaubens mit dem Götzenglauben huldigten. Wir erinnern beispielsweise an die durch Karl den Großen bekehrten Sachsen, an die Obotriten, an die Chinesen und Tibetaner unter den Jesuiten im 17. Jahrh.

Man hat vom christlichen Standpunkte aus, namentlich in früheren Jahrhunderten, alle Götter außer dem christlichen, dem jüdischen und dem Muhammedanischen, welcher in seiner objectiven Realität als identisch gefaßt wurde, für Götzen erklärt und das ganze nichtchristliche, nichtjüdische und nichtmuhammedanische Gebiet dem Götzendienste überwiesen. Allein es kann, abgesehen einmal von der supranaturalistischen Offenbarungsdoctrin, keine Religionsform, welche nur Einen Gott, wenn auch in mancherlei Verhüllungen und Trübungen, bekennt, als Götzendienst registrirt werden, sofern nicht die Verehrer ein materielles Bild des Gottes als ein göttliches oder mit wunderbaren Kräften begabtes anbeten. So enthalten sie viele Schattirungen des Buddhismus der Anbetung eines solchen materiellen Objects als eines für sich seienden göttlichen Wesens; und wo sie einen sogenannten „Götzen" haben, da muß doch erst gefragt werden, in welcher Eigenschaft er fungire; denn man könnte als Christ bei der Verurtheilung eines solchen Bildes als Götzen sich selber schlagen und müßte sich den Rückschlag des Urtheiles gefallen lassen, welches unter demselben Maßstabe den im Bilde gekreuzigten Christus, vor welchem Christen beten, knien u. s. w., ebenfalls für einen Götzen erklärte. Wie Graul berichtet, ist bei vielen Sekten der Brahmareligion in Ostindien der Götzendienst in diesem Sinne streng untersagt [13]).

V. Literatur.

Nach dem Inhalte des Artikels beschränkt sich der Begriff des „Götzen" vorzugsweise auf das Gebiet der Bibel und der biblischen Vorstellungen; die betreffende Literatur wird sich deshalb ebenfalls hauptsächlich auf diesen Kreis beschränken. Es gehören demnach hierher die Werke, Abhandlungen, Artikel über den (jüdisch-christlichen) Gottesbegriff, die biblische Theologie, über die Religionsgeschichte, Religionsphilosophie, Mythologie u. s. w. im Allgemeinen, über die jüdische und christliche Kirchengeschichte, über die biblische Archäologie, die Lexika und Realwörterbücher zum alten und neuen Testamente, die Concordanzen für die Bibel. Wir führen, in Verbindung mit Specialmonographien, diejenigen an, welche die meiste Ausbeute gewähren dürften und verweisen außerdem auf die Werke über die Geschichte der Juden in der Zeit des alten Testaments. *Otho* (gest. 1713): Lexicon Rabbinicum p. 286 seq. *Leusden* (gest. 1699): De idolis Veteris Testamenti, in seinem Philologus Hebr. mixt. p. 29 seq. *Van Dale* (gest. 1708): De divinationibus idolor. Vet. Test. und dessen Programm De idololatria. *J. F. Ehrlen*: De Diis et Deabus in Script. sacra memoratis. (Argentor. 1750.) J. D. Michaelis: Mosaisches Recht. (Frankfurt am Main 1770—1775 und 1775—1780.) *J. Gerritsen:* Cur Hebraei ante exilium Babylonicum se ad idolorum et plurium deorum cultum valde propensos .... ostenderint, in den Annal. Rheno-Traj. 1822—1823. p. 120 seq. K. P. W. Gramberg: Kritische Geschichte der Religionsideen des alten Testaments (Berlin 1829 u. 1830.) I, 436 fg. *Kalkar:* Udsigt over den idololater Cultus som omtales i bibelen (Odense 1838. 1839.) II, 8. F. W. Ghillany: Die Menschenopfer der alten Hebräer, 1842. G. B. Winer: Biblisches Real-Wörterbuch, 3. Ed. 1847. I. S. 433—436. Herzog: Real-Encyklopädie. 5. Bd. S. 280. 281. (*J. Hasemann.*)

GÖTZE (Friedrich Leberecht), teutscher Theolog, im J. 1704 zu Zwickau geboren, erlangte, nachdem er seine Studien auf der Universität zu Leipzig beendigt hatte, daselbst im J. 1723 die Magisterwürde und wurde im J. 1727 Pastor zu Weißenborn, im J. 1730 aber Unterdiakon und im J. 1744 Oberdiakon in seiner Vaterstadt, wo er im J. 1748 starb. Seine philologischen und theologischen Abhandlungen (De pistrinis Veterum ad illustranda varia Scripturae sacrae et profanorum auctorum loca ex antiquitatum monumentis. Cygneae 1730. 8. De mathematico uxorato. Lipsiae 1724. 4. Schediasma, quod vulgus sit judex corruptissimus de titulis academicis. Cygneae 1729. 4. De ἰχθυολατρεία. Lipsiae 1723. 4. und De nonismo et nihilismo in Theologia. Chemnitii 1733. 8.) liest man jetzt noch mit Vergnügen *).

(*Ph. H. Külb.*)

GÖTZE (Friedrich Wilhelm), geb. 1754 zu Netzschkau bei Reichenbach im Voigtlande, studirte zu Leipzig Philosophie und Theologie. Durch Vertheidigung seiner Dissertation: De confinio poëseos et eloquentiae regundo (Lips. 1774. 4.) erwarb er sich auf der genannten Universität die Magisterwürde. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn ward er an dem philanthropischen Institute zu Dessau als Lehrer angestellt. Diese Lehranstalt verließ er im J. 1789. Er begab sich um diese Zeit nach Livland. Noch in dem genannten Jahre erhielt er das Rectorat an der Schule zu Riga. Im

13) In den von H. A. Niemeyer edirten Nachrichten der „Ostindischen Missionsanstalt zu Halle," 1851. III, 3.

*) Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1510.

J. 1797 ward er Rector des dortigen Lyceums. Er starb am 12. Febr. 1801 im 47. Jahre, geschätzt als ein tüchtiger Schulmann, in mehren wissenschaftlichen Fächern bewandert. Für literarische Arbeiten, zu denen ihn seine mannichfachen Kenntnisse wohl befähigt hätten, fand er bei der gewissenhaften Erfüllung seines Lehrerberufs wenig Muße. In eine frühere Zeit seines Lebens, noch während seines Aufenthalts in Dessau feierte er das Andenken an Leibnitz, dessen Philosophie sein Lieblingsstudium gewesen war, in einer lyrischen Dichtung. Sie erschien 1776 zu Leipzig in Octav gedruckt. Zu Dessau erschien von ihm 1784 eine anziehende, mit fünf Kupfern gezierte „Beschreibung des fürstlichen Landhauses und Gartens zu Wörlitz" *). (*Heinrich Döring.*)

GÖTZE (Georg), teutscher Theolog, am 11. Juni 1633 in dem Dorfe Frauenprießnitz (im jetzigen sachsen-weimarischen Justizamte Tautenburg), wo sein Vater am Hofe des Herrn Schenck von Tautenburg Mundkoch war, geboren, widmete sich, nachdem er auf den Schulen zu Naumburg und Gera den ersten gelehrten Unterricht erhalten hatte, vom Jahre 1652 an auf der Universität zu Jena der Theologie und übernahm nach Beendigung seiner Studien und Erlangung der Magisterwürde die Erziehung der drei Söhne des sachsen-weimarischen Kanzlers R. W. Crusius. Er begleitete darauf den ältesten derselben als Hofmeister auf die Universität zu Jena, wo er sich zugleich als Privatdocent bei der philosophischen Facultät so großen Beifall erwarb, daß er im J. 1665 zum Professor der Ethik und Politik ernannt wurde. Sein ungewöhnliches Predigertalent veranlaßte im J. 1672 seine Berufung nach Erfurt; er kehrte jedoch, da es ihm hier nicht behagte, in seine frühere Stelle zurück, ging aber im J. 1681 als erster Prediger nach Hildesheim und im J. 1684 als Superintendent nach Jena, wo er allmälig zum Kirchenrathe, Oberhofprediger und Generalsuperintendenten vorrückte und am 3. April 1699 starb. Außer seinen ein nicht unbedeutendes Rednertalent beurkundenden „Leichen-Abdankungen" (Jena 1678. 8.), seinen „Disponirten Weyhnachts-Gesängen" (Erfurt 1711. 12.) und andern theologischen Schriften, von denen hier nur noch die Rhetorica ecclesiastica (Jenae 1701. 8.), das Collegium Funeralium seu Parentationum (Salfeldiae et Lipsiae 1716. 8.) und einige gute Abhandlungen (De culpa et reatu. Jenae 1667. 4. De redemptore Ebraeorum diss. I et II. Jenae 1661—1662. 4. und De suspendio Judae. Jenae 1661. 4.) genannt werden sollen, sind noch seine historischen Versuche (Historia Principum Anhaltinorum. Jenae 1686 und 1691. 4. Alberti Brandenburgici Electoris vulgo Achillis Germanici vita et res gestae. Jenae 1670. 4. und Cataclysmus Thuringiacus oder historische Erzählung von der thüringischen Sündfluth. Jenae 1670 und 1690. 4.) zu erwähnen †). (*Ph. H. Külb.*)

GÖTZE (Georg Heinrich), teutscher Theolog, am 11. Aug. 1667 zu Leipzig geboren, widmete sich, nachdem er in den Unterrichtsanstalten seiner Vaterstadt die nöthigen Vorbereitungsstudien beendigt hatte, auf den Universitäten zu Wittenberg und Jena der Theologie und wurde nach Erlangung der Magisterwürde zuerst (1688) Hilfsprediger, dann (1690) Prediger zu Burg und bald darauf (1691) zu Chemnitz. Von hier kam er (1694) in derselben Eigenschaft nach Dresden und später (1697) nach Annaberg, von wo er sich (1699) nach Leipzig begab, um die theologische Doctorwürde zu erlangen. Nicht lange nachher (1702) folgte er einem Rufe als Superintendent nach Lübeck, wo er viele Jahre rastlos wirkte und am 25. März 1729 (nach Andern 25. April 1728) starb [1]). Er gehört unstreitig zu den fruchtbarsten teutschen Schriftstellern [2]), bleibt aber auch gewöhnlich bei der Behandlung der von ihm gewählten vielartigen Stoffe auf der Oberfläche und zeigt so wenig Geschmack, daß die meisten seiner Schriften jetzt fast ungenießbar sind und nur des sonderbaren Inhalts und der barocken Anlage und Durchführung wegen noch gesucht werden. Ein vollständiges Verzeichniß derselben wäre überflüssig und eine Zusammenstellung der brauchbarsten und sonderbarsten nach Gruppen dürfte genügen. Zu der literarhistorischen Gruppe, welche den Anfang machen soll, gehören seine Schriften über gelehrte fürstliche Personen, welche der hebräischen oder griechischen Sprache mächtig waren oder die Kenner dieser Sprachen unterstützten (De principe hebraice docto. Lipsiae 1701. 4. Princeps graece doctus sive de principibus viris et foeminis graece doctis. Lipsiae 1704. 4.). Ueber Reisen, welche der orientalischen Literatur wegen unternommen wurden (Ecloga de peregrinationibus eruditionis orientalis causa susceptis. Lubecae 1716. 4.), über frühreife Gelehrte (Elogia praecocium eruditorum aliorumque virorum doctorum. Lubecae 1708. 8. Puer decennis sive eruditus in primo decennis vitae suae memorandis fatis obnoxius. Lubecae 1711. 4.), über ertrunkene oder dem Ertrinken nahe Gelehrte (De eruditis, qui vel aquis perierunt vel divinitus liberati fuerunt. Lubecae 1715. 4.), über blinde Gelehrte (De caecis eruditis. Lubecae 1715. 4.), über die Ehe der Gelehrten (Miscellanea historico-theologica de conjugio eruditorum. Lubecae 1714. 4.), über die Schmausereien der Gelehrten (Ecloga de conviviis eruditorum. Lubecae 1716. 4.), über die Behauptung, daß die leichtfertigsten Studenten sich später

*) Vergl. Schmidt's Anhaltsches Schriftstellerlexikon S. 116 und 501.

†) *G. Schubarti* Programma in funere G. Götzii. (Jenae 1699. fol.) *H. Pippingii* Memoriae Theologorum. (Lips. 1705. 8.) Decad. VI. p. 785.

1) Vergl. *Jo. Henr. a Seelen*, Memoria G. H. Goetzii. (Lubecae 1728. 4.) *Ad. Chr. Hoefer*, Oratio funebris in memoriam G. H. Goetzii. (Wittemberg. 1728. 4.) *J. P. Niceron*, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la république des lettres. Tom. XXIII. p. 8 seq. *Chr. Saxii* Onomasticon litterarium. Tom. VI. p. 583 seq. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 595 seq. Biographie générale. Tom. XXI. p. 62 seq. 2) Niceron (a. a. O.) zählt 150 verschiedene Schriften Götze's auf, bemerkt aber, daß sein Verzeichniß keinen Anspruch auf Vollständigkeit mache.

als fromme Prediger auszeichnen (Observatio theologica in Paroemiam: die ärgsten Studenten werden die frömmsten Prediger. Lubecae 1723. 8.), über die Frage, ob man knieend den Studien obliegen dürfe (Disquisitio num flexis genibus studiis incumbere liceat. Lubecae 1717. 4.), über gelehrte Gärtner (De eruditis hortorum cultoribus. Lubecae 1706. 4.), über gelehrte Kaufleute, Bauern, Schuster, Schneider und andere gelehrte Handwerker (De mercatoribus eruditis. Lubecae 1705. 4. De rusticis eruditis. Lubecae 1707. 4. De sutoribus eruditis. Lubecae 1708. 4. De sartoribus eruditis. Lubecae 1706. 4. De viribus eruditis ab opificiis ad litterarum studia revocatis. Lubecae 1709. 4. diese fünf Schriften zusammengedruckt unter dem Titel: Selecta ex historia litteraria. Lubecae 1709. 4.), über Gelehrte, welche den Namen Lucas führten (De viris doctis Lucae insignitis nomine oratiuncula. Lubecae 1709. 4.), über Gelehrte, welche den Namen Schmid, Smith, Faber und Lefevre führen (De claris Schmidiis oratio synodalis. Lipsiae 1699. 4.), über Theologen, welche zugleich Aerzte waren (De theologis pseudomedicis. Lipsiae 1700. 4.), worin bewiesen werden soll, daß ein Theolog nicht Arzt sein dürfe, über ketzerfreundliche Gelehrte (De scriptoribus haereseologicis disputationes. Wittembergae 1697. 4.), über die zweifelhaften Schriften des Kirchenvaters Athanasius (De dubiis Athanasii scriptis. Lipsiae 1687. 4.), über das Studium der Schriften Cicero's (De scriptorum Ciceronis lectione dissertatio. Lipsiae 1689. 4.), über teutsche Theologen (Elogia germanorum quorumdam theologorum saeculi XVI et XVII. Lubecae 1708—1709. 8. 3 Voll.), sehr seichte Arbeit über meist unbedeutende Leute, über teutsche Philosophen (Elogia germanorum philosophorum. Lubecae 1709. 4.), über einige um die hebräische Sprache verdiente Philologen (Elogia philologorum ebraeorum. Lubecae 1707. 4.), „Von gelehrten Dresdenern" (Frankf. u. Leipzig 1712. 8.), über lübeckische Literatur und lübeckische Gelehrte (Bibliothecae antipontificiae clarorum Lubecensium specimen. Lubecae 1717. 4. Bibliotheca antipontificia presbyterii Lubecensis. Lubecae 1717. 4. Bibliotheca anticalviniana presbyterii Lubecensis. Lubecae 1720. 4. Bibliotheca antifanatica Lubecensis. Lubecae 1721. 4.) und über die Bibliothek der Schule zu Annaberg (in den Nova litteraria Germaniae vom December 1703 p. 448—460), welche ihre Entstehung und Vermehrung der seit 1656 zu Annaberg eingeführten Sitte verdankt, daß bei Hochzeitsschmäusen Beiträge zu diesem Zwecke gesammelt werden. Eine zweite Gruppe der gelehrten Arbeiten Götze's bilden seine Schriften über Luther und die Lutherische Lehre, unter welchen die den Ansichten Luther's gradezu widersprechende Untersuchung über die noch vorhandenen Reliquien des Reformators (Singularia de reliquiis Lutheri diversis in locis asservatis. Lipsiae 1703. 4.) und die Aufzählung der teutschen Kaiser, welche der Lutherischen Lehre huldigten (De imperatoribus romano-germanicis, qui fidem lutherano-evangelicam morte confirmarunt. Dresdae 1701. 4.), unter denen auch Karl der Große, Maximilian und Karl V. wegen ihres Glaubens an die Verdienste des Erlösers erscheinen, die sonderbarsten sein mögen. Hier sind ferner zu erwähnen der auf ähnlichen Gründen beruhende Versuch über das Lutherthum des heiligen Bernhard (De Lutheranismo D. Bernardi. Dresdae 1701. 4.), mehre kürzere durch ihre Sonderbarkeit auffallende Erörterungen über den Dank, welchen die Nonnen Luther schuldig sind (Quantum moniales debeant Luthero. Lubecae 1707. 4.), über die Frage, ob Luther das Buch Hiob mit den Lustspielen des Terenz und der Aeneide Virgil's verglichen habe (Num Lutherus librum Jobi cum Terentii scriptis et Virgilii Aeneide contulerit. Lipsiae 1700. 4.), über die letzten Worte Luther's (Elogia theologica de moribundi Lutheri colloquio inter ultimam coenam habito. Lubecae 1716. 4.), über das Seelenheil Luther's (De salute M. Lutheri. Lubecae 1716. 4.) und über den Spruch: „Luther's Schue sind nicht allen Dorff-Predigern gerecht" (Lübeck 1725. 4.), und einige Abhandlungen über berühmte Lutheraner (Oratio de Bugenhagii meritis in ecclesiam et scholam Lubecensem. Lipsiae 1704. 4. Spetenarius Dissertationum memoriam Nic. Selnecceri renovatam exhibens. Lubecae 1724—1727. 4. Acta Huberiana. Lubecae 1707. 4. Commentatio de Joh. Staupitio. Lubecae 1704. 4). Die dritte Gruppe umfaßt die archäologischen Bemerkungen über mancherlei kirchliche Gegenstände (De vigiliis paschalibus veterum. Lipsiae 1687. 4. De archidiaconis veteris ecclesiae. Lipsiae 1687. 4. De theologia latronis. Lubecae 1712. 4. De centurione sub cruce Christi. Lipsiae 1698. 4. De vestibus sacris vulgo Meßgewändern. Annabergae 1704. 4. De Baptismo campanarum. Lubecae 1712. 4. De cultu Abrahami. Lipsiae 1702. 4. De cultu Josephi parentis Christi. Lipsiae 1702. 4. De cultu Sanctorum, pestem depellentium. Lubecae 1711. 4. De cultu Annae aviae Christi in Misniam invecti. Lipsiae 1702. 4. De XIV opulatoribus. Lubecae 1708. 4. De Monica, matre Augustini. Lubecae 1712. 4. De reliquiis Patriarcharum Veteris Testamenti. Lubecae 1710. 4. Schlafender Simon. Lübeck 1713. 8.), über die Frage, ob die heilige Schrift denselben Glauben verdiene, wie die Aesopischen Fabeln und Livius (Num Scriptura sacra canonica ejusdem valoris sit ac fabulae Aesopi et Titus Livius. Lipsiae 1700. 4.) und über Hahnenkämpfe. (De alecteromachia. Lubecae 1709. 4.) Eine vierte Gruppe bilden die Predigten (Christliche Lieder-Predigten. Leipzig 1704. 4. Miscellen-Predigten. Chemnitz 1704. 4. Sonderbare Predigten. Chemnitz 1704. 4. Lübeckische Hochzeitreden. Lübeck 1718—1724. 8. 6 Bde.), wozu man noch zählen kann die Abhandlungen über fürstliche Prediger (Princeps concionator. Annabergae 1700. 4.), über Prediger, welche sogleich beim Antritte ihres Amtes starben (Dissertationes II de theologis sub auspiciis novorum officiorum demortuis. Lubecae 1708. 4.), über Prediger, welche ihr 50jähriges

Dienstjubiläum feierten (De theologis semisaecularibus. Lubecae 1709. 4.), über Feldprediger (De concionatore castrensi. Lipsiae 1700. 4.), die „denkwürdige Prediger-Frau" (Leipzig 1712. 8.), die „denkwürdige Prediger-Wittwe" (Lübeck 1713. 8.) und die Erörterung der Frage: „Ob ein Prediger im Schlafpelze das heilige Abendmahl verrichten dürfe." (Lübeck 1725. 4.) Zu einer fünften Gruppe vereinigen sich die theologischen Streitschriften besonders gegen die Römisch-Katholischen, welche ihm ein großes Aergerniß gewesen zu sein scheinen, wie aus seiner Vergleichung der römischen Kirche mit Judas (Parallelismus Judae proditoris et Romanae Ecclesiae. Lubecae 1706. 4.), aus der übrigens ungerechten Beschuldigung der Katholiken, daß sie die Lutherischen Kirchenlieder verunstaltet und verdorben haben (De odio pontificiornm in hymnos ecclesiae Lutheranae. Lipsiae 1703. 4.), aus der Untersuchung, ob die Schriften des berühmten Jesuiten Jerem. Drexel als Orakel zu betrachten seien (Disquisitio, num Hierem. Drexelii scripta oraculorum divinorum instar haberi debeant. Lubecae 1720. 4.), mehren kleinen Abhandlungen über das Papstthum (De benedictione papali. Lubecae 1715. 4. De pictura papismi promotrice. Lubecae 1703. 4. De moribundis Lutheranis pontificiorum insidiis obnoxiis. Lubecae 1717. 4. In illud Lutheri: pestis eram vivens, moriens ero mors tua papa. Lubecae 1712. 4.) und aus dem Vorschlage, dieselben durch Luther's Schriften zu bekehren (De convertendis pontificiis e lectione librorum Lutheri. Lipsiae 1705. 4.), hervorgeht. Als die sechste und größte Gruppe erscheinen die Schriften über den Unterricht in der christlichen Religion, insbesondere seine Katechismen für verschiedene Lebensverhältnisse und Stände (Catechismus der Flüchtigen. Leipzig 1713. 8. Jonas auf dem Wasser oder Reise-Catechismus. Leipzig 1718. 8. Lübeck 1719. 4. Schiffer-Catechismus. Lübeck 1707. 8. Weiber-Catechismus. Lübeck 1712. 8. Wittwen-Catechismus. Lübeck 1712. 8. Symbolischer Catechismus. Lübeck 1713. 8. Adler-Catechismus. Lübeck 1716. 8. Lieder-Catechismus. Lübeck 1714. 8. Betrachtungen über den Catechismus Lutheri. Lübeck 1714. 8. Denkwürdigkeiten des Catechismus Lutheri. Lübeck 1717. 8. Catechismus-Bibliothek. Budissin 1722. 4.). Hierher gehören auch die überaus zahlreichen Erbauungsschriften (Außerlesene Festtagssprüche von Christi Armuth und Reichthum. Chemnitz 1710. 8. Biblisches Lustgärtlein von Gott dem heiligen Geist. Lübeck 1711. 8. Gasthaus am Erden. Lübeck 1716. 8. Collecten-Andachten. Lübeck 1724. 8. Hausandachten für Kranke. Lübeck 1726. 8. Reise-Andachten. Lübeck 1727. 8. Passions-Bibliothek. Leipzig 1710. 8. Kranken-Bibliothek. Rudolstadt 1705. 4. Todten-Bibliothek. Lübeck 1704 fg. 4. 3 Bde.). Am schwächsten ist die siebente Gruppe, welche die exegetischen Schriften in sich begreift, vertreten und hier sind nur zu nennen seine Bemerkungen zu einer Stelle im zweiten Briefe an die Korinther (Observationes exegetico-practicae in 2 Cor. 12, 20. Lipsiae 1701. 4.), seine Kritik des Commentars des Cornelius a Lapide über die heilige Schrift (De Cornelii a Lapide commentariis in Scripturam Sacram. Lipsiae 1699. 4.), seine Abhandlung über Fürsten, welche sich mit der Auslegung der heiligen Schrift beschäftigten (Princeps commentator biblicus. Lubecae 1706. 4.) und die richtige Erklärung einiger Aussprüche der heiligen Schrift gegen Ludw. Gerhard (Observationum sacrarum specimen, Ludovico Gerhardo, auctori systematis ἀποκαταστάσεως oppositum. Lubecae 1728. 4.). Als die wichtigste Gruppe dürfte vielleicht die achte und letzte Gruppe betrachtet werden, welche aus Götze's Schriften über die Liederdichter und einzelnen Lieder der Lutherischen Kirche besteht. Hier sind vorzugsweise zu nennen seine Rede über die Lübeck'schen Liederdichter (Oratio scholastica de hymnis et hymnopoeis Lubecensibus continuo autorum syllabo. Lubecae 1721. 8.), das „Sendschreiben an Joh. Chr. Olearium wegen der Liederhistorie" (Lübeck 1709. 4.) und zwei den Liederdichter Paul Gerhard betreffende Abhandlungen (Nachricht von Paul Gerhards Hauß- und Kirchen-Liedern. Lübeck 1725. 8. Gerhardische Lieder-Wochen oder wöchentliche Morgen- und Abend-Andachten. Lübeck 1726. 8.). Dazu kommen noch wenigstens theilweise zur Geschichte des Kirchenliedes brauchbare Erörterungen und Betrachtungen über einzelne bekannte Lieder (Tröstungen gegen betrübte Gedanken über das Lied: Warum sollt ich mich denn grämen. Lübeck 1714. 8. Ueber das Lied: In allen meinen Thaten ꝛc. Leipzig 1713. 8. Ueber das Pfingstlied: O du allersüßste Freude. Lübeck 1713. 8. Andacht über das Adventslied: Mit Ernst, o Menschen-Kinder. Leipzig 1720. 8. Tröstendes Sterbe-Bette über das Lied: Gottlob die Stund ist kommen. Leipzig 1721. 8. Gott geheiligte Passions- und Beth-Stunden in Erklärung des Passions-Liedes: Jesu, deine heiligen Wunden. Lübeck 1720. 8. Betrachtung des Liedes: O treuer Heyland Jesu Christ. Lübeck 1722. 8. Erklärung des Gesanges: Ach Gott vom Himmel sieh. Lübeck 1725. 8. Annabergisch Denkmal über das Lied: Ich freue mich in dir. Lübeck 1724. 8. Zwanzig glossirte Kirchenlieder vom heiligen Abendmahle. Hamburg 1726. 8.). Götze hat selbst einen Theil seiner kleineren Abhandlungen unter verschiedenen Titeln (Meletemata Annaebergensia varii argumenti. Lubecae 1707. 8. und 1709. 12. 3 Voll. Selecta ex historia litteraria. Lubecae 1709. 4. und Opuscula varia. Lipsiae 1724. 4.) gesammelt; eine den Bedürfnissen unserer Zeit entsprechende Auswahl der meist selten gewordenen kleinen Schriften Götze's wäre ein dankenswerthes Unternehmen. (*Ph. H. Külb.*)

GÖTZE (Gottfried Christian), ein Bruder des Theologen und Vielschreibers Georg Heinrich Götze, um das Jahr 1670 zu Leipzig geboren, widmete sich auf der Universität seiner Vaterstadt der Jurisprudenz und erwarb sich daselbst im J. 1699 die juristische Doctorwürde. Nach der Beendigung seiner Studien ließ er sich als praktischer Rechtsgelehrter zu Leipzig nieder, wo er später Rathsherr, Stadtrichter und zugleich Bibliothekar der Rathsbibliothek (jetzigen Stadtbibliothek) wurde und um

das Jahr 1724 starb. Seine juristischen Abhandlungen (De confiscanda haereditate ob inultam mortem. Lipsiae 1699. 4. De aequitate juris Lubecensis. Lipsiae 1703. 4.) sind jetzt veraltet, Werth aber behalten seine Bemerkungen über die leipziger Rathsbibliothek (Bibliothecam Senatus Lipsiensis ex decreto ejus bonae menti jam dedicandam atque aperiendam fore indicit. Lipsiae 1711. 4.), weil sie allein Auskunft über die allmälige Vermehrung derselben und namentlich über die Erwerbung einzelner Handschriften geben [1]). Auch seine literarhistorischen Versuche (Erzehlungen von verschiedenen Gelehrten. Leipzig 1721. 8. De sertis Magistrorum specimen. Lipsiae 1722. 4.) sind noch brauchbar [2]). *(Ph. H. Külb.)*

GÖTZE (Gottfried Christian), ein Sohn des Theologen Georg Heinrich Götze, im J. 1698 zu Annaberg in Meißen geboren, widmete sich auf der Universität zu Leipzig dem Fache seines Vaters und erlangte daselbst im J. 1722 die Magisterwürde. Bald nach der Beendigung seiner Studien ward er Pfarrer im Hildesheimischen, hatte aber häufig mit Krankheiten zu kämpfen und starb bereits um das Jahr 1736. Seine Abhandlung über die Dichter der Weihnachtslieder (Commentatio de hymnopoeis latinis nativitatem Christi carmine illustrantibus. Numburgi 1721. 8.) und seine Erklärungen einzelner Kirchenlieder (Gestalt des leidenden Jesu in Erklärung des Passionsliedes: Christus der uns selig macht. Torgau 1724. 8. Kurze und erbauliche Nachrichten von dem schönen Osterliede: Jesus meine Zuversicht. Leipzig 1724. 8.) enthalten gute Bemerkungen zur Geschichte des Kirchenliedes und auch seine Schriften über geistliche Münzen (Historisches Münz-Cabinet, worin unterschiedliche Münzen, welche dem andern großen Jubelfeste 1717 den 31. Oct. zu Ehren und Andenken geprägt worden. Lübeck 1718. 4. Geistliches Münz-Cabinet, bestehend in unterschiedlichen Weynachts-Münzen. Leipzig 1723. 8.) verdienen jetzt noch die Beachtung des Numismatikers *). *(Ph. H. Külb.)*

GÖTZE (Johann Christian), geb. am 13. Aug. 1692 zu Hoburg bei Wurzen, der Sohn eines dortigen Predigers, bezog, um Theologie zu studiren, die Universität Leipzig. Er erwarb sich dort die Magisterwürde. Unbekannt ist, was ihn bewog, in Dresden zur katholischen Kirche überzutreten. Er begab sich nach Wien, wo er die Stelle eines Convictors in dem k. k. Jesuitencollegium zu St. Barbara erhielt. Mit Eifer setzte er dort seine theologischen Studien fort, später in Rom, wo er mehre Theses öffentlich vertheidigte und den Grad eines Doctors der Theologie erlangte. Der Erzbischof zu Seleucia ernannte ihn 1716 zum Presbyter, und Clemens XI. verlieh ihm ein Kanonicat und eine Präbende an der Kathedralkirche zu Breslau. Im J. 1717 ward er nach Wien zurückberufen und zum Kapellan des kursächsischen Prinzen und nachherigen Königs von Polen August II. ernannt. Im J. 1724 ward ihm die Aufsicht über die kurfürstliche Bibliothek in Dresden übertragen. Benedict XIII. ernannte ihn zum päpstlichen Pronotar. Mit seinen viermaligen Reisen nach Italien verband er den Zweck, wichtige Manuscripte und seltene Werke für die dresdener Bibliothek anzukaufen. Er starb zu Dresden am 5. Juni 1749 im 57. Jahre. Als Schriftsteller machte er sich vorzüglich bekannt durch das in drei Quartbänden herausgegebene Werk: „Merkwürdigkeiten der königl. Bibliothek zu Dresden." Seine „Zubereitung zu einem seligen Ende" war eine Uebersetzung aus dem Italienischen. Aus eben dieser Sprache übertrug er auch seine „Umständliche Nachricht von dem glorreichen Tode, welchen vier Missionarien Societatis Jesu in dem Königreiche Tampuin um des Glaubens willen erlitten." Noch ist unter seinen Schriften eine Erklärung der Klagelieder Jeremiä zu erwähnen *). *(Heinrich Döring.)*

GÖTZE (Johann Christoph), geb. 1688 zu Nürnberg, erlangte zu Altdorf, wo er sich der Arzneikunde widmete, den Grad eines Doctors der Medicin. Im J. 1713 ward er von dem Collegio medico zum Mitgliede aufgenommen. An dem Commercio litterario Norimbergensi war er ein fleißiger Mitarbeiter. Als ein großer Verehrer des berühmten königl. preußischen Leibarztes Stahl suchte er dessen Theorien immer mehr zu verbreiten. In dieser Absicht schrieb er einen Tract. de Geo. Ern. Stahlii aliorumque ad ejus mentem dissentientium scriptis. Er beabsichtigte auch die in den Werken jenes berühmten Arztes und Chemikers zerstreuten medicinischen Bemerkungen unter gewisse Classen zu bringen und nach und nach zu veröffentlichen. Bei dieser Arbeit überraschte ihn im J. 1733 der Tod †). *(Heinrich Döring.)*

GOETZEA, der Name einer von Wydler aufgestellten Pflanzengattung, welche Endlicher zu den Ebenaceen zieht und die sich durch folgende Merkmale auszeichnet: Der Kelch ist fast glockenförmig, sechstheilig, netzförmig-aderig. Die Blumenkrone ist unterständig, lederartig, röhrig-glockenförmig und hat einen sechsspaltigen Saum, deren Zipfel in der Knospenlage wahrscheinlich klappig, während der Blüthezeit aber zurückgerollt sind. Die sechs Staubgefäße sind dem Grunde der Blumenkrone eingefügt, wechseln mit deren Zipfeln ab und ragen hervor, die Träger sind fadenförmig, die Staubbeutel länglich, fast pfeilförmig, am Grunde angeheftet, biegsam, zweifächerig, die Fächer springen an der Seite der Länge nach auf. Der zweifächerige Fruchtknoten ist von einer kreisförmigen, schwach-sechskantigen Scheibe umgeben. Die Eichen hängen aus der Spitze des Faches herab und scheinen in demselben einzeln zu stehen.

1) *Aem. Guil. Rob. Naumann*, Catalogus librorum manuscriptorum Biblioth. Sen. Lips. (Lipsiae 1838. 4.) p. VI. 2) Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1052. *Chr. Saxii* Onomasticon litterarium. Vol. VI. p. 655.

*) Chr. Gottl. Jöcher a. a. O. *J. G. Walchii* Bibliotheca theologica. Tom. IV. p. 1122. *J. G. Lipsii* Bibliotheca numaria, ed. *Chr. Gottl. Heyne*. Tom. I. p. 150.

*) Siehe Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1053 fg.

†) Vergl. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1053.

Der Griffel ist einfach, die Narbe ausgerandet-zweilappig. Die Beere ist verkehrt-eiförmig, lederartig, durch Fehlschlagen einfächerig, einsamig. Der Same ist umgekehrt. Der Samenkeim liegt schief in dem knorpeligen Eiweiße und ist kaum halb so lang als jenes.

Hierher gehört nur eine Art, welche Wydler G. elegans nannte und die auf der Insel Portorico einheimisch ist, ein sehr ästiger kleiner Baum mit wechselständigen, kurzgestielten, eiförmigen, ganzrandigen, dicht fiedernervigen, geaderten, von angedrückten rostfarbigen Haaren bekleideten Blättern, achselständigen, einzelnen, einblüthigen, etwas nickenden Blüthenstielen, großen Blumenkronen und orangefarbigen Beeren. (*Garcke.*)

GÖTZEN (Friedrich Wilhelm, Graf von), geb. am 20. März 1734 zu Gründel in der Mittelmark, trat in seinem 20. Jahre (1754) in den preußischen Militairdienst. Er begleitete Friedrich II. auf seinen Feldzügen und war während des siebenjährigen Krieges Flügeladjutant des Königs, der ihn später zum Generaladjutanten ernannte. Im J. 1784 erhielt er das erledigte von Thebden'sche Infanterieregiment. Er ward zugleich Gouverneur von Glatz und in den Grafenstand erhoben. Bei Friedrich II. erhielt er sich fortwährend in Gunst durch seine mannichfachen Beweise von Unerschrockenheit und Tapferkeit in mehren Schlachten des siebenjährigen Krieges. Als im J. 1777 die Linie seines Grafenstammes in Schlesien ausgestorben war, verlieh ihm Friedrich II. die dadurch erledigten und anheimgefallenen Familiengüter in der Grafschaft Glatz. Er starb am 15. März 1794 im 60. Lebensjahre. Sein Infanterieregiment führte später den Namen von Pfau, von Fevret und zuletzt von v. Alvensleben *). (*Heinrich Döring.*)

GÖTZEN (Friedrich Wilhelm, Graf von), ältester Sohn des Vorigen, geb. am 20. Jan. 1767 zu Potsdam, betrat, wie sein Vater, frühzeitig die militairische Laufbahn. Er hatte kaum sein 16. Jahr zurückgelegt, als er in das königl. preußische Leibcuirassierregiment eintrat. In dem ansbach-baireuthischen Husarenbataillone, worunter er später versetzt ward, stieg er bis zum Stabsrittmeister. Im J. 1798 ward er Generalquartiermeister und einige Jahre später (1801) erhielt er den Rang eines Majors. Friedrich Wilhelm III. ernannte ihn 1804 zu seinem Flügeladjutanten. Mit Aufträgen des Königs begab er sich 1805 an den sächsischen Hof. Er folgte hierauf Friedrich Wilhelm III. in den unglücklichen Feldzug des Jahres 1806. Im December des eben erwähnten Jahres ward er nach Schlesien gesandt als Begleiter des dort zum Generalgouverneur ernannten Fürsten von Pleß. Mit außerordentlichen Aufträgen schickte ihn der König im Januar 1807 nach Wien. Bereits im nächsten Monate erhielt er die Stelle eines Generalgouverneurs in Schlesien. Seine dortige Wirksamkeit, meist von dem günstigsten Erfolge begleitet, verdiente um so mehr allgemeine Anerkennung, da ihm nur geringe Mittel zu Gebote standen und er mit mannichfachen Hindernissen zu kämpfen hatte.

Ein damals unter ihm dienender Officier äußert sich hierüber [1]) mit den Worten: „Alle seine Anordnungen bewiesen, wie richtig er die Lage der Dinge beurtheilte. Er errichtete nach seiner Rückkehr aus Wien in kurzer Zeit acht Escadrons, ein Grenadierbataillon und zehn Compagnien Nationaljäger. Auf seinen Befehl geschah der Angriff auf den Calvariberg und die Diversion ward unternommen, der zufolge das blutige Gefecht bei Centh stattfand. Daß beide Unternehmungen verunglückten, war in der That nicht die Schuld des Generalgouverneurs. Er verlor indessen durch diese Unfälle keineswegs seine Geistesgegenwart, selbst da nicht, als sein verschanztes Lager von dem Feinde mit Sturm genommen war und der Chef seiner Artillerie ihm den Rapport brachte: daß es mit der Munition zu Ende gehe. Er ergriff die weise Maßregel, eine Capitulation zu schließen, nach welcher dem Feinde erst nach vier Wochen die Festung Glatz übergeben werden sollte. In diesem Zeitraume konnte sich Vieles ändern, und es änderte sich auch wirklich viel; denn dieser wichtige Waffenplatz blieb durch den damals zu Tilsit geschlossenen Frieden dem Könige erhalten." Mit Begeisterung fügt der Berichterstatter hinzu: „Deine Maßregeln, braver Götzen, waren richtig berechnet. Sie umziehen dich mit dauerndem Ruhme und jeder Patriot wird, wenn du nicht mehr bist, deinen Namen mit Ehrfurcht nennen."

Im J. 1813 bekleidete Götzen von Neuem einige Zeit die Stelle eines Generalgouverneurs von Schlesien. Seine leidende Gesundheit, ungeachtet seines noch nicht weit vorgerückten Alters, nöthigte ihn, um seine Dienstentlassung zu bitten, die er auch, bald nach dem Waffenstillstande, erhielt. Die letzte Zeit seines Lebens verstrich ihm theils in der Grafschaft Glatz, theils auf einem ihm gehörenden Gute. Er starb am 29. Febr. 1820 zu Cudowa, einem seinem Bruder, dem Landschaftsdirector von Götzen, gehörigen Curorte in der Grafschaft Glatz. Seine irdischen Ueberreste ruhen auf dem Friedhofe bei der Hussitenkirche zu Cudowa [2]). (*Heinrich Döring.*)

Götzen, Johann, Graf von, s. Götz, Grafen von.

GÖTZENBERGER (Franz Borgia), teutscher Jesuit, am 9. Oct. 1709 zu Neuburg an der Donau geboren, trat nach der Beendigung seiner Studien im J. 1725 in den Jesuitenorden, in dessen Colleg zu Neuburg er als Lehrer der Rhetorik wirkte, bis er im J. 1747 als Prediger nach München und von da im J. 1750 als Domprediger nach Augsburg versetzt wurde, wo er am 2. Febr. 1753 starb. Götzenberger galt zu seiner Zeit als einer der eifrigsten Kämpfer gegen die Protestanten, auch wurden seine Controverspredigten (Lutherische Kirch und Lehr vor der Kirch mit der gesunden Vernunft nicht übereinstimmend. Augsburg 1750. 4.

*) Siehe L. von Zedlitz, Pantheon des preußischen Heeres. (Berlin 1836.) S. 272.

1) In der Schrift: Das unglücklichste Jahr meines Lebens, oder Memoiren eines preußischen Officiers S. 174 fg. 2) Siehe v. Zedlitz a. a. O.

Der Tag der Erlösung aus der Babelischen Verwirrung. Augsburg 1750. 4. Römisch-catholischer päbstlicher Ablaß wider die Lutherische Einwürfe vertheidigt. Augsburg 1751. 4., die letztere gegen den bekannten Theologen Ph. Jac. Spener gerichtet) und seine Streitschriften (die in drei wichtigen Punkten katholisch werdenden Herren Lutheraner von Augsburg, in einem Ostermährlein vorgestellt. Augsburg 1752. 4. Wien 1752. 4. Katholische Anmerkungen über eine Schrift [des zum Protestantismus übergegangenen Katholiken] Georgii Fabricii, Professors bei der Academie zu Herborn, deren Titel ist: Der geplünderte Jesuiter-Bote. Augsburg 1752. 4.) mit Beifall gelesen. Er versuchte sich auch als Dichter und einige seiner kleineren Poesien wurden in Michaeler's Collectio Poëtarum elegiacorum stilo et sapore Catulliano scribentium (Viennae 1784. 8.) aufgenommen*). (*Ph. H. Külb.*)

GÖTZIN (Maria Magdalena), geborene Stephani, geb. am 10. April 1657 zu St. Georgen in Nieder-Ungarn, gest. am 4. April 1722 als Witwe eines Gold- und Silberarbeiters in Nürnberg. Unter ihren Zeitgenossen galt sie als eine beliebte Dichterin. In dem von Harsdörfer 1644 zu Nürnberg gestifteten Blumenorden der Schäfer an der Pegnitz führte sie den Namen Clorinde. Von ihren Gedichten, meistens Idyllen, ist nur, obgleich sie mehre Bände hinterließ, ein Theil gedruckt worden. Mehre Proben theilte Theophilus Sincerus mit in den „Neuen Nachrichten von raren Büchern" †). (*Heinrich Döring.*)

GÖTZINGER (Johann Karl), geb. am 24. Sept. 1731 zu Wechselburg im Schönburgischen, studirte Theologie auf der Universität Wittenberg, wo er die philosophische Magisterwürde erlangte. Zu einem richtigen Verständnisse der heiligen Schrift führte ihn ein fortgesetztes Studium der alten Sprachen. Wie bescheiden er von seinen erworbenen Kenntnissen dachte und weit entfernt war, damit glänzen zu wollen, zeigte sein erster schriftstellerischer Versuch. Noch in der Zeit seines Aufenthalts in Wittenberg erschien seine Commentatio de polymathia et arrogantia eruditis fugienda (Viteb. 1750. 4.). Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn ward er substituirter Prediger zu Struppen. Später erhielt er ein Pfarramt zu Sebnitz in Kursachsen. Dort starb er am 7. Jan. 1790 im 59. Lebensjahre. Ohne seinem Amte als Seelsorger irgend Eintrag zu thun, benutzte er seine Muße zu fortgesetzten philologischen Studien. Mit der Exegese des alten und neuen Testaments beschäftigte er sich vorzugsweise. Für die Homiletik hielt er dies Studium von besonderem Nutzen. Wie wenig er dasselbe für entbehrlich hielt, zeigte seine „Erörterung der Frage: Woher kommen die schlechten Exegesen in Predigten?" (Dresden 1780. 8.) Ueber mehre Paulinische Briefe schrieb er „Kritisch theologische Erläuterungen," über die Epistel an den Titus (Wittenberg 1755. 8.), an die Epheser (Dresden 1757. 8.), über die wichtige Schriftstelle Phil. 2, 1. 2. (Wittenberg 1768. 4.) u. a. m. Auch noch in spätern Lebensjahren setzte er diese Lieblingsbeschäftigung fast ununterbrochen fort. Außer „Philologische Excursionen zur Erläuterung des Neuen Testaments" (Bauzen 1784. 4.) erschienen von ihm: Philologische Beiträge zum dienlichen Erweis der Christologie des Elihu (Wittenberg 1784. 4.); Zur Erläuterung des Alten Testaments aus der Geschichte Abraham's (ebendas. 1785. 8.); Zur Erklärung des Neuen Testaments (ebendas. 1785. 8.); Aus den gottesdienstlichen Alterthümern des alten Bundes und sonderlich des Osterlamms. (Freiberg 1787—1788. 8. 2 Bde.) Mit diesem Werke schloß Götzinger seine schriftstellerische Laufbahn. Seine strenge Orthodoxie zeigte er in historisch-theologischen Anmerkungen zur Geschichte der Arianischen Streitigkeiten. (Wittenberg 1770. 4.) Ein populairer Ton herrschte in seinen „Vernünftigen Gesprächen eines guten Bürgers mit einigen Freunden über wichtige Wahrheiten von Gott und sich selbst." Von dieser Schrift erschienen zu Dresden in den Jahren 1771—1772 drei Stücke *). (*Heinrich Döring.*)

GÖTZINGER (Max Wilhelm), teutscher Sprachforscher, am 14. Nov. 1799 in dem sächsischen Städtchen Neustadt bei Stolpen geboren, ein Sohn des durch mehre gediegene Schriften bekannten Theologen Wilhelm Leberecht Götzinger (s. den folg. Art.), widmete sich, nachdem er auf dem Gymnasium zu Bauzen die nöthige Vorbildung erhalten hatte, auf der Universität zu Leipzig der Philologie und befaßte sich nach der Beendigung seiner Studien von 1821 an mit Privatunterricht, bis er im J. 1824 die Stelle eines Lehrers der teutschen Sprache an dem Fellenberg'schen Institute zu Hofweil erhielt, wo er sich durch seine Leistungen im Unterrichte und als Schriftsteller schnell einen so bedeutenden Namen erwarb, daß er bereits im J. 1827 als Professor der teutschen Sprache an das Gymnasium zu Schaffhausen berufen wurde. In dieser Stellung wirkte er unermüdlich und mit Ausnahme einiger Ferienreisen durch die Alpenthäler der teutschen Schweiz und eines Besuches, welchen er im J. 1841 seinem ihm völlig fremd gewordenen Geburtslande abstattete, ununterbrochen, bis ihn immer zunehmendes Unwohlsein im J. 1851 nöthigte, sein Amt niederzulegen, obgleich er als Schriftsteller noch thätig blieb und sogar sich, da die rechte Hand zuletzt gänzlich gelähmt war, gewöhnte, mit der linken zu arbeiten. Alle Mittel zur Beseitigung dieses traurigen Zustandes waren vergeblich und er starb nach langem und schwerem Leiden am 2. Aug. 1856 im Bade Oeynhausen, von welchem er zuversichtlich Heilung hoffte †). Götzinger, eine pro-

*) Joh. G. Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 274.

†) S. 137 fg. Vergl. Fr. Raßmann's Literarisches Handwörterbuch der verstorbenen deutschen Dichter S. 72 fg.

*) Vergl. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 275 fg.

†) Vergl. die Lebensskizze Götzinger's von C. Köhler in der Vogel'schen Monatsschrift: „Die höhere Bürgerschule" 1859, Januar- und Februarheft.

saische trockene Natur und zum Grammatiker geboren, bedurfte gegen diese ursprüngliche Trockenheit seines Gemüthes eines Gegensatzes und er fand diese Ausgleichung in den teutschen Dichtern, in welche er sich so eingelebt hatte, daß er sich während seiner Krankheit durch Hersagung der gelungensten Werke derselben die Langeweile verscheuchte und die schlaflosen Nächte erträglich machte. Seine Sammlungen ausgewählter teutscher Dichtwerke zum Zwecke des Unterrichts („Deutsche Dichter." Leipzig 1831—1832. 8. 2 Bde. Neue Aufl. Leipzig 1844. 8. 2 Bde. „Dichtersaal." Leipzig 1832. 8. 5. Aufl. Leipzig 1856. 8. „Liedergarten." Schaffhausen 1842. 8. N. Aufl. Leipzig 1855. 8.) sind musterhaft, seine vorzüglichste Leistung ist jedoch unstreitig die auf streng wissenschaftlichem Grunde beruhende, in der praktischen Durchführung unübertroffene und durch Klarheit ausgezeichnete „Deutsche Sprachlehre für Schulen" (Aarau 1827. 8. 9. Aufl. Aarau 1861. 8.), durch welche er sich ein bleibendes Verdienst erworben hat; auch seine übrigen grammatischen Schriften („Anfangsgründe der deutschen Sprachlehre." Leipzig 1825—1827. 8. 2 Theile. 7. Aufl. Leipzig 1856. 8. „Deutsches Lesebuch für Gymnasien und Realschulen." Schaffhausen 1852. 8. 2 Bde. und „Stylschule zu Uebungen in der Muttersprache." Schaffhausen 1854—1855. 8. 2 Bde.) werden sich noch lange als vortreffliche Lehrbücher behaupten; weniger gelungen ist das mehr literarhistorische Werk „Deutsche Sprache und Literatur" (Stuttgart 1836—1844. 8. 2 Bde.), da Götzinger den Standpunkt des Grammatikers nicht verlassen konnte. (*Ph. H. Külb.*)

GÖTZINGER (Wilhelm Leberecht), Vater des Vorigen, geb. zu Struppen am 1. April 1758, widmete sich dem Studium der Theologie. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn übernahm er einige Hauslehrerstellen. Im J. 1788 ward er Diakonus zu Neustadt über Stolpen, wo er 1811 das Pastorat erhielt. Dort starb er am 23. April 1818. Zu Freiberg erschien 1786 von ihm eine „Geschichte und Beschreibung des kursächsischen Amtes Hohnstein mit Lohmen, insbesondere der zu diesem Amte gehörigen Stadt Sebnitz." Als einen Beitrag zu den Beweisen für die Wahrheit der christlichen Religion ließ Götzinger zu Dresden eine Sammlung von Predigten drucken, in denen er die Seelengröße Jesu in seinem Leiden und Tode schilderte. Später, kurz vor seinem Tode, erschienen von ihm noch „Predigten für Stadt- und Landfamilien über alle Sonn- und Festtage des Jahres." (Leipzig 1810—1811. gr. 8. 2 Bde.) Zu einer zweiten Ausgabe (ebendas. 1818.) wurden noch seine Predigten über die neuen Sonntagsevangelien nebst einer Reformationsfestpredigt hinzugefügt. Durch anziehende Naturschilderungen empfahl sich die von ihm verfaßte Schrift: „Schandau und seine Umgebungen oder Beschreibung der sogenannten sächsischen Schweiz." (Bauzen und Leipzig 1804. 8. Mit 8 Kupfern und einer Reisekarte.) Völlig umgearbeitet und stark vermehrt erschien diese Schrift zu Leipzig 1812. 8. Einen lesenswerthen Aufsatz über das schandauer Mineralbad lieferte Götzinger in den „Dresdener gemeinnützigen Beiträgen." (1812. Nr. 20. 22. 30. 50 u. 52.) Götzinger war auch Herausgeber des „Gemeinnützigen Magazins der sächsischen Schweiz" (Pirna 1805), das vom 40. Stücke an unter dem Titel eines gemeinnützigen Pirnaischen Wochenblatts für Stadt und Land erschien *). (*Heinrich Döring.*)

GOEWANSE oder **GOYAS** (die). Die Goewanse bilden auf der Insel Ceylon die geachtetste, zahlreichste und verbreitetste Abtheilung der Kaste Wiessiawanse, die aus den Kaufleuten, Ackerbauern und Schäfern besteht. Die Goewanse oder Goyas sind die Ackerbauer und heißen in dem Niederlande, wo die wohlhabendsten sind, auch Wellales oder Bellalahs. Sie sind die privilegirte Volksclasse im Leben, im Tempeldienste, in Staatswürden, indem sie auch mit andern Geschäften betraut werden als denen, nach welchen ihre Kaste benannt ist. Dagegen geht der Ackerbau durch alle Kasten, weil für alle Art von Diensten und Verdiensten auf Ceylon Land vertheilt wird. Durch die Verheirathung in andere Kasten würden sich jedoch die Wellales degradiren. Sie bildeten die Milizen des Königs, mußten jährlich 15—30 Tage für ihn fröhnen und zahlten ihm den 20. von ihrer Reisernte als Abgabe. (*H. E. Hössler.*)

GÖZ (Johann Adam), geb. am 17. Oct. 1755 zu Nürnberg, erhielt von seinem Vater, der eine Lehrerstelle an der St. Sebaldschule bekleidete, frühzeitig Unterricht im Lateinischen und Griechischen. Rege Wißbegierde und ein treues Gedächtniß unterstützten seine glücklichen Naturanlagen. In seiner Elementarbildung machte er so rasche Fortschritte, daß er bereits in seinem 19. Jahre (1774) die Universität Altdorf besuchen konnte, um sich dem Studium der Theologie zu widmen und seine Sprachkenntnisse weiter auszubilden. Nach einem vierjährigen Aufenthalte in Altdorf ging er wieder nach Nürnberg zurück. Im J. 1781 erhielt er dort eine Lehrerstelle an der lateinischen Schule zu St. Sebald, an welcher er im J. 1800 zum Rector ernannt ward. Als Nürnberg an die bairische Krone überging, ward er von der neuen Regierung zum Professor am nürnberger Gymnasium ernannt. Im J. 1817 erhielt er die durch Hegel's Abgang nach Heidelberg erledigte Rectorstelle an der eben erwähnten Lehranstalt. Er starb in sehr hohem Alter am 18. Jan. 1840. Bereits 1822 war er in Ruhestand versetzt worden. Zu ununterbrochener Thätigkeit trieb ihn jedoch noch immer sein reger Geist. Die Wissenschaften im weitesten Sinne des Worts boten ihm den reinsten Genuß. An allen neuern Erscheinungen im Gebiete der Theologie und Philologie nahm er den lebhaftesten Antheil. Gründliche Gelehrsamkeit, verbunden mit seltenem Scharfsinne charakterisirten seine Ansichten, wenn er sich berufen fühlte, sie öffentlich auszusprechen. Seine Bereitwilligkeit, Andern Rath und Belehrung zu ertheilen, wenn sie deren bedurften, seine Gemüthlichkeit im geselligen

---

*) Siehe Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 613. 13. Bd. S. 485. 17. Bd. S. 748.

Umgange und sein durchaus redlicher Charakter erwarben ihm, verbunden mit seiner vielseitigen Bildung, eine große Anzahl von Freunden und Verehrern. Am nächsten stand ihm unter diesen Veillodter, den er als Kanzelredner und ascetischer Schriftsteller sehr schätzte, und ihm, als er 1828 starb, ein biographisches Denkmal stiftete [1]). Seine philologischen Kenntnisse zeigte Göz in mehren von ihm besorgten und größtentheils mit Anmerkungen begleiteten Ausgaben lateinischer und griechischer Schriftsteller. Im J. 1794 gab er zu Nürnberg heraus: *Martiani Minei Felicis Capellae*, Afri Carthaginiensis, De nuptiis Philologiae et Mercurii libri duo; recensuit, varietate lectionis et animadversionibus illustravit. Des Justinus Martyr zweite Apologie und Beweis der Alleinherrschaft Gottes gab er griechisch und teutsch mit Anmerkungen heraus. (Nürnberg 1795. gr. 8.) In einem Anhange entwarf er eine interessante Schilderung von dem Leben, den Schriften und den Lehren jenes Kirchenvaters. Bei einer lateinischen Ausgabe von Theophrast's Charakteren (Nürnberg 1798. 8.) legte er die von J. P. Siebenkees verglichenen Codices in der vaticanischen Bibliothek zum Grunde. Nach einem berichtigten Texte und durch Parallelstellen erläutert ließ er Cicero's Cato major und Somnium Scipionis drucken. (Norimb. 1801. 8.) Er übersetzte auch einige Schriften des römischen Redners ins Teutsche. In seinem „Geschichtlich literarischen Ueberblicke über Luther's Vorschule, Meisterschaft und vollendete Reife in der Dollmetschung der heiligen Schrift" würdigte er die Verdienste des großen Reformators. Diese Schrift erschien, mit Luther's Bildniß und Facsimile, zu Nürnberg 1824. gr. 8. Auch das Gebiet der Theologie betrat er in den letzten Jahren seines Lebens in einigen Schriften. Dahin gehört unter anderen sein an den Professor Daumer in Nürnberg gerichtetes „Sendschreiben über den mythisch-symbolischen Jesus Christus und sein antiquirtes Evangelium" als eine Zeiterscheinung in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. [2]). (*Heinrich Döring.*)

GOËZ (Joseph Franz, Freiherr von), geb. am 28. Febr. 1754 zu Hermannstadt in Siebenbürgen, wo sein Vater als Oberstlieutenant in Garnison stand, stammte aus einer ursprünglich lüneburgischen Grafenfamilie. Goëz erhielt eine sorgfältige Erziehung. Weniger aus wahrer Neigung als um seines Vaters Wünsche zu befriedigen, widmete er sich dem Studium der Rechte. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn ward er bei dem Hofkriegsrathe in Wien und später bei dem dortigen Justizdepartement angestellt. Die mit diesen Aemtern verbundenen Geschäfte ermüdeten ihn durch ihre Trockenheit und Einförmigkeit. Immer regte sich noch in ihm die früh erwachte Idee, sein Leben ausschließlich der Kunst und zwar der Malerei zu widmen, für die sich seine Naturanlagen vorzüglich eigneten. Der Malerei, die er unter Brand's, Füger's und Schmutzer's Anleitung studirte, gehörten alle Mußestunden, die seine Berufsarbeiten ihm gönnten. Daß es ihm nicht an ausgezeichnetem Talente fehlte, bewiesen die von ihm entworfenen Abbildungen des Feldmarschalls Haddick und seiner Familie. Ebenso bedeutend waren, nach dem fast einstimmigen Urtheile von Kennern, seine übrigen Arbeiten. Durch seines Vaters Tod war er zum Besitz eines kleinen Vermögens gelangt und dadurch in den Stand gesetzt worden, ganz der Kunst zu leben. Er verließ den Staatsdienst und begab sich nach München, wohin ihn die dortige Gemäldegalerie zog. Bürger's Ballade: „Lenardo und Blandine," die er in ein Melodrama verwandelt hatte, ward von ihm zum Entwurf von 160 radirten Blättern benutzt. Es war ein Cyclus von Abbildungen der Leidenschaften, für Kunst- und Schauspielfreunde bestimmt. Für das Bildniß des Kurfürsten von Baiern, Karl Theodor, ward ihm von der münchener Akademie die goldene Preismedaille zuerkannt. Sprechend ähnlich malte er außerdem den berühmten Schauspieler Schröder als Hamlet. Wie meisterhaft Goëz ländliche Scenen darzustellen verstand und das Charakteristische darin hervorzuheben wußte, zeigte eine Reihe von Blättern, die Goëz unter dem Titel: Exercices d'imagination de différents caractères et formes humaines herausgab. Fr. Nicolai in Berlin soll in ihm einen zweiten Hogarth prophezeit haben. Den kurzen Aufenthalt Pius' VI. in Augsburg benutzte Goëz, um den Papst zu malen. Dies Bildniß, eins seiner gelungensten, ätzte er späterhin in Kupfer. Von der Kaiserin Katharina II. erging 1787 an Goëz die Aufforderung, den berühmten Forster als Zeichner auf einer Reise um die Welt zu begleiten. Bei dem Kriege Rußlands mit der Türkei kam dies Unternehmen jedoch nicht zu Stande. Im Januar 1791 mußte Goëz seinen bisherigen Aufenthalt in München verändern. Man beschuldigte ihn einer geheimen Verbindung mit dem Illuminatenorden. Der Verdacht war grundlos. Goëz hatte als Freimaurer blos mit einigen Gliedern des genannten Ordens eine flüchtige Bekanntschaft. Genöthigt, München zu verlassen, begab sich Goëz nach Regensburg. In einer kleinen Schrift, die er dort herausgab, bemühte er sich, seine Unschuld darzuthun. Indessen hatte man sich in München bald von dem Ungrunde des ihn getroffenen Verdachts, der auf einer Namensverwechselung beruhte, so vollkommen überzeugt, daß Goëz eine schmeichelhafte Einladung erhielt, wieder nach München zurückzukehren. Er lehnte sie jedoch entschieden ab und blieb seitdem in Regensburg, wo er am 16. Sept. 1815 starb. Allgemein anerkannten Werth haben seine Oelgemälde. Ausgezeichnet waren aber auch seine Arbeiten in der Gouachemanier, in der er ebenfalls sehr Vorzügliches leistete. Sein reicher Nachlaß an Zeichnungen und Skizzen soll ins Ausland gekommen sein *). (*Heinrich Döring.*)

1) Ueber Karl Valentin Veillodter, Dr. der Theologie, königl. bairischer Dekan rc. (Nürnberg 1829. 8. Mit Veillodter's Bildniß.) 2) Siehe Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 614, nebst Nachträgen in den folgenden Bänden; den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XVIII. 1. Th. S. 110 fg.

*) Vergl. Nagler's Künstlerlexikon.

GÖZE (Johann August Ephraim), wurde zu Aschersleben, wo sein Vater erster Prediger war, am 28. Mai 1731 geboren. Er besuchte die dasigen Schulen und studirte in Halle Theologie. Seine gediegene Gelehrsamkeit und ausgezeichnete Kanzelgabe wurde sehr bald bekannt und man bot ihm von verschiedenen Seiten einträgliche Predigerstellen an, allein er zog es vor, seinem kranken Vater den Predigerdienst zu erleichtern. Kaum hatte er jedoch sein 24. Lebensjahr vollendet, als er die Predigerstelle an der Kirche St. Blasii in Quedlinburg übernahm. Hier traf ihn ein schmerzlicher Verlust durch den Tod seines Schwagers, den er mit ganzer Hingebung liebte, und er beschloß, um die Mittel zur Erziehung seiner Neffen zu erübrigen, sich nicht eher zu verheirathen, als bis deren Existenz gesichert sei. Erst im 40. Jahre wählte er eine Lebensgefährtin. Bis zu dieser Zeit war er mit ganzer Liebe Theolog und pflegte ganz besonders die Reformationsgeschichte. An den theologischen Streitigkeiten seines Bruders (s. d. folg. Art.) nahm er öffentlich durch Schriftstellerei keinen Theil, sie verbitterten ihm vielmehr die theologischen Studien und er suchte nun in naturwissenschaftlichen Forschungen seinen Wissensdurst zu befriedigen, wozu ein ihm von Hofmann in Leipzig überlassenes Microscop die erste Veranlassung war. Ein scharfes Auge, vortreffliches Gedächtniß, unermüdlicher Eifer, unbefangenes Urtheil und auf tiefe Gründlichkeit gerichtetes Streben ließen ihn auf diesem neuen Gebiete seiner Thätigkeit Resultate erzielen, welche gewaltig auf den damaligen Stand der Wissenschaft eingriffen und ihm die Achtung der Zeitgenossen und der Nachwelt sicherten. Es sind seine Untersuchungen über die niedern Thiere und ganz insbesondere über die Eingeweidewürmer, die für alle Zeiten einen hohen Werth behalten, so sehr weit auch jetzt schon und zumal in den letzten 20 Jahren unsere Kenntniß auf diesem Gebiete der Zoologie vorgeschritten ist. Seine reiche Sammlung von Eingeweidewürmern in Spirituspräparaten kaufte Kaiser Joseph II. für 1000 Thaler und schenkte sie der Universität Pavia. Wenige Tage nach Abschluß dieses Kaufes bot ihm der berühmte englische Anatom Hunter 1800 Thaler dafür. Göze beschränkte seine Studien keineswegs auf die Eingeweidewürmer, er war zugleich auch eifriger Entomolog, pflegte alle übrigen Theile der Zoologie und wie er in seinen speciellsten Forschungen stets allgemeine Fragen tief eingehend erörterte: so betrachtete er die Naturgeschichte überhaupt als eines der vortrefflichsten Bildungsmittel des menschlichen Geistes und verfaßte in diesem Sinne mehre populaire Schriften und solche allgemeinen Inhalts. Er war im eigentlichen Sinne des Wortes ein denkender Forscher und ein eben so treuer Diener der Kirche, der trotz der schwierigen und vielen naturwissenschaftlichen Arbeiten doch niemals seine Pflichten als Seelsorger vernachlässigte. Wir möchten ihn für so manchen unserer heutigen Geistlichen, die in Verblendung die Auswüchse der Naturwissenschaft für diese selbst halten und in blinder Leidenschaftlichkeit alle Naturforscher und die ganze Naturwissenschaft verketzern, als ein Muster, dem sie folgen sollen, aufstellen; sie würden mit seinen reichen und vielseitigen Kenntnissen, mit seiner Liebe zur Wahrheit, mit seinem auf das ernsteste Nachdenken gestützten Urtheile und nachhaltigen Eifer ungleich mehr wirken, als durch ihre Verketzerung der aus Gottes herrlicher Schöpfung gewonnenen Wahrheiten. — Als im J. 1786 Friedrich's des Großen Schwester Anna Amalie Aebtissin von Quedlinburg wurde und Göze's naturwissenschaftliche Sammlungen besuchte, gewann sie ein so hohes Interesse an dem naturforschenden Prediger, daß sie ihm seine Wünsche zu erfüllen versprach. Angegriffen von den langjährigen angestrengten Arbeiten wünschte Göze nur eine ruhigere Stellung, worauf ihn die Aebtissin zum Hofdiakonus der Stiftskirche in Quedlinburg ernannte. Doch lange sollte er diese wohlverdiente Bevorzugung nicht genießen, am 27. Juni 1793 ereilte ihn der Tod. A. Cramer hat seine Biographie (Leipzig 1793. 8.) geschrieben und sein wohlgetroffenes Portrait brachte schon vorher die Allgem. deutsche Bibliothek (Berlin 1791. Bd. CII). Sein Name wird gemeinlich falsch Götze geschrieben. Von der großen Zahl seiner Schriften genügt es hier, nur die wichtigeren, bedeutungsvollen anzuführen. Das Hauptwerk, das allein seinen Namen unsterblich gemacht haben würde, ist: Versuch einer Naturgeschichte der Eingeweidewürmer thierischer Körper, mit 44 Taf. (Auf Kosten des Verfassers. Blankenburg 1782. 4.), wozu Zeder 1800 einen Nachtrag lieferte. Ferner: Nützliches Allerlei aus der Natur und dem allgemeinen Leben für allerlei Leser (Leipzig 1788. 6 Bände); Natur, Menschenleben und Vorsehung für allerlei Leser (Leipzig 1789—1792. 6 Bände); Europäische Fauna oder Naturgeschichte der europäischen Thiere in angenehmen Geschichten und Erzählungen vorzüglich für die Jugend (Leipzig 1791—1793. 3 Bände, fortgesetzt von Donndorf bis zum 9. Bande); Entomologische Beiträge zu des Ritter Linné 12. Ausgabe des Natursystems (Leipzig 1777—1783. 4 Bde.); Ueber das vermeinte bei Quedlinburg gefundene Einhorn (Quedlinburg 1787). Außerdem lieferte er teutsche Bearbeitungen von Bonnet's Betrachtungen über die organisirten Körper (Lemgo 1775), von dessen Abhandlungen aus der Insektologie (Halle 1773. 1774), von Fernim's Abhandlung von der surinamischen Kröte (Braunschweig 1776), de Geer's Abhandlungen zur Geschichte der Insekten (Nürnberg 1773—1783. 7 Theile), Geschichte einiger dem Menschen u. s. w. schädlichen Insekten (Leipzig 1787), Lister's Naturgeschichte der Spinnen (Quedlinburg 1778), Trembley zur Geschichte einer Polypenart (Quedlinburg 1775), Müller's kleine Schriften aus der Naturhistorie (Dessau 1782). Wenig beachtet, aber sehr lesenswerth ist sein Cornelius für das Volk (Quedlinburg 1792. 3 Bände), worin er den Aberglauben zu Nutz der wahren Religion heftig bekämpft. (*Giebel.*)

GÖZE [1]) (Johann Melchior), geb. am 16. Oct. 1717 zu Halberstadt, stammte aus einer Familie, deren Mitglieder sich größtentheils dem Dienste der Kirche mit redlichem Eifer gewidmet hatten. Seine Jugend fiel in eine Zeit, wo die Religion auf die Erziehung, auf die

1) Nicht Götze, wie sein Name mitunter geschrieben wird.

Sitten, auf die Vorstellungsart noch einen größern Einfluß ausübte, als heut zu Tage. Diese frühen Jugendeindrücke gaben seinem spätern Leben eine bestimmte, nie ganz veränderte Richtung. Ein nachahmenswerthes Muster hatte er an seinem Vater Johann Heinrich Göze, der Diakonus an der Martinikirche zu Halberstadt war, und später als Inspector an der Stephanskirche zu Aschersleben am 11. Oct. 1766 starb. Er erlebte noch, daß sein Sohn Melchior, als Senior des hamburger Ministeriums, ihm zu seinem 50jährigen Amtsjubiläum (1762) durch eine Dedication des neunten Bandes seiner „Auserlesenen Kanzelreden" [2]) hatte Glück wünschen können. In rührender Weise spricht sich in dieser Dedication die kindliche Liebe und lebendige Frömmigkeit aus. Aber nicht blos sein Vater, auch sein Großvater Johann Melchior Göze, nach welchem er in der Taufe die gleichen Vornamen erhalten hatte, konnte ihm zum Vorbilde dienen. Dieser würdige Geistliche war als Dr. der Theologie, Consistorialrath und Oberpfarrer an der Martinikirche zu Halberstadt 1728 gestorben [3]).

Den Unterrichtsanstalten seiner Vaterstadt verdankte Göze seine Elementarbildung. Er soll sich durch früh entwickelte Geistesanlagen, wie durch rühmlichen Fleiß vor manchen seiner Mitschüler ausgezeichnet haben. Wie sein Vater und Großvater, widmete sich auch Göze dem Studium der Theologie. Im J. 1734, in seinem 17. Jahre, bezog er die Universität Jena. Seine Studien setzte er bis zum Jahre 1738 in Halle fort. Eine lateinische Dissertation, die er dort vertheidigte, enthält das Thema: daß die Väter der ersten Kirche glücklicher gewesen, den falschen Glauben der Heiden zu überwinden, als die christliche Lehre zu befestigen [4]). Der berühmte hallische Theolog Baumgarten schrieb über diese Abhandlung einen herzlichen Brief an den Vater des Jünglings, worin er dessen Fleiß, seine Gelehrsamkeit und den frommen Sinn rühmte, den derselbe bei seinem Abgange von der Universität in der erwähnten Dissertation zu erkennen gegeben [5]).

Bereits im J. 1741 war Göze zum Adjuncten des Ministeriums in Halberstadt und 1744 zum Diakonus daselbst gewählt worden. So war er neun Jahre hindurch ein College seines Vaters. In die Zeit seines Diakonats fällt der Anfang seiner sich immer mehr ausbreitenden literarischen Thätigkeit. Er ließ bald einzelne Predigten, bald größere Sammlungen drucken, die meistens die letzten Dinge, Tod, Gericht und Ewigkeit zum Gegenstand hatten [6]). Unter seinen umfangreichen Werken waren es besonders seine „Heilsamen Betrachtungen des Todes und der Ewigkeit" [7]), die seinen Namen weit verbreiteten und großen Beifall fanden zu einer Zeit, wo es in mehren Familien Sitte war, täglich Morgen- und Abendandachten zu lesen, was sie mit Grund für ein Hauptmittel zu einem glücklichen und gesegneten Leben hielten.

Die erwähnten „Heilsamen Betrachtungen" verschafften ihm 1750 einen Ruf nach Magdeburg als Prediger an der dortigen Heiligengeistkirche, wo er 1752 Pastor ward. Durch den lebendigen Verkehr, in welchem Magdeburg damals mit Hamburg stand, war Göze vielen hamburger Kaufleuten bekannt geworden, die auf die Predigerwahlen einen bedeutenden Einfluß hatten. Noch hat sich ein Briefwechsel erhalten, in welchem Göze bei seiner Berufung keinen andern Einwand machte, als daß es ihm schwer werde, sich von seinem alten Vater so weit zu entfernen [8]). Wie groß die Pietät zwischen ihm und seiner Familie gewesen sein muß, zeigt sich auch deutlich in einer Zuschrift an seinen einzigen Bruder, dem er, wie seinem Vater, einen Band seiner früher erwähnten Sammlung von Kanzelreden dedicirt hatte. Ein tiefes Gemüth und zartfühlendes Herz scheint ihm überhaupt nicht gefehlt zu haben. Selbst in seinen spätern Streitschriften trat dies oft hervor. Auch hätte er ohne eine solche Naturanlage in seinen ascetischen Schriften nicht so kräftig in die Tiefen des innern Christenthums dringen und sie so beredt schildern können, wenn er nicht selbst ein inneres christliches Leben geführt hätte. Er fand daher auch in Hamburg, wo er 1755 Hauptpastor an der Katharinenkirche geworden war, eine ungemein liebevolle Aufnahme und erhielt sich lange bei seiner Gemeinde in ungeschwächtem Ansehen. Später, als ihm seine Polemik den Hohn und Spott zahlreicher Gegner zuzog, mußte er sich mit den Lobreimen trösten, die ihm in früherer Zeit (1756), als er noch nicht lange in Hamburg war, einer seiner Verehrer zugerufen hatte [9]).

Die kirchliche und religiöse Stellung, welche Göze in Hamburg behauptete, zeigte sich schon in der Wahl seines Einführungstextes. Er predigte über 1 Petr. 1, 18: „Wisset, daß ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöset seid," und schilderte dann die „Verkündigung des Wortes von der Versöhnung als das Hauptwerk des evangelischen Lehramts." Dieser rein positive Charakter blieb mehre Jahre in seinen zu Hamburg gehaltenen und herausgegebenen Predigten vorherrschend. Nur gegen sittliche Ausschweifungen und gegen

2) Sammlung auserlesener Kanzelreden über wichtige Stellen der heiligen Schrift, welche verschiedene berühmte und verdiente Lehrer der evangelischen Kirche jetziger Zeit ausg:arbeitet, an das Licht gestellt von J. M. G. (Magdeburg 1754—1766. 8. 12 Bde.) 3) Siehe Jöcher's Allgem. Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1053 fg. 4) Exercitatio historico-theologica de patrum primitivae ecclesiae feliciori successo in profliganda gentium superstitione, quam in confirmanda doctrina christiana. (Halae 1738. 4.) 5) Man findet diesen Brief in der Nachricht von dem Leben des Hrn. J. M. Göze von J. C. M. St. (Hamburg 1786.) S. 41. 6) Die wichtigsten Abschnitte der Lehre vom Tode, in zehn heiligen Reden abgehandelt. (Breslau 1749. 8. Zweite Aufl. Ebendas. 1753. 8.) Die große Lehre vom jüngsten Gericht, in einigen heiligen Reden vorgetragen. (Ebendas. 1750. Dritte Aufl. Ebendas. 1756. 8.) Prüfung einiger Stellen aus dem bekannten Buche: Les moeurs oder die Sitten, insonderheit der von dem Verfasser desselben vorgeschlagenen Trostgründe wider die Furcht des Todes (Halle 1750. 8.) u. a. m.

7) Auf alle Tage des Jahrs. (Breslau 1755. gr. 8. 2 Thle.) Die vierte Auflage dieses Werkes erschien 1767. 8) Vergl. eine interessante Erzählung über seine spätere Berufung nach Hamburg in dem Hamburger Volksblatte: Der Nachbar. 1855. Nr. 20. 9) J. G. Fritzsch in einer Sammlung von Bildnissen und Lebensbeschreibungen der Mitglieder des hamburger Ministeriums.

den frivolen Sinn, der sich allmälig immer mehr kund gab, erhob er muthig seine Stimme. Eine handschriftliche Geschichte seines Lebens und seiner Schriften, die sich in der Bibliothek der Hamburger Patriotischen Gesellschaft befindet, erwähnt vom Jahre 1759: „Zu Ende dieses Jahres ließ E. H. Rath auf Veranlassung des Pastor Göze die von Gottfried d'Alençon fürs künftige 1760ste ausgegebenen Kalenderkupfer, weil sie der Anständigkeit und den Sitten zuwider waren, confisciren. Außerdem hat er vielfältig gegen die Maskeraden geeifert. Im J. 1757 hat er am Sonntage Seragesima wider die öffentlichen sonntäglichen Schlittenfahrten und am darauf folgenden Sonntage Estomihi wider den Misbrauch des Anfangs der heiligen Fastenzeit gepredigt, wo sich das Werk des Satans in den Kindern des Unglaubens recht sonnenklar zeiget." Ein solches Verfahren konnte ihm damals bei dem Senate und den angesehenen Bürgern Hamburgs so wenig schaden, daß ihm vielmehr sein Einschreiten gegen die sich vermehrende Sittenlosigkeit fast allgemein zum Verdienst angerechnet ward.

In einen erweiterten Kreis für seine Thätigkeit trat Göze im J. 1760. Nach dem um diese Zeit erfolgten Tode des Seniors Wagner erhielt er die von diesem bisher bekleidete einflußreiche Stelle eines Seniors des hamburger Ministeriums. Er stand damals in seinem 43. Jahre und es war daher eine besondere Auszeichnung, auf einen Posten versetzt zu werden, der in der Regel nur hochbejahrten Männern zu Theil geworden war. Göze aber widmete sich mit großem Ernste seinem neuen Berufe. Von immenser Arbeitslust und Arbeitskraft zeugte die von ihm besorgte Anfertigung eines dreifachen Repertoriums über die Acten und Protokolle des Ministeriums — eine Sammlung, die 40 starke Foliobände umfaßte, und jeden spätern Senior in Stand setzte, mit der ganzen kirchlichen Verfassung Hamburgs sich ohne Schwierigkeit bekannt zu machen. Seinen Collegen, die er um sich versammelte, hielt Göze Vorträge über die Verhältnisse und Rechte der hamburger Kirche. Unterbrochen wurden dadurch nicht seine ascetischen Schriften und seine übrigen literarischen Arbeiten.

Einen mehr wissenschaftlichen als polemischen Charakter hatte seine erste Streitschrift. Sie erschien in zwei starken Octavbänden und betraf die Complutensische Bibelausgabe, von welcher Semler behauptet hatte: sie sei Nichts als ein von den Papisten nach der Vulgata und deren Lesearten verfälschtes Machwerk. Göze war anderer Meinung. Durch ein gründliches Studium der Kritik glaubte er sich davon überzeugt zu haben, daß jene Ausgabe aus sorgfältig benutzten alten Handschriften abgedruckt worden. Dies nachzuweisen, war ihm eine Herzensangelegenheit, weil er darin eine providentielle Fürsorge Gottes erblickte zur Erhaltung des reinen Textes der heiligen Schrift selbst durch ein Werk katholischer Gelehrten [10]). Vor allem Andern aber glaubte Göze verpflichtet zu sein, in seiner Stellung als Senior des Ministeriums das christliche Leben und die kirchliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Als daher Basedow in den Jahren 1763—1767 mit einer Menge von Schriften hervortrat, die gegen die bestehende christliche Kirche gerichtet waren, fühlte sich Göze gedrungen, gegen ihn aufzutreten. Damit begann seine kirchliche Polemik gegen einen Mann, der, seiner Verdienste um das Erziehungswesen unbeschadet, doch durch allerlei pädagogische Verirrungen, die er noch dazu durch Charlatanerien und Geldschneidereien für sich gewinnreich zu machen wußte, seinem wohlerworbenen Ruhme wesentlich schadete [11]). Es waren jedoch nicht seine neuen Lehrmethoden, wodurch Basedow sich den Haß des hamburger Seniors zuzog. Ruhig konnte ein Mann von so frommer Sinnesart, wie Göze, es nicht mit ansehen, daß Basedow in den religiösen Grundsätzen, die er überall verbreitete, nicht blos die kirchliche Ordnung, sondern das ganze Christenthum, so weit es auf der Bibel beruhte, umzustürzen suchte, und daß es zu seinen pädagogischen Grundsätzen gehörte, Kindern zunächst Nichts als natürliche Religion beizubringen.

Den ersten Schritt gegen Basedow und seine öffentlich ausgesprochenen Maximen that Göze in einem von ihm im Namen des hamburger Ministeriums verfaßten „Pastoralschreiben an die Gemeinen Gottes in Hamburg, um dieselben vor der Gottesvergessenheit, Gottlosigkeit und Gotteslästerung dieser Zeiten väterlich zu warnen und treulich zu vermahnen" [12]). Aus dieser Schrift, die Göze's und seiner Collegen frommen Sinn aufs Deutlichste offenbarte, geht hervor, wie weit die Irreligiosität schon um sich gegriffen, dann aber auch andererseits, wie viel Ernst und Frömmigkeit noch als herrschend vorausgesetzt sein mußte, daß das Ministerium noch den Muth hatte, eine solche Ansprache an die hamburger Gemeinde zu richten.

Noch vor Göze war der Hauptpastor J. D. Winkler in Hamburg in mehrern Predigten gegen Basedow aufgetreten, von diesem jedoch in einer „Vorstellung an das denkende Publicum" [13]) hart gezüchtigt worden. Göze ließ sich durch das Schicksal seines Collegen nicht schrecken, am Palmsonntage 1764 mit einer Predigt „Ueber das Gebet der Unmündigen und der Kinder" die Kanzel zu betreten [14]). Göze ging in dieser Predigt von der Ermahnung des Apostels Paulus aus: „Ziehet eure Kinder auf in der Zucht und Vermahnung zum

10) Vergl. die Vorrede zu seiner Schrift: Vom wahren Religionseifer S. 56.

11) Vergl. v. Raumer's Geschichte der Pädagogik. 2. Bd. S. 242 fg. und J. E. Meier's (Pastors zu Schneeverding) Selbstbiographie in Mallet's Bremer Post. 1858. 2. Bd. Basedow's widerwärtige Persönlichkeit schildert Goethe (Aus meinem Leben. 3. Bd. S. 273 fg.). 12) Dies Pastoralschreiben ward zu Hamburg 1764 in Quart gedruckt. 13) Altona 1764. 8. 14) Predigt vom Gebet der Unmündigen und Kinder, am Sonntage Palmarum gehalten, um seine theuer geachtete und herzlich geliebte Gemeinde vor den von dem altonaischen Professor Herrn Basedow in seinen Schriften ausgestreuten, verderblichen Vorschlägen zu einer dem Willen Gottes entgegenlaufenden Kinderzucht und andern grundstürzenden Irrthümern pflichtmäßig und gewissenhaft zu verwahren. (Hamburg 1764. gr. 8.)

Herrn." In solcher Weise, äußerte Göze in seiner Predigt, hätten redliche Aeltern bisher ihre Kinder von der zartesten Jugend an in der Wahrheit zur Gottseligkeit unterrichtet. Jetzt aber erkläre man den Unterricht der Kinder in der geoffenbarten Religion, die Anleitung zur Erkenntniß Christi und das Gebet der Kinder für schädlich, ja für eine Entheiligung des Namens Gottes; man sei aber noch weiter gegangen. Die Kinder sollten vor dem zehnten Jahre nicht einmal mit dem Namen Gottes, geschweige denn mit seinen Eigenschaften bekannt werden; sie sollten nicht beten, bis sie zu einer völligen Erkenntniß der Religion gelangt wären und vor dem zwölften Jahre sollten sie keine Kirche betreten. Das Letztere hatte Basedow, auf den sich alle jene Aeußerungen bezogen, wirklich gefordert und sich dabei auf eine Bibelstelle (Luc. 2, 42) berufen, in welcher Göze jedoch nur einen Scheingrund erblickte, und hinsichtlich des Gebets bewies, daß Gott selbst es fordere und es ihm angenehm sei. Besonders aber machte er auf die verderblichen Folgen aufmerksam, die ein solcher Unterricht nach sich ziehen müßte. Es sei daher die Pflicht der Prediger, solche Irrthümer nach allen ihren Kräften zu bekämpfen. „Ich werde," äußerte er, „diese Pflicht unter dem Beistande Gottes redlich zu erfüllen suchen. Ich kenne das Schicksal, das ein Lehrer in Hamburg in diesem Falle besonders zu erwarten hat; allein ich hoffe, unter dem Beistande der Gnade Gottes und mit dem Schilde der Wahrheit stark genug zu sein, solches verachten zu können. Spöttische und anzügliche Schriften mögen als die Schneeflocken um mich herfliegen, ich werde mich dadurch nicht furchtsam machen lassen." Mit unerschütterlichem Gottvertrauen fügt Göze die Worte hinzu: „Der Herr ist es, der mich richtet, vor dessen Angesicht ich vor jenem Altare mich mit völliger Ueberzeugung meines Herzens mit einem theuren Eide verpflichtet habe, die in der heiligen Schrift und den darauf gegründeten symbolischen Büchern unserer Kirche enthaltenen Wahrheiten bis in den Tod zu behaupten. Gott stärke mich dazu."

Die von Göze erwähnten „Schneeflocken" blieben nicht aus. Sie umflogen ihn in mancherlei Pasquillen und Satyren. Basedow ließ in einer „Schutzschrift" für seine neuesten Bücher gegen den Senior Göze [15]) dessen Predigttext mit widerlegenden Anmerkungen abdrucken. Göze aber gab außer seiner Predigt noch eine Vertheidigung seines Textes in einer ausführlichen Rechtfertigungsschrift heraus [16]). Dabei ließ er es jedoch nicht bewenden. Auch in seinen Predigten, Vorreden und mehrfachen Broschüren setzte er seine Polemik fort, die durch Gegenschriften aller Art fortwährend wieder geweckt ward. Basedow, der theologischen Streitigkeiten müde, hatte sich indessen nach und nach fast ausschließlich der Pädagogik gewidmet. So tief er aber auch in seinem Ansehen gesunken war durch die ihn tief erniedrigenden Mittel, deren er sich zur Errichtung seines Philanthropins in Dessau bedient [17]), hatte er doch immer seine Anhänger behalten und Göze blieb der fortwährende Gegenstand seiner schmählichsten Angriffe, zu denen er auch seine Freunde unablässig aufforderte.

Große Sensation machte ein von Thomas Abbt anonym herausgegebenes Pasquill. Es erschien, nach der Angabe auf dem Titel 1766 zu Hamburg, eigentlich aber zu Berlin unter dem Titel: „Erfreuliche Nachricht von einem in Hamburg bald zu haltenden protestantischen Inquisitionsgericht und dem inzwischen in effigie zu haltenden erwünschten evangelisch-lutherischen Autodafé" [18]). Das gegen Göze gerichtete Pasquill, in welchem er als Vertheidiger der evangelischen Wahrheit von den Gegnern der Orthodoxie gebranntmarkt worden, schloß mit einem Epigramme des Dichters Dreyer [19]), das ziemlich allgemein verbreitet ward. Die ihm zugefügte Schmach konnte Göze Zeit seines Lebens nie vergessen. Besonders hatte ihn der Vorwurf gekränkt, ein Inquisitor zu sein. Er verantwortete sich mehrmals dagegen [20]). Basedow aber hatte erlangt, was er erlangen wollte, nämlich an Göze gleich zu Anfang, Andern zur Warnung, ein Exempel zu statuiren [21]).

15) Diese Schutzschrift erschien 1764 ohne Angabe des Druckortes. 16) Vertheidigung des Auszugs meiner Predigt von dem Gebet rc. und gegen den darauf gerichteten Angriff des Altonaischen Professors, Herrn Basedow, in welcher diese wichtige Sache nicht allein ausführlich abgehandelt, sondern auch viele andere grundstürzende Irrthümer desselben dargestellt werden; nebst dem Abdrucke der Basedow'schen sogenannten Schutzschrift u. s. w. (Hamburg 1764. gr. 4.)

17) Siehe v. Raumer's Geschichte der Pädagogik. 2. Bd. S. 256 fg. 18) Wieder abgedruckt in Th. Abbt's Vermischten Werken. (Berlin 1768 fg.) 5. Bd. S. 3—24. Dort findet man auch im dritten und fünften Bande die von dem Herausgeber jener Werke und dem Buchhändler Fr. Nicolai über dies Pasquill gewechselten Briefe. Sie kamen erst nach Abbt's Tode (1781) heraus und Göze hat sie noch gelesen. Er äußerte sich darüber mit den Worten: „Der Verfasser des Autodafé denkt jetzt gewiß anders, als er damals dachte, als er auf Anstiften böser Leute, die seine Jugendhitze misbrauchten, jene Blätter schrieb." 19) Johann Matthias Dreyer, geb. 1716 zu Hamburg, gest. daselbst 1769 als fürstl. holsteinischer Secretair. Vergl. über ihn Jördens in s. Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. 6. Bd. S. 22 fg. Das von ihm geschriebene Epigramm lautet:

Da steht er, seine fette Wange
Färbt keine Scham mehr roth,
Und Hamburg abergläubisch bange
Horcht fromm auf sein Gebot,
Und ehrt mit kirchlichem Entsetzen
Den von ihm selbst erhöhten Mann.
So schuf sich Juda einen Götzen,
Ein goldnes Kalb — und betet's an.

20) Siehe unter andern die Freiwilligen Beiträge zu den Hamburger Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. 1775. 21) Basedow hatte, wie bereits erwähnt, seine Anhänger ermuntert, den ihm „verhaßten Senior Göze" in allen geselligen Cirkeln durchzuhecheln, was auch von den meisten treulich befolgt ward, vor allen von dem hamburger Prediger Alberti. (Vergl. Mallet's Bremer Post. 1858. Nr. 207.) In seinen polemischen Abhandlungen hatte Basedow sogar (S. 83 fg.) den Rath gegeben, die „Intoleranten" aus dem Lande zu jagen, und in seiner „Nachricht von einem in Dessau zu errichtenden Philanthropin" hatte er Klopstock, Wieland und Lavater aufgefordert, „auf die Intoleranten Jagd zu machen, aber nicht mit Schlüsselbüchsen, sondern mit Kanonen." Vergl. Göze in s. Protestation gegen Cranz S. 12.

Seit dieser Zeit war Göze's Leben, nachdem er vor 1764 in seinen theologischen und ascetischen Schriften sich fast aller Polemik enthalten hatte, ein fortwährender Kampf gegen die neue Aufklärung, oder eigentlicher für die Aufrechthaltung der orthodoxen Lutherischen Kirche, namentlich in Hamburg. Es war nach seinem eigenen Geständnisse sein festes Princip, „wider alle Angriffe der Aufklärer, so weit er es irgend im Stande war, bis in den Tod zu kämpfen." Er konnte es nicht ruhig mit ansehen, daß die Angriffe gegen die christliche Religion immer offener hervortraten, immer verderblicher wirkten. Ueberdies glaubte er, wie bereits erwähnt, überzeugt zu sein, daß ihm schon sein Amt die Verpflichtung auflege, alle seine Kräfte zur Vertheidigung einer Sache aufzubieten, auf welcher das Heil seiner Gemeinde beruhe. Deutlich sprach er sich darüber aus in einer seiner spätern Hauptschriften, „Die gute Sache des wahren Religionseifers" betitelt[22]). Nachdem er darin ausführlich dargethan, daß es überhaupt recht- und pflichtmäßig sei, die Wahrheit zu vertheidigen und den Irrthum zu bekämpfen, hob er im 20. Paragraphen ganz besonders hervor, daß diese Pflicht, nächst der Obrigkeit, den Geistlichen und Theologen obläge. „Diesen," äußerte er, „sind keine weltlichen Waffen, keine obrigkeitlichen Vorrechte anvertraut, aber Gott selbst nennt ihr Amt ein Wächteramt. Jesus gibt es als ein Merkmal eines Miethlings an, wenn er den Wolf kommen sieht und fleucht. Wie sollen aber Lehrer ihrem Wächteramte ein Genüge leisten? Dadurch, daß sie auf die einschleichenden oder auch offenbar hervorbrechenden Irrthümer Acht geben, die Gefahr derselben anzeigen, und die Seelen, für welche sie Rechenschaft geben sollen, warnen; daß sie den Irrgeistern und Verführern widersprechen und ihre Irrthümer aus dem Worte Gottes zu widerlegen suchen. — Vorzüglich aber sind diejenigen Lehrer zur Erfüllung dieser Pflicht und zur Erreichung eines wahren Religionseifers auch besonders in Schriften verbunden, welche die Vorsehung in der Kirche auf erhabene Posten gestellt hat. Die Natur und die Beschaffenheit ihrer Aemter verbindet sie auf das Stärkste, in den Riß zu treten und die theure evangelische Beilage bis in den Tod zu vertheidigen, zumal sie sich durch eidliche Verpflichtung dazu anheischig gemacht haben. — Es ist wahr, daß dies Geschäft, insonderheit in diesen Tagen, höchst beschwerlich geworden. Die treue Ausübung desselben ist der kürzeste Weg, ein Fluch und Fegopfer der Welt zu werden, da jeder Irrgeist die Knechte Gottes vor dem Angesichte der ganzen Kirche mit Koth bewerfen oder mit Füßen treten kann. — Die Liebe zum Frieden ist an sich eine edle Tugend, allein die Kirche Jesu auf Erden ist eine streitende und wird es bleiben bis ans Ende der Tage. — Der Friede mit den Irrthümern und mit den Verführern kann so wenig stattfinden, als der Friede mit den Lastern und mit den Lehrern und Beförderern derselben, als die Vereinigung des Lichts mit der Finsterniß. Bei dem Letzten leidet die wahre Gottseligkeit und bei dem Erstern die Wahrheit, und was ist Gottseligkeit ohne Wahrheit?" Am Schlusse berief sich Göze auf Luther's Worte: „Ein Lehrer, der zu den Irrthümern still schweigt, und will gleichwol ein rechter Lehrer sein, der ist ärger denn ein öffentlicher Schwärmer; er ist ein Fuchs und ein Miethling, und wagt Lehre, Wort und Glauben, Sacrament, Kirchen und Schulen zu verrathen. Er liegt entweder mit den Feinden unter einer Decke, oder er ist ein Zweifler und Windfahrer, und will sehen, wo es hinaus wolle, ob Christus oder der Teufel siegen werde, und ist nicht würdig, daß er ein Schüler, geschweige ein Lehrer heißen soll." — Merkwürdig ist es, wie nach diesen Aeußerungen Lessing behaupten konnte, in Göze sei kein Funke von Luther's Geiste vorhanden[23]).

Zur Beharrlichkeit in seinem begonnenen Kampfe ward Göze nicht blos ermuthigt durch seine amtliche Stellung und die damit verbundene Verantwortlichkeit, sondern auch durch die wiederholt gemachte Erfahrung, daß in seiner Gemeinde die Zahl derer nicht klein war, die von ihm die Wahrung ihrer religiösen Interessen, Trost, Lehre und Bestärkung im Glauben erwarteten. Er aber wußte, was man von ihm erwartete und verlangte; er wußte, was er zu geben sich berechtigt und verpflichtet fühlte — nach seinen eigenen Worten ein lebendiges Zeugniß für die göttliche Wahrheit in Christo wider alle feindlichen Angriffe des Lügengeistes. Dies Zeugniß gab er zunächst in seinen Postillen und Predigtentwürfen, die viel gekauft und begierig gelesen wurden. Den Absatz, den diese Bücher, wie auch seine zahlreichen Erbauungsschriften gefunden haben müssen, beweist schon die Notiz, daß Göze von seinem Verleger, dem Buchhändler Bode in Hamburg, das für die damalige Zeit hohe Honorar von sechs Thalern für den in klein Octav gedruckten Bogen erhalten haben soll[24]).

Auch zu einer allgemeinen theologischen Polemik glaubte Göze berechtigt zu sein. Es dünkt ihm kein unnöthiges und erfolgloses Werk, die neue Richtung in ihren bedeutendsten Wortführern zu bekämpfen, in einer Zeit, wo es noch manche Prediger, Schulmänner und denkende Laien gab, denen er dadurch einen wesentlichen Dienst leistete. Selten entging ihm eine Sensation erregende Erscheinung auf dem Felde der antikirchlichen Literatur, besonders wenn sie unter einem bedeutenden

22) Diese Schrift erschien zu Hamburg 1770. 8.

23) Siehe Lessing's Werke, herausgegeben von Maltzahn. 10. Bd. S. 126. 24) Nach einem Briefe Bode's an Göze in dem Wandsbecker Boten. 1772. Nr. 192. „Göze's Todesbetrachtungen," schrieb Fr. Nicolai an Th. Abbt, „werden mehr gelesen, als Ihre Schrift: Vom Verdienste" (s. Abbt's Vermischte Werke. 3. Bd. S. 362). Auf diese Aeußerung berief sich Göze in seiner Replik gegen einen Witzling, der über jene „Todesbetrachtungen" im Hamburger Correspondenten seinen Spott ergossen hatte, mit den Worten: „Es müssen also doch die Leser in meinen Betrachtungen etwas finden, das sie suchen und das ihnen angenehm ist Da nun weder Witzlinge noch Wollüstlinge dieses Buch zur Hand nehmen werden, so müssen es Christen sein, die mein Buch lesen, und zwar solche, die wirklich Erbauung suchen." Siehe Freiwillige Beiträge. 1775. S. 707.

Namen hervortrat. Mit einer Entgegnung war Göze dann sogleich bei der Hand, und bestritt, wenn auch nicht immer mit hinlänglichen Gründen, was ihm in solchen Schriften mit der kirchlichen Ordnung, mit der Wahrheit der Bibel, mit Vernunft und Sitte im Widerspruche zu stehen schien. Die Zahl solcher Gegenschriften, die er meist auf wenige Quartbogen gedruckt herausgab, war so groß, daß sie ihm, wenn auch mit Unrecht, den Vorwurf der Vielschreiberei zugezogen hat. Sein Princip, über alle wichtigen Angelegenheiten der Kirche seine Stimme abzugeben, reicht jedoch hin, ihn gegen jenen Vorwurf zu rechtfertigen. Ein unbefangenes Urtheil muß ihm überdies zugestehen, daß er in seinem Kampfe für die Wahrheit des Evangeliums oft einen vollständigen Sieg errungen über seine zahlreichen Gegner, so unter andern über Semler, der in seiner rationalistischen Schrift von freier Untersuchung des Kanons ausgegangen war, und am Ende doch mit völliger Inconsequenz, wider die wolfenbüttelschen Fragmente und für das von dem preußischen Minister Wöllner erlassene Religionsedict gekämpft hatte. Wie Göze dem erwähnten hallischen Theologen Irrthümer und mannichfache Inconsequenzen nachgewiesen, so war er auch gegen Bahrdt's „Neueste Offenbarungen Gottes" mit einer ausführlichen Schrift [25]) aufgetreten, worin er ihm vorwarf, daß seine angebliche Uebersetzung des neuen Testaments „eine vorsätzliche Fälschung und frevelhafte Schändung des Wortes Gottes" wäre. Ein Recensent äußerte sich über die genannte Schrift mit den sarkastischen Worten: „Herr Bahrdt scheint gewünscht zu haben, daß der Heiland ihm gestattet hätte, ihm guten Rath zu ertheilen, was für Ausdrücke er seinen Aposteln vorschreiben sollte. Er verstehe es ja besser, als Gott es den heiligen Männern eingegeben hat" [26]). Eben diesen Gedanken kleidete Goethe, der sich ebenfalls über jenen Frevel gegen die Wahrheit und Wahrhaftigkeit der Religion entrüstete, in eine dramatische Form voll scharfen Salzes in seinem „Prologe zu den neuesten Offenbarungen Gottes" von Dr. Karl Friedrich Bahrdt.

Am wenigsten verfehlte Göze's Polemik ihre Wirksamkeit in seinem Streite mit dem Professor der Dogmatik Gottfried Leß in Göttingen, einer der achtbarsten Theologen der damaligen Zeit, der früher als Verfechter der symbolischen Bücher aufgetreten war, später sich aber mehr zum Rationalismus geneigt, und zuletzt in seiner Dogmatik und Moral, ohne sich gradezu von der Bibel loszusagen, doch offen seine neuern Ansichten bekannt gemacht hatte. Die von Göze gegen ihn gerichtete Schrift: „Prüfung einiger sonderbaren Meinungen des Herrn Dr. Leß" [27]) enthielt sieben einzelne Abhandlungen, nebst einer Zugabe: „Ueber des Abts Jerusalem Erklärung der Geschichte Bileam's." Das Unwahre und Unbiblische in der erwähnten Schrift hatte Göze in seiner Entgegnung mit so triftigen Gründen und so unwidersprechlich dargethan, daß man kaum in einer neuen Beurtheilung des damaligen Rationalismus, sei es vom christlichen oder nichtchristlichen Standpunkte aus eine überzeugendere Vernichtung jenes Systems finden dürfte.

Schwerer möchte es sein, Göze's Polemik gegen die Reformirten zu rechtfertigen, die bisher in Hamburg nur unter holländischem Schutze gestanden und sich um eine öffentliche Anerkennung ihrer Gemeinde von Seiten des hamburger Senats bemüht hatten. Einer solchen Anerkennung widersetzte sich Göze, weil er davon sowol für die kirchliche als die bürgerliche Verfassung mancherlei Gefahr befürchtete. Er äußerte sich darüber mit den Worten: „Ob der Staat bei dieser Veränderung gewinnen würde, kann ich nicht entscheiden. Ich weiß wenigstens kein Exempel, daß ein Lutherischer Staat durch die Reformirten reich gemacht worden, daß aber die Lutherische Kirche dadurch sehr viel leiden, ja daß durch diese Veränderung höchst wahrscheinlich der Grund zu ihrem völligen Untergange in Hamburg gelegt werden möchte, das ist eine Besorgniß, welche durch so viele traurige Beispiele an andern Orten nur gar zu sehr gerechtfertigt wird. Denn die Reformirten besitzen in Teutschland keine Dorfkirche, aus der sie nicht die Lutheraner verdrängt hätten." Göze wies auf Bremen, besonders aber auf Hessen und die Pfalz hin, wo die Lutheraner allerdings von den Reformirten gewaltsame Bedrückungen erlitten hatten. Vorzüglich aber befürchtete Göze bei dem sich verbreitenden Gerüchte, daß den Reformirten eine von den hamburger Nebenkirchen eingeräumt werden sollte, daß auch die Katholiken ähnliche Ansprüche geltend machen möchten. Daß ihn seine Polemik heftigen Widersprüchen unterwerfen würde, ließ sich voraussehen. In Predigten und Schriften eiferte er lange gegen die Anerkennung der Reformirten, die nach mehren Jahren, kurz vor seinem Tode (1785), endlich ihren Zweck erreichten.

Noch entschiedener war seine Abneigung gegen die Katholiken, von denen er durchaus keine Nachgiebigkeit in irgend einem wesentlichen Punkte erwartete, weil ihnen, wie er meinte, dies durchaus unmöglich sei. Er äußerte sich darüber in den Worten: „Das Leben der evangelischen Kirche ist der Tod der römischen Klerisei. Die Grundsätze derselben stürzen den Papst vom Throne. Daher muß die römische Kirche Alles anwenden, den Lauf des Evangeliums zu hemmen und die Bekenner desselben zu unterdrücken. Man fängt zwar an, sich und Andere zu überreden, daß das Licht der Wissenschaft dem Aberglauben alle Kraft nehmen werde. Man hat prophezeit, daß der unglückliche Calas [28]) das letzte Opfer sein

25) Hamburg 1773. 8. 26) Siehe Goethe's Sämmtliche Werke. (Stuttgart 1851.) 7. Bd. S. 175 fg. Dort spricht der am Pulte mit seiner Uebersetzung des neuen Testaments beschäftigte Professor:

Da kam mir ein Einfall von ungefähr,
So redt' ich, wenn ich Christus wär'!

27) Hamburg 1781. 8.

28) Jean Calas, ein Kaufmann zu Toulouse, der sich zur Lehre der Reformirten bekannte, fiel als ein furchtbares Opfer des blinden Fanatismus. Er ward in seinem 68. Jahre in seiner Vaterstadt (1763) lebendig geräbert, weil er angeblich einen seiner Söhne umgebracht haben sollte. Siehe Biographien hingerichteter Personen. 3. Bd. S. 326 fg.

werde, das dem Verfolgungsgeiste zu Theil geworden. O wie herzlich wünsche ich, daß diese Hoffnung in Erfüllung gehe! Allein ich besorge, daß sie auf einem sehr seichten Grunde beruht. Daß eine ausgebreitete Weisheit und ein verfolgender Aberglaube gar wohl beisammen stehen können, beweiset das so hochgepriesene Säculum Ludwig's XIV. Wenn eine Maintenon und ein Père de la Chaise ein Wort mitzusprechen haben, so werden alle schönen Geister nicht verhindern, daß es nicht helfen sollte: Romain ou rebelle." Nach solchen Ansichten setzte Göze seinen Kampf gegen das Papstthum bis zum letzten Hauche seines Lebens fort, in treuem Festhalten an dem Worte Gottes, durch welches Luther Papst und Pfaffen überwunden hatte.

Am wenigsten konnten unter Göze's Schriften seine Kanzelreden wirkungslos bleiben, da nach damaliger Sitte aller hamburger Hauptpastoren jede ihrer Predigten in einem kurzen Entwurfe herausgegeben zu werden pflegte. Goeze's Predigten erregten um so größere Sensation, da sie oft weit über den Kreis seiner Zuhörer hinausgingen. Auch wer nicht in die Kirche kam, konnte über die dort gehaltenen Predigten, nach den Berichten in den Hamburger Blättern, in dem Altonaer Postreiter, in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek u. a. Journalen, darüber ein Urtheil fällen, das dann zu allerlei Vertheidigungen und Rechtfertigungen Göze's Anlaß gab, so wenig sie ihm auch halfen. Fast sein ganzes Leben hindurch hatte er mit Fr. Nicolai, dem Herausgeber der Allgemeinen Deutschen Bibliothek und seinen Recensenten zu kämpfen. Eines bittern Gefühls kann man sich kaum erwehren, wenn man die bösartigen Entstellungen und Verdrehungen der Wahrheit liest, die sich jenes Journal und andere Zeitschriften gegen alle Vertheidiger des Evangeliums, namentlich aber gegen Göze, erlaubten. Aber Nicolai empfing auch seine wohlverdiente Strafe. Die sogenannten „Aufgeklärten" zollten ihm nur so lange Beifall, als er blos den alten Gott und seinen Gesalbten und die Diener der Kirche zu lästern wagte. Als er aber, nach dem Ausdrucke eines geistreichen Schriftstellers, sich nicht entblödete, „auch die neuen Götter des dem Cultus des Genius entgegeneilenden Geschlechts" in roher und geistloser Weise anzugreifen, beging er eine Sünde, die ihm nicht verziehen werden konnte und für die er von Goethe und Schiller die gerechte Strafe empfing [29]).

Eine Aufzählung und Uebersicht von Göze's einzelnen Streitigkeiten würde zu weit führen. Aber die bekanntesten darunter dürften doch nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden. Ueber die Art und Weise seiner Polemik und über seine Grundsätze in Vertheidigung der evangelischen Wahrheit erklärte er sich aufs Deutlichste in einer am 13. Trinitatissonntage (1768) gehaltenen Predigt über das Evangelium vom barmherzigen Samariter. Sie erschien erst einige Jahre später im Drucke [30]) unter dem Titel: „Von der Liebe gegen fremde Religionsverwandte." Aus dieser Predigt spricht neben seiner achtungswerthen Gesinnung auch sein klares und besonnenes Handeln. In der Vorrede beklagte sich Göze bitter darüber, daß der Deismus unter den Theologen immer mehr in solchem Grade sich verbreite, daß nicht wenige Lehrer auf protestantischen Universitäten, Hofprediger und Kirchenräthe sich mehr oder minder freimüthig als Socinianer darstellten.

„Wer ist," schreibt Göze, „ein solcher Fremdling unter uns, der nicht wissen sollte, mit welchem Eifer man von allen Seiten bisher die raisonable Religion, deren Hauptcharakter ist, den Herrn zu verleugnen, der uns erkauft hat, zu gründen und auszubreiten, dagegen die biblische Religion, deren Hauptcharakter ist, den Gehorsam des Glaubens an diesen Herrn aufzurichten, ekelhaft und verhaßt zu machen gesucht hat, in der Absicht, diese Religion zuletzt gar zu vertilgen. — Um diese Absicht zu erreichen, war Nichts nöthiger, als den Bekennern und Vertheidigern derselben den Mund zu stopfen. Der kürzeste Weg wäre dieser, sich dazu des weltlichen Arms zu bedienen. Am Willen fehlt es den neuen Reformatoren gewiß nicht; sieht man doch hie und da schon ein Beispiel davon. Vor der Hand muß man sich indessen noch damit begnügen, die Bekenner und Zeugen der Wahrheit mit Federn zu verfolgen und solche zu dem Ende in die bitterste Galle tunken. Da die ganze vernünftige Welt darin übereinstimmt, daß ein wirklicher Inquisitor den äußersten Abscheu verdient, so war dieses Bild nach dem nicht unbegründeten Urtheile der toleranten Verfolger das bequemste, diejenigen, welche ihren verderblichen Absichten entgegenarbeiteten, mit der bittersten Schmach zu überhäufen und den Haß gegen sie in volle Flammen zu setzen. Da ich nun einer der ersten war, die den Irrthümern und den kühnen verderblichen Versuchen des altonaischen Professors, Herrn Basedow, das Christenthum zu stürzen, in den Weg traten, und unter göttlichem Segen durch meine ihm entgegengesetzten Schriften etwas dazu beigetragen hatte, daß seine Absichten, in Hamburg großen Anhang zu finden, vereitelt wurden, so brach der Sturm der Lästerung gegen mich von allen Seiten los. Es regnete Pasquille; das Geschrei Inquisitor, Inquisitor, erscholl von allen Enden und die Allgemeine neue Deutsche Bibliothek gab dazu ein vielfach schallendes Echo: „Seid willkommen im Norden, ihr Scheiterhaufen, ihr Gefängnisse, ihr heiligen Patres Inquisitores! zittert, ihr Ketzer. Der Inquisitor ist da." Alles dies hat keine andere Wirkung gehabt, als daß

---

29) In den Xenien. In der von Eduard Boas herausgegebenen Schrift: Schiller und Goethe im Xenienkampfe (Stuttgart 1851.) befinden sich im ersten Bande unter mehren auf Nicolai sich beziehenden Distichen die hier folgenden:

Willst Du Alles vertilgen, was Deiner Natur nicht gemäß ist,
Nicolai, zuerst schwöre dem Schönen den Tod.

Nicolai reiset noch immer, noch lang' wird er reisen,
Aber ins Land der Vernunft findet er nimmer den Weg.

Zum Verständnisse dieses Distichons dient, daß Nicolai eine zwölfbändige Reise durch Teutschland und die Schweiz (Berlin 1783—1796) herausgegeben hatte.

30) Hamburg 1771. 8.

diese Leute ihr gutes Herz, ihre sanftmüthige Liebe, ihren Abscheu vor der geringsten Mishandlung derer, die in Religionssachen anders denken, als sie, in ihrer wahren Gestalt dargestellt haben [31]). Das schändliche Inquisitionsgeschrei hat aufgehört, das Geschrei von Religionseifer und Intoleranz wird auf einigen Kanzeln sowol als in häufigen Schriften fortgesetzt. Das habe ihn denn," fügt Göze hinzu, „bewogen, in seiner Schrift die gute Sache des wahren Religionseifers sein desfallsiges Glaubensbekenntniß drucken zu lassen und die folgende Predigt herauszugeben." „Ich fordere nun" schrieb er, „meine Gegner auf, ob sie zwischen meinen Grundsätzen und meinem Verhalten einen solchen Widerspruch darlegen können, als sich zwischen ihren Toleranzschriften und ihren Streitschriften gegen die Bekenner und Vertheidiger der Wahrheit offenbar zeigt."

In der Einleitung zu seiner Predigt war Göze von dem Satze ausgegangen: „Lasset uns Gutes thun Jedermann, sonderlich aber den Glaubensgenossen." Er hatte sich dabei auf das Beispiel Jesu berufen, der selbst zwar die Grenzen Kanaans nicht überschritten, aber doch Samaritern und Heiden das Christenthum gepredigt und so bewiesen habe, daß er Heiland aller Menschen sei. In dem ersten Theile seiner Predigt handelt Göze von der „Beschaffenheit der Liebe" gegen Religionsverwandte. Er äußert dort unter Anderem: „Nichts ist abscheulicher und verdammlicher als Religionshaß. Was für eine Vorstellung von Gott muß derjenige haben, der sich überredet, er thue Gott einen Dienst damit, wenn er diejenigen tödtet, die in Absicht auf Religionslehren anders denken als er!" Dagegen solle man aber auch aus einzelnen guten Handlungen Andersgläubiger nicht auf die Wahrheit ihres Lehrbegriffs schließen. Christus habe wol gesagt: Gehe hin und thue desgleichen, aber nicht: gehe hin und werde ein Samariter. „Hörten die Irrthümer der Samariter dadurch auf, Irrthümer zu sein, weil einer dieser Secte einmal eine gute Handlung verrichtete, die nicht einmal die Kräfte eines von Natur weichen und mitleidigen Herzens übersteigt? Unter den Heiden, die in der größten Abgötterei lagen, zeigt die Geschichte noch größere Proben von Menschenliebe und Großmuth. Heiden, Juden und Türken beschämen oft manche Christen, aber keine wahren Christen." In seiner Predigt kommt Göze hinsichtlich der Andersgläubigen auf die ihn besonders bewegende Frage: „Ob man auch wider sie beten dürfe." Er erklärte dies für Recht und Pflicht, weil ja das alte Testament mehre solcher Gebete enthalte. „Auch der Seufzer der Apostel (Apostelgesch. 4, 29)," äußerte Göze, „konnte keinen andern Grund haben, als Gott aufzufordern, die Verheißungen, die er seiner Kirche gegeben hatte, dadurch zu erfüllen, daß er die Anschläge ihrer Feinde vernichte. Wer kann es für unrecht halten, wenn Unterthanen bei gefährlichen Kriegszeiten ihrem Landesherrn den Sieg erbitten? Ist aber ein Sieg ohne Niederlage der Feinde möglich? Wenn nun die Liebe zum Vaterlande und zur Erhaltung der bürgerlichen Wohlfahrt ein solches Gebet rechtmäßig macht, wie viel mehr muß solches von der Liebe zur Wahrheit und zu der wahren Kirche gelten!" Demgemäß erklärte Göze ein solches Gebet unter Umständen für Schuldigkeit und zeigte dann mit Berufung auf eine Bibelstelle (Ps. 59, 14), daß man zugleich für die Personen der Feinde und gegen ihre Absichten beten könnte, ohne sich eines Widerspruchs schuldig zu machen.

Als charakteristisch hervorzuheben ist im zweiten Theile seiner Predigt besonders eine Stelle, wo Göze über die Grenzen der Liebe gegen fremde Religionsverwandte spricht und der Meinung ist, daß diese Liebe sich zuerst blos auf ihre Personen, nicht auf ihre Irrthümer erstrecken müsse. „Man dehnt," äußerte er, „diese Pflicht weit über ihre Grenzen aus, wenn man fordert, daß man in Absicht auf das, was man eigentlich Freundschaft, Vertraulichkeit, Gemeinschaft, oder mit Einem Worte brüderliche Liebe heißt, zwischen Andersgläubigen und Glaubensgenossen keinen Unterschied machen soll. Würde es ein evangelischer Christ, und insbesondere ein evangelisch-lutherischer Lehrer vor Gott, vor seinen Nebenchristen, und der letztere insonderheit vor seiner Gemeinde verantworten können, wenn er mit Juden, mit offenbaren Arianern oder Socinianern oder mit Freigeistern und Religionsspöttern eine vertraute Freundschaft stiften und solche in die Länge fortsetzen wollte?"

Wenn auch diese Frage im Allgemeinen sich schwerlich bejahen ließe, so war Göze doch in vollem Rechte, wenn er es für nothwendig hielt, die unter den Rationalisten seiner Zeit übliche Verdrehung der Worte Jesu zu widerlegen. Er äußerte sich darüber mit den Worten: „Ungereimt, ja boshaft würde es sein, wenn man vorgeben wollte, Jesus habe lehren wollen, daß die Religion der Samariter besser sei, als die der Juden, weil sich unter den Samaritern einer befand, der die Pflichten der allgemeinen Menschenliebe ausübte, welche unter den Juden sogar Priester und Leviten aus den Augen setzten, oder er gebe dadurch Anweisung, daß es blos auf ein liebreiches und mitleidiges Herz ankomme, daß es Gott gleich sei, zu welcher Religion man sich bekenne."

Gegen einen ihm oft gemachten Vorwurf vertheidigte sich Göze mit den Worten: „Wir lehren, wir fordern nicht, daß irrige Lehre als ein bürgerliches Verbrechen angesehen und bestraft werden solle. Aber Wahrheit und Gerechtigkeit fordern, daß Verführern durch rechtmäßige Mittel Einhalt gethan werde, und daß diejenigen, denen die Sorge für die Heerde anvertraut ist, Ernst und Eifer beweisen, die Zerrüttung und Zerstreuung derselben zu

31) Darin gibt selbst Lessing „seinem ehrlichen Göze" Recht. Seinem Bruder Karl Lessing schrieb er am 20. März 1777: „Ich ziehe die alte orthodoxe, im Grunde tolerante, Theologie der neuern, im Grunde intoleranten vor." Noch entschiedener hatte er sich in einem Briefe an seinen Bruder vom 8. April 1773 geäußert: „Was gehen mich die Orthodoxen an? Ich verachte sie ebenso sehr als Du. Nur verachte ich unsere neumodischen Geistlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig und Philosophen lange nicht genug sind. Ich bin von solchen schalen Köpfen überzeugt, wenn man sie aufkommen läßt, daß sie mit der Zeit mehr tyrannisiren werden, als die Orthodoxen jemals gethan haben."

verhüten und denjenigen, welche solche zur Absicht haben, durch Gebrauch der in der heiligen Schrift zu diesem Ende angewiesenen Waffen Widerstand zu leisten." Die von einem seiner Gegner ihm gemachte Insinuation, daß er, wenn es in seiner Macht stände, alle „aufgeklärten" Prediger absetzen würde, wies Göze aufs Entschiedenste mit den Worten von sich ab: „Ich habe es bei der Führung meines Amts nur allein mit Glaubenslehren und Lebenspflichten, nicht aber mit Personen zu thun, die in öffentlichen Aemtern stehen. In Absicht auf die Letztern folge ich der Vorschrift meines Herrn Matth. 13, 29. 30, und überlasse ihm die Sorge, zu seiner Zeit den Acker seiner Kirche von dem Unkraute zu reinigen" [32]).

In einem Anhange zu seiner mehrfach erwähnten Predigt erwähnt Göze noch einer gegen Moses Mendelssohn gerichteten Schrift, deren Verfasser es beklagt hatte, daß dieser „halsstarrige Jude," der sich einen Philosophen nenne, von so vielen Christen, ja von Lehrern und Theologen hochgeachtet und gerühmt werde. Als rechtschaffener Verehrer Christi, behauptete der Verfasser jener Schrift, müßten sie vielmehr sagen: Ich hasse, Herr, die dich hassen. Göze aber fügte die bedeutsame Restriction hinzu, daß Mendelssohn sich, seines Wissens, noch nie öffentlich als ein Feind des Erlösers gezeigt habe. Die übertriebenen Lobsprüche, mit denen Mendelssohn überhäuft ward, billigte Göze nicht. Er hatte wol nicht Unrecht, wenn er die damalige Mode, Mendelssohn zu loben, mehr für eine Demonstration gegen das Christenthum, als für eine wirkliche Verehrung des im Uebrigen gewiß ehrenwerthen Mannes hielt. Kaum dürfte sich nach den hier mitgetheilten Aeußerungen zwischen seinen Grundsätzen und seinem Benehmen in dem Kampfe gegen den Unglauben ein solcher Widerspruch nachweisen lassen wie in den sogenannten „Toleranzschriften" seiner Gegner.

Zu diesen gehörten auch zwei seiner Amtscollegen, die beiden Prediger Alberti und Friderici in Hamburg, zu deren frühzeitigem Tode, nach einer Andeutung Lessing's, Göze's Polemik wesentlich beigetragen haben sollte. Kurz vor seiner Ankunft in Hamburg (1755) war Alberti zum Diakonus an der St. Katharinenkirche gewählt worden. Kaum zu bezweifeln ist, daß bei dieser Wahl schon die Partei der Aufgeklärten die Hand im Spiele gehabt hatte [33]). In den ersten Jahren scheint das Verhältniß der beiden Amtscollegen kein gespanntes gewesen zu sein. Wenigstens hatte Göze in seiner früher erwähnten Sammlung „auserlesener Kanzelreden" auch eine von Alberti über Hebr. 12, 9 gehaltene Predigt aufgenommen, in der ein ganz anderer Geist athmete als in den übrigen Predigten jener Sammlung. Von Christus war nur auf den letzten Seiten dieser Predigt die Rede, wo seine Erlösung mit zu den Antrieben zur Tugend gerechnet worden war. Lange konnte jedoch das gute Vernehmen zwischen Göze und Alberti nicht bestehen. Als vertrauter Freund Basedow's lebte Alberti in dem Kreise dieses Mannes, dessen heterodoxe Ansichten und antikirchliche Bestrebungen er theilte. Dabei vernachlässigte er in seinem Umgange und Benehmen das Decorum, welches Göze von einem Geistlichen forderte, in solchem Grade, daß beide unmöglich mit einander harmoniren konnten. Sie hatten schon auf der Kanzel sich einander bekämpft [34]), ehe ihre Feindschaft zum öffentlichen Ausbruch kam. Die nächste Veranlassung dazu gab das Bußtagsgebet, in welchem damals die Worte vorkamen: „Herr, schütte deinen Grimm aus auf die Heiden, die dich nicht kennen, und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen." Daß Alberti sich erlaubt hatte, jene Worte eigenmächtig wegzulassen, erregte großes Aufsehen. Man erblickte darin eine unverkennbare Demonstration gegen die altgläubige Richtung, ein Beispiel von Eigenmächtigkeit in kirchlichen Dingen, die, wenn sie ungerügt blieb, leicht zu andern Ueberschreitungen führen konnte. Wer auch die erwähnte Stelle im Bußgebete an und für sich keineswegs billigen möchte, dürfte doch Gözen nicht tadeln, daß er es für seine Pflicht hielt, als Senior dagegen aufzutreten. Als Grundidee enthielt die von ihm herausgegebene „Richtige Erklärung der Worte Assaph's Ps. 79, 6 [35])" die an und für sich richtige Behauptung, „daß die christliche Kirche, da sie doch nur durch Gottes Schutz und Hilfe den Sieg über die Feinde und Gegner der göttlichen Wahrheit erringen könnte, auch den Herrn um Ueberwindung der Feinde und Vernichtung ihrer Anschläge bitten dürfe, und daß dabei nicht einmal die leibliche Vernichtung derselben eingeschlossen, am allerwenigsten aber die geistliche Errettung ausgeschlossen wäre." Was Göze schon bei anderen Gelegenheiten geäußert, brachte er hier wieder zur Sprache: Die Lutherische Kirche hienieden sei eine kämpfende, und werde es bleiben bis ans Ende der Welt, fortwährend den härtesten Verfolgungen von Seiten der Katholiken preisgegeben, gegen die Göze hier ganz besonders eiferte. Nun aber habe die Kirche noch von den Ungläubigen zu leiden, wodurch unsern Nachkommen schwere Tage bevorständen.

Seine Religiosität macht es erklärlich, daß er auf die Beibehaltung der Worte im Bußgebete, die der fromme Sinn der Väter entworfen, bestehen mußte, so sehr diese Worte auch der negativen Partei ein Dorn im Auge sein mochten. Gegen die von Göze verfaßte Schrift gab Alberti anonym eine „freimüthige Prüfung" heraus, „angestellt von einem Freunde des vernünftigen Christenthums." Darin hatte er geäußert: Nicht wie die Worte in den Psalmen gemeint wären, dürfe gelten, nicht wie die

32) Siehe seine Protestation gegen das von dem Verfasser der Galerie der Teufel (F. A. Cranz) ihm beigelegte zweideutige und schmähende Lob (Hamburg 1785.) S. 24. 33) Vergl. das von C. F. Cramer verfaßte Werk: Klopstock. Er und über ihn. 5. Bd. S. 300.

34) „Morgens," sagt J. C. Meier, „predigte Göze gegen Alberti und Nachmittags Alberti wider Göze." Siehe Mallet's Bremer Briefpost. 1858. S. 207. 35) Und Beweis, daß die hamburgische Kirche solche Worte nun länger als 70 Jahre an ihren feierlichen Bußtagen ohne Versündigung gebetet und noch ferner zu beten die höchste Ursache und Verbindlichkeit habe. (Hamburg 1769. 4.)

Väter dieselben hätten verstanden wissen wollen, sondern wie die Einfältigen sie jetzt auffassen würden. „Diese aber," behauptete Alberti, „könnten nicht anders als denken: Gott werde angerufen, die Heiden dafür, daß sie ihn nicht kennen, mit seinen Strafgerichten zu verfolgen. Wenn nun Einer," fügte er hinzu, „solches in einem öffentlich autorisirten Kirchengebete hört, muß er nicht glauben, daß es von Rechtswegen geschehe? Zumal, wenn er so unglücklich ist, solche Prediger zu haben, welche selbst alle verdammen, die nicht zur Erkenntniß Gottes und der geoffenbarten Religion gelangt sind?" Diese Meinung von dem Sinne des Kirchengebets möchte aber wol damals in Hamburg eben so wenig Jemand getheilt haben, wie Göze diese Art der Verdammung jemals gebilligt hatte.

Zu den mannichfachen Invectiven in Alberti's Schrift gehörte auch seine Verwunderung darüber, daß es in Hamburg einfältige Christen gebe, welche die Blendwerke des Herrn Seniors nicht zu durchschauen vermöchten. „Man sieht aber," fügte er hinzu, „was ein Schriftsteller vermag, der die Kunst versteht, die Schriftsteller da verstümmelt anzuführen, wo er recht sorgfältig zu sein scheint, ihren Zusammenhang aufzusuchen." Den Haß gegen seinen Gegner steigerte Alberti sogar bis zu der gewagten Behauptung: Seicht und unbedeutend sei Alles, was Göze geschrieben über den Unterschied des alten und neuen Testaments. Für die Christen gelte allein: Betet für die, so euch verleumden und verfolgen! Die von Göze ausgesprochene Behauptung: das Gebet sei nicht wider die Person der Feinde, sondern nur gegen ihre Bosheit und Grausamkeit gerichtet, erklärte Alberti für die „Ausflucht eines Mannes, der selbst an der Vertheidigung seiner Sache verzweifle." Die hier mitgetheilten Aeußerungen reichen hin, um die Gereiztheit Alberti's in seiner Schrift zu erkennen, während es genügt hätte, den Gemeinden zu zeigen, in welchem Sinne die alten frommen Verfasser des Bußgebets ihre Worte genommen hätten.

Die nächste Folge dieser Polemik war, daß die hamburger Gemeinde sich in zwei Parteien theilte. Daß Göze dabei die Mehrzahl auf seiner Seite hatte, steigerte die Erbitterung seines Gegners. Inzwischen entstand ein lebhafter Schriftenwechsel. In einer nachher gedruckten Predigt hatte Alberti eine in Berlin 1767 erschienene Schrift: „Vom falschen Religionseifer" seinen Zuhörern empfohlen und viel für sich hatte die Vermuthung, daß er seine Schrift selbst recensirt habe[36]). Diese Recension ließ Göze „mit nöthigen Anmerkungen" wieder abdrucken[37]), und gab gleichzeitig seine bereits früher erwähnte Schrift: „Die gute Sache des wahren Religionseifers" heraus[38]). Die Erwiederung blieb ihm Alberti nicht schuldig in zwei Predigten[39]), beide am 17. Sonntage nach Trinitatis, wahrscheinlich 1769 und 1770 gehalten, doch erst später (1771) herausgegeben, worauf Göze seine schon 1768 gehaltene Predigt: „Von der Liebe gegen fremde Religionsverwandte" durch den Druck bekannt machte. Die zwiefache Polemik auf der Kanzel und die Presse steigerte die Aufregung in den Gemeinden noch um so mehr, da die Sache wegen des Bußtagsgebets noch nicht erledigt worden war. Göze hatte beim Ministerium über Alberti's eigenmächtiges Verfahren eine Klage eingereicht, aber keine Unterstützung gefunden. Darüber entrüstet entschloß er sich im August 1770 sein Seniorat, das er zehn Jahre hindurch bekleidet hatte, niederzulegen. In einer am Sonntage Miseric. Dom. gehaltenen Predigt: „Vom wahren seligen und vom falschen verdammlichen Frieden" erörterte er nochmals alle streitigen Punkte und erklärte in der Vorrede: er habe sein Seniorat niedergelegt, weil Umstände eingetreten wären, die mit der Fortsetzung seines Amts und mit seinem Gewissen durchaus nicht harmonirten. Ungeschmälert blieben ihm alle wesentlichen Verpflichtungen und Rechte des Amts eines hamburger Predigers.

Den noch immer nicht ganz beseitigten Kampf erneuete die von Alberti im December 1771 herausgegebene „Anleitung zum Gespräch über die Religion"[40]). Sonderbar genug diente diese Schrift in aller Vernünftigen Augen, statt seines Gegners Ansichten zu widerlegen, vielmehr dazu, ihn wegen seiner Orthodoxie zu rechtfertigen. Das ganze Buch war voll innerer Widersprüche. Als Beförderer der Aufklärung hatte Alberti sich in seiner Schrift schon dadurch gezeigt, daß er die Lehren von der Trinität, von der Gottheit Christi, von der Eingebung der heiligen Schrift, von der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle und andere unbezweifelte Dogmen der Lutherischen Kirche theils stillschweigend negirt, theils gewaltig modificirt hatte. Zugleich aber wollte er sich auch den Schein der Rechtgläubigkeit geben. Aengstlich hatte er daher jedes Wort vermieden, wodurch man ihm eine Abweichung vom kirchlichen Lehrbegriffe hätte zum Vorwurf machen können. Von seinen Zeitgenossen war er fast einstimmig für einen Nichtorthodoxen gehalten worden. Er selbst behauptete dagegen, so viele Abweichungen vom kirchlichen Glauben auch sein Buch enthielt[41]), doch steif und fest seine Rechtgläubigkeit. Aus der heiligen Schrift war übrigens der Inhalt so wenig geschöpft, wie er in seinen früher erwähnten zwei Predigten den Bibeltext zum Grunde gelegt hatte, den er erst suchte, als er sie schon entworfen. Noch weniger aber war im biblischen Geiste, was Alberti, alles Abmahnens seiner Freunde ungeachtet, in der Vorrede zu seinem Buche gegen Göze geschrieben hatte.

36) In der Hamburger Neuen Zeitung. 1768. Nr. 7. 37) Hamburg 1768. 8. 38) Ebendas. 1770. 8. 39) Von der Einträchtigkeit mit denen, welche in der Religion von uns verschieden denken.

40) In kurzen Sätzen, besonders zur Unterweisung der Jugend, nebst einem Anhange von Schriftstellen, welche diesen Sätzen theils zur Erläuterung, theils zur Bestätigung dienen. (Hamburg 1772. 8.) Zweiter Theil, oder die Beweis- und Erläuterungsschriften der Bibel. (Ebendas. 1772. 8.) 41) Es fehlte unter andern darin die Lehre vom Teufel. Als man ihn darüber zur Rede stellte, wollte Alberti dies Dogma *vergessen haben*, während er doch angeblich „zwanzig Jahre" an seinem Buche gearbeitet hatte.

Dort hieß es ausdrücklich: „Das erkläre ich hiermit so feierlich als möglich: wenn unter denen, die mich belehren wollen, sich irgend Einer finden sollte, der auch nur von fern die Absicht merken ließe, meine Rechtgläubigkeit in Zweifel zu ziehen, so werde ich nicht weiter Wissenschaft davon nehmen, viel weniger mich mit einem Solchen in einen Streit einlassen. Ich kenne aus der Kirchengeschichte das heillose Geschlecht solcher polemischen Seelen, die über jeden Versuch der Wegräumung alter Irrthümer und Misbräuche Lärm schlagen, zumal wenn sie schon Proben einer hämischen Gemüthsart gegeben haben. Und welchen reichen Beitrag könnte ich aus meiner eigenen Erfahrung liefern! Allein eben diese Erfahrung macht es mir zur Pflicht, auf alle weitere Angriffe der Art nicht weiter zu achten, zumal wenn man sie in dieser Zeit, wo mein Leben in naher Gefahr gewesen ist[42]), am heftigsten wiederholt, und sich mit der eigentlichen Absicht dabei jedem unparteiischen Zeugen bloßgegeben hat. Im Vorbeigehen mag diese Erklärung statt aller Antwort dem geschäftigen Manne dienen, welcher jüngsthin zu wiederholten Malen aus meinen beiden letzten Predigten von der Einträchtigkeit mit denen, die der Religion nach von uns verschieden denken, mit seinen gewöhnlichen Künsten und in der ihm geläufigen gemeinen Sprache mir die Beschuldigung einer Neigung zum Indifferentismus aufbürden will."

Selbst wenn Göze es hätte über sich gewinnen können, auf Angriffe dieser Art zu schweigen, durfte er es nicht, ohne die Wahrheit vor seinen Zuhörern zu verleugnen. Zu einer eigentlichen Entgegnung schien er sich nicht gerüstet zu haben. Er beschränkte sich darauf, in seinen sonntäglichen Predigten vorzugsweise solche Lehren zu erörtern, die seiner Ansicht nach in Alberti's Schrift ungenügend behandelt worden waren, natürlich ohne Nennung seines Namens, doch mit unverholenen Beziehungen auf das fast in allen damaligen Zeitungen empfohlene und gepriesene Buch, das durch Auszüge allgemein verbreitet worden war. So äußerte Göze unter Anderem in einer am zweiten Sonntage nach Epiphanias gehaltenen Predigt: „Die höchste Prüfung der Geduld, auf welche Gott die wahren Freunde Jesu und seiner allerheiligsten, nicht verfälschten, nicht auf Schrauben gesetzten, nicht verstümmelten Religion setzen kann, ist diese: wenn sie sehen müssen, daß elende Menschen dem Geiste der Wahrheit Hohn sprechen und daß sie sich erfrechen, die von ihm selbst unmittelbar herrührenden Ausdrücke: Glaube, Sünde, Heiligung, geistliche Güter, sogar den Satz, der der Mittelpunkt des Wortes Gottes ist: an Jesum Christum glauben, in öffentlichen Zeitungen für pedantische Wortkrämerei auszurufen und das Urtheil fällen, daß solche nicht einmal genannt werden sollten. Und so weit ist es in Hamburg gekommen!" Mit dieser Wendung hatte er eine glückliche Wahl getroffen, da er wohl wußte, wie seine Gemeinde noch Christi Wort als göttliche Autorität ehrte. — Nicht lange nachher predigte Göze gegen den damals oft citirten Satz Alberti's: „daß der Erlöser erst durch seine Erhöhung zur höchsten Herrlichkeit an der Ehre der Anbetung Theil nehme." Sein Thema in einer sehr zahlreich besuchten Wochenpredigt über Ps. 77, 11—13 war die „erquickende Hoffnung des Heiligen unter den traurigen Verwirrungen dieses Lebens." Aus dieser Predigt sprach, ohne alle äußere Beziehung, nur das tief bewegte Gemüth des Redners.

Eine der traurigsten Perioden seines Lebens nahte ihm um diese Zeit (1772). Sein Gegner Alberti war am 20. März des genannten Jahres nach langwieriger Krankheit gestorben. Die Theilnahme, die sein Tod erregte, ward von seinen Anhängern nicht unbenutzt gelassen. Sie verbreiteten überall: Alberti, der so lange und schwer krank gewesen, sollte mit einem Male an Göze's Texten gestorben sein. Dieser konnte keine Predigt halten, in der man ihm nicht schuld gab, dem Verstorbenen noch ein „Verdammungsurtheil nachgeschleudert zu haben." Göze konnte es freilich nicht vermeiden, daß in seinen Predigten Glaubenslehren vorkamen, die Alberti anders gelehrt oder bekämpft hatte. In diesem Sinne hatte er sogar am Begräbnißtage seines Gegners gepredigt. Mochte er indessen auch das Thema über Joh. 5, 20 nicht ohne polemische Absicht in Bezug auf eine Stelle in Alberti's Vorrede zu seinem vorhin erwähnten Buche gewählt haben, so gereichte es ihm doch zur Entschuldigung, daß das Concept seiner Predigt, das er Mittwoch in die Druckerei zu senden pflegte, schon vor Alberti's Tode geschrieben war und die Zurücknahme des einmal ausgegebenen Textes nun Nichts mehr helfen konnte. Von seinem Standpunkte aus konnte Göze kaum anders handeln. Er mußte den Kampf fortsetzen, der, wenn auch nicht mehr der Person, doch der Sache galt.

Dieser Polemik im Allgemeinen sehr ähnlich war der Streit, in den Göze einige Jahre später mit einem andern Amtscollegen, J. C. Friderici[43]), verwickelt wurde, der 1775 zum Hauptpastor an der St. Petrikirche gewählt worden war. Die in damaliger Zeit in Hamburg nicht unwichtige Frage, ob der neue Pastor zu den Orthodoxen gehöre oder nicht, war schwierig zu beantworten, da Friderici jede entschiedene Erklärung, ob er an Christus als den Sohn Gottes im kirchlichen und biblischen Sinne glaube, behutsam vermieden hatte. Seinen bisher befolgten Grundsätzen gemäß, äußerte sich Göze hierüber mit den Worten: „Offenherzig bekenne ich, daß ich mich in meinem Gewissen gedrungen fühlte, diejenigen Glaubenslehren, welche der Herr Pastor Friderici entweder gar überging, wenn er auch vermöge seines Textes den stärksten Beruf hatte, solche zu treiben, auch wissen konnte und mußte, wie sehnlich alle Rechtschaffenen seine bestimmte Erklärung darüber erwarteten, oder welche er zweideutig, unbestimmt, auch wol unrichtig vortrug, mit desto größerem Fleiße einzuschärfen. Und da das

42) Alberti hatte an wiederholten Anfällen von Hektik gelitten, die seinen Tod am 30. Mai 1772 beschleunigten. Vergl. über ihn H. Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands. 1. Bd. S. 5 fg.

43) Siehe über ihn Döring a. a. O. 1. Bd. S. 442 fg.

Lob des Herrn Friderici und insonderheit seiner Vorträge, die am paradoresten waren, auf eine bei uns nicht gewöhnliche Art im hiesigen Correspondenten auf die übertriebenste Art ausposaunt wurde, so ward das Gerede dadurch immer unterhalten und vermehrt. Obgleich ich nun mit größter Behutsamkeit alle persönlichen und charakteristischen Züge zu vermeiden suchte, es auch gar nicht allein gethan — denn viele meiner Collegen thaten dasselbe — so hatte ich doch dabei das nur sehr gewöhnliche Schicksal, daß der Haß und die Erbitterung seiner Anhänger vornehmlich auf mich fielen, und daß man mich insonderheit zum Ziele der lieblosesten und ungerechtesten Urtheile wählte. Als nun," fährt Göze fort, „Friderici am 1. Sonnt. nach Epiph. 1776 die so vielfach bestrittenen Grundsätze Basedow's auf die Kanzel gebracht hatte, war ich allerdings berechtigt, diese Aussprüche des Hrn. Friderici für einen directen Angriff auf mich anzusehen und mich dagegen zu vertheidigen. Aber ich habe bedacht, daß meine Feinde diese Vertheidigung als Animosität auslegen würden, darum habe ich mich gemäßigt und geschwiegen."

Große Sensation erregte besonders eine von Friderici am Dienstage nach Reminiscere 1776 gehaltene Predigt, in welcher er als Ursache des Seelenleidens Christi am Oelberge die Sünden seiner Feinde, die Schwachheiten und die Versündigungen seiner Jünger angegeben, aber den Hauptpunkt, daß der Herr die Sünden der Welt auf sich genommen, völlig übergangen hatte. Dieser Predigttext war eine entschiedene Declaration von Seiten Friderici's, wie er Christi Leiden erklärt wissen wollte und zugleich eine unverhohlene Polemik gegen die orthodore Lehre. Göze äußerte sich darüber mit den Worten: „So verschiedene Vorträge über eine Sache mußten in Hamburg, wo so viele Tausende die Predigtentwürfe in Händen und die Predigten gehört hatten, großes Aufsehen erregen. Aber auch hier behauptete mein gewöhnliches Schicksal seine Gewalt. Die Anhänger des Hrn. Friderici thaten, als wenn sie nicht wüßten, was in der Michaeliskirche gepredigt worden und richteten ihre Angriffe allein gegen mich. Herr Friderici rührte sich nicht. Seine Freunde wollten das als einen Beweis seiner Friedfertigkeit ansehen, allein Verständige wissen, daß das Stillschweigen in solchen Fällen von mehren Ursachen als von der bloßen Liebe zum Frieden angerathen werden kann."

In Bezug auf das vielfach verbreitete Gerücht, daß gegen ihn von Alberti's Anhängern eine förmliche „Klageschrift" eingereicht worden, bemerkte Göze: „Da mir eine solche zu meiner Rechtfertigung nie mitgetheilt worden, so kann ich nicht sagen, was darin für Gravamina gegen mich gerügt werden. Indessen hatten sie doch die Freude, einen Extract. prot. judic. zu erschleichen, in welchem mir harte und ganz allgemeine und auf meiner Seite Gott Lob ganz unverdiente Vorwürfe gemacht wurden, auch ohne den geringsten Beweis. Ich ward sogar aufs Künftige mit obrigkeitlichem Einsehen bedroht und angewiesen, wenn ich in Lehrpunkten gegen ein Mitglied Rever. Minist. etwas zu erinnern hätte, sollte ich es gehörigen Orts anbringen. Ich ging," fährt Göze fort, „meinen geraden Weg, predigte und vertheidigte die evangelische Wahrheit, so weit es meine Ueberzeugung vor Gott, mein Amt und mein Eid von mir forderten, wobei ich alle meine Widerwärtigen mit Freudigkeit aufforderte, aus meinen Entwürfen sowol, wie aus meinen mündlichen Vorträgen, auch nur Einen Satz anzuführen, der in Wahrheit mit dem Namen einer persönlichen Anzüglichkeit belegt werden könnte."

Einer unmittelbar vorher gegangenen heftigen Alteration schrieb ein in Hamburg allgemein verbreitetes Gerücht den Tod Friderici's zu, der 1777 plötzlich auf der Kanzel erkrankt und schon zwei Tage nachher am 12. Aug. „an einem Gallenfieber" gestorben war. Friderici, erzählte man, sollte sich über den Text einer von Göze gehaltenen Predigt so gekränkt haben, daß er zu seiner Frau gesagt: Das ist mein Tod! Göze ward sogar beschuldigt, einen Brief an Friderici gesandt zu haben, der die Ursache seines Todes gewesen sei. Göze fand sich dadurch veranlaßt, eine eidliche Vernehmung der Witwe zu fordern, ob ihr Mann jemals von ihm eine Zeile erhalten habe. Damit war ihm jedoch wenig geholfen. Er schrieb darüber: „Da meine Bitte um eidliche Vernehmung der Frau Friderici wenig bekannt geworden, so dauert jene Beschuldigung noch fort. Es finden sich hier in Hamburg und auswärts noch immer Viele, die sie eifrig fortpflanzen. Ich kann mir daher nicht anders helfen, als daß ich sie für ehrlose Calumniaten erkläre."

In jedem Angriffe gegen seine Person sah Göze nur den Kampf gegen seine Sache, als Sache Christi, und dieser, meinte er, werde der Sieg doch nicht fehlen. Dieser Gedanke ermuthigte ihn, so sehr er sich auch angelegen sein ließ, seine Person gegen Schmähungen und grundlose Beschuldigungen zu rechtfertigen. „Mir hat," äußerte er, „bisher die Güte Gottes Muth und Freudigkeit gegeben, alle diese Angriffe mit Mitleiden anzusehen und mit herzlicher Fürbitte zu erwidern. Noch keine schlaflose Nacht haben sie mir verursacht, noch viel weniger an meiner Gesundheit mir den geringsten Schaden gethan. — Sollte es indessen Gott gefallen, da ich noch mehre Angriffe dieser Art zu erwarten habe, mich meinen Lauf mitten unter denselben vollenden zu lassen, so will ich es im Voraus herzlich verbitten, daß man von jener Seite alsdann sich nicht rühme: man habe mich zu Tode recensirt. Ein rechtschaffener Lehrer, der um der Wahrheit willen Schmach leidet, stirbt so leicht nicht an einem Gallenfieber. Von Schmähschriften und Pasquillen werde ich durch die Gnade meines Gottes gewiß nicht sterben, sondern so lange es meinem Herrn gefällt, sein Wort verkündigen und unter seinem Beistande nach seiner Vorschrift seine Wahrheit so lange vertheidigen, so lange ich Mund und Feder gebrauchen kann" [44]).

Mit einem seiner spätern Hauptgegner, mit Lessing, hatte Göze, ehe der Streit über die wolfenbüttelschen Fragmente begann, in Nichts weniger als gespannten

44) Siehe den Anhang zu seiner Schrift: Die gute Sache des wahren Religionseifers (Hamburg 1770.) S. 330.

Verhältnissen gestanden. Es sprach für seinen Scharfsinn, daß er in Lessing, „dem Comödiendichter, dem Weltkinde, dem Spieler,“ den Gelehrten und tüchtigen Kopf entdeckt hatte [45]). „Ich hatte,“ schrieb Göze, „bei Lessing's Aufenthalt in Hamburg das Vergnügen, ihn persönlich kennen zu lernen, da er mir einigemal die Ehre erwies, mich zu besuchen. Ich habe in seinem Umgange wirklich angenehme Stunden genossen, denn er konnte freundschaftlichen Widerspruch ertragen; er war willig, seine in verschiedenen Fächern der schönen Wissenschaften erlangten vorzüglichen Kenntnisse Andern mitzutheilen.“ In seiner Schrift: „Ueber die Sittlichkeit der Schaubühne“ [46]) citirte Göze eine ernste Stelle über die Gefahren des Schauspiels und fügte hinzu: „Möchte doch dieser Gedanke von allen denen, welche auf eine andere Art bewiesen haben, daß sie Freunde der Tugend und der Religion sind, und welche in guter Absicht moralische Schriften geschrieben haben, beherzigt werden! Ich empfehle solchen insonderheit den mir so werthen Herren Gellert und Lessing.“ Später, als Lessing schon Bibliothekar in Wolfenbüttel war, äußerte Göze in Bezug auf eine in der dortigen Bibliothek befindliche Bibelsammlung den Wunsch, daß dieselbe beschrieben werden möchte. „Vielleicht,“ äußerte er, „lenkt die Vorsehung die Neigung des berühmten Herrn Lessing zu dieser Arbeit, der schon durch so manche Probe, und vor nicht gar langer Zeit durch seinen „Berengarius“ [47]) bewiesen, daß ihm bei seiner ausgebreiteten Wissenschaft und großem Genie Alles, was er vornimmt, wohlgeräth“ [48]).

Ebenso günstig urtheilte Lessing über Göze. „Es war,“ erzählt er [49]), „am 24. Jan. 1769, als ich ihn zuerst persönlich kennen lernte. Ich besuchte ihn auf seine wiederholte Einladung und habe einen in seinem Betragen sehr natürlichen, in seinen Kenntnissen gar nicht unebenen Mann an ihm gefunden. Wir sprachen zuerst von der hiesigen Bibliothek, darauf über seine Streitigkeiten mit Semler, in welchen Göze wol offenbar Recht hat, da Semler von dem complutensischen neuen Testamente gesprochen, ohne es gesehen oder untersucht zu haben.“ An Göze's Orthodoxie nahm Lessing keinen Anstoß. Auf den ersten Blick hatte sich, nach seiner eignen Aeußerung, in Göze „ein ganzer Mann gezeigt, ehrlich und unverkennbar selbst voll von dem Glauben, den er vertheidigte.“ An seinen Bruder K. G. Lessing schrieb er damals: „Was ist unsere neumodische Theologie gegen die Orthodoxie? mit dieser war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher jede ihren Weg gehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder, und macht uns, anstatt uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Ich bitte Dich, lieber Bruder, erkundige Dich nach diesem Punkte genauer und siehe etwas weniger auf das, was unsere neuern Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür an die Stelle setzen wollen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist. Aber das möchte ich nicht mit Dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will; und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie als das alte sich anmaßt. Und doch verdenkst Du es mir, daß ich das alte vertheidige. Meines Nachbars Hause droht der Einsturz. Wenn mein Nachbar abtragen will, will ich ihm redlich helfen; aber er will es nicht abtragen, sondern es mit gänzlichem Ruin meines Hauses stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen als meines eignen“ [50]).

So hatte Lessing am 8. Febr. 1774 geschrieben. Gleichwol warf er selbst drei Jahre später einen Feuerbrand ins Haus durch die von ihm besorgte Herausgabe der „Fragmente“ [51]). Dadurch erregte er einen entschiedenen Kampf gegen die Orthodoxie, die er bisher so sehr geschont, und gegen Göze, den er so aufrichtig geschätzt hatte. Aus dem Vertheidiger „des alten Hauses“ schien plötzlich ein Mann geworden zu sein, der es mit aller Macht niederzureißen bemüht war. Ob es wirklich seine Absicht war, die Orthodoxen zu kränken, ist zweifelhaft. Nach einer glaubhaften Aeußerung Nicolai's hatte Lessing vielmehr durch die Herausgabe jener Fragmente der orthodoxen Partei einen Dienst leisten wollen, wenn er

45) Siehe Lessing's Leben von Danzel, fortgesetzt von Guhrauer. 2. Bd. Abth. 1. S. 293. 46) Theologische Untersuchung der Sittlichkeit der heutigen deutschen Schaubühne überhaupt, wie auch der Fragen, ob ein Geistlicher, insonderheit ein wirklich im Predigtamte stehender Mann, ohne ein schweres Aergerniß zu geben, die Schaubühne besuchen, selbst Komödien schreiben, aufführen und drucken lassen, und die Schaubühne, so wie sie itzo ist, vertheidigen, und als einen Tempel der Tugend, als eine Schule der edlen Empfindungen anpreisen könne. (Hamburg 1770. 8.) 47) Berengarius Turonensis oder Ankündigung eines wichtigen Werks aus der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel. (Braunschweig 1770. kl. 4.) 48) Göze besaß selbst eine schätzbare Sammlung von Bibeln in verschiedenen Sprachen, von denen er ein besonderes Verzeichniß, mit kritischen und literarischen Anmerkungen begleitet, herausgab. (Hamburg 1777. gr. 4.) Vergl. F. L. Hoffmann's Schrift: J. M. Göze als Bibelsammler und Bibliograph. (Leipzig 1852. 8.) 49) Siehe Lessing's Werke (herausgegeben von Maltzahn). 11. Bd. Abth. 1. S. 412.

50) Siehe Lessing ebendas. 12. Bd. S. 485. 51) In den von Lessing herausgegebenen „Beiträgen zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel. Erster bis dritter Beitrag.“ (Braunschweig 1773—1774. gr. 8.) Der vierte Beitrag enthält die fünf ersten Fragmente des wolfenbüttelschen Ungenannten (H. S. Reimarus). Braunschweig 1777. Der fünfte und sechste Beitrag wurden aus Lessing's literarischem Nachlasse von J. J. Eschenburg und Chr. Leister herausgegeben. (Braunschweig 1781.) Die vier ersten Beiträge wurden 1793 neu aufgelegt. Reimarus (Hermann Samuel), der muthmaßliche Verfasser der Fragmente, geb. am 22. Dec. 1694 zu Hamburg, starb als Professor der orientalischen Sprachen an dem Gymnasium seiner Vaterstadt den 1. März 1768. Siehe Memoria H. S. R. per *J. G. Büsch.* (Hamb. 1769. fol.) Nachrichten von niedersächsischen berühmten Leuten. 2. Th. S. 382 fg. *Klotzii* Acta literar. Vol. V. p. 344 seq.

gleich durch Mittheilung des Fragments über die Auferstehung Christi weiter gegangen war, als er früher jemals gegangen. Wenn ihm aber auch die Orthodoxen als solche nicht besonders am Herzen lagen, so schien es doch zunächst seine Hauptabsicht, den halbphilosophischen Theologen einen Stein des Anstoßes hinzuwerfen, um ihnen zu verstehen zu geben: „wenn ihr ehrlich sein wolltet, müßtet ihr das Christenthum eben so offen bekämpfen wie der wolfenbüttelsche Fragmentist.“ — Gleich das erste Wort in diesen Fragmenten enthielt die ganze Grundidee Lessing's von der schwachen Halbheit und feigen Unehrlichkeit der damaligen Aufklärer in den Worten: „Wer von meinen Lesern mir diese Fragmente lieber ganz geschenkt hätte, der ist sicherlich furchtsamer als unterrichtet. Er kann ein sehr frommer Christ sein, aber ein aufgeklärter ist er gewiß nicht.“

Durch die Herausgabe der Fragmente, namentlich des vierten, das im J. 1777 erschien, hatte Lessing's scharfes Schwert nicht nur den Gegnern, die vor ihm standen, einen gewaltigen Schlag versetzt, sondern auch, so wenig dies seine Absicht war, auch die so lange geschonten Gegner hinter und neben ihm, die aufrichtigen Orthodoxen, tief verletzt. Schon von einigen andern Gelehrten waren die Ansichten des wolfenbüttler Fragmentisten bestritten worden, als Göze den Kampfplatz betrat. Seine erste Schrift über diesen Gegenstand war ein Artikel in den „Freiwilligen Beiträgen“ vom 17. Dec. 1777. Dieser Artikel betraf weniger die Fragmente als die Gegensätze. „Wahrlich,“ hatte Lessing geäußert, „der Mann soll noch erscheinen auf beiden Seiten, der die Religion so bestreitet, und der, welcher die Religion so vertheidigt, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordert.“ Darauf erwiederte Göze: „Es ist hart, auf diese Art Feinde der Religion und die Vertheidiger derselben in eine Classe zu werfen. Der Schluß: wahrlich er soll noch erscheinen, leugnet nicht nur, daß die Religion nicht so angegriffen worden, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordert, sondern auch, daß sie noch nicht auf diese Art vertheidigt worden. Den Beweis des letzten Satzes müßte der Herr Herausgeber erst durch eine vollständige und bündige Induction führen, ehe er von seinen Lesern verlangen kann, daß sie solchen als einen auf unbeweglichen Gründen beruhenden Urtheilsspruch annehmen sollen. Ich würde,“ fügte er hinzu, „den Christen, der zugleich Theolog ist, sehr bedauern, wenn er sich aus Mangel anderer Gründe in der traurigen Nothwendigkeit sehen sollte, diesen aus Stroh geflochtenen Schild den in den Fragmenten befindlichen feurigen Pfeilen entgegen zu halten. Lieber würde ich rathen, gar die Flucht zu ergreifen, denn durch Annahme der von dem Herrn Herausgeber dargebotenen Sätze würde er die Bibel preisgeben, um die Religion zu retten. Aber welche Religion! Gewiß nicht die christliche, welche mit der Bibel steht und fällt!“

Mit diesen Worten hatte er einen Hauptangriff auf seinen Gegner gethan, indem er Lessing's Herzensmeinung: die Bibel aufzugeben, um die Religion zu retten, bestritt. Seinen Aufsatz schloß Göze mit den Worten: „Ich würde vor meiner Todesstunde zittern, wenn ich besorgen müßte, daß von der Ausbreitung dieser boshaften, so vielen Seelen höchst gefährlichen und der Ehre unsers großen Erlösers so nachtheiligen Aufsätze die Rechenschaft an jenem Tage von mir werde gefordert werden. Ich wünsche, daß der Herr Herausgeber aus den Schätzen der Bibliothek uns künftig etwas Besseres liefern möge als Gift und Aergernisse.“ Daß ein Mann wie Göze solche Sprache führte, war wol kein Wunder, wenn man bedenkt, daß Reimarus in dem letzten von Lessing herausgegebenen Fragmente: „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger,“ den Beweis zu führen versucht hatte: Jesus sei ein politischer Revolutionair gewesen, er habe ein weltliches Messiasreich stiften wollen, sei durch einen verunglückten Staatsstreich ans Kreuz gekommen, dann aber von seinen Jüngern, die seinen Leichnam aus dem Grabe gestohlen hätten, für einen Auferstandenen ausgegeben und als religiöser Reformator dargestellt worden.

Auf den früher erwähnten Artikel, den Göze in den „Freiwilligen Beiträgen“ vom 17. Dec. 1777 schrieb, antwortete Lessing im J. 1778 mit zwei kurzen Aufsätzen, die mit einem am Schlusse beigefügten Absagungsschreiben als einzelne Flugschriften erschienen[52]). In der ersten rechtfertigte sich Lessing wegen der Herausgabe der Fragmente durch sein Amt. Ein Bibliothekar, äußerte er, sei wie ein Kräuterkenner, der auch Giftpflanzen, wo er sie entdeckt, sammle und anzeige; ein Pastor sei wie ein Hirt, der nur nach dem frage, was seinen Schafen dienlich sei. So möge der Herr Pastor Göze es ihm, dem Bibliothekar, nicht verdenken, daß er die Fragmente bekannt gemacht habe. „Sie würden,“ fügte er hinzu, „vor Ihrer Todesstunde zittern, wenn Sie an der Bekanntmachung der Fragmente den geringsten Antheil gehabt hätten; ich werde vielleicht in meiner Todesstunde zittern, aber vor meiner Todesstunde werde ich nie zittern.“

Einen sehr ernsten Tadel erfuhr Lessing in dem am 30. Jan. 1778 erschienenen Stücke der „Freiwilligen Beiträge.“ Dort äußerte Göze sich in Bezug auf die Herausgabe der Fragmente mit den Worten: „Unternehmungen dieser Art kann nur der für etwas Gleichgültiges ansehen, der die christliche Religion für ein leeres Hirngespinnst oder gar für einen schädlichen Aberglauben ansieht[53]), und der nicht eingesehen hat und nicht einsehen will, daß die ganze Glückseligkeit der bürgerlichen Verfassung unmittelbar darauf beruhe, oder der den Grundsatz hat: sobald ein Volk einig wird, Republik sein zu wollen, so darf es“[54]). Hierauf

52) Die Titel dieser Broschüren lauteten: Eine Parabel, nebst einer kleinen Bitte und einem eventuellen Absagungsschreiben an den Herrn Pastor Göze in Hamburg. 1778. 8. — Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastors Göze in Hamburg (Wolfenbüttel [eigentlich Berlin] 1778). — Der nöthigen Antwort ꝛc. Erste Folge. (Ebendas. 1778. 8.) 53) Oder nach Lessing's eigenen Worten: „für das abscheulichste Gebäude von Unsinn;“ s. Lessing's Werke. 12. Bd. S. 338. 54) Dieser Satz hatte kurz zuvor in einer hamburger Zeitung gestanden in einer Recension über Klopstock's Messiade.

tadelte Göze Lessing's übertriebenes Lob des ungenannten Verfassers der Fragmente [55]). Göze sah darin, nach seinen eigenen Worten, „nichts Anderes als ein kleines Hilfsmittel, die Achtung des Lesers für jenen Mann zu erschleichen." Seinem Herzen wie seinem Verstande gereichte es zu gleicher Ehre, daß Göze jenen Fragmenten eine geringere Bedeutung beimaß als den Gegensätzen Lessing's, die das Christenthum wirklich gefährdeten, weil sie dasselbe „unter dem Scheine es zu befestigen," vielmehr zu untergraben gesucht hatten.

Mit Lessing's vorhin erwähntem „Absagungsschreiben an den Herrn Pastor Göze in Hamburg" begann eine lange Reihe von Streitschriften gegen den einen Mann, den er sich zur Zielscheibe des bittersten Hohns und grimmigsten Spottes ausersehen zu haben schien. Die ganze Polemik war rein persönlich und voll von den heftigsten Invectiven. Unmittelbar nach dem erwähnten „Absagungsschreiben" ließ Lessing seine „Axiomata" [56]) drucken, worin er seine wider die Autorität der heiligen Schrift gerichteten Sätze gegen die Entwürfe Göze's vertheidigte. Dagegen vertheidigte dieser seine Meinungen gegen Lessing in vier Broschüren, zuerst in der Schrift: „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofraths Lessing mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere allerheiligste Religion und auf den einigen Lehrgrund derselben, die Bibel" [57]). Unter den acht Aufsätzen, die diese Schrift enthielt, waren die beiden ersten ein Abdruck von zwei in den „Freiwilligen Beiträgen" erschienenen Recensionen; die sechs andern Aufsätze betrafen Lessing's weitere Streitschriften und die Entgegnungen von Lüderwald, Schumann, Mascho u. a. Gelehrten. Wegen des Ausdrucks „feindselige Angriffe" auf dem Titel seiner Schrift suchte sich Göze in der Vorrede zu rechtfertigen, wo er den ganzen Gegenstand des Streites kurz und bündig dargestellt und vorzüglich den Punkt hervorgehoben hatte, daß die Wahrheit des Christenthums auf Lebenserfahrung beruhe. Dabei hatte er auf Joh. 7, 16. 17 hingewiesen: So Jemand will dessen Willen thun, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede. Denn darin liege die wahre Beweisung des Geistes und der Kraft.

„Es ist wahr," äußerte Göze, „daß die Lehrsätze der christlichen Religion nicht so bewiesen werden können als der Satz: zweimal zwei ist vier. Aber so sollen sie auch nicht bewiesen werden, denn dabei würde die menschliche Freiheit völlig zu Grunde gehen, und es würde alsdann heißen: entweder Christ oder ins Tollhaus. Auf solche Weise will Jesus keine Jünger machen. Das innere Zeugniß des heiligen Geistes, welches sich durch die Kraft der heiligen Schrift an den Seelen derer offenbart, welche der Wahrheit nicht muthwillig widerstreben, muß hier nothwendig die Ehre behaupten, unser Herz in der Wahrheit Gottes fest zu machen. — Christen, die da wissen, an wen sie glauben, werden seine unglücklichen und ihm selbst äußerst verderblichen Unternehmungen mit innigem Mitleiden ansehen und desto herzlicher für ihn beten." Zu besonderem Vorwurfe macht Göze seinem Gegner seine „Theaterlogik, seine Sophismen, Equivoquen, Fallacien, seine falschen, den schwachen Leser blendenden Bilder, statt der Gründe 2c., die in der gelehrten Welt eben den Werth hätten wie falsche Würfel in der bürgerlichen Welt." Damit habe Lessing freilich erreicht, „daß die Witzlinge und alle diejenigen, welche schon lange gewünscht hätten, daß der Heilige in Israel bei uns aufhören möchte, vor Freude, daß er endlich ihre Wünsche erfüllt und sich in seiner wahren Gestalt gezeigt, ihn mit lautem Jauchzen und freudigem Händeklatschen empfangen hätten."

Einen richtigen Ideengang verfolgte Göze, indem er das Wort Christi im Munde seiner Apostel als das zeugende Princip, die Lebenskraft der Kirche betrachtete. Da die Apostel hienieden nicht ewig leben sollten, mußten sie dies Wort schriftlich hinterlassen. So könnten wir, behauptete er, jetzt unter veränderten Umständen des schriftlichen Worts ebenso wenig entbehren, als früher ohne das gesprochene Wort die Kirche jemals hätte gegründet werden können. „Hat Lessing," äußerte er, „hier die große Regel der Logik distingue tempora beobachtet? Muß nicht, wenn dieser Schluß etwas beweisen soll, dabei vorausgesetzt werden, daß eben dieselben Umstände, welche vor Aufzeichnung der Schriften der Evangelisten und Apostel statt fanden, auch nach derselben unverändert bis ans Ende der Welt bleiben müßten? — Da die teutsche Reichsverfassung lange nach dem westfälischen Frieden bestanden, so mußte es auch möglich sein, daß der westfälische Friede und alle dazu gehörigen Acten verloren gingen und die darin gegründete Verfassung des teutschen Reichs dennoch bestände. — Und welche Folgen fließen aus Lessing's Satze? Es sind diese: Also sind die Schriften der Apostel und Evangelisten völlig unnütz und überflüssig. Versteht Lessing aber unter der christlichen Religion die natürliche, so räume

55) Vergl. Lessing a. a. O. 9. Bd. S. 405. 56) Sie bestanden in folgenden inhaltsschweren Sätzen: „Der Buchstabe ist nicht der Geist und die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion. Die Bibel enthält offenbar mehr als zur Religion Gehöriges, und es ist bloße Hypothese, daß sie in diesem Mehren gleich unfehlbar sein müsse. Auch war die Religion, ehe die Bibel war. Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhängen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der Religion auf ihnen beruhen. — Es muß möglich sein, daß Alles, was Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wieder verloren ginge und die von ihnen gelehrte Religion doch bestände. Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden und alle schriftlichen Ueberlieferungen können ihr keine Wahrheit geben, weil sie keine hat." In allen diesen Sätzen hatte Lessing sich des Ausdrucks: christliche Religion enthalten. Von dem Rationalismus galten sie gewiß. Sie waren zwar wesentlich wahr, bewiesen aber doch nicht, was sie nachher beweisen sollten. 57) Hamburg 1778. 8. Dieser Schrift ließ Göze noch drei Broschüren folgen unter dem Titel: „Lessing's Schwächen." (Hamburg 1778. 8.) 3 Stücke. Das dritte Stück erwähnt Lessing schon in einem Briefe an Elise Reimarus vom 6. Sept. 1778.

ich ihm seinen ganzen Schluß ein; aber wie würde es alsdann um die Aufrichtigkeit und Redlichkeit aussehen, welche ein jeder ehrliche Schriftsteller, insonderheit bei einem so wichtigen Gegenstande, seinen Lesern schuldig ist?"

In gleicher Weise war Göze bemüht, seinem Gegner das Ungenügende in seinen Bildern und Gleichnissen, namentlich in seiner früher erwähnten Parabel, darzuthun, indem er ihn stets an der schwächsten Seite seiner Beweisführungen festhielt und beständig nachwies, daß nur von der natürlichen Religion gelten könne und gelte, was Lessing mit absichtlicher Unbestimmtheit des Ausdrucks von der Religion im Allgemeinen oder höchstens von der Religion Christi verstände, oder von der christlichen Religion wolle verstanden wissen, wie dies aus einer nähern Prüfung seiner Parabel klar hervorgehe. — Auf Lessing's Behauptung: daß er durch den Druck der Fragmente Nichts weiter beabsichtigt habe, „als das im Finstern schleichende Gift dem Gesundheitsrathe anzuzeigen," erwiederte Göze treffend: „Als ich die noch ungedruckten Blätter des Fragmentisten ein im Finstern schleichendes Gift genannt, beschuldigte mich Lessing, daß ich seinen Ungenannten bubenmäßig behandelt hätte. Hier fällt also die Beschuldigung auf ihn selbst zurück. Möchte doch sein Gedächtniß so stark sein, als es seine Phantasie ist, so würde er sich solcher Schwäche vielleicht nicht schuldig machen [58]). Wahrlich, ein hinkendes Gleichniß, dessen Lessing sich hier bedient! Der Gesundheitsrath ist also die ganze Welt, wenigstens der Theil derselben, der Deutsch lesen und verstehen kann. Mit eben dem Rechte kann sich ein Mensch entschuldigen, der einen Scheffel voll Giftpulver, dessen Ausdünstungen tödtlich sind, in den vornehmsten Straßen der Stadt ausstreut."

Besonders aufmerksam machte Göze in seiner Replik auf den wichtigen Unterschied zwischen reiner Wahrheit und vollständiger Einsicht in die innere Natur und Beschaffenheit der Dinge. Letztere wäre allerdings nicht für die Menschen, sondern für Gott allein. Er äußerte sich darüber in den Worten: „Allwissend konnte und sollte auch der heilige Geist die Jünger nicht machen, aber reine Wahrheit sollten sie erlangen. Wir können von der Barmherzigkeit Gottes wie von allen göttlichen Eigenschaften, von allen Geheimnissen des Glaubens, von Allem, was wir zur Seligkeit zu wissen nöthig haben, richtige und zur Erreichung der göttlichen Absicht mit uns hinlängliche, wenn auch keine ganz vollständige Vorstellungen haben. Was für eine Wahrheit ist es, in welcher Gott uns heiligt? Die reine oder die unreine? Gehört die reine Wahrheit nur für Gott, wie konnte dann unser Erlöser beten: Heilige sie in deiner Wahrheit? Also widerspricht Lessing durch den Satz: die reine Wahrheit gehört allein für Gott, dem Erlöser und der ganzen heiligen Schrift grade in das Angesicht." „Wenn Gott," schließt Göze, „in seiner Rechten den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, aber mit dem Zusatze: mich immer und ewig zu irren, und in der Linken das allerschrecklichste Schicksal, vernichtet zu werden, vorhielte, und sagte: Wähle! so würde ich mit Zittern in seine Linke fallen, und sagen: Vater, vernichte mich! Gehört die reine Wahrheit allein für Gott, bin ich in ewiger Gefahr zu irren, so ist kein Augenblick möglich, wo ich versichert sein könnte, daß ich nicht irrte. Und dabei immer einen Trieb nach Wahrheit zu haben, das ist der schrecklichste Zustand, in welchem ich mir eine Seele denken kann. Nach dieser Lehre ist alle Zuversicht des Glaubens, alle Freudigkeit zu Gott, alle Hoffnung des ewigen Lebens und selbst die Seligkeit des ewigen Lebens Thorheit und Einbildung. Nach dieser Lehre war es ein eitler Ruhm, wenn Paulus sagt: Ich weiß, an wen ich glaube, 1 Tim. 1, 12. Doch der Art ist die neue Weisheit, wodurch die angeblichen Freunde des Christenthums und declarirten Feinde der heiligen Schrift die Welt erleuchten wollen."

Auf die wiederholte Versicherung Lessing's, daß er die Fragmente herausgegeben, um Widerlegungsschriften zu veranlassen, wodurch endlich die Zweifel über die christliche Religion gehoben würden, antwortete Göze: „Lessing glaubt, daß die Wahrheit der christlichen Religion nicht eher völlig bewiesen sei, als bis die Einwürfe gegen dieselbe und alle mögliche Schmähungen gegen Christum durch den Druck in teutscher Sprache dem großen Haufen in die Hände gegeben, demselben zur Prüfung überlassen und von den Gelehrten widerlegt wären. Sieht Lessing nicht ein, oder will er nicht einsehen, was aus diesem Grundsatze fließt? Was will er dem antworten, der sagen würde: das Regierungssystem der besten und gerechtesten Regenten verdient nicht eher Beifall, als bis alle möglichen Lästerungen und Verleumdungen der Person des Regenten den Unterthanen in die Hände gegeben, bis seine besten und heilsamsten Handlungen von der schwärzesten Seite dargestellt sind, damit seine Minister aufgefordert werden, die Ehre ihres Herrn zu vertheidigen? Was will er dem antworten, der behaupten wollte: die wahre Beschaffenheit der Keuschheit und Pflicht, solche auszuüben, ist nicht eher in ihr völliges Licht gebracht, als bis alle möglichen unfläthigen Schriften gemein gemacht sind und die in Handschriften verborgenen in öffentlichen Druck erscheinen? Würde er sich ebenso bereitwillig finden lassen, bei dergleichen Schriften Hebammendienste zu leisten, als er sich bei den Schriften gegen die christliche Religion und bei den vermaledeitesten Lästerungen ihres göttlichen Stifters dazu bereitwillig bewiesen und erklärt hat?" [59])

Die hier mitgetheilten Aeußerungen dürften mehr als hinreichend sein, um zu zeigen, wie geschickt Göze seinem Gegner das Irrige und Unchristliche in seinen paradoxen Behauptungen darzuthun wußte. Es bleibt uns nur noch übrig, auf das persönliche Benehmen Göze's seinem großen Gegner gegenüber einzugehen. Er war zwar in dem Fragmentenstreite in sofern der angreifende Theil, als weder in den Fragmenten noch in den Gegensätzen sein Name genannt worden war. Aber

58) Siehe „Lessing's Schwächen." St. 1. S. 93.

59) Siehe „Lessing's Schwächen." St. 2. S. 46.

nicht als persönlich Beleidigter, nur als Verfechter der christlichen Religion war er aufgetreten. In seinem ersten Aufsatze hatte er aus Schonung Lessing's Namen gar nicht genannt. Erst später hielt er diese Zurückhaltung nicht mehr für nöthig[60]). Nur die Herausgabe der Fragmente und die Gegensätze hatte er feindselige Angriffe auf die Religion genannt. Selbst als Lessing in seiner Polemik gegen Göze zu den allerkränkendsten Persönlichkeiten überging, als er ihm Unverschämtheit, Verleumdung und Lügen vorwarf und seinen Ingrimm bis zu der Drohung steigerte: „er wolle ihm einen Eimer faulen Wassers auf seinen kahlen Scheitel tropfenweise fallen lassen"[61]), behauptete Göze in seinen Repliken noch immer den Ton ernster Würde und beklagte sich nur schmerzlich über diese Art zu streiten. Dringend bat er seinen Gegner, eine Schreibart zu unterlassen, die „mit der Heiligkeit des Gegenstandes, um den es sich handle, im schneidendsten Widerspruche stände." In der Vorrede zum letzten Fragment, welches Lessing einzeln, als besondere Schrift, ohne Gegensätze, erscheinen ließ, war Göze besonders hart angegriffen worden. Darauf erwiederte dieser: „Für die Ehre, die Herr Lessing mir in dieser Vorrede erwiesen hat, erkenne ich mich demselben verbunden. Vermuthlich sucht er durch seine Art zu streiten mich abzuschrecken. Er wird aber sehen, daß er sich geirrt. Die Ehre meines Herrn und Heilandes, des göttlichen Wortes und der darin enthaltenen seligmachenden Wahrheit liegt mir mehr am Herzen und es wäre Ehre genug für mich, wenn an jenem Tage nur eine Seele auftritt, welche mir das Zeugniß gibt, daß sie durch meine Gründe und Vorstellungen vor den Stricken und Netzen bewahrt worden, die Herr Lessing denjenigen legt, die an den Namen Jesu glauben. Die Gnade, die aus einem Saul einen Paulus machen konnte, verherrliche sich an seiner Seele und lasse ihn doch nicht mit der Gesinnung in die Ewigkeit gehen, welche er in seinen Blättern so frech und stolz zu Tage gefördert hat"[62]).

Daß diese Worte aus seiner innigsten Ueberzeugung geflossen, dürfte kaum Jemand bezweifeln, der die hier folgende Stelle im Zusammenhange liest, mit der Göze am Schlusse seiner zweiten Gegenschrift seinen Gegner anredet, nachdem er ihn schon in der Vorrede herzlich gebeten, den Schluß dieser Bogen eher als den Anfang zu lesen.

„Entrüsten Sie sich nicht," schreibt Göze, „wenn ich bei dieser Gelegenheit ein Wort aus einem ganz andern Tone, als derjenige gewesen ist, den Sie mir bisher abgedrungen haben, mit Ihnen rede. Gott weiß, daß ich Sie herzlich liebe. Ich verkenne die schönen Talente nicht, die Ihnen die Güte Gottes geschenkt hat, auch nicht die vorzüglichen Einsichten und Kenntnisse, die Sie sich durch rechte Anwendung derselben in manchen Theilen der sogenannten schönen Wissenschaften erworben haben. Ich vergebe es Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie alle Ihre Kräfte anwenden, mich vor den Augen der Kirche, der gelehrten Welt und meiner Gemeinde zum unwissenden und dummen Laffen erniedrigen, denn das müßte und würde ich sein, wenn meiner sieben nicht einem Siebentheile von ihrem Fragmentenschreiber das Gleichgewicht halten könnten. Aber eben diese Liebe, eben diese Achtung bewegen mich, Sie vor dem Angesichte Gottes zu bitten, Folgendes in einer Stunde, da Ihre Leidenschaften nicht brausen, in reife Betrachtung zu ziehen. — Sie erklären sich, und mein ganzes Herz bebt bei dieser Erklärung, daß Sie um des Drucks der Fragmente willen, und um deswillen, was Sie dabei gethan haben, vor Ihrer Todesstunde nicht zittern würden. Bedenken Sie um Gottes und Ihres ewigen Heils willen, was Sie hier niedergeschrieben haben. Verschließen Sie sich nicht selbst den Weg zur Buße auf diese Art. Sie möchten ihn nachher nicht wiederfinden können, und auch nie in den Stand kommen, ihn mit Thränen zu suchen. Denken Sie an die Rechenschaft, welche der Herr, dessen Ehre durch die Fragmente so frevelhaft angegriffen und gelästert worden, dessen Wort Sie so tief unter elende menschliche Schriften herabzusetzen suchen, an jenem Tage, insonderheit von dieser Handlung, von Ihnen fordern wird. Fragen Sie Ihr Gewissen, ob es eine lebendige Ueberzeugung, daß die Scheingründe, welche Sie zur Rechtfertigung desselben jetzt verwenden, und mit welchen Sie die Augen schwacher Christen, noch leichter aber der Freigeister verblenden können, auch vor Dem einen Werth haben werden, dessen Augen heller sind als Feuerflammen?"

„Glauben Sie," fährt Göze fort, „daß Ihr Gleichniß von dem Kräuterkenner und andere witzige Einfälle hinreichend sein werden, vor dem Angesichte Jesu Christi Ihr Verhalten zu rechtfertigen und für Sie zu Ihrem Vortheile ein gerechtes Urtheil auszuwirken, so fahren Sie, auf Ihre Gefahr, auf Ihrem bisherigen Wege fort. Erwarten Sie aber dann, was für ein Ziel Sie auf diesem Wege erreichen werden. Ich sage es nochmals, ich würde vor meiner Todesstunde zittern, wenn die Fragmente durch meine Veranstaltung in so viele Hände gekommen wären. Die Vorstellungen, die schrecklichen Vorstellungen, wie lange ich dadurch noch nach meinem Tode sündigen und Seelen verderben würde, für welche Christus gestorben ist, ingleichen, daß menschliche Augen nicht vermögend sind, das Ende des dadurch angerichteten Unglücks abzusehen, würden mich in die größere Gefahr setzen, mich selbst als einen Verlorenen zu betrachten. — Verkennen Sie meine redliche Absicht bei dieser Gewissensrüge nicht. Wollen Sie indessen nach Ihrer bisherigen Art derselben mit bitterem Hohne entgegengehen, und auf diese Art das Maß Ihrer Sünden noch mehr häufen, so werde ich dadurch Nichts, Sie aber werden in Zeit und Ewigkeit dadurch desto mehr verlieren. — Ich breche hier ab und werde mein künftiges Verhalten gegen Sie so einrichten, wie meine Ueberzeugung vor Gott und mein Gewissen es erfordern werden. Ist diese aus dem aufrichtigsten und um Ihre Rettung wahrhaft bekümmer-

60) Siehe „Lessing's Schwächen." St. 2. S. 60. 61) Siehe Lessing's Schrift: „Anti-Göze." Beitrag XI, wo man noch stärkere Aeußerungen dieser Art findet. 62) Siehe „Lessing's Schwächen." St. 2. S. 34 fg.

ten Herzen hergeflossene Gewissensrüge an Ihnen verloren, werden Sie solche als Pfaffengeschwätz stolz verachten, so bezeuge ich hiermit vor Gott und vor der Welt, daß ich rein bin von Ihrem Blute." Solche Worte richtete Göze an einen Mann, der ihm so viele Schmach zugefügt hatte.

Zu einem eigentlichen Abschlusse des Streites kam es nicht. Seinem „Antigöze," den er anonym herausgegeben, ließ Lessing noch eine mit seinem Namen bezeichnete Schrift folgen, zu der er durch die von Göze wiederholte Frage: welche Religion er unter der christlichen verstehe und welche er selbst glaube, zunächst veranlaßt worden war. Diese Schrift führte den Titel: „Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Göze"[63]). Auf diese Antwort blieb ihm Göze die seinige nicht schuldig. Er gab sie im dritten Stücke der mehrfach erwähnten Schrift: „Lessing's Schwächen." In der Vorrede sprach er nochmals sein oft geäußertes Befremden aus, wie der sonst so scharfsinnige, so witzige und ernsthafte und bescheidene Verfasser des Laokoon, der antiquarischen Briefe und der Abhandlung, wie die Alten den Tod gebildet, so tief hätte sinken können, als er in dem „Antigöze" gesunken wäre; diese Schrift habe er anonym herausgegeben, er, der sonst so muthige und seiner gerechten Sache so viel zutrauende Verfasser, der in allen seinen frühern Streitigkeiten seinen Schriften stets seinen Namen vorgesetzt habe. Dann wies er ihm mehrfache Widersprüche in seiner „Nöthigen Antwort" nach und überführte ihn aus seinen eignen Worten, daß er mit dem Ausdrucke: „christliche Religion" nur gespielt, daß er diese Religion des apostolischen Symbolums, die er nun mit Recht als die christliche bezeichne, doch nicht glaube und daß er außerdem „für Meuchelmord und Calumnie" erklärt habe, wenn man ihn nicht für einen aufrichtigen Bekenner dieser Religion halte. Besonders wies ihm Göze den Selbstwiderspruch nach, daß Lessing sich jetzt auf die „Tradition" berief, während er doch in seinem „Absagungsschreiben" es Luthern zu besonderem Verdienste angerechnet, daß er uns von dem Joche der Tradition erlöst habe. Seine Vertheidigung schloß Göze mit den Worten: „Es ist ein unerhörter Satz, daß die christliche Religion ohne die Bibel bestehen könne, bestanden sein würde und bestehen werde." Es war das Letzte, was Göze in dieser Streitsache geschrieben. Freier würde er sich in dem ganzen Kampfe bewegt und leichter den Sieg errungen haben, wenn er sich über das Verhältniß der christlichen Wahrheit zu dem Buchstaben der heiligen Schrift innerlich klarer gewesen und statt in seiner Beweisführung von der bekannten Theorie der Inspiration auszugehen, sie als selbstverständlich, als conditio sine qua non vorausgesetzt hätte.

Eine merkwürdige Uebereinstimmung zwischen Göze und seinem Gegner zeigte sich in dem Urtheile über ein schönwissenschaftliches Werk, über den von Goethe geschriebenen Roman: „Die Leiden des jungen Werther's." Verschieden war beider Urtheil nur dadurch, daß Lessing dabei vom Standpunkte der Humanität, Göze vom religiösen und moralischen Standpunkte ausgegangen war[64]). Zweifelhaft ist, ob eine in dem 35. Stücke der „Freiwilligen Beiträge" von 21. März 1775 erschienene Recension, welche die „Leiden Werther's" tadelte, aus Göze's Feder geflossen. Da er sie jedoch gebilligt hatte, und jene Kritik später mit der seinigen herausgegeben[65]), so hatte er sich gewissermaßen dafür verantwortlich gemacht. In einem am 4. April 1775 veröffentlichten Zusatze äußerte Göze: „Da ich glaube, daß die in Nr. 35 befindliche Kritik hinlänglich sei, den wahren Charakter der „Leiden des jungen Werther's" zu entdecken, so werde ich mich über die Schrift nur noch mit einigen Anmerkungen begnügen und meine Absicht auf eine Zeitungsrecension und einige Fortsetzungen richten." Dann heißt es weiter, offenbar von einem etwas andern Standpunkte als jene Recension: „Einem jeden Christen, der für das Wort seines Heilandes: wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe mit ihr gebrochen in seinem Herzen, noch einige Ehrerbietung hat und der die Worte des heiligen Johannes: Wir wissen, daß ein Todtschläger nicht hat das ewige Leben bei ihm bleibend, als einen Lehrsatz ansieht, dem muß nothwendig das Herz bluten, wenn er die „Leiden des jungen Werther's" liest. Das gelindeste Urtheil, welches man von dieser Schrift fällen kann, ist dieses: sie ist der vorragenste Widerspruch gegen beide." Darin stimmte Göze mit Lessing überein, daß Goethe einen unmoralischen Menschen in das verführerische Licht der poetischen Schönheit gestellt habe. Göze fügte hinzu, worin diese Unmoralität Werther's bestände, nämlich in dem Begehren nach dem Weibe des Nächsten und in dem Selbstmorde; und die Schändlichkeit des Romans, weil beide Sünden nicht als Sünden dargestellt wären[66]). Vielleicht habe der Dichter, äußerte Göze, eine Platonische Liebe darstellen wollen. „Aber," fügte er hinzu, „wäre dies die Absicht des Verfassers gewesen, so hätte er seinen

63) Wolfenbüttel (oder vielmehr Berlin) 1778. 8.

64) Am 26. Oct. 1774 hatte Lessing an Eschenburg geschrieben: „Tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Goethe'schen Romans gemacht haben. Wenn aber ein so warmes Product nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll, meinen Sie nicht, daß er noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein Paar Winke, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dafür zu bewahren habe; denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für moralische nehmen und glauben, daß der gut gewesen sein müsse, der unsere Theilnahme so stark beschäftigt. Und gut war er doch wahrlich nicht, ja, wenn unseres Jerusalem's Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast verachten rc." 65) „Kurze, aber nothwendige Erinnerungen über die Leiden des jungen Werther's." (Hamburg 1775. 8.) Diese Schrift enthält drei Aufsätze mit dem Zusatze: „Aus den Freiwilligen Beiträgen, um solche gemeinnütziger zu machen, besonders abgedruckt." Auf dem Titel steht Göze's Name nicht und ebenfalls nicht unter dem ersten Aufsatze. Der zweite und dritte sind zusammengedruckt und haben die Unterschrift: J. M. Göze. So hatte er sich denn doch auch in der That zu dem ersten Aufsatze nicht bekannt, ja, er war vielleicht nicht einmal selbst Herausgeber des Ganzen. 66) Vergl. Appell, Werther und seine Zeit S. 66.

Helden ganz anders charakterisiren, ihn ein ganz anderes Ende nehmen lassen müssen. Und gesetzt, es wäre wirklich Platonische Liebe gewesen, so ist die Platonische Liebe verflucht, welche grade zum Selbstmorde verführt. Man bedenke, wie viele unserer Jünglinge mit Werther in gleiche Umstände gerathen können und insonderheit in der gegenwärtigen Epoche, da es als die höchste Weisheit angesehen wird, junge Seelen nicht sowol durch Gründe der Religion in eine recht christliche Verfassung zu setzen, als vielmehr mit lauter phantastischen Bildern anzufüllen und weit über die Grenzen hinaus zu treiben. Treten sie in die Welt, so verlangen sie, daß Andere ihre Schwärmereien bewundern sollen, und wenn sie dann erfahren, daß sie sich lächerlich und verhaßt machen, so werden sie wüthend. Kann man glauben, daß er in den „Leiden Werther's" seine Schilderung übertrieben habe, da er Werthern in die Worte ausbrechen läßt: Man möchte sich dem Teufel ergeben über alle die Hunde, die Gott auf Erden duldet, ohne Sinn und Gefühl an dem Wenigen, was noch auf Erden etwas werth ist!" — Göze zeigt dann, daß solche leidenschaftliche Jünglinge bei fehlgeschlagenen Wünschen oder öffentlicher Beschimpfung gar leicht sogleich an Selbstmord denken würden. Da nun aber die Gründe der Religion sie nicht zurückhielten, so wäre das Gefühl der Schmach und Schande, die auf dem Selbstmorde bisher geruht, noch ein Halt gewesen; diesen wegzunehmen würden die „Leiden Werther's" vortreffliche Dienste thun. In prophetischem Geiste fügte Göze hinzu: „Das falsche Licht, in welchem der Verfasser seinen Helden erscheinen läßt, die Thränen, welche die Schönen, die sich Werthern zu Liebhabern wünschen, auf sein Grab weinen, die Lobsprüche, welche demselben in Zeitungen beigelegt werden, das Zeugniß, welches ihm die Schmeichler der verderbten Sitten geben, daß sein Busen von Tugend geglüht[67]), der Segen, welchen ein auf seinem Throne sitzender Recensent über seine Asche gesprochen, daß Friede über derselben sein müsse; der ehrwürdige Name eines Märtyrers, mit welchem selbst diejenigen, die das Ansehen haben, als ob sie die That misbilligen, den Selbstmord beehrt haben — alle diese Dinge zusammengenommen werden solche elende Menschen reizen, den Weg zu betreten, auf welchem Werther an seinen Ort gegangen ist."

Ueber Goethe selbst äußerte sich Göze mit den Worten: „Ich kann dem Verfasser der „Leiden Werther's" die Schwachheit unmöglich zutrauen, daß er sich habe einbilden können: die groben Trugschlüsse, die er seinem Helden zur Vertheidigung des Selbstmordes in die Feder legt, könnten auf gesetzte Gemüther irgend einen Eindruck machen. — Auch auf den großen Haufen werden sie wenig Wirkung thun. Dieser wird nicht von Gründen, sondern von Exempeln regiert. — Aber Gott verhüte," fügt Göze hinzu, „die natürlichen Folgen dieser Schrift. Ich will nicht sagen, daß der Verfasser solche intendirt habe. Aber vorher hätte er sie sehen können und müssen. Sollten sie sich also ereignen, so stehen sie gewiß zu seiner Verantwortung vor jenem strengen Richterstuhle."

Daß es ihm nicht an ästhetischem Gefühle fehlte, zeigte Göze durch seine Abfertigung der von Fr. Nicolai verfaßten geschmacklosen Schrift: „Die Freuden des jungen Werther" [68]). Göze äußerte sich darüber blos mit den Worten: „Ist diese Schrift Ernst, so ist sie läppisch, ist sie aber eine Ironie, so gehört ein Schlüssel dazu, und alsdann bekenne ich gern, daß ich sie nicht verstehe." — In einer andern Schrift, den „Gesprächen über die Leiden des jungen Werther's" [69]), war der Versuch gemacht worden, Goethe's Roman vor dem Vorwurfe zu schützen, daß derselbe zum Selbstmord verführen müßte. „Diese Gespräche," bemerkte Göze, „sind gründlich und schön. Aber da zur Erreichung ihrer Absicht alle Gründe der Religion bei Seite gesetzt werden, sind sie unzulänglich." — Noch erwähnte Göze eine damals erschienene Schrift: „Berichtigung der Geschichte des jungen Werther." Es war ein aus Wetzlar stammender Bericht, nicht ohne Kenntniß der wahren Verhältnisse des jungen Jerusalem geschrieben, um die dort lebenden Persönlichkeiten, auf die damals Jedermann mit Fingern wies, von den in dem Romane vorkommenden poetischen Figuren zu unterscheiden. Göze machte über diese Schrift nur Eine Bemerkung. „Der Verfasser," äußerte er, „erklärt den traurigen Vorfall für eine Härte des Looses der Menschheit. Wer bestimmt aber das Loos der Menschheit? Auf wen wälzt also dieser Ausdruck die Schuld des Selbstmordes? Der Verfasser schreibt ferner (S. 16), daß auch solche Zuschauer herbeiströmten, die hier (an Werther's Leiche) unzeitige Lehren gaben, und über die Feigheit, die sie vor dem Selbstmorde sichert, eine mächtige Zufriedenheit bewiesen hätten. Gewiß ein sehr menschenfreundliches Urtheil! Also ist es nur Feigheit, welche andere Hände zurückhält, sich selbst den Lebensfaden abzuschneiden? Folglich wäre das Gegentheil Tapferkeit und Heldenmuth? Vernünftige Heiden haben schon eingesehen, daß der Selbstmord die höchste Stufe der Poltronerie sei." Der Aufsatz schließt mit Ps. 119, 9: „Herr, wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Wenn er sich hält nach deinen Worten."

Aus diesen Aeußerungen sieht man, daß es der Recensent des Romans, nicht aber Verfasser desselben war, dem Göze vorgeworfen hatte, den Selbstmord als eine Heldenthat gepriesen zu haben. Solche Recensionen hatte er offenbar auch gemeint in der bereits erwähnten Zugabe zu seiner Beurtheilung von „Werther's Leiden" [70]), in welcher er die Besorgniß ausgesprochen hatte,

67) Vergl. Goethe's eigene Worte in der Vorrede.

68) Mit dem Zusatze auf dem Titel: „Leiden und Freuden Werther's des Mannes; voran und zuletzt ein Gespräch." (Berlin 1775. 8.) Siehe Schirach's Magazin der deutschen Kritik. (Halle 1775.) 4. Bd. 1. Th. S. 68 fg. 69) Berlin 1775. 8. Der Verfasser dieser Schrift soll ein in Berlin lebender Unterofficier, Namens Ribbe, gewesen sein; s. Allgem. Deutsche Bibliothek. 24. Bd. St. 1. S. 106. Ueber Goethe. Literarische Nachrichten von A. Nicolovius. 1. Th. S. 20. 70) In den „Freiwilligen Beiträgen." 1775. Nr. 44.

daß man bald von solcher Beschönigung des Selbstmordes zur Vertheidigung noch ärgerer Laster übergehen würde und den Wunsch geäußert hatte: die Obrigkeit möge so verderbliche Schriften verbieten. So stark auch die Ausdrücke in dieser Zugabe waren, trafen sie doch nur Goethe's Recensenten, nicht eigentlich ihn.

In einem auffallenden Contraste mit der Rüstigkeit und Kraft, die Göze in seinen mannichfachen literarischen Fehden bewiesen hatte, stand sein ruhiges und einfaches Privatleben. Nach mehrfachem Bedenken, wobei er den Rath der angesehenen Theologen eingeholt hatte, war er im October 1755 dem an ihn ergangenen Rufe nach Hamburg gefolgt. Er war dort mit großen Ehren empfangen und köstlich bewirthet worden in seiner neu erbauten Amtswohnung, die er, von seiner Gattin und vier Kindern begleitet, am 16. Oct. 1755, grade an seinem 38. Geburtstage, betreten hatte. In einer alten Beschreibung dieses festlichen Empfangs heißt es: „Der Herr Pastor zeigte sich sehr vergnügt. Er war von Natur ein höchst jovialer Mann. An diesem Freudentage mag ihm die Ahnung der bevorstehenden Kämpfe und Leiden, auf die er sich übrigens wohl gefaßt gemacht hatte, einmal zurückgetreten sein. Aber große Trübsale hat er in seinem schönen Hause erlitten. Im J. 1763 starben ihm innerhalb acht Tagen zwei Kinder; das zweite war sein einziges Töchterlein, das er tief und schmerzlich betrauerte. Am folgenden Sonntage, den 28. Oct., hielt er, wie eine früher erwähnte handschriftliche Selbstbiographie bezeugt, sich selber eine Trostpredigt, zur rührenden Erbauung seiner Gemeinde, deren Hauptinhalt war: Das Leben der Kinder, der höchste Wunsch, die höchste Freude und der höchste Trost der Aeltern: a) das natürliche Leben der Kinder ist der höchste Wunsch aller vernünftigen Aeltern; b) das geistliche Leben der Kinder ist die höchste Freude aller christlichen Aeltern; c) das ewige Leben der Kinder ist der höchste Trost aller gottergebenen Aeltern."

Noch schmerzlicher war für Göze der Verlust eines zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Sohnes, der als Student zu Leipzig im 23. Jahre am 15. Sept. 1769 gestorben war, zu einer Zeit, wo sein Gemüth durch den Kampf mit Alberti tief erschüttert worden. Auch einen Theil seiner übrigen Streitschriften hatte Göze in sehr trüben Augenblicken verfaßt. Nach einer langwierigen und schmerzlichen Krankheit hatte ihm auch am 1. Juni 1774 der Tod seine Gattin entrissen. Ihm war nur noch sein einziger jüngster Sohn geblieben, der im J. 1785 Pastor an der St.-Johanniskirche geworden war, doch seinen Vater nur wenige Jahre überlebte [71]). Daß dieser ihm eine Münzsammlung angelegt hatte, die später, vielfach vermehrt, eine gewisse Bedeutsamkeit erhielt, mag hier deshalb erwähnt werden, weil sich darin zeigt, wie vielseitige Interessen Göze verfolgte und wie groß die Regsamkeit seines Geistes war.

Von seinem Privatleben in den letzten Jahren hat Göze selbst eine Schilderung entworfen, die hier auszugsweise eine Stelle verdient. „Ich verrichte," schreibt er [72]), „soweit meine Kräfte zureichen wollen, mein Amt selbst und übertrage meine Predigten nicht leicht einem Andern. Ich bin oft zu meiner Kanzel in Gesundheitsumständen gegangen, in welchen ich, ohne Verantwortung vor Gott und Menschen, das Bett hätte suchen können. Ich habe mich dabei auf den Beistand meines Gottes verlassen und ich kann zu seinem Preise sagen, daß mir solcher noch nie gefehlt hat. Im Sommer suche ich meine Erquickung in meinem kleinen nahe gelegenen Garten, theils um die Natur in ihrer Schönheit zu betrachten, theils um daselbst ruhiger studiren zu können, als im Hause, wo ich durch manche Besuche unterbrochen werde. Indessen ist mir ein Freund, mit dem ich mich nützlich unterreden kann, sowol in dem Garten, als auch im Hause, allezeit willkommen. Im Winter komme ich wenig von meiner Studirstube. Denn da ich mir ein Gewissen daraus mache, zu spielen, oder auch in der Stunde, wo man hier gewohnt ist, an die Tafel zu gehen, meine Ruhestätte suche, theils um meine Gesundheit zu schonen, theils um die folgenden Morgenstunden nicht zu verderben, so bin ich nicht für solche Gesellschaften, und sie sind nicht für mich. Daß ich in meiner Einsamkeit meine Zeit nicht im Müßiggange verschwende, davon liegen hinreichende Beweise dem Publicum vor Augen. Indessen muß ich, wie Alle, Stunden der Ruhe und der Erquickung haben, und diese finde ich in meiner Bibliothek, Bibel- und Münzsammlung, welche letztere ich vornehmlich meinem lieben und einzigen Sohne zum Besten angeschafft habe, um seine Neigung zur Historie dadurch desto besser zu unterhalten. Mein Tisch ist sparsam und mit den simpelsten Speisen besetzt, nicht um zu sparen, sondern weil meine Gesundheit eine strenge Diät erfordert. Und da ich seit eilf Jahren als Witwer lebe und meine selige Frau viele Jahre vor ihrem Ende sehr schwach gewesen, so wird es mir kein Vernünftiger verdenken, daß ich mich mit Tractementen nicht abgebe, indem die dazu erforderlichen Anstalten alle durch meinen Kopf gehen müßten, der aber dazu nicht aufgelegt ist. Wenn aber Herr Cranz von mir schreibt: er vergibt selbst und nimmt Sünder an seinen Tisch, die ihn oft gräßlich ausgehunzt haben, so erkenne ich das Erste für eine wesentliche Christenpflicht, welche ich, unter dem Beistande Gottes, auf das Möglichste zu erfüllen gesucht habe und noch suche. In Absicht auf das Andere aber ist der Herr Verfasser ebenso

71) Johann Gottlieb Göze starb, lange kränkelnd, am 11. Nov. 1791.

72) In seiner „Protestation gegen das von dem Herrn Verfasser der Galerie der Teufel (A. F. Cranz) mir beigelegte zweideutige und schmähende Lob." (Hamburg 1785. 4.) — August Friedrich Cranz, geb. am 26. Sept. 1737 zu Marwitz bei Landsberg an der Warte, königl. preußischer Kriegs- und Steuerrath, wegen Unordnungen seines Dienstes entlassen, privatisirte seitdem in mehren Orten Teutschlands, namentlich in Berlin und Hamburg. Von der Noth gedrängt, gab er eine Menge von skandalösen Schriften heraus. Auf dem Titel der meisten bezeichnete er sich als Verfasser der „Galerie der Teufel." Er starb in dürftigen Umständen zu Berlin am 19. Oct. 1801; s. F. A. Cropp's Hamburger Schriftstellerlexikon. 1. Bd. Raßmann's Literarisches Handwörterbuch der verstorbenen deutschen Dichter rc. S. 242. J. M. Göze. Eine Rettung von G. R. Röpe. S. 45 fg. 264 fg.

falsch berichtet, als so viele andere Leute, die mich so pöbelhaft beleidigt, doch nie einiges Verlangen bezeigt haben, an meinem Tische zu essen. Und von allen den werthen Freunden, die seit 1774 und noch viele Jahre vorher mir das Vergnügen gemacht haben, bisweilen das Brod mit mir zu essen, ist kein Einziger, dem ich mit Recht die geringste Beleidigung vorwerfen könnte. — Weiter weiß ich dem Herrn Verfasser von meinem Privatleben Nichts zu sagen. Und er kann daraus, daß die Meisten, die so ängstlich nach etwas gesucht haben, mich zu lästern, sich mit so offenbaren und abgeschmackten Lügen behelfen mußten, den sichern Schluß machen, daß sie nicht im Stande gewesen sind, etwas Weiteres davon zu entdecken. Indessen stelle ich es dem Verfasser frei, wenn er es der Mühe werth und seiner Absicht vortheilhaft hält, zu versuchen, ob er noch etwas Mehres davon in Erfahrung bringen könne. Ich bin in meinem Privatleben ebenso unentdeckt als offenherzig in meinen Schriften. Und was würde es mir helfen, wenn ich mir auch die Mühe geben wollte, dieses oder jenes zu verbergen oder ihm eine andere Gestalt zu geben, welches ich aber Gott Lob! nicht nöthig habe, da meine Feinde und Verfolger ihre Absichten durch Erdichtungen und Lügen weit bequemer erreichen zu können glauben als durch mühsame Erkundigungen."

Mehrfach bestätigt werden diese Aeußerungen durch Berichte namhafter Personen über ihr Zusammentreffen und Zusammenleben mit Göze. Der Dichter Voß, der sich zum Conrectorat in Hamburg gemeldet hatte, gesteht in einem vom 15. Dec. 1776 datirten Briefe[73]), daß ihm nach dem, was er über Göze gehört, vor einem Besuche bei diesem Manne „gegraut" habe. „Ich war," schrieb er, „gestern (den 18. December) eine halbe Stunde bei Göze, der mich sehr höflich empfing und durch erbauliche Reden über Goethe und Wieland unterhielt. — Auf die Almanache schimpfte Göze gewaltig, nahm aber meine beiden ausdrücklich aus. Beim Weggehen sagte er mir, daß er, obgleich er nicht viel vermöchte, Alles zu meinem Vergnügen beitragen wollte." — Einen noch ausführlichern Bericht über seinen Umgang mit Göze enthält die Selbstbiographie Wendeborn's[74]), der als Candidat der Theologie in Hamburg durch die Empfehlung des Seniors Göze eine Hauslehrerstelle zu erhalten hoffte. „Ich traf ihn," erzählt Wendeborn, „in einer Gesellschaft, wo er mich bei Seite zog, mir viel Höfliches über mein Examen sagte, mir die Hand drückte, und mich bat, seinem jüngern Sohne in einigen Stunden im Griechischen und Lateinischen Unterricht zu ertheilen." — Wendeborn erwähnt ausdrücklich in seiner Selbstbiographie, daß er mit Göze stets in den freundschaftlichsten Verhältnissen geblieben. Er äußerte darüber: „Denen, die diesen Mann blos aus seinen Streitschriften kennen, wird es auffallend vorkommen, wenn ich aus eigener Erfahrung sage, daß er in Gesellschaft unterhaltend und mehrentheils aufgeräumt war. Er hatte zwar wenig Umgang. Da ich aber sein Zutrauen vorzüglich besaß, so ersuchte er mich oft, wenn ich Zeit hätte, eine Stunde bei ihm zuzubringen, und lud mich nicht selten, wenn er Sonntags von Amtsgeschäften ermüdet war, zum Abendessen ein, bei dem außer mir selten ein Fremder zugegen war. Er überließ sich alsdann ganz seiner frohen Laune und erzählte manche lustige Geschichte, die ich aus dem Munde eines so eifrigen Orthodoxen nicht erwartet hätte. Ich war noch nicht 23 Jahre alt, als ich mit ihm bekannt wurde (1764) und ich wundere mich, wie wir beide so vertraut geworden." An einer andern Stelle seiner Selbstbiographie äußert Wendeborn: „Wer damals zu einem Senior des hamburger Ministeriums ging, that es mit einer Art von Formalität. Allein zu mir sagte dieser von Manchen so gefürchtete Mann: Kommen Sie zu mir, wenn Sie wollen. Fragen Sie nicht erst, ob ich zu Hause bin; gehen Sie grade auf meine Studirstube, wenn ich auf Ihr Klopfen nicht antworte. Wie er," fährt Wendeborn fort, „mich ordinirt hatte, bat er mich, aus der Kirche mit ihm nach seinem Hause zu gehen, nannte mich seinen Amtsbruder und sagte scherzend: Sie waren sehr ernsthaft bei der Ordination, daher Sie das nicht bemerkten, was ich bemerkte. Es waren viele junge Frauenzimmer gegenwärtig und hätte ich am Schlusse vor dem Altare gefragt: Will eine von Ihnen mit diesem jungen Manne nach London ziehen, so würde gewiß mehr als eine aufgestanden sein. — Als ich von ihm Abschied nahm — und ich habe ihn nachher nicht wieder gesehen — umarmte er mich, und rief aus: Lieber Gott, wenn man einmal einen vertrauten Freund erhalten hat, wird er einem so in die weite Ferne von der Seite gerissen." An einer andern Stelle äußert Wendeborn: „Ich habe mich oft über die anscheinende Gleichgültigkeit gewundert, mit welcher Göze über neue gegen ihn erschienene Schriften zu mir sprach. Manche bittere Verse hat er mir aus dem Gedächtnisse so fertig und gelassen hergesagt, als ob sie ihn gar Nichts angingen[75]).

73) Siehe Briefe von Joh. Heinr. Voß. 1. Bd. S. 316 fg.

74) Erinnerungen aus dem Leben G. F. A. Wendeborn's, von ihm selbst geschrieben und herausgegeben von Chr. D. Ebeling. (Hamburg 1813. 8. 2 Thle.) Wendeborn, später teutscher Prediger in London, starb als Privatgelehrter in seiner Vaterstadt Hamburg am 24. Mai 1811; s. Meusel's Gel. Deutschland. 21. Bd. S. 466.

75) In der travestirten Aeneide, im fünften Gesange, wo Blumauer die von Aeneas am Grabe seines Vaters Anchises angestellten Wettkämpfe schildert, war Göze in scurriler Weise bezeichnet worden als:

Ein Ochs, der in Hammonien
Gern Apis werden möchte,
Berühmt in dem polemischen
Gelehrten Stiergefechte,
Der lief wie wüthend drum herum,
Und brüllte, daß dem Publicum
Darob die Ohren gellten.

Ebenso hatte, noch bei Lebzeiten Göze's, in Bezug auf seinen früher erwähnten Streit mit seinen Amtscollegen Alberti und Friderici, der Graf Friedrich Leopold zu Stolberg in seinen „Jamben" (Leipzig 1784. 8.) folgende Verse drucken lassen:

Kennst du den argen Pfaffen nicht,
Den Götzen seines Pöbels, der die Stadt
Mit bittern Hefen seines Gallenkelchs
Zur Ehre Gottes, wie er heuchelt, tränkt?

Ist, sagte er zu mir, zu Zeiten einmal etwas darunter, was meine Galle ein wenig rege macht, so nehme ich gleich Rhabarber und führe es dahin ab, wohin dergleichen gehört. — Er schrieb mit großer Leichtigkeit, und wenn er mir zu Zeiten etwas zeigte, das zum Druck bestimmt war, so schien er darauf stolz zu sein, daß in seinem Aufsatze, der so, wie er aus seiner Feder kam, in die Druckerei ging, auf mancher enggeschriebenen Seite nicht ein Wort ausgestrichen oder geändert war. — Wie er mir meldete, daß er sein Seniorat niedergelegt habe, und dabei manche Klage ausschüttete, antwortete ich ihm sehr freundlich. Seitdem habe ich nur noch einige Briefe von ihm empfangen" [76]).

Zu den anerkennenden Zeugnissen über Göze's Leutseligkeit und seinen redlichen Charakter gehört auch eine gleichsam zufällige Bemerkung in den von Musäus herausgegebenen „Physiognomischen Reisen" [77]), wo der Verfasser über die Macht der Vorurtheile spricht. „Diese hat auch," äußert er, „der kreuzbrave Exsenior Göze in H. erfahren. Auf ihn ist, wie männiglich bekannt, seit langer Zeit die Hypothese losgehetzt worden, daß er ein ungestümer Zelot und Ketzermacher sei. Dieser für wahr angenommene Satz hat nun verursacht, daß der Mann nur einmal in die gelehrte Welt hineinhusten oder niesen darf, so kneipt und beißt Alles auf ihn, läuft ihm jeder literarische Troßbube nach und rauft ihm ein Haar aus dem Barte. Lieben Brüder, beurtheilt den Mann doch nicht blos nach der Physiognomie seiner Schriften, sondern nach der Thatsache seines Lebens und Wandels, so werdet ihr ihn ertragen können, wie ich meinen Schäfer" [78]). Immer kleiner ward jedoch in Hamburg die Zahl derer, die es unternahm, den früher so allgemein verehrten Mann und beliebten Prediger gegen öffentliche Verhöhnungen in Schutz zu nehmen. In Minder's Briefen über Hamburg (1794) wird erzählt, daß man dort noch bei Göze's Lebzeiten einmal sogar die Frechheit gehabt, auf einem Maskenballe, zum Jubel aller frivolen Spötter, eine treue Copie des strengen Mannes erscheinen zu lassen, der mit seinem ernsten Zeugnisse wider die einbrechende Sittenlosigkeit und Frivolität dem eitlen Geschlechte nun einmal unbequem geworden war.

Zahlreiche Gegner hatte sich Göze allerdings dadurch erworben, daß er Zeit seines Lebens keine Gelegenheit hatte vorübergehen lassen, rüstig Alles zu bestreiten, was in religiöser und moralischer Beziehung mit seinen Ansichten nicht harmonirte. So war er, wie bereits früher erwähnt, durch seine Prüfung der sonderbaren Meinungen des Dr. Leß, in welcher er die „Sprachengabe der Eselin Bileam's" gegen den Abt Jerusalem vertheidigt hatte, nicht nur mit diesem Theologen, sondern auch mit Döderlein und Strobel in einen heftigen Streit gerathen [79]). Manchen Widerspruch fand auch sein auf 3 Mos. 18 gegründetes Glaubensbekenntniß, die verbotenen Ehen naher Verwandten betreffend. Göze hatte diese Schrift an das hamburger Ministerium gerichtet, mit der Bitte, ihn, wenn er irre, „mit einleuchtenden Gründen eines Bessern zu belehren." Aber das Ministerium, an dessen Verhandlungen er seit der Niederlegung seines Seniorats keinen Antheil genommen, schien nicht geneigt, sich mit ihm in eine casuistische Correspondenz einzulassen. Es begnügte sich, ihn an die schuldige observantia et reverentia zu erinnern. Der Auszug des Protokolls ward öffentlich mitgetheilt und Göze unterließ nicht, darauf zu antworten [80]). Er erhielt sie sowol durch Moldenhawer [81]), der selbst in der von Göze verbotenen Ehe mit der Schwester seiner verstorbenen Frau lebte, als auch von Winkler dem Diakonus an seiner Kirche. Aber die Bemühungen beider, ihre Gründe so zu stellen, daß sie ihm einleuchteten, blieben fruchtlos. Unter den vielen nutzlosen Schriften, die dieser Streit veranlaßte, war das „Schreiben eines Kindes an Se. Hochwürden den Herrn Pastor Göze" eine der unterhaltendsten, aber auch zugleich eine der gründlichsten. Eine genaue Uebersicht von Göze's ausgedehnter und vielfach verzweigter Polemik gibt das Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften [82]).

Zween fromme weise Männer, seines Amts
Genossen, hat er frömmelnd angezischt,
Und wüthend angebrüllet, bis zuletzt
Sein Drachengift in ihre Wunden floß,
Und Einer nach dem Andern schwindend starb.
Wie strömt's ihm von der Quelle, wenn er fleht:
Herr, schütte auf die Heiden deinen Grimm
Und auf die Nationen, welche dich
Nicht kennen.

Wieder abgedruckt wurden diese Verse in der Brüder Christ. und Fr. Leopold Grafen zu Stolberg gesammelten Werken. (Hamburg 1821. 8. 20 Bde.)

76) Vergl. Wendeborn's Erinnerungen S. 70. 130. 136 fg. 77) Physiognomische Reisen; voran ein physiognomisches Tagebuch. (Altenburg 1778—1779. 8. 4 Hefte.) Heft 1. S. 184. 78) In der vorhin erwähnten Schrift, einer Satyre auf Lavater's „Physiognomik," beurtheilt der „Reisende" immer die Menschen nach Lavater's Principien, wobei er aber stets durch die Erfahrung getäuscht wird. So hat er Anfangs seinen „Schäfer" nach dessen Physiognomie für einen Erzschurken gehalten, findet aber später durch die That, daß es ein höchst ehrenwerther Mann ist.

79) Vergl. die hierher gehörigen Schriften: Widerlegung des Satzes: der Sturz des Ansehens Mosis zieht nicht nothwendig den Sturz des Christenthums nach sich. Gegen den Herrn Dr. und Professor Döderlein in Jena. (Hamburg 1783. 8.) — Beweis der Richtigkeit der Strobel'schen Apologie für Melanchthon und der Bosheit der Strobel'schen, gegen den Verfasser ausgeschäumten Lästerungen. (Hamburg 1783. 8.) 80) Siehe die von Göze selbst herausgegebenen Extract. Protocolli Rev. Ministerii d. 25. Febr. 1780; nebst der Antwort. (Hamburg 1780. 4.) 81) Siehe über seine Polemik gegen diesen Theologen die von Göze verfaßten Schriften: „Beweis, daß die eigentliche und natürliche Erklärung der Rede Jesu Luc. 21, 25—36 von der Zukunft Jesu zum Weltgericht die wahre sei: Zur Widerlegung des Herrn Dr. Moldenhawer. (Hamburg 1784. 4.) — Abfertigung der Moldenhawer'schen Schrift: Von der Seligkeit derer, die von Christo Nichts wissen und ihren Umständen nach Nichts wissen können, und der darin enthaltenen beleidigenden Angriffe. (Hamburg 1784. 4.) — Fortsetzung der Widerlegung der Moldenhawer'schen Schrift u. s. w. (Ebendas. 1784. 4.) — Beilage zu seinen dem Dr. Moldenhawer entgegengesetzten Widerlegungsschriften. (Ebendas. 1784. 4.) 82) In Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller und in H. Döring's Gelehrten Theologen

Seiner vielfachen Kämpfe war Göze auch in seinem vorgerückten Alter nicht müde geworden. Schmerzlich war die Veranlassung zu seiner letzten Streitschrift. Zu Weihnachten 1784 hatte der Verfasser der „Galerie der Teufel" [83]) in der Form eines Schreibens an einen Freund in Berlin ein „Unparteiisches Gemälde des Herrn Hauptpastor Göze" herausgegeben. Der Grundgedanke dieser Schrift war, daß Göze, ein gelehrter, ehrlicher, in seinem Glauben wahrer und aufrichtiger Mann, blos darum „so zelotisch, verdammungssüchtig und feindlich sich bewiesen, weil dies die nothwendige Folge seines orthodoxen Systems wäre, das unbestritten auf die Bibel sich gründe." Die scheinbare Vertheidigung Göze's in seinem Leben, Charakter und Wirken hatte jedoch jener Schriftsteller zu einem boshaften Angriffe auf die Bibel und somit auf das ganze Christenthum benutzt. Göze ward dadurch zu seiner letzten Streitschrift veranlaßt, die er, wie bereits früher erwähnt, unter dem Titel: „Protestation gegen das vom Verfasser der Galerie der Teufel ihm beigelegte zweideutige und schmähende Lob" herausgab [84]). Hervorgehoben zu werden verdient diese Schrift besonders wegen der Kürze und Einfachheit, mit welcher Göze seine sämmtlichen Vertheidigungsgründe noch einmal zusammenfaßt und dadurch, wenn man diese wenigen Blätter zu den von ihm gegen Lessing gerichteten Streitschriften hinzunimmt, ein ziemlich richtiges Bild von seinem Charakter und seiner Denkart entwirft.

Zuerst wies Göze das wegen seiner Gelehrsamkeit ihm gezollte Lob eines „judicis non competentis" zurück. „Ich sehe," äußerte er, „die Absicht dieses Compliments völlig ein und halte es für den wichtigsten Theil meiner eingeschränkten Kenntnisse, daß ich gelernt habe, mich selbst mit meinem Maße zu messen. — Meine Dogmatik oder die Richtschnur meines Glaubens und meiner Lehre ist nicht die ungeänderte Augsburgische Confession, sondern die heilige Schrift. Aber nicht Glaubensbekenntniß ist die unveränderte Augsburgische Confession, weil sie nach meiner Ueberzeugung mit der heiligen Schrift völlig übereinstimmt. Wenn der Verfasser mich beschuldigt, daß ich den Heiden die Seligkeit absprache, so ist solches ein Beweis, daß er meine Schriften über diese Materie nicht gelesen hat und mein System in dieser Sache gar nicht kennt. Ich gönne, ich wünsche allen Juden und Heiden die Seligkeit von ganzem Herzen, und bin überzeugt, daß es keinem Sterblichen zukomme, über solche überhaupt, noch weniger über einzelne Personen insonderheit, ein Verdammungsurtheil zu sprechen. Auf der andern Seite aber behaupte ich mit aller Freudigkeit, daß uns, da uns das Verdammen zueignungsweise auf Subjecte nicht zukommt, das Seligsprechen auf diese Weise ebenso wenig zukomme."

Zufriedener erklärte sich Göze mit dem ihm ausgestellten Zeugnisse seines offenen und redlichen Charakters, daß er selbst glaube, was er lehre. „Ich glaube," fügte er hinzu, „daß dieses Zeugniß aus der Feder eines Verfassers der Galerie der Teufel, welcher keine Ursache hat, mir zu heucheln, aber auch kein Recht hat, mich zu schmähen, bei meinen Verfolgern und Lästerern, wenn sie nicht alle Billigkeit und Gerechtigkeit abgeschworen haben, nothwendig Nachdenken erwecken müsse." Diesen Worten fügte er die Erörterung hinzu, daß er nie in Versuchung gerathen um des Brodes willen zu heucheln. Wäre es ihm aber um Ehre bei den Menschen und um Beifall zu thun gewesen, so hätte er nicht leicht etwas Thörichteres thun können, als die Glaubenslehren der Lutherischen Kirche zu vertheidigen. „Wenn ich," äußerte er, „auch vor zwanzig Jahren noch eine so einfältige Einbildung gehegt hätte, so hätte doch wenigstens eine zwanzigjährige Erfahrung, nach welcher ich, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil ich der evangelischen Wahrheit, meiner Gott Lob lebendigen Ueberzeugung von derselben und meinen wiederholten Eiden gemäß, treu geblieben bin, vor vielen Andern, die sich besser in die Zeit schicken können, ein Fluch der Welt und ein Fegeopfer der Leute gewesen bin, mir nothwendig die Augen öffnen müssen. Ich trage kein Bedenken, das Zeugniß der Redlichkeit auch von einem Verfasser der „Galerie der Teufel" mit Dank anzunehmen. Hätte ich seit zwölf Jahren her heucheln, mich zu der andern Partei schlagen, oder nur meine Feder niederlegen wollen, so würden meine zeitlichen Umstände ganz anders sein, als sie wirklich sind. Aber ich müßte mich selbst verabscheuen, wenn ich sie anders oder besser verlangen wollte. Ach Herr! ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem armen Knechte gethan hast."

Besonders fühlte sich Göze gekränkt durch den wiederholten Vorwurf, ein Inquisitor zu sein. Er hatte sich dagegen schon in einer früher erwähnten Schrift des Pastors Strobel in Wörth bei Nürnberg vertheidigt. Mit dem lebhaftesten Unwillen wiederholte er die von jenem Theologen gegen ihn in einer Apologie Melanchthon's ausgestoßenen Lästerungen, die er mit den Worten schloß: „Herr Strobel hat nicht bedacht, daß er selbst in die Grube stürzt, die er mir gegraben hat. Was kann er gegen folgenden Satz einwenden: Derjenige, der so boshaft und gewissenlos ist, seinen unschuldigen Nächsten für einen Inquisitor auszuschreien, würde auch boshaft und gewissenlos genug sein, wenn es in seinen Kräften stände, ihn auf den Scheiterhaufen zu bringen. Ich glaube nicht, daß ich in dieser Sache zu harte Ausdrücke gegen einen Widersacher gebraucht habe [85]), dessen Absicht dahin geht, mich vor aller Welt, vornehmlich aber vor den Augen meiner Gemeinde und der großen Stadt, in welcher ich nun unter dem göttlichen Beistande und Segen 28 Jahre dem Evangelium diene, auf das äußerste zu Schanden zu machen, und also nicht allein mich selbst in das größte Unglück zu stürzen, das mich

Deutschlands. 1. Bd. S. 518 fg. Vergl. Crop's Hamburger Schriftstellerlexi on. 2. Bd S. 522 fg. 529 fg.

83) In einer Sammlung von Gemälden, deren Originale zwischen Himmel und Erde anzutreffen. (Düsseldorf 1776—1778. 8. 5 Stücke.) 84) Hamburg 1786. 4.

85) Vergl. den Beweis der Richtigkeit der Strobel'schen Apologie für Melanchthon und der Bosheit der Strobel'schen Lästerungen. (Hamburg 1783. 8.)

treffen könnte, sondern auch alle Frucht und allen Segen meiner mündlichen und schriftlichen, so vieljährigen Arbeit durch Einen Schlag zu vernichten."

Nach den Grundsätzen, zu denen Göze sich bekenne, meinte Cranz, könne man ihn für Nichts weniger als boshaft halten, denn nach diesen Grundsätzen müsse er meinen, Gott durch seinen Eifer, der ihm als Verfolgungssucht ausgelegt werde, einen Dienst zu thun. Daran hatte er eine noch giftigere Diatribe geknüpft, in der er zu beweisen suchte: der neutestamentliche Gott sei ganz der eifernde Jehova des alten Bundes. Im alten Testamente wäre er durch das Blut der Böcke und der Kälber entsühnt worden; im neuen Testamente habe „das Blut seines einzigen geliebten Sohnes fließen müssen, um seinen Zorn zu versöhnen." Dieser durch Verdrehungen mehrfacher Stellen des alten und neuen Testaments weit ausgesponnenen Lästerung, die zuletzt immer wieder auf ein schmachvolles Lob Göze's hinauslief, trat dieser mit einer Rechtfertigung entgegen. „Da ich versichert bin," äußerte er, „daß diese Ausbrüche des Lügengeistes von Edelmann und Voltaire hier von Vielen zum ersten Male gelesen werden, so glaube ich in meinem Gewissen verbunden zu sein, ihnen die Unvernunft und Bosheit, welche ihre Quelle sind, deutlich vor die Augen zu legen."

Göze machte hierauf dem Verfasser der „Galerie der Teufel" bemerklich, daß alle seine dem „grimmigen Gott" der Bibel gemachten Vorwürfe darauf hinausliefen: er bestrafe die Bosheit und vernichte die Frevler. „Was will also der Verfasser," schrieb Göze, „für einen Gott haben? Ists möglich, daß ein Mann, der so öffentlich auftritt, der ganzen Christenheit den Staar zu stechen, der ihr sagen will, daß sie bisher einen falschen Gott verehrt, sich mit solchem Unsinne bloßstellen kann? Was würde ein Gott sein, der nie straft? Caligula, Nero, Domitian und tausend andere Tyrannen ihrer Art haben unendliches Unglück in der Welt angerichtet, aber sein Gott würde eine Ursache von noch tausendmal größerem, allgemeinerem und unaufhörlichem Jammer sein. Ja, unter der Regierung dieses Gottes hätte das menschliche Geschlecht nicht ein Jahrhundert hindurch bestehen können, oder die Welt würde nichts Anderes, als eine beständige Hölle, und das menschliche Geschlecht eine recht sichtbare „Galerie der Teufel" sein. Jene raubten und mordeten doch nur allein und mit ihrem Tode mußten sie aufhören. Aber unter der Regierung eines solchen Gottes würde Alles rauben und morden, was rauben und morden könnte. Die Stärkern würden die Schwächern verschlingen und wenn keine Schwächern mehr da wären, sich selbst unter einander zerreißen. Niemand würde für sein Leben und für sein Vermögen die geringste Sicherheit haben. Kurz, ich kann mir kein größeres Elend denken, als das Geschöpf eines solchen Gottes zu sein."

Die ganze Sicherheit des bürgerlichen Lebens machte Göze in seiner „Protestation" vom Glauben an einen Gott abhängig, der der Obrigkeit das Recht zu strafen übergeben habe. Diese Sicherheit aber sei doch nirgends so groß als in christlichen Staaten. Dagegen könnte der Verfasser sich zwar auf die Türken, die nicht den biblischen Gott anbeteten, berufen. Aber auch sie hätten nie die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes geleugnet. Das Beste im Koran stamme doch nur aus der Bibel. „Indessen," fügt Göze hinzu, „der Verfasser mache einmal die Probe, und schreibe das in Constantinopel von Mahomet, was er in Berlin und Hamburg von Christo geschrieben hat, und erwarte alsdann, was ihm begegnen wird. Wenn der Verfasser aus dem Grunde leugnet, daß unser Gott der wahre Gott sei, weil er befohlen, Räuber und Diebe zu tödten, so muß er der Obrigkeit das Recht zu strafen absprechen, und die Unterthanen handeln nach seinem Systeme recht, wenn sie einer solchen Obrigkeit den Gehorsam aufkündigen. Und nach solchen Grundsätzen will er die spanischen Inquisitoren und auch mich für redliche Leute erklären, weil sie, und weil ich diesen grimmigen Gott für den unsrigen erkennen und glauben, ihm einen Dienst zu thun, wenn wir unsere ketzerischen Brüder schlachteten und umbrächten!"

Persönlich gereizt und erbittert ließ es Cranz nicht an Gegenschriften fehlen. In einer derselben, der „Streit Michael's mit dem Drachen," hatte er alle in Hamburg verbreiteten Anekdoten, Pasquille und Verleumdungen wider Göze aufgewärmt, seine mannichfachen Streitigkeiten mit Alberti, Friderici, Lessing u. A. auf hämische Weise beleuchtet, und ihm die Abnahme seiner Anhänger und die Vermehrung seiner Gegner vorgehalten. In dem Anhange zu einer zweiten Schrift, „Die letzte Oelung" betitelt, polemisirte er nach seiner gewöhnlichen Weise gegen das biblische Christenthum, stimmte er einen mildern Ton gegen Göze an, in dem er dessen letzte Bußpredigt über Matth. 11, 21 den Kanzelvorträgen der andern hamburger Hauptpastoren lobend entgegenstellte. Auf alle diese Aeußerungen nur ein Wort zu erwiedern, hielt Göze für überflüssig, da er in seiner Protestation Alles, was ihm nöthig schien, gesagt zu haben glaubte.

Unvollendet blieb eine wider das „Neue hamburger Gesangbuch" gerichtete Schrift, in der Göze über mehre Abänderungen in den Liedern seine Unzufriedenheit zu erkennen gab[86]). Durch diese Schrift würde Göze, auch wenn sie veröffentlicht worden wäre, wenig ausgerichtet haben. Die Zeiten hatten sich geändert. Der hamburger Senat begünstigte nach und nach mehr die kirchlichen Neuerungen, die Göze von seinem Standpunkte aus nicht billigen konnte. Dadurch entstanden mehrfache Mishelligkeiten. An den kirchlichen Conventen hatte Göze, seit er sein Seniorat niedergelegt, schon seit mehren Jahren keinen Antheil genommen. Unter den sogenannten Aufgeklärten hatte sich die Abneigung gegen den Glauben ihrer Väter, von dem sie sich losgesagt, immer mehr gesteigert. Daß Göze in den letzten Jahren ein schmerzlich bewegtes, an Kümmernissen reiches und einsames Leben geführt haben müsse, läßt sich kaum bezweifeln. Für eine bessere Zukunft tröstete ihn sein Glaube an die ewige Macht Christi,

86) Vergl. J. Geffcken, Die Hamburger niedersächsischen Gesangbücher etc. (Hamburg 1857.)

für die Gegenwart die ihm gebliebene Anhänglichkeit seiner Zuhörer, die wenigstens in seinen Sonntagspredigten sich zahlreich in seiner Kirche einfanden. Das gewöhnliche Schicksal älterer Kanzelredner, vor leeren Bänken zu predigen, erfuhr Göze nur in seinen wenig besuchten Wochenpredigten.

Daß Göze in seinem bisherigen Ansehen gesunken, hatte er freilich zum Theil selbst verschuldet. Besser hätte er gethan, wenn er einen Streit mit seinem Amtscollegen, dem Diakonus Winkler, über die Unzulässigkeit gewisser Verwandtschaftsgrade vermieden hätte. Ebenso hatte er sich gegen eine neue Anordnung des Senats erklärt, nach welcher den Geistlichen nicht mehr die Verpflichtung oblag, Verbrecher zum Richtplatze zu begleiten [87]). Wie richtig Göze das Wesen der christlichen Kirche erkannt und erfaßt hatte, zeigte seine Behauptung, daß das Christenthum nur durch Missionaire in außereuropäischen Staaten verbreitet werden könnte. Dadurch war er jedoch mit Sturm, einem der damals beliebtesten hamburger Prediger, der an Friderici's Stelle getreten war, in einen heftigen Conflict gerathen [88]). In diesem Streite zog Göze den Kürzern. Gewandter und klüger als sein Vorgänger, wußte Sturm, ohne die Orthodoxie zu verletzen, den mäßigen Ansprüchen der Aufgeklärten zu genügen.

Von dem letzten Jahrzehende seines Lebens dürften die Worte gelten, mit denen Göze 1775 eine seiner Vertheidigungen gegen die Reformirten geschlossen hatte. „Ich bin," schrieb er, „ein Fremdling in Hamburg. Wie herzlich aber meine Liebe gegen Hamburg ist, dessen gibt mir mein Gewissen und mein tägliches Gebet Zeugniß. Ich habe hier weder Familien, noch Gönner, von denen ich besondere Unterstützung zu gewärtigen hätte. Was für harte, aber Gott Lob unverdiente Schläge mich in Hamburg betroffen haben, ist auch auswärts weit und breit bekannt. Nach der Absicht meiner Feinde sollten diese Schläge mich vernichten und kraft der unterstützenden Gnade meines Gottes haben sie mich nicht einmal gebeugt. — Gott Lob, der größte Theil der Last und Hitze meiner Tage ist überstanden. Mein Abend rückt immer näher heran. Sind gleich die Aussichten, mit welchen ich von meinem Posten abgehen werde, traurig, so lebt doch mein Herrgott noch, der seine Wahrheit und seine Kirche unter so manchen Stürmen bisher durchgeführt und in dessen Hand alle Feinde derselben und ihre Gedanken sind. Nächst diesem kann ich die beruhigende Versicherung meines Gewissens mit ins Grab nehmen, daß unsere — Gott wende es in Gnaden ab — vielleicht sehr bedauernswürdigen Nachkommen kein Recht haben werden, über meine Trägheit, Kreuzesflucht, Menschenfurcht und Menschengefälligkeit zu seufzen."

Schwer drückten ihn die traurigen Aussichten in die Zukunft. Ihn bewegten die „hereinbrechenden Gerichte Gottes" über den Abfall von der alten Frömmigkeit, der alten ehrbaren Sitte und dem Glauben der Väter. Diese Erscheinungen hatte er längst vorhergesehen, vorhergesagt und vorherbeklagt. In solcher Stimmung richtete er wenige Jahre vor seinem Tode, am 26. Aug. 1784 eine auf einem einzelnen Quartbogen gedruckte „Anrede an seine Zuhörer und Freunde." „Allen denen," hieß es darin, „welche auf die Zeichen der Zeit und auf die Schicksale der Kirche Gottes und redlicher Lehrer derselben achten, kann es nicht unbekannt sein, daß die Feinde der evangelischen Wahrheit, daß diejenigen, deren Bemühungen vornehmlich dahin gerichtet sind, die Religion einzuführen, welche den Herrn verleugnet, der uns erkauft hat, mich seit vielen Jahren besonders zum Gegenstande ihrer feindseligen Angriffe erwählt, und in Zeitungen, Journalen und anderen Schriften Alles gegen mich ausgeschüttet haben, wovon sie sich nur einige Hoffnung machen konnten, daß mich solches in den Augen der Menschen verächtlich und verhaßt machen und meine in dem Herrn gethane und auf die Vertheidigung der evangelischen Wahrheit abzielende Arbeit vergeblich machen würde. Ich schließe aus dieser mir so vorzüglich erwiesenen Ehre, daß sie von meinen ihnen entgegengesetzten Arbeiten für sich die nachtheiligsten Folgen besorgt, welche sie am kräftigsten durch persönliche Schmähungen und Lästerungen zu verhindern gesucht haben. Ich habe, wenn ich es zur Erreichung dieses Hauptzwecks nöthig fand, einige von diesen Anfällen mit gehörigen Gründen abgewiesen, andere aber mit Verachtung und Mitleiden übersehen. Und ich kann zum Preise Gottes rühmen, daß seine gnädige und weise Regierung bisher meine Sonne und mein Schild gewesen, und die Absichten meiner Verfolger, Lästerer und Feinde mächtig vereitelt hat, ja mir dieselben zur wahren Ehre und zu manchen Vortheilen hat gereichen lassen."

Göze starb am 19. Mai 1786, nach langem Krankenlager, an der Wassersucht im 68. Jahre. Mit ihm starb der letzte entschiedenste Verfechter der kirchlichen Orthodoxie und der in ihr enthaltenen christlichen Wahrheit wider ein Geschlecht, das von dieser Wahrheit sich immer mehr entfremdete. Daß viele seiner Gegner, dem Kampfe mit ihm nicht gewachsen, zu persönlichen Verdächtigungen, zur Verleumdung, zu Satyren und Pasquillen ihre Zuflucht nahmen, war ein Schicksal, dem er nicht entgehen konnte. Sein Tod erregte im Allgemeinen wenig Bedauern. Manche, die sich nicht ohne Gewissensskrupel von dem alten christlichen Glauben losgesagt, sahen es nicht ungern, daß der Mann, der ihnen, so lange er lebte, von der Kanzel herab die Wahrheit des Evangeliums gleichsam ins Gesicht geworfen hatte, endlich verschieden war. Ein trauriges Zeichen der Zeit waren die zahlreichen, meist in der Form von Todtengesprächen, abgefaßten Pasquille, in welchen Göze an der Himmelsthür bald zurückgewiesen, bald von Alberti und Friderici erst tüchtig in die Schule genommen ward, bis man ihm ein bescheidenes Plätzchen im Himmel gönnte. In einigen dieser Pasquille ward er gradezu in die Hölle geschickt. Das **non plus ultra** aller Ge-

---

87) Siehe seine „Gewissenhaften Erinnerungen zu der Schrift: Ueber die Gewohnheit, Missethäter durch Prediger zur Hinrichtung begleiten zu lassen." (Hamburg 1784. 4.)

88) Vergl. seine „Nöthigen Anmerkungen zu des Herrn Pastor Sturm's erster und letzter Erklärung in Absicht auf meine gewissenhaften Erinnerungen." (Hamburg 1784. 4.)

meinheit war eine vom berüchtigten Professor der Theologie K. F. Bahrdt verfaßte Schrift[89]).

Einen würdigern Ton hatte ein Mann angestimmt, von dem man wol Nichts weniger als eine Ehrenrettung des Verstorbenen erwartet hätte. Es war der Verfasser der „Galerie der Teufel," F. A. Cranz. In seiner letzten Schrift: „Am Sterbetage des Herrn Pastor Göze" machte Cranz die gewiß nicht unrichtige Bemerkung: Göze habe durch seinen Widerspruch gegen die von ihm bekämpften neuern Ansichten diese selbst mit zur Geltung bringen helfen. Die von Göze verfaßte Protestation habe er ihm längst vergeben. „Daß Göze," fügte er hinzu, „in Allem, was er that, recht und nach Gewissen zu handeln fest glaubte, das war mein erstes Glaubensbekenntniß, welches ich von ihm ablegte. Dies ist es, was ich auch noch auf seinem Grabe wiederhole. Er war kein Heuchler und machte aus seinem Herzen keine Mördergrube. In seiner letzten Krankheit sah er den annähernden Tod. Mit ruhiger Miene kann den Tod der Heuchler nie kommen sehen. Aber Göze blieb, so weit und so lange es körperliche Schmerzen erlaubten, ruhig. Sein Geist war frei und heiter. Freunde, die ihn in seiner letzten Krankheit besuchten, fanden in seiner Unterhaltung dieselbe Heiterkeit, die früher seine Gespräche belebte. Diese Geistesruhe in seinen letzten Tagen bestätigt meinen Glauben, daß er als ehrlicher Mann seiner Ueberzeugung treu war und das gibt ihm doch mehr Werth, als viele seiner geachteten Collegen haben, die in ihren Predigten um die Lehren, welche sie nicht glauben, wie die Katze um den heißen Brei herumgehen und ihre offene Heuchelei unter dem künstlichen Titel der theologischen Klugheit beschönigen."

Zu den Männern, die durch persönlichen Umgang mit Göze sich bewogen fanden, als seine Vertheidiger aufzutreten, um von seiner ungeheuchelten Frömmigkeit und seinem durchaus redlichen Charakter ein rühmliches Zeugniß abzulegen, gehörte auch Pitiscus, dem die von H. S. Reimarus früher bekleidete Stelle eines Professors der orientalischen Sprachen am hamburger Gymnasium übertragen worden war[90]). In der Vorrede zu dem Katalog[91]) der Göze'schen Bibliothek, die 1791 öffentlich versteigert ward, sprach er sich über den Verstorbenen mit den Worten aus: Summe reverendus, Jo. Mel. Goeze, multis nominibus praeclarissimus, mea laude major. Utor hac dicendi formula, eundo in sententiam virorum, muneris gravitate, animi integritate, ac veracitate spectabilium, *a partium studio alienorum*, qui opportuno loco et tempore de venerabili quondam J. M. Goezio hoc testimonium perhibuerunt. So berief sich Pitiscus auf das Urtheil vieler angesehenen und unparteiischen Männer, die über Göze das ehrendste Zeugniß abgelegt und fügte dann sein eigenes hinzu mit den Worten: In rite obeundis muneribus suis, qui totus erat, omnia coepta sua ad conscientiam retulit; ad normam divinae doctrinae omnia perpendit; in ejus singulis partibus excolendis versatus est assiduitate nunquam remissa, qui verum a falso, bonum a malo ut discerneret, ingenii acumine usus est et subsidiis, quae ex bonae notae libris colligere datur. Diese Aeußerungen dürften dazu dienen, die unverdiente Schmach zu tilgen, die so lange auf dem Namen Göze geruht und allen denen eine günstigere Meinung einflößen, die bisher aus Unkenntniß seiner Persönlichkeit und seiner Schriften in das herrschende Verdammungsurtheil über Göze mit einstimmten.

Uebertrieben scheint die ungünstige Schilderung, welche Voß, der ihn in Hamburg besuchte, von Göze's Aeußerem entwirft. „Der Mann," schrieb er am 18. Dec. 1776[92]), „sieht abscheulich aus. Er lächelt beständig und wagt es nicht, seine Augen gerade auf einen zu richten." Diese Schilderung harmonirt nicht mit den von Göze noch erhaltenen Bildnissen. Am sprechendsten sind seine Züge dargestellt auf einem Portrait als Titelkupfer vor dem ersten Bande von Göze's „Gottgeheiligten Sonntags- und Festandachten." (Rostock und Leipzig 1760. gr. 4.)[93]). Dies Kniestück verdient den Vorzug vor einem 1756 von C. Fritzsch angefertigten Bildnisse[94]), weil es zwei Jahre später ebenfalls nach der Natur gezeichnet worden. Göze ist auf jenem wohlgetroffenen Bildnisse im vierzigsten Jahre dargestellt. Außer diesem und zwei ungenügenden Portraits aus früherer Zeit bewahrt die hamburger Stadtbibliothek noch zwei Nachstiche des Bildes vom Jahre 1756, von Sysang und von J. D. Philippin, geborenen Sysangin; ferner eins von C. Fritzsch (1767), eins von C. Stock (1768), ein Kalenderkupfer in Duodez (1787) und ein Oelgemälde

89) „Standrede am Sarge des weiland hochwürdigen und hochgelehrten Herrn Johann Melchior Göze, gehalten von dem Kanonicus Ziegra." (Hamburg 1786. 8.) — Christian Ziegra, geb. 1719 in Hamburg, gest. daselbst am 22. Jan. 1787 als Magister der Philosophie und Canonicus minor der Domkirche. Vergl. s. Familiennachrichten von dem Ziegra'schen Geschlechte. (Hamburg 1758. 4.) Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 15. Bd. S. 401 fg.

90) Martin Friedrich Pitiscus, geb. 1721 zu Hamburg, gest. daselbst am 13. Nov. 1794; s. J. A. Thieß in s. Gelehrtengeschichte von Hamburg. 2. Th. S. 104 fg. H. Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands. 3. Bd. S. 329 fg.

91) Der Katalog enthält 6394 Bände, die Bibelsammlung des Verstorbenen ungerechnet; s. die Schrift: J. M. Göze. Eine Rettung von G. R. Röpe. (Hamburg 1860.) S. 280.

92) Siehe Briefe von Joh. Heinr. Voß. 1. Bd. S. 316.

93) Eine Copie dieses Portraits mit einem Facsimile von Göze's Handschrift befindet sich als Titelkupfer vor der Schrift: J. M. Göze. Eine Rettung von G. R. Röpe. (Hamburg 1860. gr. 8.)

94) Es befindet sich in einer von Johann Georg Fritzsch herausgegebenen Sammlung von Bildnissen und Lebensbeschreibungen der sämmtlichen Mitglieder E. Ehrw. Ministerii in Hamburg (Hamburg 1757.), worin die Göze betreffende vierte Nummer mit den Versen schließt:

Ein Geist voll Wahrheit, Licht und Stärke,
Ein Prediger durch Wort und Werke,
Ein Eifrer ohne Wuth und Wahn,
Ein Weiser aus den reinsten Trieben,
Ein Menschenfreund, den Alle lieben:
Der, der ist dieser Gottesmann.
Er lehrt uns in der Welt vergnügt und froh zu leben,
Und ihr mit heil'gem Muth den Abschied einst zu geben.

in Lebensgröße mit der Unterschrift: F. C. Löhr pinx. 1786. Ein anderes Oelgemälde von einem unbekannten Maler[95]) hängt in der hamburger Katharinenkirche[96]). (*Heinrich Döring.*)

GOEZMANN (Louis Valentin), französischer Jurist und Justizbeamter, am 16. Sept. 1730 zu Landser, einem Marktflecken des Bezirkes Altkirch im Elsaß, geboren, widmete sich der Jurisprudenz und ward nach der Beendigung seiner Studien Substitut des Generalstaatsprocurators an dem Obergerichtshofe zu Strasburg, zwei Jahre später aber Rath an demselben Gerichtshofe. Da er sich stets bei allen, die Unabhängigkeit der Gerichte untergrabenden Maßregeln der Regierung willfährig zeigte, so kam er als Rath an das berüchtigte Parlament Maupeou zu Paris und ward bald durch eine von dem geistreichen Beaumarchais (s. d. Art.) gegen ihn im J. 1774 eingeleitete Klage wegen Bestechung und durch andere unehrenhafte Händel, welche seine Entsetzung vom Amte herbeiführten, dem Publicum von einer sehr unvortheilhaften Seite bekannt, weshalb er nach dem Ausbruche der Revolution mit vielen andern der Bewegung abholden Rechtsgelehrten eingekerkert und als Feind der Freiheit und des Volkes zum Tode verurtheilt wurde. Sein Kopf fiel am 15. Juli 1794 unter dem Beile der Guillotine. Goezmann's juristische und staatswissenschaftliche Schriften (Traité du droit commun des Fiefs. Paris 1768—1776. 12. 2 Voll. Die unter dem Anagramme Zemganno, einer Verdrehung seines wirklichen Namens, herausgegebene Histoire politique du Gouvernement français ou les Quatre ages de la Pairie en France. Maestricht 1775. 8. 2 Voll. La Jurisprudence du grand Conseil examinée dans les maximes du royaume. Avignon 1775. 8. 2 Voll. Essais historiques sur le Sâcre et le Couronnement des Rois de France, les Minorités et les Régences. Paris 1775. 8. Essai politique sur l'autorité et les richesses, que le clergé seculier et régulier ont acquises depuis leur établissement. Paris 1776. 8. Mémoire sur ce sujet: Comment la ville dc Metz est-elle passée sous la pouissance des empereurs d'Allemagne? Metz 1769. 8. und Histoire politique des grandes querelles entre Charles V. et François I. Paris 1777. 8. 2 Voll. N. Ed. 1790. 8. 2 Voll.) verrathen eine nicht unbedeutende Gelehrsamkeit und sind für die Kenntniß der französischen Zustände vor der Revolution überhaupt und die Verfassung dieses Staates insbesondere wichtig *). (*Ph. H. Külb.*)

GOFFARD, auch Goffart und Goffar geschrieben (Anton), niederländischer Theolog und Philosoph, gegen das Ende des 16. Jahrh. zu Seraing, einem Dorfe bei Lüttich am rechten Ufer der Maas, geboren, stammte aus einer wohlhabenden und angesehenen Familie und genoß eine sehr sorgfältige Erziehung. Nachdem er seine Vorbereitungsstudien zu Douay beendigt hatte, widmete er sich auf mehren Universitäten Frankreichs zehn Jahre hindurch der Philosophie und Theologie, lehrte, nachdem er im J. 1627 zu Valence in Dauphiné die theologische Doctorwürde erlangt hatte, zu Lyon die Philosophie und beschäftigte sich zugleich als Mitarbeiter gelehrter Zeitschriften mit der Kritik der neuesten Erscheinungen im theologischen und philosophischen Fache; mancherlei Unannehmlichkeiten bewogen ihn jedoch bald, nach seinem Vaterlande zurückzukehren. Er ließ sich im Luxenburgischen nieder und war hier eifrig mit literarischen Arbeiten beschäftigt, als ihn ein unvermutheter Tod ereilte. Als er nämlich zu seiner Erholung ausreiten wollte, wurde ihm von dem Pferde das Schienbein zerschmettert, sodaß ihm der Fuß mußte abgenommen werden. Da dies aber durch einen ungeschickten Wundarzt geschah, so trat der Brand hinzu, woran er am 12. Mai 1636 starb †). Seine theologischen Schriften (Compendium operum Martini Bonacinae de morali theologia omnibusque conscientiae nodis. Antverpiae 1630. 8. Coloniae 1631. 12. Rothomagi 1636. 8. Compendium moralis theologiae Pauli Laymanni. Duaci 1633. 12. Moguntiae 1637. 8. Duaci 1640 u. 1651. 8. August. Vind. 1744. 8. 2 Voll. Viennae Aust. 1756. 8. 2 Voll. und Vindiciae pro Nicolao Smithaeo contra censuram nomine Facultatis Parisiensis editam in ejusdem librum, cui nomen: Modesta et brevis discussio aliquarum assertionum Doctoris Kellisoni. Leodii 1631. 24.) erfreuten sich eines großen Beifalls. (*Ph. H. Külb.*)

GOFFAUX (François Joseph), besonders um das Schulwesen verdienter Gelehrter, geb. in der Nähe von Angers im J. 1755, gest. zu Paris am 10. Juni 1836. Nachdem er auf dem pariser Lyceum Louis le Grand seine Schulstudien mit so glänzendem Erfolge vollendet hatte, daß er die Bahn des Gelehrtenthums nach irgend einer Richtung hin mit Auszeichnung hätte betreten kön-

95) Vergl. das Hamburger Volksblatt: „Der Nachbar." 1855. S. 115. 96) Vergl. Nachricht von dem Leben des Herrn J. M. Göze von J. E. M. St. (Hamburg 1786.) Ziegra's Standrede am Sarge des Herrn J. M. Göze. (Hamburg 1786.) Lessing, Mendelssohn, Risbeck und Göze. (Offenbach 1787.) J. D. Thieß in s. Selbstbiographie (1802). 2. Bd. S. 19—50. 214 fg. 271 fg. J. M. Göze. Eine Rettung von G. R. Röpe. (Hamburg 1860.) J. M. Göze als Bibelsammler und Bibliograph. Von F. L. Hoffmann. (Leipzig 1852.) Wendeborn's Erinnerungen aus seinem Leben. (Hamburg 1813.) 1. Bd. S. 266 fg. Schröder's Leben von Meyer. 1. Bd. S. 281 fg. 2. Bd. S. 97 fg. Lessing's Leben von Danzel (fortgesetzt von Guhrauer). 1. Bd. S. 106. 231. 2. Bd. Abth. 2. S. 195. Lessing als Theolog, von K. Schwarz. (Halle 1854.) S. 11 fg. 120 fg. 132 fg. K. Schwarz und A. Stahr in Lessing's Sämmtl. Werken (herausgegeben von Maltzahn) a. m. O. Bohtz in der Schrift: Lessing's Protestantismus. (Göttingen 1854.) Appell, Werther und seine Zeit S. 66 fg. F. A. Cropp's Hamburger Schriftstellerlexikon. 2. Bd. S. 522 fg. 529 fg. J. Geffcken, Die Hamburger niedersächsischen Gesangbücher des 16. Jahrh. (Hamburg 1857.) Vorrede. S. XXIII fg. Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte (1851). 1. Bd. S. 56 fg. 4. Bd. S. 20 fg. H. Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands. 1. Bd. S. 514 fg. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 263 fg.

*) Biographie générale. Tom. XXI. p. 67 seq.

†) *Val. Andreae Desselii* Bibliotheca Belgica. (Lovanii 1643. 4.) p. 66.

nen, widmete er sich doch lieber dem Handel und der Industrie und er stand bereits an der Spitze eines bedeutenden Manufactur-Geschäfts in der Nähe von Angers, als die Revolution von 1789 ausbrach. Er schloß sich ihren Grundsätzen an, aber mit einer Mäßigung, der er nie untreu ward. Bereits im J. 1790 ward er zum Administrator des Maine-Loire-Departements ernannt und bald darauf trat er als Mitglied in die gesetzgebende Versammlung. Die Schrecknisse, unter welchen diese Behörde zusammenbrach, machten auf Goffaux einen so tiefen Eindruck, daß er sein Vaterland verließ und sich nach London wendete. Als gewandter Mann verstand er hier Fäden aus seinem früheren Geschäftsleben wieder anzuknüpfen und bald sah er sich durch den Einfluß seiner Freunde in den Stand gesetzt, von seinen Kenntnissen nützlichen Gebrauch zu machen. Aus der Rolle eines bloßen französischen Sprachmeisters trat er bald heraus und gründete ein Erziehungsinstitut, das sich schnell einen guten Namen machte und ihn mit den angesehensten Familien Englands in Verbindung brachte. So wohl er sich auch hier gestellt sah, so litt es ihn, einen echten Franzosen durch und durch, doch nicht zu lange in der Fremde, am wenigsten grade in England und nachdem die Ordnung in seinem Vaterlande etwas wiederhergestellt war, kehrte er nach Paris zurück. Ohne allen Ehrgeiz, der ihn durch seine früher inne gehabte einflußreiche Stellung in die höhern Kreise der Staatsverwaltung wieder hätte einführen können, blieb er der einmal eingeschlagenen Lebensrichtung treu und nahm an demselben Lyceum, dem er seine Bildung verdankte, eine Lehrerstelle an, in welcher er mit gleichgesinnten, strebsamen Männern, einem Castel [1]), Champagne, Duport, Luce u. A., den Flor seiner Anstalt eifrigst zu fördern suchte und in besonders hohem Grade die Liebe seiner Schüler gewann, denen er nicht Lehrer blos, sondern zugleich Erzieher zu werden bemüht war. Im J. 1813 wählte sich Goffaux, der sich selbst strenger als Andere beurtheilte, mit sicherem Kennerblicke den damals noch jugendlichen Cousin zu seinem Adjuncten, der ihn besonders in der lateinischen Prosodie, für die er nicht mehr Feuer genug zu besitzen glaubte, vor dem Schülerkreise vertreten sollte. Zwei Jahre später ließ er sich emeritiren. Seine Ersparnisse und seine Pension setzten ihn in den Stand, ein ruhig-heiteres Leben im Dienste der Wissenschaft zu führen und die eigene Pflege eines Gartens, den er sich in den Umgebungen der Barrière du Mont-Parnasse eingerichtet hatte, war sein Lieblingszeitvertreib. Auf Cousin's Vorschlag ward er im J. 1832 Ritter der Ehrenlegion und als er sein Haupt zur Ruhe niedergelegt hatte, gaben ihm zahlreiche Schüler das Geleit nach Père la Chaise, da er ihnen nicht nur ein geschickter Lehrer gewesen war, sondern da sie ihm auch die Mitgabe wackerer Grundsätze für das Leben verdankten, die sie zu Aemtern und Würden geführt hatten.

Goffaux war auch ein fruchtbarer Schriftsteller. Als solcher nahm er seine Hauptrichtung auf die Verbindung classischer Sprachstudien mit den geschichtlichen für seine Schülerwelt und sein: Tableau chronométrique des époques principales de l'histoire depuis la prise de Troie jusqu'à nos jours (Par. 1803. fol.), seine: Époques principales de l'histoire, pour servir de précis explicatif au tableau chronométrique (Par. 1805. 8.) und die: Tableaux séculaires chronométriques de l'histoire de France (Par. 1825. 8.) haben in wiederholten Auflagen bis in die letzten Jahre große Verbreitung gefunden. Seine Schrift: Narrationes servato temporum ordine dispositae (in Verbindung mit dem Universitätsprofessor Dumouchel zuerst Par. 1804 hervorgetreten) hat sich durch wiederholte Auflagen als Schulbuch eingebürgert; die: „Themata anglo-latina, ad usum juventutis in studio linguae latinae jam profectioris, ex probatissimis anglis et gallicis scriptoribus" (Par. 1825. 8.) hielten von seinem Ruhestande aus seine Verbindung mit der Schule aufrecht und seine: „Devoirs d'humanité" (Par. 1826. 8.), eine reiche Sammlung von Aufsätzen aus den Gebieten der Religion und Moral, der alten Geschichte, der Naturkunde und Kunstgeschichte, zeigen ihn mit Erfolg wieder auf der Bahn des Pädagogen, der er als Gymnasial-Lehrer so treu geblieben war. Seine „Conseils pour faire une version" (Par. 1811. 8.) und: „Conseils pour faire un thème" (Par. 1812. 8.) sind nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf das Schriftstellerthum seiner Mitwelt geblieben. Einer der glücklichsten Würfe seines Schriftstellerthums war die lateinische Uebersetzung des Campe'schen Robinson's, die zuerst im J. 1807 in Paris erschien und durch zahlreiche Wiederabdrücke seinen Namen als den eines der besten Latinisten in allen Theilen der Erde bekannt machte. Auch A. v. Kotzebue's Roman: Die Leiden der Familie Ortenberg, hatte auf den Grund einer englischen Uebersetzung an ihm einen Uebersetzer in das Französische („Les malheurs de la famille d'Ortemberg." Par. 1801. 12. 3 Vol.) gefunden. Auch hatte er noch vor seiner Amtirung als Schulmann an der französischen Uebersetzung der großen englischen Universal-Geschichte lebhaften Antheil genommen.

„Goffaux n'était pas seulement un habile humaniste; il était versé dans toutes les connaissances usuelles et politiques et il se distinguait par une grande aménité des moeurs; enfin, heureux et environné de l'estime publique il fut, sans en avoir la prétention, ce qu'on peut appeler un philosophe pratique" [2]). (*J. E. Volbeding.*)

GOFFE (Johann), auch Goughe, Theolog, aus Suffex gebürtig, in verschiedenen, auch hohen Kirchenämtern thätig, als einer der eifrigsten Anhänger König Karl's I. von England in ganz Großbritannien bekannt,

1) Wie Goffaux, war auch dieser, der Verfasser des schönen Gedichtes: „Les Plantes," Mitglied der gesetzgebenden Versammlung gewesen.

2) Mit diesen Worten schließt der Artikel über ihn in der Biographie universelle (nouv. édit. Tom. XVII.) p. 83 — 84. Der kürzere in der Biographie générale (Par. 1857. Tom. XXI p. 69) hat Louvet zum Verfasser.

vor seinen ihm auf den Dienst lauernden politischen Feinden fast immer flüchtig und von ihnen verfolgt, gest. den 26. Nov. 1661. Seine Schrift: Threnodia ecclesiae anglicanae, in qua perturbatissimus regni et ecclesiae status sub anabaptistica tyrannide lugetur etc. (ohne Ort und Jahrzahl) gehört zu den literarischen Seltenheiten und soll und mag über die Geschichte seiner Zeit gute Specialia zu bieten haben. (*J. E. Volbeding.*)

GOFFE [1]) (Thomas), dramatischer Dichter und Theolog, aus der englischen Grafschaft Essex und daselbst aus dem Schooße einer geistlichen Familie stammend, um das Jahr 1592 geboren, gest. am 27. Juli 1629 als Pfarrer zu East-Clandon in Surrey. Sein frühzeitiger Tod soll Folge seiner aus Gutherzigkeit übereilten ehelichen Verbindung mit seines Vorgängers Witwe gewesen sein, welche durch ihren widerwärtigen Charakter das Leben ihm verbittert habe. Er hatte seine akademischen Studien an der Universität zu Oxford als Mitglied des Christ-Collegiums daselbst vollendet und seine ausgezeichneten Gaben machten ihn zu einem der beliebtesten Prediger der berühmten Universitätsstadt. Im J. 1623, wo er zum Licentiat der Theologie promovirt ward, erhielt er auch den Ruf als Pfarrer nach East-Clandon, von wo aus er in ehrenvoll ihm zugesprochener Auszeichnung mit der Christkirche in Oxford, in welcher er so oft gepredigt hatte, in einer Art von amtlicher Verbindung blieb. Dem zufolge hatte er bei der Bestattung des Kanonicus Dr. Godwin an der oxforder Kathedralkirche zu St. Christ die Leichenrede zu halten, welche zu London 1627 im Drucke erschien, nachdem er sich schon früher bei ähnlicher Gelegenheit durch seine Standrede auf den Universitätscurator Sir Henry Savile (gedruckt zu Oxford 1622) als Casualredner ausgezeichnet hatte. Auch die von ihm zu Oxford 1627 herausgegebenen Predigten (Sermons) fanden ein starkes Publicum. Noch als Student hatte er, ein Zeitgenosse Shakespeare's, fünf Theaterstücke geschrieben, welche durch fleißige Aufführungen bei dem Publicum in Gunst standen, was zu einer Zeit, wo der Schwan vom Avon die Bühne beherrschte, am sichersten für ihren inneren dichterischen Werth zeugt. Goffe selbst mag sie später, als er mit Ruhm in die theologische Laufbahn eingemündet war, desavouirt haben und zum Theil erst längere Zeit nach seinem Tode wurden sie durch den Druck, dessen man sie für werth achtete, Bestandtheile der englischen Nationalliteratur. Es sind die fünf Stücke:

Selinus, emperor of the Turks. A tragedy. Lond. 1638. 4.

Careless Shepherdess. A tragi-comedy Courageous Turk or Amurath I. A tragedy Orestes. A tragedy Raging Turk or Bajazeth II. A tragedy	sämmtlich einzeln Lond. 1656. 8.

1) Auch, z. B. bei Jöcher, Goff geschrieben, zugleich bei ihm und Adelung mit der Ditographie: Gough.

Eine Gesammtausgabe derselben scheint nicht erschienen zu sein. Ausführlicher über sie berichtet *Cibber*, Lives of engl. poets I. p. 170 ss. [2]). (*J. E. Volbeding.*)

GOFFE (Thomas), auch Goughe, Theolog, aus Strafford gebürtig, ein Zögling der Universität Oxford, ein geachteter und beliebter Prediger und Seelsorger zu London, gestorben daselbst den 29. Oct. 1681. Sein englisch geschriebenes und durch wiederholte Auflagen weitverbreitetes Erbauungsbuch: Paterfamilias christianus (Lond. 1660 u. ö.) ward von Ant. Brunsen (Berl. 1671.) ins Teutsche übersetzt. (*J. E. Volbeding.*)

GOFFE (William), englischer General, geb. um das Jahr 1605, gest. 1675 zu Hadley im nordamerikanischen Staate Massachusets. In der englischen Revolution, welche die Hinrichtung König Karl's I. und das Protectorat Oliver Cromwell's zu Folgen hatte, machte Goffe eine schnelle glückliche Carrière im Militair. Er hatte sich eben so sehr durch seinen persönlichen Muth und kriegerischen Scharfblick, welche in den Zusammenstößen mit den sogenannten Cavalieren, den Anhängern des Königs, mehr als einmal wichtige Entscheidungen herbeiführten, als durch sein glühend-eifriges, wahrhaft zelotisches puritanisches Wesen bei Cromwell in Gunst gesetzt. Dieser gab ihm ein Regiment, das er zuerst als Oberst, dann als General führte und benutzte ihn, wie andere ihm zugethane gleichgesinnte Männer, einen Butler, Desborow, Whalley rc., als Werkzeug für seine versteckten, weitaussehenden Pläne, gewiß eingreifender oft, als er es selbst, gleich jenen Gesinnungsgenossen, ahnen mochte. So ward Goffe auch Mitglied des Gerichtshofes, der über den in Anklagestand versetzten König zu entscheiden hatte und stimmte mit leidenschaftlicher Entschiedenheit für dessen Tod; sein Name kommt in allen Listen der später als Königsmörder bezeichneten Männer in den betreffenden Geschichtswerken vor [1]). Als späterhin nach dem Tode des Protectors, dem Rücktritte seines Sohnes Richard und der Niederwerfung Monck's die Sache der Republik völlig verloren war, flüchtete Goffe nebst seinem Waffengefährten Whalley, um der Ahndung des Königs Karl II. zu entgehen, im J. 1660 nach Amerika. In Boston fanden die Flüchtlinge anfänglich bei dem Gouverneur Eldecott freundschaftliche Aufnahme;

2) Der kurze Artikel über ihn in der Biographie générale Tom. XXI. p. 70 verweist als auf Quellen über ihn, ohne speciellere Bestimmung, auf *Wood*, Athenae Oxonienses und auf No. LXVIII des Gentleman's Magazine.

1) Es läßt sich leicht erklären, woher es komme, daß Goffe und andere Männer jener Zeit, welche ihm an Rang und Wirksamkeit etwa gleich standen, in den gleichzeitigen Berichten nicht gar zu häufig erwähnt werden und daher auch in den Geschichtswerken der späteren Zeit nicht zu oft vorkommen. Cromwell wußte seine Leute gut zu brauchen, verstand aber auch die Kunst, ihre Verdienste sich anzueignen und auszubeuten, ohne ihre Namen zu auffallend ins Publicum kommen zu lassen, wenn dies nicht grade wieder in seinem Interesse lag, wie etwa bei dem Urthel über den König. Daher kommt z. B. Goffe in Th. Carlyle's Sammelwerke: Oliv. Cromwell letters and speeches (Lond. 1850. 8. 4 vols.) nur selten und ganz im Vorübergehen vor; vergl. I, 23, 410; III, 57; IV, 35, 297.

da dieser aber weiterhin ihre Namen auf den Listen der von der Regierung Amnestirten nicht fand, machte er selbst Goffe und Whalley darauf aufmerksam, daß er sie festzunehmen haben würde, wenn in Betreff ihrer specielle Befehle eingehen sollten, woran nicht zu zweifeln war, da es schon ruchbar geworden, daß Preise auf ihre Köpfe gesetzt seien. Unter vielen Gefahren setzten die beiden Proscribirten ihre Flucht in das Innere von Amerika fort; denn gegen die Wenigen, die sich ihrer mit eigener Gefahr annahmen, fand die Regierung Spürer genug, welche ihnen nachstellten und sie nöthigten, oft Tage und Wochen lang in Schluchten der Gebirge und Höhlen unter der Erde sich versteckt zu halten. Nach jahrelangem Umherstreifen jenseits der West-Rocky-Mountains [2]) fand Goffe endlich in der Nähe von Hadley in Massachusets ein sicheres Asyl. Ueber zwölf Jahre lebte er hier in der größten Verborgenheit; er ließ sich fast gar nicht sehen und sein Name war verschollen. Nur einmal noch ließ er sich von seinem kriegerischen Geiste, der so lange geschlummert hatte, hinreißen, in die Oeffentlichkeit hinauszutreten. Im J. 1675 ward Hadley an einem Sonntage während des Gottesdienstes von einem starken Trupp von Indianern aus den Gebirgen unvermuthet überfallen. Der Tomahawk der wilden Feinde war in voller Arbeit; unter den Streichen desselben fielen die erschreckten Bewohner, wehrlos, wie sie für den Augenblick waren; Alles flüchtete in die Kirche; Geschrei und Wehklagen hier und draußen, wo die Wilden mordend, plündernd und sengend ihr schreckliches Wesen treiben. Da erscheint plötzlich ein Greis mit langem weißem Barte, fremdartig gekleidet und bewaffnet, in dem Gotteshause. Er gebietet mit starker Stimme Ruhe, richtet sich mit feurigen Worten an die Männer in der Versammlung, fordert sie auf, die Waffen zu ergreifen und die raublustigen Söhne der Wildniß dahin zurückzuweisen. Er selbst werde sich an ihre Spitze stellen und sie zum Siege führen. Er zieht ein blitzendes Schwert und schwingt es über seinem Haupte. Sofort schaaren sich von allen Seiten Männer um ihn, andere eilen fort, sich zu waffnen. Sie alle, ermuthigt von seinem kräftigen Zuspruche und von seiner Sieg verkündenden Miene, folgen ihm. Er schreitet ihnen behend voran, stellt sie vor dem Gotteshause mit kriegskundigem Blicke in Schlachtordnung auf und führt sie gegen den Indianerhaufen, der sich zusammengerottet hat. Goffe stürmt voran, Alles folgt ihm, die Indianer werden zur Stadt hinausgedrängt und mit bedeutendem Verluste in die Flucht geschlagen. Urplötzlich, wie Goffe im Gottestempel erschienen, ist er aus der Mitte seiner Mitkämpfer spurlos wieder verschwunden und die Bewohnerschaft von Hadley ist geneigt, zu glauben, Gott selbst habe aus höhern Regionen zu ihrer Rettung aus Feindeshand einen Engel ihnen gesandt [3]). (*J. E. Volbeding.*)

2) Einiges Speciellere darüber in dem Artikel der Biographie générale über Goffe Tom. XXI. p. 70. 71. 3) Von dieser Scene, die einer fast dramatischen Ausführung ganz fähig ist, soll, wie an der eben angeführten Stelle der Biographie universelle bemerkt wird, Fenim. Cooper in seinem Romane: „Die Puritaner von Amerika" einen wirksamen Gebrauch gemacht haben.

GOFFIN (Hubert), ein durch seinen aufopfernden Muth bekannt gewordener belgischer Bergmann, dessen Name der Vergessenheit entrissen zu werden verdient und deshalb auch in diesem Werke ebenso gut eine Stelle beansprucht als die Namen anderer ihrer Thaten oder Schriften wegen berühmter Leute. Er führte die Aufsicht über die Arbeiter in der zu dem Steinkohlenbergwerke zu Ans bei Lüttich gehörenden Grube Beaujonc, als am 28. Febr. 1812 ein durchgebrochenes Wasser sich in den Tagschacht zu ergießen anfing. Man glaubte Anfangs, die Röhren der Dampfpumpe seien verstopft und das nicht zum Ausflusse gelangende Wasser falle in den Schacht zurück, da man jedoch über das schnelle Anwachsen desselben allmälig ängstlicher wurde, so benachrichtigte man Goffin, welcher herbeieilte und augenblicklich die nicht mehr abzuwendende Gefahr erkannte. Er suchte sogleich seinen ebenfalls in der Grube beschäftigten zwölfjährigen Sohn auf, um sich mit diesem zu retten. Schnell jedoch besann er sich eines Andern und stieß den Kasten, welcher grade aufgewunden werden sollte, mit den Worten zurück: „Nein, ich bleibe, denn fahre ich auf, so sind meine Arbeiter verloren, ich werde zuletzt diese Stelle verlassen und sie entweder alle retten oder mit ihnen zu Grunde gehen." Er hob nun einen blinden Arbeiter an den für ihn bestimmten Platz, da aber in der Eile von den vier den Kasten hebenden Ketten nur zwei eingehängt worden waren, so fielen einige der Leute, welche als die nächsten denselben zuerst bestiegen hatten, sich aber nicht im Gleichgewichte zu erhalten vermochten, herab ins Wasser, wurden jedoch von Goffin und seinem Sohne, der ihm nicht von der Seite wich, herausgezogen. Der Kasten kommt zum zweiten Male herab, da aber die bereits durch die Angst aus der Fassung gebrachten Arbeiter sich in zu großer Menge an ihn festklammern, so wird ein Theil derselben durch die Gewalt des herabstürzenden Wassers hinweggespült, doch auch diese werden von Goffin und seinem Sohne glücklich gerettet. Noch größer ist die Hast, als der Kasten zum dritten Male herabfährt und schnell wieder auffsteigt, die meisten, welche sich auf ihn drängen, stürzen herab in den Schacht, wo sie in dem Wasser, welches bereits eine bedeutende Höhe erreicht hatte und die Galerien zu füllen anfing, umkommen, ohne daß man ihnen Hilfe leisten konnte. Da jetzt an eine weitere Rettung durch den Tagschacht nicht mehr zu denken war, befahl Goffin einen Durchschlag in den Lüftungsschacht zu machen, um mit den noch in der Grube befindlichen Leuten, welche sich allmälig um ihn gesammelt hatten, in die höher liegenden Stollen und Gänge zu gelangen. Diese Maßregeln rettete denen, die seinem Befehle folgten, das Leben, denn alle, welche eigensinnig an dem Tagschachte blieben, um das nochmalige Herablassen des Kastens abzuwarten, ertranken, ehe dies stattfinden konnte. Auch die Lage der übrigen war eine höchst peinliche, in einer Tiefe von 170 Metres auf einem kleinen Raume unter der Erde

zusammengedrängt, fast ohne Luft und ohne Lebensmittel, in steter Angst, von dem mit jedem Augenblicke höher steigenden Wasser ereilt zu werden, und von dem herzzerreißenden Jammer der mit ihnen in der Grube befindlichen Kinder zur Verzweiflung gebracht, bieten sie alle Kraft auf, um Einschnitte zu machen und einen Ausgang nach andern nahen Gruben zu finden, bald aber, da alle Bemühungen ohne Erfolg blieben, entmuthigt, werfen sie ihre Hacken von sich. „Gut," rief ihnen Goffin zu, „wenn ihr nicht gehorchen wollt, so laßt uns sterben." Er schließt seinen Sohn in die Arme und seine getreuesten Freunde und Gefährten drängen sich um ihn, damit man nicht, wenn man ihre Leichen finde, glauben soll, sie hätten ihn verlassen. Alle umarmen sich und bereiten sich zum Tode, als der junge Goffin seine Stimme erhebt und ruft: „Ihr benehmt euch wie Kinder, ihr weinet und fürchtet euch, wohlan gehorcht meinem Vater, arbeitet und beweist, daß ihr euern Muth nicht verlieret bis zum letzten Augenblicke." Er ergreift zuerst wieder die Hacke und alle folgen unwillkürlich seinem Beispiele. Bald aber verläßt die Kraft aus Mangel an Nahrung die erschöpften Arbeiter und zum zweiten Male lassen sie in der Verzweiflung die Arme sinken. Goffin schilt sie Feiglinge und droht, sich mit seinem Sohne in das Wasser zu stürzen und ihnen dadurch jede Hoffnung auf Rettung zu benehmen. Die Arbeit beginnt von Neuem, aber die Luft enthält nicht mehr genug Sauerstoff und die Lichter erlöschen. Die gänzliche Finsterniß entmuthigt nun gänzlich und die Arbeit hört zum dritten Male auf. Goffin ergreift eine Hacke, droht jeden zu tödten, der nicht fortfahren wird zu arbeiten und geht selbst mit gutem Beispiele voran. In dieser entsetzlichen Lage denkt sein Sohn, der ihm bisher fortwährend Muth eingesprochen hat, an seine Familie. „Vater," sagt er wehmüthig, „nur du und ich verdienen Geld, wovon werden meine Mutter, meine Schwestern und meine kleinen Brüder leben, wenn wir hier umkommen? Sie werden betteln müssen." — „Ruhig, liebes Kind." — „Ich weiß, daß du Geld verborgen hast, aber werden sie es je finden?" — „Und wo ist das deinige, mein Sohn?" — „Ich besitze nur einen kleinen Thaler, den ich meiner Schwester zum Aufbewahren gegeben habe." — Unterdessen gerathen zwei Arbeiter mit einander in Streit und sind nah daran, sich zu schlagen. „Laßt sie gewähren," sagen die andern, „wird einer von ihnen getödtet, so kann er uns zur Nahrung dienen." Diese Aeußerung, eingegeben von der Verzweiflung, macht schnell dem Streite ein Ende. Man tappt im Finstern umher, um vielleicht einen Leichnam zu finden und ihn zu theilen, man sucht die erloschenen Lichter und verzehrte sie mit Heißhunger. Einige liegen bereits vor Entkräftung besinnungslos am Boden, andere rasen in ihrer Verzweiflung und wieder andere machen Goffin die ungerechtesten Vorwürfe und wälzen auf ihn die Ursache ihres Unglücks. Er tröstet sie und sucht sie zu beruhigen, indem er jeden einzelnen bei seinem Namen ruft und ihn zur weitern Anstrengung ermuntert. Nach fünf angstvollen Tagen und ebenso vielen Nächten vernehmen die Unglücklichen endlich von Außen ein Geräusch, welches sie Rettung hoffen läßt; sie verdoppeln ihre Anstrengung und bemerken, daß man sie gehört hat. Als nämlich die Nachricht von der schrecklichen Gefahr der in der Grube befindlichen Bergleute zur Kenntniß der Beamten und Behörden kam, wurden mit der möglichsten Schnelligkeit und mit dem größten Eifer alle Mittel zu ihrer Rettung und zur Beruhigung der jammernden Weiber und Kinder aufgeboten. Vor Allem suchte man dem Zuflusse des Wassers Einhalt zu thun, der Zweifel aber, in welchem Schachte oder Gange sich die Arbeiter befinden, macht jedoch alle Anstalten unsicher und man müht sich mehre Tage ohne Erfolg ab, endlich glaubt man ein Geräusch von Innen zu hören, man verdoppelt die Arbeit nach dieser Richtung hin und es gelingt endlich, zu den bereits aufgegebenen Leuten zu gelangen. Von 127 Arbeitern, welche sich bei dem Losbruche des Wassers in der Grube befanden, hatten sich 35 im ersten Augenblicke durch den Tagschacht gerettet, 22 waren ertrunken und 70, welche gleichsam aus ihrem Grabe wieder emporstiegen, konnten nur durch die größte Vorsicht und Sorgfalt am Leben erhalten werden, indem man sie mehre Tage in eine Hütte einsperrte und ihre Angehörigen nicht zu ihnen ließ, bis sie sich vollständig erholt hatten. Die kaiserliche Regierung belohnte das seltene Benehmen Goffin's durch das Kreuz der Ehrenlegion und den ungewöhnlichen Muth seines Sohnes durch ein Geldgeschenk, die französische Akademie aber setzte einen Preis auf die beste poetische Schilderung der herrlichen That, welcher dem Gedichte Goffine ou le Héros liégeois von Ch. Hub. Millevoye (in dessen Oeuvres, Paris 1814. 12. Vol. I.) zuerkannt wurde. Auch machte man die Noth und die Rettung Goffin's zum Gegenstande mehrer jetzt vergessenen dramatischen Versuche und bildlichen Darstellungen. Goffin, welcher später von dem Könige der Niederlande auch den Orden des belgischen Löwen erhielt, starb in seinem Berufe, indem bei einer von ihm am 8. Juli 1821 vorgenommenen Sprengung ihn ein Stein an den Kopf traf und augenblicklich tödtete*). (*Ph. H. Külb.*)

GOFFINE (Leonhard), teutscher katholischer Theolog, am 6. Dec. 1648 zu Cöln geboren, trat im Jahre 1669 nach der Beendigung seiner Vorbereitungsstudien in den Prämonstratenserorden und predigte, nachdem er in dem Kloster Steinfeld im ehemaligen Herzogthume Jülich sein Noviziat ausgehalten hatte, an verschiedenen Orten mit großem Beifalle. Auf Befehl des Kurfürsten von Trier versuchte er auch auf mehren ihm in der Pfalz angewiesenen Pfarreien für den bedrängten Katholicismus zu wirken, sah sich aber genöthigt, dem Einflusse seiner am pfälzischen Hofe mächtigen Gegner zu weichen und nach Steinfeld zurückzukehren. Später versah er viele Jahre hindurch die Seelsorge zu Oberstein und Kösfeld im Bisthume Münster und starb am 11. Aug. 1719. Durch seinen unermüdlichen Eifer in der Erfül-

*) Biographie nouvelle des contemporains. Vol. VIII. p. 205 seq. Biographie générale. Tom. XXI. p. 71 seq. Biographie universelle. Tom. LXV. p. 491.

lung seiner geistlichen Pflichten und seinen untadelhaften Lebenswandel erwarb er sich überall nicht nur bei seinen Glaubensgenossen, sondern auch bei den Anhängern anderer Confessionen die höchste Achtung und Liebe und durch seine für den religiösen Unterricht des Volkes bestimmten Schriften einen bis auf die neueste Zeit fortdauernden Ruhm. Hauptsächlich hat seine „Neuvermehrte Handpostille" (zuerst Cöln 1692. 8.) eine wunderbare Verbreitung gefunden (besonders in den Ausgaben: München 1716. 8. und Wien 1756. 8.) und nur wenige Bücher dürften in dieser Beziehung mit ihr wetteifern können. Auch in der neueren und neuesten Zeit wurde sie in unzählbaren Exemplaren und verschiedenen Bearbeitungen verbreitet, theils unter dem ursprünglichen Titel: „Neuvermehrte Handpostille oder christkatholisches Unterrichtsbuch" (Cöln 1793. 8. Münster 1841. 8. Tübingen 1853. 8. 2 Thle. 7. Aufl. 1857. 8. 2 Thle., bearbeitet von L. Donin, Wien 1851. 8. 2 Bde.), theils unter andern Titeln als „Gebet- und Erbauungsbuch für katholische Christen" (Augsburg 1808. 8. 1814. 8. 1820. 8. 1830. 8. Altdorf 1827. 8. Innsbruck 1830. 8. Würzburg 1852. 8.), als „Christkatholisches Unterrichtsbuch oder kurze Auslegung aller Sonn- und Festtäglichen Episteln und Evangelien" (bearbeitet von Fuetscher, Bregenz 1797. 8. 2 Bde. Augsburg 1808. 8. 2 Bde.; 76 Auflagen, die letzte von Fr. v. Allioli besorgt, 1860. 8. 2 Bde. Heidelberg 1812. 8. Würzburg 1801. 8. Neueste Aufl. 1856. 8. von M. Jocham besorgt, München 1858. 8.) und als „Katholisches Unterrichts- und Erbauungsbuch" (Reutlingen 1843. 8. Aachen, 3. Aufl. 1853. 8., herausgegeben von J. M. Gehrig, Bamberg 1823. 8. 2 Bde. Frankfurt 1828. 8. 2 Bde., bearbeitet von Theodos. Florentini, Einsiedeln, 15. Aufl. 1857. 12. 2 Bde. Reutlingen, 10. Aufl. 1857. 8., von Joh. Ad. Diez, Würzburg, 10. Aufl. 1859. 8. 2 Thle., von Fr. Xav. Steck, Tübingen, 8. Aufl. 1860. 8. 2 Thle. und von Chr. Kleyboldt, Mainz 1857. 8. 2 Thle. Neue Aufl. 1859. 8. 2 Thle.). Das mit Recht bei dem Volke so sehr beliebte Buch enthält eine kurze Auslegung der Evangelien und Epistolarpericopen für jeden Sonn- und Festtag des ganzen Kirchenjahres und eine Jedem verständliche Erklärung der in jeder heiligen Zeit vorkommenden christlichen Ceremonien nebst den betreffenden Kirchengebeten. Von den übrigen Schriften Goffine's *) sind noch zu nennen: Seelenlicht, Sonn-, Fest- und Feyertags-Predigten, erster und zweiter Strahl (Nürnberg 1705. 4. 2 Bde.); Der Wächter des göttlichen Worts (Cöln 1712. 8.); Trostbuch in Trübsalen (Cöln 1695. 8.); Die Lehre Christi (Cöln 1715. 8.); Erklärung des Catechismi Petri Canisii (Cöln 1712. 8.); Kleiner Kinder-Catechismus (Cöln 1717. 12.); Lehre Christi vom Gebeth des Meßopfers (Mainz 1705. 8. Neue Ausgabe Dillingen 1846. 8.) und Auslegung der Regel des heil. Augustini (Cöln 1692. 8.). (*Ph. H. Külb.*)

*) Vergl. Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1514.

GOFRIDI [1]) (Louis), Priester, geb. zu Beauvezer (Beauveset), einem Dorfe in der Nähe von Colmar [2]), als Zauberer am 30. April 1611 zu Aix verbrannt. Seines Vaters Bruder, Christoph Gofridi, Pfarrer von Pourrières, nahm sich seiner Erziehung an, unterrichtete ihn im Lateinischen und in anderen Wissenschaften und schloß ihm die geistliche Laufbahn auf, damit er einst als sein Nachfolger in seine Stelle einrücken könne. Dies geschah zwar nicht, aber er erhielt dafür eine weit bedeutendere Anstellung als Pfarrer des Kirchspiels des Accoulés zu Marseille. Aber seine priesterliche Thätigkeit war von nicht sehr langer Dauer; ein Buch über Magie, welches er in der Verlassenschaft seines Onkels gefunden hatte, ward die Ursache seines Unglücks. Er versenkte sich mit allem Eifer in das Studium desselben und war von der Existenz des Teufels in dem Sinne überzeugt, daß er ihn citiren zu können die Macht gewonnen zu haben glaubte; „le Diable apparut à lui," erzählt Pitaval ganz arglos, „sous une figure humaine, vêtu comme un homme de condition, ou, si l'on aime mieux, comme un Financier." Das gegenseitige Pactum war bald geschlossen; Gofridi bedang sich zweierlei aus: „une grande réputation de sagesse dans le monde" und „de jouir à souhait des femmes et des filles, qui lui plairoient et irriteroient ses désirs." Der Teufel sagte zu und forderte dagegen, „que Gaufridy se donnât à lui sans réserve" [3]). Das Mittel, welches ihm der Teufel behufs der Eroberung und Verführung der Frauen zu Gebote stellte, bestand in einem Anhauchen derselben; „dès lors," sagt die Biographie générale in dem Artikel über ihn [4]), „on ne sera pas surpris, s'il souffla [5]) sur beaucoup." Das ärgerliche Unwesen, welches von Gofridi ausging, erreichte seinen Höhepunkt in dem Verhältnisse, das er mit Madeleine Mandols de la Palud, der Tochter eines angesehenen Edelmannes in der Provence, angeknüpft hatte; diese war ihrem Verführer schwärmerisch zugethan. „Elle ne pouvoit pas soutenir la violence de son amour; elle le venoit chercher partout, jusqu'à l'Eglise; elle voulait, qu'il fût toujours à la maison de son père" [6]). Die Familie de la Palud bemühte sich, den verdrießlichen Handel dadurch abzubrechen, daß sie ihre Tochter in das Ursulinerinnenkloster zu Aix bringen und scharf bewachen ließ. Allein Gofridi

1) Auch Goffridi; die eigentlich richtige, originair-französische Schreibung Gaufridy, wie sie in den hier benutzten Mittheilungen über ihn in *Gayot de Pitaval*, Causes celèbres. Tom. VI. p. 146—182 eintritt, sowie auch in dem ihn betreffenden Artikel der Biographie universelle, würde eine andere Einreihung bedingt haben. 2) „Auprès des montagnes de Grâce en Provence," heißt es bei Pitaval a. a. O. S. 160. 3) Naiv heißt es hierzu: „Gaufridy eut cette complaisance-là pour le Diable." 4) Tom. XXI. p. 72. 5) Pitaval setzt in seinem guten Glauben ausdrücklich hinzu: „il falloit que le souffle parvint jusqu'à l'odorat des personnes, à qui il voudroit inspirer une forte passion.', 6) Pitaval a. a. O. S. 163, mit dem Zusatze: „Un sorcier, qui auroit eu le goût délicat, n'auroit pas trouvé son compte dans une conquête aussi aisée."

wußte sein Ansehen als Priester so weit zu benutzen, daß er auch hier in verbrecherischem Umgange mit ihr blieb. Dies hatte das gerichtliche Einschreiten des Parlaments zur Folge und das Endurtheil desselben [7]) decretirte ihm die schon erwähnte Todesstrafe. Auch Madeleine de la Palud ward nach dem Ausspruche des Parlaments zu lebenslänglicher Einsperrung verurtheilt [8]).

(*J. E. Volbeding.*)

GOG nennt der Prophet Ezechiel den Fürsten des Volkes und Landes Magog, von welchem er Cap. 38 und 39 weissagt, daß er Israel einst mit Krieg überziehen werde. Wenn nämlich die Israeliten nach Palästina zurückgekehrt sein würden, werde Gog auf göttliche Veranlassung mit einem gewaltigen, aus den nach Norden und Süden am entferntesten wohnenden Völkern zusammengesetzten Heere in Palästina einfallen, dort aber durch ein göttliches Strafgericht gänzlich vernichtet werden, wodurch die Macht des Gottes Israel's dann vor aller Welt offenbar werden und dieses für immer in Ruhe und Frieden wohnen werde. Das Volk Magog wird auch in der Völkertafel des ersten B. Mos. 10, 2 als zweiter Sohn des Japheth zwischen Gomer (s. d. Art.) und Madai aufgeführt. Seit Josephus (Arch. I, 6, 1) und Hieron. zu Ezech. 38, 2 hat man ziemlich allgemein darunter die Volksstämme verstanden, welche von den Griechen unter dem Namen der Scythen zusammengefaßt wurden. Von ihnen konnten die Hebräer nicht nur eine dunkle Kunde besitzen, sondern ihr nicht lange vor Ezechiel's Zeit unternommener Kriegszug gegen Aegypten (*Herod.* I, 103—106) mußte den Einwohnern Palästina's noch in Erinnerung sein und konnte dem Propheten wol Veranlassung sein, grade sie, die vom Gerichte am wenigsten bisher Betroffenen, als die letzten noch übrigen Reste des Heidenthums auf die von ihm geschilderte Weise untergehen zu lassen. — Was die Bedeutung des Wortes anbetrifft, so geht man entweder von Magog aus = maha, mah (sanskr. groß) und كوه (pers. Berg), also: großer Berg, worunter dann der Kaukasus zu verstehen ist, nördlich von welchem bis über Medien hin die Scythen anfänglich wohnten, oder man faßt ma = Reich, Gebiet (cf. *Frähnius*, De musei Spreviziani nummis cuficis p. 95) des Gog in derselben Bedeutung. (Nach Reinegg's Beschreibung des Kaukasus II, 79 nennt das Volk Thiulet seine Berge Ghef oder Ghogh, die höchsten nördlichen Hauptgebirge aber Moghef oder Mughogh.) Beide Erklärungen setzen einen Ländernamen voraus, von welchem Gog nur eine Abstraction wäre: der Fürst der kaukasischen Völker in unbestimmter Vorstellung. In späterer Zeit brachte man Gog und Magog mit dem Weltende in Verbindung. Nach der Offenbarung Johannis (20, 8), welche zwei Völker aus ihnen macht, werden sie am Schlusse des tausendjährigen Reiches vom Satan verführt werden gegen das Lager der Heiligen und die geliebte Stadt heranzuziehen, aber durch Feuer vom Himmel vertilgt werden. Die Zeit des Weltendes wird selbst יומוי דגוג „Täge des Gog" genannt. (Pseudojonathan 3 Mos. 26, 44; vergl. 4 Mos. 11, 27. Vergl. auch Tract. Sanhedrin fol. 97, 2 und Eisenmenger's Judenthum II, 679. 733.) — Die Syrer brauchen später beide Namen von den nördlich über Indien liegenden Ländern (*Assemani* Bibl. orient. III. II, 16. 17. 20). Ueber die noch weiter ausgesponnenen Legenden der Muhammedaner, welche Jadschûdsch und Madschûdsch daraus gemacht haben, vergl. d. betreff. Artikel II. S. XIV. S. 78.

(*Haarbrücker.*)

GOGANA (*Γώγανα*), eine Stadt in der alten persischen Provinz Karmania, welche von Ptolomäos VI, 8, 7 aufgeführt wird und das gegenwärtige Konkun sein soll; Sickler II. S. 482. Nobbe hat jedoch in seiner Ausgabe des Ptolomäos die Lesart *'Ρόγανα* aufgenommen.

(*Krause.*)

GOGARĒNE, eine fruchtbare Landschaft der Armenier am Nordufer des Flusses Kyros, welche Landschaft die Armenier den Iberern entrissen hatten. *Strab.* XI, 528 ed. *Casaub.*: „*Πᾶσα γὰρ ἡ χώρα αὕτη καρποῖς τε καὶ τοῖς ἡμέροις δένδρεσι καὶ τοῖς ἀειθαλέσι πληθύει. Φέρει δὲ καὶ ἐλαίας.*" Ob diese Landschaft von den weiter nördlich wohnenden Gogari den Namen erhalten hat, läßt sich nicht mit Sicherheit behaupten, bleibt aber doch wahrscheinlich.

(*Krause.*)

GOGARI werden von Plinius (H. N. VI, 7) unter den zahlreichen kleinen Stämmen und Völkerschaften der asiatischen Sarmaten, in den Gegenden der Montes Assii und der aus ihnen entspringenden Flüsse Menotharus und Imithys aufgeführt. Wir wissen freilich nicht, welchen Quellen Plinius diese Nachrichten entnommen hat. Daß er selber sie nicht verstanden haben sollte, wie Mannert (4. Th. S. 347. 2. Aufl.) bemerkt, ist wol nicht anzunehmen. Zur Zeit des Plinius existirten noch zahlreiche geographische Werke, welche später verloren gegangen sind. Namentlich war Asien seit Alexander's Heerzuge in vielen Schriften bis ins kleinste Detail beschrieben worden.

(*Krause.*)

GOGAVA oder **GOGAVINUS** (Anton Hermann), niederländischer Arzt und Mathematiker, zu Anfang des 16. Jahrh. zu Grave in Nordbrabant geboren, erwarb sich hauptsächlich durch die Bearbeitung und Erläuterung griechischer Schriftsteller über Musik und Mathematik große Verdienste und war besonders in Italien berühmt. Seine lateinische Uebersetzung der Abhandlungen des Aristorenus, des Ptolomäus und des Aristoteles über die Harmonielehre (Aristoxeni Musici antiquissimi harmonicorum elementorum libri III; Cl. Ptolomaei Harmonicorum seu de Musica libri III; Aristotelis de objecto auditus fragmentum ex Porphyrii commentariis, omnia nunc primum latine

---

7) Unverkürzt bei Pitaval a. a. O. S. 169—175 mitgetheilt, gewährt es einen ziemlich detaillirten Einblick in den Gang dieses skandalösen Processes und macht die zahlreichen Personen aus gelehrtem Stande namhaft, welche die Entscheidung herbeiführen halfen. 8) Der Hauptinquisitor in diesem Processe, der Dominikaner Sebastian Michaëlis, gab eine besondere Schrift über sie heraus: „Histoire de la possession et conversion d'une pénitente séduite par un magicien." (Par. 1613. 8.)

conscripta et edita. Venetiis 1562. 4.) gilt jetzt noch als die beste; seine lateinische Uebersetzung des Lehrbuchs der Harmonik des Nicomachus von Gerasa blieb ungedruckt. Ferner übersetzte und ergänzte er mehre mathematische Werke des Cl. Ptolomäus (Cl. Ptolomaei Pelusiensis Mathematici Operis quadripartiti in latinum sermonem traductio adjectis libris posterioribus; item de sectione conica, orthogona, quae parabola dicitur, deque speculo ustorio libelli duo hactenus desiderati, restituti. Lovanii 1548. 4.). Seine lateinischen Uebersetzungen der beiden Bücher des Mathematikers Serenus aus Antissa von den Cylinder- und Kegelschnitten und der byzantinischen Geschichte des Joannes Scylitzes waren ebenfalls zum Drucke fertig, mancherlei Verhältnisse verhinderten aber die Herausgabe derselben. Die näheren Lebensumstände und das Todesjahr Gogava's sind unbekannt *). (*Ph. H. Külb.*)

GOGEL (Isaak Jan Alexander), holländischer Geschäftsmann und Staatsbeamter, am 10. Dec. 1765 zu Wucht, einem Dorfe bei Herzogenbusch in Nordbrabant, wo sein Vater, ein pensionirter Militair, ein Landhaus besaß, geboren, war zuerst zu dem Seedienste bestimmt, sah sich aber durch den Tod seines Oheims von mütterlicher Seite, des Contreadmirals Krul, auf dessen Protection man vertraute und der in einem Treffen gegen die Engländer umkam, veranlaßt, eine andere Laufbahn zu wählen und sich dem Handelsstande zu widmen. Es war ihm bereits gelungen, zu Amsterdam ein Geschäft zu gründen, als durch die Revolution des Jahres 1795 die Regierung der Niederlande den sich auf den Beistand der französischen Republik stützenden Patrioten zufiel und den jungen Mann, welcher der jetzt herrschenden Partei angehörte, in den Staatsdienst drängte. Nachdem er nach und nach mehre Stellen in der Verwaltung verschiedener Gemeinden und Provinzen bekleidet hatte, wurde er nach dem vollständigen Siege, welchen die demokratische Partei durch die neue Verfassung vom 22. Jan. 1798 errungen hatte, zum Geschäftsführer des Departements der Finanzen ernannt. Mit den zu diesem Amte nöthigen allgemeinen Kenntnissen ausgerüstet und von einem unermüdlichen Fleiße in der Besorgung seiner Obliegenheiten unterstützt, wußte er sich bald nach allen Seiten hin Achtung zu erwerben und da der Kampf seiner Partei mit der gemäßigten insbesondere die Einheit in der Verwaltung, in dem Staatsschuldenwesen, in den Finanzen und in der Vertheilung der Abgaben zum Gegenstande hatte und der beschlossenen Verschmelzung aller Schulden der einzelnen Provinzen nothwendig die gleiche Besteuerung folgen mußte, so beschäftigte sich Gogel emsig mit der Aufstellung eines von dieser Ansicht getragenen Systems, hatte aber nicht die Genugthuung, die letzte Hand an dasselbe legen zu können, weil in Folge der Aenderungen, welche die Constitution des Jahres 1798 durch die neue Constitution von 1801 erlitt, die Verwaltung der Finanzen an einen Rath überging. Er zog sich deshalb von den Staatsangelegenheiten zurück und befaßte sich wieder mit seinem Handelsgeschäfte, welches ununterbrochen zu Amsterdam unter seinem Namen, aber unter der Leitung eines Associé fortbestanden hatte. Als im J. 1804 Schimmelpenninck, der seitherige niederländische Gesandte in Paris, auf das Verlangen Napoleon's die Leitung der Republik wider seinen Willen unter dem Namen eines Großpensionairs übernahm, bot er Gogel das Ministerium der Finanzen an und fand ihn bereit, sich diesem schwierigen Amte zu unterziehen. Der neue Finanzminister entfaltete in dieser Stellung ungewöhnliche Talente und eine seltene Rührigkeit, indem er sich der Besorgung der Finanzen, des Schatzes, der directen und inderecten Abgaben, der Domainen und der Münze gewachsen zeigte und doch noch hinreichende Muße zu erübrigen wußte, um seinen Entwurf einer gleichen Vertheilung der Steuern auf alle Provinzen der Republik auszuarbeiten. Bisher war das Steuersystem in jeder Provinz verschieden, sodaß man in den sogenannten Landprovinzen, wo wenig zur Union beigetragen wurde und die Abgaben äußerst gering waren, wohlfeil, in Holland aber, wo das Gegentheil stattfand, sehr theuer lebte, weshalb das im J. 1805 angenommene und im folgenden Jahre eingeführte neue System Anfangs ebenso viele eifrige Lobredner als erbitterte Gegner fand. Durch die gleiche Berechtigung und Freiheit der Nationalindustrie an allen Orten, sowie durch gleiche Vertheilung der Lasten gewährte es unstreitig große Vortheile, leider ward es aber auch in den Händen einer verschwenderischen Regierung ein willkommenes Mittel, dem Volke eine mit seiner Leistungsfähigkeit nicht im richtigen Verhältnisse stehende Steuer und zwar oft für unnütze Ausgaben aufzulegen, und der Unwille gegen die neue Einrichtung verwandelte sich bald in Haß gegen den Minister, von welchem sie ausging, sodaß dieser im J. 1808 von dem Könige Ludwig Napoleon, welcher unterdessen (1806) von dem französischen Kaiser dem Lande aufgedrungen worden war, seine Entlassung verlangte und erhielt, wozu beiden Theilen die Trennung des Departements der Finanzen von der Verwaltung der Domainen einen erwünschten Vorwand bot. Gogel trat nun wieder in sein Handelsgeschäft, welches er im Bewußtsein der Unsicherheit eines jeden politischen Amtes nicht aufgegeben hatte, als jedoch zwei Jahre später (1810) nach der Abdankung des seiner abhängigen Stellung überdrüssigen Königs Holland dem französischen Reiche einverleibt wurde und der Kaiser, welcher den wahren Zustand des früher blühenden und wohlhabenden, aber unter der französischen Vormundschaft verarmten Landes genau kennen zu lernen wünschte, eine Commission sachkundiger Männer zu ernennen befahl, um seinen Ministern zu Paris Bericht zu erstatten und sich mit diesen insbesondere über die Maßregeln zur Ordnung der holländischen Finanzen zu besprechen, trat Gogel auf höheren Wunsch an die Spitze dieser Commission, konnte aber trotz aller Bemühungen nicht verhindern, daß man die Staatsschuld in Bezug auf die Renten nur zum dritten Theil anerkannte, wodurch fast allen Familien mittelbar

*) Vergl. *Valerii Andreae Desselii* Bibliotheca Belgica (Lovanii 1643. 4.) p. 67.

oder unmittelbar ein sehr bedeutender Verlust zugefügt wurde. Gogel, nach der weder für ihn noch für seine Mitbürger erfreulichen Erledigung seines Auftrags zum Ritter der Ehrenlegion und zum Mitgliede des Staatsrathes und Generalintendanten der Finanzen Hollands ernannt, kehrte nach Amsterdam zurück, wo er sogleich die Functionen seines neuen Amtes übernahm und durch die gewissenhafteste Besorgung derselben seinem Vaterlande alle Dienste leistete, welche unter den obwaltenden sehr betrübenden Umständen möglich waren. Nach dem großen Umschwunge der Dinge im J. 1813 blieb er unerschütterlich an seinem Posten und trug durch seine Geistesgegenwart und Festigkeit zur Rettung der Generalintendanz der Finanzen bei, welche das gegen die französische Herrschaft aufstehende Volk zu plündern drohte. Da er Napoleon den Eid der Treue freiwillig und förmlich geleistet hatte, so hielt er sich durch denselben gebunden und weigerte sich entschieden, mit den Genossen eines gegen die Fremdherrschaft sich bildenden Bundes gemeinsame Sache zu machen, obgleich er die Anstrengungen seiner Landsleute zu ihrer Befreiung mit freudigem Herzen anerkannte. Er verließ Amsterdam erst an dem Tage, als die Kosaken sich dieser Stadt näherten und begab sich, da er sich nur als französischer Beamter betrachtete, in dieser Eigenschaft nach Paris, wo er seinen Sitz im Staatsrathe einnahm, mit welchem er auch, als die Verbündeten sich der französischen Hauptstadt näherten, nach Blois übersiedelte. Von hier kehrte er nach der Abdankung Napoleon's nach seiner Heimath zurück, wo er, um nicht als Gegner der Restauration zu erscheinen, um eine Audienz bei dem Prinzen von Oranien ansuchte. Dieser empfing ihn sehr wohlwollend und soll ihm sogar wieder eine seinen Talenten entsprechende Stellung im Staatsdienste angeboten haben. Gogel zog jedoch vor, sich fortan ausschließend dem Handel und der Industrie zu widmen und sich mehr, als er früher im Stande war, im Kreise seiner Familie mit der Erziehung seiner Kinder zu befassen. Er kaufte deshalb in dem Dorfe Overven bei Haarlem eine Lackmusfabrik, von deren bescheidenem Ertrage er lebte und auf diese Weise die umlaufenden Gerüchte von großen während seiner Amtsführung erworbenen Reichthümern thatsächlich widerlegte. Seine Verdienste um die Ordnung der Finanzen seines Vaterlandes in den schwierigsten und ungünstigsten Verhältnissen fanden erst später bei seinen Mitbürgern die gebührende Anerkennung, die ihm bereits von Seiten der Regierung durch die Ernennung zum Mitgliede der Finanzcommission und zum Commandeur des belgischen Löwen zu Theil geworden war. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich mit der Poesie und außer mehren in Zeitschriften mitgetheilten Gedichten lieferte er auch eine Bearbeitung der teutschen Oper „Arzt und Apotheker," welche auf den holländischen Bühnen Beifall fand. Gogel starb am 13. Juni 1821 zu Overven *). (*Ph. H. Külb.*)

*) Biographie nouvelle des Contemporains. Tom. VIII. p. 209 seq. Mémoires sur la cour de Louis Napoléon et sur la Hollande (Paris 1828. 8.) p. 295 seq. Biographie générale. Tom. XXI. p. 73.

Gogericht, Gograf, s. Gau.

Goggra oder Gogra, s. Ganges.

GOGIAREI werden von Plinius (H. N. VI, 23) unter den zahlreichen indischen Stämmen und Völkerschaften aufgeführt, und zwar da, wo er von den Regionen des Indus, des Parapamisus und Imaus handelt. Er führt die Gogiarei unter 14 Völkerschaften auf, welche zusammen 300 Städte inne hatten. Es ist überhaupt auffallend, daß die alten Autoren den Indern übereinstimmend so zahlreiche Städte zuschreiben. So soll allein die Landschaft der autonomen Inder, bis zu welchen Alexander vorgedrungen war und welche er besiegt hatte, 5000 Städte gehabt haben. *Plutarch.* Alex. c. 60. Dies bleibt eine ungeheure Angabe, auch wenn wir alle κῶμαι dazu rechnen. Strabon (XV, 1, 33, 701 *Cas.*) berichtet, daß zwischen dem Hypanis und Hydaspes 5000 Städte sich befunden und neun Völkern angehört haben. (*Krause.*)

GOGMAGOG-HILLS, Kalk- und Kreidehügel in Cambridgeshire in England, welche zwischen Cambridge und Linton und weiter nach New-Market und nach Norfolk ziehen und sich 800 Fuß über den Spiegel des Flusses Cam erheben. (*H. E. Hössler.*)

GOGOL (Nicolai Wassiljewicz), Dichter, geboren im J. 1808 auf seines Vaters Gute Wassiljewka im Gouvernement Pultawa, gestorben zu Moskau am 21. Febr. 1852. Sein nicht sonderlich begüterter Vater war nicht ohne alle wissenschaftliche Bildung und ein großer Freund der dramatischen Kunst; er ertheilte seinem Sohne den ersten Unterricht in Declamation und mimischer Darstellung [1]) und weckte in ihm eine so starke Vorliebe für Dichtkunst und Theater, daß sie der schimmerndste Stern an seinem Lebenshimmel blieb. Sie beeinträchtigte vielleicht selbst seine ernsteren Schulstudien, denen er auf dem Lyceum des Fürsten Besborodko zu Neshin (oder Niéjin) obzuliegen hatte; denn schon als Schüler versuchte er sich als Schriftsteller und Schauspieler. Einen Universitätscursus scheint er nicht gemacht zu haben; denn bereits im J. 1829 ging er nach Petersburg, um sich sein Fortkommen zu suchen. Hier hatte er nichts Eiligeres zu thun, als in eine Schauspielertruppe

1) Von Gogol's Vater heißt es in dem (später nachzuweisenden) Artikel über N. Gogol in der Biographie universelle: „Il ne manquoit ni d'esprit ni d'une certaine instruction. Il avait rassemblé quelques livres et principalement des pièces de théâtre, genre de littérature pour lequel il avait un goût si vif, qu'il apprenait par coeur non seulement des monologues de comédie, mais des scènes dialoguées et les récitait au coin du feu, donnant ainsi, à peu de frais, à sa famille l'idée des spectacles et des plaisirs délicats des grandes villes. Nicolas Gogol, encore enfant, se passionna pour ces exercices; il apprit certains rôles du répertoire assez borné de son père et quand le bonhomme se mettait à declamer, il lui donnait la réplique. Ils jouaient à eux deux, faute d'auxiliaires, tout un acte, toute une pièce, quittant un rôle pour en prendre un autre et s'efforçant de prendre le ton, le geste et les airs des différents personnages qu'ils représentaient tour à tour."

zu treten, um seiner vorherrschenden Neigung gemäß beschäftigt zu sein. Allein seine ersten Versuche mislangen so sehr, daß er aus Scham und Aerger Petersburg verließ, um im Auslande sein Glück zu suchen. Doch schon in Hamburg brachte ihn seine Mittellosigkeit zur Besinnung und ebenso schnell als er gegangen kehrte er nach Petersburg zurück, sich um eine Anstellung zu bewerben. Er fand eine solche im April 1830 in einem Ministerialdepartement, gab sie aber bald wieder auf, weil ihn der ihm gemachte Vorwurf, er könne nicht russisch schreiben, gewaltig wurmte, da er sich doch selbst so durch und durch Russe fühlte, daß er fremde Sprachen nur nothgedrungen erlernte. Um den Beweis des Gegentheils zu führen, trat er bald darauf mit einer Sammlung von Novellen: „Abende auf dem Meierhofe bei Ditanka" vor das Publicum, welche sofort die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn hinlenkte. Durch die Vermittelung Pletnews, des damaligen Inspectors des patriotischen Instituts, erhielt er im März 1831 die Oberlehrerstelle der Geschichte an dieser Anstalt und ward durch denselben auch als Hauslehrer bei den Fürsten Balabin und Wassiltschikow eingeführt, mit denen er forthin in der freundschaftlichsten Verbindung blieb. Höher aber noch stand ihm das Interesse, welches Puschkin, Delwig u. A. an seinen literarischen Arbeiten nahmen und welches er durch eine neue Sammlung von Novellen: „Mirgorod" glänzendst rechtfertigte. Auch auf dem Gebiete der Komödie, seinem Mignon von Kindesbeinen an, versuchte er sich vielfach und wenn er auch hier bei dem Publicum nicht so durchschlug wie in seinen Novellen, weil er, trotz seiner reichen Begabung für Komik, außerhalb seiner eigentlichen Domaine als meisterhafter Schilderer des kleinrussischen Lebens seine Kraft an der Darstellung des ihm ferner liegenden petersburger Treibens verschwendete und oft ins Bizarre verfiel: so lieferte er doch in seinem „Revisor," unstreitig dem besten Originallustspiele der Russen, eine treffende Schilderung des beschränkten, kleinlichen Lebens und der Verderbtheit der Beamten in den von den Hauptstädten entfernten Provinzen. Namentlich dieses Lustspiel befestigte ihn in der Gunst des Kaisers Nikolaus, welcher, da man den „Revisor" wegen der unverhüllten Derbheit in der Schilderung seiner Charaktere nicht auf die Bühne zu bringen wagte, selbst die Erlaubniß, oder richtiger zu sagen, den Befehl zur Aufführung gab, weil er ja selbst mit aller Kraft gegen die schreienden Verderbnisse der Beamtenwelt ankämpfte. Der Einfluß der kaiserlichen Gunst auf das Schicksal Gogol's bethätigte sich dadurch, daß dieser im J. 1834 durch den Minister von Uwaroff die Professur der allgemeinen Geschichte an der petersburger Universität erhielt. Aber ruhelos, wie die Sänger meistens es sind, konnte Gogol einen festen Lebensweg dauernd nicht innehalten; zugleich in Folge seiner angegriffenen Gesundheit erwirkte er sich schon im J. 1836 einen längeren Urlaub zu einer Reise in das Ausland, die er im darauf folgenden Jahre antrat und während welcher er seinen Gehalt als Professor fortbezog. Er besuchte Frankreich und die Schweiz und hielt sich seit 1840 am längsten in Italien auf, dessen mildes Klima ihm vorzugsweise zusagte. Namentlich fesselte ihn Rom, wo er sich auch wieder förmlich an das Bekenntniß der römisch-katholischen Religion, übrigens dem seiner Vorfahren, anschloß, zum großen Misfallen des russischen Klerus. Von Italien aus ging er in das Morgenland und bereiste Aegypten und Palästina. Allein auch in der Fremde blieb er ganz Russe; von einer Schilderung seiner Reiseerlebnisse, die ihm nicht hätte mislingen können, findet sich keine Spur. Immer in den Erinnerungen an sein Vaterland fortlebend überraschte er aus der ersten Zeit seiner Wanderjahre seine Freunde mit der Erzählung: „Die todten Seelen" (mertwya duschy), wol der Krone seiner novellistischen Schöpfungen. Eine Umkehr in seinem Wesen kündigte eine Sammlung von Briefen gemischten philosophischen Inhalts an, die er im J. 1847 in Petersburg drucken ließ [2]); sie setzten seine Freunde zum Theil in ein schmerzliches Erstaunen und sind im Auslande nur wenig bekannt geworden. Im Umsturzjahre 1848 kehrte Gogol in sein Vaterland zurück und nahm seinen wesentlichen Aufenthalt in Moskau; selbst schon verstimmt ward er es noch mehr durch die Angriffe, welche die Presse, hauptsächlich durch das Organ des russischen Klerus, auf ihn machte. Immer mehr menschenfeindlich sich zurückziehend, selbst der Dürftigkeit anheimfallend, gab er den verkehrten Eingebungen übertriebener Frömmigkeit sich hin, hatte seine früheren Schriften für Werke des Teufels erklärt, alle seine Manuscripte verbrannt und die Anerbietungen von Buchhändlern, seine gesammelten Werke herauszugeben, beharrlich zurückgewiesen [3]). Also gewissermaßen schon vor seinem Tode todt, brachte nur das ausgezeichnete Begräbniß, welches Moskau ihm unter vorzugsweiser Betheiligung des russischen Adels und der akademischen Jugend veranstaltete, ihn in verdiente Rückerinnerung und bleibender noch that dies Iwan Turgénief's trefflich geschriebener Nekrolog in der Moskauer Zeitung, der, wie auch bei dieser Mittheilung, die Hauptquelle für die Umstände seines Lebens in englischen, französischen und teutschen encyklopädischen und biographischen Schriften geblieben ist.

Durch Gogol und Puschkin und die besseren Dichter, wie Bulgarin, Butkoff, Dershawin, Dostojeffski, Krüloff, Lermontoff, Lomonossoff, Maikoff, Shukofski u. A., die um sie einen Cyklus bildeten, hat Rußland angefangen, seine selbständige Poesie zu entwickeln und thätigen Antheil an der Entwickelung der Ideen zu nehmen, welche die Literatur des Westens vorzugsweise beschäftigen [4]). In jenem Cyklus erscheint Gogol vorzugsweise als socialer Dichter; durch und durch Kleinrusse und höchst originell in seiner volksthümlichen Auffassung und Darstellung des russischen Lebens lernt man aus ihm den Zustand der Gesellschaft, wie er wirklich ist, kennen. Hu-

2) Die Biographie générale sagt zu ihrer Charakteristik unter Anderem: „Apôtre de l'émancipation il professait dans ces lettres l'étrange doctrine du devoir de conserver le peuple dans l'ignorance." 3) Man s. „Ausland," Jahrg. 1852. S. 420. 4) Vergl. „Magazin für die Literatur des Auslandes," Jahrg. 1847. Nr. 43. S. 109 fg.

mor, Gutmüthigkeit und Naivetät bilden hervorstechende Züge seiner Schilderungen. Weniger Psycholog, begeistert sich Gogol nur dann für einen Charakter, wenn er die Möglichkeit findet, mit Hilfe desselben in eine der weiteren Sphären der Gesellschaft einzudringen. Aber im Ganzen bilden seine Novellen eine artige ästhetische Statistik Rußlands. Er hat als Novellist mehre Entwickelungsstufen durchgemacht. Gibt seinen ersten jugendlichen Versuchen, in denen sein Blick von den nächsten Umgebungen festgehalten wird, die Naturwahrheit einen eigenthümlichen Reiz, so flößen die spätern Arbeiten, die mehr Früchte der Betrachtung sind, durch Scharfblick und richtige Zeichnung der Charaktere hohes Interesse ein. Neben der unübertrefflichen Sittenschilderung und Charakteristik weiß sich ein drastisch-komisches Element geltend zu machen, das, ganz verschieden vom englischen und teutschen Humor, aus einer eigenthümlichen Weise entspringt, das Leben lustig und fröhlich aufzufassen. Seinen Schilderungen des kleinrussischen Lebens hat man selbst hohen ethnographischen Werth zuerkannt, z. B. dem belebten Bilde des Kosakenlebens in seinen „Mirgorod“[5]), und er hat namhaften französischen Kunstrichtern Veranlassung gegeben, sich bei der Verpflanzung seiner Producte auf den Boden ihrer Heimath kritisch und analysirend auszusprechen[6]); für seine „todten Seelen“ fühlt man schon Sympathie, sobald man sich nur den Sinn dieser dunkeln Aufschrift hat enträthseln lassen[7]) und bei seinem classischen Lustspiele „der Revisor,“ von französischen Kritikern als eine wahrhaft „Molière'sche Komödie“ bezeichnet, läßt schon eine kurze Andeutung über seinen Inhalt[8]) das außerordentliche Geschick ahnen, mit welchem Gogol Knoten zu knüpfen und zu lösen versteht, was denn auch ganz auf seine Novellen sich anwenden läßt.

Eine russische Gesammtausgabe seiner Schriften mag es wol jetzt noch nicht geben; sie wird wahrscheinlich einer späteren Zeit vorbehalten bleiben, die es sich nicht nehmen lassen kann, diesen Zoll der Dankbarkeit an einen Mann zu entrichten, der die russische Nationallitteratur zum Ergötzen seiner Landsleute so erfolgreich angebaut und die gerechte Würdigung seines Talents auch im Auslande so allgemein und willig gefunden hat. Seine früher in besonderen Ausgaben, auch in Zeitschriften und einzelnen Abdrücken erschienenen Novellen sind in der petersburger Ausgabe von 1842 in 3 Octavbänden zusammengedruckt. Die „todten Seelen“ erschienen erst später. Das Verdienst, seine meisten Novellen auf französischen Boden verpflanzt zu haben, gebührt Viardot, der sie unter dem Titel: „Nouvelles russes“ Par. 1845 erscheinen ließ. Für Teutschland ist zu nennen: Nic. Gogol, russische Novellen. Nach L. Viardot übertragen von Heinr. Bode, Leipzig 1846. 2 Bde. — Die „todten Seelen.“ Ein satyrisch-komisches Zeitgemälde; aus dem Russischen von Ph. Löwenstein, Leipzig 1846. 8. — Nic. Gogol russisches Leben und Dichten, Leipzig 1851. 8. In England erschien eine etwas unbehilfliche Uebersetzung der „todten Seelen“ unter dem Titel: „Home life in Russia“ London 1854. 8[9]). (*J. E. Volbeding.*)

GOGUÉ (Jean Baptiste), Arzt, geb. gegen 1770 zu Cliffon, einem Fabrikstädtchen im Departement der niedern Loire, wo sein Vater ein ausgebreitetes Tuchgeschäft trieb, erschossen zu Nantes am 15. Dec. 1803. Nicht die Genialität oder Berühmtgewordenheit des Arztes ist es, welche in den Annalen der Geschichte den Namen dieses Mannes über das kurz ihm gesteckte Ziel hinaus lebendig erhalten hat, sondern die unverbrüchliche und aufopfernde Anhänglichkeit an das vaterländische Königs-

5) Von der hier gemeinten Novelle: Tarass Boulba sagt Sainte-Beuve: „On comprend mieux après la lecture de cette nouvelle les inimitiés profondes de religion et de nation, qui séparent depuis des siècles certaines branches de la famille slave. Le vieux Tarass se croit un bon chrétien à sa manière; il est fidèle à la religion grecque orthodoxe, dont il considère les Polonais catholiques comme des apostates. Il y a derrière la Pologne catholique un fanatisme héréditaire, dont nous n'avons pas assez idée et qui pourtant n'éclate que trop encore des nos jours par des scènes dignes du siècle de Tarras. Cette simple nouvelle de Gogol, en ne faisant que peindre un coin de passé, ouvre là-dessus des jours historiques qui expliquent jusqu'à un certain point le présent.“ 6) Man vergl. *Sainte-Beuve*, Nouvelles Russes par M. N. Gogol; in der Revue des deux mondes, Jahrg. 1845. Tom. 12. Decbr. p. 883—889; *Saint-Julien*, Pouchkine et le mouvement littéraire en Russie depuis quarante ans; ebendas. Jahrg. 1847. Tom. 20. p. 42 — 79. *P. Mérimée*, Nicolas Gogol; ebendas. Jahrg. 1851. Tom. 4. p. 627—650. 7) „On dit,“ so erklärt die Biographie universelle, „en Russie d'un propriétaire des serfs, qu'il a tant d'âmes sur son domaine. Ce nombre d'âmes désigne le nombre des serfs, non compris cependant les femmes et les enfants. Le recensement en est fait par le gouvernement, qui tire du seigneur un impôt proportionné à la quantité d'âmes qu'il a sur sa terre. Mais ce recensement n'a lieu que de loin en loin et dans l'intervalle, s'il meurt des serfs, il faut, jusqu'au nouveau recensement, que le maître continue à payer pour eux la capitation, comme s'ils étaient vivants. Ces serfs enterrés, qui ne travaillent plus, qui ne rapportent rien, c'est ce qu'on nomme *les âmes mortes*. Ajoutez, que les serfs sont en Russie une marchandise qui se vend, qui s'achète et sur la quelle on prète, moyennant le dépôt d'un titre. Mais on n'achète d'ordinaire que les âmes, ou plutôt les bras des vivants. Dans le roman de Gogol, au contraire, un homme se met en route pour acheter les âmes mortes. Il les achète par lots de dix, de vingt, de cent âmes, au grand étonnement des ceux qui les lui vendent. Que veut-il en faire? c'est son secret. Le contrat de vent mentionne le nom des morts, sans dire pourtant qu'ils soient morts et constitue ainsi entre les mains de l'acheteur un titre de propriété, sur lequel on peut emprunter, quoique la propriété soit purement fictive. Tel est le canevas du roman.“

8) „On attend dans une ville de province un inspecteur général. Un voyageur descend à l'hotellerie: on s'imagine que c'est lui et qu'avant de se faire connaître il veut se mettre en rapport avec les habitants et tout observer par ses yeux. Aussitôt on entoure l'arrivant, on le flagorne, on le fête, on lui donne à diner, on se pâme à tout ce qu'il dit. Il a mauvais ton; il est fat, impudent, menteur. Il emprunte de l'argent; il reçoit des présents. Cela complète l'illusion. Un tel homme, à coup sur, est un grand personnage. Cependant ce n'est qu'un drôle qui se prête au rôle qu'on lui fait jouer et exploite à son profit la bassesse des employés et jusqu'aux misères des habitans.“ Biographie univers. 9) Man vergl. Biographie universelle Tom. XVII. (nouv. édit.) p. 84—87; Biographie générale Tom. XXI. p. 73—75.

haus, welche ihn beseelte und mit dem Unglücke, welches durch die Revolution über dasselbe hereinbrach, nur wuchs. Bei edel-wohlwollender, zugleich echt-aristokratisch-nobler Gesinnung in den Kriegen der Vendée gegen die Republikaner, die mit so großer Erbitterung und Grausamkeit, mit so schrecklicher Zerstörungswuth und Plünderungssucht geführt wurden, war er bereits längst über seine nächsten Umgebungen hinaus — er hatte sich als glücklicher und gesuchter Arzt in dem Städtchen Boussay niedergelassen — zu einem Augenpunkte vieler Freunde des königlichen Hauses geworden, als ihn der fast völlige Ruin seiner Familie in den Kampf für die Rechte des Königthums hineinzog. In ihm war sein Vater, der sein ganzes Besitzthum verloren hatte, nebst mehren seiner Brüder schon gefallen. Da kehrte sein ältester Bruder, der vor längeren Jahren nach St. Domingo gegangen war, um daselbst sein Glück zu machen, nach Frankreich zurück. Beide Brüder vereinigten sich nun zur Theilnahme an dem Kampfe; bald hatten sie ein Freicorps um sich geschaart, mit welchem sie sich den Fahnen Charette's anschlossen. Durch Einsicht und Bravour avancirten beide Brüder zu höheren Anführerposten in den Divisionen der Generale La Chapelle-Heulin und Loroux. Allein die „Boucliers de la Vendée" kamen immer mehr ins Gedränge. Mit der Friedensconvention von La Jaunais am 17. Febr. 1795, welche Baptiste Gogué als Major mitunterzeichnete, gab er, die Sache des Königthums als eine verzweifelte ansehend, seine persönliche Theilnahme an dem Kampfe auf und kehrte nach Boussay zu seiner friedlichen Praxis zurück, während sein Bruder noch unter den Waffen blieb und namentlich an dem Sturme auf Mortagne sich lebhaft betheiligte, bis es dem energischen Auftreten des Generals Hoche gelang, äußerlich wenigstens die Ruhe der Vendée wiederherzustellen. Im Geheimen aber dauerten die Umtriebe für das vertriebene Königshaus immer fort und in eine solche Verschwörung scheint sich auch der Arzt Gogué so tief eingelassen zu haben, daß er gerichtlicher Untersuchung nicht entging. Vor ein in Nantes niedergesetztes Kriegsgericht gestellt, fand er durch dessen Ausspruch in bereits angegebener Weise seinen Tod, dem auch sein Bruder*) nicht entging. (*J. E. Volbeding.*)

GOGUELAT (François de), Baron, Militair, geb. zu Chateau-Chinon an der Yonne im Nièvre-Departement (dem früheren Herzogthume Nivernais) im J. 1746, gest. zu Paris den 3. Febr. 1831. Sprößling einer altadeligen, aber unbegüterten Familie war er sehr jung schon in den Militairdienst eingetreten. Als Officier „au corps des ingenieurs géographes des camps et armées du roi" hatte er Gelegenheit, einige Pläne für die Schöpfungen der Königin Marie Antoinette zu St. Cloud und Trianon zu entwerfen, welche zur Verwendung kamen, alsdann dem jungen Ingenieur mehre in das Bauwesen einschlagende Aufträge zuführten und seine Versetzung in den großen Generalstab zur Folge hatten. Aus dieser Stellung ward er zu einer Mission an den Grafen Esterhazy, der als Commandant von Hennegau zu Valenciennes stand, verwendet und gewann dessen Zutrauen in solchem Maße, daß dieser ihn dringend der Königin als des königlichen Hauses treuesten Diener empfahl. Von da ab zeitweise zum Dienst in den Umgebungen des französischen Königspaares und in den geheimsten und gefährlichsten Aufträgen verwendet, widmete er sich, namentlich seit dem Ausbruche der Revolution, mit steigend-schwärmerischer Hingebung allen Interessen desselben und stand wohlbefestigt in dessen Huld. Im Uebermaße dieses Eifers schadete er vielleicht sogar dem Königspaare; so bei folgendem Vorfalle. Goguelat traf, seit Kurzem erst zum Capitain im Regimente Königin Dragoner avancirt, bei Hofe mit dem Herzoge von Orleans, später als Bürger Egalité berüchtigt, zusammen, der, eben (Juli 1790) aus England zurückgekommen, wie es hieß, die Absicht hatte, des Königs Verzeihung zu suchen. Auf der Treppe versetzte er dem Gehaßten einen heftigen Stoß mit dem Elnbogen. „Was wollen Sie?" sprach der Prinz. „Impertinente Frage!" entgegnete Goguelat. Der Herzog, zu den königlichen Gemächern gelangt, fand bei dem Monarchen eine sehr kalte Aufnahme; die Königin würdigte ihn keines Wortes. Goguelat stellte sich dem Herzoge gegenüber, ihn anzustarren, dann, nachdem er den Saal verlassen, ihm auf der Ferse zu folgen. „Warum verfolgen Sie mich," fragt der Beleidigte. „Es kann ja wol einmal der Zufall wollen," höhnte der Andere, „daß ein Ehrenmann in die Fußstapfen eines H........ eintritt." Ohne zu antworten, fuhr der Herzog nach Hause, seinen Freunden den Handel vorzutragen. Biron und de la Touche meinten, er müsse den Beleidiger fordern; die Anderen riethen, ihn zu ignoriren. Dieser Meinung war auch der Herzog. Darauf erbot sich de la Touche, für ihn Genugthuung zu fordern. Der Stellvertreter ging zu Goguelat und that ihm seine Absicht kund. Goguelat fragte: „Fordern Sie mich im eigenen Namen oder als des Herzogs Schatzmeister?" — Als Schatzmeister. — Da zog Goguelat die Glocke und forderte seinen Kammerdiener zur Stelle. „Dies ist," sprach er, „der Mann, der Ihnen Genugthuung geben wird. Die Herren haben sich mit einander zu schlagen." — Bald darauf ward er in das Geheimniß der von der königlichen Familie im Juni 1791 beabsichtigten Flucht[1])

*) Der Artikel über diesen in der Biographie univers. Tom. XVII. nouv. édit. p. 87[a] führt ihn, ohne seine Vornamen angeben zu können, einfach als Gogué ainé auf; manche Details aus seiner kriegerischen Laufbahn hellen zugleich die seines Bruders Jean Baptiste auf. Der Artikel über diesen selbst in der Biographie générale Tom. XXI. p. 75 ist sehr dürftig. Doch schließen die Documents inédits, welche zuletzt angezogen werden, wenigstens die Möglichkeit nicht aus, späterhin durch das Zuthun eines Geschichtsforschers zusammenhängendere Kunde über J. B. Gogué und über die Schicksale seiner Familie zu erhalten.

1) In allen Geschichtswerken über die französische Revolution von 1789 wird dieses Fluchtversuches der königlichen Familie in das Ausland mehr oder weniger umständlich gedacht; in der That bildet er auch eine der Stufen, welche Ludwig XVI. auf das Schaffot führten. Aber die verschiedenen Erzählungen wimmeln von sich widersprechenden Angaben, von denen sie ganz frei werden zu sehen sich jetzt kaum noch erwarten läßt. Neuerlichst hat sich nach

in das Ausland vollständigst eingeweiht, machte in dieser Angelegenheit viele Reisen und verständigte sich über alles auf sie Bezügliche mit dem in der Provinz commandirenden Generale Grafen von Bouillé, auch einem bewährten Anhänger des bedrängten Königshauses, der die militairische Escorte der königlichen Reisewagen zu disponiren übernommen hatte und durch Goguelat die Straße recognosciren und die Stationen für die Relais und die Aufstellung der Truppen, welche den königlichen Wagen zu escortiren hatten, bestimmen ließ. Der verhängnißvolle Antheil, den Goguelat an diesem Fluchtversuche der königlichen Familie durch deren Festnehmung im Städtchen Varennes hatte, ist es fast ausschließlich, der seinen Namen in die Tafeln der Geschichte eingezeichnet und zur Kunde der Nachwelt gebracht hat [2]).

Das Geschichtliche über den Varennesunfall, soweit es namentlich mit der Persönlichkeit Goguelat's zusammenhängt, besteht, so viel als möglich von manchem unrichtig Angenommenen gesäubert, in Nachstehendem:

Der ganze von so vielen und so großen Gefahren bedrohte Fluchtversuch war lange vorher umsichtigst berathen und möglichst geheim gehalten worden; doch war schon kurz vor und mit der Ausführung gerüchtsweise Manches davon ins Publicum gedrungen. In seiner zaghaften Unentschlossenheit wollte der König die auf die Nacht vom 20. zum 21. Juni anberaumte Abreise bis zur nächsten verschieben. Aber der Herzog von Choiseul, welcher der königlichen Familie als Courier vorausgehen sollte, hatte von dem Generale von Bouillé die gemessensten Befehle erhalten. Dieser hatte erklärt, er werde alle Truppen, die er längs der Landstraße zur Sicherung der Flucht aufgestellt, am 21. um vier Uhr früh nach Stenay und Montmédy zurückziehen, wenn der König nicht am 20. um Mitternacht abreise. Denn bereits hatten die Truppenbewegungen in der Nähe der Landstraße von Chalons aus nach der Grenze zu argwöhnische Befürchtungen erregt. So ward denn die Reise am 20. angetreten, nur daß unvorhergesehene verdrießliche Vorfälle mancher Art eine Versäumniß von mehr als zwei Stunden eintreten ließen; sie hatte wesentlichen Antheil an dem Scheitern des ganzen Unternehmens, das, wäre es gelungen, der ganzen europäischen Geschichte möglicherweise eine andere Wendung hätte geben können, als sie von da ab durch den reißend-schnellen Fortgang der Revolution nahm.

Der König wollte den Weg nicht über Rheims nehmen, wo er, weil daselbst gekrönt, leicht erkannt zu werden fürchtete; er entschied sich für die Richtung über Varennes, obwol Bouillé sie für gefährlich hielt, indem an zwei Orten keine Post sei und Pferde dahin geschickt werden müßten; überdies liege auf der ganzen Straße, welche sich von der geraden Linie entferne, gar kein Militair und die Absendung von Truppen könne leicht Verdacht erregen. Der König blieb jedoch bei seinem Entschlusse und gab Bouillé den Befehl, die Straße von Chalons über Varennes nach Montmédy durch einen klugen und entschlossenen Officier recognosciren zu lassen. Mit dieser verantwortungsvollen Mission betraute der General Bouillé den Baron von Goguelat. Dann in die Ausführung des gefährlichen Unternehmens selbst mit verstrickt, hatte Goguelat von Bouillé den Befehl erhalten, mit einem Detachement von 40 Husaren von dem Regimente Lauzun in dem Dorfe Pont-de-Somme-Vesle [3])

---

dieser Richtung hin Alex. Dumas durch sein interessantes Büchlein: „La route de Varennes“ ein namhaftes Verdienst erworben. Es enthält die Resultate der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, von Chalons aus, wo der König bereits erkannt worden war und wo die Reihe der Ereignisse beginnt, die mit seiner Verhaftung zu Varennes enden, Schritt für Schritt den Weg zu verfolgen, den die erlauchten Flüchtlinge genommen hatten; an jedem Orte, wo sie Halt gemacht, hat er neben den gedruckten Erzählungen auch mündliche Ueberlieferungen und Aussagen einiger noch lebender Augenzeugen benutzt und so ist es ihm gelungen, mehre irrthümliche Angaben, wie sie sich bei namhaften Geschichts- und Memoirenschreibern finden und aus ihnen fortgepflanzt haben, zu berichtigen, so gewiß er auch manches Irrige wiederholt hat. Darum hat das Büchlein, obwol ursprünglich nur zur Unterhaltungslectüre bestimmt und ihren Ansprüchen gemäß angelegt, doch auch Anrecht auf die Beachtung der Geschichtsforscher und es dürfte nicht unpassend erscheinen, Einiges aus ihr, namentlich die auf Goguelat bezüglichen Stellen, wenigstens auszugsweise, hierher zu verpflanzen und in die obstehende Erzählung etwas von dem dramatischen Leben zu verflechten, wie es in Dumas' Berichterstattung vorherrscht. Wir geben die Anführungen aus dem französischen Originale, indem die auch zugängliche teutsche Uebersetzung von Rödiger (Pesth 1857.) schon durch ihren ganz verunglückten Titel: „Die Flucht nach Varennes“ — als ob Varennes das Ziel gewesen wäre! — ihre Benutzbarkeit mehr als in Frage stellt. Es wird hier nach der leipziger Ausgabe bei Dürr (1858) in der sogenannten „Collection Hetzel“ citirt.

2) Goguelat selbst hat sich über seinen Antheil an dem Varennes-Misgeschicke der königlichen Familie in der Schrift ausgesprochen: Mémoire de M. le Baron de Goguelat, Lieutenant-Général, sur les événemens relatifs au voyage de Louis XVI. à Varennes. Suivi d'un précis des tentatives qui ont été faites pour arracher la Reine à la captivité du Temple. Orné d'une carte de la route de Châlons à Montmédy et de plusieurs fac-similé des lettres de la Reine Marie-Antoinette. (Faisant partie de la Collection des mémoires relatifs à la révolution française.) Par. 1823. 8. Sie ist auch hier benutzt worden. Ihr Inhalt sollte ursprünglich in eine zweite Auflage von A. F. B. de Molleville Histoire de la révolution de France pendant les dernières années du règne de Louis XVI. 10 Vols. (Par. 1801 seq.) aufgenommen werden, welche aber wegen des Todes des Verlegers nicht erschien. Denn Goguelat hatte sich bereits 1803 von Wien aus mit Molleville verständigt, da er in dessen eben erwähntem Geschichtswerke in der Auffassung des Varennes-Unfalls (Tom. V. p. 303—317) manches seine Person Betreffende zu desavouiren hatte. Er ließ daher sein Mémoire später besonders erscheinen. — Außerdem trägt noch eine andere hierher gehörige Schrift, die ihm aber fälschlich zugeschrieben ist, seinen Namen: Mémoires de M. le Baron de Goguelat. Fragment sauvé du feu, contenant une lettre inédite de Louis XVI. à ses frères; abgedruckt im 3. Bde. der Mémoires de tous. (Par. 1835. 8.) J. M. Quérard (Les supercheries littéraires dévoilées Tom. II. p. 170) sagt: „Le savant M. de Monmerqué après la lecture de ces mémoires n'avait pas hesité à dire, qu'au milieu de tous les mémoires apocryphes qui avaient été publiés, ceux-ci avaient un cachet qui ne permettait pas de douter de leur authenticité. Et pourtant sauf la lettre de Louis XVI., que le baron de G. avait été effectivement chargé de porter aux princes français en émigration, tout est de la composition de M. l'Héritier.“

3) Es liegt in einer öden Gegend an der Straße von Chalons nach Varennes und hat seinen Namen von der über das Flüßchen Vesle führenden Brücke, welches weiterhin in die Somme einmündet.

in den ersten Nachmittagsstunden des 21. einzutreffen und es dem Commando des Grafen von Choiseul zu übergeben, der von Paris aus schon vor ihm dort angekommen und seiner harren werde, um dann die Flüchtlinge über Sainte-Menehould nach Varennes zu escortiren, wo sie von anderen Truppen abgelöst werden sollten.

Choiseul war um eilf Uhr in Pont-de-Somme-Vesle; nach seiner Berechnung mußten die Flüchtlinge etwa um zwei Uhr eintreffen. Goguelat war mit seinen Husaren noch nicht da. Bald nach zwölf Uhr trafen sie richtig ein. Die königlichen Wagen aber waren um vier Uhr noch nicht da. Es traten Umstände ein, welche Choiseul nöthigten, gegen fünf Uhr mit seinem Piquet abzuziehen, ohne die ihm aufgegebene Escorte antreten zu können [4]).

Bald nach dem Abzuge der Husaren rasselten die Reisewagen an, die Pferde wurden rasch gewechselt und es ging ungehindert weiter. Aber die Königin verlor den Muth, als die erwartete Escorte nicht da war und sie sprach die prophetischen Worte: „Wir sind verloren!"

Choiseul bog mit seinem Husarenpiquet, sobald er von Pont-de-Somme-Vesle aus nicht mehr beobachtet werden konnte, von der Landstraße ab, um das nächste Relais der königlichen Familie, Sainte-Menehould, nicht wieder zu berühren, wo Goguelat bei seinem Durchmarsche am Vormittage große Aufregung gefunden hatte. In möglichster Eile ward der Marsch fortgesetzt, näherte sich hinter Sainte-Menehould wieder der Landstraße, um auf gut Glück mit den königlichen Reisewagen zusammenzutreffen und behielt jedenfalls Varennes als Ziel im Auge, wohin, wie Goguelat wußte, noch ein Husarenpiquet zur Empfangnahme und Escortirung der königlichen Familie detachirt war.

Während dieser Zeit hatte aber das unheimlich drohende Gespenst des Verraths, das erst nur in unbestimmten Umrissen die königliche Familie umschwebte, in Sainte-Menehould Fleisch und Bein angenommen. Der Postmeister daselbst, Jean Baptiste Drouet [5]), hatte den König erkannt [6]). Unmittelbar nach der Abfertigung der königlichen Wagen warf er sich auf ein Pferd und stürmte in rasender Eile und auf Nebenwegen gen Varennes hin, um daselbst vor, gleichzeitig mit oder doch sofort nach den Flüchtlingen einzutreffen, mit der Municipalität und Nationalgarde ihre Weiterreise um jeden Preis zu hindern und ihre Festnehmung und ihren Rücktransport nach Paris zu bewirken.

Daß und wie es ihm gelang, ist aus der Geschichte hinlänglich bekannt [7]).

Der Antheil aber, den Goguelat an den verhängnißvollen Ereignissen hatte, welche die königliche Familie in Varennes vor ihrer definitiven Gefangennehmung trafen, bestand, kurz zusammengefaßt, in Folgendem:

Der König hatte bei seinem Anhalten in Varennes in der sogenannten oberen Stadt (der Burg) vor dem Gasthofe „zum goldenen Arm" erfahren, daß die Relais-

---

Auf der ermüdenden Ebene mit ihren langhin sich dehnenden Getreidefeldern und aus den bestäubten Bäumen der Landstraße heraus wird man nur von dem Anblicke der alten Abtei Notre Dame de l'Epine überrascht, deren schlanken Thurm von zierlich durchbrochener Arbeit Dumas eine „Prachtblume gothischer Baukunst" nennt. In der Nähe von Pont-de-Somme-Vesle liegen, aber von Bäumen versteckt, die Dörfchen Tilloy, Mérimée, St. Julien und St. Martin, welche den großen Auflauf von Bauern, den die Husaren veranlaßten, befriedigendst erklären.

4) Dumas erzählt: „Choiseul arrivait à onze heures à Pont-de-Somme-Vesle. Il s'informe. Les hussards n'étaient pas encore arrivés. Il s'arrête à la maison de poste, descend, demande une chambre et revêt son uniforme. — — — Il mit la tête à la fenêtre. Les hussards paraissaient en tête du village. Tout va bien, ajouta M. de Choiseul. Il fit avec son chapeau des signes par la fenêtre. Un cavalier se mit au galop — — le cavalier était M. de Goguelat. — — — Au bout d'une demi-heure M. de Choiseul crut entendre quelque bruit à la porte. Il sortit. Les paysans des villages environants commençaient à s'amasser autour des hussards. — — — Le hasard avait fait que, quelques jours auparavant, les paysans d'une terre située près de Pont-de-Somme-Vesle avaient refusé le payement de droits non rachetables; sur quoi on les avait menacés d'exécution militaire. — — M. de Choiseul crut, que c'était la curiosité qui les attirait et sans trop s'inquiéter d'eux gagne l'endroit le plus élevé de la route, qui trace une ligne parfaitement droite à travers la plaine de Châlons à Sainte-Ménéhould. — On ne voyait venir ni courrier ni voiture. Une heure s'écoula — deux heures, trois heures, quatre heures s'écoulèrent. — — — M. de Choiseul était inquiet. — Vers trois heures le nombre des paysans augmenta; leurs démonstrations devinrent plus hostiles; le tocsin commença de sonner. — — Puis d'autres personnes, mieux informées, commencèrent à dire tout bas, que les hussards étaient là, pour attendre le roi et la reine. — — Vers quatre heures et demie M. de Choiseul et ses hussards étaient tellement entourés, que les trois officiers se réunirent en conseil pour savoir ce qu'il y avait à faire. L'avis unanime fut qu'on ne pouvait tenir plus longtemps. Les paysans étaient réunis au nombre de plus de trois cents; quelques-uns étaient armés. Si, par malheur, le roi et la reine arrivaient en ce moment, quarante hommes, se faisant tuer depuis le premier jusqu'au dernier, étaient insuffisants pour les protéger. M. de Choiseul relit ses ordres: „Faire en sorte que la voiture du roi continue sa marche sans obstacle." Or, sa présence et celle de ses quarante hommes devient un obstacle au lieu d'être une protection. Ce qu'il y a de mieux à faire, c'est donc de partir. Mais même pour partir il faut un prétexte. M. de Choiseul avise le maître de poste. „Monsieur," lui dit-il, „nous sommes ici pour escorter un trésor, ce trésor n'arrive pas; avez-vous connaissance de quelque envoi d'argent expédié ces jours?" Ce matin, répond le maître de poste, la diligence a porté cent mille écus; elle était escortée de deux gensdarmes. Alors M. de Choiseul, se tournant vers M. de Goguelat: „Monsieur," dit-il, „le ministère aura préféré le mode d'envoi ordinaire; le passage des cent mille écus rend notre présence inutile; je crois donc, que nous pouvons nous retirer. — — Trompette, sonnez le boute-selle!" — — Et il quitta, lui et ses quarante hommes Pont-de-Somme-Vesle, au moment, ou sa montre marquait cinq heures" (p. 70—77).

5) Thiers sagt unrichtig, Jean Baptiste sei der Sohn des Postmeisters Drouet gewesen; es war der Postmeister selbst. Der gleichnamige Vater desselben war längst todt, wie Dumas genau erkundete. 6) Drouet war früher Dragoner im Leibregimente der Königin, auch Abgeordneter beim Verbrüderungsfeste gewesen und hatte daher mehrfach Gelegenheit gehabt, den König zu sehen. 7) Auch in der Schilderung der sich überstürzenden Ereignisse zu Varennes hat Dumas das Verdienst, eine Menge von Unrichtigkeiten, welche noch jetzt in vielen Geschichtswerken umlaufen, ausgewiesen zu haben.

pferde am Ausgange der unteren Stadt aufgestellt seien und daß auch die Husarenescorte dort im Gasthofe „zum großen Monarchen" liege; er befiehlt, dahin weiter zu fahren. In diesem Augenblicke galoppirt Drouet heran, protestirt gegen das Weiterfahren und stürmt wieder fort, die weiteren Maßregeln zu veranlassen [8]). Doch wagen es die Postillone, die Wagen nach dem erwähnten Ziele hin in Bewegung zu setzen. Allein die Brücke über die Aisne, welche Ober- und Unterstadt verbindet, ist schon verrammelt; der König, der sein Incognito nicht länger behaupten kann, hat sich mit seiner Familie in das Haus des Gemeindeprocurators Sauce zurückgezogen. Das Getümmel in der Stadt nimmt zu. Mitten in demselben erscheinen Choiseul, Goguelat [9]) und noch zwei Officiere in dem kleinen Gemache, das die königliche Familie beherbergt. Sie sind entschlossen, ihre Weiterreise zu erzwingen. Goguelat ist der erste Bekannte, den der König seit seiner Abreise von Paris sieht; er faßt neuen Muth. Goguelat stürzt wieder zu seinen Husaren hinaus; schon sind auch sie schwierig geworden. Er schwingt sich auf sein Pferd, um die Husaren zu allarmiren. Da tritt ihm der Commandant der Nationalgarde von Varennes, Roland, ein Pistol in der Hand, entgegen und feuert es, als Goguelat auf ihn losreitet, so nahe vor

---

8) Als Beleg der plastischen Dumas'schen Berichterstattung nur folgende kurze Stelle: „A l'hôtel du Grand-Monarque! dit le roi. Mais à ce moment même une espèce d'apparition fantastique se dresse devant les voyageurs. Un homme couvert de poussière, monté sur un cheval ruisselant d'écume, traverse la route diagonalement, s'arrête au milieu du chemin et crie d'une voix forte et impérative: „De la part de la nation! Postillons, arrêtez! Vous menez le roi!" Les postillons, qui déjà enlevaient leurs chevaux, s'arrêtèrent comme frappés de la foudre. La reine vit, que ce moment était suprême. „Parlez donc!" dit-elle au roi. — Qui donc êtes-vous, Monsieur, pour donner des ordres ici? — Un simple citoyen, Sire! Seulement je parle au nom de la nation et je représente la loi. Postillons! Pas un pas de plus. Vous me connaissez bien et vous êtes habitués à m'obéir. Je suis Jean Baptiste Drouet, maître de poste à Sainte-Ménéhould. — Et celui qui venait de parler, enfonçant ses éperons dans le ventre de son cheval, sembla s'abîmer dans la terre, tant il s'élança rapidement sur la pente de la rue des Religieuses" (p. 129 seq.). 9) Das Ausführlichere bei Dumas: „En ce moment" — es ist die Rede von dem Eintritte des Königs und seiner Familie in die Wohnung des Gemeindeprocurators Sauce — „un grand tumulte se fait entendre. Des voix crient: Le roi! le roi! — D'autres voix répondent: Si c'est le roi, que vous voulez, vous ne l'aurez que mort. — Le tumulte s'apaise un instant, comme il arrive lorsqu'on parlemente. Sauce descend, puis remonte, quelques instants après, suivi d'un homme qui se dit aide de camp de M. de Bouillé et demande à parler au roi. Cet homme — c'est M. de Goguelat. Le roi, tout joyeux, frappe dans ses mains; c'est la première personne de connaissance qui se présente à ses yeux depuis son depart de Paris; c'est evidemment l'avant garde du secours qui va lui arriver. Derrière M. de Goguelat il reconnait M. de Choiseul. — — — Le premier mot du roi fut: Eh bien, Messieurs, quand partons nous? — Sire! Quand il plaira à Votre Majesté. — Donnez vos ordres, ajouta M. de Choiseul. J'ai avec moi quarante hussards; mais ne perdez pas de temps; il faut agir avant que mes hussards soient gagnés. — Alors, messieurs, dit le roi, descendez, faites ouvrir le passage, mais pas de violences. — Les jeunes gens descendent. Au moment, où M. de Goguelat touchait le seuil de la porte, la garde nationale sommait les hussards de mettre pied à terre. Hussards, crie M. de Goguelat, restez à cheval! — Pourquoi faire? demanda un officier de la garde nationale. — Pour garder le roi, répond M. de Goguelat. — Nous le garderons bien sans vous, répond l'officier. — M. de Goguelat remonte avec M. de Choiseul; tous deux s'adressent à la reine. Madame, disent-ils, il ne faut plus songer à partir avec les voitures; mais il y a encore un moyen de passer. Voulez vous monter à cheval et partir avec le roi. Le roi tiendra le Dauphin. Le pont est barré; mais la rivière est guéable; avec nos quarante hussards nous passerons. En tout cas prenons un parti; nos hussards commencent à boire avec le peuple; dans un quart d'heure ils fraterniseront avec lui. — Adressez-vous au roi, messieurs, dit-elle; c'est au roi d'ordonner, mon devoir est de le suivre. — — — M. de Choiseul et de Goguelat insistaient. Si le roi répondait oui, il y avait encore une chance. Messieurs, dit le roi, pouvez vous bien me répondre, que dans cette bagarre quelque balle n'atteindra pas la reine, ma soeur ou mes enfants? Un seul et même soupir s'échappa de la bouche des défenseurs du roi. — — — Goguelat voit, qu'il n'y a pas un instant à perdre; il s'élance par les escaliers, sort de la maison, saute à cheval et s'écrie: Hussards! êtes-vous pour le roi ou pour la nation? Les hussards étaient Allemands; ils comprennent mal; quelques-uns disent: La nation! la nation! — D'autres: Der König! der König! — Drouet alors s'avance sur M. de Goguelat un fusil à la main. Vous voulez avoir le roi, dit-il; mais c'est moi qui vous le jure, vous ne l'aurez que mort! — Si vous faites un pas, ajoute le commandant de la garde nationale, Roland, en armant un pistolet qu'il tenait à la main, je vous tue. M. de Goguelat pousse son cheval sur lui. Roland tire de si près, que la flamme de son pistolet aveugle le cheval de M. de Goguelat, qui se cabre et se renverse sur son cavalier. — — En voyant leur chef renversé les hussards se décident à faire un mouvement; mais alors Drouet crie: Canonniers, à vos pièces! Les hussards voient dans la nuit les mèches se rapprocher de deux petites pièces placées en batterie au bas de la rue de St. Jean; ils se croient entre deux feux et crient: Vive la nation! — — — Les gardes nationaux se jettent sur MM. de Choiseul et de Damas, les arrêtent et les desarment. M. de Goguelat, que l'on croyoit plus gravement blessé qu'il ne l'était, est laissé libre; il profite de cette liberté pour remonter près du roi et rentre dans la chambre tout sanglant. Il s'était fendu la tête sur le pavé, mais il ne sentait pas sa blessure. — — — Marie Antoinette, qui était en realité la force et la vie de la famille, était brisée; elle avait entendu les cris, les coups de feu; elle voyait rentrer M. de Goguelat sanglant; le côté de la femme l'emportait" (p. 145—151). Ausdrücklich betonte die Königin noch die Hoffnung, daß Bouillé sehr bald eintreffen werde. Goguelat selbst war überzeugt, daß der General Kunde von der Lage der Dinge haben müsse, theils durch die beiden für die Relais zu Varennes aufgestellten Officiere, theils durch den Officier, den Goguelat selbst zwischen 12 und 1 Uhr an den General abgefertigt hatte. Nach aller Möglichkeit könnte Bouillé zwischen 5 und 6 Uhr in Varennes, wohin er nur sieben Wegstunden hatte, eintreffen. Er befand sich nämlich mit einem Detachement von 50 Reitern von Royal-Allemand zu Mouzai zwischen Dun und Stenay. Wenn er sich sofort in Bewegung setzte, zu Dun die daselbst aufgestellten 100 Husaren von Lauzun heranzog, konnte er noch zu rechter Zeit und in respectabler Verfassung Varennes erreichen. Er zog aber vor, nach Stenay zurückzukehren, um das ganze Regiment Royal-Allemand um sich zu haben. Es verging über der Aufstellung eine lange kostbare Zeit; es war ein Weg von neun tödtlichen Stunden zurückzulegen, und als Bouillé nach 9 Uhr Morgens im Angesichte von Varennes sich befand, war der König seit einer vollen Stunde auf dem Retourwege nach Paris. Als der Prinz von Condé im Juli 1791 zu Coblenz mit Bouillé zusammentraf, gab er ihm die Misbilligung seines ganzen Operationsplanes offen und stark zu erkennen.

den Augen des Pferdes ab, daß dieses, hoch sich bäumend und rückwärts fallend, auf seinen Reiter stürzt. Die Husaren erklären sich für die Sache der Nation; Choiseul und die übrigen Officiere werden entwaffnet und festgenommen. Goguelat, der sich am Kopfe blutend wieder emporgerafft hat, stürmt noch einmal zum König hinauf [10]); er findet ihn völlig theilnahm- und willenlos; denn er betrachtet sich als Gefangenen der Nation und bereits ist von seiner Rückreise nach Paris die Rede. Goguelat ergibt sich, als Ehrenmann, gleich seinen Kameraden, der Nation als Gefangenen.

Die Verwundungen Goguelat's waren weniger gefährlich, als es anfänglich schien. Daher kam er gleich und mit den übrigen Officieren zuerst in das Gefängniß von Rocroi, dann nach Mézières, endlich nach Orleans. Obschon alle diese Officiere durch die bestimmten Ordres ihres Chefs eigentlich geschützt genug waren, so waren sie doch darauf gefaßt, auf dem Schaffot zu sterben. Aber sie wurden von dem Gerichtshofe zu Orleans freigesprochen; der König hatte freilich für diese Wendung des Schicksals dieser Männer das Meiste gethan [11]). Des activen Dienstes fernerweit enthoben, ging Goguelat nach Paris, wo er sich, allen Drohungen und Gefahren zum Trotz, in treuester Ergebenheit dem Dienste der königlichen Familie widmete und auch in den stürmischen Tagen des 20. Juni und 10. Aug. 1792 nicht von ihr wich, bis der König den Personen seines Gefolges den gemessenen Befehl gab, ihn zu verlassen, damit sie nicht dem Gefängnisse oder vielmehr dem Henker verfielen. Er ward späterhin Theilnehmer einer Verschwörung, welche die Königin aus der Haft des Tempels zu befreien beabsichtigte; die Seele derselben war der General Jarjayes, auch einer der treuesten Anhänger des Königs und seiner Familie. Sie sollte nicht gelingen. Goguelat und Jarjayes waren genöthigt, aus Paris zu flüchten. Der letztere trat als Adjutant in die Dienste des Königs von Sardinien; Goguelat wendete sich zuerst an die emigrirten Brüder des Königs, die ihn mit der größten Auszeichnung behandelten; unter den Fahnen dieser Bourbons diente er in dem Feldzuge von 1792 im Husarenregimente Bercheny. Nach der sehr bald erfolgten Auflösung dieser Armee ward das Regiment in den österreichischen Dienst übernommen [12]); er kam also in österreichische Dienste, seit 1801 als Generalmajor. Er verließ sie erst nach dem Sturze Napoleon's, um in sein Vaterland zurückzukehren. König Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Feldmarschall und Komthur des St. Ludwigsordens; namentlich fand er in der Herzogin von Angoulême die wärmste Gönnerin. Sein vorgeschrittenes Alter hinderte ihn an activen Dienstleistungen; es hielt ihn aber nicht ab, sich in dem oft erwähnten Memoire über seine Betheiligung an dem Varennesmisgeschicke vor dem Publicum auszusprechen und zu rechtfertigen. Er schließt es mit den Worten: „Je terminerai par une réflexion qui, pour n'être pas neuve, n'en est pas pour cela moins frappante; c'est que, si l'on considère cette immmense chaine d'événemens, dont se compose la destinée des hommes et celle des états, chaine dont un seul anneau détruit ou transposé change la combinaison tout entière, on se voit forcé de remonter à la première de toutes les causes, ou plutôt à la seule réelle, puisque les autres n'en sont que les inévitables conséquences, je veux dire à cette Providence dont la main mystérieuse et puissante renverse ou relève à son grè les trones et les empires“ [13]). Den von dem Generale Bouillé und Madame Campan erhobenen Vorwurf, es sei vornehmlich durch seine Schuld der Fluchtversuch der königlichen Familie verunglückt, hat Goguelat in seinem Memoire gründlich widerlegt [14]). (*J. E. Volbeding.*)

GOGUET (Antoine Yves), geboren 1716 zu Paris, studirte die Rechte, beschäftigte sich aber vorzugsweise mit der Philologie und Alterthumskunde. Er erhielt in seiner Vaterstadt die Stelle eines Parlamentsraths und starb dort am 2. Mai 1758 im 42. Lebensjahre. Als gründlicher Kenner des classischen Alterthums zeigte er sich, außer mehren Abhandlungen, besonders in seinem mit philosophischem Geiste geschriebenen Werke: De l'origine des lois, des arts, des sciences et de leurs progrès chez les anciens peuples (Paris 1758. 4. 3 Voll. Ibid. 1778. 12. 6 Voll.); teutsch von G. Chr. Hamberger unter dem Titel: Untersuchungen von dem Ursprunge der Gesetze, Künste und Wissenschaften, wie auch ihrem Wachsthume bei den alten

10) Goguelat selbst berichtet in seiner Denkschrift über den Ausgang seiner aufopferungsvollen Thätigkeit für die königliche Familie, anknüpfend an den drohenden Zuruf Roland's, also: „Pour toute réponse je m'élançais sur lui le sabre à la main; mais au même instant il me tira, à bout portant, un coup de pistolet qui m'atteignit à la poitrine; un second coup de feu parti, je crois, d'une autre main, m'ayant blessé à la tête, me renversa de cheval. On me transporta dans une maison voisine dans un état qui ne me laissait aucun moyen de défendre plus long-temps la famille royale“ (Mém. p. 32). Besonders ist Goguelat bemüht, es von sich abzulehnen, daß der Zuruf an die Husaren, ob sie für den König oder für die Nation seien, von ihm habe ausgehen können. „Je parle,“ sagt er in seiner Denkschrift p. 19, „de l'absurde question, que l'on m'accuse d'avoir faite aux hussards, en leur demandant s'ils étaient pour le roi ou pour la nation, question tellement contraire aux principes, aux usages militaires et à mon caractère connu, que je ne crains pas de dire que l'assertion de plusieurs témoins oculaires et dignes de confiance serait à peine suffisante pour y faire ajouter foi.“ Weiterhin (p. 41) bezeichnet er den Zuruf gradehin als „question ridicule.“ 11) Goguelat's eigene Worte (Mém. p. 33) lauten: „Je n'attendais, ainsi que mes compagnons d'infortune, que le moment de monter à l'echafaud, lorsque par une générosité sans exemple le roi acheta notre délivrance au prix d'une concession bien pénible et obtint pour nous une amnistie, en sanctionnaut la constitution de 1791.“

12) In dem Militair-Almanache von 1799 wird Franz Goguelat als Oberstlieutenant bei Bercheny, Division Husaren von 400 Mann aufgeführt. 13) Mém. de G. p. 36. 14) Michaud urtheilt in der Biographie universelle Tom. XVII. p. 88 über ihn: „C'était un homme plein d'honneur sans doute, un militaire très-brave, mais de peu de capacité et qui offre une des preuves trop nombreuses, que Louis XVI. ne possédait pas le premier talent d'un roi, celui d'apprécier les hommes et de mettre chacun à sa place.“

Völkern. Aus dem Französischen des Hrn. Anton Yves Goguet übersetzt (Lemgo 1760—1762. 4. 3 Thle. mit Kupfern; im Auszuge von J. P. Sattler. Nürnberg 1796. 8.) *). *(Heinrich Döring.)*

GOGUET (N.), französischer Divisionsgeneral, von dessen früheren Lebensverhältnissen man Nichts weiter weiß, als daß er sich durch seine Tapferkeit und seine Kenntnisse schnell zu den höheren Graden emporschwang. Trotzdem wäre er jedoch jetzt wahrscheinlich gänzlich vergessen, wenn sich sein Name nicht an die antirevolutionairen Pläne des Generals Dumouriez knüpfte, welche er zuerst errieth und den bei dem Heere befindlichen Commissairen des Nationalconvents mittheilen zu müssen glaubte. Diese Enthüllungen veranlaßten die Flucht des verrathenen Generals und vereitelten die zur unrechten Zeit und unvorsichtig angezettelte Verschwörung. Der Convent billigte einstimmig das Benehmen Goguet's und decretirte ihm den Dank des geretteten Vaterlandes, ohne ihm jedoch fortan eine besondere Berücksichtigung zu Theil werden zu lassen; der General fuhr trotzdem fort, gute Dienste durch seine Umsicht und Tapferkeit im Felde zu leisten, bis er bei einem allzu ungestümen Angriffe auf ein vom Feinde stark besetztes Dorf bei Maubeuge am 21. April 1793 seinen Tod fand †). Er wird häufig mit zwei andern Generälen desselben Namens, welche sich später auf den Feldzügen in der Vendée und in Aegypten auszeichneten, verwechselt. *(Ph. H. Külb.)*

GOHARD (Pierre), französischer Theolog, gegen das Ende des 17. Jahrh. zu Monfort Lamaury (im jetzigen Departement der Seine und Oise) geboren, wurde nach der Beendigung seiner Studien, welche sich vorzugsweise dem Kirchenrechte zuwandten, Doctor der Sorbonne und, nachdem er sich einige Zeit dem Lehrfache gewidmet hatte, im J. 1749 Pfarrer in seiner Geburtsstadt. Später erhielt er die Stelle eines Erzdiakons und Großvicars zu Noyon, wo er im J. 1749 starb. Seinen literarischen Ruhm gründete er durch seinen mit großer Gelehrsamkeit und Umsicht gearbeiteten Traité des bénéfices ecclésiastiques, dans lequel on concilie la discipline de l'église avec les usages du royaume (Paris 1734. 4. 3 Voll. Neue von dem Abbé de Brezolles vermehrte und verbesserte Auflage, Paris 1763. 4. 7 Voll.). Das Werk, auf dessen Titel der Verfasser bei der ersten Ausgabe nur die Anfangsbuchstaben seines Namens P. G. angegeben hatte, wird jetzt noch von den Kennern des Kirchenrechtes geschätzt, hat aber durch die veränderten Gesetze und Einrichtungen seinen praktischen Werth verloren ††). *(Ph. H. Külb.)*

GOHATA oder **KOHATA** (die), sind eins der vier Bergvölker der Nila-Giri oder Nilgherry in Vorderindien, unter denen als wahrhaft einheimisches Hirtenvolk der Höhe, also als Aboriginer, als Herren der Plateaulandschaft, als das eigentliche Patriarchengeschlecht die Tudas genannt und von den anderen Tribus anerkannt werden; eine fünfte Classe, die der Erular (Eriligaru, Irrellars oder Yirrelurs), wohnt in der Zone des untersten Waldsaumes und vegetirt nur als eine Kaste im rohesten, schmutzigsten Zustande. Die vier namhaften Classen sind die der Tudas, der Kurumbar (Mullacormburs), der Gohatas und der Buddagur (Buddakar, Baddakar, contrahirt Burgher).

Gohata (weniger richtig Kohata) heißt Kuhschlächter, von Go (Kuh) und hata (schlachten). Young nennt sie Cottars, J. Hough Kothurs. Von den Tudas werden sie Cuvs, d. i. Handwerker oder Kunstleute genannt. Dieses nur einige Tausend Seelen starke Volk ist auch außerhalb seiner Dorfschaften zerstreut über das ganze hohe Bergland und daher gibt es dort viele Gohata Giri, d. h. von ihnen bebaute Höhen. Ursprünglich sind sie ein dem Berglande fremdes Geschlecht, das ebenso sehr von den Bergbewohnern, wie von den Hindus des Tieflandes abweicht, deren Kasten es nicht kennt. Von ihrer Abstammung wissen sie Nichts. Ihrer Gestalt nach werden sie von den Engländern mit der Kaste der Lederbereiter der Hindus, den Chuklern, verglichen, obwol sie nicht blos, wie diese Gerber, sondern auch Schmiede in Erz, Eisen und Silber, Holzarbeiter und Töpfer sind, Palankine, aber keine Lasten tragen und sich nicht leicht zu Handlangern und andern Geschäften ähnlicher Art hergeben. Sie sind Ackerbauer und die Musikanten des Berglandes. Ihre Instrumente sind das Horn, eine Pfeife, ein Tamtam; ihre Musik ist nicht so harmonisch, wie ihr Gesang und Tanz, die etwas Lebendiges und Zartes haben sollen, wodurch sie bei allen Festen auf den Höhen unentbehrlich geworden sind. Ihre Dörfer unterscheiden sich nur wenig von denen der Buddagur, zwischen denen und den Tudas sie wohnen.

Die Dörfer der Buddagur haben nämlich ordentliche Häuserreihen, die Häuser offene Vorhallen gegen die Berghänge gekehrt; das Licht fällt nur durch die Thür ein, wie bei den meisten Hinduhütten; in ihrer Mitte ist der Herd ohne Rauchfang, weshalb der Rauch durch die ganze Hütte zieht. Der äußere Raum um die Hütte ist eine festgeschlagene Tenne zum Dreschen und Wurfeln des Kornes, mit einer Steinmauer umzogen. Am Ende jedes Dorfes befindet sich zur Befriedigung des gleichen Bedürfnisses eine Gemeindetenne, wo auch, wie bei einer Meierei, Vorräthe von Stroh und anderem Materiale für die Winterzeit aufbewahrt werden. Diese Einrichtung der Dörfer haben sie ebenso wie den Pflug, die Kleidung, den Turban, allerlei Ornamente u. dgl. von den Buddagur angenommen; doch sind ihre Hütten, obgleich besser gebaut und sehr malerisch gelegen, im Innern sehr unrein. Ihre Sprache ist ein verdorbenes Canaresisch mit Tamulischem gemischt und mit verweichlichter Aussprache. — Sie sind durch alle 4 Stämme oder Naads vertheilt, sich selbst theilen sie in 2 Classen; aus der einen nehmen sie ihren Priester und ihr Oberhaupt, die

*) Siehe Nouveau Dictionnaire historique; Wachler's Handbuch der Geschichte der Literatur. 4. Th. S. 116. Baur's Neues histor.-biogr.-literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 471.

†) Vergl. Biographie nouvelle des Contemporains. Tom. VIII. p. 211.

††) Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1515. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 398.

keinen Ackerbau treiben dürfen, und das ist der einzige Unterschied beider Classen.

Ihre Hauptnahrung ist Gerste und andere Cerealien, Fleisch dagegen ihre Lieblingsspeise, selbst von dem Aase, das der wilde Hund, der Schakal oder der Tiger übrig gelassen hat. Um ihr Gelüste nach Fleisch zu befriedigen, ziehen sie sogar den Zügen der Banjarras über die Bergpässe nach, indem sie auf die Lastochsen rechnen, die bei diesen Zügen fallen können oder müssen und über die sie dann wie hungrige Geier herfallen. Sie wohnen stets den Todtenfeiern der Tudas bei, bei welchen die schönsten Büffel als Opfer geschlachtet werden. Sie verrichten dabei das Geschäft des Tödtens und Abledern, wofür ihnen die Gerippe überlassen werden. Nur wenn ihnen kein fremdes Vieh zufällt, schlachten sie ihre eigenen Heerden. Durch Lederbereitung und Lederhandel werden sie wohlhabend, denn die Büffelhäute der Nila-Giriheerden geben das beste Sohlenleder und dienen zu den besten Sattlerarbeiten in ganz Hindostan. Sie bauen auch viel Senf, dessen Samen sie nach der Ebene verkaufen. Für Eisen, das ihre Schmiede gewinnen und sich besser hämmern läßt, als das Maissooreeisen, tauschen sie viele Bedürfnisse ein, namentlich auch Häute von den Tudas und Buddagur. Die Schmiede nehmen unter ihren Künstlern den ersten Rang ein und schmieden an gewissen Festtagen, bei Vollmond, in ihrer Tempelhalle, wo sie eine eigene Esse anlegen, jeder zu Ehren der Götter ein kleines Ornament, der Eisenschmied wie der Silber- und Goldschmied, um die Götter für das nächste Jahr gnädig zu stimmen. Das Töpfergeschirr wird nur von den Weibern verfertigt, Zimmerarbeit nur von Männern, Korbwaaren von Männern und Weibern. Doch scheinen ihre Künste und Gewerbe nur gewissen Familien, und zwar erblich, anzugehören, wie denn nur die Weiber von gewissen Familien Töpferinnen sind, die, wie die Schmiede, ihre Geschirre dem Tempel darbringen. Polygamie findet bei ihnen nicht statt, aber Ehebruch ist häufig und die Scheidung leicht. Ihre Todten verbrennen sie, wie ihre Nachbarn, doch sammeln sie, bevor sie ein großes Todtenfest feiern, eine Anzahl Leichen und bringen dann bei der Todtenfeier ihre Opfer dar.

Obgleich sie zum Ackerbau viele Kühe vom gewöhnlichen Rindergeschlechte und Büffelkühe halten, melken sie dieselben doch nie, genießen auch keine Milchspeisen, welche die Hauptnahrung der Tudas ausmachen und kaufen, wenn sie sie brauchen, sogar ihre Butter (Ghee) von ihren Nachbarn. Nur ihr Priester macht hiervon eine Ausnahme. Er melkt bisweilen zu einer Ceremonie einige Kühe, deren Milch er an die Glieder der zugehörigen Familie vertheilt. — In jedem ihrer Bergdörfer (Kohata Giri) haben sie zwei roh aufgeführte, nur mit Gras gedeckte, an einer Seite offene, mit einer Steinmauer umgebene heilige Hütten. Eine derselben ist ihrem Gotte Camataraya, die andere der Göttin Sacli geweiht. J. Hough nennt den Götzen Kumbutaroyen, die Göttin Kummautarayen und bemerkt, der erste Name sei der Name eines hohen Berges bei Sittimungal, nahe den Molosolbergen, woher sie vielleicht eingewandert seien. Beide Hütten sind ohne Idol, nur an einem Pfosten scheint ein Silberblech das Palladium des Tempels vorzustellen. In diesen Tempelhütten werden die Gelübde gebracht und vom Neumonde bis zum Vollmond das Jahresfest, im Märzmonate, 15 Tage vor dem Anfange der neuen Saatzeit gefeiert. Die Opfer bestehen in kleinen Geldstücken, mit denen aus dem Tieflande einiges Korn, Zucker u. dgl. eingekauft wird. Diese Gaben werden mit Niederwerfen vor den Tempel gebracht und unter die priesterlichen Familien vertheilt. Die daraus unter mancherlei Ceremonien bereiteten Speisen werden an die Dorfbewohner oder auch an zufällig anwesende fremde Gohatas vertheilt, unter Gebeten um die Gnade der Götter für das folgende Jahr. Am Abend beschließt ein großes Feuer mit Tanz, der bis Mitternacht dauert, das Fest. Diesem Feste folgen bis zum abnehmenden Monde noch mehre andere, während welcher jede Arbeit ruht; nur am Vollmonde vollbringen die Schmiede im Tempel ihre Opfer. Leider sind die mitunter sehr kräftigen Gohatas dem die Gesundheit zerstörenden Genusse des Opiums so sehr ergeben, daß sie täglich mehrmals 90—100 Körner zu sich nehmen. (*H. E. Hössler.*)

GOHFELD, ansehnliches, über 4000 Einwohner zählendes Pfarrdorf in der preußischen Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Minden, Kreis Herford, unweit des Städtchens Jöllenbeck an der Werra gelegen, geschichtlich merkwürdig durch ein in seinen Umgebungen im siebenjährigen Kriege am 1. August 1759 über die französische Armee gewonnenes Treffen. Wie im Jahre vorher eröffnete die teutsch-englische Armee der Verbündeten unter dem Oberbefehle des Herzogs Ferdinand von Braunschweig und die der Franzosen den Feldzug. Noch im Winter hatte der Marschall Soubise wider alle Verträge die freie Reichsstadt Frankfurt am Main besetzt und in ihr einen wichtigen militairischen Stützpunkt gewonnen, der ihm die Verbindung mit den Oesterreichern und den Reichstruppen, sowie alle nöthige Zufuhr sicherte. Darum war Herzog Ferdinand darauf bedacht, den Franzosen diesen wichtigen Punkt wieder zu entreißen und es ihnen zu verleiden, den von ihrer Regierung gegebenen Befehl, ganz Hanover und Westfalen in eine Wüste zu verwandeln und Alles darin bis auf die Wurzeln in der Erde auszurotten, zur Erfüllung zu bringen. Der erste Hauptangriff, den der Herzog auf das Hauptquartier der Franzosen am 13. April bei dem Dorfe Bergen machte, war von keinem ganz günstigen Erfolge begleitet; denn die Franzosen, die alle Vortheile des Terrains auf ihrer Seite hatten, behaupteten unter dem Herzoge von Broglie, der an Soubise's Stelle als Oberbefehlshaber eingetreten war, ihre Stellung. Der Herzog mußte sich mit einem Verluste von 2000 Mann und fünf Kanonen zurückziehen; die französischen Armeen drangen in Teutschland vor und Cassel, Münster und Minden fielen mit bedeutenden Abtheilungen der verbündeten Truppen in ihre Hände; Herzog Ferdinand behauptete jedoch die Weser und vereitelte alle Versuche der Franzosen, ins Hanöversche einzudringen. Durch die Eroberung der Reichsstadt Bremen war er Meister der Weser bis nach

Stade hin; allein der weitere Besitz von Hanover und das Glück des ganzen Feldzugs hing von einer entscheidenden Schlacht ab. Diese suchten auch die Franzosen, weil es ihnen an Proviant zu fehlen anfing; sie hatten sich im Gefühle ihrer Uebermacht, aber in ungünstiger Gegend innerhalb einer starken Biegung der Weser gelagert. Der Herzog Ferdinand, der einen meisterhaften Plan entworfen hatte, griff die ihm weit überlegenen Franzosen, die von dem Herzoge von Broglie und dem Marschalle Contades commandirt wurden, am 1. August bei Minden — näher: bei dem Dorfe Todtenhausen — an und brachte ihnen eine entscheidende Niederlage bei. An demselben Tage ließ er sich, obschon im Begriffe, eine überlegene Armee anzugreifen, zum Erstaunen seiner Freunde und Feinde nicht abhalten, seinen Neffen, den Erbprinzen von Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand, gegen das Corps des Herzogs von Brissac nach der Werra hin zu detachiren und auch die Disposition dieses Angriffs war so wohl gemacht, daß der zum Treffen nicht unvorbereitete Feind sich plötzlich umringt sah und nach einem sehr blutigen Gefechte bei Gohfeld mit Hinterlassung aller Bagage seine Rettung in schleuniger Flucht suchte. Der Verlust der Franzosen war in diesen beiden Schlachten an Todten, Verwundeten und Geschützen ein sehr bedeutender. Eine Reihe anderer glücklicher Gefechte schloß sich an und in kurzer Frist sahen sich die Franzosen genöthigt, alle glänzenden Eroberungen dieses Jahres wieder aufzugeben; Osnabrück, Paderborn, Bielefeld, Marburg, Münster u. s. w. fielen wieder in die Hände des Herzogs von Braunschweig und den Beschluß des siegreichen Feldzugs machte die Ueberrumpelung von Fulda, welches durch den Herzog von Würtemberg besetzt war, der als französischer Söldner die Armee des Feindes mit 12,000 Mann verstärkt hatte; auch er mußte sich mit großem Verluste bis an den Main zurückziehen. Die Franzosen ließen bei Gohfeld so viele Todte auf dem Wahlplatze, daß, nach Archenholtz, mit deren Beerdigung 2000 Bauern drei Tage lang zu thun hatten; der Verlust der Alliirten in diesem Treffen war 300 Mann.

(*J. E. Volbeding.*)

GOHIER (Jean Baptiste), ausgezeichneter Thierarzt, geb. im J. 1776 in dem im Departement de l'Aisne gelegenen Dorfe Branges, gest. zu Lyon den 1. Oct. 1819. Von seinem Vater, der eine lange Reihe von Jahren bei einem Cavalerieregimente als Huf- und Fahnenschmied (maréchal-ferrant) angestellt gewesen war, als Knabe schon in viele Geheimnisse thierärztlicher Praxis eingeweiht, gewann er für diese Lebensrichtung eine entschiedene Vorliebe; der Unterricht aber, den er bei dem Pfarrer zu Branges genossen und die Freistelle, die dieser ihm auf der Thierarzneischule zu Alfort bei Charenton erwirkt hatte, setzten ihn bei ausgezeichneten Gaben in den Stand, sofort nach Beendigung des längerjährigen Schulcursus als Hilfslehrer bei der Anstalt zu bleiben, wie er sich denn auch mehre ausgesetzte Preise erworben hatte. Im J. 1799 führte ihn die Conscription zuerst in die Reihen eines Infanterieregiments, bald darauf aber trat er als Veterinairarzt bei dem 20. Regimente der Chasseurs ein. Nach dreijährigem Dienste bewarb er sich um den für die Thierarzneischule zu Lyon neuerrichteten Lehrstuhl der „maréchalerie et jurisprudence vétérinaire," bestand die dazu nöthigen Prüfungen daselbst und zu Paris ehrenvollst und trat mit dem Titel eines Professors in die gedachten Lehrfächer ein. Durch Talent, Eifer und Fleiß erwarb er sich bald einen geachteten Namen in der Reihe der berühmtesten Veterinairärzte Frankreichs — eines Bourgelat, Chabert, Flandrin, Gilbert, Hénon u. A. —, trat bereits im J. 1809 an Hénon's Stelle als Director der Veterinairschule zu Lyon ein und verwaltete diesen Posten bis zu seinem Tode. Gleich seinem Vorgänger ward auch er, noch in seinen besten Jahren, ein Opfer seines Berufes; beide starben an Magenverletzungen durch Experimente, die bei aller Vorsicht diese Erfolge hatten. Die von Rainard und Huzard zu Lyon und Alfort auf ihn gehaltenen Gedächtnißreden würdigen seine Verdienste um die Wissenschaft im unausgesetzten Dienste derselben [1]) ebenso gerecht als sie die liebenswürdigen Eigenthümlichkeiten seines Charakters ansprechend hervorheben. Seine Schriften sind folgende: Des effets des pailles rouillées. (Lyon 1803. 8.) Mémoire sur une épizootie sur les chevaux du dépôt des chasseurs en garnison à Metz. (Lyon 1803. 8.) Tableaux synoptiques des différentes ferrures le plus souvent pratiquées aux pieds des chevaux. (Lyon 1803. fol.) Mémoire sur les causes, qui dans la cavalerie donnent lieu à la perte d'une grande quantité de chevaux. (Paris 1804. 8.) Mémoires et observations sur la chirurgie et la médecine vétérinaires. (Paris 1813—16. 8.) 2 vols. Mémoire sur la maladie épizootique qui règne en ce moment (1814) sur les bêtes à cornes. (Paris 1814. 8.) Tableau synoptique de coutûmes suivies dans la plupart des ci-devant provinces de la France à l'égard des cas rédhibitoires des animaux. (Paris 1814. fol.) [2]).

(*J. E. Volbeding.*)

---

1) „Peu d'hommes furent plus laborieux; tout entier à l'art difficile auquel il avait voué son existence, il ne connût ni les plaisirs, ni les délassements de la société; le temps, que lui laissoient les fonctions de sa chaire, il employait à recueillir des observations cliniques, à suivre des expériences physiologiques ou de pathologie, à faire des extraits de tous les ouvrages vétérinaires qu'il pouvait découvrir, à rédiger un assez grand nombre de mémoires, qu'il a publiées, à entretenir de longues correspondances avec une foule de vétérinaires qui lui adressaient des observations et lui demandaient des conseils." So in dem weiterhin näher bezeichneten Artikel der Biographie universelle über ihn S. 98. 2) Man s. das Verzeichniß dieser Schriften, durch inhaltliche Nebenbestimmungen noch bedeutend erweitert, am Schlusse des Artikels über Gohier von Guyot de Fère in der Biographie générale. XXI. p. 82[b] und in dem der Biogr. univ. XVII. p. 97—98, nouv. éd., wo noch bemerkt wird: „Gohier n'a fait connaitre au public que la moindre partie de ses travaux, laissant quarante volumes in 4° de mémoires, de notes, de documents, tous écrits de sa main. C'est un vaste arsenal de matériaux pour un traité complet de médecine vétérinaire pratique, dont il avait conçu le plan. Sentant sa fin approcher il conjura l'inspecteur général des écoles vétérinaires, Mr. Huzard, de se charger du soin de ses manuscrits." Vergl. *Guérard*, La France littér. III. p. 398.

GOHIER (Louis Jerome), geboren 1746 zu Semblancey in Touraine, studirte die Rechte, und lebte dann als Advocat zu Rennes. Seine Geschäftsthätigkeit unterbrach die Revolution, für die er sich, obgleich damals schon 43 Jahre alt, mit jugendlichem Feuer interessirte. Von dem Departement Ille und Vilaine ward er 1791 nach Paris gesandt. Als Mitglied der gesetzgebenden Versammlung gehörte er zu den leidenschaftlichsten Republikanern. Er gehörte zu der Commission, die Ludwig's XVI. Papiere untersuchen sollte. Sein Urtheil dünkte indessen den damaligen Gewalthabern zu mild. In den Convent ward er daher nicht wieder gewählt, wol aber von Garat zum Generalsecretair seines Ministeriums. Später ward Gohier Präsident eines Civiltribunals und hierauf des Cassationshofes. Im J. 1799 trat er an Traillard's Stelle in das Directorium, wurde jedoch später in Folge der Revolution vom 7. Nov. im Palais Luxemburg verhaftet, und nachdem er die Freiheit wieder erlangt, in seine Heimath verwiesen. Er lebte nun mehre Jahre auf seinem Gute Faubonne bei Montmorency. Später bekleidete er die Stelle eines Generalconsuls in Holland. Als dieser Staat mit Frankreich vereinigt ward, ging an ihn der Ruf, nach Paris zurückzukehren. Er lebte seitdem auf einem Gute in der Nähe von Paris, wo er 1830 in dem Alter von beinahe 84 Jahren starb. Auch als Schriftsteller machte sich Gohier bekannt. Seine dramatische Allegorie: Le couronnement d'un roi (Rennes 1773) ward noch in neuerer Zeit (1823) neu aufgelegt. Seine Tragödie: La mort de César (Paris 1794) war eine freie Nachbildung eines Trauerspiels von Voltaire. Der Proceß Ludwig's XVI. veranlaßte ihn 1792 zur Herausgabe eines Rapport fait sur les papiers inventoriés dans les bureaux de la liste civile. Außer einigen juristischen Abhandlungen schrieb er noch in späten Jahren: Un mot sur le procès intenté par la famille Lachalotais (Paris 1826). Ebendaselbst erschienen 1823 Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, mit denen er sich in den letzten Jahren beschäftigt hatte*). (*Heinrich Döring.*)

GOHL (Johann Daniel), Arzt, geb. zu Berlin 1675, studirte zu Halle und promovirte auch daselbst 1698, prakticirte dann in Berlin, erhielt aber 1711 die Inspection über das Mineralwasser in Freienwalde, und 1721 das Physikat des oberbarnimschen Kreises. Haller bezeichnet ihn als acer Stahliani systematis defensor. Er starb zu Wrietzen im J. 1731. Seine Schriften sind: Diss. de morborum aetatum fundamentis pathologico-therapeuticis. Hal. 1698. Ib. 1708. (Soll von Stahl selbst verfaßt sein.) Diss. epistolaris de motus tonici demonstratione per revulsionem et derivationem veterum. (Halae 1707.) Diss. epistolaris de regimine febrium acutarum. (Halae 1708.) Gedanken vom gesunden und langen Leben des Menschen. (Berlin 1709.) Historia pestis, d. i. wahrheitgemäße Nachricht von der Natur und Cur der Pest. (Berlin 1709. Ebend. 1719.) De polypo cordis ex neglectis haemorrhoidibus seu de motu asthmatis convulsivi. (Berol. 1710.) Ins Teutsche übersetzt (Berlin 1710.). Compendium oder Einleitung zur Praxis clinica. (Frankfurt 1715. Leipzig 1733. Berlin 1739. Ebend. 1755.) Ganz generale Instruction von der Tugend und dem Gebrauche des Freienwalder Gesundbrunnens. (Berlin 1716.) Acta medicorum Berolinensium, in incrementum artis et scientiarum collecta et digesta. (Berol. 1717—31.) 2 Voll. Unterricht vom Gebrauche des Selterwassers. (Berlin 1720.) Epistola de spina ventosa. (Halae 1727.) (Ursini Wahrmund's) Versuch patriotischer Gedanken über den von Vorurtheilen kranken Verstand. (Berlin 1727.) Abhandlung von der anno 1729, 1730 u. 1731 in der Mittelmark und dem oberbarnimschen Kreise grassirenden Viehseuche. (Leipzig 1731. Berlin 1735.) Aufrichtige Gedanken über den von Vorurtheilen kranken Verstand, insonderheit in der Materie von den Spiritibus animalibus. Herausgegeben von J. Juncker. (Halle 1733.) Medicina practica clinica et forensis, collectio casuum rariorum et notabilium etc. Praefatus est El. Schaarschmidt. (Lips. 1735.) Compendium oder kurze Einleitung zur Praxis chirurgica, mit J. Trew's Vorwort von den Eigenschaften eines guten Chirurgen. (Nürnberg 1736.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

GOHLIS [1]), im Volksmunde noch jetzt häufig Gohlitz genannt, vielleicht mit dem veralteten Kolitz (= Hügeldorf) zusammenfallend, freundliches, nordnordwestlich ganz nahe bei Leipzig gelegenes ansehnliches Dorf, durch Leipzigs in der letzten Zeit mit reißender Schnelligkeit fortgeschrittene Erweiterung gleich anderen ihm benachbarten Dörfern gewissermaßen zu einer leipziger Vorstadt geworden. Mit jetzt fast 2000 Einwohnern an den nach Halle, Weißenfels, Naumburg ꝛc. führenden Eisenbahnen gelegen, trägt es durch zahlreiche und schöne, häufig mit Gärten umringte Landhäuser, die Sommerwohnsitze begüteter leipziger Familien, städtisches Gepräge an sich, ein Lieblingsziel der spazieren gehenden Leipziger durch ein anmuthiges, schattenreiches, mit herrlichen Eichen bestandenes Wäldchen, das weithin bekannte, sogenannte Rosenthal, dem linken Ufer des Pleißeflusses entlang, mit wohleingerichteten, fast täglich besuchten, Sonntags überfüllten Wirthshäusern besetzt, in das kaum eine Viertelstunde entfernte Dorf Eutritzsch eingepfarrt, nach unlängst erst im Königreiche Sachsen durchgeführter Aufhebung der Patrimonialgerichte zum Amtsbezirke Leipzig II. gehörig. Gohlis gehörte früher der gerichtlichen Verwaltung des dasigen ansehnlichen, schriftsässigen Ritterguts an, das insgemein das „Thurmgut" hieß; es befand sich im Besitze derer „von Pflug," die auch auf Großzschocher und Windorf seßhaft waren [2]), noch in

---

*) Siehe Mémoires de Louis Jerome Gohier. (Paris 1823.) 2 Voll. Ersch im Gel. Frankreich. 2. Th. S. 123.

1) Noch andere gleichnamige Dörfer im Bereiche des Königreichs Sachsen findet man mit kurzen topographisch-statistischen Angaben angeführt in W. Hoffmann's Encyklopädie der Erdkunde (Leipzig 1854. 4.) S. 883; Ausführlicheres in dem bekannten Schumann'schen Lexikon von Sachsen gehörigen Ortes. 2) Man vergl. K. Große, Geschichte der Stadt Leipzig. (Leipzig 1842.) 1. Bd. S. 416 fg.

der Zeit der Reformation, bis später die Besitzer öfters wechselten. Das schöne Schloß in Gohlis, der Wohnsitz der jeweiligen Gerichtsherrschaft, ward im J. 1756 von dem Kammerrathe Richter in Leipzig erbaut; der ihm folgende Besitzer, der Hofrath Professor Böhme in Leipzig, ließ den großen Saal durch ein treffliches Deckenölgemälde von Oeser [3]) zieren und es zum Besten der Gemeinde mit einem Betsaale versehen, der abwechselnd von zwei Vespertinern an der leipziger Paulinerkirche gottesdienstlich bedient ward, wie er es auch mit einer schönen Bibliothek ausrüstete. In dem schönen Schloßgarten ward das Monument aufgestellt, welches früher der Buchhändler Reich in Leipzig auf seinem Gute in Sellerhausen dem Andenken an Gellert und Sulzer gewidmet hatte. Auch sonst machte sich Böhme um Gohlis verdient; so durch Anlegung schöner Lindenalleen, durch Pflasterung der Hauptgasse des Dorfes u. s. w. Nach Böhme's Tode kam durch dessen testamentarische Bestimmung Gohlis in den Besitz des Rathes von Leipzig, der es theilweise schon früher besessen hatte; da es jedoch in der Regel mehr kostete als eintrug, verkaufte es die Stadt Leipzig im J. 1832, vorbehaltlich der Gerichtsbarkeit über das Dorf, an den Domherrn von Alvensleben und noch jetzt befindet sich das Gut im Besitze dieser Familie [4]). Sehr hart mitgenommen ward Gohlis im J. 1547 in der Belagerung durch Joh. Friedrich [5]); es ward, um den Feind zu hindern, sich lange halten zu können, fast gänzlich eingeäschert. Auch die Zeiten des 30jährigen Krieges brachten es in seinem Wohlstande sehr zurück, namentlich in den Perioden der beiden bei Breitenfeld geschlagenen Schlachten. Während der Schlacht bei Leipzig im J. 1813 litt jedoch Gohlis im Vergleiche mit vielen anderen Dörfern in den Umgebungen Leipzigs weniger. In dem seit jener trüben Zeit nunmehr fast vollendeten halben Jahrhunderte haben sich, wenn auch unter bisweilen erschwerenden Umständen, die Gesammtverhältnisse des Dorfes Gohlis in der Bildung seiner Bewohner und in der Zunahme des Wohlstandes derselben durch den Einfluß der nachbarlichen Handelsstadt immer günstiger gestaltet und daß dies fortdauernd der Fall sein werde, ist gegründete Hoffnung vorhanden. Aus neuester Zeit liefert dazu einen Beleg das Vermächtniß eines wohldenkenden Mannes, des vor nicht allzulanger Zeit mit Hinterlassung eines sehr bedeutenden Vermögens in London verstorbenen Rauchwaarenhändlers Georg Schacht, der sich vor längeren Jahren zur Wiederherstellung seiner Gesundheit vorübergehend in Gohlis aufgehalten hatte und der dasigen Gemeinde zur Gründung eines Versorgungshauses für verarmte rechtschaffene Einwohner ein Legat von 5000 Pf. St. ausgesetzt hat, welches von der londoner Behörde an die königlich-sächsische Gesandtschaft in London ausgeantwortet worden ist [6]).

Eine hohe Bedeutsamkeit aber hat Gohlis in neuer und neuester Zeit nicht nur für Teutschland, sondern auch, wie man ohne Uebertreibung sagen darf, für die ganze gebildete Welt durch eine eigenthümliche Beziehung zu dem gefeierten Lieblingsdichter der Teutschen, Schiller, gewonnen, die des Dorfes Namen in culturgeschichtlicher Beziehung eine unvergängliche Weihe gegeben hat. Von Mannheim aus war Schiller am 17. April 1785 nach Leipzig [7]) gegangen und war, da er sich in dem lebhaften Stadtgedränge nicht sonderlich wohl fühlen mochte, bereits am 7. Mai nach Gohlis gezogen, wo er sich bis über die erste Woche des Septembers jenes Jahres hinaus aufhielt. Hier bewohnte er in dem ersten Stocke eines Bauernhäuschens eine Stube nebst anstoßendem Schlafkämmerchen. Die Stille dieses Aufenthaltes und das nach wenigen Schritten erreichbare Schattengrün des Rosenthales sagten den damals verletzten Gefühlen des Dichters ganz besonders zu; seines Stübchens enger Raum ward auch häufig durch Besuche seiner Freunde, Göschen, Huber, Körner, Reinecke u. A., belebt und durch gemeinschaftliches Lesen, Singen und Musiciren ein heiterer Aufenthalt. In diesen sommerlichen Tagen entstand sein „Lied an die Freude," einer der edelsten Rundgesänge, welche Teutschland aufzuweisen hat, voll hohen Schwunges, in dessen Schlußstrophe Schiller den sittlichen Kern seiner Weltanschauung niedergelegt hat. Während dieses viermonatlichen Aufenthaltes in Gohlis setzte er auch seine Arbeit am Don Karlos fort, bis er am 11. Sept. sich nach Dresden zu seinem Freunde Körner wendete. Zur bleibenden Erinnerung an diesen Aufenthalt Schiller's in Gohlis ließ der Schillerverein zu Leipzig am 11. Nov. 1841 über dem Bogen des Thores, das zu dem von Schiller bewohnten Häuschen führte, eine Tafel mit den Worten anbringen: „Hier wohnte Schiller und schrieb das Lied an die Freude im J. 1785." Auf einem unter dem Dache angebrachten Täfelchen heißt es: „Schiller's Stube." Von da ab bildete die Bekränzung dieser Gedenktafel unter passenden Feierlichkeiten — Anziehung der Dorfschuljugend und Vertheilung von Bücherprämien an sie, Absingung einiger Verse der Ode an die Freude, kräftige Ansprachen ꝛc. — einen wesentlichen Bestandtheil des von dem leipziger Schillervereine alljährlich zu feiernden Geburtstages Schiller's. Kurz vor der Säcularfeier desselben im J. 1859 brachte der Schillerverein das Häuschen käuflich an sich, um es vor dem drohenden Zerfalle zu bewahren. Nach den nöthigen baulichen Veränderungen in des Häuschens Umgebungen ist man fortgehend darauf bedacht, das Innere des Schillerstübchens unverändert zu erhalten. Abbildungen dieses Schillerhauses in seinem früheren und jetzigen Zustande sind an unzähligen Orten in alle Gegenden unserer Erde verstreut und Tausende von Wallfahrern haben bereits in ihm eine jener Stätten betreten, die „ein guter Mensch geweiht für alle Zeiten" [8]).

(*J. E. Volbeding.*)

3) Ausführliche Beschreibung desselben in: Leonhardi, Geschichte von Leipzig (Leipzig 1799.) S. 743 fg. 4) Große a. a. O. 2. Bd. S. 669. 5) Siehe Große a. a. O. 2. Bd. S. 129 fg. 6) Siehe Leipziger Tageblatt vom Jahre 1859. Nr. 307. S. 4908.

7) Hier wohnte er auf der Hainstraße im sogenannten kleinen Joachimsthale (Betters Hof Nr. 31). Seit der Säcularfeier des Geburtstages Schiller's ist es mit einer Gedenktafel bezeichnet. Das Nähere in: „Das Schillerjubiläum in Leipzig im November 1859" (Leipzig 1860.) S. 50 fg. 8) Man s. J. Scherr,

GOHORIA, ein von Necker für eine Pflanzengattung der Umbelliferen eingeführter Name, welcher mit Ammi, dem schon früher von Tournefort derselben Gattung beigelegten, identisch ist. (*Garcke.*)

GOHORY (Jacques), geb. in Paris, Professor der Mathematik daselbst in der Mitte des 16. Jahrh., gest. daselbst den 15. März 1576, war einer der Ersten, der zur Ausbreitung der medicinischen Grundsätze des berühmten Paracelsus in Frankreich beitrug. Unter dem angenommenen Namen Leo Suavius schrieb er ein Compendium der Paracelsischen Theorie (Theophr. Paracelsi philosophiae et medicinae utriusque compendium. Basil. 1568.) und in den beigefügten Commentarien über des Paracelsus Buch vom langen Leben suchte er nachzuweisen, daß dessen magische Ausdrücke blos allegorisch zu nehmen seien und daß seine Geister und Teufel ebenso viele Extracte und Tincturen oder metallische Präparate bedeuteten. Alsbald aber trat Georg Dorn (Veneni, quod nescio quis *Suavius* in Theophrastum evomere conatur, retorsio. Basil. 1568.) gegen Gohory auf und vertheidigte Paracelsus gegen den Verdacht der allegorischen Auffassung. Bei Naudé (Apologie pour tous les grands personnages, qui ont été faussement soupçonnez de magie. Haye 1679. p. 308) wird daher auch Gohory als premier fauteur du Paracelsisme en France bezeichnet. — Nicht blos durch seine gründlichen Kenntnisse in mehren wissenschaftlichen Fächern, namentlich auch in der Chemie, empfahl er sich auch seinen Zeitgenossen durch sein poetisches Talent, das sich in einer Uebersetzung des altfranzösischen Romans l'Amadis des Gaules auf eine beachtenswerthe Weise zeigte. Eine Auswahl seiner Gedichte: Chant rustique, La Puissance de l'amour, Chanson d'Arlang u. a. m. findet man in der Bibliothèque choisie des Poètes français jusqu'à Malherbe. (Paris 1824.) Tom. III. p. 256 seq. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GOHREN (Adolf Wilhelm von), geb. zu Kopenhagen am 13. Mai 1685, gest. als Hauptpastor und Scholarch an der St. Michaeliskirche zu Hamburg am 24. Juli 1734. Er war einem alten angesehenen und begüterten Patriciergeschlechte entsprossen; sein Vater, Wilhelm v. Gohren, hatte als Rath bei dem Landgrafen von Hessen-Homburg und an anderen fürstlichen Höfen in Diensten gestanden; seine Mutter, Anna Aelgardis, war die Tochter des Pastor und Senior Brandeshagen in Bremen. Kaum ein halbes Jahr alt war er mit seinen Aeltern nach Lübeck gekommen, wo diese ihren bleibenden Wohnsitz genommen hatten und welches er als seine Vaterstadt anzusehen pflegte. Er besuchte das Gymnasium zu Lübeck unter dem Rector Suantenius und bezog dann im 17. Jahre die Universität Kiel, um dem von seiner Mutter vor seiner Geburt gethanen Gelübde gemäß Theologie zu studiren. Die Lehrstühle derselben waren damals durch Francke und Dassov, Opitz und Möller gut besetzt und auch in philologicis und philosophicis fand er bei Pasch, Gentzken, Hannemann, Königsmann und Majus, dessen Haus- und Tischgenosse er längere Zeit war, seine Rechnung; nach Vollendung des eigentlichen theologischen Cursus machte er sich auch noch mit den Anfangsgründen der Jurisprudenz und Medicin bekannt und um Alles zu versuchen, verwaltete er fast zwei Jahre lang das Amt eines Hauslehrers in der Familie des königl. dänischen Landraths von Thienen auf Bülck. Unterstützt von dem Magistrate zu Lübeck durch die Conferirung des ansehnlichen Schabbelianischen Stipendiums ging er im J. 1708 nach Jena, um unter Buddeus, Förtsch a. A. die theologischen Studien nochmals aufzunehmen, promovirte daselbst in magistrum und habilitirte sich als Privatdocent; im J. 1722 ward er Diakonus an der Stadtkirche zu Jena mit dem von dem Herzoge von Sachsen-Weimar ihm ertheilten Charakter eines Consistorial-Assessors. Durch den Reichsgrafen zu Schönburg erhielt er im J. 1725 den Ruf als Pastor und Superintendent zu Glauchau unter gleichzeitiger Ernennung zum Consistorialrath. Unter Dr. Jes. Fr. Weissenborn's Präsidio erwarb er sich am 5. Nov. 1728 durch Vertheidigung seiner Dissertation De fermento Pharisaeorum ad Matth. XVI, 6 et 12 zu Jena die theologische Doctorwürde und machte sich in seinem Amte besonders durch die Herausgabe des schönburg-glauchauischen Gesangbuches um 1730 verdient, welches, eines der besseren der damaligen Zeit, bis in die neuere hinein seine Brauchbarkeit bewährte. Einstimmig fiel am 30. Dec. 1731 auf ihn die Wahl zum Hauptprediger an der St. Michaeliskirche zu Hamburg an Pet. Theod. Seelmann's Stelle, welches Amt er am 12. Aug. 1732 antrat, aber nur kaum zwei Jahre verwaltete; die Folgen eines heftigen Verdrusses, den ihm ein Schullehrer gemacht hatte, führten seinen frühzeitigen Tod herbei. v. Gohren war ein ausgezeichnet begabter Prediger, daher überall, wo er amtirte, gern gehört; nur mußte man sich an einige Eigenheiten, zu denen ihn seine Lebhaftigkeit verleitete, gewöhnt haben, um sich nicht stören zu lassen. So bediente er sich, wie Joh. Otto Thieß in seiner Lebensgeschichte erzählt, auf der Kanzel oft der Pantomime, indem er z. B. sagte: Er hat sein Schwert gez — —, seinen Bogen gesp — —, das Fehlende aber durch Geberden ausdrückte, was kaum ohne komische Rückwirkung auf die Zuhörer bleiben konnte. Zum Schriftstellern, dem er durch sein umfassendes Wissen bestens hätte genügen können, ließen ihn seine gehäuften Amtsgeschäfte nicht kommen. Nur die Uebersetzungen einiger lateinischer Schriften in das Teutsche [1]) können hier namhaft gemacht werden, sowie einige

Schiller und seine Zeit. (Leipzig 1859.) 2. Bd. S. 65 fg. u. 186. Eine Beschreibung der (gohliser) Schillerstube bei J. Nank, Schillerhäuser ꝛc. S. 36 fg. Das Nähere über den Antheil, der bei der leipziger Säcularfeier des Geburtstags Schiller's auf das Schillerhaus in Gohlis fiel und selbst das bis dahin wichtigste Moment in seiner Geschichte bildete, in der eben erwähnten Schrift: Das Schillerjubiläum ꝛc. S. 12 fg. 52 fg.

1) P. P. Vergerius' Bilanzia politica, schon von Kiel aus; J. Frz. Buddeus' De atheismo et superstitione, 2. Ausg. Jena 1723, vor welcher er sich Theognostus Eusebius nannte. Vergl. Raßmann, Pseudonymenlexikon S. 54.

Programme, die aus der Zeit seiner akademischen Wirksamkeit stammen [2]). (*J. E. Volbeding.*)

GOIARICUS oder **GOJARICH**, gothischer Graf (Comes Palatii), lebte zu Anfang des 6. Jahrh. und wird in älteren Geschichten der Literatur gewöhnlich als Verfasser des von dem westgothischen Könige Alarich II. im J. 506 den Römern gegebenen Rechtsbuches genannt, welches unter dem Titel Breviarium oder Breviarium Alaricianum bekannt und in vielen Ausgaben vorhanden ist. In neuerer Zeit hat man jedoch die Ansicht aufgestellt, daß Gojarich wol von dem Könige beauftragt war, das Gesetzbuch zu verbreiten und für die allgemeine Anwendung Sorge zu tragen, keineswegs aber an der Abfassung desselben irgend einen Antheil gehabt habe, da bei den Gothen weder Antrieb noch Fähigkeit zu einer solchen Arbeit vorhanden gewesen sei. Man geht jedoch offenbar in dieser Voraussetzung zu weit, denn muß man auch zugeben, daß zur Ausarbeitung des Gesetzbuches ein Collegium von römischen Rechtsgelehrten berufen war, so kann man doch auch nicht gradezu die Möglichkeit ableugnen, daß Gojarich durch den mangelhaften Rechtszustand seines Volks sich leicht konnte bewogen fühlen, in fremden Gesetzen nachzuforschen und eine Auswahl der für die Verhältnisse seiner Zeit und die römischen Unterthanen seines Königs passenden zu veranlassen und bei der Anordnung derselben mit zu helfen *). (*Ph. H. Külb.*)

Gojaz, s. Goyaz.

GOIBAUD DU BOIS oder Dubois de la Cour (Philippe), französischer Schriftsteller, im J. 1626 zu Poitiers geboren, war der Sohn armer Aeltern und ging, um sein Glück zu machen, nach Paris, wo er sich, da er nichts Anderes verstand, als die Violine leidlich zu spielen, zum Tanzmeister ausbildete. Er wurde durch Empfehlung als Lehrer an dieser damals als Erziehungsmittel in großem Ansehen stehenden Kunst bei dem Herzoge Louis Joseph von Guise angenommen, welcher sich von seiner Kindheit an so sehr an den Umgang des liebenswürdigen Mannes gewöhnte, daß er sich durchaus keinen andern Hofmeister gefallen lassen wollte. Goibaud fing, um diesem Verlangen entsprechen zu können, in seinem 30. Jahre an, die lateinische Sprache zu erlernen und brachte es durch unermüdlichen Fleiß dahin, daß er seinem Zöglinge den nöthigen Unterricht ertheilen und als dieser zu seinem größten Leide als 21jähriger Jüngling starb, sich als Uebersetzer versuchen konnte. Er wählte mit sicherem Tacte unter den alten Classikern Cicero und unter den Kirchenvätern Augustinus, zwei zu jener Zeit nicht nur bei den Gelehrten, sondern auch bei dem großen Publicum beliebte Schriftsteller, und behandelte oder mishandelte sie nach der damals beliebten Weise, indem er beide wie elegante Franzosen sprechen ließ, ohne ihren Eigenthümlichkeiten nur im geringsten Rechnung zu tragen. Zuerst brachte er die Bücher des heiligen Augustinus über die Gnadenwahl und die Beharrlichkeit (Les deux livres de S. Augustin de la prédestination des Saints et du don de la persévérance. Paris 1676. 12.) und als dieser Versuch Beifall fand nach und nach von den Werken desselben Kirchenvaters die Schrift über die Art und Weise, die Grundsätze der christlichen Religion zu lehren, nebst den Abhandlungen über die Enthaltsamkeit, über die Mäßigkeit, über die Geduld und gegen die Lüge (Les livres de S. Augustin de la manière d'enseigner les principes de la religion chrétienne, avec les traités de la continence, de la tempérance, de la patience et contre le mensonge. Paris 1678. 12.), die Briefe (Les lettres de S. Augustin, avec des notes sur des points d'histoire et de chronologie [par Tillemont]. Paris 1684. 2 Voll. f. oder 6 Voll. 8. Nouv. édit. Paris 1737. 12. 6 Voll.), die Bekenntnisse (Les confessions de S. Augustin. Paris 1686. 8. 1737. 8. 1743. 12. 1758. 12. 1760. 12. Nouv. édit. rev. par A. Egron. Paris 1820. 8. 1823. 12. 2 Voll.), die Bücher von der wahren Religion und den Gebräuchen der katholischen Kirche (Les deux livres de S. Augustin de la véritable religion et des moeurs de l'eglise catholique. Paris 1696. 8.) und die Predigten über das neue Testament (Les sermons de S. Augustin sur le Nouveau Testament. Paris 1694—1700. 8. 4 Voll.). Goibaud gehört jedoch nur die erste Hälfte der Uebersetzung dieser Predigten an, die andere wurde von La Bonodière besorgt. Uebersetzungen anderer Schriften des heiligen Augustinus (Selbstgespräche, Betrachtungen und Handbuch) werden ihm fälschlich zugeschrieben, ebenso eine Uebersetzung des Briefwechsels Cicero's mit seinen Freunden (Lettres de Cicéron à ses amis. Paris 1704. 12. 4 Voll.), dagegen gehören ihm an die Uebersetzungen der Abhandlungen dieses Schriftstellers über die Pflichten (Les offices de Cicéron. Paris 1691. 12. A la Haye 1692. 12. Paris 1704, 1725 und 1729. 12.), vom Alter und über die Freundschaft, sowie der Paradoxen (Les livres de Cicéron de la Vieillesse et de l'Amitié avec les Paradoxes. Paris 1691. 12.). Außer diesen Uebersetzungen hat man Goibaud noch eine kleine Racine betreffende Schrift (Réponse à la lettre de M. Racine contre M. Nicole. Paris 1666. 8.); zwei andere Abhandlungen über die Gedanken Pascal's (Discours sur les pensées de M. Pascal. Paris 1672. 12.) und über den Beweis der Wunder Moses (Discours sur les preuves des miracles de Moïse. Paris 1672. 12.), welche sich unter Goibaud's Namen auch in den meisten Ausgaben der Werke Pascal's befinden, sind jetzt als Erzeugnisse des gleichzeitigen Schriftstellers Jean Filleau de la Chaise [1]) anerkannt.

---

2) Ueber ihn J. O. Thieß, Gelehrtengeschichte von Hamburg. 1. Bd. S. 246 fg.; H. Schröder, Lexikon der hamb. Schriftsteller. 2. Bd. S. 538 fg.

*) Vergl. Fr. C. v. Savigny, Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter. (Heidelberg 1834. 8.) 2. Bd. S. 45. Jos. Aschbach, Geschichte der Westgothen (Frankf. 1827.) S. 337.

1) Geboren um das Jahr 1630 zu Poitiers, gestorben im Jahre 1693. Er ist hauptsächlich durch seine Histoire de St. Louis (Paris 1688. 4. oder 2 Voll. 12.) bekannt.

Am 12. Nov. 1693 wurde er Mitglied der französischen Akademie und überbot sich in der bei seiner Aufnahme gehaltenen Rede (abgedruckt in dem Recueil des harangues prononcées par Mss. de l'académie française dans leurs réceptions. Paris 1698. 4. p. 671 sq.) in Lobhudeleien gegen die Akademie und den König. So schwülstig diese Rede ist, so stellte er doch in der Vorrede zu seiner Uebersetzung der Predigten des heiligen Augustinus die sonderbare Ansicht auf, der Prediger müsse allen Künsten der Beredsamkeit und allen rhetorischen Figuren entsagen, welche aber von dem berühmten Theologen und Philosophen Ant. Arnauld in seinen Réflexions sur l'éloquence des prédicateurs (Paris 1695. 12.) gründlich widerlegt wurde. Goibaud, auf seinen literarischen Ruhm sehr stolz, wäre durch diese Zurechtweisung unstreitig empfindlich gekränkt worden; er starb aber vor dem Erscheinen derselben am 1. Juli 1694 zu Vincennes an dem damals zu Paris herrschenden Fleckenfieber, dem er hatte ausweichen wollen [2]).

(*Ph. H. Külb.*)

GOIFFON (Jean Baptiste), Arzt und Naturforscher, geb. im Jahre 1658 im Flecken Cerdon in der sogenannten Bougey am Fuße des Jura im südlichen Frankreich, gest. zu Lyon am 30. Sept. 1730. Er machte seine allgemein wissenschaftlichen und medicinischen Studien zu Lyon und vollendete letztere auf der medicinischen Hochschule zu Montpellier, wo er zum Doctor promovirte. Hier hatte er sich auch viel mit Botanik beschäftigt und nach dieser Seite hin besonders anregend auf seinen Studiengenossen Bern. Jussieu eingewirkt, der später in diesem Fache so Ausgezeichnetes leistete. Ohne besondere Pläne für seine Zukunft entworfen zu haben, kehrte er nach Cerdon zurück, ward aber nach Lyon berufen, um den Marquis von Rougemont, der in dem französischen Feldzuge in Italien gefährlich verwundet worden war, in die Kur zu nehmen. Sie gelang ihm überraschend schnell und glücklich und hatte für ihn den Ruf als Oberarzt bei der französischen Armee in Italien unter Catinat zur Folge, der ihn sehr auszeichnete. Nach dem Friedensschlusse ließ er sich in Lyon nieder, begründete daselbst seinen Hausstand und gewann eine sehr ausgebreitete Praxis; später, im J. 1705, begleitete er den Marschall von Tessé als Leibarzt an den Hof König Philipp's V. zu Madrid, wo ihn die Königin als ersten Leibarzt in ihre Dienste zu nehmen wünschte. Aber es zog Goiffon zu seiner Familie nach Lyon zurück und diese seine zweite Vaterstadt, der er wesentliche Dienste zu leisten Gelegenheit fand, ehrte ihn im J. 1717 durch die Wahl zum Stadtschöppen. Er gab heraus: Réponse aux observations de Chicoyneau, Verny et Soullier sur la nature, les événements et le traitement de la peste à Marseille. (Lyon 1721. 12.) Rélation et dissertation sur la peste de Gévaudan. (Lyon 1722. 8.)*). In Jussieu's Bibliothek fand sich unter seinem Namen und von seiner Hand geschrieben ein Index plantarum, quae circa Lugdunum nascuntur.

(*J. E. Volbeding.*)

GOIFFON (Joseph), Abbé, jüngerer Bruder des Vorhergehenden, ebenfalls zu Cerdon geboren, gest. im J. 1751. Er trat in den geistlichen Stand und amtirte längere Zeit als Lehrer am Collège zu Thoissey-en-Dombes und ward später Almosenier des Herzogs von Maine. Er hatte sich vorzugsweise mit astronomischen Studien beschäftigt mit so gutem Erfolge, daß ihn die Akademie der Wissenschaften zu Lyon zu ihrem Mitgliede erwählte. Von ihm existirt die Schrift: Felix siderum situs nascente serenissimo Delphino. (Par. 1731. 4.; neuaufgelegt in französischer Uebersetzung (ebendas. 1738. 4.). Seine Schrift: Harmonie des deux Sphères, céleste et terrestre, ou la corréspondance des étoiles aux parties de la Terre (Par. 1731. 12. u. 1739. 4.) enthält nach Lalande (Bibliogr. astronom. p. 392) „les éléments d'astronomie et de géographie et principalement la comparaison des déclinaisons des étoiles sous les latitudes terrestres" und p. 411 erklärt ihn Lalande für „un exemple assez rare du goût pour l'astronomie dans une province éloignée de la capitale."

(*J. E. Volbeding.*)

GOIFFON, ein Neffe der eben besprochenen beiden Brüder, ungefähr um 1780 gestorben, war Professor an der Thierarzneischule zu Alfort bei Paris. Mit seinem Collegen Vincent gab er die: Mémoire artificielle des principes relatifs à la fidèle représentation des animaux tant en peinture qu'en sculpture (Par. 1777 —1780 3 vols. fol. avec 23 pll.) heraus, in welcher er sich auch als trefflicher Maler bewährte.

(*J. E. Volbeding.*)

GOIGOUX (Jean Daniel), Lexikograph, geb. zu Paris um das Jahr 1775, gest. daselbst den 11. Juni 1823. Er trat, nachdem er sich eine ausgezeichnete Schulbildung erworben hatte, sehr jung in das Postfach und gelangte in demselben bis zur Stelle eines Bureauchefs. Bei außerordentlicher Arbeitsamkeit und gewissenhafter Zeiteintheilung gewann er neben seinen Amtsgeschäften noch viele Muße zu literarischen Beschäftigungen, zu denen er durch seine Bildung und Belesenheit sich eignete. Sein Hauptwerk ward eine neue (dritte) Ausgabe des Dictionnaire historique von Chaudon und Delandine mit vielen Zusätzen und Verbesserungen, die er in der Zeit von kaum zwei Jahren in überraschender Schnelligkeit in 30 Bänden ans Licht förderte; nur die

2) Vergl. *D'Olivet*, Histoire de l'Académie française (Paris 1730. 12.) p. 106 seq. *J. P. Niceron*, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la république des lettres. Vol. XVI. p. 165 seq. (teutsche Uebersetzung 12. Bd. S. 149 fg.). Biographie universelle. Tom. XII. p. 67 seq. Biographie générale. Tom. XIV. p. 880.

*) So führt die Biographie univ. Tom. XVII. p. 99 in dem daselbst ihm gewidmeten Artikel diese Schrift auf. Sonderbarer Weise lautet er in der Biographie génér. Tom. XXI. p. 85 ganz verschieden durch: Rélation — — sur la bête du Gévaudan etc. mit dem ausdrücklichen Zusatze: „Suivant l'auteur cet animal, né (?) en 1702, ressemblait à un lynx. Il fut tué dans le bois des Ternes près Saint-Flour." Es hat hier nur die Differenz aufgezeigt werden können, ohne eine Lösung zu versuchen. Vielleicht wird sie aber von hier aus angebahnt.

beiden letzten erschienen unmittelbar nach seinem Hintritte. Die erste Auflage vom Jahre 1766 hatte nur aus 4 Bänden bestanden, während die viel spätere zweite deren schon 20 zählte. Gleichzeitig mit Goigour hatte auch Prudhomme die Redaction einer neuen Ausgabe dieses in Frankreich beliebten geschichtlichen Hilfsbuches übernommen; doch steht diese der Arbeit Goigour's bedeutend nach. Außerdem erschienen von ihm noch ein „Vocabulaire de l'Académie française“ und eine ganz umgearbeitete Ausgabe von „Vosgieu dictionnaire géographique ou description géographique de toutes les parties du monde“ beide zu Paris im J. 1821. 8. *).

(*J. E. Volbeding.*)

GOJIM, der Plural des hebräischen Substantivs Goj (גוי) = Volk, wird in appellativischer Bedeutung in dem alten Testamente vorzugsweise von den Völkern außer dem Volke Israels, den Heiden, gebraucht, während der Singular גוי sowol für diese wie für jenes angewandt wird. An einigen Stellen jedoch ist das Wort als Eigenname aufzufassen. Zunächst Jos. 12, 23, wo unter der Zahl der von Josua besiegten Könige ein König der Gojim in Gilgal erwähnt wird (vergl. d. Art.). Wahrscheinlich saßen hier später noch Heiden, welche vorzugsweise so genannt wurden und ist dieser Sprachgebrauch vom Erzähler in jene Zeit zurückverlegt worden, wo die Bezeichnung „Heiden" für dieses Volk von den übrigen heidnischen Bewohnern Kanaans kaum unterscheidend sein konnte. Ferner wird 1 Mos. 14, 1 unter den vier Königen, welche nach der Besiegung von Sodom und Gomorrha Lot als Gefangenen mit sich führten, Tideal der König von Gojim genannt. Man hat dieses Volk Gojim mit dem im Buche Josua erwähnten identificiren wollen, wogegen die Verbindung mit den anderen im fernen Osten zu suchenden Völkern spricht. Die Uebersetzung des Symmachus βασιλεὺς Σκυθῶν beruht wol auf einer anderen Leseart גוגים (Gogim). Gesenius ist geneigt mit Beziehung auf 1 Mos. 10, 5 (Von diesen [den Söhnen Javan's] haben sich ausgebreitet die Inseln der Völker u. s. w.) ein westliches Volk zu verstehen. Allein die unbestimmte Vorstellung des Westens, welche darin gefunden werden kann, knüpft sich doch nur an den Ausdruck „die Inseln," welcher hier fehlt. Es bleibt Nichts übrig als anzunehmen, daß in Gojim ein alter wirklich historischer Name stecke, der in der spätern Zeit verschwunden sei (Ewald), oder daß der Erzähler den Namen des Volkes des Tideal nicht mehr kannte und den allgemeinen Namen Völkerkönig substituirte.

(*Haarbrücker.*)

GOIS (Étienne Pierre Adrien), Bildhauer, geb. zu Paris den 14. Febr. 1731, gest. daselbst den 3. Febr. 1823. Sein Vater, Unterbeamter am Parlamente zu Paris, hätte den Sohn in weiterer Verfolgung seiner glücklich begonnenen Ausbildung für den Gelehrtenstand am liebsten die juristische Laufbahn beschreiten sehen, widersetzte sich aber auch nicht, als die vorherrschende Neigung des Knaben für die bildende Kunst sich aussprach und er als solcher schon überraschende Proben des Talents, welches er auf ihrem Gebiete zu entwickeln bestimmt war, an den Tag legte. Kaum 14 Jahre alt trat er in die Werkstätte des Bildhauers Jeaurat ein; bedeutendere Förderung fand er in dem Atelier des berühmten Michel Ang. Sloodtz, der ihn mit so gutem Erfolge in das innere Heiligthum seiner Kunst einführte, daß Gois bereits in seinem 17. Jahre ausgesetzte Preise errang. Im J. 1757 erwirkte ihm der erste akademische Preis für ein figurenreiches Basrelief [1]) zugleich ein Künstler-Reisestipendium, das ihm den Weg nach Rom aufschloß, wo er länger als sieben Jahre eifrig seinen Studien lebte und wo er bald mit dem Zeichenstifte, bald mit dem Meißel in der Hand die Werke des Alterthums, von denen er sich umringt sah, nachbildete und eigene schuf. Bald nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt, wohin ihm der Ruf seiner Meisterschaft vorausgegangen war, ward er in Anerkennung seines Talents für die ihm aufgegebene Ausführung eines „modèle en terre cuite“ [2]) unter dem 26. Oct. 1765 zum Mitglied der königlichen Akademie der Künste ernannt; seine Marmorbüste Ludwig des XV., zur Aufstellung in dem Sitzungssaale der Akademie bestimmt, erhob ihn durch Decret vom 23. Febr. 1770 zum Akademiker und der 27. Juli 1776 brachte ihm von Seiten der Akademie sein Diplom als „professeur adjoint,“ der 7. Juli 1781 den wirklichen Professor; durch Ordonnance vom 10. April 1816 ward er, noch immer als Greis von 85 Jahren rüstig und thätig, nach einer seltner zur Ausführung kommenden Ehrengradation zum „académicien libre“ ernannt. Nahe an 50 volle Jahre bekleidete er, in ungeschwächter Anerkennung von Seiten der Mitwelt, seine Professur, durch zahlreiche größere und kleinere Werke seiner Kunst und durch die Bildung einer Menge von Schülern ihr Ehre machend. Sein rechtlich-biederer, friedlich-liebenswürdiger Sinn führte ihn, der mitten unter den Idealen seiner Kunst in zurückgezogener Stille lebte, Niemanden anfechtend und von Niemandem angefochten, durch alle Stürme der Revolution, des Kaiserreichs und der Restauration, ein seltenes Beispiel des Triumphs consequenter Mäßigung im bürgerlichen Leben und künstlerischen Walten. Die Feier seiner Exequien in der Kirche St. Germain des Prés, durch die Gegenwart zahlreicher Deputationen gelehrter Körperschaften und persönlicher Freunde geehrt, gab öffentlichen Blättern eine gern benutzte Gelegenheit, Namen und Verdienste eines Mannes wieder aufzufrischen, der mit der Entfaltung seines Talents in eine Vergangenheit zurück reicht, die dem neuen, seinen Sarg umgebenden Geschlechte fast eine verschollene war. Aus der langen Liste seiner Werke in den Annalen der Akademie der Künste verdienen besonders seine Statuen

*) Man vergl., außer der Biographie univ. unter Goigoux Tom. XVII. p. 99. éd. nouv.) Beuchot zur Bibliographie de la France 1824. p. 167.

1) Nach den Archives de l'École imp. des Beaux-Arts hatte es „Tullie faisant enlever les morts“ zum Vorwurf. 2) Nach derselben Quelle hatte es „Aristée pleurant la perte de ses abeilles“ zum Gegenstand.

des Kanzlers de l'Hopital auf der großen Freitreppe der Tuilerien, des Präsidenten Molé in einem der Säle des Instituts, des heiligen Vincenz im Chore von St.-Germain l'Aurerrois hervorgehoben zu werden. Sein großes Basrelief: St. Jaques et St. Philippe prêchants et guérissant les malades, ursprünglich in der Kirche St. Philippe du Roule aufgestellt, ward während der Revolution in das Museum der Petits-Augustins versetzt. Das „modèle d'un cheval écorché," welches Gois im J. 1788 der Akademie der Künste überwies, wird wegen der anatomischen Studien, die es zur Anschauung bringt, mit Recht bewundert [3]).

(*J. E. Volbeding.*)

GOIS (Edme Étienne François), der Sohn des Vorigen, ebenfalls Bildhauer, geb. zu Paris im J. 1765, gest. auf seinem Landsitze St.-Leu-Taverny im J. 1836. In der pariser Schule der schönen Künste und unter den Augen seines Vaters gebildet führten auch ihn Talent und Fleiß frühzeitig auf der Künstlerlaufbahn so weit vorwärts, daß er von 1788 an zahlreiche Preise davontrug. Für seine Gruppe: „Abimélech rendant Sarah à Abraham" erhielt er im J. 1791 auf Intercession Ludwig's XVI. den ersten Preis, der vom vorigen Jahre unvergeben geblieben war, nachdem der auf das gedachte Jahr ausgesetzte anderweitig vergeben worden war. Zweimal, in den Jahren 1800 und 1802, erhielt er die Auszeichnungen, welche man in Frankreich „Le maximum de récompenses" nennt, im J. 1812 die goldene Medaille erster Classe. Als Hauptwerke von ihm werden gerühmt: Die Gruppe der drei Horazier, lebensgroße, ausdrucksvolle und schöngeformte Figuren; die der Grazien; eine Reiterstatue Boneparte's; die Bronzestatue der Jeanne d'Arc in Orleans; eine Kreuzabnahme, kolossal, in der Kirche St.-Gervais in Paris; eine Statue Karl's des Großen in der Kirche von St-Denis; eine Turenne's auf dem pont de la Concorde; das Mausoleum des Herzogs von Berry in Lille u. a. m [1]). Auch rühren zahlreiche Sculpturen und Büsten unter den Monumenten im Père la Chaise von ihm her. Als Schriftsteller ist er mit der Broschüre: Réédification du monument de Jeanne d'Arc dans la ville d'Orléans (Par. 1803. 8.) aufgetreten [2]).

(*J. E. Volbeding.*)

GOISKE (Johann Philipp Kneyln-Rosenstand), Staatsmann, geb. zu Kopenhagen den 6. Dec. 1754, gest. daselbst den 29. Mai 1815. Sein Vater, Peter Rosenstand Goiske, war Professor der Theologie an der Universität Kopenhagen [1]), seine Mutter Maria Benedicta geb. Kneyln. Er machte seine Schulstudien auf der lateinischen Schule zu Rothschild (Roeskilde), von welcher aus er 1772 die Universität Kopenhagen bezog; sein Vater war daselbst bereits 1769 gestorben. Er machte seinen theologischen Cursus vollständig durch und hatte sich auch bereits mit glücklichem Erfolge als Schriftsteller versucht, vertauschte aber weiterhin von 1781 an, aus Neigung und Familienrücksichten die theologische Carrière mit der im unmittelbaren Staatsdienste, in welchem er von seinem ersten Posten aus als Secretair der Rentenkammer für Westindien und Guinea durch raschen Wechsel in höheren Bedienstungen im J. 1813 zum Director der Reichsbank befördert ward, zugleich durch Verleihung des Danebrogsordens ausgezeichnet. Er war zwei Mal verheirathet, zuerst 1785 mit Henriette, des Dr. med. Joh. Gottfr. Erichsen Tochter, dann 1797 mit Louise Judith, des Contreadmirals Wolfgang Kaas Tochter, die ihn überlebte und am 6. Sept. 1818 starb. Aus seiner theologischen Periode datiren die beiden Schriften: En verdslig mands raisonnement over den erfarne geistlige mands tanker om Bastholms liturgiske forsoeg. (Kopenh. 1785) und: Forsoeg til en laerebog i den christelige religion. (Ebendas. 1790.) Bereits seinem amtlichen Leben als Staatsdiener gehört an: Spoergsmal som angaaer den af nogle jydske Jorddrotter indgivne adresse. (Kopenh. 1791.) [2]).

(*J. E. Volbeding.*)

GOITO, Marktflecken in der Lombardei, Provinz Mantova, District Volta, zwei Meilen von Mantua, am Mincio, fast ganz von einem ziemlich großen Sumpfe umgeben, mit 5000 Einwohnern, bekannt durch wiederholte Uebergangsgefechte zwischen den Oesterreichern und Piemontesen im J. 1848. Am 18. März d. J. war der Aufstand in Mailand ausgebrochen und nur durch einen Rückzug, der als ein Meisterstück der Strategie gelten durfte, konnte sich der österreichische Obercommandant, Feldmarschall Radetzky, die Mittel zur Fortsetzung des Kampfes gegen das anrückende piemontesische Heer retten. Dieses drang unter dem Oberbefehle des Königs Karl Albert an den Mincio heran. Radetzky, welcher die Unthätigkeit seines Gegners zu benutzen suchte, zog das aus dem Norden heranrückende Corps Nugent's an sich, überschritt den Mincio, nahm die Linien von Curtatone und zog den Mincio aufwärts. Den 27. Mai hatte er also die Offensive ergriffen; allein bei Goito sah er sich am 29. Mai wegen Unzulänglichkeit seiner Mittel zurückgeschlagen und mußte sich Mantua wieder nähern. Genöthigt, eine Entscheidung wegen dieser von den Italienern cernirten Festung herbeizuführen, brachte er es durch geschickte Operationen dahin, daß er die Uebergänge des

3) Andere Werke seiner Hand sind erwähnt in Nagler's „Allgem. Künstlerlexikon" 5. Bd. S. 264 und von Guyot de Fère in *Firm. Didot,* Nouv. biogr. générale. Tom. XXI. p. 86.

1) Ausführlicher über sie in Nagler's Künstlerlexikon a. a. O. und bei Guyot de Fère a. a. O. S. 87. Die meisten statuarischen Bildwerke dieses Künstlers sind in Landon's Annales du Musée du Louvre abgebildet. 2) In Nagler's Künstlerlexikon a. a. O. S. 265 wird auch einer Künstlerin, Mme. Gois, gedacht, von der es nur wahrscheinlich ist, daß sie die Frau eines der hier besprochenen Künstler sei. Im Cabinet Paignon Dijonval werden von ihr, ohne Angabe ihrer Lebenszeit, drei Zeichnungen erwähnt, welche Kinderspiele und ein kleines Monument vorstellen.

1) Man vergl. über ihn *R. Nyerup,* Dansk Literatur-Lexik. (Kiöbh. 1818.) 1. Bd. S. 195. 2) Ausführlicheres über sie, sowie über seine kleineren theologischen und sonstigen Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften bei *Th. H. Erslew,* Dansk forfatter lexicon. (Kiöbh. 1843.) 1. Bd. S. 499 fg. Sein Nekrolog von K. L. Rahbeck in der Dansk Minerva von 1815. 1. Bd. S. 64—84 und Nachtr. ebendas. 1816. 2. Bd. S. 60 fg.

Feindes längs des Mincio beherrschte, wobei von der Mitte des Juli an wiederholte Gefechte in den Umgebungen von Goito vorfielen, bis endlich ein Hauptschlag gegen den Feind in der Schlacht bei Custozza am 25. Juli erfolgte, welcher wesentlich dazu beitrug, damals dem Hause Oesterreich Oberitalien zu retten, von Seiten des energischen Oberfeldherrn in einem Lebensalter, in welchem solche Thaten fast ohne Beispiel dastehen.

(*J. E. Volbeding.*)

GOKTSCHAI (oder richtiger Gök-tschai گوك چای), d. i. blaues Wasser (nicht blaues Meer), von den Tartaren so genannt wegen seiner schönen, ruhigen, tiefblauen Fläche, heißt ein zwischen grüne Berge und hohe Schneegipfel eingekeilter, 5—6000 Fuß über dem Spiegel des schwarzen Meeres liegender See im armenischen Hochlande, den die Gipfel der umgebenden Berge noch um 3500 Fuß überragen. Er liegt nach guten Karten zwischen 40° 8′ — 40° 40′ nördl. Br. und 42° 42′ — 43° 30′ östl. L. von Paris und ist 8½ Meilen lang und 2—4 Meilen breit. Die Armenier nennen diesen im classischen Boden armenischer Geschichte liegenden See Zewanga.

Die alten griechischen, römischen und arabischen Geographen und Geschichtsschreiber scheinen diesen See gar nicht gekannt zu haben. Chardin erwähnt ihn, nicht aus eigener Anschauung, sondern nach eingezogenen Erkundigungen bei den Bewohnern der Goktschailandschaft, gibt seinen Umfang zu niedrig auf 25 Lieues an, gedenkt seiner bedeutenden Tiefe, seiner bei den Bewohnern Eriwans sehr beliebten Fische (neun Arten), des persischen Namens desselben Derischirin und des armenischen Kiagar-Kuni-su, welche beide süßes Wasser bedeuten. Parrot hat ihn auf seiner Reise zum Ararat nicht gesehen und was sein Begleiter Behaghel über die geognostischen Verhältnisse der umgebenden Berge mittheilt, beschränkt sich auf die Notiz, daß einige derselben aus Trachyt bestehen. Dubois de Montpereur ist nur im Winter, wo die Landschaft unter einer dichten Schneedecke lag, flüchtig vorübergezogen, doch hat er wenigstens nachgewiesen, daß die Umrisse des Sees auf der kaukasischen Karte des russischen Generalstabes falsch angegeben seien, und daß dieselbe namentlich von der Verengung des Seebeckens in der Mitte seiner Länge durch ein von Westen nach Osten vorspringendes Felsencap kein getreues Bild gewähre.

Genaue Mittheilungen über ihn geben Dr. Karl Koch und Dr. Moritz Wagner; aus deren Reisewerken stellen wir das Wesentlichste über diesen interessanten See hier zusammen.

Der See, für den Koch noch den Namen Kadscharsuh (was süßes Wasser bedeutet und offenbar nur eine kürzere Form für Chardin's Kiagar-kuni-su ist) und Kogam aufführt, zieht sich von Nordwesten nach Südosten bis zu den Grenzen Karabags. Ringsherum wird er nach Nordosten von plutonischen, nach Südwesten von vulkanischen Bergen eingeschlossen. Nach Osten hin nehmen diese so an Höhe zu, daß sie Jahr aus Jahr ein mit Schnee bedeckt sind. Den schönen südlichen Hintergrund bildet die vulkanische Gruppe des Achmangan mit einem gewaltigen (nach Woskoboinikoff) völlig erhaltenen Krater und den Gipfeln des Dschani, Janikh, Gesaldara und Schakbulak, welche nach ihren Schneemassen zu urtheilen, mindestens 12,000 Fuß hoch sind. An der Südost-Seite ragen in ziemlicher Entfernung vom Ufer die gleichfalls mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des Kiskalassi, Kungurdagh und Ketidagh empor. Unweit der Fahrstraße, welche vom nordwestlichen Strande nach Eriwan führt, erheben sich, wie drei Brüder, drei Berge von auffallend gleichmäßig konischer Form, in deren Umgebung allenthalben mächtige vulkanische Auswürflinge, worunter auch glasiges Kratergestein, wie Pechstein, Perlstein und Obsidian mit weißem Bimsstein vorkommen. Bei den Bewohnern der Gegend hat diese auffallend gestaltete Berggruppe den tartarischen Namen Utsch-taba, d. i. Dreihügel. Nahe an dem Ausflusse des Goktschai, welchen die in südwestlicher Richtung nach der Araresebene zu fließende Sanga bildet, nehmen alle Berge eine mehr selbständige Konusform an und trennen sich häufig von der Kette, was in Verbindung mit den Auswürflingen, die man allenthalben an ihrem Fuße wahrnimmt, auf eine längere vulkanische Thätigkeit hindeutet, während die Berge im Norden und Osten des Goktschaikessels nach ihrem Emporsteigen erstarrt zu sein und keine Auswurfskrater gebildet zu haben scheinen. Am nordwestlichen Ufer besteht ein Theil der zu Tage tretenden Felsen aus einem grünlichen Porphyr, der öfters plattenförmige Absonderung zeigt. In der Nähe bemerkte Wagner auch ein schieferiges Gestein, das durch den eingedrungenen Porphyr völlig verändert und umgeworfen worden. An dem flachen nordwestlichen Ufer ist ein schmaler Saum von Sand und kleinen Rollsteinen angehäuft, welcher den Uferrand von der ungemein fruchtbaren Dammerde trennt. Diese Rollsteine bestehen aus den verschiedenen krystallinischen Felsarten aller umgebenden Gebirge, welche durch die Flüsse und Bäche in den See gewälzt und von dessen Brandung in der stürmischen Jahreszeit wieder ausgeworfen werden. Auf allen Bergabhängen ist die Verwitterung des Porphyrs weit fortgeschritten. Nackter Fels tritt selten hervor und die aus dem zerfallenden Gesteine und den verwesenden Vegetabilien entstandene Humusdecke ruft hier, sobald der Schnee verschwunden, zwar keine kräftigen hohen Büsche, aber einen prachtvollen Teppich alpiner Blumen von den mannichfaltigsten Farben hervor.

Schon Dubois de Montpereur hatte vermuthet, daß der ganze Kessel ein großer Krater gewesen sei, der sich erst später mit Wasser gefüllt habe, und M. Wagner erhebt diese Vermuthung fast zur Gewißheit. Außer den Beweisen, die er aus der Untersuchung der erloschenen Feuerberge beibrachte, welche sich rings um aufthürmen und den Kessel wie einen ungeheueren Krater umgeben, dem vor Zeiten Flammen und glühendes Gestein entstiegen, während jetzt eine gewaltige Wassermasse die Tiefe des erstarrten Schlundes verbirgt, lieferte ihm auch die im See liegende Insel Sewan die über-

zeugendsten Thatsachen für eine fortgesetzte vulkanische Thätigkeit von langer Dauer. Er betrachtet nicht ohne Grund die Insel Sewan selbst als einen Auswurfskegel des ungeheuern kraterischen Beckens. Denn noch jetzt ist sie mit vulkanischen Auswürflingen theilweise bedeckt, obwol die Seefluthen bei den ungemein heftigen Stürmen, welche theilweise das Eiland mit der wogenden Brandung überschütten, viele dieser zertrümmerten Kraterproducte weggeschwemmt und in die Tiefe gerissen haben mögen, während ein anderer Theil der Auswürflinge zu Klosterbauten verwendet wurde; denn alle Klostergebäude der Insel sind aus Lava gebaut und auch die Kirchenaltäre bestehen aus diesem dunkeln Schlackengestein. Gleich bei der Landung auf der Insel stieß Wagner mit seinen Begleitern auf mächtige Lavablöcke, theils von schwarzer, theils von brauner Färbung, schlackig, von vielen Blasenräumen durchsetzt. Schmutzig grüne Bimssteinblöcke und Bimssteinporphyr sind häufig, doch fand Wagner keinen Obsidian, keinen Pechstein, überhaupt keine glasigen Kratergesteine. Die nur an wenigen Stellen offen zu Tage stehenden Felsen bestanden, wie sich beim Anschlagen mit dem Hammer ergab, aus einem dunkeln Gesteine mit vorherrschendem Augit, durch eingesprengte Krystalle von Leucit und Augit oft porphyrartig. Trotz der Härte des Gesteins ist auf Sewan die Verwitterung so weit fortgeschritten, daß eine ziemlich mächtige, mit reicher Vegetation überkleidete Schicht Dammerde das Eiland überall bedeckt. Nur an wenigen Stellen treten compacte Felsen zu Tage und sind überall mit einer Kryptogamendecke überzogen, welcher dem Gestein die verschiedenartigste Färbung gibt. Dieser starke Zerfall der felsigen Oberfläche des alten Auswurfkegels unter dem Einflusse des Seewassers und der Atmosphäre deutet auf ein bedeutendes Alter dieser vulkanischen Bildungen. Der mächtige Krater des Goktschai war wol lange schon zur Ruhe erstarrt und die unterirdischen Feuermächte unthätig, als der Ararat, dessen trachytische und augitische Porphyrwände noch heute der zersetzenden Einwirkung der Atmosphäre trotzen, ungeheure Lavamassen aus seinen Kratern schleuderte. Besonders merkwürdig ist das Vorkommen von mächtigen Blöcken vulkanischen Tuffs auf Sewan. Abgerundete und eckige Stücken von Laven sind durch ein helleres, festes Bindemittel zusammengekittet, ein Beweis, daß dieser Tuff vom Wasser gebildet ist und die Insel einst unter Wasser gestanden hat.

Die Farbe des Seewassers erscheint von der Höhe der Berge betrachtet als ein prachtvolles Indigoblau, an den ebenen Stellen des Ufers schwarzblau, doch ist es dabei rein und durchsichtig, sodaß es Wagnern während der Ueberfahrt nach der Insel fast noch schöner vorkam als die glänzende Farbe des wolkenlosen Aethers über ihm. Diese Klarheit der Farbe bewahrt der See in allen Jahreszeiten, nur zeigen sich zu der Zeit, wo auf den Bergen der Schnee schmilzt, auf der blauen Fläche die langen schmutzigen Streifen, welche die Stellen anzeigen, wo die einströmenden Gebirgsbäche das reine Seewasser trüben und verdrängen. Da aber im Sommer anhaltende Windstille auf dem See herrscht und die von den Schneebächen eingewälzten erdigen Theile bald versinken, so sind auch die schmutzigen Streifen selbst an der Südseite nicht sehr bedeutend, wo die meisten Gebirgsbäche in den See strömen.

Die Tiefe des Sees ist noch nicht gehörig bestimmt. Der russische Ingenieurofficier, v. Buchwald, fand mit dem Senkblei in 70 Faden Tiefe noch keinen Grund. Die Temperatur des Seewassers fand Wagner am Morgen des 19. Mai 3,4° R. bei einer Lufttemperatur von 6°. Acht Monate des Jahres liegt die Landschaft umher in Eis und Schnee begraben, frostige Winde sausen von den Alpengipfeln herab und erzeugen durch ihr Entgegentreten über dem Goktschaikessel eigenthümliche Sturmwirbel, welche die tiefe Fluth des Sees furchtbar aufwühlen, mit ungestümer Brandung gegen die Insel donnern und den eiskalten Schaum der Wogen bis an die Klostermauern spritzen. In diesen vom December bis März dort herrschenden Stürmen mag der Grund liegen, daß der See selbst bei einer Kälte von 20—25° R. unter dem Gefrierpunkte nur selten mit einer Eisdecke bedeckt wird. Dubois, der im Monate Februar am nordwestlichen Ufer flüchtig vorübergezogen war, fand allerdings bei einer Temperatur von — 11 bis —15° R. den See mit einer dicken Eisdecke überzogen und die Mönche von Sewan erzählten Wagnern, in den Jahren 1837—1839 sei der See so fest zugefroren gewesen, daß man auf dem Eise nach dem Lande habe gehen können, jedoch dauere das Eis nie über zwei Monate und in den drei folgenden Jahren (1840—1842) habe sich trotz der grimmigsten Kälte keine Eisdecke gebildet.

Den Geschmack des Wassers fanden die Reisenden, wenigstens an der Nord- und Nordwestseite sehr rein und lieblich wie der des besten labenden Quellwassers; am südöstlichen Ufer soll er dagegen nach Dubois de Montpereur, der selbst nicht an jenem Ufer gewesen ist, widerlich sein. Wagnern will das nicht wahrscheinlich vorkommen, weil dort die häufigen Stürme das Seewasser nach allen Richtungen mischen. Es ist zu bedauern, daß er seine Anwesenheit nicht benutzt hat, die Sache selbst zu untersuchen, da namentlich Koch, welcher sechs Jahre früher den See besuchte, den Geschmack des Wassers im Südosten zum Theil salzig nennt, und in diesem Umstande wenigstens einen Beweis für seine Hypothese über die Entstehung des Sees sehen zu dürfen glaubte. Koch ist der Ansicht, der See sei kein Krater gewesen, sondern sei zu der Zeit entstanden, wo eben erst der untere Kaukasus sich gebildet hatte und die vulkanischen Kräfte thätiger waren. Da haben sich besonders aus dem Ararat und dem Allagäs die Lavamassen in das große Araresbassin ergossen und den Meeresboden selbst ausgefüllt, die Wasser des Bassins seien nach Norden getrieben worden und haben, daselbst vom untern Kaukasus zurückgehalten, den andrängenden Lavaströmen widerstanden und so dem See das Dasein gegeben. Vielleicht sei auch damals auf einmal die ganze südliche Gebirgskette mit ihren kegelförmigen Spitzen hervorgetreten und habe die Gewässer von den übrigen abgesperrt; auch würde der salzige Geschmack des Was-

fers im Südosten gewiß nicht vorhanden sein, wenn dasselbe sich erst später angesammelt hätte.

Bei allem Reichthume des Sees an Fischen sieht man auf demselben keinen Fischerkahn. Die Armenier und Tataren der Umgegend spannen ihre schlechten Netze nur an den Mündungen der kleinen Flüsse auf, ohne je den Versuch gemacht zu haben, den Reichthum in der Mitte des Beckens zu erforschen. Dubois hat zwar versichert, er habe im Februar Leute auf dem zugefrorenen See gesehen, welche Löcher in das Eis geschlagen und darin ihre Netze ausgeworfen hätten; von dieser Fangmethode wollte aber, auf Wagner's Befragen, in der Gegend Niemand etwas wissen. Der Fischfang beginnt an den Ufern gewöhnlich Ende Mai und dauert selten ununterbrochen über einen Monat. Mit dem Anfange der Sommerzeit verlassen die Fische in Masse den See und gehen in die Flüsse. Viermal im Jahre wiederholt sich die einmonatliche Fangperiode; während der übrigen acht Monate bleiben die Fische im See zurück und sind bei dem gänzlichen Mangel an Industrie der Uferbewohner vor allen Nachstellungen sicher. Je unbekannter die Fischfauna des Sees und der einströmenden Gewässer ist, desto mehr lag Wagnern daran, Exemplare zur Untersuchung und Aufbewahrung zu haben, namentlich da der See nur sechs Arten enthalten soll. Er kaufte zu diesem Zwecke von Armeniern, welche an dem sich mit der Sanga verbindenden Kanale angelten, ein Dutzend Stück, zeigte auf der nächsten Poststation dem in seinem Gefolge befindlichen Kosaken, wie er sie in den Weingeistschlauch verpacken müßte und untersuchte indessen die Felsformation der Umgegend. Bei seiner Rückkehr in das Posthaus war Iwan in voller Arbeit, aber er hatte die Fische in Stücke zerschnitten, damit sie vom Weingeiste tüchtig durchbeizt noch besser schmecken möchten. Es waren zwei Cyprinusarten und noch 3—4 unbekannte Species, die Wagner nicht wieder ersetzen konnte, da er bei seiner Ankunft in Eriwan keine getrockneten Goktschaifische zum Kauf erhalten konnte.

Außer der in der Nähe des Nordwestrandes liegenden kaum eine Viertelmeile im Umfange haltenden Insel Sewan erheben sich noch zwei sehr kleine unbewohnte Felseilande im Süden über die blaue Wasserfläche. Auf der russischen Generalstabskarte der transkaukasischen Länder sind diese drei Inseln und der Ausfluß, der die Sanga bildet, nicht angegeben, ja sogar die Umrisse des Sees ganz irrig verzeichnet.

Zur Verbindung mit dem Festlande haben die Mönche des Klosters Sewan ein schwerfälliges Floß. Eine Wassercommunication zwischen den gegenseitigen Uferbewohnern des Sees gibt es nicht, so sehr auch der Kaiser Nicolaus für eine Herstellung derselben besorgt war. Die Gewissenlosigkeit einzelner kaukasischer Gouverneure und Befehlshaber machte die edelsten Absichten des Kaisers zu Schanden. Als man Nachricht hatte, daß der Kaiser die russische Provinz Armenien besuchen würde, ließ der damalige Oberbefehlshaber des Kaukasus, Baron von Rosen, um den Zorn des Monarchen nicht zu erregen, wenn derselbe gar keine Wassercommunication auf dem See fände, schnell ein großes Ruderboot zimmern. Dem Kaiser wurde bei seiner Anwesenheit gesagt, das sei der Anfang einer Goktschaimarine, die in wenigen Jahren die indigoblaue Fluth dieses mächtigen Seebeckens durchfurchen werde. Aber kaum hatte der Kaiser Transkaukasien verlassen, so wurde das Fahrzeug in Ruhestand versetzt und war bei Wagner's Anwesenheit so morsch geworden, daß er es ohne augenscheinliche Lebensgefahr nicht zu Ueberfahrten hätte benutzen können. Von einer Goktschaimarine war natürlich gar nicht die Rede.

Den Ausfluß des Sees bildet ein in die zur Araresebene strömende Sanga führender Kanal, den Wagner mehr für ein Werk der Natur als der Menschen hält.

Die G o k t s c h a i l a n d s c h a f t wird gebildet durch die den Goktschaisee umfassenden Gebirgszüge und begreift demnach das Land von den Bergen bis an die Ufer des Sees. Diese Ufer sind im Allgemeinen nicht steil. Zwischen dem Seebecken und den Gebirgen befinden sich kleine Ebenen, oder die sanften Abhänge bilden zuweilen terrassenförmige Plateaux, welche vom Juni bis September herrliches Weideland darbieten. Abowian, welcher einst in der Mitte des Juli von Dilischan nach dem Goktschai fuhr, versicherte, daß in dieser heißen Jahreszeit der Graswuchs außerordentlich hoch sei und daß man dann bis an die Kniee in grünen Halmen und glänzenden Blumenkronen wate. Daher nennen auch die Armenier die Thalabhänge zwischen dem Engpasse Dilischan und dem Goktschai das Blumenparadies. Die Pracht ist jedoch von kurzer Dauer, da schon im September kalte Regenschauer und Schneegestöber sich einstellen. Von Getreidearten gedeiht nach den Aussagen der Eingeborenen nur Gerste auf dieser Höhe. Im Mai wird erst gepflügt. Die Ernte geht häufig durch Nässe oder Hagel ganz zu Grunde. Ein vierfacher Ertrag stellt die Bauern zufrieden; nur in sehr heißen Jahren erntet man achtfältig; der dreifältige Ertrag ist der gewöhnlichste. An Thieren finden sich Hasen, auf dem rauhesten Bergrücken, nach den Mittheilungen der Eingeborenen, ein antilopenartiges Thier, über den See schweben Möven und Kormorane; Reiher, Strandreiter und Enten waten und schwimmen in den Moräſten, welche durch die Schneebäche in der Nordwestebene gebildet werden. Staare und Schwalben nisten in Menge auf den Dächern der armenischen Hütten, Wachteln und Lerchen in den Feldern. Amphibien scheinen zu fehlen, desto reicher ist dagegen die entomologische Fauna vertreten.

Unter den armenischen Königen war die Landschaft zahlreich bevölkert, wohlhabend und glücklich. Sie bildete die Provinz Siunikh oder Sisagan. Die Ufer waren mit Dörfern, Kirchen und Klöstern bedeckt, selbst mehre Städte blühten hier und wahrscheinlich bekleideten auch Gärten und Baumpflanzungen an günstigen Stellen den kahlen Boden. Jetzt sieht man am See keine Spur von Wald oder Garten, nur einige Kirchen- und Klosterruinen zeigen die Stellen an, wo einst eine zahlreiche Bevölkerung in Glück und Frieden lebte. (*H. E. Hössler.*)

GOLAN (der hebr. Etym. nach = Exil) ist der Eigenname einer Stadt, welche, in Basan gelegen und

dem Stamme Manasse zugetheilt, zu den drei Städten jenseit des Jordans gehörte, von denen 5 Mos. 4, 41 gesagt wird, daß Mose sie ausgesondert, „daß dahin fliehe, wer einen Todschlag begangen, wer seinen Nächsten erschlagen ohne Wissen und ihm nicht feind gewesen seit gestern und ehegestern." Daß die Söhne Israel's sie später wirklich als Freistadt bestimmt, erzählt Jos. 20, 8. Daß dieselbe den Söhnen Gerson's vor den Geschlechtern der Leviten vom halben Stamme Manasse übergeben sei, lesen wir Jos. 21, 27 und 1 Chron. 6, 56. — Josephus erwähnt die Stadt unter dem Namen *Γαυλάνην* (De bell. jud. 1, 4, 4 u. 8); die umliegende Landschaft wurde darnach *Γαυλωνῖτις* oder auch *Γαυλανῖτις* genannt. Sie wird von ihm als das östliche Grenzland Galiläa's bestimmt „in Ober- und Untergaulonitis" getheilt, als deren Hauptstädte für jenes Sogane, für dieses Gamala bezeichnet werden, und nach dem Tode Herodes des Großen als zur Tetrarchie des Philippus gehörig bezeichnet. Zuweilen befaßt er dieselbe Landschaft auch unter dem Namen Batanaea (Archäol. 8, 2, 3; 13, 15, 4; 18, 4, 6. Bell. jud. 2, 20, 6; 3, 3, 1 u. 5; 4, 1, 1; De vita sua §. 37. Vergl. auch *Reland.* Palaest. p. 199. 317. 318). Aus Bell. jud. 4, 1, 5 scheint hervorzugehen, daß die Einwohner damals syrisch sprachen. Nach Eusebius *„καὶ νῦν Γαυλὼν καλεῖται κώμη μεγίστη ἐν τῇ Καταναίᾳ (Βαταναίᾳ). ὁμωνυμεῖ δὲ τῇ κώμῃ καὶ ἡ περίχωρος."* Zur Zeit des Hieronymus ist es noch ein großer Ort, villa praegrandis. Noch heute ist Dscholan oder Dschaulan der Name für eine Landschaft östlich vom Jordan, deren Grenzen Ritter (Paläst. II. S. 804) so angibt: „Dscholan begreift die Ebene im Süden von Dschadur und im Westen von Hauran. Im Westen reicht es bis zum Ostufer des Tiberiassees und hat nordwärts den Tol el Faras, das Südende des Dschebel Heisch (Hermon) zur Grenze. Gegen Süden reicht es bis zum Nahr Aweired (oder Awâred, einem nördlichen Quellstrome zum Scheriat el Mandhur, der wahrscheinlich identisch ist mit dem Wadi Sunida, auf Gaillardot's Karte der Ledscha), der es vom Districte Erbad (bei Burckh. sonst Irbid) scheidet; auch weiter gegen Westen bis zum Scheriat el Mandhur selbst, bei Omkeis (Gadara), der es vom südlich anliegenden Districte Kefârât trennt, an welches das noch südlichere El Wostye (Robinson spricht al-Wastijjeh) grenzt." Robinson beschreibt die Westgrenze an der Ostseite des galiläischen Meeres als eine steile, aber nicht jähe Bergmauer 800 bis 1000 Fuß über dem Wasser, welche sich nach Osten in das hohe, unebene Tafelland Dschaulans ausbreitet. Von diesem sagt derselbe, daß es sich, vom Berge Safed gesehen, wie eine ungeheure, unregelmäßige Ebene ausnehme, durchschnitten von tiefen Thälern und Klüften, welche nach dem See hinlaufen. Die hohe Ebene Dschaulans gehe noch weiter nach Süden bis die Berge von Adschlan in dem Districte al-Wastijjeh und um al-Husn wieder darüber emporsteigen. Ueber die Bodenbeschaffenheit bemerkt Ritter a. a. O. S. 294: Eine merkwürdige Rolle in diesem Gebiete spielt unstreitig das schwarze basaltische Gestein, das mit immer größerer Annäherung an den See, von Norden und von Westen her, da es jenseit der Grenzen dieser Verbreitung gänzlich fehlt, auch in immer größerer Mächtigkeit zunimmt, bis es dann auf der weiten Ostseite des Jordan an der Südseite von Damaskus anfangend, von den Jordanquellen über el Ledscha, durch ganz Dschaulan und Hauran bis zum Scheriat al Mandhur (Hieromar) und zum Tiberiassee zurück, in einem gewaltigen Dreiecke das ganze weitanliegende Land (die basaltische Trichonitis) fast ausschließlich beherrscht; eine Alleinherrschaft von solcher Ausdehnung, wie sie vielleicht nur noch einmal im centralen Plateaulande Dekans in Vorderindien auftritt. — Ebenderselbe sagt S. 311: in das wilde, grauenvolle durch seine Raubhorden verrufene Klippengebirge von Dschaulan am Ostufer des Jordan und das Land der Gadarener, im Norden des Scheriat el Mandhur, mit den antiken Städtenamen Gadara, Hippos, Gamala, deren Ruinen auf den Berghöhen meist nur aus der Ferne erblickt wurden, ist außer Seetzen und Burckhardt, denen es auch nur theilweise gelang, noch kein anderer europäischer Beobachter eingedrungen. Noch kein einziger hat die Gestade des Sees rund umwandern können, wie dies Seetzen beabsichtigte; er wie Burckhardt fanden dort nur umherstreifende räuberische Beduinenhorden unter ihren Scheichs auf den Rücken hoher Bergweiden umherziehen, während viele Trümmerorte nordwärts und ostwärts von Fik, einem ziemlich beträchtlichen Dorfe, der Stadt Tiberias ungefähr gegenüber, welches einen eigenen kleinen District bildet und unter türkischer Herrschaft zum Paschalik von Akko, unter ägyptischer zur Provinz Tebarijjeh gehörte, den Beweis liefern, daß das hohe Dschaulan nicht zu allen Zeiten so verödet war wie heute. Die Annahme, daß das heutige Nowa, Nava oder Neve, welches früher von Juden bewohnt war, das alte Golan sei, hat keine Wahrscheinlichkeit, da Seetzen und Burckhardt dort nur Reste christlicher Gebäude und Nichts aus einem höheren Alterthume fanden. (*Haarbrücker.*)

GOLBÉRY (Marie Philippe Aimé de), Staatsmann und Gelehrter, geb. zu Colmar den 1. Mai 1786, gest. zu Kientzheim den 5. Juni 1854. Sein Vater, Beisitzer des elsassischen Obergerichtshofes zu Colmar, ließ ihn den Anfang seiner gelehrten Studien auf teutschen Schulen machen; er setzte sie dann auf der École des quatre nations in Paris fort und absolvirte sie auf der Rechtsschule ebendaselbst. Nur kurze Zeit diente er als Freiwilliger mit Lieutenantsrang in einem der Corps der Nationalgarden, welche Napoleon aus Bevorzugten gestiftet hatte, kehrte aber bald zu den Rechtsstudien zurück; bereits im J. 1808 erwarb er sich das Recht der Advocatur. Schon im J. 1811 erhielt er seine erste Anstellung im Staatsdienste als kaiserlicher Procurator zu Aurich, im Jahre darauf zu Stade, wo ihn seine Bekanntschaft mit dem dasigen französischen Präfecten, Jules David, einem guten Hellenisten, zur fleißigen Betreibung der classischen Studien zurückführte, denen er dann fortwährend treu blieb. In diese Zeit fiel auch seine Vermählung mit einer Tochter Merlin's von Thionville. Im J. 1813 ging er als kaiserlicher Procurator

nach Colmar, trat aber nach der Invasion der Alliirten in Frankreich in ein Freicorps, welches sein Schwiegervater gebildet hatte und legte erst nach der Capitulation von Paris und nach der Abdankung Napoleon's die Waffen nieder. Während der ersten Restauration hatte er sich ganz aus dem Staatsdienste zurückgezogen und lebte ganz seinen gelehrten Studien. Erst im J. 1816, nachdem die Herrschaft der 100 Tage zu Ende war, ließ er sich wieder zum Eintritte in den Staatsdienst bestimmen, fungirte bis 1820 als Hofgerichtsrath zu Colmar, später als Präsident des Assisengerichts zu Strasburg. Im J. 1834 ward er von dem Bezirke Colmar als Deputirter in die Kammer gewählt, wo er seinen Sitz in der Opposition im Centrum der Linken nahm, sich aber allmälig der Ministerialpartei mehr anschloß; er behielt seinen Sitz in der Kammer, auch nachdem er zum Generalprocurator am Gerichtshofe zu Besançon ernannt worden war. Durch die Februarrevolution von 1848 verlor er seine amtlichen Bedienstungen und zog sich auf eine Besitzung am Rheine in den Ruhestand zurück, bis an seinen Tod literarisch vielfach beschäftigt. Er war Ritter der Ehrenlegion und correspondirendes Mitglied der Akademie des inscriptions et belles lettres und vieler anderer gelehrter Gesellschaften, deren amtliche Schriften er mit schätzbaren Abhandlungen bereichern half, wie er denn überhaupt eine reiche literarische Thätigkeit entwickelte. In dem ihn besprechenden Artikel der Biographie universelle [1]) heißt es von ihm: „Il a moins marqué dans sa vie comme magistrat que comme philologue, érudit et antiquaire. Ses collègues seuls pourraient dire s'il était un bon jurisconsulte. Il a laissé en ce genre si peu de traces que sans ses autres travaux nous n'aurions pas à parler de lui. Mais il était très-lettré, excellent humaniste, grand amateur aussi de vieux textes et de vieilles ruines, laborieux d'ailleurs et trouvant, au milieu de ses fonctions judiciaires, assez de loisirs pour voyager, bouquiner, traduire, compiler, annoter, s'occuper tour à tour des Celtes et des Teutons, des guerres de César et des amours de Tibulle. C'est par là seulement qu'il échappera à l'oubli. Il a beaucoup écrit et publié et la seule liste de ses ouvrages témoigne de la diversité de ses connaissances et de l'activité de sa plume. Il y a dans quelques-unes de ses notices archéologiques non seulement du savoir, mais encore des vues ingénieuses et une critique parfois assez sûre. Mais ces notices roulent sur des questions dont l'importance n'est pas généralement reconnue et sur ces questions mêmes il n'a pas dit le dernier mot“ (a. a. O. S. 100 fg.).

Zu seinen größern Schriften gehören die mit Schweighäuser herausgegebenen: „Antiquités de l'Alsace, ou châteaux, églises et autres monumens des départements du Haut-Rhin et du Bas-Rhin, avec un texte historique et descriptif.“ Strasbourg 1825. fol. mit 80 Kupfern (120 Francs) und seine „Lettres sur la Suisse.“ Par. 1827. fol. mit 29 Kupfern (60 Francs) und „Suisse et Tyrol.“ Par. 1839. Teutsch: „Geschichte und Beschreibung der Schweiz" (Stuttgart 1840.); zu der „Weltgemälde-Galerie" gehörig. Im Gebiete der classischen Literatur wird seine Ausgabe des Tibull (Tibulli opera, varietate lectionum, novis commentariis, excursibus, imitationibus gallicis, vita auctoris et indice absolutissimo instr. etc. Par. 1826. 8.) für die Lemaire'sche Classiker-Sammlung geschätzt. Für die Panckouke'sche Bibliothèque Latine Française übersetzte er Cicero's Brutus und den Sueton, wie er auch Schlosser's Geschichte des Alterthums (Paris 1828. 8. 3 Bde.) und Niebuhr's Römische Geschichte (ebendas. 1829. 8. 6 Bde.) in das Französische übersetzte, letzterem Werke auch eine „Notice historique sur la vie et les ouvrages de B. G. Niebuhr“ (Strasburg 1834. 8.) zugesellte. Ueber seine sonstigen zahlreichen kleineren philologischen, historisch-antiquarischen und geographischen Schriften, welche theils in Zeitschriften, theils selbständig erschienen, häufig mit polemischen Tendenzen, sowie über seine Beiträge zu größeren encyklopädischen und kritischen Schriften findet man Näheres bei Quérard [2]) und in den Artikeln der Biographie universelle [3]) und générale [4]) über ihn. (*J. E. Volbeding.*)

GOLBERY (Sylvain Meinrad Xavier de), Reisender, Geograph und Statistiker, geb. zu Colmar den 24. Sept. 1742, gest. zu Paris den 13. Juni 1822. Von trefflichen Naturanlagen unterstützt, trat er sehr jung aus der Militairschule zu Strasburg in die Armee als Genieofficier und machte eine schnelle Carrière. In außerordentlicher Verwendung ward er einer Expedition nach den französischen Etablissements am Senegal und Gambia in Westafrika beigegeben und beschäftigte sich fast drei Jahre lang (1785—1787) mit Erforschung und Vermessung der Küsten, gewann dabei auch Zeit zu Ausflügen in das Innere von Afrika, worüber er nach seiner Rückkehr ins Vaterland in besonderer Reisebeschreibung Bericht erstattete; außer dem St.-Ludwigsorden erhielt er ein Bataillon. Bald nach den ersten Ausbrüchen der Revolution, der er entschieden entgegen war, wanderte er aus, kehrte aber, als die Ruhe wiederhergestellt war, von der verkündeten Amnestie Gebrauch machend, nach Frankreich zurück. Unter dem Kaiserreiche verwaltete er eine Zeit lang das Departement Roër am linken Rheinufer. Nach der Restauration ward er mit Oberstlieutenantsrang in das Invaliden-Hôtel im Jahre 1818 aufgenommen und am 10. Aug. 1820 zum Bibliothekar dieser Anstalt ernannt, welchen Posten er, ein fast 80jähriger rüstiger Greis, bis zu seinem Tode verwaltete. Seine Schriften: Lettres sur l'Afrique. (Par. 1791. 8.) Fragment d'un voyage en Afrique, fait pendant les années 1785—1787 dans les contrées de ce continent comprises entre le cap Blanc et le cap des Palmes. (Par. 1802. 8. 2 vol. av. fig.; engl. von F. W. Blagdon Lond. 1802. 18. 2 vol. und

1) Tom. XVII. nouv. éd. p. 100—102.

2) La France littéraire. T. III. p. 399 s. und T. X. (suppl.) p. 276. 3) a. a. O. S. 101 fg. 4) T. XXI. p. 89—91.

von W. Madfort Lond. 1803. 12. 2 vol.; teutsch Leipzig 1804. 8. 2 Bde.) Die Materialien zu einer zweiten Ausgabe hatte der Verfasser schon vorbereitet; es ist aber nicht zu einer solchen gekommen. — Considérations sur le département de la Roër, suivies de la Notice d'Aix la Chapelle et de Borcette; ouvrage composé d'après les recherches de l'auteur et les documents réunis dans les archives de la préfecture (Aix-la-Chapelle 1811. 8.) *). (*J. E. Volbeding.*)

GOLD. Gold, das gebietende unter den Metallen, jene glänzende Substanz mit der ihm eigenthümlichen und sehr charakteristischen hohen gelben Farbe, einer der dichtesten und durch äußere Ursachen am wenigsten zerstörbaren Körper, war schon in den frühesten Zeiten und wahrscheinlich unter allen Metallen zuerst bekannt. Die Alchemisten nannten es den König der Metalle, oder die Sonne, sol, und deuteten es mit ihrem Zeichen ☉ an.

In der **Benennung des Goldes** treffen alle teutschen und slawischen Sprachen nahe zusammen den lateinischen und keltischen gegenüber. Im Teutschen ist das Adject. gólden (ehedem und noch alterthümlich gülden, gúlden); das Verbum gólden (ehedem gulden) in vergolden (vergólden bei Goethe, vergülden); güldisch = goldhaltig. Mittelhochteutsch: golt; althocht. gold, colt; gothisch gulþ, woher das Adject. golden, gulden, mit Umlaut wegen des im Altteutschen folgenden î gülden, mittelhocht. guldin, althocht. culdin, gothisch gulþeins, und das Verbum golden, gulden, gülden in vergolden ꝛc., mittelhocht. vergulden, vergülden, stimmt lautverschoben zu slawisch zlato, russisch zóloto und in der Wurzel zu sanskrit hiranja, dessen r in l überging. Gold heißt im Englischen und Angelsächsischen: gold; im Niederländischen: gould; im Schwedischen und Dänischen: guld; im Altniederteutschen und Isländischen: gull; im Finnischen: kulda; im Ehstnischen: kuld; im Lappländischen: golle; im Ungarischen: arany; termesz arany = gediegenes Gold, arany ercz = Golderz; im Polnischen: zloto, zlota ruda = Golderz; im Böhmischen (Czechischen): zlato, ryzs zlato = gediegenes, zlata ruda Golderz; im Serbischen: sloto; im Illyrischen: slato, zlato; im Wendischen: zloto; im Lettischen: selts; in der Sprache der alten Preußen: ausis; im Lithauischen: auksas; im Wälischen: aur, aurglawd = Golderz, aurich = Goldschmied; in Cornwallis: our; im Bretonischen: aur, aour; im Walachischen: aur, auru; aur natek = gediegenes Gold; im Albanischen: ἄῤῥ = arr; im Baskischen: urrea; im Irischen: or; im Französischen: or (aour im Altfranzösischen); im Italienischen: oro; im Spanischen: oro; oro de tibar, reines Gold; oro obrizo, das reinste, feinste Gold; empolvado, Goldstaub; baluka, Goldbarren (nach Plinius war balux, baluca Goldsand); im Portugiesischen: ouro, oiro.

Im Lateinischen heißt Gold: aurum, daher noch sein heutiges chemisches Zeichen: Au. Das reinste, feinste Gold: aurum ad obrussam, aurum obrussum, obryzum, nach Sueton und Plinius.

Im Griechischen heißt Gold: χρυσός; das reinste, feinste Gold: ὄβρυζον; im Neugriechischen heißt Gold: χρυσός, χρυσάφι, gewöhnlich auch μάλαγμα, μάλαμα; ἄπυρον ist das natürliche Gold, auch καθαρὸν μάλαμα.

Gold heißt ferner im Sanskrit: hiranja, hirana, bharma, suvarna, auch târîsha, tawîsha, abhra, agnivîrja etc.; im Bengalischen: swarna; im Multanischen (westliches Indien): sona; in der Kafirsprache in Afghanistan: sone; im Malaischen: amas, mas, mahs, kanchana; tambang amas ist Goldmine; im Persischen: ser, seheb; im Kurdischen: ser; im Tibetanischen: gser, gasera, auch rina-chhina-danapo, d. h. edelstes Metall, gaserardo = Golderz; im Bucharischen: gser, ser; im Afghanischen: sar, sivazar; im Permischen, Syrjänischen, Morduinischen: sarne; im Wodjäkischen: sarni; im Ostiakischen: sorna, sarni, sorni; im Armenischen: oski, woski, wusgi; im Georgischen: oko, okero, mokto; in den kaukasischen Sprachen: oker, ukru, auch murhe, murie, maesed, misidi, acheche, deschan, deschi dische, dischschah; im Koptischen: nub, nuf, nub in der ägyptischen Hieroglyphensprache nach Champollion, nubrokhi das reine Gold; im Aethiopischen und Amharischen: wark (ወርቅ፡); im Habessinischen: tankara, auch sason; im Berberischen und Amazirghischen: ararg; der arabische Name in Darfur ist: dahab, in den andern nordafrikanischen Sprachen heißt es: dinar in Burnu; dimara im Szanakischen, tibbaro ist Goldstaub; im Dungalischen: naubrigge, naubrenes-kitta ist Goldstaub; im Tigrisischen: wurky. Im Hebräischen heißt Gold: sahab (זָהָב) (gelb), poetisch kethem (כֶּתֶם) (kostbar); pās (פָּז) ist das gediegene, gereinigte Gold, bezer (בֶּצֶר) ist Gold- und Silbererz; im Arabischen: dsahab (ذهب), auch dschanan (جنى), zibridsch (زبرج); ʿikjân (عقيان) ist das natürlich baumförmig gediegene Gold; schodsûr (شذور) das körnig gediegene Gold; tibr (تبر) der Goldstaub; chuzejbet (خزيبة) die Goldminen; sâm, sâmat (سام, سامة) die Gold- und Silberader; ibrîs, hibrîsî (ابريز, هبريزى, ابريزى), chylâs (خلاص) das reinste, feinste Gold; im Maltesischen: deheb; im Syrischen: dahbo (ܕܗܒܐ), auch vusuro (ܐܘܣܘܪܐ; ܐܘܣܘܪܐ); sînon (ܣܝܢܢ ܕܗܒܐ) ist das reinste Gold; im Chaldäischen: dehab, dahabâ (דְּהַב, דַּהֲבָא), auch krison (כְּרִיסוֹן, χρυσός), obrisin (אוֹבְרִיזָא, אבריזין, ὄβρυζον), masnana (מְסַנְנָא) ist das reinste, feinste Gold; mlala (מְלָלָא) das rohe Gold; pissus (פִּזוּז) ein Goldklumpen (reines Gold); pass, passa, pissa (פַּז, פַּזָּא, פִּיזָה) ist ganz reines, feines Gold.

Gold heißt ferner im Chinesischen: kin, kim, kun, yun, wang, dsii, paguin, hoang-kin, kin-po und fei-kin ist Gold in Blättchen, koueng das Gold in den Erzen; im Japanesischen: ko-gane gelbes Metall; auf den Lieukien und japanischen Inseln: tsching; in Siam: han, ton; auf Korea: kun, kcum, kating, naliing; im Mongolischen: altyn, alta, altan; im Tartarischen:

*) Vergl. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 399.

altun, altyn, auch kiszul, kjumsan; im Türkischen: altun, altyn, alton, auch güsel; im tartarischen Mandschu: antschun (feikin und aptaha aisin sind Goldblättchen); im Jakutischen: kuisuil, kjumüs; im Samojedischen: altu, auch soltosse; im Ossetischen: altun, auch zasgarin; im Tungusischen: altan, auch neungimo; im Tschuwassischen an der Wolga: yltan, yltin; im Korjäkischen: olnipelwuntin, elnipelvuitinn.

Der arabische Naturforscher Kaswînî sagt über das Gold: Das Gold ist von Natur hitzig und fein. Wegen der äußerst innigen Verbindung seiner wässerigen und erdigen Theile verbrennt es nicht im Feuer, weil dieses jene Theile nicht zersetzen kann; auch verwittert es nicht in der Erde und rostet nicht, mag es noch so lange liegen. Es ist weich, gelb, glänzend, von süßem Geschmack und angenehmen Geruch, und fällt sehr schwer ins Gewicht. Seine gelbe Farbe kommt von den feurigen, seine Weichheit von den fettigen, sein Glanz von den reinen wässerigen und seine Schwere von den erdigen Bestandtheilen. Es ist das edelste Geschenk, welches Gott den Menschen gemacht hat, indem durch dasselbe die Geschäfte in diesem Leben in regelmäßigem Gange und die Verhältnisse zwischen den Menschen in Ordnung erhalten werden. Denn die Menschen haben es zur Erledigung ihrer Angelegenheiten durchaus nöthig, da jeder viele zu seiner Nahrung, Kleidung, Wohnung und andern Bedürfnissen gehörige Gegenstände braucht und vielleicht den und jenen von diesen Gegenständen schon besitzt, den er entbehren kann, den aber der Andere grade nicht braucht; wie wenn Jemand Kleiderstoffe besitzt und dabei Weizen nöthig hat, während der Andere, der Weizen besitzt, keine Kleiderstoffe braucht; daher dann nothwendig etwas Vermittelndes da sein muß, nach dessen Besitze jeder strebt. Darum hat Gott Silber- und Goldmünzen geschaffen als Vermittler zwischen den (verschiedenen, den Menschen nöthigen) Dingen, sodaß nun beide als Aequivalent für alle möglichen Dinge und hinwiederum alle möglichen Dinge als Aequivalent für sie hingegeben werden. Sie sind gleichsam die beiden Erlediger aller Angelegenheiten im Verkehre der Menschen mit einander, in sofern sie die Angelegenheiten eines jeden, der in ihren Besitz gekommen ist, abmachen und erledigen. Deshalb sagt auch Gott im Koran (IX, 34): „Und denen, welche Gold und Silber anhäufen und nicht auf dem Wege zu Gott (d. h. auf Gott wohlgefällige Weise) verwenden, kündige schmerzliche Strafe an." Denn beide Metalle sind dazu bestimmt, unter den Menschen zur Erledigung ihrer Angelegenheiten in stetem Umlaufe zu sein; wer sie also blos anhäuft, der vereitelt die Absicht, welche Gottes Weisheit mit ihrer Erschaffung verbunden hat, und gleicht einem, der den Richter (den Erlediger der Rechtshändel) eines Ortes hindern wollte, die Rechtshändel der Einwohnerschaft zu erledigen. Ebenso vereitelt der, welcher sich aus ihnen Gefäße machen läßt, den Zweck ihres Daseins, indem er sie ihrer Bestimmung, als Verkehrsmittel zu dienen, entzieht, während doch irdene, hölzerne, eiserne, bleierne und kupferne Gefäße zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten vollkommen ebenso brauchbar sind wie sie. Ein solcher Mensch ist demnach wie einer der die oberste Magistratsperson eines Ortes zwänge, beim Lasttragen, Kochen u. s. w. Gesindedienste zu verrichten. Deshalb sagt auch der Prophet: „Wenn Jemand aus goldenen oder silbernen Gefäßen trinkt, so ist das eben so als ob er Höllenfeuer in seinen Bauch hinunterschluckte." — Dsahab (ذَهَبْ) ist der allgemeine Name für das Gold, außer welchen Namen, die zugleich das Silber und andern Schmuck bezeichnen, wie tsamar (ثَمَرْ), zibridsch (زِبْرِجْ), zokhrof (زُخْرُفْ), 'asdschad (عَسْجَدْ), noch gleichsam poetisch umschreibende vorkommen, wie dschanan (جَنًى) eigentlich die Frucht, achmar (أَحْمَرُ) der Rothe, daddschâl (دَجَّالْ) der Ueberflußgebende; szofr, szafrâ (صُفْرْ، صَفْرَآءُ) der Gelbe, 'adschûz (عَجُوزْ) das alte Weib, 'ain (عَيْنْ) das Auge u. a. Rohes Gold, bevor es mit Feuer oder Hammer bearbeitet ist, heißt tibr (تِبْرْ), gediegenes Gold dsahab kibrît (ذَهَبْ كِبْرِيتْ), gediegenes Gold und Silber nadhr, nadhâr, nodhâr, nadhîr, andhar (نَضْرْ، نَضَارْ، نُضَارْ، نَضِيرْ، أَنْضَرُ); Goldkörner nadr (نَدْرْ) oder schadsr (شَذْرْ); gediegnes, baumförmig gewachsenes Gold 'ikjân (عِقْيَانْ); geschmolzenes Gold oder Silber nukrah (نُقْرَةٌ); feines Gold 'ibrîz (إِبْرِيزْ), hibrîzî (هِبْرِيزِيّ) (das griechische *ὄβρυζον*). —

Die früheren Laboranten und Alchemisten bezeichneten das Gold auch als: corpus rubeum, leo, homo senex, lapis benedictus, filius solis, pater ignis, rubeus filius, lumen majus, fermentum rubeum.

Sonst nannte man auch das Gold, welches in reinen Stücken bricht, Jungfrauengold, or vierge. Die Franzosen nennen das in Körnern vorkommende Gold or en grains. Mit Golderz, mine d'or, wird oft dasjenige Gold bezeichnet, welches mit andern Metallen oder mineralischen Substanzen vermischt ist. Der Goldstaub oder Goldflitter, poudre d'or, or en paillettes, ist das mit Sand gemischte Gold, Waschgold.

Die neueren Mineralogen sondern das speisegelbe Gold mit einem Silbergehalte über 20 Proc. von den übrigen Varietäten des Goldes unter dem Namen *Electrum* ab. Plinius (Hist. Nat. XXXIII, 23) nennt dasjenige Gold, welches zum fünften Theile Silber enthält, Electrum. Auch Herodot (III, 115) erwähnt schon solches, ohne jedoch näherer Angabe. Gewöhnlich wird das Gold, sobald das Silber in größerer Menge in ihm vorhanden ist, sodaß sich die Farbe in das Silber-

weiße neigt, Elektrum oder güldisch gediegen Silber genannt. Bei den Griechen ward das blässere, stark mit Silber gemischte Gold, welches Herodot I, 50 Weißgold nennt, weil seine Farbe an τὸ ἤλεκτρον erinnert, ὁ ἤλεκτρος (χρυσός) genannt.

II. Geschichte und Verbreitung des Goldes.

Die erste Erwähnung des Goldes fällt in eine Zeit, für welche die Geschichte der Völker und Staaten nur unsichere Anhalte hat. Von den wenigen im frühesten Alterthume bekannten Metallen ist es dasjenige, welches zwar als das vorzüglichste, edelste und kostbarste genannt wird, dessen Verwendung zu Schmuck und Geräthe vielfach gekannt ist, über dessen Vorkommen und Gewinnung aber theils gar keine, theils nur sagenhafte und unvollkommene Nachrichten vorhanden sind. Asien und Afrika sind die Welttheile, in welchen die Geschichte uns zuerst mit dem Golde und auch mit dem Silber bekannt macht; später erfahren wir die Goldlagerstätten Europa's und die Goldschätze Amerika's, und erst in der neuesten Zeit ist uns Kenntniß von dem Goldreichthume Australiens geworden, sodaß wir allerdings gegenwärtig die Verbreitung des Goldes in allen Welttheilen nachweisen können. So weit also die Ueberlieferung zurückreicht, wissen wir den Gebrauch des Goldes. Die älteste Nachricht finden wir im 2. C. der Genesis V. 11. 12 in der Beschreibung des Paradiesgartens im Lande Chavila, von dem es heißt, daß da köstliches Gold sei. Im 13. Cap. V. 2 heißt es: „Abraham war sehr reich an Vieh, Silber und Gold," und im 24. Cap. V. 22 der Genesis finden wir schon die Verwerthung des Goldes zum Schmucke, als Eliefer, der Knecht Abraham's, für Isaak um die schöne Rebecca wirbt und dieser eine goldene Spange, einen halben Seckel schwer, und zwei Armringe an ihre Hände, zehn Seckel Goldes werth, schenkt. Das Land Chavila, in welchem der Fluß Pison, wird ziemlich übereinstimmend als Kolchis, welches die südwestlichen Gebiete des Kaukasus mit umfaßte, und der Fluß Pison als Phasis gedeutet. Eine andere Deutung (s. Ewald, Geschichte des Volkes Israel I, 377. Anmerk.), welche sich mehr auf geographische als etymologische Verhältnisse stützt, nimmt das Land Chavila als das obere Indien und den Pison als den Indus an. Als ursprünglicher Wohnsitz Abraham's wird Ur in Chaldäa im Hochlande des heutigen Armeniens genannt. Von da zog er nach Süden und lebte mit seinen Heerden und Schätzen im Lande Kanaan, dessen Küstenbewohner später als erstes Handelsvolk der Welt unter dem Namen Phönizier bekannt wurden. Es läßt sich wol annehmen, daß Abraham schon vor seiner Auswanderung aus Chaldäa mit Metallreichthum und Schmuck bekannt war, daß lange Zeit vor ihm ein reger Verkehr der Völker, durch welchen sich der Culturzustand immer mehr ausbildete, im Gange war, zumal schon zu Zeiten der Phönizier das noch heute als eine der berühmtesten Handelsstädte des westlichen Asiens bekannte Damaskus in Syrien die Heimath des Knechtes Abraham's, Elieser's, eine blühende Stadt war, sodaß also lange vor der Zeit Abraham's auch im westlichen Asien ein Zustand höherer Cultur bestanden hat. Der Gebrauch und die Verwendung des Goldes ist daher wol nicht allein den Phöniziern, sondern überhaupt den Volksstämmen am Mittelmeere und Pontus in frühester Zeit und ehe die Geschichte uns Nachrichten von diesen Völkern gebracht hat, schon bekannt gewesen.

Die Bekanntschaft des Menschen mit den nützenden Eigenschaften der Metalle überhaupt bildet einen Hauptmoment in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit. Die edeln Metalle, Gold und Silber, sind der Maßstab der Preise, und wenn im Alterthume weniger edles Metall für andere Bedürfnisse gegeben wurde, so gibt das nur einen Beweis von höherem Werthe dieses Metalls in frühester Zeit. Und es ergibt sich aus der Geschichte dieser Zeiten, daß — wie A. Böckh in seinem Werke über die Staatshaushaltung der Athener bemerkt — wo die Alten Gold berührten, auch ihren Händen Schmutz anklebt. Allein wir können diesen Fehler nicht blos den Alten zumessen. Der größte dramatische Dichter Englands, der die Gräuel der Habsucht und die Macht des Goldes, wie Anakreon die des Silbers, mit so lebhaften Farben ausmalt, nennt das Gold: yellow, glittering, precious gold, und sagt, es mache: black, white; foul, fair; wrong, right; base, noble; old, young; coward, valiant. Und dasselbe bemerken wir auch in der Geschichte der Goldentdeckungen und Verwerthungen der neuesten Zeiten, wiewol sie dem Verkehre einen ganz neuen Aufschwung gegeben, neue Länder, neue Bevölkerungen, neue Geschäftszweige auftreten, aber das Land als ein wahres Pandämonium erscheinen lassen.

Die erste nähere Erwähnung des Goldes fällt in die Geschichte der Aegypter. Sie ist durch chronologische Forschungen bis in das vierte Jahrtausend v. Chr. zurückgeführt. Die Pyramiden von Memphis sind die Grenzmarken der Geschichte. Um 2000 v. Chr. erlischt der Glanz des alten ägyptischen Reiches durch den Druck der vorderasiatischen Eroberer. Die Macht der Pharaonen blieb während dieser Zeit auf die südlicheren Länder eingeschränkt, verband sich mit der Macht der Aethiopier, und vor Allem war es das Geschlecht der Ramessiden und aus diesen Ramses II., der Große (Sesostris, Sethos), welcher seine Macht weit bis nach Aethiopien hinein, auf alle Theile Vorderasiens bis zum Lande Mesopotamien übertrug. Die kostbarsten Natur- und Kunstproducte Aethiopiens und Asiens wanderten in die Schatzkammern der Pharaonen und die Spitzen aller inschriftlich erhaltenen Listen jener Zeit bilden „Gold, Silber, Zinn, Kupfer, Edelsteine" u. s. w., und schön gearbeitete Gefäße und Geräthe von kostbarem Metalle wurden als Erzeugnisse des heiligen Landes von dort eingesandt (s. H. Brugsch, Reiseberichte aus Aegypten. Leipzig 1855. Lepsius, Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien. Berlin 1849.). Das Grab des Osimandias in Theben zeigte das Bild des Königs, wie er der Gottheit das in einem Jahre aus den Gold- und Silberbergwerken aus ganz Aegypten gelieferte edle Metall dar-

bringt; die Summe, welche unten beigesetzt war, betrug nach dem Silberwerthe 32 Millionen Minen. Die verschiedenen Wechselperioden der Dynastien ägyptischer Herrscher hatte auch auf die Culturelemente wesentlichen Einfluß, so namentlich der Verkehr mit dem üppigen, an Luxus und Pracht gewöhnten Vorderasien. Wir finden bei ihnen Metallarbeiter jeder Art, so auch Goldschmiede, Juweliere, Gießer und Schmiede, und die edlen Metalle, Gold und Silber, gaben das Material zu den Kunst- und Prachtgefäßen der Laune und des Luxus. So war der Schmuck der vornehmen Aegypter ohne Unterschied des Geschlechts ein breiter, den Obertheil der Brust bedeckender Schulterkragen, aus Gold verfertigt und mit Schmelzfarben verziert. Das hauptsächlichste Symbol des ägyptischen Königthums war der Uräus, welcher in Form einer Schlange und meist von Gold gearbeitet, die königliche Gewalt über Leben und Tod bezeichnete. Das Diadem der Pharaonen bestand meist in einem goldenen Stirnreifen, der zuweilen von dem Uräus spiralförmig umschlungen war. Die Königinnen trugen einen goldenen Kopfschmuck in der Form eines Geiers. Der königliche Thron übertraf an Glanz und Pracht alles Geräth, er war reich mit Gold beschlagen. Ebenso war der königliche Kriegswagen, und so weit die monumentalen Ueberlieferungen reichen, war überall, im Ganzen und Einzelnen, der größte Reichthum entwickelt. Allein Aegypten, ein durch den Nil entstandenes Land, ein Geschenk dieses Flusses, wie es schon Hekatäus von Milet bezeichnete, ein Land, welches, wie Herodot sagt (libr. II. c. 13—15) nur schwarze Erde hat und weder Arabien, noch Lybien oder Syrien ähnlich ist, Aegypten producirte kein Gold. Es verdankt vielmehr nur seine Schätze den Eroberungen seiner Könige, dem Verkehre mit den vorderasiatischen Ländern. Namentlich unter den Ptolemäern ward Aegypten eines der blühendsten Reiche, das mit fast allen damals bekannten Ländern in Verbindung stand. Durch den Verkehr mit Indien und als Kambyses Aegypten eroberte, viele Griechen dorthin zogen und die handwerkliche Thätigkeit gehoben wurde, bildete sich eine Cultur aus, von welcher nur noch die vorhandenen monumentalen Ueberreste zeugen. Das alte Pharaonenreich wurde seit dem Jahre 30 v. Chr. eine entvölkerte Provinz des römischen Reiches, den jetzigen Geschlechtern — ein Räthsel.

Die Wechselfälle der ägyptischen Herrschaft durch die äthiopischen Könige, 700 v. Chr., brachten beide Länder in nahe Verbindung. Aethiopien schied sich von Aegypten bei Syene, dem „Kusch" der Bibel. Es umfaßte mit unbestimmbarer Grenze im Süden die Landschaften von Habesch, Kordofan und Nubien. Nach Herodot (III, 114) grenzt Aethiopien südwestlich an Arabien, man findet dort, sagt er, Gold in Menge. Aus einer Mischung von äthiopischen und spätägyptischen Culturelementen hatte sich vielleicht der an Schätzen reiche Staat von Meroë entwickelt, nach dessen Besitzthume Kambyses vergebens trachtete (*Herod.* III, 17—25). Meist nur sagenhafte Berichte klangen von ihm zu den nördlichen Ländern. Herodot (III, 23) erwähnt, daß der Reichthum Aethiopiens zur Zeit der Eroberung Aegyptens durch Kambyses so groß gewesen sei, daß sie die Ketten für die Gefangenen aus Gold machten, und Plinius (VI, 29) berichtet von Meroë, daß sich daselbst 400,000 Künstler befunden hätten. Wenn auch diese Angaben übertrieben erscheinen, so ist doch bekannt, daß in den heutigen Ländern des alten Aethiopiens Gold gewonnen wird. Uebrigens waren die Kenntnisse Herodot's von Afrika weit vorzüglicher als die von Asien. Er kannte das Land seiner Länge nach bis Syene als Augenzeuge (lib. II. c. 29). Die Culturelemente Aethiopiens waren rein ägyptischer Natur, wie überhaupt Aegypten zum Culturträger der Südländer geworden war. Daher sind die Skulpturbilder auf den äthiopischen Monumenten wesentlich Nachbilder ägyptischer Kunstweise (R. Lepsius, Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien. Berlin 1849. Derselbe, Briefe aus Aegypten, Aethiopien u. s. w. Berlin 1852). Aus ihnen ersehen wir den Schmuck und das Geräthe, welche auf einen außergewöhnlichen Reichthum an Gold hinweisen. Noch gegenwärtig wird in Fasoglo das Gold in Gruben, in Tigre und Damote aber aus den Flüssen gewonnen und Fetit ist das kupferreiche Land mit Goldgehalt. Auch wurden schon in frühester Zeit die Ostküsten Afrika's durch Aegypter, Phönizier, Araber und Römer ausgebeutet. Alles Gold, welches im Alterthume und im Mittelalter arabisches genannt und als das feinste betrachtet wurde, ist wahrscheinlich aus den östlichen Gegenden Afrika's gekommen; dem Khalifenreiche lieferten sie im Mittelalter, später den Genuesen und Venetianern ihre Goldschätze. Die geschichtlichen Nachrichten über Fundörter und Gewinnung des Goldes in Afrika sind aus ältester Zeit mit völlig unbefriedigenden Aufschlüssen uns überkommen. Aus den Schriften der Alten lassen sich nur gelegentlich hierüber eingestreute Nachrichten entnehmen und die Spuren der im Alterthume gebauten Bergwerke sind zu gering und unbedeutend. Herodot, der Vater der Geschichte, spricht zwar in dem ganzen zweiten Buche von Aegypten, namentlich kommen die geographischen Nachrichten vorzüglich vom Anfange bis zum 35. Capitel vor, allein alle näheren Angaben über Goldgewinnung fehlen. Wir wissen aber aus der chronologisch-topographischen Aufeinanderfolge der Monumente, daß die Cultur in den Ländern des Nils sich allmälig stromaufwärts, von Norden nach Süden, ausbreitete, daß sie ursprünglich ihren Weg aus Mittelasien über die Landenge von Suez genommen und daß seit der Epoche Psammetich's während der Mitte des 7. Jahrh. v. Chr. das alte reiche Aegypterthum sich immer mehr und mehr nach dem Süden zurückzog und in den äthiopischen Monumenten eine schwache Nachblüthe seiner einstigen Größe feierte. In einem Gemische ausländischer Beziehungen, Handelsverbindungen mit dem schon seit langer Zeit gräcisirten Nordlande, ferner mit Arabien und Indien, verloren sich die letzten Ausläufer der Aegypter in den habessinischen Staaten. Wie früh die Phönizier in fremden Ländern Bergwerke anlegten, ist daher ebenso ungewiß als die Zeit, da die Aegypter, ein

mit dem Bergbaue so früh beschäftigtes Volk, die Erze ihres Landes an der äthiopischen und alten arabischen Grenze und in der Nähe von Berenice zu benutzen anfingen. Aber jedenfalls sind die ägyptischen Bergwerke die ältesten, welche betrieben worden sind; denn bereits unter Osiris waren sie aufgenommen und lieferten Gold, Silber und Kupfer.

Erst aus den neueren Zeiten bis auf unsere Tage erhalten wir nähere Nachrichten über den Goldreichthum des alten Aethiopiens. Der Goldreichthum Afrika's ist nicht nur an der Ostküste bekannt, sondern auch im Innern und an der Westküste, wo Guinea und die Goldküste als reiche Goldländer berühmt geworden sind durch den maritimen Verkehr der Portugiesen, Holländer und Engländer, welche dort Niederlassungen gegründet haben. Während nach den geschichtlichen Andeutungen die alten Aegypter das Gold durch den Bergbau aus Gebirgsmassen gefördert haben, wird es gegenwärtig fast allenthalben blos auf den secundairen Lagerstätten gewonnen. Die ersten Nachrichten sind durch die Portugiesen im J. 1500 gekommen. Die Admirale Pedro Alvarez und Abrilus Fidaltus fanden am Ostrande von Afrika, an dem Orte, der Zaphal (Sofala) hieß, zwei maurische Schiffe, welche mit Gold beladen nach Melinde fuhren. Dies war die erste Entdeckung der Quelle, aus welcher der große Reichthum von Mozambik und Monabaza floß. Ein Schiffbruch an dieser Kaffernküste gab bald nähere Kenntniß und bald verbreitete sich die Nachricht, daß hier ein größerer Goldreichthum (vim auri ingentissimam esse) als sonst irgendwo auf der Erde sei, daher dieses Land sehr häufig das Goldland (tracto de ouro) genannt wurde. Fast in allen Gegenden des Kaffernlandes, an allen sechs Zuflüssen des Zambezestromes, wurde Gold als feiner Goldsand gewonnen, welchen die strömenden Wasser der Terrasse von Monomotapa und Manica zuführen, während in der Küstenterrasse sich keine Spur dieses Vorkommens findet. Das Gold wird durch Abschlämmen gewonnen. Die Erdschicht, in welcher es sich in der Nähe von Tete am Zambeze findet, liegt nicht tief unter der Oberfläche. Die Zeit des Sammelns ist die Regenzeit, weil dann nur hinlänglich Wasser zum Schlämmen vorräthig ist. Im J. 1570 kamen die Portugiesen in die Landschaft Matuca, südwärts an das hohe Monomotapa stoßend, zu welcher Manica mit goldreichen Ebenen gehört. Nach den Berichten der Portugiesen findet sich das Gold in Monomotapa sowol in Körnern, als auch in Masse gediegen, in ästigen, porösen Stücken, in einer rothen Erde, welche, wenn man sie von dieser rein wäscht, wie zellige Wachsscheiben aussehen. In Manica findet sich ebenfalls gediegenes Gold in festem Gesteine, aus welchem es geklopft wird. Dieses wird für das schlechteste gehalten und heißt Matuca. Die Goldkörner aber, welche da im Sande der Bäche und Felder gesammelt werden, sowie dasjenige Gold, welches aus Seifenwerken ausgegraben und durch Schlämmen gewonnen wird, wird Dahabo genannt. Die Kaffern am Zambezestrome gegen Norden werden als überaus kunstreiche Goldschmiede gerühmt, welche die feinsten Goldarbeiten zu verfertigen wissen (Ritter's Erdkunde, Afrika S. 148).

In der westlichen Gruppe des habessinischen Alpenlandes, im Westen vom Nilstrome, im Lande der Nubaneger, zwischen dem Bache Abiad im Osten und Dar Mara, Dar Fungara im Westen, Kordofan im Norden, Dar Fetit im Süden, zwischen den Parallelen von 12 und 10 Grad nördl. Br., liegen reiche Fundstätten des Goldes. Eine Tagereise südlich von der im J. 1836 zerstörten Negerstadt Scheibun, zwischen den Gebbels Tira und Tungur, sind die Goldseifen der Nubas. Das ganze Land Nuba ist sehr gebirgig, allein die Berge bilden keine zusammenhängenden Ketten, sondern lauter isolirte Gruppen. Nach Russegger's Beobachtungen sind im nördlichen Nuba Granit und Porphyr die herrschende Formation, im südlichen Nuba sieht man nur Granit und Gneis. Zwischen den Gebbels Tira und Tungur befindet sich ein mehre Stunden breites Thal, welches sich im Süden in die weiten Ebenen des Landes Fetit verläuft. Dieses Thal, in 10° 34′ nördl. Br., bildet eine hügelige Ebene, ganz voll von Alluvionen, gebildet durch die fortschreitende Zerstörung der umliegenden Berge und durch die von denselben niederstürzenden Bäche in der Zeit der tropischen Regen. Diese Alluvialanhäufungen von Schutt und Sand sind die bisherigen Fundstätten des Goldes am Gebbel Tira, welches das Eigenthum der besonderen Lagerstätte in der Granit- und Gneisformation ist. Das Gold, welches sich in dem Schuttlande und im Sande der Regenbäche findet, ist von ganz vorzüglicher Reinheit und Schönheit; es kommt meist nur in Form eines feinen Sandes vor, doch finden sich auch größere Stücke bis zur Größe einer Bohne und darüber. Der Goldstaub oder Goldsand besteht aus lauter kleinen, eckigen Körnchen, der goldführende Sand aber besteht ganz aus Gneis, Quarz, Feldspath, Grünsteinbruchstücken und Körnern, wodurch er sich nur als entstanden durch Zerstörung der nahe liegenden Berge und ihrer Lagerstätten charakterisirt. Dieser Sand enthält auch meist sehr feinen Bleiglanzschlich, der auf das Vorkommen des Bleiglanzes auf den Lagerstätten des Gneises hinweist. Das Gold ist in diesen Alluvionen häufig verbreitet. Sie erstrecken sich über die ganze, mehre □Meilen große, hügelige Ebene zwischen dem Tira und Tungur und verbreiten sich sowol zwischen die Berge des südlichen Tegele als in die westlichen Gebirge. Man kann diese Seifenwerke zu den reicheren der Erde zählen, denn seitdem die Türken Kordofan besitzen, geht aus den Goldwäschen von Tira eine Menge Goldes, im Werthe von mehren Millionen Thalern, dahin ab, außerdem hat der Neger-Sultan von Tegele, der eine gewisse Territorialherrschaft über den Golddistrict südlich von Scheibun behauptet, sich alle größeren Stücke Goldes vorbehalten und die Nubaneger von den verschiedensten Stämmen dieses zahlreichen Volkes dürfen nur den Goldsand und Goldstaub behalten. Das Gold verkaufen oder eigentlich vertauschen die Neger, welche Geld gar nicht kennen, gegen Salz, Zwiebeln, Leinenzeuche u. s. w., wobei der Käufer 60—100 Proc. und noch mehr zu gewinnen pflegt. Die

Nubaberge im Süden des Landes, alle aus Granit und Gneis bestehend, enthalten eine große Anzahl von Quarz-, Feldstein- und Grünsteingängen, welche mitunter von großer Mächtigkeit sind und in ihrer Masse Bleiglanz, Arsenikkies und Eisenkies eingesprengt enthalten. Sie alle enthalten Spuren von Gold, sie sind die primitive Lagerstätte des Goldes, allein ihre größte Veredlung ist nicht sowol in den Bergen, als dort, wo sie vom Tungur zum Tira übersetzen, in der Sohle des Thales, in der hügeligen Ebene, ganz in der Nähe der goldführenden Alluvialablagerungen, wo die Regenströme über sie wegziehen.

Russegger, aus dessen Werke über seine Reisen ins Innere von Afrika wir die vorstehenden Angaben aus dem Lande der Nubaneger entlehnen, hat auch die Goldwäschen in den Ländern Fasoglo und el Berta, südwestlich von Habessinien besucht und über diese genauere Aufschlüsse gegeben. Nach ihnen durchzieht in den Parallelen zwischen dem 9. und 12. Grade nördlicher Breite eine mächtige Bildung abnormer, sogenannter primitiver Felsmassen Afrika von Ostnordost nach Westsüdwest. Diese Felsbildungen erheben sich auf der großen Hochebene, welche das Innere von Afrika bildet, nicht als zusammenhängende Ketten von einiger Bedeutung, sondern nur als einzeln stehende, isolirte, durch weite Ebenen getrennte Berggruppen. Diese Berge sowol, als die von unzähligen Flüssen und Chors (Ströme, welche nur zur Zeit der tropischen Regen Wasser führen) durchkreuzte Hochebene, bedeckt durch die Alluvionen derselben, sind die eigentliche Fundstätte des Goldes im Innern von Afrika. Das gebirgige Land Fasoglo liegt am blauen Flusse (blauen Nil) im 11. Grade nördlicher Breite. Chloritschiefer, aus dem sich die Granit- und Gneisberge erheben, constituirt das Gebirgsland. Die Neger der Goldwäschen am Tumat, am Fuße des Gebbel Fasoglo, beschäftigen sich damit, den Sand und Schutt des Flusses an solchen Wendungen desselben, wo das Wasser selbst durch seine Strömung so zu sagen sein Alluvium auswäscht, das leichtere wegführt, das schwere liegen läßt, in kleinen Gruben auszuschlagen und ihn auf folgende Weise auf Gold zu verwaschen. Sie nehmen große, mehr lange als breite hölzerne Schüsseln von höchstens drei Zoll Tiefe. In diese Tröge geben sie den waschwürdigen Schutt, schlämmen ihn, Wasser hinzugießend, ab, werfen die Steine ab und streichen das Taube auf der Oberfläche mit den Händen ab. So bleibt ihnen endlich, während sie ihrer Schüssel beständig die Bewegungen eines Seihertroges geben, ein ziemlich reiner Eisenschlich, den sie dem Goldausziehen unterwerfen. Diese Manipulation nehmen sie in einem und demselben Seihertroge als eine einzige ununterbrochene Operation vor. Sie geben demselben nämlich sehr geschickt eine solche Bewegung, daß das Wasser sammt dem Schliche eine rotirende Bewegung annimmt, wodurch sie das Gold in der Mitte der Schüssel concentriren und den Schlich am Rande abstreichen. Das letzte Reinziehen des Goldes bewerkstelligen die Neger mit einer großen Geschicklichkeit, indem sie durch eine ganz unbedeutende Schwingung des Troges das Gold auf einen Punkt concentriren und sichtbar darstellen. Das Gold heben sie mit einem kleinen Stückchen Leinenzeuche aus, geben es in einer Muschel, auf welcher sie auf ähnliche Weise, wie mit dem Seihertroge, noch die letzten Schlichtheilchen entfernen und legen dann, um es zu trocknen, eine glühende Kohle darauf. Ist dieses geschehen, so blasen sie ganz vorsichtig die Asche und zufälligen Unreinlichkeiten mit dem Munde aus und geben nun den reinen Goldstaub, Tipper oder auch Tibbar genannt, in einen Federkiel. Theils verkaufen sie das Gold als Tipper, theils schmelzen sie es in kleinen, selbst verfertigten Thontiegeln mit Sublimat und gießen kleine, an den Enden offene Ringe daraus, die sie zu Ketten vereinen und so verhandeln. Eine Okka, etwa 2 Loth 40 Gran wien. Gew., solchen Goldes verkauft man zu Fasoglo für 300—350 Piaster (30—35 Fl. Conv.-Münze). Russegger fand die Alluvionen des Tumat am Gebbel Fasoglo bei seiner Anwesenheit im März 1838 sehr goldarm, und meint, die Minen lobte so Mancher, ohne sie zu kennen. Die Alluvionen enthalten nach ihm je 1000 Centner nur etwa 5 Loth Gold. Der Schlich besteht ganz aus Magneteisentheilchen; man findet aber ebenfalls desselben nur ganz wenig, höchstens 0,5—1 Proc. Das Gold ist äußerst rein und sehr schön gefärbt. Man findet es in ganz kleinen Körnchen, an denen jedoch Krystallisationen nicht wahrzunehmen sind, sowie auch in sehr feinen Blättchen und als Staub. Der Sand selbst besteht aus Quarz, Chloritschiefer, Gneis, Dioritstücken, sowie auch der Schutt aus den Trümmern derselben Felsgebilde.

Eine starke Tagereise im Süden vom Gebbel Fasoglo befinden sich die zwei parallel aus Nordost nach Südwest sich erstreckenden Gebirge Fasangoru und Fallowud. Das Thal zwischen beiden durchfließt ein wilder, felsiger Regenstrom, der Adi, dessen Alluvionen das Thal in einer Fläche von wenigstens 3 Quadratmeilen bedecken. Beide Berge bestehen aus Gneis, den Fuß bilden wilde Chloritschieferfelsen und zwischen ihnen und den Alluvionen des Adi ragen eine Menge Hügel von Quarz empor, der weiß und von glasigem Ansehen ist. Er enthält auf zahllosen, sich in allen Richtungen kreuzenden Klüften und Drusenräumen: Brauneisenstein, Magneteisenstein, ockerigen Thoneisenstein, Eisenkies und führt gediegenes Gold. Dieses ist sowol dem Quarze selbst als seinen Eisenerzen und dem Eisenkiese sichtbar eingesprengt, und zwar mitunter in Körnern von bedeutender Größe. So fand Russegger selbst ein Stück solchen Quarzes, welches in einer mit ockerigem Thoneisensteine erfüllten Druse ein Goldkorn von wenigstens zwei Karath im Gewichte enthielt und den Aussagen der Neger zufolge finden sich manchmal viel größere Goldkörner. Das Gold ist sehr rein und schön, theils zeigen die Körner Spuren einer regelmäßigen Form, worin sich die des Würfels und der geraden quadratischen Säule nicht verkennen lassen, theils zeigen sie ein geflossenes Ansehen; die Kanten sind abgerundet, wie geschmolzen. Am schönsten und zugleich seltensten sind jedoch jene

Stücke, worin das gediegene Gold dem Eisenkiese sichtbar eingesprengt ist. Diese goldreichen Quarzberge liefern nebst den Chloritschieferfelsen das Hauptmaterial zu den Alluvionen des Adi, der sie durchströmt. Diese Alluvionen haben eine nicht unbedeutende Tiefe, und bestehen aus Quarzsand, Quarzgeschieben, Chloritschiefergeschieben, lehmigen Straten mit vielem Eisenoxyde und Dammerde. Das ganze Bett des Stromes, sowie seine beiden Ufer, beinahe in einer Längenerstreckung von einer Stunde, sind mit Aufschlägen (Duckeln) der Neger bedeckt, die den Schutt gewinnen, um ihn auf Gold zu verwaschen. Diese Aufschläge haben die Gestalt von Schächten, sind ganz nahe an einander, ohne alle Regel und in einer solchen Menge angebracht, daß auf der Area einer □Stunde deren vielleicht 5—600 sind. Der Querschnitt eines jeden solchen Schachtes ist ein Kreis von 2—3 Fuß Durchmesser, an den Ulmen mit kleinen Einbrüchen versehen, um das An- und Ausfahren ohne Seil und Einstriche möglich zu machen. Die Tiefe dieser Schächte ist sehr verschieden. Im Bette des Stromes selbst, wo sie natürlich jährlich verschüttet werden, wechseln sie von 3—15 Fuß. Wo die Neger mit diesen Schächten besonders goldreiche Straten des Alluviums treffen, ermangeln sie nicht, dieselben so weit abzubauen, als Lichtmangel, Wasserzudrang und die große Gefahr des Verbruches es ihnen gestatten. Dadurch entstehen theils sehr niedere, Strecken ähnliche Räume, theils kleine unregelmäßige Zechen. Das einzige Werkzeug der Neger bei Bearbeitung ihrer Gruben ist ein kleiner zugespitzter Pflock von sehr hartem Mimosenholze von 1—1,5 Fuß Länge und 1 Zoll Dicke. Aus jenen Schächten, mit denen die Neger bis zu einer gewissen Strate des Alluviums niedergekommen sind, welche aus einem rothen lehmigen, von Eisenoxyd ganz durchdrungenen Schutte besteht, die überall zu diesen Schächten sehr mächtig, aber nirgends durchfahren sind, fördern sie die reichsten Gezeuge, von denen manche einen Gehalt an Kies und Magneteisenschlich von 2 Proc. und an Gold bis zu 240 Loth und darüber in 1000 Centnern geben. An beiden Ufern des Stromes haben diese Schächte, wegen der tieferen Alluvionen und um auf dieselben Straten niederzukommen, welche man im Bette des Stromes selbst gewältigt, eine viel bedeutendere Teufe. Oft sind solche zu 30 und 36 Fuß niedergetrieben, und in der Regel sind mit keinem die Alluvionen bis auf das feste Gestein durchfahren. Auch aus diesen Schächten fördert man einen ockerigen, lehmigen, sehr goldreichen Schutt, welches Metall übrigens durch das ganze Alluvium verbreitet ist und sich sogar in nicht unbedeutender Menge in der obersten Strate, in der Dammerde findet. Aus dem Reichthume dieser Alluvionen an Gold, von denen sich, wie im Quarze, häufig Körner von bedeutender Größe finden, aus dem Gehalte des Quarzes selbst am Golde, aus der großen localen Ausdehnung beider Gebilde, aus der günstigen Lage des Terrains in einer holzreichen Gegend, in der Nähe des blauen Nilflusses, durchströmt vom Adi, der auch in der trockenen Jahreszeit nicht ganz ohne Wasser ist, ergibt sich die große Wichtigkeit des Gebietes am Fasangoru für einen zweckmäßigen Goldbergbau und für ordentliche Aufbereitungsanstalten.

Südlich vom Fasangoru und Fallowud erheben sich die kahlen, senkrechten Gneiswände des Faronja, an dessen westlichem Gehänge der Chor el Dahab (Goldbach) entspringt und dem Tumat zueilt. Der feinkörnige Gneis des Faronja ist das herrschende Gestein des ganzen Terrains; er ist von Quarz- und Feldspathgängen häufig durchsetzt und nimmt stellenweise viel Magneteisen in das Gemenge seiner Bestandtheile auf. Auch die Alluvionen dieses Bergstromes zeigen einen bedeutenden Goldgehalt, und besonders sind jene Straten die reichsten, die sich zwischen den großen Felsmassen im Strome und an seinen Ufern als eine compacte, feste, aus Sand, Felstrümmern und vegetabilischen Resten gemengte thonige Masse darstellen. In 1000 Centnern dieser Straten wurden 80—96 Loth gediegenes Gold in ganz kleinen unregelmäßigen Körnern und bis 2 Proc. Magneteisenschlich gefunden. Das Gold ist hier offenbar Eigenthum der Gneisbildung und es ist nicht unwahrscheinlich, daß es durch die ganze Masse des Gneises vertheilt ist.

Auch das Land Berta, oder arabisch Dar el Berta, zwischen 9° 30′ und 11° nördlicher Breite, ist ein goldreiches Land. Die Eingeborenen begreifen mit dem Namen Land Berta die unabhängigen Negerländer Akaro, Koely, Oby, Fabauo, Kassan, Kamamil, Beschori und Schongollo zusammen. Es grenzt im Osten und Süden an die Länder der Gallas, im Westen an die Ebenen der Diokas, im Norden an das Land der Fungi, an das Land Tabi, an Fasoglo, an das Land der Gummuß und im Nordosten an Habessinien. Während Chloritschiefer das Gebirgsland von Fasoglo constituirt, aus dem sich die Granit- und Gneisberge erheben, ist das Land Berta eine bis 2800 und 3000 par. Fuß sich über das Meer erhebende Hochebene, welche sammt ihren Bergen ganz aus dem Granite und Gneise unserer Alpen besteht. Im Westen von Snige, wo die Gebirge von Schongollo sich in die großen Ebenen der Diokas verlaufen, erhebt sich ganz isolirt das kleine Gebirge Tul, ein Theil der Gneisformation des Landes Berta. Im Gneise des Tul setzen Gänge von einem grünen körnigen Quarze auf, der gediegenes Gold eingesprengt enthält. Dasselbe zeigt sich meist nur in kleinen Körnchen und Blättchen, aber mitunter so reich eingesprengt, daß ein Centner Erz bis zu 60 Loth Gold enthält. Die Neger daselbst stoßen dieses Erz zwischen Steinen zu Pulver, nehmen dann ganz kleine Partien desselben und blasen mit dem Munde den feinen Quarzstaub aus, um das Gold rein zu erhalten. Die Alluvionen des Chor Pulchidia, auf der Hochebene Beschori, führen ebenfalls Gold. Der Pulchidia entblößt in seinem Bette die Granit- und Gneisbildung von Schongollo, welche viele Hornblende, theils eingesprengt, theils in großen Nestern ausgeschieden enthalten und welche von Gängen von Feldstein und Quarz durchsetzt werden. Die Quarzgänge führen viel Magneteisen und Brauneisenstein. Im Schuttlande findet sich das Gold hier immer nur mit Eisenschlich. Im Bette des Tumat auf der Hoch-

ebene Beschori, nördlich vom Pulchidia, geht der Granit in großen Felsenmassen zu Tage und bildet mehre steile Abfälle des Flusses Schollal. Die Alluvionen des Tumat haben hier, bei einer sehr großen localen Ausdehnung, einen bedeutenden Goldgehalt, der sich zu 50—60 Loth in 1000 Centnern auswies. Die Felsbildungen am Chor Gutschech im Lande Kamamil, nordöstlich vom Tumat, sind Gneis mit mächtigen Chloritschieferlagern. In diesem Gneise sind kleine Klüfte von geringer Ausdehnung, deren Ausfüllung Kalkspath, Feldspath, Quarz, Hornblende, Zinkblende, Kupferkies und arseniger Eisenkies bilden, in welchem Gemenge sichtbar gediegenes Gold eingesprengt vorkommt, die ausgedehnten Alluvionen des Gutschech sind sehr goldreich und im Bette des Chors sowie an seinen Ufern sind zahllose Aufschläge der Neger, welche hier Gold waschen. Man findet dieses Metall hier in Körnern von bedeutender Größe und solche von 3—4 Gran im Gewichte sind häufig. An den Punkten, wo die Neger arbeiten, ist der Goldgehalt des Schuttes zu 200—240 Loth in 1000 Centnern und an Kiesschlich 2 Proc. gefunden. Noch reicher an Gold aber sind gewisse Thonstraten an den Ufern des Chors unter der 6 Fuß mächtigen Dammerde. Man unterscheidet zweierlei Arten von Thon. Ganz oben, unmittelbar unter der Dammerde, liegt ein blauer, ein Fuß mächtiger Thon; dann kommt eine 5—6 Zoll mächtige Strate eines gelbbraunen, mit Eisenoxyd gemengten Thons und dann folgt wieder blauer Thon. Der in der Mitte liegende gelbbraune Thon ist der an Gold reichste. Er hat einen Goldgehalt von 480 Loth in 1000 Centnern. Reich ist auch der blaue Thon, 320 Loth in 1000 Centnern. Beide Thone sind plastisch und ohne Zweifel das Resultat der Zersetzung der angeschwemmten Trümmer feldspathiger Gesteine und des Chloritschiefers. Die Goldführung ist wahrscheinlich Folge der Verwitterung jener Gangmassen, welche die kleinen Klüfte ausfüllen. Auch die Alluvionen der beiden großen Chors Abgulgi enthalten einen Goldgehalt von 140—180 Loth in 1000 Centnern. Die großen, ausgedehnten Schuttanhäufungen des Tumat, zwischen dem Gebirge Fadoga und dem Gebirge Kassan sind goldreich und werden von den Negern deshalb besucht. Der Goldgehalt ist etwa 160 Loth in 1000 Centnern, und 3 Proc. Kiesschicht, gemengt mit Magneteisen. Der wilde, felsige Akontosch durchbricht das Westgehänge des Fadogagebirges im Lande Akaro. Das ganze umliegende Felsterrain besteht aus Gneis mit Chlorit gemengt und viele Chloritschieferlager enthaltend. Nicht nur die Alluvialstraten, abgesetzt zwischen den schroffen Felsmassen des Chors, sondern das ganze Schutthaufwerk sind reich an Gold. In 1000 Centnern wurden bis zu 208 Loth gefunden. Das Gold ist ausgezeichnet rein und schön von Ansehen und findet sich häufig in Körnern von mehren Gran. (Vergl. Russegger, Reise in Europa, Asien und Afrika. 2. Bd. 2. Th. S. 179—688.)

Es sind diese Nachrichten die zuverlässigsten, welche wir aus dem Innern von Afrika je erhalten haben. Wir entnehmen aus ihnen, daß Granit und Gneis, dieselben Gebilde, wie in den Alpen von Tyrol und Salzburg, und Theile des großen Zuges primitiver Felsgebilde, welches Afrika von Osten nach Westen am Aequator durchschneidet, hier die Richtung aus Südwesten nach Nordosten nimmt. In diesem Zuge primitiver Felsgebilde und in den Alluvionen der Flüsse und Chors, die sie durchströmen, liegt ein großer Reichthum an Gold, gediegen in Körnern, von selten regelmäßiger Form. Es ist im Süden von Habessinien und Sennaar Eigenthum des Granit-, Gneis- und der Gneis-Chloritschieferformation. In ersterer kommt es vor auf Quarzgängen, für sich und mit Zinkblende, Eisenoxyd und Eisenkies gemengt, auf Quarz-, Kalkspath- und Feldspathgängen. In letzterer aber auf großen mächtigen Quarzlagern im Chloritschiefer mit Brauneisenstein, Magneteisenstein, ockerigem Thoneisensteine und Eisenkiese. In den goldführenden Straten des Alluviums zeichnen sich immer jene am meisten durch ihren Gehalt aus, die entweder aus einer lehmigen, eisenockerigen, mit Geschieben und Felstrümmern gemengten, oder aus einer festen, thonigen, mit Sand und vegetabilischen Theilchen gemengten Masse bestehen. Die Alluvionen der wilden, felsigen Bergströme, mit starken Abstürzen, in denen das Wasser in einer tumultuarischen Bewegung sich befindet, sind immer reicher, als die der ruhig fließenden. Das Gold ist dem Ansehen nach durchaus sehr rein und von tiefgelber Farbe.

Minder genaue Nachrichten über die Goldländer Afrika's sind durch die Reisen von W. G. Barrow, J. Barrow, Mungo Park, Lichtenstein, John Campbell und Burchell aus früherer Zeit auf uns gekommen. Selbst Livingstone und in neuester Zeit Heinrich Barth haben hierüber so gründliche Untersuchungen, als Russegger, nicht geliefert. Die folgenden Andeutungen werden aber immer darlegen, welchen Reichthum an Gold die Länder Afrika's in sich schließen, und welches großartige Feld für die europäische Wirksamkeit noch offen steht. Denn ein hauptsächlicher Grund für die wenig nähere Bekanntschaft mit dem Innern dieses Welttheils liegt theils in den klimatischen Verhältnissen, theils aber in den Culturzuständen seiner Bewohner, wodurch es namentlich schwer zugänglich wird. Die Küstenländer sind noch am meisten bekannt. Hier ist vorzüglich zu erwähnen:

Die Küste im Norden des Aequators, Nordguinea, die Goldküste. Wir verdanken ihre Entdeckung den Portugiesen, welche hauptsächlich der Gewinn an Gold und Sklaven geleitet hat. Die Goldküste ist nur ein Theil der Guineaküste und in ihr ist vornehmlich die Landschaft um Sakuni oder Succondee, im Ashantalande, der reichste Theil der ganzen Goldküste mit Goldminen. Nächstdem ist die Ortschaft Boutrie, an einem kleinen Gold führenden Flusse liegend, wichtig. Die Küste im Süden des Aequators, Südguinea, hat an der Ostgrenze von Kongo das hohe Gebirgsland Matamba, welches reich an Gold und Eisen ist.

Im westlichen Nordrande von Hochafrika, im Nordabfalle des Hochlandes von Sudan gegen das untere Senegal-Nigerland zeichnet sich die Mandingoterrasse

aus. Hier in der Mitte dieser Bergterrasse ist das goldreiche Land Bambuk. Nach den Nachrichten von Suasse und Le Vens finden sich die Goldminen, welche um die Gebirge Tambaoura zerstreut liegen, in lockern, niedern Hügeln, in öden Bergthälern, durch welche viele Bäche fließen, die das Gold aus den Hügeln waschen. Die Hügel bestehen aus farbigen Sand- und Thonschichten, welche je tiefer liegend, desto reicher an Gold werden, welches die Negerinnen durch Schlemmen aus ihnen gewinnen. Mungo Park beschreibt das Verfahren, das Gold auszuwaschen. Die Erdschicht nämlich, in welcher das Gold gefunden wird, hat das Ansehen eines rostfarbenen Sandes und liegt 12 Fuß unter der Oberfläche. Durch Graben wird der Sand zu Tage gefördert und in Haufen aufgeworfen neben flachen Cisternen, welche, mit Thon ausgeschlagen, das Regenwasser zurückhalten. In Körben aus Palmblättern wird die goldhaltige Erde von den Negern herausgetragen. Die Negerinnen nehmen nun etwa ein halbes Pfund dieses Sandes, werfen ihn in einen halb ausgehöhlten großen Flaschenkürbis, Kalabasche, und gießen mit einer zweiten kleinen Kalabasche einige Zoll hoch Wasser darauf. Dies sind die einzigen Werkzeuge, die sie anwenden. Der Sand wird mit den Händen gerieben und im Waschen stets gegen die Wäscherin hin bewegt. Darauf liest diese die größeren Steine heraus und dreht die Kalabasche schnell im Kreise herum, sodaß durch die Bewegung Sand mit dem Wasser über den Rand fortgetrieben wird. Während dessen nimmt sie aus der Mitte, wo sich der Sand kegelförmig aufhäuft, von diesem mit der linken Hand heraus, schöpft neues Wasser in das Gefäß und hält es schräg, während es fortwährend gedreht wird. Der schwere, schwarze, Magneteisen und Titaneisen haltende Sand bleibt auf dem Mittelpunkte des Bodens liegen und bedeckt das reine Goldpulver, welches meist sehr fein ist, aber auch zuweilen faustgroße Stücke enthält. Das ganze Verfahren dauert zwei Minuten, worauf die Arbeit von Neuem beginnt.

Zu dem Lande Bambuk werden noch die Goldminen zu Natacon, Nambia, Semaylla und Cambadirie gezählt. Ueberhaupt zeigt das Land der Mandingoneger einen großen Reichthum an Gold, so in Jallon-Kadu, vorzüglich aber in Burie (Bouriah), sieben Tagereisen im Osten von Teembo. Nach Park's Erzählung suchen es hier die Neger zwischen den großen Kieselblöcken an den Flußbetten, wo oft größere Stücke zu zwei und drei Unzen schwer vorgekommen sein sollen. In der Provinz Koukadu, dem hohen Bergrücken auf der Wasserscheide zwischen dem Basing und Falemé, sah Park auf seiner ersten Reise viel gediegenes Gold in Quarzmassen eingeschlossen, welche man mit dem Hammer zerschlägt und so das Gold aus diesen gewinnt. Die Neger nennen dies Goldstein, sanu birro, hingegen das aus dem in die tieferen Gegenden herabgeführte und in den Alluvionen vertheilte, klein- und feinkörnige Gold, welches sie durch Schlemmen und Auswaschen gewinnen, Goldstaub, sanu munko. Nach Park's Reiseberichte ist es die obere Stufe dieses Berglandes, von welchem herab der Goldreichthum hinabgeführt ist durch die strömenden Wasser und weit ausgebreitet und aufgeschwemmt wurde in den lockern, sandigen, thonreichen, eisenhaltigen, aufgeschwemmten Hügeln und Schichten, welche auch hier die Mittelstraße zwischen dem Hoch- und Flachlande charakterisiren, wie in Monamotapa, in Fasoglo, in Akim, und wie wahrscheinlich auch am obern Gambia und Masurado, am Westabfalle, worüber aber nur sehr unbestimmte Nachrichten vorhanden sind. Allein es ist doch constatirt, wie rings um diesen nordwestlichen Vorsprung des afrikanischen Hochlandes das Gold auf eine höchst merkwürdige und fast gleichförmige Art verbreitet ist und von seiner Mitte aus die Verbindung der entferntesten Völker bewirkt. So ist die Mandingoterrasse das Goldland für den Markt von Timbuktu von Anfang an gewesen, welcher vor Jahrhunderten wie heute mit seinem Goldstaube die Mauren von den Küsten des mittelländischen Meeres herbeilockt. Ebenso ist es die benachbarte Akimterrasse und das Land der Assianthan, welche nach Süden hin die Märkte der Goldküste (Jorge da Mina, Whydah, Benin) versehen, und die Terrasse von Bambuk ist es, welche gegen Westen hin den Factoreien der Portugiesen vor älteren Zeiten, und in neueren der Franzosen und Briten am Senegal und Gambia, ihr Gold lieferte. So ist auch weiter nach Osten hin das ganze Hochland über Kong, Degombeh, Wangarah, goldreich. Nach „Barth's neuesten Reisen, 1849—1855," (Gotha 1858.) bildet in Timbuktu das Gold den Hauptgegenstand des Handels. Das Gold wird auf dem Niger aus Bambuk und aus Bure eingeführt, während von dem Golde aus dem Lande der Wangarana, den nordöstlichen Nachbarn der Assanti, Nichts mehr nach Norden, nur ein kleiner Theil noch nach Kano, das übrige nach der Seeküste im Süden der Goldküste, gebracht wird. Der Werth des jährlichen Goldumsatzes in Timbuktu betrug während Barth's Anwesenheit an 200,000 Thaler. Das Metall gelangt in Ringen auf den Markt, in Staubform hat es Barth wenigstens nicht gesehen. Ein Mithkal Gold wird 3—4000 Muscheln gleich geachtet, welche die gewöhnlichen Zahlungsmittel vertreten. Diese Gewichtseinheit Mithkal hat aber örtlich einen schwankenden Werth. Der Mithkal von Timbuktu entspricht gewöhnlich dem Gewichte von 96 Weizen- oder 24 Körnern des Charubenbanwas, während fünf timbuktusche Mithkal vier Mithkal von Mango gleich kommen. Nach unserm Gelde entsprechen 4 Mithkal Gold etwa 7 Thalern. Nach dem Golde ist das Salz der wichtigste Handelsartikel.

Mungo Park hat die mittlere Terrasse des Gebirgslandes im Osten von Bambuk näher besucht und jenseit der Wasserscheide zwischen Gambia und Senegal, den Samaku, den ersten linken Zufluß, welcher nordwärts zu dem Falemé strömt, erreicht und die Goldminen von Schrondo untersucht. Der Ort Schrondo liegt an der Südgrenze des goldreichen Landes Bambuk, eine Viertelstunde von sehr reichen Goldminen, welche nach Park's umständlicher Beschreibung ganz denen von Bambuk gleichen und durch Waschen aus dem losen

Sande und Quarztrümmern bearbeitet werden. Auch eine Tagereise weiter im Osten zu Dindikoo fanden sich gleiche Goldwäschereien. An beiden Orten wird der Sand in Taggruben bis 12 Fuß tief gewonnen. Er gehört nach Park dem angeschwemmten Boden der Urgebirgskette an, zwischen dem Flusse Falemé (Ba Faleme) und dem Flusse Fing (Ba Fing), oder dem obern Senegal, wo die Quarztrümmer zerstreut liegen und wo er mit einer gelben Erdart, mit Eisensteinen und Quarzkieseln vorkommt. Die Minen sind sehr reich; denn aus einem halben Pfunde Sand wusch, in Park's Gegenwart, die Negerin in Zeit von zwei Minuten, einen Gran Gold, also mehr als $1/_{3000}$. Von Schrondo beginnt das wilde Felsengebirge Konkodu, mit Urgebirgsmassen, welche von Park ähnlich den corsicanischen rothen Graniten beschrieben werden.

Es ist bereits oben erwähnt worden, daß das Gold in Ringen auf den Markt von Timbuktu als Handelsartikel gebracht wird. Diese kommen gewöhnlich aus Wangarah, wo sie allgemeiner Nasenschmuck sind. Vor Allem aber in Menge und ausgezeichnet in Arbeit sind die Goldwaaren und Ornamente (trinket) aus Wangarahgold gearbeitet, z. B. Becher in Gestalt eines Adlers. Dieser Goldschmuck, bei den Arabern El Herrez (d. h. Zauber oder Talisman) genannt, besteht stets aus ganz reinem Golde, und so zeigt die Industrie wiederum diese Negervölker auf einer Culturstufe, die ihnen die gemeine Kenntniß nicht zuschreibt. Am geschicktesten sind die Fulah, welche feinen Golddraht, schöne Gewebe und Stickereien und die Bewohner von Timbuktu, welche die feinsten Goldarbeiten machen. Ueber die Marktpreise zu Sansanding und zur Vergleichung des Goldes zum Silberwerthe im Sudan macht Park folgende Angaben: 1 Mithkal Gold zu 12 Schill. 6 Pence Sterling ist gleich 3000 Kowries; 5 Mithkal zu 3 Pfund Sterl. 3 Pence. 1 Mithkal Gold wiegt 80 Gran = $1/_6$ Unze Troy Gewicht. Ferner sind 20 Kowries = 1 Pence, 240 = 1 Schill., 4800 Kowries = 1 Pfund Sterl. an Werth. Der Sudan ist goldreich, aber arm an Silber. Die Differenz des Werths beider Metalle ist sehr groß. Nimmt man den Werth eines Dollars zu 9000 Kowries, so verhält sich auf dem Markte zu Sansanding der Werth des Goldes zum Silber wie 1 zu 1,5, dagegen in Europa wie 1 : 15, also eine außerordentliche Differenz. Das Silber hat daher in Afrika, welches die Natur damit sehr sparsam versehen hat, einen weit höheren Werth, als sonst irgendwo in der Welt. Zu Park's Zeit machten auf dem Markte zu Timbuktu 24 Ruaib't Goldstaub = 1 Mizan, 5,9 Mizan = 1 spanische Unze oder Golddublone. 20 Mizan Gold gelten in Timbuktu 1 Plattita, 30 Mizan ein Stück irländische Leinwand zu 25 Ellen und 40 Mizan einen Zuckerhut von einem Centner Gewicht. Der Export an der Goldküste betrug zu Park's Zeit jährlich 1000 Unzen Goldstaub zu 4000 Pfund Sterl., später 120,000 bis 180,000 Pfund Sterl. Der jährliche Export an Goldstaub hat oft 30,000 Unzen Gold betragen.

Die schon oben erwähnte Landschaft Wangarah ist von Caillié (Voyage à Tembouctou et Jenneh. Paris 1830. 2 Vol.) bereist worden. Er schildert sie als ein niedriges Sumpfland, dessen Boden sandig, thonig, mit Ocker und Eisen vermischt, Alluvialboden ist, in welchem das Gold nicht nur in großer Menge, sondern auch von vorzüglicher Reinheit vorkommt. Daher heißt das Land auch Belad el Tibbar oder Tebe, d. i. Goldland. In den höheren Gegenden sind massige Quarzfelsen, in welchen viel Gold eingesprengt ist und von welchen es die Bäche und Flüsse in die Niederung hinabführen. Namentlich führen die kleinen Gebirgsströme an der Südseite Wangarahs vom südlichen Konggebirge viel Gold mit dem Alluvium hinab. (Die Angaben von Mungo Park's Reisen 1796 und 1805 in diese wilden, von Granitbergen durchzogenen Landschaften befinden sich in C. Ritter's Erdkunde I. Afrika S. 359. 360. 493.) Fast alle Gebirge des Abfalls von Hochsudan liefern nächst Eisen, Kupfer und Blei auch Gold, welches durch die Karawanen, welche von Timbuktu am Niger die große Wüste Sahara durchziehen, nach Marokko, Fez und Algier gelangt. Das Gold ist als Goldstaub, Tibbar, ein dem Sudan eigenthümliches Handelsproduct und fast jeder handelnde Neger geht mit seiner Tili-kissi oder Goldwage umher, weil das Metall hier noch Waare ist, weil seine Preise fluctuiren, je nachdem die Umstände, der Zufluß der Waare und der Fremden ist. Dagegen ist an vielen Stellen des Sudan der Salzumtausch von größter Wichtigkeit und Salztafeln gelten oft wie Goldbarren. Allen Hochländern oder allen Negervölkern, z. B. denen von Guinea, der Fulahterrasse, den Mandingo und fast allen Bewohnern des Sudan ist Salz ein Hauptbedürfniß und ein Artikel des Luxus geworden, den je tiefer nach dem Innern nur der Wohlhabende und Reiche befriedigen kann. In Mandingo war der Preis einer Salztafel $2^1/_2$ Fuß lang, 1 Fuß 2 Zoll breit und 2 Zoll dick 1 bis 2 Pf. Sterl.

Wie viel auch von dem Goldreichthume Afrika's gefabelt sein mag, so steht doch fest, daß die hauptsächlichsten Fundstätten des Goldes in den Alluvionen ist, welche ihren Ursprung den umliegenden, von Quarzgängen durchsetzten Granit- und Gneisbergen verdanken, die wichtigsten Golddistricte liegen zwischen den Parallelen von 12 und 10 Grad nördl. Br. sowol an der Ost- als Westküste und an der Südostküste zwischen dem 25. und 15. Grade südl. Br., der Insel Madagascar gegenüber. Die Südostküste, das Land Sofala und Mozambik, soll diejenige sein, von welcher schon zu Zeiten Salomo's Gold in großer Menge zur Ausschmückung des Jehovatempels ausgeführt worden und auf welcher das alte Reich Ophir vermuthet wird. Wir werden bei dem westlichen Asien, unter den Hebräern und Phöniziern, hierauf zurückkommen und die Fahrt nach dem Goldlande Ophir erwähnen. Das nördliche Afrika besitzt gar keine Goldwäschen. Ebenso haben die Versicherungen des Goldreichthums von Narea und Habesch im Osten vom Nile keinen in der Quelle bestätigten Grund für sich. Erwähnt wird noch das Land im heutigen Nubien, in welchem die

Blemyer der Griechen und Römer, die Bedja der Araber, die Stammväter der heutigen Bishareen, Ababde, Berber und sonstigen Araberhorden domicilirten. Durch arabische Autoren, später aber durch Burckhardt's Reisen sind uns Aufschlüsse und Beobachtungen geworden, welche für die Kenntniß Nubiens von großem Interesse sind. Nach ihnen gehörte das Volk und das Land der Bedjas dem alten arumitischen Reiche an, da, wo jetzt die Tigréterrasse die Trümmer einst wichtiger Orte, alter politischer und geistiger Herrschaft, den Schauplatz der Kämpfe des Christenthums und des Islams in sich schließt. Die Bedjas besaßen das Land zwischen Aegypten, dem Meere bei Dahlak und Suakim bis Habesch. Sie gewannen aus dem dortigen, dem Granite angehörigen Massengebirge außer Silber, Kupfer, Eisen und Blei auch Gold, auf welches sie bergmännisch gebaut haben sollen. Die schon unter den Ptolemäischen Königen bearbeiteten Goldbergwerke lagen, wie arabische Geographen berichten, an der Grenze Oberägyptens, am Berge Ollaky, in der Nähe von Aidab, in der Nähe des alten Berenice und diese sollen einen großen Verkehr herbeigeführt haben. Am Berge Ollaky, auf der Straße von Edfu ostwärts, in einer Schlucht zwischen Granitklippen, welche sich dem Systeme der Granitklippen von Assuan anreihet, am heutigen Gibel Zaboura, waren auch die berühmten Smaragdminen, welche Cailleaud im J. 1816 zwischen horizontalen Schichten vom Glimmerschiefergebirge wieder entdeckte. Plinius erwähnt diese Smaragde, qui eruuntur circa Copton oppidum Thebaidis in collibus, in Hist. Nat. XXXVII. c. 17. Allein die Nachrichten über Nubien aus den frühesten Zeiten sind nur sehr unbedeutend, obgleich der ihm angehörige Staat von Meroë schon bei Herodot einen großen Namen führt und der Heerzug des Kambyses gegen die Aethiopier durch Nubien gehen mußte. Aus der alten Pharaonen Zeit gibt das alte Testament zwar Nachricht von den Schätzen und der Herrlichkeit Aethiopiens, allein die Griechen und Römer, die christlichen und byzantinischen Autoren geben nur spärliche Nachrichten, und Nubien blieb selbst in der ersten Zeit der Blüthenperiode des Khalifates den arabischen Geographen und Historikern unzugänglich und unbekannt. Erst seit 1812 sind dem cultivirten Europa zuverlässigere Mittheilungen geworden, welche in der Hauptsache bereits oben bezeichnet sind.

Die Bevölkerung Arabiens, welche mit den Ostküsten Afrika's in steter Verbindung gestanden, deren Traditionen über ihre Abstammung an die Erzväter des alten Testaments anknüpfen, war reich an Schätzen, Gold und Edelsteinen. Allein die Naturbeschaffenheit der arabischen Halbinsel war und ist auch jetzt nicht dazu geeignet, solche Schätze zu produciren, da es ein Land mit weitgedehnten Wüsten und verhältnißmäßig aus wenigen, dazwischen gestreuten Culturstellen ist und somit seine Bevölkerung zu einem nomadisirenden Hirtenleben zwang. Nur die fruchtbaren südlichen Küstenländer erzeugten köstliche Producte, welche Veranlassung zu einem sich weit verzweigenden Handel theils mit eigenen, theils mit indischen und äthiopischen Erzeugnissen gaben. Dieser erstreckte sich schon frühzeitig bis nach Syrien und Unterägypten und so erhob sich in jenem gesegneteren, „glücklichen" Arabien und zwar zunächst an dessen Südwestküste das Reich der Himjariten, das durch seine Schätze und seine Königin Balkis so hochgefeierte Volk der Sabäer. Die sich über die südlichen Landschaften Arabiens verbreitenden Nachrichten der ältern Schriftsteller (*Strab.* XVI; *Diodor.* III, 47) erwähnen viele Städte, welche reich mit Tempeln und Palästen geschmückt und deren Wohnhäuser mit den kostbarsten Metallen und edelsten Steinen ausgestattet sind. Das Land wird als ein Eldorado geschildert. Kein Volk ist reicher als die Sabäer, die Alles, was Europa und Asien Begehrungswerthes hat, besitzen und umsetzen, die Ptolemäer wie die Syrer mit Gold bereichern und die industriösen Phönizier mit den kostbarsten Waaren versahen (Agatharchides I, 64). Selbst die Königin von Saba, als sie von Salomo den Namen Jehova's hörte, kam nach Jerusalem mit großer Pracht und gab dem Könige 120 Talente Goldes und sehr viel Gewürz, und kostbare Steine und kostbare Gefäße (1 Kön. 10, 2. 10.). Allein Gold zeugte das Land der Königin nicht, und wenn spätere Schriftsteller (*Artemid.* bei *Strab.* XVI, 4) von der großen Kostbarkeit des Geräthes bei den reichen arabischen Völkern berichten, so waren diese wol nur erst durch Tauschhandel erworben (*Diod.* III, 47) oder durch Abgaben fremder Kaufleute erzwungen, denn so berichtet z. B. Plinius (XII, 14. 15.), daß kein Fremder die Stadt Sabbatha eher verlassen durfte, bis er an den Sonnentempel daselbst den zehnten Theil seines Einkaufs und an den König bestimmte Lieferungen an Gold und künstlichen Arbeiten entrichtet hatte. C. Niebuhr (Beschreibung von Arabien S. 141) und L. Burckhardt (Reisen in Arabien) erklären mit Bestimmtheit, daß in Arabien kein Gold sei, und alle Nachforschungen der neuren Zeit nach einheimischen Golderzen in Arabien waren vergeblich. Kein einziger Reisender hat die geringste Spur eines dortigen Vorkommens von Gold weder in Flüssen noch in Bergwerken erspähen können. Das Gold der alten Sabäer wird daher kein anderes gewesen sein, als das aus den östlichen Gestaden Afrika's, aus dem dem Sabäerlande gegenüberliegenden Aethiopien, wohin die goldgierigen Phönizier und Araber einen bedeutenden Handel hatten, wo die Küste von Sofala als Goldland später den Portugiesen so bekannt wurde, und wo, wie J. Bruce durch seine Forschungen nachweist, allerdings früher ein sabäisch-afrikanisches Reich existirt hat. Das gegen Südwesten am erythräischen (rothen) Meere gelegene, schöne und fruchtbare Land der Himjariten (Joctaniden), Yemen, war der alte Cultursitz von Saba und erzeugte Weihrauch, Myrrhe und den sogenannten Mekkabalsam. Mit diesen Gegenständen wurde ein wichtiger Handel mit den Nachbarvölkern, verführt zu den Aegyptern, Persern und Indern wie zu den Griechen und Römern, getrieben. Auf diese Erzeugnisse gründet sich die geographische Benennung des glücklichen Arabiens, Arabia felix, welche wir zuerst bei Diodor und Strabon finden. Das ganze Innere des arabischen Landes ist

aber eine baumlose Wüste, nur in Oman (zwischen Jailan und Batna) ist eine Reihe wohlcultivirter Oasen und es erheben sich nur einige Gebirgsketten, deren höchster, waldbedeckter Gipfel, Dschebel Akhdar, sich bis 6000 Fuß Höhe über dem Meeresspiegel bei Maskat erhebt (*Wellstedt*, Travels in Arabia 1838. Vol. I.). Allein Gold ist auch in diesen Gebirgsketten nicht gefunden. Der Prophet Jesaias (60. V. 6) singt zwar: „Sie werden aus Saba kommen, Gold und Weihrauch bringen." Aber Arabien und die von indischen Ansiedlern bewohnte nahe Insel Socotora (die Insel des Dioscorides) waren Mittelglieder des Welthandels nach Indien und der Ostküste von Afrika und die Producte dieser Länder wurden gemeinhin mit denen von Hadhramaut und Yemen verwechselt. Die lange Reihe vorzüglicher Geographen, welche die arabische Literatur uns liefert, durch welche die Erdkunde vor den Entdeckungen der Portugiesen und Spanier eine größere Bereicherung wie nie zuvor erhalten hat, erwähnt nirgends ein Vorkommen von Gold als Erzeugniß des arabischen Bodens.

Das Uebergangsgebiet von Aegypten nach Arabien nimmt einen großen Flächenraum zwischen den beiden sich gegenseitig nähernden Erdtheilen, Afrika und Asien, ein. Im Alterthume hat man vielfach die Grenzen Arabiens erst in Aegypten, am Tigris und Euphrat gestellt, mit den Culturländern es schließend. Hierher gehören daher noch die Sinaihalbinsel, das Kupferland der Aegypter des alten Reiches und die Felsthäler von Petra. Ein Hauptsitz des einst so mächtigen Handelsvolkes der Nabatäer war Petra, der Stapelplatz kostbarer Waaren für Tyrus und Sidon. Zwischen Petra und Zoar lag Phaeno, ein Flecken in der Wüste, in welchem die Verbrecher zum Grubenbau der Erze verurtheilt wurden. Nach Andern wird die Lage von Phaeno südlich von Dedan benachbart bestimmt. Bei Eusebius (De Martyrib. Palaest. c. 7) heißt es, daß zur Zeit des Maximilianus II. (d. i. zur Zeit Diocletian's, 300 n. Chr.) bei der Christenverfolgung sehr viele der Märtyrer „ad metalla eruenda damnati sunt" und „omnes ad aeris metalla, quae sunt apud Phoenum Palaestinae, damnavit." Unter dem Artikel: κατὰ τὰ χρυσέα ὄρη bei Eusebius, „id est ad aurea" bei Hieronymus wird einer Phaeno noch einmal als identisch mit dieser Goldmine gedacht, welche aber, wie Hieronymus sagt, zu seiner Zeit zusammengestürzt sei. Er sagt: „sunt autem montes auri fertiles in deserto procul undecim mansionibus a Choreb, juxta quos Moyses Deuteronomium scripsisse perhibetur (nämlich im 5. B. Mos. 1, 1, wo aber kein Phaeno, sondern Disahab, d. i. Goldhafen, genannt wird), sed et metalli aeris Phaeno, quod nostro tempore corruit montes venarum auri plenos olim fuisse vicinos existimant." Die Ortslage von Phaeno oder Phunon ist von neueren Reisenden, wie C. Ritter in seiner Erdbeschreibung 14. Th. S. 127 bemerkt, noch nicht wieder aufgefunden. Burckhardt identificirt das heutige Tafyle mit dem alten Phaenon oder Phynon, Φινῶν, oder Phana, Robinson dagegen will das heutige Tufileh und das Theopheh des alten Testaments als ein und dasselbe bezeichnen. Das im 5. B. Mos. 1, 1 erwähnte Disahab der Hebräer ist nach Burckhardt vielleicht der jetzt Dhabab, sonst Dahab, Mersa Dehab oder Mina Dahab, d. i. Goldhafen, benannte Hafen am ailanitischen Meerbusen. Gesenius fügte dieser Ansicht Burckhardt's hinzu, daß Sahab im Hebräischen „Besitzer des Goldes" heiße, also einen Fundort des Goldes bezeichne. Büsching (Erdbeschreibung XI, 1. S. 621) hat hierüber nur unbestimmte Notizen, Wellstedt (Travels in Arabia) widerlegt aber vollständig die Meinung, es sei hier ein Goldhafen, der Boden führe hier Gold, dadurch, daß ein an gelbglänzenden Glimmerblättchen reicher Sand, sogenanntes Katzengold, hier nur vorkomme und daher zu obiger Bezeichnung wol Veranlassung gegeben habe. Die Araber nennen das Gold noch heutzutage Dáhab.

Die Gebirgsart der Sinaihalbinsel gehört zum Centralsysteme der metamorphen Gesteine, feinkörniger Syenit mit Porphyren wechselnd und von des letzteren Gängen durchsetzt, ist vorwaltend. Russegger, welcher den Weg vom Sinaikloster durch das Wadi el Sheikh bis zu jener Stelle, wo sich die Karawanenwege nach Suez gegen Nordwesten, der zum Dschebel Tyh gegen Norden und nach Akaba Aila gegen Nordosten, trennen, fand grobkörnigen, rothen, großkrystallinischen Granit als das Hauptgestein der ganzen Centrale des Sinai, der im Wadi el Sheikh von häufigen und mächtigen Dioritgängen durchsetzt ist. Nirgends ist in diesen Gebietstheilen Gold gefunden worden, und doch spricht die Geschichte der Völker, welche diese und die nächstliegenden Länder an den östlichen Gestaden des Mittelmeeres, Palästina und Syrien, inne hatten, von dem Luxus und der Pracht ihrer goldenen Zierathen und Geräthe.

Die Phönizier, ein Name, der im Alterthume auf die Bewohner des Jordanthales und auf alle arabischen Stämme ausgedehnt wird, die Amalekiter (Amalekäer), welche ursprünglich in Yemen wohnten, dann über Mekka und Medina sich nach Kanaan und Syrien verbreiteten und in arabischen Urkunden als zu Joseph's Zeit über Aegypten herrschend genannt werden (Ewald, Geschichte des Volkes Israel 1. Bd. und Bunsen, Aegypten Buch III.), waren die thätigsten Vermittler vom indischen Meere bis in den Westen und Norden des alten Continents. Ein kühnes, allbewegtes Handelsvolk, vertraut mit Schiffahrt und Karawanenhandel, traten die Phönizier von den Kassiteriden an bis südlich von der Straße Bab el Mandeb tief innerhalb der Tropenregion in Contact mit den Erzeugnissen der verschiedenartigsten Klimate hervor. Sie hatten Handelsniederlassungen in dem nordöstlichen Theile des arabischen Meerbusens in den Häfen von Eleath und Ezion-Geber, wie im persischen Meerbusen zu Aradus und Tylos und trieben Karawanenhandel nach dem glücklichen Arabien und die westlichen Gestade des persischen Meerbusens. Der phönizisch-jüdische Handelsverkehr war das vermittelnde Element zwischen der westlichen Küste der indischen

Halbinsel und der Ostküste von Afrika. Durch eine solche commercielle Thätigkeit flossen in den alten berühmten Häfen von Sidon und Tyrus alle Schätze der Welt zusammen und das phönizische Leben hatte sich zu einer schwelgerisch-üppigen Pracht herausgebildet. So fand David an dem tyrischen Könige Hiram eine Stütze zur Beförderung eines ähnlichen Luxus auch an seinem Hofe. Er ließ zu Jerusalem einen glänzenden Palast erbauen und umgab sich mit der vollen Pracht orientalischen Herrscherthums. Seine Nachfolger, Absalon und nach ihm Salomo, verfolgten dieselben Luxuspläne in noch viel höherem Maße. Salomo's Verbindung mit dem reichen Aegypten, sein inniges Verständniß mit dem Könige Hiram, die von Ezion-Geber aus gemeinschaftlich unternommene Fahrt der Tyrier und Israeliten durch die Meerenge Bab el Mandeb nach Ophir brachten viele kostbare Waaren und Schätze von Gold nach Jerusalem und gaben dem Lande einen ihm bis dahin unbekannt gewesenen Reichthum, von welchem die Bücher des alten Testaments so viel sprechen. Denn sowol aus dem Alterthume der Phönizier als aus dem der Hebräer sind sachliche Zeugen nicht vorhanden und nur wenige, unscheinbare Reste phönizischer Kunstthätigkeit sind erhalten worden und alle Quellen über das Volk der Hebräer bleiben auf schriftliche Urkunden beschränkt.

Schon vor den Salomonischen Zeiten wird in dem alten Testamente das Gold als ein Hauptornament erwähnt. Gold und zwar feines Gold wurde schon zu Moses' Zeit zum Schmucke der Bundeslade und zu allem Altar- und Opfergeräthe verbraucht. Der Gnadenstuhl war aus feinem Golde gemacht; die zwei Cherubim an dessen beiden Enden waren von dichtem Golde und die Leuchter, Lampen und alle Gefäße von centnerschwerem Golde (2 Mos. 37). Die Ausstattung der ganzen Stiftshütte war dichtes, lauteres Gold (2 Mos. 25). Der Schaubrodtisch war mit reinem Golde überzogen, ebenso der Räucheraltar. Wahrscheinlich war alles dieses Gold aus dem mitentführten äthiopisch-ägyptischen Goldgeräthe gefertigt, bei ihm kommt der Name Ophirgold nicht vor. Das goldene Kalb (2 Mos. 32) ließ Aron aus den goldenen Ohrringen des Volkes gießen. Gideon schaffte aus eben solchen Ringen und goldenen Stirnbändern der Midianiter ein goldenes Götzenbild und ein zum Schmuck desselben bestimmtes, golddurchwirktes Ephod (Richt. 8, 24).

Der dem Luxus der Westländer sehr geneigte und von diesen begünstigte Salomo führte prachtvolle Bauten aus, von denen das Haus, welches er Jehova baute, sich durch kostbaren Schmuck von Gold auszeichnete. Derselbe war von dem tyrischen Meister Hiram Abif (1 Kön. 7, 14) gefertigt, denn die Hebräer verstanden sich wenig auf Handwerk. Der größte Theil der Handwerker in Palästina gehörte dem philistäischen und phönizischen Stamme an und unter ihnen waren namentlich die Metallarbeiter, die Gold- und Silberschmiede, welche die baulichen Ornamente ausführten. Da die Hebräer selbst keinen Bergbau betrieben (Winer, Bibl. Realwörterbuch. 3. Aufl. Art. Bergbau), so bezogen sie alles Gold, Silber und Kupfer durch den phönizischen Handel, durch welchen auch die hebräischen Könige die kostbaren Prunkgeschirre erhielten. So heißt es 1 Kön. 10. V. 21: „Und alle Trinkgefäße des Königs Salomo waren von Gold und alle Geräthe des Hauses vom Walde Libanon waren auch lauter Gold, denn des Silbers achtete man zu den Zeiten Salomo's nicht." — Der prachtvolle Thronstuhl des Königs Salomo war, wie der biblische Bericht darüber lautet (1 Kön. 10. V. 19; 2 Chron. 9. V. 17), durchaus von Elfenbein und mit reinem Golde überzogen. Sechs Stufen führten zu ihm empor und er hatte einen goldenen Fußschemel davor. Die glanzvolle Ausstattung des Jehovatempels, wie solche von Gold strotzend beschrieben wird, ist 1 Kön. 7, 48 und 6, 20. 22, ferner 1 Chron. 28, 18 und 2 Chron. 29, 18 verzeichnet.

Zu dieser prachtvollen Ausstattung des heiligen Hauses Gottes hatte schon David (1 Chron. 30, 4) „3000 Centner Goldes von Ophir" gespendet. Salomo selbst ließ eine Flotte bauen, der König Hiram gab ihm seekundige phönizische Schiffsleute und auch tyrische Schiffe, und so wurde die von Ezion-Geber am ailanitischen Golfe ausgehende Hiram-Salomonische Ophirfahrt unternommen, von welcher im alten Testamente so viel gerühmt wird. Die Waaren, welche aus Ophir eingebracht wurden, waren Gold, Silber, Sandelholz (algummim), Edelsteine, Elfenbein, Affen (kophim) und Pfauen (thukkiim). Gold war das Hauptproduct der Ophirfahrt, welches bei den hebräischen Autoren absolut mit dem Namen Ophir bezeichnet wird. So spricht der Psalmist (45, 10) von Salomo: „In deinem Schmuck gehen der Könige Töchter, die Braut steht zu deiner Rechten, in eitel köstlichem Golde." Der Prophet Jesaias (13, 12) erwähnt, wo er den Fall Babels weissagt, „daß ein Mann theurer sein soll, denn feines Gold, und ein Mensch werther, denn Goldstücke aus Ophir." So erwähnt Hiob 28. V. 16 ophirisch Gold. Im 1. B. der Kön. 9. V. 26—28 heißt es: Und Salomo machte auch Schiffe zu Ezion-Geber, die bei Eloth (Aeláth oder Aelôth und Es,sjongéber nach Ewald) liegt, und Hiram sandte seine Knechte in Schiffen Salomo's, und kamen gen Ophir, und holeten daselbst vierhundert und zwanzig Centner Goldes (oder 450 Centner im 2. B. der Chron. 8. V. 18), und brachten es dem Könige Salomo. „Des Goldes aber, das Salomo in Einem Jahre kam, war an Gewicht sechshundert und sechsundsechzig Centner" (1 Kön. 10. V. 14). Dies würde etwa 20 Millionen Thaler betragen. Die Stelle bei Jeremias 10. V. 9: „Silbernes Blech bringt man auf dem Meere her, Gold aus Uphas, durch den Meister und Goldschmied zugerichtet," scheint eine blos verschiedene Schreibform von Ophir zu sein, welche leicht aus Verwechselung hebräischer Buchstaben hervorgehen konnte, wo Uphas ein sonst unbekanntes Land bezeichnet. Der Ausdruck im 2. B. der Chron. 3. V. 6: „Und überzog das Haus mit edlen Steinen zum Schmuck; das Gold aber war Parvaim-Gold" ist in sofern zweifelhaft, als zu dem Salomo-

nischen Tempel, von dessen Bau hier die Rede ist, immer nur Gold von Ophir verwendet ward. In den Versen 5 und 8 wird das Parvaimgold als das beste Gold genannt. Nach einer Ableitung aus dem sanskritischen Worte pûrva, d. i. vorn, östlich, scheint dies ein gemeiner Name für Ostgegenden überhaupt zu sein.

Ophir war also das berühmte Goldland der alten Hebräer, Salomo's Eldorado, dessen Localisirung bei dem vollständigen Mangel aller classischen Autoren bis jetzt noch zweifelhaft ist. Denn weder Griechen noch Römer haben den Namen von Ophir, noch die Fahrt dahin gekannt und nur den gelehrten Untersuchungen der ausgezeichnetesten neuern Orientalisten in Beziehung auf sprachliche, räumliche und ethnographische Verhältnisse ist eine Aufklärung über diese urälteste Begebenheit zu danken, welche auf die Wechselbeziehung commercieller Verbindungen, Schiffahrten und Traditionen zwischen dem erythräisch-indischen Oriente und Occidente hinweist.

Ophir (Opheir, Sophir, Sophara, das sanskritische Supara des Ptolomäus) wird von dem gelehrten Quatremère in einer Abhandlung (Mém. de l'Acad. des Inscriptions T. XV. P. 2. 1845. p. 349—402, sur le pays d'Ophir) für die östliche Küste von Afrika, die Küste von Sofala an der Grenze der Zendjes (Zingues, Zangue-bar) gehalten. Denn Afrika hat den allgemeinen Ruhm eines Goldlandes seit ältester Zeit bis heute auf ganz gleiche Weise bewahrt, kein anderes Land vor Amerika's Entdeckung gab mehr Gold als Afrika; es gab den Goldstaub in gediegenster Reinheit; der Gewinn durch die Wäsche war von der einfachsten Art. Daher vereinten sich die goldgierigen Phönizier gern mit dem prachtliebenden Salomo, der ihnen den Hafen am rothen Meere zu weiten Expeditionen einräumte. Nach dem Verfalle der Phönizier unterhielten einen solchen Goldhandel die Römer und Byzantiner in Barbaria; denselben Verkehr, um gegen Waaren Gold einzutauschen, setzten die Araber durch das ganze Mittelalter auf ihren Fahrten bis Madagascar fort; sie besuchten die Küste von Sofala ebenso häufig, als später im 16. Jahrh. die Portugiesen. J. Bruce (Reisen zu den Quellen des Nils. 1. Bd. Buch II. Cap. 4. S. 480—484) stellt ebenfalls die Behauptung auf, daß die Salomonische Schiffahrt nach Ophir zu der so goldreichen Ostküste von Afrika gegangen sei, über welche sich die damalige Sabäerherrschaft noch sehr weit südwärts gegen Melinde, ja noch über den Aequator hinaus, Madagascar gegenüber bis nach Sofala, ausgedehnt habe. Allein die Angaben Bruce's werden dadurch vielfach widerlegt, daß für ein sabäisches Reich über Sofala hinaus ein historisches Datum nicht vorhanden ist. Daß aber ein Goldhandel zwischen Arabern und den Völkern jenseits des früher blühenden arumitischen, äthiopischen Königreichs betrieben worden, durch welchen gegen Ochsen, Eisen und Salz, Goldkörner und Goldbarren eingetauscht wurden, wird von Cosmas Indicopleustes im 6. Jahrh. berichtet (Cosmas Indic. in *Melchisedec Thevenot*, Relation de divers voy. Paris 1696. I. c. 1. fol. 23). Und wie lebhaft dieser Verkehr schon in den Jahrhunderten unmittelbar vor Cosmas Indicopl. war, geht aus den Bestrebungen der Arianischen Missionen und Gesandtschaften des Kaisers Constantius zu den Arumiten hervor. Nach Heeren (Ideen über den Verkehr und Handel der Völker der alten Welt. 3. Aufl. 1. Th. 1. Abth. Beil. 1) wird Ophir nicht als ein einzelner Handelsort, sondern überhaupt als reiche Länder, südliche Handelsplätze an den Küsten des glücklichen Arabiens, Afrika's und Indiens verstanden, ferner Orte in dem Sinne gen Süden. Nach Tychsen's Etymologie bedeutet das Wort Ophir im Arabischen „reiche Länder." Der gelehrte Hebraist Gesenius (Thesaurus linguae hebr. T. I. p. 141 und derselbe in seiner meisterhaften Abhandlung von Ophir in dieser Encykl. d. W. u. K. 3. Sect. Leipzig 1833. 4. Th. S. 201—204) bemerkt, daß das Gold von Ophir, welches Salomo's Schiffe gebracht haben, das bei weitem wichtigste Product, der wichtigste Handelsartikel gewesen sein müsse, und zwar müsse dieses Gold eine besonders feine und geläuterte Art des Goldes gewesen sein, da „Gold von Ophir" wiederholt als das kostbarste Gold genannt werde. Und die Fülle des Ophirgoldes komme erst, historisch documentirt, aus weiter Ferne durch Meerschiffahrt und Welthandel wie nie zuvor nach Jerusalem, zumal unter Salomo, der 40 Jahre in Frieden und Glanz regierte, vom Jahre 1015—975 vor Chr. Geb. Gesenius hält die Annahme, die Küste von Sofala sei das alte Ophir, eine Annahme, welche auch Huetius, Montesquieu, D'Anville, Rennell und andere bedeutende Forscher mit den gewichtigsten Gründen unterstützen, für unwahrscheinlich, er hält vielmehr die Südgestade Arabiens, das berühmte Weihrauchland, für das antike Ophir. Die wichtigsten Gründe hierfür findet er in der genealogischen Urkunde des 1. B. Mos. 10. V. 29, wo der Geschlechtsname Ophir als eines der zwölf Söhne Joktan's vorkommt. Die „Wohnungen der Kinder Joktan's" waren aber zwischen Mesa oder Mesha (Musa) bis Sephar (die älteste Σαπφάρα, die spätere Dhafar, Dhofar im Weihrauchlande, jetzt Isfor), an dem „Berge gegen Morgen," welches seit frühester Zeit als Emporium in großem Waarenverkehre mit dem weiten Oriente stand und zunächst als jenes Ophir angesprochen werden könnte. Dem großen Weltverkehre Südarabiens mit Phöniziern, Aethiopiern und Indern konnte das Reich der Sabäer jene Gewürze, Stoffe, Metalle, Kostbarkeiten und Kunstarbeiten verdanken, von denen schon in den frühesten Perioden, vor den ersten Ptolemäern bis in die Salomonischen Zeiten die Rede ist. Noch zu Kaiser August's Zeit lockten die Reichthümer derselben Südküste Arabiens den Aelius Gallus mit seinen Legionen dahin. Zu den wichtigsten Gründen, Ophir auf dem Südgestade Arabiens zu fixiren, rechnet Gesenius, und nach ihm Tuch, die nicht ganz zu verwerfende Tradition in dem Fragmente des Eupolemos (bei *Eusebius*, Praepar. ev. IX, 30), der eine „an Goldgruben reiche Insel Urphe" (Οὐρφῆ, nach Gesenius richtiger Οὐφρῆ oder Οὐφήρ zu lesen), d. i. Ophir, im rothen Meere nannte,

wohin König David Bergleute geschickt, welche von da das Gold nach Judäa gebracht hätten (*νῆσον κειμένην ἐν τῇ Ἐρυθρᾷ θαλάσσῃ*). Gesenius bemerkt aber auch, daß, wenn viele Forscher die südliche Halbinsel Arabien, Jemen oder Oman, für das Ophir und Ziel der Salomonischen Fahrt halten, doch auch für ein weiteres Ziel, für Indien, wichtige Gründe und bedeutende Autoritäten sprechen, und daß es schwer sei, sich zwischen Indien oder Arabien zu entscheiden, da außer der Natur der ganzen indischen Welt auch in den Ortsnamen selbst beachtenswerthe Zeugnisse sich darbieten, ein indisches Gestade für das Ziel der Ophirfahrt zu halten.

Einer der genausten Forscher der Alterthumskunde Indiens, welcher zugleich der umfassendste Kenner seiner Sprachen und Völker ist, der Verfasser der Pentapotamia indica, mit welcher eine ganz neue Aera für die quellengemäße und kritische antike Geographie und Ethnographie des Orients eröffnet ward, hat auch für Ophir einen neuen Weg angebahnt. Chr. Lassen (Indische Alterthumskunde. Bonn 1843. I. S. 538) versetzt Ophir an den Indus, und behauptet, daß die Namen für die Waaren, welche die Salomonischen Schiffe aus Ophir zurückbrachten, nicht hebräisch, sondern indisch sind. In dem hafen- und productenreichen Gestade von Abhîra, zwischen dem Indusdelta und dem Golfe von Cambay, nordwärts des 20. Grades nördl. Br., wohin zur Zeit des Periplus maris Erythraei noch alle kostbarsten Waaren aus dem Süden Indiens und von Taprobane (Ceylon mit ihrer östlichen Inselgruppe der Malaien) auf den Markt von Barygaza kamen, um von da westwärts in den verschiedenen Zeiten durch phönizische, ägyptische, arabische, persische Flotten dem Abendlande zugeführt zu werden, sei das Ophir des höchsten Alterthums anzuerkennen. Da Gold das Hauptproduct war, das aus Ophir kam, so war die Halbinsel Guzerat, in der Nähe der Abhîra und des Weltmarktes von Barygaza, in Kattiwar nicht ganz ohne Gold; denn noch heute sind dort in den beiden Nordflüssen dieser Halbinsel, die sich zum Golf von Kutch ergießen, zumal am Aji Goldsandwäschen. Das reichste Goldland aber, welches Abhîra, die indische Küste von Ophir, mit diesem edeln Metalle in solcher Fülle für den Salomonischen Tempelbau versehen konnte, waren die Stromgebiete des obern Indus und Satadru (Sutledsch) mit allen ihren Zuflüssen an den Nordgrenzen Hindostans gegen Ost- und Westtibet und zumal gegen das letztere, Leh oder Ladakh und Baltistan. Eben hier ist, wie Karl Ritter in seiner meisterhaften Schilderung (Erdkunde III, 631 und XIV, 411) angibt, das Land der Herodotischen goldholenden Inder, wie der Darbi, Daradä, bei Megasthenes, Arrian, Strabon und Plinius, auf den Grenzen von Kleintibet oder Polti am Indus, jetzt Dirias genannt, wo im Gebirgslande Daward von den britischen Reisenden das Volk der Dards (Durds) und ihre Goldgruben, sowie in Iskardo am Basfaflusse durch Vigne wieder entdeckt sind (*G. T. Vigne*, Travels in Kashmir, Ladak, Iskardo etc. London 1842. Vol. II. p. 287). Es ist das Land antiker Sanskrit-Geographie, Uttara Kuru, d. i. der Diener des Kuvéra, d. i. desjenigen Gottes, der dem Reichthume vorsteht, des Beschützers der Handelsleute, seit urältester Zeit. Die Abhîra, welche als Anwohner des untern Industhales im Hirtenstande aus den obern Thalgebieten desselben bis zur Küste herabgerückt waren, konnten im Besitze von bedeutenden Goldmassen sein, die sie zur Salomonischen Zeit, noch in den Anfängen ihrer Civilisation geringen Werth darauf legend, gleich andern Völkern auf ähnlicher Culturstufe, gern an fernher kommende, phönizische und hebräische, Schiffer für fremde Gegenstände austauschen mochten. (Vergl. *Alex. v. Humboldt*, Examen crit. de l'hist. de la Géogr. II. p. 42. Derselbe Asie centrale I. p. 157. Keil, Ueber die Hiram-Salomonische Schifffahrt nach Ophir und Tarsis, in den Dorpater Beiträgen z. theol. Wissensch. S. 40—45, und *Reinaud*, Relation des Voyages faits par les Arabes dans l'Inde et en Chine T. I. 1845. p. XXVIII.)

Die älteste Autorität, Ophir in Indien zu fixiren, ist die Septuaginta, in welcher die Dolmetscher den Ortsnamen Ophir überall an den verschiedenen Stellen im Hiob, in den Büchern der Könige und der Chronika durch *Σουφίρ*, *Σουφείρ*, *Σωφίρ*, *Σωφείρ*, *Σωφαρά*, *Σωφήρα* wiedergeben, und Sophir überhaupt nach einheimischen koptischen Lexikographen der Name der Kopten für „Indien mit seinen Inseln" ist. Eine solche Identificirung von Ophir, im Buche der Könige und der Chronika, mit dem Sophir der Septuaginta nimmt auch Flavius Josephus an, der in seiner Archäologie behauptet, daß die Salomonische Fahrt nach Indien gegangen sei, welches in der alten Zeit Sophira geheißen, gegenwärtig aber die Chryse sei (Antiquit. Ind. VIII. 6. §. 4. ed. *Havercamp*. T. 1. fol. 437: *Σωφίραν, νῦν δὲ χρυσῆν γῆν καλουμένην, τῆς Ἰνδικῆς ἐστὶν αὐτή* ....) Hiermit konnte etwa die Chryse oder Aurea Chersonesus des Ptolemäus (VII. 2. fol. 176) gemeint sein.

Die Hauptpunkte zur Erörterung der Ophirfrage sind von jeher in viele Fabeln verwickelt worden. An den verschiedensten Auslegungen dieser Frage hat es von jeher durch alle Zeiten bei den gelehrtesten und scharfsinnigsten Männern nicht gefehlt und von jeher bis jetzt sind die divergirendsten Resultate herausgekommen. Selbst die Meister auf dem Felde der Sprachforschung, Quatremère, Gesenius, Lassen, weichen in ihren Ansichten sehr von einander ab, und wir erwähnen hier nur noch, daß schon Calmet jenes Ophir nach Armenien, Hardt nach Phrygien, Olderman nach Iberien verlegte, während M. Lipenius es mit Flav. Josephus in der Aurea Chersonesus, Hadr. Relandus und Will. Ouseley auf Ceylon, Macdonald in Sumatra zu finden glaubte; Dapper, Th. Lopey, J. Bruce in Sofala und Mosambique, Montesquieu und D'Anville an der Ostküste Afrika's. Noch weiter gingen Arias Montanus, P. Fr. Pfeffelius und Andere, welche es in Peru suchten, während der große Entdecker Columbus der Ueberzeugung war, es in Westindien aufgefunden zu haben, als er auf seiner dritten Reise an den König von Spanien schrieb, daß nun der

Berg Sopora, welchen des Königs Salomo Schiffe drei Jahre zu erreichen brauchten, auf der Insel Haiti mit allen seinen Schätzen in den Besitz der spanischen Majestäten gekommen sei. An einem andern Orte sagt Christoph Columbus, immer in der Hoffnung Ophir zu erreichen: „Die Herrlichkeit und Macht des Goldes von Ophir sind unbeschreiblich. Wer es besitzt, thut, was er will in dieser Welt; ja es glückt ihm sogar, die Seelen aus dem Fegefeuer in das Paradies zu ziehen (llega á que echa las animas al paraiso).“ Vergl. *Alex. v. Humboldt*, Examen critique. T. I. p. 70 u. 109; T. II. p. 38—44.

Welche Gegend man unter Ophir, dem antiken Goldlande der Hebräer, verstehen soll, ist also bis jetzt noch nicht ausgemacht (Fr. Chr. Schlosser, Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt. Frankf. a. M. 1826. 1. Th. 1. S. 231), sondern nur zu einer oder der andern Wahrscheinlichkeit herangereift, da das Gebiet des Ophirhandels ebenso erweitert werden konnte, wie eine phönizische Tartessusfahrt Cyrene und Carthago, Gadeira und Cerne und eine Kassiteridenfahrt zugleich die Artabrer, Britannien und die cimbrische Ostküste berühren konnte.

Die ältesten Nachrichten über die im Alterthume berühmten Goldgruben in dem alten Arabien geben uns Agatharchides, Strabon und Diodor. Sie liefern fast einstimmige Zeugnisse, wie reich das Land an Gold gewesen sei. Agatharchides (De rubro Mari, ed. *Hudson* p. 60 u. 64) erzählt, daß im Lande der Königin Saba, bei Aliläern und Casandrinen, das Gold in gediegenen Gängen zu Tage ausgegangen sei, daß es in ungeschmolzenen Massen (ἄπυρον) von der Größe der Olivenkörner bis zur Nußgröße vorgekommen. Diodor (III, 45) führt an, daß in Arabien das Gold zum Theil gediegen und nahe an der Oberfläche gefunden wurde. Die Kaufleute aus Saba und Räma (beim Ezechiel 27. V. 22 und 28. V. 13) brachten Gold auf die Märkte nach Tyrus zu Kauf. Der geistreiche Geograph von Amasea, Strabon, der sich selbst nachsagt, wie er einen beträchtlichen Theil des Römerreichs mit eigenen Augen gesehen, „von Armenien bis an die tyrrhenischen Küsten, vom Euxinus bis an die Grenzen Aethiopiens,“ spricht von Gold, Silber, Kupfer und Eisen. Allen diesen Angaben gegenüber finden sich doch gegenwärtig nur Eisen- und Kupfererze, wie solche Russegger und Rüppel im Wadi Nasb in dem Sinaisandsteine beobachtet haben; es sind hier verlassene Eisenstein- und Braunsteingruben und verlassene Hütten- und Grubenwerke, in welchen letzteren allerdings ungeheure Massen von kupferreichem Gesteine, dessen Erze in der Analyse 18 Proc. Kupfer lieferten, noch zu sehen sind. Wir kennen ferner die alten berühmten Kupferminen im Eingange des jetzigen Wadi Machara, jene Schluchten, welche bereits unter den ägyptischen Königen der vierten Dynastie, unter Choops-Chufu, bearbeitet wurden. Allein von Goldbergbau finden sich keine Spuren. Burckhardt erwähnt, daß er im Thale des Zerka (Jabok), etwa eine Stunde fern, wo er von den Bergen in die Ebene tritt, die man Tellul el Dahab (Goldhügel) nannte, mehre Hügel gefunden habe, welche denselben Namen haben, weil darin nach der Sage eine Goldmine liege. Sollten die Spuren von den ehemaligen Goldbergwerken ganz verschwunden sein? Und sollte das Gerücht von Arabiens reichem Golde wirklich nur dem einträglichen Handel der Phönizier zuzuschreiben sein?

Die Hauptstellen von dem alten Bergbaue der Aegypter finden wir bei Diodor I. und namentlich III, 12—15, welche letztere aus Agatharchides De rubro Mari entnommen ist. Sie bekunden, daß die Alten die Erze nur an der Oberfläche suchten und dabei ein ganz kunstloses Verfahren anwendeten. Erst nach Entdeckung des Eisens verfertigten sie Instrumente zum Eindringen in die Tiefe, wie aus dem Mosaischen Zeitalter und aus dem Buche Hiob hervorgeht. Der Grubenbau erlangte hierdurch eine Vervollkommnung, war aber, wie Diodor sagt, ebenso weitläufig als beschwerlich und kostbar. Auch über das Hüttenwesen der alten Aegypter gibt Agatharchides in einer Stelle beim Diodor eine Erläuterung, und zwar beschränkt sich seine Nachricht nur auf die Gewinnung des Goldes aus dem Erze. Die zu Tage geförderten Erze wurden in Mörsern aus hartem Granit, oder nach Dioscorides (V. 109) aus äthiopischem eisenfarbenem Marmor zermalmt und im Wasser gereinigt. Das Schmelzen des Erzes geschah in Tiegeln oder irdenen Töpfen, die man mit einem Deckel zudeckte und mit Leim bestrich. So kamen die Töpfe in den Ofen, in welchem ein fünftägiges Feuer unterhalten wurde. Zur Scheidung und Läuterung des Goldes bediente man sich gewisser Zuschläge, die in Blei, etwas Zinn, Salz und Gerstenkleie bestanden (*Diodor*. III, 14). Nach Erkaltung der Masse erlangte man ein reines und geläutertes Metall. Daß man in Aegypten schon früh das Gold zu schmelzen und zu reinigen gewußt habe, kann man daraus schließen, daß diese Wissenschaft unter den aus Aegypten kommenden Israeliten bekannt war (2 Mos. 25, 31. 36 und 32, 4; vergl. Hiob 23, 10). Einen merkwürdigen Beweis von der Scheidungskunst gab Moses, ein Schüler der Aegypter, durch Verwandlung des goldenen Kalbes in Pulver, welches wahrscheinlich mit Hilfe des Nitrum bewirkt wurde (Goguet in der Geschichte der Wissenschaften und Künste. 2. Th. S. 137).

Wir sind in der Geschichte des Goldes von den Aegyptern, von den Bewohnern des Nilthales, das eine so große Rolle in der Geschichte der Menschheit spielt, ausgegangen und haben uns zu den Schätzen gewendet, welche die Phönizier, als die thätigsten Vermittler der Völkerverbindung vom indischen Meere bis in den Westen und Norden des alten Continents, durch ihre Handelsniederlassungen, durch ihre erfinderischen und selbstthätigen industriellen Richtungen verbreitet haben. Ein großer Theil dieser Schätze floß ihnen aus den afrikanischen und europäischen Colonien zu und die Producte vornehmlich der Inseln Cypern, Rhodus, Thasos u. a., wie der ihrer Handelsniederlassungen in den kleinasiatischen Ländern vermehrten ihre Reichthümer. Die Erfindung des cyprischen Bergbaues schrieb die Sage (*Plin.*

VII, 57) dem phönizischen Könige Kinyras zu; ebenso galt die Anlage von Thasos von jeher als eine phönizische Colonie, deren Ertrag an Gold mit dem der Goldbergwerke in Skapte Hyle aber selbst noch in späterer Zeit beträchtlich war (*Herodot.* II, 44; VI, 47). Neben diesen und andern Goldländern lieferten vorzugsweise Cilicien und Cypern große Massen an Eisen, Kupfer und Edelsteinen. Hamat, eine der ältesten phönizischen Colonien, war schon seit der ältesten Epoche im Besitze derjenigen Reichthümer an goldenen, silbernen und erzenen Geräthschaften, welche David bei der Eroberung der Stadt vorfand (2 Sam. 8, 7. 8. 10). So hatten auch die Hauptstädte des babylonisch-assyrischen Reiches die kostbarsten Schätze von Gold, welche sie theils durch Handel, theils durch einheimische Künstler erhielten. Namentlich wurde in ihnen der Erzguß in großartigster Weise betrieben (1 Kön. 7, 46). Noch zur Zeit Homer's (Odyss. IV, 615; XV, 112. Ilias XXIII, 740) bis in die späteste Epoche des Alterthums (*Plin.* XXXV, 4) galten die ehernen Mischgefäße der Sidonier als besondere Prachtstücke. Allen diesen sich zum Theil in der Sage verlierenden Nachrichten zufolge dürften die Werkstätten der Prunkgeräthe, welche als Tribut den Pharaonen zuflossen, vorzugsweise in den westasiatischen Ländern zu suchen sein.

Die Hauptquelle, aus welcher das Gold den Assyriern und Babyloniern zufloß, blieb vermuthlich von jeher das Altaigebirge (im Chinesischen „Goldberg") und der Ostabhang des Bolor; überhaupt aber das nördliche Asien. Auf langem Wege wanderte das Gold von hier durch die Hände der umherschweifenden Issedonen, Arimaspen und Massageten und jener kriegerischen Horden, welche schon die Mythe zu Gold bewachenden Greifen umgeschaffen hatte, in die vorderasiatischen Länder (Al. v. Humboldt, Central-Asien. Berlin 1844. I, 1 u. 2.). Bei der im Volke vorherrschenden Neigung zu kostbarem Schmucke bildete sich die Goldschmiedekunst aus, wie wir solche auf den ältesten Monumenten in besonderer Feinheit des Ornamentes erkennen. Die meisten dieser Schmuckartikel wurden in Formen gegossen und dann erst ausgearbeitet (*A. Layard.* Nineveh and Babylon. London 1853.), wol seltener durchaus getrieben. Die kostbar ausgestatteten, umfangreichen Königspaläste der babylonischen Herrscher am Euphrat, wie solche Nebukadnezar mit kolossalen Monumenten ausführen ließ, finden in dem ältesten Nationalheiligthume des babylonischen Thurmes oder Baltempels einen großartigen Repräsentanten. In dem untersten Stockwerke befand sich der Tempel des Gottes mit einer goldenen, auf goldenem Throne sitzenden Statue. Vor ihr war ein großer, von Gold gearbeiteter Tisch, dessen Werth allein von Herodot (I, 181) auf 800 Talente veranschlagt wurde, aufgestellt. Außerhalb dieses Tempels erhob sich noch ein Altar, auch von Gold, zu den Opferungen. Das oberste Stockwerk enthielt einen dem mystischen Dienste des Gottes geweihten Tempel mit einem goldenen Tische. Ihren geräthschaftlichen Luxus hatten die Assyrier wol zunächst jener ausgebildeten, vorderasiatischen Industrie zu verdanken, mit deren Erzeugnissen die Pharaonen schon seit dem zweiten Jahrtausend v. Chr. ihre Schatzkammern bereichern konnten. Syrien mit seinen betriebsamen Küstenvölkern war in der Folge ebenfalls für sie eine Hauptquelle kriegerischen Erwerbes geworden, die von den siegreichen, assyrischen Herrschern aus jenen Ländergebieten bezogenen Tribute bestanden zum größeren Theil in kunstvoll gearbeiteten, kostbaren goldenen Geräthen der verschiedensten Art. Zu Gefäßen wurde, wie aus den Entdeckungen hervorzugehen scheint, vorzugsweise das Kupfer entweder rein oder mit einem Zusatze von Zinn (als Bronze) verarbeitet. In einem Raume des Nordwestpalastes zu Nimrud hat man nicht weniger als 150 bronzene Gefäße vorgefunden. Die Ueberreste der assyrischen Kunst, sagt Rawlinson in seinem Herodotus, haben eine Großartigkeit und eine Würde, welche sich mehr auf die lebendige Darstellung der höchsten Scenen des menschlichen Lebens beziehen, während die Kunst der Aegypter nur in den steifen und leblosen Conventionalismen vorhanden war. Die Assyrier verstanden mehr das Nützliche als das Ornamentale, mehr das Wirkliche als das Ideale zu würdigen und beschränkten das Conventionelle auf die Religion. Die Götterbilder der Babylonier im Tempel des Belus beschreibt Herodot (I, 183) als überaus kostbare, aus Gold gearbeitete Statuen von beträchtlicher (12 Ellen) Höhe. Derartige Bilderwerke fertigten die Assyrier und Babylonier von Gold und andern kostbaren Materialien an, wie im alten Testamente im Jeremias 10, 3—6. 9; Jesaias 46, 6. 7 und Daniel 3, 1 aufgezeichnet ist. Der Reichthum der Großen und insbesondere der assyrischen Herrscher an kostbaren goldenen Geräthen war so außerordentlich, daß Nahum (2, 10) bei seiner prophetischen Schilderung der Zerstörung Ninive's gewiß mit Recht ausrufen konnte: „So raubet nun Silber, raubet Gold, denn hier ist der Schätze kein Ende und die Menge aller köstlichen Kleinodien."

Nach dem Sturze Ninive's zerfiel das assyrische Reich, das Gebiet auf dem linken Ufer des Tigris kam an die Meder, welche in enger Verbindung mit dem lydischen Reiche und den Fürsten von Babylon am untern Euphrat standen. Nebukadnezar besiegte das ägyptische Heer der Pharaonen, unterwarf sich das Reich Juda mit dessen Hauptstadt Jerusalem und führte den größten Theil seiner betriebsamen Bevölkerung in die Gefangenschaft nach Babylon (600 v. Chr.). Alle Schätze Salomo's, alle geistigen und industriellen Kräfte waren jetzt in dem „stolzen Babel" aufgehäuft und vereinigt. Aber bald wurde auch Medien von den Persern erobert, welche nach Kleinasien vordrangen. Cyrus rüstete im J. 539 v. Chr. gegen Babylon und eroberte diese stolze Kapitale. Und so gingen die Worte des Propheten Jeremias (Cap. 50 u. 51) in Erfüllung: „Babel wurde erobert, ihre Mauern zertrümmert und ihre Grundfeste eingestürzt." — „Es wurde zerbrochen und zerschlagen der Hammer der Erde — Babel wurde zum Schutthaufen unter den Völkern; — nie wurde es wieder bewohnt und Niemand ließ sich fortan dort nieder von Geschlecht

zu Geschlecht!" — Die ungeheuren Schätze Babels an Gold, „das schönste unter den Königreichen, die herrlichste Pracht der Chaldäer" (Jesaias 13, 19), fielen in die Hände der Perser.

Zwischen dem Thale des Indus und dem Stromgebiete des Euphrat und Tigris, im Süden vom Ocean, im Norden vom kaspischen Meere und den Steppen des Oxus begrenzt, erhebt sich das Plateau von Iran. Der Westen von Iran war von Medern und Persern bewohnt, von denen die ersteren ihren Hauptsitz zu Ekbatana, die letzteren unter dem edelsten der persischen Stämme, den Pasargaden, aus dem erlauchten Hause der Achämeniden, zu Pasargadä, später zu Susa hatten. Nachdem die Meder von den Persern unterjocht waren, breitete sich die persische Macht unter Cyrus, Cambyses, Darius und Xerxes weit über ihr heimathliches Land nach allen Weltgegenden hin aus. Mittel- und Vorderasien vom Indus bis zum Mittelmeere gehorchte den Persern, bis endlich unter Darius Kodomannus 330 v. Chr. in der Schlacht bei Arbela die persische Herrschaft durch Alexander von Macedonien ein Ende erreichte. Auf dem Reichthume der unterworfenen Staaten beruhte der der persischen Monarchen. Zu den ungeheuren Tributen, die ihnen aus allen Gegenden des Reichs zuflossen, kamen unter Darius bereits von Indien Lieferungen an Goldsand und, selbst vom fernen Aethiopien, Sendungen an Gold (*Herodot.* III, 89—98). Ebenso hatte das von den persischen Machthabern nach assyrischem Vorbilde fortgesetzte System einer gewaltsamen Verpflanzung überwundener Völker (*Herodot.* V, 15. 98; VI, 31. 119; VII, 81) eine ähnliche Verschmelzung der Nationalitäten und der ihnen eigenthümlichen Kunstfertigkeiten zur Folge, wie dies unter den Assyriern der Fall war. Daher der Einfluß derselben auf die Gestaltung der künstlerischen und gewerblichen Erzeugnisse, von welchen uns die Monumentalbilder Persiens Anschauungen hinterlassen haben. Die Erzählungen der Alten über die früheren persischen Zustände verlieren sich in eine Mährchenwelt, zu welcher die phantastischen Schilderungen, die Ueberlieferungen von Cyrus, Darius und Xerxes in der profanen, die der medischen und assyrischen Könige in der heiligen Geschichte über den Prunk der Höfe und Residenzen das Ihrige beigetragen haben. Die politischen Grenzen Persiens sind, wie K. Ritter, Erdbeschreibung VI. S. 896 ausspricht, von jeher schwankend gewesen, weil seine Völker immer wandernde geblieben; sie sind auch heute noch keine durch Grenzsteine festgestellten. Persiens Lage auf der großen Linie des Waarenzuges von Indien nach Vorderasien und Europa hat von jeher die Perser zu unermüdlichen, einsichtigen, speculirenden und gewerbthätigen Händlern gemacht. Sie haben einen Widerwillen gegen das Meer und ziehen, wie schon Herodot sagt (IV, 43), die langweiligste Wüstenreise vor. Sie, deren Land kein Gold erzeugt, bringen dasselbe aus fernen Landen und verarbeiten es. Vor 1800 war Bagdad der Hauptdurchzug der Waaren und Schiras, zwischen Schahpur und Persepolis (Ritter's Erdkunde VI, I, 847), ist noch heutzutage eine Stadt, in welcher viele Goldarbeiter — Juden und Armenier — ein großes Gewerbe treiben. Es ist ein Ort der Consumtion ohne Production. Nur von Shiz, einer Stadt in Alderbidjan, im Süden von Miana gelegen, sagt ein arabischer Reisender des 9. Jahrh., daß sie Gold-, Silber- und Bleigruben habe.

Es wird der Mühe werth sein, hier die Nachrichten anzuführen, welche von den Reichthümern und dem Glanze der alten persischen Könige auf uns gekommen sind. Denn die Könige Persiens verstanden es, wie fast alle Herrscher des Orients, wie alle Despoten, die Majestät des Thrones durch Pracht und Glanz in das stärkste Licht zu stellen. Ertheilte der König Audienz, so saß er auf einem goldenen Throne (M. Duncker, Geschichte des Alterthums II, 673), ein goldenes Scepter in der Hand. Ueber dem Throne war ein Baldachin von buntem Purpur ausgebreitet, welchen vier goldene mit Edelsteinen geschmückte Pfeiler trugen. Zur Ceremonienkleidung des persischen Monarchen gehörte auch ein goldenes Hals- und Armgeschmeide, sodaß der Gesammtwerth solchen Anzuges auf 12,000 Talente (15 Millionen Thaler) veranschlagt wurde. Bei den Trinkgelagen ruhte der König auf einem goldenen Divan mit goldenem Gestelle. Die Leibgarde des Königs bildete den Mittelpunkt des Prunkes. Sie war, als eine Nachahmung medischer Sitte, von Cyrus, unter welchem die Grenze Persiens bis zum Südfuße des Kaukasus (*Herodot.* III, 97) reichte, eingeführt. Die Fußenden ihrer Speere schmückten goldene und silberne Kugeln (Aepfel); die Lanzenenden von 9000 Mann der Unsterblichen waren dagegen mit silbernen, die der übrigen 1000 mit goldenen Granaten geziert. Einzelne trugen kürzere, goldene Scepter (*Xenophon.* Cyr. VIII, 3. Anab. I. 9). Aeschylos (als Verfasser des historischen Drama's „Die Perser"), einer der marathonischen Streiter, nennt das Heer des Xerxes „das goldgeschmückte," und der schlaue Kimon vermochte mit dem Schmucke der persischen Gefangenen die Bundesgenossen der Griechen zu überlisten (*Plutarch.* Kim. c. 9). Das alte Pasargadä (Persepolis), die Hoflagerstätte der Achämeniden, barg ungeheure Schätze an Gold. Diodor nannte die Stadt „die reichste unter der Sonne" (*πλουσιωτάτη*). Alexander von Macedonien nahm sie später ein und fand die seit Cyrus Zeiten aufgehäuften Schätze, nach ihm 120,000 Talente (153 Millionen). *Plutarch.* Vita Alex. 37. Alexander ließ allen Prunk und alles Gold der Achämeniden, welches er zu Babylon, Susa und Persepolis vorgefunden, in die Burg von Ekbatana zusammenbringen. Egbatana (Achmeta im Buche Esra, Agbatana bei Herodot, Ekbatana der Römer, Apobatana bei Isidor, jetzt Hamadan), Stadt der Meder unter Dejokes erbaut, glänzte vor Pracht. Die Burg strahlte fernhin wie ein Zauberschloß. Polybius sagt, die Säulen in den Gemächern und Hallen seien sämmtlich mit goldenen oder silbernen Blechen bedeckt gewesen. Die Bedachungen der Gebäude habe ganz aus silbernen Platten bestanden. Herodot bemerkt, daß die Zinnen der Mauern, welche den Palast des Dejokes

zunächst umgaben, versilbert und vergoldet gewesen sein sollen. Einen Begriff für die Vorliebe zu kostbarem Schmucke und überreiche Ausstattung mit goldenen Zierathen gibt der Umstand, daß einzelne Monarchen ihren Weibern den Ertrag ganzer Landschaften als „Gürtelgeld" überließen. Sie trugen golddurchwirkte Schleier und mit Gold durchwirkte Kleider und auf dem Haupte die mit dem Diadem geschmückte goldene Tiara. Noch gegenwärtig zeichnen sich die persischen Manufacturen durch die besten Goldbrocate aus, wie sie namentlich zu Kaschan gefertigt werden. Beim Gastmahle des Ahasverus, welches er den Großen seines Reiches und seinem Volke gab, wurden die Getränke in goldenen Gefäßen gereicht. Jeder, den der König zum Tischgenossen ernannte, empfing von ihm als Ehrengeschenk einen goldenen Becher. Die Gäste ruhten auf kostbaren Lagerpolstern von Gold und Silber. Auch die Bahre, welche im Grabe des Cyrus den Sarkophag unterstützte, war von Gold, und selbst die Lagerstätten, welche Xenophon im Zelte des Tiribazus, eines persischen Unterfeldherrn, erbeutete, hatten silberne Füße (Esther 1, 1—8; 2, 17. *Xenophon*. Anab. IV, 4). Skulpturen von den Palastgebäuden zu Persepolis zeigen, daß der Audienz- und Festsaal des Darius alle Pracht an Gold, Silber, Perlen und Schildpatt besaß. In den starken Leistungen für den königlichen Hof und die Höflinge tritt der Charakter des despotischen persischen Staatswesens überall hervor. Der Fürst war der Staat und der letzte Zweck desselben kein anderer als der Glanz und die Befriedigung des Herrschers.

Im Nordosten von Iran, am nördlichen Saume des iranischen Hochlandes, breitete sich das der persischen Herrschaft unterworfene uralte Handelsland Baktria (jetzt Balkh) aus, in dessen Hauptstadt Baktra die Perser große Schätze an Gold und Silber fanden (*Diodor*. II, 7). In den Thälern des Nordrandes, im Lande der Arier, in Margiana, Baktrien und Sogdiana, welche gegen die Steppen des kaspischen Meeres geöffnet waren, blühten die Künste der Handwerker. Es werden Gold- und Silberschmiede aufgezählt und auch von Schmelzöfen ist die Rede (Duncker, Gesch. des Alterth. II, 346). Allein über das Vorkommen von Metallen findet sich kein Aufschluß, und es ist daher wol anzunehmen, daß dieselben aus dem obern Industhale, welches reich an Gold ist, oder aus den vorderen Ketten des Himalaya, in denen die Gebirgsströme Gold führen, durch Handel herübergekommen sind. Ktesias, der lange als Arzt bei dem Perserkönige lebte, erzählt, daß die Baktrier, welche Nachbarn der Indier sind, versicherten, die Greife hüteten das Gold der Indier. Allein Ktesias galt schon im Alterthume als Fabeler.

Die Kunde aus dem Alterthume von Indien war sehr unvollkommen, wiewol es grade dessen Erzeugnisse waren, welche den Karawanenzug nach Osten lenkten. Die Entfernung des Landes und die schon an der Grenze oder noch diesseits derselben liegenden Stapelplätze seiner Waaren machten die genauere Erforschung desselben schwer und entbehrlich. Herodot, der sonst so Vieles weiß, ist äußerst dürftig in seinen indischen Nachrichten. Er berichtet (III, 94. 98. 106; IV, 44; I, 192) von Indien, daß es das äußerste der bewohnten Länder nach Osten hin sei, über welches keine sichere Kunde vorhanden wäre. Auch sei unermeßlich viel Gold in Indien, welches theils von den Flüssen heruntergeführt, theils gegraben, theils als Goldsand gesammelt werde. Auch die spätern Schriftsteller, Ktesias, Diodor und Strabon, Plinius, Arrian und Ptolemäus, wissen nicht vielmehr als die Eintheilung Indiens in das dies- und jenseits des Ganges gelegene, nebst einigen geschichtlichen Notizen über die westlichen Grenzländer aufzuführen. Strabon erwähnt, Indien habe viele große Berge, aber noch größere Ebenen. Im Innern besäßen die Berge Edelsteine vieler Art und Gold- und Silberadern, und die Flüsse führten Gold aus den Bergen mit hinunter. Allein Strabon hat den größten Theil seiner Angaben über Indien aus dem verloren gegangenen Werke des Megasthenes entlehnt, welcher auf das Geheiß des Seleukus Nikator mehre Jahre in Indien beim Fürsten Sondrakottus zu Palibothra als Gesandter lebte und somit wenigstens einen Blick in die Vorhalle der Gangesländer, in das Gebiet des Indus gewann. Eine genauere Kenntniß von dem inneren Indien vermochte erst die neueste Zeit zu verbreiten, und aus ihr entlehnen wir, daß allerdings kein Land so reich an seltenen und vielfarbigen Edelsteinen ist als Indien (Th. Kruse, Indiens alte Geschichte. Leipzig 1856. S. 347), daß zu seinen wesentlichen Producten das Eisen gehört, daß aber auch die Region des Goldsandes, von welcher in den Fragmenten des Megasthenes und in der bis in die früheste Zeit des Alterthums hinabreichenden indischen Epopöe, dem Mahâbhârata, die Rede ist, in den nördlichen Breiten von 30° oder 37° vorkommt, während die fabelhaften Argippäer und Issedonen, welche der alte Aristeas in seinem Gedichte *Ἀριμασπεία* besungen, an dem nördlichen Abfalle des Altai, zwischen dem 53. und 55. Breitengrade, das Gold fanden. „Hier," sagt A. v. Humboldt im Kosmos II, 176, ist das alte Reich der Greife, der Sitz des meteorologischen Mythus der Hyperboräer, welcher mit Herkules weit nach Westen gewandert ist." (Vergl. Asie centr. I, 392 und 403: „Les Hyperboréens sont un mythe météorologique. Le vent des montagnes (Boreas) sort des Monts Rhipéens etc. Les Rhipes ou Monts Rhipéens sont aussi un nom significatif météorologique. Ce sont les montagnes de l'impulsion ou du souffle glacé (*ῥιπή*), celles d'où se déchaînent les tempêtes boréales.")

Von den ergiebigen Goldgruben Indiens nebst seinen goldführenden Flüssen, unter welche auch der Ganges gehört, entstand die Sage von den goldgrabenden Ameisen, welche mit Herodot's Erzählung (III, 102; IV, 40) beginnt und durch Megasthenes zu Arrian (Hist. indic. XV.) und Strabon zu Plinius (Hist. Nat. XXXIII, 21. Art. Indicae formicae) und allen neueren Berichterstattern überging und bei den Commentatoren die verschiedensten Erklärungen gefunden

hat. Herodot erzählt, daß die Inder im Norden von Kaspatyros oder Kaschmir (*ἄλλοι δὲ τῶν Ἰνδῶν Κασπατύρῳ τε πόλει* etc.) dem Darius jährlich 360 Talente Goldes steuern mußten. Um die Größe dieses Tributs zu erklären, erwähnt Herodot, daß jenseit der Inder gegen Morgen hin eine große Wüste sei, und Niemand könne sagen, wie es dort aussehe. Da, wo diese beginne, gäbe es Myrmeken (*μύρμηκες*, d. i. Ameisen kleiner als Hunde und größer als Füchse, welche den goldhaltigen Sand ausgrüben. Nach diesem würden die Dardi (die Daradae der alten Geographen, *Δέραδραι* des Ptolemäus, die Darada der Sanskritbücher) in die Wüste (d. h. hier so viel als Plateauwüste) geschickt, sie füllten den Goldsand in lederne Säcke und führten ihn eilig auf den schnellsten Kameelen davon, denn falls die Myrmeken sie ereilten, würde weder Mensch noch Thier davon kommen. Auf diese Art gewännen die Inder das meiste Gold. Strabon nennt jene Dardi ein zahlreiches Gebirgsvolk, Dardas, die Sandwüste bei Herodot nennt er richtiger ein Bergplateau (*ὀροπέδιοι*) von 3000 Stadien im Umfange. Nach ihm sind die Myrmeken nicht kleiner als Füchse, deren Grubenauswürfe er besser mit denen der Maulwürfe vergleicht. Das Gold kommt nur in geringen Bröckchen (*ψῆγμα*) darin vor, es bedarf nur geringer Schmelzung (*Strab.* p. 706. *Plinius*, H. N. VI, 22; XI, 36) und Nearch versichert, daß die Felle dieser Myrmeken Pantherfellen glichen (*Strab.* p. 705). Arrian fügt diesem die Bemerkung hinzu, daß diese Thiere nicht des Goldes wegen, sondern weil sie Höhlen brauchten, die Erde auswerfen. Diese wunderbare Geschichte geht auch aus dem Epos der Inder hervor, nach welchem nördlich wohnende Stämme dem Könige Judhischthira Ameisengold als Tribut darbringen (Lassen, Ind. Alterth. I, 848). Im Mahabharata (II, 1860) ist eine Stelle aufgefunden, in welcher von dem Ameisengolde die Rede ist. „Wilso invenit (Journ. of the Asiat. Soc. Vol. VII. 1843. p. 143) mentionem fieri etiam in Indicis litteris bestiarum aurum effodientium, quas, quum terram effodiant, eodem nomine (pipilica) atque formicas Indi nuncupant.“ Das unter dem Namen „Manu“ etwa seit 700 v. Chr. in ganz Indien eingeführte Gesetzbuch kennt das Volk der Darada; noch heute wohnen die Dardi (die *Δαδίκαι* des Herodot III, 91; VII, 66) auf dem Nordabhange der Bergreihe, welche Kaschmir von dem oberen Laufe des Indus scheidet, auf dem nach ihnen benannten Dardi-Himalaya (K. Ritter's Erdbeschr. von Asien II, 653), und so erklärt sich mit Zuhilfenahme neuerer Beobachtungen (Moorcroft in Asiatic researches XII, 435) die frühere mährchenhafte, phantastische Uebertreibung dahin, daß die Myrmeken, deren Felle die Perser als Pelzwerk gebrauchten, nicht Ameisen, sondern eine Art Marmotten sind. Moorcroft erzählt nämlich, der Boden um die Indusquellen habe eine merkwürdige rothe Farbe, ein Zeichen reichen Goldgehaltes. Ebenso haben die sandigen Hochflächen Tibets, welche das obere Industhal im Norden begrenzen, viel Goldstaub, aber wenig Vegetation. Hier habe er aus einer Erdhöhle Thiere von mittlerer Größe wie ein Hund, mit rundem Kopfe, kleinen Ohren, mit langem Schwanze, lichtbrandig und dunkelgelb gefärbt, hervorspringen sehen. Diese Thiere, doppelt so groß wie große Ratten, auf den Hinterfüßen sitzend und wie Hasen springend, halte er für große Marmotten. Südwärts vom Himalaya kämen diese Thiere nicht vor, sie würden aber von den Indern des Ganges nach der Lebensweise Ameisen genannt. Alex. v. Humboldt bemerkt (Kosmos II, 422): Im Hindustani bezeichnet von zwei Wörtern, die verwechselt werden können, das eine, tschiûntâ, eine große schwarze Ameisenart; das andere, tschîtâ, ein geflecktes Pantherthier, den kleinen Jagdleoparden (Felis jubata). Das letzte Wort ist das Sanskritwort tschitra, buntfarbig, gefleckt, wie der bengalische Name für das Thier (tschitâbâgh und tschitibâgh, von bâgh, sanskr. wyâghra, Tiger) beweist. Wie leicht kann also eine bloße Namensverwechselung oder ein Misverständniß, eine falsche Ueberſetzung eines indischen Wortes, das den Namen der Ameise mit jenem unbekannten Thiernamen verwechselte, Veranlassung der oft wiederholten Fabel von goldholenden Riesenameisen gewesen sein. Die Region dieses Vorkommens von Goldsand der Dardi fällt also entweder in das Hochland von Tibet östlich von der Bolorkette zwischen den Himalaya und Kuen-lün, westlich von Iskardo oder nördlich von Kuen-lün gegen die Wüste Gobi hin, welche der chinesische Reisende Hiuen-thsang ebenfalls als goldreich beschreibt.

Ueber das obere Industhal, von Gertope über Teshigang, Reouma und Rudok nach Leh, schreibt der britische Reisende Moorcroft, daß alle Flüsse dort reich an Goldsand seien, der daraus gewaschen werde oder durch Quecksilber amalgamirt, wenn die Körner zu klein sind. Die Flußbetten des Sing-ke-Tschu (d. h. der Fluß von Hyah), des Singte und des Schajuk (der von Norden her unterhalb Leh zum Indus einströmt), haben Ueberfluß an Goldkörnern, in langen Körnern und in Blättchen, die vom Muttergesteine durch die Wasser abgelöst und heruntergewaschen, also als Goldsand den Boden bedecken. Die Landesgebieter verbieten das Goldwaschen in den Flüssen, weil, wie sie aus Politik oder Aberglauben sagen, sonst ihre Kornernte leiden würde. Auch im Osten, auf dem an H'lassa tributairen Gebiete um Gertope, und im Südwesten des Mapangsees herrscht dieselbe Politik. Die Gebrüder Gerard erfuhren, 1821, daß man dort eine reiche Goldgrube mit großen Goldstücken aufgefunden hatte, die aber sogleich, durch einen Befehl von H'lassa, wieder geschlossen werden mußte (K. Ritter, Asien II, 619). Das Land des obern Setledsch- und Induslaufes hat einen rothen Boden und überall gehört Goldstaub zu den Ausfuhrartikeln jenes Westplateaus von Tibet. Die Gebirgsflüsse, wie z. B. in Puckely, führen reichlich Gold vom Gebirgslande, das gewaschen wird.

Der schon genannte britische Reisende Moorcroft führt (K. Ritter, Asien II, 511 und 668) bei seinen Reisen über die Mitte der höchsten Schneepässe des Himalaya nach der dahinter sich ausbreitenden Hochterrasse

Tibets an, wie er von Gertope fünf Tagereisen gegen Süden an den Indusquellen vorüber über hohes Tafelland an die Wasserscheide zwischen Indus im Norden und Satadru (dort Satudra genannt), d. i. Setledsch (bei Ptolemäus IV. *Ζαδάδρου ποτάμου πηγαι*, bei Plinius VI, 17 Hesidrus), seinem linken Zuflusse, wie er in dem tiefen, heißen Multan heißt, gekommen sei. Der nördlichste Arm fließe vom Norden her, an Misar vorbei, wo Goldstaub und gediegenes Gold in Menge gegraben werden. Der Boden von Misar und Tirtapuri sei sehr goldhaltig; wer nach Gold graben wollte, zahle dem Districtsobersten ein Fitak als Erlaubnißgebühr und liefere an ihn alle Goldklumpen ab, die über ein bestimmtes Gewicht gehen. Der Goldgräber kann nur während drei Monaten seinen Geschäften nachgehen, das ihn das übrige Jahr jedoch ernähren muß. Der Gewinn scheine übrigens ganz vortheilhaft zu sein. Moorcroft begegnete dem Geschäftsführer des Vezirs, welcher 5000 Rupis Gold bei sich führte und Goldstaub verhandelte. Auch Fr. Hamilton hat die hiesigen Goldgrabungen besehen und versichert den großen Gewinn aus ihnen.

Die alten Dardi, Daradas, hatten also wol Recht, hierher nach Goldsand auszugehen. Damals mochte diese Landschaft noch wilder sein als jetzt, wo statt der goldbewachenden Raubthiere nun zahlreiche Heerdenthiere verbreitet sind. Der Weg von Tirtapuri den Lauf des Satadru entlang über Kienlung, Dumpo nach Daba führt durch einen schaligen Kalksinterboden zwischen felsigen Engpässen hin. Oben auf, sagt Moorcroft, liegt das Goldstaubterrain. Von Daba (Dhâpâ), die erste Stadt am Ausgange des Niti Ghat, nordwärts bis zum Satadru, führt der Weg über vegetationsarme Thon- und Kieshöhen an steilen, aus grünen Graniten bestehenden Uferrändern vorüber, wo sich häufig ein goldreicher Boden zeigt. Ebenso hat die rechte Uferebene des Satadru viele flache Gruben, in welchen nach Goldstaub gesucht wird. Die Goldgruben werden in senkrechten und horizontalen Höhlungen, also in Schachten und Stollen betrieben. Goldstaub kommt ferner im Flußsande bei Tirjogi an der Basuki vor, wo interessante Gebirgsdurchschnitte, graue Gneislager mit Mandelsteinpartien und weißem blättrigem Feldspathe eingelagert, als sehr weit verbreitete Gebirgsart erscheinen.

Das Land Tibet füllt den Raum zwischen den beiden mächtigen Gebirgsketten Himalaya und Kuen-lün aus; es bildet die Bodenanschwellung des Thals zwischen beiden Ketten. An China mußte Tibet viel Tribut, namentlich an Gold zahlen. Nach chinesischer Geographie ist in der Provinz Li thang viel Gold in Körnern. Kincha Kiang heißt der Goldsandstrom, rivière du sable d'or bemerkt Klaproth, der Fluß mit dem Goldsande. Zu den Hauptströmen Tibets gehört der Om tsiu zwischen den Stationen Tsiambo und H'lorungszong, dessen östlicher Hauptarm Ser Soumdou, oder Ser thiu, d. h. Goldfluß genannt wird. Gold wird aus dem Sande mehrer Flüsse in der Dhawalagirigruppe mit dem Ghandakithale gewaschen, namentlich aus dem Krischna Ghandaki oder Narayani, aus dem Bakhagar oder Bathugar und aus dem Mayanadi und Medi. Die Flüsse liegen im Gebirgsgaue Malebum, um den Alpenstock des Dhawalagiri. An vielen Stellen besteht dieses Gebirgsland aus Granitboden.

Das große Thal des Brahmaputra- (Burampúter-) Stromes, ostwärts Bengalens, führt den Namen Asam, Asham oder Assam, Aham. Das Land an der Nordseite des Brahmaputra, Utarkul, hat Gold und Silber, welches aus Sandwäschen gewonnen wird und eine Hauptquelle der königlichen Einkünfte bildet. 12,000 Menschen sollen sich mit dieser Arbeit beschäftigen; ein jeder hat dem Radja die bestimmte Abgabe von 1 Tola (80 Gran, etwa 1 Rupie) Goldes dafür zu zahlen. Aus dem unteren Laufe des Dhunsiri- (Donhiri-) Flusses, nahe seiner Einmündung zum Brahmaputra, wird Goldsand durch Waschen gewonnen. Der König beschäftigt hier in der Mine, die Pakerguri heißt, an 1000 Arbeiter, Sonbhani genannt, die unter dem Commando eines Asamesen stehen. Im Aswinmonate, d. i. vom 15. Sept. bis 15 Oct., fangen sie an zu arbeiten; ihr Gewinn ist an 15,000 Rupies Gewicht Goldstaub. Der jährliche Gewinn für den Kronschatz beträgt etwa 18,000 Sicca Rupies. Eine Rupie Gewicht Goldstaub ist gleich 12 Rupies Gewicht Silber. Das Gold wird legirt, in kleine Kugeln gegossen, die man in Goalgara gegen 11 Sicca Rupies für ein Gewicht der asamesischen Rupie umsetzt. Das vorherrschende Gebirge ist hier Thonschiefer, Gneis und Porphyr. (Vergl. *Fr. Hamilton*, Account of Asam I, 234 und K. Ritter, Asien III, 324.)

An das tibetische Land stößt die Provinz Kaindu, deren Bewohner Goldstangen als Geld gebrauchen. Als kleine Münze verwenden sie Salztafeln. Das Land Kaindu liegt am Südwestende der chinesischen Provinz Yünnan gegen das Königreich Awa. Der große Fluß Brius führt Goldsand.

Die Gebirgsprovinz Yünnan hat großen Metallreichthum und viel Goldertrag, der noch größer sein würde, wenn die Chinesen Bergwerke zu bauen erlaubten. An die Ostseite Yünnans grenzen unmittelbar die Gebirgslandschaften Kuri tscheou und Kuang si, in welchen viel Gold, Silber und Quecksilber und die reichsten Kupfergruben vorkommen, von denen aus ein großer Theil China's mit seinen Kupfermünzen versehen wird.

Von den Sundainseln zeichnet sich die Insel Borneo durch ihren großen Goldreichthum aus. Crawford gibt auf Borneo sieben verschiedene Golddistricte an (*J. Crawford*, History of the Indian Archipelago III, 470—485). Er schildert die Insel an Gold und Edelsteinen reich, und sagt, daß diese Schätze zwar auch von den Eingeborenen gesucht, aber nur allein von den Chinesen auf eine kunstmäßige Weise gewonnen werden. Einer der bedeutendsten ist der Golddistrict Montradak, an der Westküste Borneo's, wo etwa 6000 Arbeiter mit den Goldwäschereien und den übrigen Processen der Gewinnung dieses edeln Metalls beschäftigt sind. Nicht blos hierher, sondern auch auf allen anderen Gebieten des indischen Archipelagus hat das Gold und die Diamanten die Chinesen herbeigelockt.

Mein Freund Hupe, der mehre Jahre, von 1845—1848, in Borneo gewesen, gibt über das Goldvorkommen daselbst folgende interessante Auskunft. Nirgends ist in Borneo das Gold in Erzstufen vorhanden, sondern nur als Staubgold, eingesprenkelt in der Gestalt von Körnern oder Blättchen oder nadelartigen Stücken in Quarz, oder in einer Art von Trümmergestein bröcklichtem Conglomeratgrunde von Quarz, Kalkspath, Eisenstein und grobem Sande (zerfallenem Sandsteine), durch thonartiges gelbes Cement gebunden und von größerer oder geringerer Tiefe zwischen 3 bis 9 Fuß. Unter diesem Goldbette, welches die Eingeborenen im Allgemeinen Passir, d. h. Sand, nennen, findet man allgemein eine feste, braune oder gelbe, mitunter schieferartige Thonmasse, Tanah Pandakan oder todter Grund genannt, welche gänzlich von Gold frei ist. In dieser Weise findet sich das Gold über ganz Borneo und alle Flüsse und Bäche sind reich an losgewaschenem Staubgolde. Nach der allgemeinen Farbe des Goldgrundes richtet sich auch die Farbe und die Güte des Goldes selbst. Besteht jener aus dunkel-rothem oder ockerfarbigem Thone, so ist auch das Gold röthlich gelb, heißt mas tuah, d. i. altes Gold und hat mehr Karatgehalt als das in lichtgelbem Grunde sich findende und mit Silber gebundene mas mudah, d. i. junges Gold. Fast durchweg finden sich übrigens mit dem Golde zugleich Diamanten, Platina (mas putih, d. i. weißes Gold, an einigen Orten bis zu $^1/_{10}$ des Goldes), Quecksilber (welches die Chinesen als Medicin verkaufen, die Schwere eines Guldens für einen Gulden) und andere Metalle.

Das Verfahren des Goldgrabens bei den Malaien und Dajaks ist sehr einfach. Sie suchen das Gold nur dicht an dem Ufer der Flüsse, wo sie zugleich Diamanten zu finden hoffen, oder im Flusse selbst. Im erstern Falle graben sie Löcher von etwa 2 Fuß im Quadrat und 5—10 Fuß Tiefe bis auf den goldhaltigen Sand, nehmen diesen unten nach allen Seiten hin, so weit sie ringsum ihn erreichen können, ohne daß die unterstützte Erdmasse einstürzt, heraus, bringen ihn dann in große, flache, runde, hölzerne Teller oder Pfannen oder Wannen, nach der Mitte zu konisch gearbeitet, gehen damit zum nächstliegenden Flusse, halten die Teller unter Wasser, wo möglich unter einen Wasserfall, und durch Drehen und fortwährendes Umrühren scheidet sich das Gold, welches durch seine Schwere nach dem Centrum des Tellers sinkt, von dem Sande und Thone, welcher durch das Wasser über den Rand hinweggespült wird. Der zurückbleibende Goldsand wird getrocknet über Feuer oder an der Sonne, alsdann mittels des Magnets von den Eisentheilen gereinigt und in Bambusstöcken oder ausgehöhlten Kürbisfrüchten zum Verkauf gesammelt. In den Flüssen wird das Gold während der trocknen Jahreszeit, wo das Wasser seicht ist, von zahlreichen Dajaks und Malaien aus dem Sande in der beschriebenen Weise ausgewaschen und viel Goldstaub davon getragen.

Etwas großartiger und systematischer betreiben die Chinesen das Goldsuchen und ihre beiden größten Niederlassungen zu diesem Zwecke sind in der Südostecke Borneo's, der sogenannten Tanah Laut, d. i. Meerland, und auf der Westküste in Montrado und bei Sambas. Am liebsten wählen sie ihre Plätze am Fuße von Bergen in abschüssigen Thälern, führen dann oberhalb des genau zuvor untersuchten Terrains einen hohen und sehr festen Erdwall auf, um hinter demselben das zum Waschen nöthige Wasser zu sammeln, und alle Flüßchen in der Nähe werden mit ungeheuren Anstrengungen durch künstliche Kanäle nach diesem Wasserbehälter geleitet. Ist genug Wasser zum Auswaschen beisammen, so wird der goldhaltige Boden unterhalb des Dammes mit Graben (parit) durchzogen, deren Grund gewöhnlich durch die erwähnte feste und glatte tanah Pandakan gebildet wird und deren unteres Ende, wo das Wasser abzulaufen hat, mit einem Korbgeflechte zugesetzt ist. Sodann wirft man den Grund ringsum mittels Hacken und Spaten in diese Graben, läßt Wasser hinein, und rührt mit den Hacken die hineingeworfenen Massen fleißig um, bis Lehm und Erde aufgelöst und weggespült worden sind und nur der schwere Sand und die Steine, welche man zu gleicher Zeit so viel möglich mit den Händen heraussucht, im Graben zurückbleiben. Erst dann greift man zu den hölzernen Tellern und beginnt die feinere Wäsche, wie oben beschrieben. Ist der parit vollständig gereinigt, so wird aufs Neue Erde hineingeworfen, oder ein neuer Graben gezogen und so fort. In solchen Gruben wird nicht täglich gewaschen, sondern erst 10—20 Tage hindurch nur Erde und Sand hineingeworfen, und dann in Zeit von 2 Tagen das Ganze ausgewaschen, was das Geschäft der Aufsicht für den Besitzer oder resp. den Häuptling und Geschäftsführer der Actiengesellschaft (denn die Chinesen bilden gewöhnlich eine solche Gemeinde, Kungsi genannt, welche zu gleichen Theilen in Arbeit und Gewinn sich vereinigt) sehr erleichtert. — Wo es angeht und sich verlohnt, werden auch ganze Flußstrecken in solcher systematischeren Weise ausgebeutet. Alles Wasser wird dann nach der einen Hälfte hingedämmt und in der andern trocken gelegten Hälfte der Sand und Kies und Thon in einem großen 2 Fuß tiefen hölzernen Kasten ausgewaschen durch tüchtiges Umrühren mit Stöcken. Das Wasser wird aus dem Kasten durch eine angesetzte lange Rinne abgelassen, damit, wenn Goldsand mit wegfließen sollte, derselbe in dieser Rinne sich noch ablagere und nicht verloren gehe. In dieser Weise geht man immer weiter flußabwärtz, bis kein Gold sich mehr findet, worauf man wieder aufwärts geht und denselben Proceß mit der andern Hälfte vornimmt. Ein Zeitverlauf von zwei Jahren wird als ausreichend betrachtet, um einen so ausgebeuteten Fluß oder Bach aufs Neue mit Gewinn durchsuchen zu können. Dieses letztere Verfahren ist namentlich in einigen Golddistricten von Celebes gebräuchlich.

Der Ertrag des Goldsuchens ist sehr verschieden. Ueberhaupt aber steht es fest, daß die Goldgräberei, wenn nicht sehr im Großen und mit größten Kräften und Kapitalien unternommen, sich nie so belohnt, wie viele andere bescheidenere Erwerbszweige. Allein die Beschäftigung des Goldsuchens gehört in den Augen der

Malaien zu den vornehmen Gewerben gleich dem des Handelsmannes, weil dieselbe dem unabhängigen, unstäten und indolenten malaischen Charakter ganz besonders zusagt und die Gier nach Gold bei ihnen eingewurzelter und allgemeiner ist, als je bei den Teutschen die Sucht des Schatzgrabens. Sobald daher der Malaie ein kleines Kapital beisammen hat, um etliche Monate in Unabhängigkeit kümmerlich zu verleben, so hat er das Ziel seiner Sehnsucht, ein Gold- oder Diamantengräber werden zu können, erreicht. Bei gleicher oder eher noch größerer Goldgier gehen die Chinesen weit verständiger und erfolgreicher zu Werke. Nach der Berechnung von Sir Stamford Raffles (History of Java I, 265) und von Mr. Brooke (Narrative of Events etc. I, 287) gewinnt von den 35,000 Chinesen, welche im Gebiete von Sambas sich aufhalten, jeder jährlich $6^1/_2$ tahil oder bungkal (1 bungkal 832 Gran), sodaß, den niedrigen Preis von 22 Dollars per bungkal angenommen, der Gesammtertrag des Goldes in Sambas über 5 Millionen spanische Dollars beträgt, wovon bei weitem das meiste nach China an Verwandte geschickt oder durch die reichgewordenen und deshalb nach der himmlischen Heimath zurückkehrenden Zopfträger mitgenommen wird.

Außer dem tahil oder bungkal haben die Malaien noch folgende Goldgewichte: basmat, welches Wort eine bloße Verbastardung aus dem holländischen spaansche mat, d. i. spanische Pilarmatte, zu sein scheint; ferner duit, d. i. das holländische Wort für Deut; und endlich das kleinste: mata burung, d. i. Vogelauge. Die Tabelle dieser Gewichte stellt sich folgendermaßen: 1 tahil = 2 basmat; 1 basmat = 9 duit; 1 duit = 14 mata burung. An mehren Orten zieht man indessen das Messen vor, indem man ein Maß zurichtet, welches grade hinreicht, eine abgewogene basmat Gold zu fassen. Dabei hat man den Vortheil, sogleich die größere oder mindere Reinheit des Goldes zu ersehen, da das reinere Gold bei gleichem Gewichte ein geringeres Volumen hat. Ueberhaupt zieht man allgemein das feinkörnige Gold dem grobkörnigen vor, weil bei ersterem weniger Eintiefungen und Ritzen für zurückgelassenen Schmutz möglich sind. Die Malaien sind überdies sehr geneigt, allerhand Betrug zu spielen, indem sie Kupfertheilchen und gelben metallfarbigen Sand untermischen.

Ein merkwürdiges Vorkommen von Gold ist etwa eine Tagereise von Serawak, in den Spalten eines niedrigen Kalksteinfelsens, batu Kaladi genannt, wo es in Menge von den Malaien gefunden wird. Diese Spalten, deren enge Eingänge nach allen Seiten auf dem Hügel sich zeigen und mit vieler Mühe ausgeweitet werden müssen, führen 20—40 Fuß tief in den Felsen hinein, wo sie in einer etwas geräumigeren Höhle endigen und mit lehmiger sehr goldhaltiger Erde angefüllt sind, welche in Körben heraufgeholt und ausgewaschen wird.

Die Eingeborenen Borneo's, die Dajaks, oder richtiger Dajas, schmieden allerhand einfache Schmucksachen für die Ohrläppchen, Arme u. s. w. und bereiten unter Anderem einen äußest feinen Golddraht, den sie mit buntem Grase oder feinem Rottan und Bambu zusammenflechten zu prachtvollen Cigarrentaschen u. s. w.

So wie Borneo, so ist überhaupt die indische Inselwelt reich an Gold. Auf Celebes ist namentlich die Ostküste, und hier die Districte von Gorontale und Sumalat, welche viel Goldausbeute liefert. Das hier gewonnene Erz wird erst durch große Steine pulverisirt und alsdann auf ähnliche Weise gewaschen wie auf Borneo. Die Goldgräber sind sämmtlich Eingeborene, welche aber die Ausbeute an die Häuptlinge und an die holländischen Staatsdiener abliefern. Die Beamten und Militairs von Gorontale werden reich. Den neuesten Nachrichten zufolge (Ausland N. 14. 1859) würde der Ertrag der celebesischen Goldminen wenigstens verfünffacht werden können, wenn die Gontalesen sorgfältiger die Minen bearbeiteten.

Auch Sumatra ist reich an Gold und die besten Goldschmiede des asiatischen Archipels sollen hier zu finden sein. Auch hier sind die Ostgestade mehr mit Goldseifen bedacht als die Westgestade, wo es nur sparsam vorkommt.

Die malaische Halbinsel zeichnet sich durch granitische Felsen mit vorliegenden Alluvialebenen aus. In den vielen Quarzgängen, welche die Halbinsel durchsetzen und in den Quarztrümmern findet sich das Gold in großer Menge, um bis heute den Namen der *Aurea Chersonesus* bei Ptolemäus zu rechtfertigen. Namentlich ist zwischen dem Cap Rachado im Norden gegen Salangore und dem Küstenflusse Muar der höchste Berg im Gebiete der Leadang der Malaien, Gunong-Ledang, welcher schon frühzeitig bei den Portugiesen, mit Anspielung und Hoffnung auf das Salomonische Goldland, mit dem Namen Ophir belegt worden. Der ganze Berg ist eine ungeheure Granitmasse und in seiner Nähe, bei Bukit Taong, sind Goldminen. Die Staaten von Kalantan, Tringano und Pahang zeichnen sich durch viele Goldwäschen aus. Je tiefer der Strom, namentlich aus dem Flusse Pahang, desto mehr Goldstaub gibt er. Man rechnet in den letztgenannten drei Malaienstaaten über 15,000 Goldarbeiter, deren Geschäft aus den dortigen Goldgruben jährlich einen Gewinn von 420,000 spanischen Dollars abwerfen soll. Das Gold wird gewöhnlich von chinesischen Bergleuten gewonnen. Die Malaien treiben viel Handel mit Goldstaub, bei ihnen ist ein Goldbäumchen das allgemeine Symbol des Tributs. So namentlich in dem kleinen Königreiche Queda, welches Siam tributpflichtig ist.

Im Reiche Siam wird zu Bang-ta-phan und zu Rachan Gold, aber nur sparsam gewonnen.

Im Lande der Laos (Law, Lao), an dem obern Laufe der Kambodja und Siamströme, zwischen Yünnan und Siam, liegt der Bergwerksdistrict Boduaen mit reichen Gruben, wo Gold, Silber und Kupfer von den Chinesen bearbeitet wird. Auch in der Nähe der Kapitale Leng sind Gold- und Silbergruben.

In dem Ostgestade Hinterindiens, in der Nordprovinz von Cochinchina, Tongking, ist Ueberfluß

an Gold und Silber, namentlich ist der Südrand des Hochlandes damit reichlich versehen. Die Gold- und Silberminen liegen gegen Südyünnan. Ein großer Theil des Goldes geht durch den Schleichhandel nach dem chinesischen Grenzlande von Yünnan und Kuangsi über. Die Einwohner von Tongking sind geschickte Goldarbeiter; auch werden Goldmünzen mit Stempeln versehen. Ein spanischer Dollar hat den Werth von 1½ Quan nach dem Zolltarife der Regierung. In dem Binnenlande von Saigun und Kambodja ist bei dem Dorfe Schinkalan ein reiches Goldbergwerk.

Vom Reiche Birma sagt Crawford, daß gegen Norden und Nordosten von Ava das weite Gebirgsland der primairen Formation, meistentheils das Land Lao und Shan, reich an Edelsteinen, Gold, Platina, Silber, Kupfer, Zinn und Blei sei. Gold wird an verschiedenen Stellen im Flußsande gewaschen, namentlich am Kyenduen, am obern Irawadi, zu Shoe-gyen in der Nähe von Pegu. Auch soll viel Gold aus dem goldreichen Yünnan eingeführt werden, nämlich jährlich 600 Viß = 60,000 Tical Gewicht. Nach der Berechnung der Birmanen ist das Gold 17 mal mehr werth als das Silber, während in Yünnan es nur 6 mal so viel gilt. Der Goldglanz geht dem Birmanen über Alles. Der größte Luxus der Vergoldung herrscht bei den Architekturen und Skulpturen für Tempel. Alles, was zum Königshause gehört, muß den Beinamen des Goldenen (Shoe) führen und vergoldet sein, von den Rudern der königlichen Gondeln bis zu dem Dache des Palastes und der Pagode. Das Gold ist dem Birmanen das Symbol des Vortrefflichsten in jeder Art. Sie schlagen nie Münzen daraus, sondern verwenden es zum Putz. Sie weihen das Gold nur ihren Götzen und legen dessen Eigenschaften ihrem Könige bei, der unter seinem Goldschmucke, den er bei Audienzen zu tragen hat, fast erliegt. Der König hat's gehört, heißt: es ist zu seinen goldenen Ohren gekommen; Audienz bei ihm haben, heißt: zu seinen goldenen Füßen gelangen, und die Rosenessenz, sagte ein vornehmer Birmane zu Colonel Symes, sei in der Sprache der Hofetikette ein Parfüm für die Goldnase.

Zu den interessantesten Entdeckungen der neueren Zeit gehört das Auffinden der Platina in dem birmanischen Waschgolde. Die Goldkörner sind im Gemische von Platina, Gold und Iridium. Dieser Goldstaub wird im Norden von Ava gesammelt und nach Ava zum Verkauf gebracht, wo er mit vielen Eisenkörnern erhandelt wird, die vom Magnet gezogen werden. Die geschmolzene Masse setzt einen Metallkegel zu Boden, der, mit Gold zusammengeschmolzen, diesem einen außerordentlichen Glanz gibt. Allein dieses glanzreiche Platingold ist schwer zu hämmern und zu bearbeiten, weil es sehr brüchig ist. Die Ohrringe des Königs der Birmanen werden daraus gefertigt. Dieses Platingold kommt aus dem Ringtithale, vom Orte Kane. Nach einer Analyse von Prinseps gibt der Goldstaub Ava's im gereinigten Zustande 20 Proc. Platin und wird von einer so großen Masse Iridiummetall begleitet, daß dieses das doppelte Gewicht des Platins beträgt, eine Eigenthümlichkeit, wodurch sich die Avaplatina von der in Südamerika und am Ural wesentlich unterscheidet. Die Birmanen nennen das so gewonnene Platin Sheen-than.

Gold- und Silberornamente werden in jeder Stadt der Birmanen gearbeitet, vorzüglich in Ava, doch mehr massiv als schön. Die birmanische Juwelierkunst steht der anderer indischer Künstler an Geschmack und Geschick sehr nach und ist noch sehr plump. Die Birmanen berichtigen alle Zahlungen nicht durch Münzen, welche ihnen gänzlich fehlen, sondern durch Zuwiegen der Metalle, kleinere mit Blei, größere mit Gold und zumal Silber. Gold wird für 17 mal werthvoller gehalten als Silber; Blei verhält sich im Metallpreise zum Silber wie 500: 1. Die Goldprobe der Birmanen ist von den Hindus angenommen. Für Alchymie, nämlich für Verwandlung der geringeren in edlere Metalle sind die Birmanen leidenschaftlich eingenommen und alle Beamte bis zum König versuchen Gold zu machen. Alle Gold- und Silberminen des Landes gehören dem Könige, auch die Diamantengruben gehören ihm. Die Residenzstadt Ava heißt in allen officiellen Urkunden: Ratanapura oder Yatana, d. i. Juwelenstadt, die Herrscherin über Thunapara, d. i. Goldland, im Osten des Irawadi. Die vielen Tempel mit weißen vergoldeten Thürmen geben der Stadt aus der Ferne einen glänzenden imposanten Anblick, der aber in der Nähe sehr verschwindet. (K. Ritter, Asien IV.) Das zum Reiche Birma gehörige Gestadeland Aracan hat auf der Ostseite der Gebirgskette Goldstaub, welcher in den Regenbächen gefunden wird.

Auf der Halbinsel von Dekan ist um Colar am Palaurflusse, in dem ganz von Bergen umgebenen Gaue des Pergunna, in dem Geröllboden Goldsand, der hier sogar eine weitverbreitete Geröllschicht mit Goldkörnern und Goldwäschen enthält, welche vom Palaurflusse auf der Plateauhöhe durchspült wird. In ganz Dekan bildet der Granit das Liegende, auf welches Sandsteinüberlagerungen vorkommen. Diese letzteren bedecken einen großen Theil der Cuddapahthäler gegen die Plateauseite der Nalla-Malla-Gebirgsketten, und sind, zumal da, wo sie Sandsteinbreccien bilden, als die eigentlichen Diamantminen in dem Stromgebiete des Pennar bekannt. Ganz gleichartig ist ihr Vorkommen, nur noch reicher, in den analog gelegenen Stromgebieten des Kistna und Godavery und noch weiter ostwärts bis zum Mahanadi. Merkwürdig ist, daß der mehr sandige Lehmboden des Mahanadi auch außer den Diamanten noch Goldkörner gibt, wie ein ähnliches Vorkommen auf der Südwestgrenze auf dem Thonboden des Palaurflusses bei Colar ist, sodaß also zwischen beiden Goldlagern die Diamantenlager erscheinen, das centrale Stromgebiet des Kistna aber an diesen Edelsteinen bei weitem am reichsten ist. Die Außenseite des Abfalles der Nalla-Malla gegen Osten, gegen Nellore und Ongole hin, ist dagegen mit reichhaltigen Kupfererzen versehen, welche 50—60 Proc. Metall geben und dazu noch mit silberhaltigen Bleierzen.

Im Wardagebiete ist der Boden um die Resi-

denz Nagpur aus Trappformationen gebildet. Etwas Goldsand wird hier gefunden. Im Alluvialboden des Mahanadithales um Sambhulpur ist ebenfalls Goldsand.

Die große Insel Ceylon (Lanka im Ramayana, das Taprobane der Griechen und Römer, verstümmelt aus Tâmbapanni, sprich Sylan im Indischen) wird von Ptolemäus nach den Schifferberichten der phönizischen und ägyptisch-griechischen Ceylonfahrer als reich an Gold und Silber gerühmt. Allein die Insel hat nur einen ganz besonderen Reichthum an Edelsteinen, ist arm an nützlichen Metallen, welche außer etwas Eisen ganz fehlen. Das Gebirge besteht aus einer Masse emporgehobener, granitischer Gebirgsarten. Einförmigkeit der primitiven Formation ist der eigenthümliche Charakter der Insel, auf welcher, außer dem Alluvialboden der Gestade von jüngeren Bildungen, nur Kalk und Sandstein verbreitet sind. Bei dem sehr geringen Wechsel der ordinairen Gebirgsarten sind diese jedoch voll Einlagerungen seltener Mineralien, sodaß bei geognostischer Armuth doch mineralogischer Reichthum vorhanden ist. Der mineralogische Charakter dieser Insel, bemerkt Davy (*J. Davy*, On the Mineralogy of Ceylon, in Transact of the Geolog. Soc. Vol. V. P. II. p. 311), ist daher echt orientalisch, mehr zum Prunk als zum Gebrauch, mehr Pracht als Nutzen. Die frühere Angabe von Gold, Quecksilber, ist ganz irrig, ist blos eine ältere Tradition. (Vergl. Life in Ceylon by E. Tennant. 1859.)

Die Küstenlandschaft Malabar (Malayavara, Gebiet von Malaya) ist größtentheils mit Thonboden überlagert. Im Districte Irnada, im Osten von Calicut, wird Goldsand gewaschen, ein Metall, das als Landesproduct fehlt, aber durch den Handel sich am ganzen Westgestade findet. Zu erwähnen aber ist die nordwestliche Seite des Nilagirigebirges (Nilgherry) von Koimbature und Malabar, wo das Gold fast in allen Flußbetten ist. In allen Thälern und Spalten gräbt man hier danach. Erst bringt man die obere schwarze Erde weg, um auf eine röthliche Erdschicht zu stoßen, welche man in Gefäßen rüttelt, schüttelt, schlämmt und wäscht. Das schwarze zurückbleibende Sediment enthält schwarzen Sand, Eisen und Goldtheilchen, welche durch Wasserspülen gereinigt, durch Quecksilber amalgamirt und herausgezogen werden. Auch wird Gold in größeren Körnern ausgelesen. Jede solche Goldgrube zahlt monatlich 3 Rupien Abgabe. Diese Goldwäschen werden auch als die in Wynaad am obern Beyhur bezeichnet. (Ritter, Asien IV, 968.)

Wir haben hier noch auf der Westseite von Hindustan die Halbinsel Guzurate oder Kattiwar, zwischen dem Golfe von Kutch und von Cambay gelegen, zu erwähnen, auf welcher aus dem obern Flußbette des Flusses Aji bei Rajcote etwas Goldstaub gewaschen wird.

Ferner sind noch die Territorien am oberen Laufe des Indus, namentlich die Gebirgsgauen zu nennen, welche den Raum der Gebirgszüge zwischen Kaschmir und Badakschan einnehmen. Es sind die Territorien Iskardo, Gilgit und Chitval, in welchen die Berge und Thäler Goldstaub führen. Nordostwärts von Chitval ist der Gebirgsgau Gunjut, welcher von dem Golde, das man in ihm findet, seinen Namen hat. Als Tauschmittel der Eingeborenen cursiren kleine Stücken rohen Goldes. Ob Iskardo eine Ansiedlung jener Daradi, alten Dardi ist, welche wir oben bei den goldgrabenden Ameisen (S. 94) erwähnt haben? Am Indus wie am Kabulstrome waschen nach ihrer Anschwellung Fischer mit großem Vortheile Goldsand. Vermittels eines Siebes scheiden sie die größern von den kleinern Körnern und ziehen durch Quecksilber das Gold als Amalgam heraus. Auch mehre kleinere Flüsse der dortigen Thäler, deren Quellen nicht fern liegen, wie der Swan und Hurru, liefern Gold, sowie überhaupt auch am Austritte der Chinab und des Indus aus den Vorbergen der Himalayaketten Goldsand gewaschen wird. Die Gebirgspassage von Kabul über Bamiyan nach Khulum besteht aus Gneis und Granit, auf diese folgt blauer Schiefer und Quarz, weiterhin Kalksteinconglomerat. Um Bamiyan ist Reichthum an verschiedenen Minen, zu Fuladut wird Gold gewonnen.

Endlich erwähnen wir hier noch das Thal des Flusses Sarewschan (auch Kogak genannt) in der heutigen Bucharei. Ueber den Goldgehalt des Sarewschan haben die Bucharen allerlei seltsame Sagen. Dieser Fluß soll in alten Zeiten die Umgebungen von Buchara oft überschwemmt haben und deshalb durch Alexander von Macedonien, den sie Iskendee nennen, in der Nähe seines Ursprunges mittels eines goldenen Dammes zu einem See aufgestaut worden sein. Die Goldspuren in dem Flusse entstehen nun nur durch Abspülungen von diesem Damme, zu dem man nicht gelangen könne, weil er selbst und der See hinter ihm von gefährlichen Ungeheuern (Centauren und Wassernixen) bewacht werde. Neuere Waschversuche in dem Sarewschan lehren nun zwar, daß derselbe einiges Gold zwischen dem Sande enthalte, aber nur von weit her angeschwemmtes, daher äußerst feines, welches die Bearbeitung nicht lohnt. Von dem Goldvorkommen in den Zuflüssen zum Amur (früher Orus) sagt Meiendorf in seiner bucharischen Reise, daß das dort gewonnene Gold nicht ganz rein sei. Es wird durch Amalgamation gewonnen. Das Gold kommt übrigens meistens aus Rußland nach Buchara. Das Wort Sarewschan ist persisch und bedeutet goldspendend, von ser oder sar, Gold, und efschânden, ausgießen, verspenden (vergl. Gorny-Journal. 1842. N. 11).

Wir haben nun versucht, darzulegen, welche Verbreitung das Gold in Indien und den ihm nächstliegenden Ländern hat, wie es dem südlichen Dekhan, aber hauptsächlich dem Norden der Halbinsel zugehört. Besonders sind es die Stromgebiete des Himalaya, welche Goldreichthum besitzen. So ist es das obere Industhal, welches der Sitz großer Goldschätze seit den Zeiten Herodot's war und noch heute ist.

Werfen wir jetzt noch einen flüchtigen Blick nach Ostasien, nach China und Japan, nach Ländern, welche erst der neuesten Zeit zugänglicher geworden sind. Die Bearbeitung der Minen, welche in den nordwestlichen

und südöstlichen Kreisen des Mitttelreiches und auf Japan sehr zahlreich sind, geben, nach Angabe in den gesammelten Satzungen des Reiches (Taitsing Hoeitien, Auszug XIV, 21.), nur sehr unbedeutende Erträgnisse und befinden sich noch auf der Stufe der Kindheit. Früher haben die Chinesen den Bergbau absichtlich vernachlässigt, weil von dem Grundsatze ausgegangen wurde, die Mehrung edler Metalle bringe Theuerung ins Land. In Japan, wo im Norden sehr viel Gold, theils in Kupfer, theils in Golderzen gefunden, theils durch Auswaschen von Sand gewonnen wird, wo zu Anfang des 17. Jahrh. die jährliche Ausfuhr an Gold 5½ Millionen Thaler betragen hat, fürchtete man dadurch die Fremden anzulocken. Jetzt ist beides zwar nicht mehr der Fall, allein trotz dem erscheinen die Erträgnisse der ostasiatischen Bergwerke nicht sehr bedeutend. Die Staatsabgaben von den Minen in den chinesischen Kreisen Ssetschuen, Junnan, Kueitschén, Kuangsi und Kuangsu belaufen sich ungefähr auf 90,000 Tael reinen Silbers, jeder Tael zu vier Gulden. Die Erträgnisse der zahlreichen Goldwäschereien in diesen Kreisen sind kaum der Rede werth. Obgleich die Flüsse des westlichen China, gleichwie die des benachbarten Asam (vergl. S. 95), sehr viel goldhaltigen Sand mit sich führen, wovon sogar einer den Namen Kinscha Kiang, Goldstrom, trägt, so werden die Erträgnisse der Regierung doch blos auf ungefähr 340 Lan oder Tael gerechnet. Da sich die Staatsabgaben von den Gold- und Silbererträgnissen der Bergwerke auf dreißig vom Hundert belaufen, so kann man denken, welche Betrügereien vorkommen. Liefern doch die einheimischen, in den gesammelten Satzungen der regierenden Dynastie, verzeichneten Minen den bei weitem größten Theil der zum Handel und zum Gebrauche im bürgerlichen Leben nothwendigen edeln Metalle (vergl. Correspondence relating to China. 1840. 174). Die Goldseifenwerke kommen besonders im Westen von China in dem sogenannten himmlischen Gebirge von Huri-Kara-Us an bis Hotan vor; im Norden in der Provinz Ili, längs den Flüssen Balicin-Guna und Schuan-Schu-Uzi; im urumcinschen Bezirke in den südlichen Gebirgen Kuitun, Hutukbai, Monas, Loklon und Kur-Kara-Ususkol, längs dem Flusse Czirgalan und Gurban-Kjakt, und in Tarbagataj, am Bache Dardalet im Kurbara-Us. Die Regierung überläßt die Goldwäschereien der Privatindustrie, erhebt aber einen Zehnt, allein diesen nicht nach der gewonnenen Goldmenge, sondern nach der Anzahl der Mannschaft. Jede Gewerkschaft darf nicht mehr als aus 50 Goldwäschern bestehen, von jedem wird monatlich $^{3}/_{100}$ Lane Gold in die kaiserliche Schatzkammer gezahlt. Nächstdem existiren noch andere Abgaben. Eine der größten Goldwäschen befindet sich im Bezirke Dun-Huan nahe dem Gebirge Scha-Tschou längs dem Bache Dan-He. Die Goldwäscher arbeiten vom April bis November. Der Werth des Goldes ist verschieden. So verhält er sich zu dem des Silbers in Urum wie 1 : 12, in Peking wie 1 : 11, in Gui-Tschan, nahe den Seifen, wie 1 : 8 und bisweilen 1 : 9. Zu den Gewinnungsarbeiten werden im Winter kleine Gesenke abgeteuft, welche sich im Frühjahre mit dem durch das Regenwasser zugeschwemmten Sande, Thone und Erde anfüllen. Den Sommer über wird der Schlamm im Gesenke durchgewühlt und das Gold ausgewaschen. Die zu China gehörige Gebirgshalbinsel Korea hat Gold und Silber, und die zu Japan gehörige Gestadeinsel Formosa (Thay wan der Chinesen) soll auf der Ostseite Gold besitzen, nähere Angaben sind aber nicht bekannt.

Zur Geschichte Indiens haben wir hier nur noch zu sagen, wie fast Alles, was wir aus frühester Zeit von ihm wissen, sich auf das Leben der indischen Fürsten beschränkt, wie ein Bild der Stämme und Staaten Indiens uns erst durch die Berichte der Griechen und Römer und durch die beiden großen Epopöen der Inder, das Mahabharata und Ramajana, zugekommen. Das Leben der indischen Fürsten schildern die Legenden der Buddhisten als glänzend und reich; sie speisten von Gold und Silber. Megasthenes besuchte oft Palibothra, den Hof des Königs von Magadha, und erzählt, daß die Königsburg vergoldete Zinnen und goldene Säulen gehabt habe. Die Elephanten der Könige waren mit Gold und Silber geschmückt, goldene Schalen waren bei allen Gastmählern der Großen. Der Thron des Königs war von Gold, er führte ein goldenes Scepter. Zur sicheren Beurtheilung des Standpunktes der Gewerbthätigkeit im indischen Alterthume fehlt es zwar an sachlichen Zeugnissen, allein eine gewisse Uebereinstimmung in der gesellschaftlichen Stellung der ägyptischen und der indischen Handwerker läßt wol voraussetzen, daß sich diese auch schon in alter Zeit nicht minder geschickt bethätigten als jene. Denn an verarbeitungsfähigen Materialien fehlte es den Indern nicht. Auch geschieht schon im alten Gesetzbuche, im Manu, Erwähnung der Goldarbeiter und Silberschmiede. Heute zählen in Indien die Goldschmiede zu den geachtetsten Handwerkern und wenn Strabon (XV, 1) erwähnt, wie ungeschickt sich die Inder in der bergmännischen Gewinnung der Metalle und im Hüttenwesen zeigten, so lehrt doch die Neuzeit, daß der indische Handwerker mit selbst ganz unscheinbaren Werkzeugen die saubersten Arbeiten in Metall auszuführen vermag.

China und Japan blieben lange Zeit in ihrer Isolirung und waren wie nicht vorhanden für die übrige Welt. Ptolemäus (VI, 16) wußte von mehren Völkern zu erzählen, die Serica bewohnten, und unter denen auch geschickte Gold- und Silberarbeiter bekannt wären. Das den Chinesen eigenthümliche Abschließungssystem, welches in der ungeheuerlichen Umgrenzung seines Reiches der seit 214 v. Chr. bestehenden und von Ammian zuerst erwähnten sinesischen Mauer den entschiedensten Ausdruck findet, trug wesentlich dazu bei, es fremden Einflüssen unzugänglich zu machen. Erst die neueste Zeit, namentlich erst seit dem im J. 1842 geschlossenen Frieden zu Nanking wurde das himmlische Reich dem europäischen Handel zugänglich und mit ihm beginnt eigentlich erst das Wissen von China. Die Friedensschlüsse von 1858 werden China und Japan dem civilisirten Europa vollständig öffnen.

Gold im Norden von Asien.

Das große Gebirgssystem des Altai (der Goldberg schon bei Menander von Byzanz, Geschichtsschreiber des 7. Jahrh.; Altaï-alin mongolisch, Kinschan chinesisch) erstreckt sich zwischen 50° und 52½° nördlicher Breite und bildet die südliche Grenze der großen sibirischen Niederung, von den reichen Silbergruben des Schlangenberges und dem Zusammenflusse der Uba und des Irtysch an bis zum Meridian des Baikalsees. Es begreift in sich: a) den eigentlichen oder kolywanschen Altai; b) die sayanische, Tangnu- und Ulagom- oder Malakhaketten, alle ziemlich parallel von Westen nach Osten streichend. (*A. v. Humboldt*, Asie centrale T. I. u. II.) Der Name Altai ist erst spät bei den russischen Bewohnern Sibiriens in Gebrauch gekommen. Im J. 569 schickte Kaiser Justinus II. einen Gesandten zu dem Ka-Khan des türkischen Volksstammes, welcher sein Hoflager am Altai hatte. Er fand diesen Ka-Khan (Chaganum) Dizambul in einem Gebirge, das bei den Griechen Ektag oder Ektel (Ἔκταγ oder Ἔκτελ) so viel als der goldene Berg heißt. In einem Thale des goldenen Berges (χρυσου ὀρους) war das Hoflager des Ka-Khans. Im Lager waren Holzhäuser mit vergoldeten Säulen. Der wahre Name des Gebirges ist aber Altai, was wie im Türkischen Altun und Altan, im Mongolischen Gold heißt; daher auch dies ein Ehrentitel der Altun-Khane der Kin, d. i. der goldene Herrscher werden konnte. Mit den Turkstämmen hat sich anfänglich der Name Altai, „der goldene Berg," nur verbreiten können, sei es als Ehrenname wegen des Hoflagers seiner Ka-Khans, oder weil vielleicht wirklich das Gold, wie noch heute, an ihm gewonnen ward, oder aus beiden Ursachen zugleich.

Ueber die südlichen Weiten von Sibirien dehnen sich fast ununterbrochene Bergzüge, die ihren Anfang in Centralasien nehmen und welche von Westen an nach Osten unter den Benennungen der altaischen, sayanischen, daurischen Gebirge bekannt sind. Nur dunkle Sagen von dem Goldreichthume des Altai hatten sich erhalten und diese waren es hauptsächlich, welche im J. 1723 unter der Regierung Peter's des Großen, unmittelbar nachdem das uralische Erzgebirge bergmännisch entdeckt und erforscht war, Veranlassung zum Aufsuchen von Erzen im Altai gaben. Namentlich waren fast überall die antiken Metallgruben einer verschwundenen, bergbaukundigen Nation, der Tschuden (Tschudi, Tschudaki, Tschutski, d. i. Tschud oder Czud), welche den neuen russischen Bergbau veranlaßten, welche gleichsam als Wünschelruthe zur Anlegung neuer Gruben dienten. Der kenntnißreiche Akimfitsch Nikitas Demidoff, Sohn des Gründers des uralischen Bergbaus, unternahm das Aufsuchen von Erzen aus den alten tschudischen Arbeiten und gründete den altaischen Bergbau, welcher noch jetzt den Namen des kolymano-wokressenskischen Bergbaus führt. Zunächst entstanden die Kupfergruben Kolywansk und die Hüttenwerke in der Nähe von Barnaul. Im J. 1736 hatte man angefangen, die schlangenberger Grube zu betreiben, deren Erze in den obern Teufen außerordentlich gold- und silberreich waren. So erhielt die durch Granit wie in einem Kessel eingeschlossene Gegend die Bezeichnung: „das kolywanskische Erzgebirge" und wurde vorzugsweise mit dem Namen der Gruben am Altai, oder des kleinen Altai, bezeichnet; der Name des weit südlicheren alten Ektag-Altai, des Goldberges, den nur die Sage rühmte, wurde auf diese weit im Norden abgerückten Bergzüge übertragen, welche durch ihren Goldgehalt nun der Etymologie dieses berühmten Namens zu entsprechen schienen. Die ganze Gebirgsgruppe wurde zu einer europäischen Culturcolonie in der Mitte des asiatischen Continentes vorbereitet (vergl. Hermann, Mineralogische Reisen in Sibirien I, 289 und K. Ritter, Erdkunde, Asien I, 570).

Die Krone aller sibirischen Bergwerke, der Schlangenberg (Smejof der Russen), besteht fast aus nichts Anderem als dem Erzlager selbst, welches von einer in Thonschiefer ruhenden Hornsteinmasse gebildet wird, die nach allen Richtungen, besonders im Hangenden von Gängen und Trümmern schuppig-körnigen Schwerspaths durchsetzt ist. In diesem sind vorzugsweise die Erztheile eingesprengt enthalten; sie finden sich aber auch ohne Schwerspath in dünnen Klüften des Hornsteins selbst. Die nicht metallischen Substanzen, welche auf dem Erzlager vorkommen, sind der Hornstein selbst, Quarz, Adular, Witherit, Kalkspath und Flußspath. Die metallischen Mineralien sind: Gediegenes Gold, mehr oder weniger silberhaltig. Es findet sich nie krystallisirt, sondern theils in dünnen moosartig zusammengehäuften kleinen Blättchen aufgewachsen, theils in kleinen Blechen mit unebener Oberfläche, die selten dicker als ein starker Messerrücken, gewöhnlich dünner sind, eingewachsen, theils in kleinen Platten auf Klüften aufliegend. Es ist gewöhnlich von lichter messinggelber, doch auch von goldgelber Farbe und metallisch glänzend, in den Platten doch öfter matt und bräunlich angelaufen, erlangt dann aber Glanz im Striche. Die moosartig aufgewachsenen Bleche finden sich auf den kleinen Gängen im Hornsteine mit krystallisirtem Quarze, Kupferkiese und erdigem Kupferglanze. Die eingewachsenen Bleche sind am häufigsten in dem grobkörnigen Schwerspathe eingewachsen, finden sich aber auch auf diese Weise in den übrigen Erzen, die auf kleinen Gängen und Trümmern in dem Hornsteine vorkommen, wie in dem Silberkupferglanze, Silberglanze, in einem Gemenge von Kupferkies und Bleiglanz u. s. w.; in den obern Teufen finden sie sich besonders in dem Hornerze. Die Platten, in welchen das Gold weiter vorkommt, sind gewöhnlich nur sehr klein und dünn und liegen in kleinen Klüften des Hornsteins. Nach einer Untersuchung von Klaproth (Beiträge zur chem. Kenntniß der Mineralkörper IV, 1.) enthält das Gold vom Schlangenberge 36 Proc. Silber; allein es ist nicht wahrscheinlich, daß alles Gold, welches hier vorkommt, eine gleiche chemische Zusammensetzung hat. Bemerkenswerth ist, daß das Gold vom Schlangenberge immer die goldgelbere Farbe hat, wenn es in Hornerz eingewachsen ist, daher zu vermuthen,

daß die Bildung des Hornerzes auf den geringeren Silbergehalt des Goldes Einfluß gehabt hat. Ferner findet sich gediegenes Silber, ganz auf eine ähnliche Weise wie das Gold, zuweilen ganz in der Nähe des Goldes, und enthält, wenn es in dünnen Platten im Hornsteine vorkommt, kein Gold, was um so auffallender ist, weil sonst Gold und Silber in allen Verhältnissen sich zu verbinden und nicht unvermischt neben einander vorzukommen pflegen. Die übrigen Metalle sind Silberkupferglanz, Silberglanz, Fahlerz, Hornerz, gediegenes Kupfer, Buntkupfererz, Kupferkies, Kupferglanz, Bleiglanz, Zinkblende, Eisenkies, Rothkupfererz u. s. w. (s. Reise nach dem Ural und Altai und dem kaspischen Meere von A. v. Humboldt, Ehrenberg und G. Rose. Berlin 1837. 1. Bd. S. 536 fg.).

Das Erzlager des Schlangenberges ist meistens ganz von Porphyr umgeben, der in verschiedenen Varietäten vorkommt. Der Abbau wurde zuerst durch Tagebau betrieben; denn unmittelbar unter Tage waren die Erze am reichhaltigsten und haben das meiste güldische und reine Silber enthalten, und es ist sehr wahrscheinlich, daß auch zur Zeit der Eröffnung der Gruben die reichsten Erze durch die Tschuden, die auch hier am Schlangenberge einen uralten Bergbau getrieben hatten, schon weggenommen waren. Man hat die Spuren ihrer Arbeiten überall wahrgenommen, in ihren verstürzten Arbeiten hat man noch Werkzeuge von ihnen gefunden und in ihren Gräbern eine Menge Geräthschaften und Zierathen von Gold und Kupfer, am Nordrande des Altai, am Irtysch und der Kirgisensteppe, wo sie durch große über einander gethürmte Steinhaufen kenntlich sind. Die Tschuden schieden aus den Ochern das darin enthaltene Gold durch Schlämmen an der Smejewka, wie man ebenfalls aus den Ueberresten dieser Schlämmarbeiten gesehen hat, die noch so goldhaltig befunden worden sind, daß man sie gepocht und auf Planherden verwaschen hat. Als man sich später von dem Fortsetzen der Erze in die Teufe überzeugt hatte, fing man nach und nach an, Stollen zu treiben und damit einen regelmäßigen unterirdischen Abbau vorzurichten. Aber mit der Zeit, nachdem wenige Gruben gleich vom Anfange ihrer Bearbeitung an so außerordentliche Ausbeute geliefert als der Schlangenberg, haben bei größerem Vordringen in die Teufe die Erze nicht allein an Menge, sondern auch an Güte abgenommen.

Die in dem obern Thale der Ulba, 184 Werste vom Schlangenberge entfernt liegenden reichen Silbergruben zu Ridderski-Rudnik und Krukowsk liegen in einem wilden Granitthale mit alpinem Charakter. Die Erze der ridderskischen Grube sind theils in dem Schwerspathe eingemengt, theils auf den Klüften des Quarzes und des Hornsteins enthalten. Sie bestehen aus gediegenem Golde, das sich besonders in den obern Teufen in sehr reichlicher Menge gefunden, aus Hornerz, das in dünnen Lagen im Hornsteine mit gediegenem Golde besonders früher vorgekommen ist. Alte tschudische Arbeiten waren auch hier im J. 1786 die Veranlassung zur Entdeckung der Grube. Das Erzlager der krukowskschen Grube liegt in einem Porphyr und ist wahrscheinlich eine Fortsetzung von dem, welches in Riddersk bebaut wird.

Nicht weit von der Buchtarma, südöstlich von Ridderski, im Thonschiefergebirge am Maglenkabache gelegene, durch ihr Ausbringen an Silber die bedeutendste von allen Gruben des Altai, ist die 1791 entdeckte Silbergrube Syränowsk. Das Ausgehende des Erzlagers, worauf die Grube baut, besteht größtentheils aus Hornstein, der mit Quarz und auch mit Schwerspath nach Art des schlangenberger Erzlagers durchsetzt ist. Der Quarz ist meistens sehr porös, seine Poren sind mit gelbem Eisenocher und mit Bleierde mehr oder weniger angefüllt, welche auch meistentheils das silberhaltige Gold enthalten, das den Hauptgegenstand des Grubenbaues ausmacht. Gewöhnlich ist dies nur in so fein vertheiltem Zustande darin enthalten, daß es mit den Augen nicht zu erkennen ist, doch findet es sich auch in größeren Blättchen und Körnern, ja zuweilen in Stücken von mehren Lothen und Pfunden. Nach einer Analyse von G. Rose enthielt ein solches Stück, welches etwa 7 Loth wog, ziemlich frei von Quarz war,

Gold . . .	60,98
Silber . .	38,38
Eisen . . .	0,33
	99,69.

Dieser starke Goldgehalt kommt wahrscheinlich besonders da vor, wo das Gold in derbem Quarze enthalten, und weniger da, wo es in fein vertheiltem Zustande dem Ocher beigemengt ist. Die Ausbeute der Grube an goldhaltigem Silber ist bedeutend, das jährliche Quantum beträgt an 500 Pud. Die Erze werden wegen gänzlichen Holzmangels nicht an Ort und Stelle verschmolzen, sondern nach Barnaul und den übrigen Silberhütten des Altai abgeführt. Die ganze Gold- und Silbergewinnung concentrirt sich zu Barnaul, von wo die ganze güldische Silberproduction an den Münzhof in St. Petersburg, welcher selbst erst die Goldscheidung vom Silber sich vorbehalten hat, abgeliefert wird. Hier werden die Legirungen mittels Schwefelsäure geschieden, indem die Legirungen zunächst zusammengeschmolzen und granulirt werden. Hierauf wird die granulirte Masse in Platingefäße vertheilt und darauf mit Schwefelsäure in dem Verhältnisse übergossen, daß vier Theile Säure auf drei Theile des in der Legirung enthaltenen Silbers kommen. Die so gefüllten Platingefäße werden nun zusammen auf einen Herd, unter welchem Feuer unterhalten wird, gestellt. Nach der Auflösung wird die das schwefelsaure Silberoxyd enthaltende Flüssigkeit in einen großen, starken, bleiernen Kessel abgegossen. Das Gold bleibt auf dem Boden der Platingefäße in pulverförmiger Gestalt zurück, wird von Neuem mit etwas Schwefelsäure versetzt und erwärmt, die Flüssigkeit nach einiger Zeit abgegossen, das rückständige Gold aber mit kochendem Wasser mehrmals ausgewaschen und darauf getrocknet und geschmolzen. Bei dieser Operation wird gewöhnlich das Gold von einem Gehalte von 99,666, das Silber von 99,0 bis 99,5 erhalten.

Außer diesen Gruben sind noch: die semenoffschen Gruben im Nordwesten von Schamanascha, die wos-

kressenskischen um Kolywan, die loktewskischen am Alei und die viel weiter im Norden liegenden salairischen Gruben im Nordosten von Barnaul. Diese Gruben sind es, welche sonst jährlich 35,000 Pud goldhaltiges Silber nach Petersburg abliefern mußten. Durchschnittlich mußte der kolywansche Bergbau allein jährlich 25 Pud Gold abwerfen. Allein die kolywano-woskressenskischen Gruben sind schon längst erschöpft, auch die übrigen, ja selbst der Schlangenberg, sind für die Goldgewinnung abgebaut.

Während dessen die Goldseifen im Ural aufgekommen waren und sich in fortschreitendem Wachsthume befanden, verwendete man auch alle Sorgfalt auf die Aufsuchung von Goldgruslagern im Altai. Gegen Ende 1830 wurde im kolywanschen Bergbezirke das erste bedeutend reiche Lager erschürft und Jegoriewsk (Georgenwerk) benannt. Diese schnelle Entdeckung und die dadurch veränderten Ideen über das Dasein von Waschgold waren das Signal für viele Goldwäscher, welche sich zuerst zu dem dem kolywanschen Bergbezirke benachbarten Bergzuge zwischen den Flüssen Tom und Jenisei wendeten und hier im J. 1831 die ersten Entdeckungen machten. Im J. 1832 wurde der reiche Fundort Woskressensk am Flusse Konduftujul aufgefunden und im J. 1836 die Nachforschung weiter nach Osten in die sajanischen Bergzüge verlegt. Hier in ganz wilden und ganglosen Oertlichkeiten wurde eine ganze Reihenfolge reicher Lager am Flusse Birjusa entdeckt. Im J. 1839 gingen die Goldsucher nach Norden an die tunguskischen Flüsse und in den Jahren 1840 und 1841 wurden zwischen der mittlern und steinigen Tunguska eine große Zahl von reichen und sehr nachhaltigen Goldgruslagern entdeckt, welche einen so mächtigen Vorrathsschatz an Gold enthalten, daß sie alle bisher in dieser Art bekannten Entdeckungen übertrafen. Da, wo im Hochgebirge Nachforschungen, wie z. B. im kolywanschen Bergbezirke, wo der Reichthum an Silber- und Kupfererzen sich so sehr hervorhebt, angestellt sind, waren zwar Anzeichen von Waschgold, allein sie waren nur schwach und unbauwürdig, das Gold aber war sehr silberhaltig. Nach den neueren Erfahrungen sind alle bedeutenden Lagerstätten des Waschgoldes in den Vorgebirgen des Altai entdeckt, welche sich über die südlichen Weiten von Sibirien gegen Norden mit Ausästungen nach Westen, mehr aber nach Osten ziehen und welche von verschiedenen Flußbassins durchschnitten werden. Nach diesen letzteren sind namentlich folgende drei Goldgebiete bemerkenswerth: das obi-tomskische, das tom-jeniseische und das jenisei-lenasche.

Die goldhaltenden Straten sind zwischen den Bergen dieser Gebiete zerstreut und finden sich fast immer in ihren Quer- und Längenthälern und andern Vertiefungen, am meisten an den Ufern und im Boden der aus den Bergen hervorgehenden Flüßchen und in Sümpfen. Die Goldsände finden sich gewöhnlich entweder unmittelbar auf den festen Felsenstock aufgelagert, oder sind von ihm durch andere angeschwemmte Schichten getrennt. Die Lager selbst bestehen aus losem Gerölle oder zähem Thone, zeigen mehr oder minder Regelmäßigkeit, sind mehr oder minder mächtig, enthalten in ihrer Masse viel oder wenig Gold, sind leichter oder schwerer zu verwaschen, mehr oder minder von tauben Anschwemmungen überdeckt, nach welchen Verhältnissen der Werth eines Lagers in ökonomischem Betrachte sich feststellt. Außer Sand und Thon enthalten die Lager in ihrem mechanischen Gemenge Geschiebe oder Bergtrümmer der umliegenden Gebirge. Im südöstlichen, sich näher zum Altai erhöhenden Theile bestehen diese aus Thon-, Kalk- und Chloritschiefer, im südlichen herrschen Syenit, euritischer und keratitischer Porphyr und Diorit vor, gegen Osten aber ist rother und Kohlensandstein verbreitet.

Die eigentlichen Arbeiter bei den Goldwäschen in Sibirien bestehen fast ausschließlich aus Deportirten. Im J. 1842 waren blos in Ostsibirien 11,000 Mann bei den Goldarbeiten. Das Waschen geschieht auf verschiedenen Arten von Herden und vermittels verschiedener Maschinen, welche durch Pferde- oder Menschenkraft betrieben werden. Eine Hauptarbeit ist das Herbeiführen des Sandes in so großen Mengen, daß, wenn man z. B. den guten Gehalt in 100 Puden Sand zu 1 Solotnik annimmt, zu einem Pud Gold 9600 Pud Sand und zu einem Pud 384,000 Pud anzuführen sind.

Im J. 1842 wurden in Sibirien in runden Zahlen folgende Quantitäten Gold beschafft:

Aus Sandlagern	632 Pud
Aus dem kolywanschen Silber . .	30 "
Zusammen . .	662 Pud

A. Erman (Archiv für wissenschaftl. Kunde von Rußland III, 121—177) gibt über das Vorkommen von Gold in den trans-uralischen Gebirgen Nordasiens folgende Uebersicht. Die goldführenden Gebirge zerfallen in drei durch neptunische Gesteine getrennte Zonen von 45—62° Breite und in die nertschinsker (daurischen) Gebirge.

A. Die mittlere (nord-altaische) Zone goldführender plutonischer Gesteine, deren Nordgrenze ein größter Kreis von 84° östl. von Paris 57°,5 Breite nach 107° östl. von Paris, 52°,5 Br., und deren Südgrenze ein größter Kreis von 81° östl. von Paris 53°,5 Br. nach 100° östl. von Paris, 50°,0 Br.

Sie enthält die Goldwäschen an den oberen Zuflüssen des Ob und an den oberen Zuflüssen des Jenisei: das obi-tomskische und das tom-jeniseische Goldgebiet. Die Gebirgsketten hierin sind: 1) Die salairsker Kette, welche mit dem altaischen Hochgebirge zusammenhängt und bis nahe an die große sibirische Straße durch Kolywan und Ojasch fortsetzt. Die goldhaltigen Schuttlager liegen auf Grünstein und auf mit Talkschiefer wechsellagerndem Kalke. Einsenkungen des Felsbettes sind mit den goldführenden Trümmern ganz angefüllt, sodaß das Lager bis zu 20 Fuß mächtig wird. Es ist stellenweise sehr reich, bis zum Goldgehalte von $^{1}/_{12500}$ der verwaschenen Masse. Von den salairsker Goldständen wird noch bemerkt, daß sie sämmtlich einen schwarzen Eisenschlich,

d. i. einen feinen Magnetsand, aus dem Grünsteine enthalten. 2) Das Kija- (Alatau-) Gebirge, aus Granit und Syenit bestehend, mit den reichsten Privatgoldwäschen. Der Schutt in den Thälern ist oft 25 Fuß hoch mit einem Goldgehalte von $^1/_{192000}$ bis zu $^1/_{8000}$ des Gewichtes der verwaschenen Trümmer. Auch in groben Körnern, oft deutlich krystallisirt und bisweilen mit Quarz verwachsen, findet sich das Gold in Stufen bis zu 24,5 russ. Pfunden. 3) Die Nordseite der sajanischen Gebirge zwischen dem Jenisei und dem Westende des Baikal, wo im Osten von dem Querthale des Jenisei die Goldschuttlager am Amyl, die Goldseifen an der Mana und an der Janga mit einem Gehalte von $^1/_{512000}$ des verwaschenen Materials sind. Nur 12—15 Meilen südöstlich von dem Goldschutte an der Janga und gegen 30 Meilen südwestlich von Nijnei Udinsk liegen die reichsten von allen ostsibirischen Seifen: an der Birjusa, wo ein ununterbrochenes goldführendes Trümmerlager von 1—5 Fuß Mächtigkeit gefunden, welches 2—5 Fuß hoch mit tauben Anschwemmungen bedeckt ist. Der Boden dieses Goldlagers besteht aus Glimmerschiefer mit Kalklagen, die Trümmer variiren von feinen bis zu Blöcken von ungeheurer Größe. Zwischen den vorragenden Schichtenköpfen des Schiefers finden sich Nester, welche an sehr großen Goldkörnern bis zu $^1/_{8000}$ ihres Gewichtes enthalten. Auch an der Oka, am Kitoi und am Toisok wird Gold verwaschen. An letzteren beiden Orten besteht der Goldschutt aus feinen Trümmern von Grünstein, Quarz, Granit und Thonschiefer in sandigem Thone und einer zweiten Schicht, welche gröbere Trümmer und weniger Bindemittel enthält. Die Oberfläche der letzteren ist die eigentliche Lagerstätte des Goldes.

B. Die südliche Zone goldführender plutonischer Gesteine, deren Nordgrenze ein größter Kreis von 96° östl. von Paris, 47°,5 Breite nach 65° östl. von Paris, 50°,0 Br., deren Südgrenze 84° östl. von Paris, 42° Br. nach 65° östl. von Paris, 50°,0 Br.

Hier sind die hohen Ketten Tarbagatai und Alatau und der zwischen ihnen gelegene Grauwackenbezirk am Alakul, 43° bis 47°,5 Breite, wo der Goldschutt, 120 Werste östlich von Tschugutschak, in der kleinen Bergkette Altun-Emel, in 46° Br. 82°,5 östl. von Paris, reiche Ausbeute gibt. Die Chinesen hier verkaufen das Gold nicht in dieser Gestalt, sondern legiren es zuvor mit mehr als 16 Proc. Kupfer und schmelzen es dann zu Kugeln von verschiedener Größe. Thonschiefer und die Grauwackenformation bilden von den Quellen des Tschui bis zum Saisan und am Alakul eine nur durch den Tarbagatai unterbrochene Masse. Der Thonschiefer im Nordosten ist die charakteristische Gebirgsart in dem kokbektinsker Goldsanddistricte vom Tarbagatai bis an den Irtysch zwischen Semipalatinsk und der Buchtarma. Auf den Sohlen der schroffen Thäler des kokbektinsker Districtes sind mächtige Goldschuttlager, welche viele größere Goldkörner enthalten. Der kokbektinsker District, der östliche Theil der sogenannten Kirgisensteppe, ist in den Jahren 1849 und 1851 sowol in allgemeiner geognostischer Hinsicht als auch in Bezug auf das Goldvorkommen näher untersucht worden. Die Goldseifen am Irtysch oberhalb Semipolatinsk, die Flüsse Laila, Kaïnda und überhaupt alle Bäche in der nordöstlichen Hälfte der Kirgisensteppe führen ein Gerölle von Thonschiefer, Sandstein und Quarz, in welchem das Gold sich Anfangs in sehr feinen, auf dem Wasser schwimmenden, Blättchen zeigt, bei zunehmender Tiefe aber zugleich mit dem begleitenden Eisenschliche gröber wird. An den oberen Zuflüssen des Sentas hat das Goldschuttlager einen mittleren Gehalt von $^1/_{764950}$. Zwischen dem Sentas und der Werdybaika haben die Seifen einen Gehalt von $^1/_{383000}$ ergeben, sowie auch selten $^1/_{518000}$, gewöhnlich aber nur $^1/_{1280000}$ bis $^1/_{2560000}$. Das Gold enthält nur 6 Proc. Legirung und kommt nicht selten in Stücken vor, von denen 90—100 ein russisches Pfund wiegen. Ueberhaupt bilden in der kirgisischen Steppe die Goldseifen sowie im übrigen Sibirien continuirliche Begleiter der Bäche, von denen sie theils das jetzige Bett einnehmen, theils den Thalwänden anliegen. Doch besitzen diese Lager oft nur eine geringe Mächtigkeit, es finden sich oft nur locale Auskeilungen derselben, welche wol mit nesterartigem Vorkommen verwechselt werden. Die durchschnittlich kleinen Dimensionen der kirgisischen Seifen werden durch die Dünnheit ihrer Alluvialbedeckung und durch die Reinheit ihres Goldes compensirt (vergl. Erman's Archiv XIII, 595—648).

C. Die nördliche Zone goldführender plutonischer Gesteine, deren Südgrenze etwa von 105° östl. von Paris 58° Breite nach 90° östl. von Paris 59° Breite, deren Nordgrenze aber unbekannt ist, zwischen beiden Tungusken vom Jenisei bis zur Lena.

Hier stehen große Massen von quarzreichem Talkschiefer und von Glimmerschiefer mit Granaten an. An den Quellen des Pitt, des Uderei und der Teja und deren Zuflüssen sind außerordentlich reiche Goldseifen aufgefunden. Von den geognostischen Verhältnissen derselben ist das Vorkommen von dolomitischem Kalke zwischen den quarzreichen Talkschiefern und von Dioritporphyren bekannt geworden. Versuche gaben einen Goldgehalt von $^1/_{60000}$.

Das baikalische und das nertschinsker Gebirge zeichnet sich ebenfalls durch Goldvorkommen aus. Das Baikal- oder Chamargebirge ist durch Spaltungen des Kohlengebirges entstanden und besteht aus Massen groben Conglomerates mit Granit durchsetzt. Das Jablonoi chrebet ist der höhere nördliche Rand einer mit dem Baikal parallelen Zone krystallinischer und metamorphischer Gesteine, welche zwischen der Schilka und dem Argun den 30 Meilen breiten nertschinsker Bergwerksdistrict enthält, welcher durch die Mannichfaltigkeit und den Reichthum seiner Gänge dem Ural ähnlich, obgleich durch die Beschaffenheit der meisten Erze von ihm verschieden ist. Der wesentlichste Unterschied zwischen dem

nertschinsker Gebirge und dem längs der Südküste des Baikal gelegenen besteht in der Verbreitung von Thonschiefer und ihm zugehörigen, meist dolomitischem Kalke, und der Goldschutt, den man an mehren Punkten dieses Gebirges entdeckt hat, findet sich unter denselben Verhältnissen, wie im Ural und in so vielen andern Gebirgen Nordasiens: die krystallinischen Gesteine haben nur die Grauwacke durchbrochen, wie alle goldführenden Gesteine Nordasiens. Die Goldseifen an der Schirokaja, der Tscherna und der Kara sind unmittelbar unter der Dammerde zwischen Trümmern von Syenit, Dioritporphyr und weißem Quarze, welche auf Granit ruhen, der oft in Syenit übergeht. Das Gold stammt aus dem jetzt bereits zerstörten Ausgehenden der syenitischen Gänge her und seine ursprüngliche Lagerstätte hier ist einigen südamerikanischen vorzugsweise ähnlich. So sind unter den Goldsänden von Minas geraes die aus der Umgegend von Rio bekannten granitischen Gänge mit Schörlkrystallen besonders entwickelt und in Columbien, bei Marmato, setzen die goldführenden Schwefelkiesgänge unmittelbar im Syenit auf. An einigen Punkten des nertschinsker Districtes kommt das Gold mit einem ziemlich harten Sandsteine vor, der an den brasilischen und columbischen Cascalho erinnert. Das Gold liegt in dem verwitterten Ausgehenden dieses Sandsteines zwischen Trümmern desselben, welche mit andern von Talkschiefer und glimmerhaltigem Quarze gemengt sind.

Die Goldseifen finden also eine außerordentliche Verbreitung an dem ganzen Nordabfalle der die Südseite Sibiriens begrenzenden Gebirge vom Ob bis jenseits Nertschinsk, besonders auf der Ostseite des kusnetskischen Gebirgszuges, der sich auf der Ostseite des Altai vom Sandypsloi nordwärts über Kusnetsk bis an die Kija erstreckt, in der Gegend zwischen dem oberen Tom und oberen Tschulym, am Jenissei bei Minusinsk und Abakansk, von da ostwärts nach dem Kan und der Birussa, und längs dem ganzen oberen Laufe dieser Nebenflüsse des Jenissei, ferner an der Südwestseite des Baikalsees und der aus ihm tretenden Angara, sowie auch an der Ostseite des Jablonoi Chrebet in dem Thale der Schilka oberhalb und unterhalb Nertschinsk. Im J. 1843 lieferten die Privatwäschen 785 Pud Waschgold. Der Gehalt des verwaschenen Sandes betrug $^{1}/_{97950}$ durchschnittlich, es kamen aber Verhältnisse vor, wie 1 : 192000, 1 : 139666, 1 : 96000, 1 : 64000, 1 : 54857, 1 : 38400 und sogar 1 : 33391. Im Ganzen wurde daselbst eine Masse Schutt von mehr als 75,500,000 Pud verwaschen. Das Waschen geschah zumeist in Fässern und nur zum kleineren Theil auf Waschherden. Es waren dabei gegen 19,000 Arbeiter beschäftigt. Im J. 1845 betrug die Arbeiterzahl 22,725, im J. 1850 war sie sogar auf 25,000 gestiegen, da die Anzahl der Goldwäschen sich vermehrte und der Reiz des höheren Lohnes immer mehr Leute zu ihnen zog. Im J. 1836 fand man das Gold an den Ufern der Birjusa, 1839 an der Anjara und namentlich am Flüßchen Uderei und 1840 an der Pita. Von nun an entstand ein wahres Goldfieber und im J. 1841 zählte man allein in der Statthalterschaft Jeniseisk mehr als 100 Goldsuchergesellschaften.

Im J. 1845 belief sich der Totalertrag der Goldwäschereien des östlichen Sibiriens auf 852 Pud. Die Krone bezahlt für das Pud Gold 46,440 Rubel Ass. und erhebt darauf eine Steuer von 15 Proc.; dem kaiserlichen Schatze erwächst also daran beträchtlicher Gewinn, denn alles Land in Sibirien gehört, mit sehr wenigen Ausnahmen, der Krone. Die Goldsucher erhalten Licenzen vom Finanzministerium. Alles Gold wird vorerst an die altaische Bergregierung eingeliefert, hier vorläufig probirt und dann in den Münzhof nach St. Petersburg transportirt. Hier geschieht die Contraprobe und es wird dem Eigenthümer nach Abzug der Gefälle und der Münzkosten das ihm zukommende in halben Imperialen ausgezahlt. Der den Eigenthümern verbleibende Theil kann für den 1845ger Ertrag in Pausch und Bogen zu 30 Millionen Rubel B. Ass. angerechnet werden: eine ungeheure Summe für das menschenarme Sibirien. Welchen Nutzen hat aber hiervon die Masse der Bevölkerung? Wie viel von dem Golde bleibt in den Händen derer, die es zu Tage fördern? Nach officiellen Angaben waren 1845 in allen Goldwäschen des östlichen Sibiriens 25,000 Arbeiter beschäftigt. Jeder Arbeiter erhält einen monatlichen Lohn von 15 Rubel Ass., in den vier Sommermonaten also, in welchen die Wäschereien nur betrieben werden können, 60 Rubel. Zu den Arbeiten werden größtentheils die hierher verbannten Sträflinge oder Colonisten (poselenzy), wie man sie dort nennt, gebraucht. Der Colonist, der vor Entdeckung der Goldwäschen bei einem Landbauer für 30 Rubel jährlich arbeitete, verdient also jetzt in vier Monaten 240 Rubel. Die 25,000 Arbeiter erhalten also etwa 6 Millionen Papierrubel. Man sollte meinen, daß dadurch ein allgemeiner Wohlstand herbeigeführt worden sei. Allein die Erfahrung hat das Gegentheil bewiesen. Es ist zwar richtig, das Goldgewerbe ist für viele Gegenden Sibiriens in sofern von Werth, als durch dasselbe einzelne Unternehmer sehr bereichert wurden, als es die Preise der Dinge erhöhte und Gelegenheit zur Arbeit in einem Lande gegeben hat, das durch Entfernung und Mangel an Ausmündungen so benachtheiligt ist. Aber vor Entdeckung der Goldwäschen war die materielle Lage der Bewohner Sibiriens in sofern eine günstige, als der fruchtbare Boden reichlichen Ertrag gab, die Lebensmittel unglaublich wohlfeil und in Ueberfluß vorhanden waren. Der gewinnreichere Betrieb der Goldwäschereien entzog aber eine Menge Hände dem Ackerbaue, der Viehzucht und dem Handwerke. Scharen von Arbeitern strömten aus den benachbarten Provinzen dahin, die Consumtion von Lebensmitteln vermehrte sich außerordentlich, ohne zu ihrer Production beizutragen. Die Preise aller Cerealien, aller Bedürfnisse stiegen, mit ihnen das Arbeitslohn und die Waarenfracht. Sogar der Luxus hat zugenommen und neue Bedürfnisse hervorgerufen. Die Thätigkeit, welche die Golddistricte Sibiriens belebt, befördert zwar den Umsatz der Capitalien, erweckt die Productionskräfte

des Landes, indem sie dem Fleiße neue Erwerbsquellen eröffnet. Allein immerhin hat die große Goldproduction in Sibirien, die Verfolgung der einseitigen Richtung nach Goldsuchen, einen zweifelhaften Vortheil, da mit ihr die Vernichtung des Ackerbaues, die Demoralisation der Arbeiter herbeigeführt worden. Das Gold fällt meistens in solche Hände, die es nicht zu benutzen wissen. Unter 25,000 Arbeitern nehmen kaum 1000 ihren Verdienst mit nach Hause; die Uebrigen beeilen sich, ihn in den Schenken an die Branntweinpächter abzuliefern. Von der ganzen Bevölkerung ziehen außer den Kaufleuten vielleicht nur die Hauseigenthümer in den Städten von dem Goldbetriebe Vortheil. Sonst hat das Land wegen seiner Menschenarmuth, seiner unermeßlichen Ausdehnung und der fast gänzlichen Abwesenheit bequemer Fahrstraßen bei allem Ueberflusse an Gold einen großen Mangel an Lebensmitteln gewonnen, gegen den alle Goldgruben, so reich sie auch sind, es nicht schützen.

Gold im Ural.

Schon im frühesten Alterthume haben die ursprünglichen Anwohner des Ural von dem dort vorkommenden Golde gewußt und es gefördert. Die Sage von den Arimaspen, welche vorzüglich der Prokonnesier Aristeas ausgebildet und verbreitet hat (*Strab.* I, 21; *Gellius* IX, 4), scheint zu beweisen, daß dieses schon 550 v. Chr. der Fall war und noch im 10. Jahrh. unserer Zeitrechnung, als zum ersten Male Slaven von Groß-Nowgorod in jene Gegend vordrangen, erzählten ihnen die Samojeden von dortigen Niederlassungen fremder Bergleute. Eben dafür sprechen auch die Tschudengräber (Tschudskija mogily) bei Kyschtimsk am Ostabhange des Ural, in welchen goldene Zierathen gelegen haben, die genau ebenso mit Silber legirt waren, wie das Waschgold, welches man erst in neuerer Zeit wieder an demselben Orte in großer Menge entdeckt hat. Schon oben S. 101 ist erwähnt worden, wie die Gräber und der alte verlassene Bergbau jener verschwundenen, mit der Metallarbeit und Schmelzkunde bekannten Nation, der Tschuden, als Leiter neuer Bergbauunternehmungen gedient haben. Dieser alte Bergbau zeigt so weit seine Spuren, als die Grabmale reichen; beide aber ziehen sich nicht nordwärts über 58° nördl. Br. hinauf und südwärts fanden sich noch Gräber bis 45° nördl. Br. Von Osten nach Westen reichen sie beide vom mittlern Amurstrome bis über den Irtysch und zur Wolga hin, bis an den Ostfuß des Ural und am Ostural finden sich die alten Tschudenschürfe wieder wie am Altai. Zumal ist es der Südural, in welchem dieselben alten Tschudenschürfe in sehr großer Menge die meiste Gelegenheit zu jüngern Entdeckungen gegeben haben; aber durchaus nicht weiter nordwärts als Jekaterinburg, nur im baschkirischen Ural, wo man sie ebenfalls den Tschuden zuschreibt.

Schlözer ist es, der zuerst den allgemein venerirten Namen der Tschuden und Skythen identificirte, aber seinen Inhalt als einen historischen vernichtete. Falk erwähnt bei seinen Wanderungen durch Sibirien, daß er überall dieses verschwundene Volk mit dem Namen Tschudi, Tschudaki, Tschutski, d. i. Tschud oder Czud, belegen hörte. Immer heißt es, nicht von Russen, sondern von Tschuden stamme diese oder jene Ruine her, in welcher die starke Legirung des Goldes mit Silber und öfter beinahe bis zur Hälfte mit Kupfer gefunden worden. Und es mag wol hierin ein Beweis liegen dafür, daß dieselben güldischen Silber- und Kupfererze damals, wie noch heute, in den Localitäten selbst erschürft wurden, wo die Grabfelder selbst liegen. In der Reise nach dem Ural u. s. w. von A. v. Humboldt, Ehrenberg und Rose Th. I, 118; II, 5 werden mehrfach die tschudischen Arbeiten am Ural und Altai erwähnt, und K. Ritter, Erdbeschr. Asiens II, 320—342 gibt vielfache Auseinandersetzungen hierüber und stellt in Frage, ob die Tschuden wol nicht das hyperboräische Volk der Arimaspen sind, deren Goldschätze von Greifen (γρῦπες) bewacht werden, zu denen die Issedonen zogen, und diese Schätze durch die bei Herodot bezeichnete Karawanenstraße in den Handel zum Tanais und Pontus brachten (*Herodot.* III, 116; IV, 27). Beim Aeschylus (Prometh. v. 829) werden die Arimaspen mit den Greifen erwähnt. Wie bei späteren sind sie in einem Lande, das Gold liefert. Herodot (IV, 27) versetzt sie nach Norden. Nachdem er von den Issedonen gesprochen, fügt er hinzu: „Die Issedonen erzählen, daß nördlich von ihnen die einäugigen Menschen wohnen und die goldbewachenden Greife. Von ihnen es hörend, erzählten es die Skythen und von diesen haben wir Anderen es aufgenommen und nennen sie skythisch Arimaspen, denn bei den Skythen heißt Arima „„eins““ und Spu „„das Auge.““ Er berichtet ebenfalls (IV, 13), am nördlichen Ocean wohnen die Hyperboräer, südlich von diesen die Greife und südlicher die Arimaspen (*Pausan.* I, 31) und dann die Issedonen. Unter mehrern Völkern in der Umgegend von Marotis nennt Lucan (III, 281):

— — — auroque ligatas
Substringens Arimaspe comas.

In einer andern Stelle (VII, 756) hebt Lucan heraus, daß sie Gold im Sande suchen.

Mit den Hyperboräern und Arimaspen werden gewöhnlich die Greife genannt. Hesiod war der erste, der von ihnen handelte (Schol. Aesch. Prom. 793); wir kennen aber seine Ansicht nicht. Man scheint die Greife bald mit den Gegenden, wo Gold gewonnen wird, in Verbindung gesetzt zu haben und Samier, die in Tartessus großen Reichthum erworben hatten, ließen als Weihgeschenk ein ehernes Gefäß fertigen, mit Greifenköpfen geschmückt. Als man die Länder nördlich von Indien als goldreich ansah, ließ man auch dort die Gewinnung des Goldes mit Gefahren verknüpft sein. Mela erwähnt die Greife (II, 1, 1) im nördlichen Europa. Plinius spricht mehre Male von ihnen (VII, 2; XXXIII, 21), erklärt sie jedoch (X, 70) für Fabelwesen. Spätere rufen ältere Vorstellungen zurück und nennen Hyperboräer und Greife zusammen (*Claud.* XL. Ep. 2. 7. *Apulejus*, Met. XI. p. 257. Tric.).

K. Ritter (a. a. O. S. 337) stellt die Frage auf, ob nicht mehre verwandte Völkerstämme unter dem Collec-

tivnamen Tschuden, wie unter dem der Skythen, die man öfter wegen der Namensähnlichkeit (Tschudskye Koppe) mit ihnen verglichen hat, zu verstehen wären? Alle Nomadenvölker im Osten des kaspischen Meeres kannten bereits in ältester Zeit nach Herodot's Berichten den Gebrauch von Erz und Eisen und das läßt vermuthen, daß auch schon damals die erzreichen Gegenden des Ural und Altai nicht unbenutzt blieben. Von den Massageten, nach Ammianus Marcellinus ein alanischer Stamm, welche die Stelle der asiatischen Skythen einnahmen und nach Ptolemäus in dem Gebirge des Altai, wie im Lande der jetzigen Turkestaner und Karakalpaken wohnten, heißt es ausdrücklich, sie hätten kein Eisen, aber Erz, das in ihrem Lande in unermeßlicher Menge sei. Sie verwandten das Gold zur Rüstung und zum Pferdeschmuck, wie andere Völker das Eisen (*Herodot*. I, 215. Heeren's Ideen 2, 774). Es ist wol zu vermuthen (Alex. v. Humboldt's Kosmos II, 176), daß der durch die sibirischen Goldwäschen in unseren Tagen wieder so berühmt gewordene Theil des nördlichen Asiens, wie das viele bei den Massageten zu Herodot's Zeiten angehäufte Gold, eine durch den Verkehr mit dem Pontus eröffnete wichtige Quelle des Reichthums und des Luxus für die Hellenen geworden ist. Alex. v. Humboldt setzt diese Quelle zwischen den 53. und 55. Breitengrad. (Vergl. über die Wohnsitze der Arimaspen und den Goldverkehr im nordwestlichen Asien zu Herodot's Zeiten Humboldt's Asie centrale I, 389—407. Ueber den Goldreichthum des Ural siehe: *Kupffer*, Voy. dans l'Oural. Paris 1833. Eichwald, Alte Geographie des kasp. Meeres S. 266.)

Schon im J. 1574 unter Zar Iwan Wasilewitsch wurde der Familie Stroganow, welche sich am Westabhange des Ural, in dem Tschusowajathale, niedergelassen hatte, die Erlaubniß zum Bergbau ertheilt, die Regierung behielt sich aber das etwa dort zu findende Gold selbst vor. Allein Erfolge hiervon sind nicht bekannt. Dagegen weiß man, daß am Ural Gold im J. 1743 zuerst auf Quarzgängen auf der rechten Seite der Pyschma entdeckt wurde, das zum Gebiete des Tobol gehört. Diese Gänge liegen in der Quellgegend des Flüßchens, etwa 20 Werst nordöstlich von Jekaterinburg. Die glückliche Entdeckung veranlaßte sogleich die eifrigsten Nachforschungen in anderen Gegenden des Ural, allein sie gelangen nur an wenigen Orten. Die goldführenden Quarzgänge im sogenannten Beresit und im Talkschiefer an der Pyschma und bei Beresowsk waren lange die einzigen, welche bauwürdige Erze lieferten; die Ausbeute war aber zu keiner Zeit bedeutend. Es entstanden noch die Gruben auf dergleichen Goldgängen bei Uktusk und Schilowa, etwa 5—10 Werst von Jekaterinburg, ferner bei dem newjansker Hüttenwerke und zu beiden Seiten des oberen Tschusowajathales im jekaterinburger Districte. Noch weiter, im slatouster Districte, nahe bei Mjask an der jetzigen perwopawlowsker Goldwäsche, lag eine dergleichen Grube, welche aber ebensowol als alle übrigen bereits verlassen sind. Das eigentliche Gebirgsgestein, worin die goldhaltigen Gänge der Gruben bei Beresowsk aufsetzen, ist unter Tage, es ist auf den verschiedenen Gruben verschieden, bald Thonschiefer, bald Chloritschiefer, bald Talkschiefer. Diese geschichteten Gebirgsarten werden von Gängen von Granit durchsetzt, die aber selbst noch nicht edel sind, sondern in besondern Quarzgängen, die in ihnen wiederum aufsetzen, das Gold enthalten. Der Granit der beresowskschen Gruben wird mit dem Namen Beresit bezeichnet, da er häufig nicht ganz das gewöhnliche Ansehen des Granits hat, in der Regel sehr mürbe und zersetzt ist. Das Gold findet sich in Flitterchen, dünnen Blättchen, kleinen Zähnen und unregelmäßigen Körnchen, gewöhnlich nur von der Größe einer Erbse, welche in Quarz, Eisenkies und Nadelerz eingewachsen sind. In größern Massen kommt es sehr selten vor, häufiger noch findet es sich in dem zersetzten Eisenkiese in so kleinen staubartigen Theilen, daß sie nur erst durch Pochen und Waschen desselben erkannt werden können. In den Drusen des Quarzes kommt es auch zuweilen krystallisirt und auf Quarz aufgewachsen vor, doch sind die Krystalle nur klein und selten deutlich; sie haben gewöhnlich abgerundete Kanten und zeigen nur einzelne glatte Flächen. Die Flächen des Octaëders sind vorherrschend. Die goldhaltigen Quarzgänge kommen in großer Anzahl vor und durchsetzen die Granitgänge der Quere nach. Nach G. Rose enthielten einzelne kleine Körner und Krystalle Gold, die in Quarz eingewachsen gewesen waren:

Silber	8,03
Kupfer	0,09
Gold nebst etwas Eisen und Verlust	91,88
	100,00

Eine andere kleine Partie, die in Blättchen in zersetztem Eisenkiese eingewachsen gewesen und aus demselben durch Schlämmen gewonnen worden war, enthielt:

Silber	5,94
Kupfer	0,08
Eisen	0,04
Gold und Verlust	93,94
	100,00

Im J. 1752 begann der Bergbau in Beresowsk und lieferte bis 1828 bergfeines Gold 624½ Pud, die durchschnittliche Menge eines jeden Jahres beträgt daher nur 8⅓ Pud. In der Zeit von 1800—1814, die der Entdeckung des Goldsandes voranging, war die Production am bedeutendsten und betrug im J. 1810, wo sie ihre größte Höhe erreicht hatte, 18¾ Pud; nach dieser Zeit sank sie wieder, sodaß sie im J. 1828 nur 4⅘ Pud betragen hat. Die seit 1814 eingetretene allmälige Vermehrung der Goldausbeute betrug im J. 1842 nahe das 117fache jener ursprünglichen, ist aber einzig und allein der Auffindung sogenannten Waschgoldes in Seifen- oder Goldschuttlagern verschiedener Gegenden zuzuschreiben.

Die Entdeckung dieser Goldseifen gab dem Ural eine ganz neue Bedeutung, seinem Betriebe neuen Schwung und zum Theil eine andere Richtung. Während man in den entferntesten Wildnissen des Ural nach Golderzen

suchte, ahnte man nicht, daß man beim Suchen über einen Schuttboden hinwegschreite, aus dem man mit geringer Mühe und in derselben Zeit sehr viel mehr Gold erhalten konnte.

Am Ural wird die Priorität der Entdeckung von Goldseifen von mehr als einem Bergreviere in Anspruch genommen, obgleich es fast allgemein angenommen ist, daß Goldsand zuerst bei Pyschminskoi im J. 1818 aufgefunden wurde. Von dieser Zeit an kamen die Goldseifen bei Pyschminskoi, Beresowsk, Mjask, längs der Gebirgskette etwa zwischen 51°,5 und 63°,5 Breite bei 55° bis 59° östl. von Paris in Aufnahme, alljährlich wurden mehr dergleichen Schuttlager nachgewiesen, und es ist somit eine von 52°,2 bis 61°,3 Breite reichende Kette von Goldwäschen angelegt, theils für die Regierung, zu größerem Theile aber für Privatunternehmer. Aus den Uebersichten, welche A. Erman (Archiv für wiss. Kunde von Rußland II, 532—536) über das Vorkommen des Goldschuttes am Ural gegeben hat, folgt, daß längs des Ural auf der ganzen Strecke von 61°,3 bis 52°,1 Breite das meiste Gold zwischen den Parallelkreisen von 57°,5 und 56°,0 vorkommt. Nächstdem und nahe ebenso viel zwischen 56°,0 und 54°,5 und dagegen merklich weniger in den nördlich an die erstere und südlich an die letztere angrenzenden Zonen. Ein zweites Maximum der Goldverbreitung, welches weit nördlich vom 60. Breitengrade läge, kann als nicht sehr wahrscheinlich betrachtet werden.

Was die Lager der Goldwäschen gegen die Wasserscheide des Gebirges betrifft, so sind auf der Westseite ebenso viele als auf der östlichen; die auf der Ostseite gelegenen sind jedoch durchschnittlich bedeutend reicher.

Die Goldseifen, welche in der Nähe der früheren Gruben, z. B. in der Nähe von Beresowsk, bearbeitet werden, liegen alle entweder unmittelbar auf dem Boden, in welchem die goldführenden Gänge aufsetzen, oder ganz in der Nähe derselben. Man darf daher die Geburtsorte des uralischen Schuttgoldes nirgends anders als ganz dicht bei seinen Fundorten suchen. Die Gesteinstrümmer, zwischen denen dasselbe liegt, stammen nicht blos sämmtlich vom Ural, sondern auch immer von Felsen, die noch jetzt ganz in der Nähe anstehen, ja viele Trümmerlager und grade mehre der reichsten gehen so allmälig in den festen Felsboden, auf welchem sie ruhen, über, daß man nicht umhin kann, sie für ein in situ zerklüftetes Stück desselben zu halten. Die mineralogische Beschaffenheit des Schuttes, während er zertrümmert und zusammengehäuft wurde, hat sich nur wenig geändert, und Beobachtungen bei den Goldwäschen sind am besten im Stande, über das geologische Ereigniß aufzuklären, welches dem sie umgebenden Gebirge seinen seltsamen Metallreichthum verlieh. Die reicheren Lagerstätten des Goldes sind nur deswegen so vorzugsweise vor allen übrigen Theilen des Gebirges zertrümmert worden, weil sie sämmtlich der ursprünglichen Erdoberfläche äußerst nahe waren.

Als ein Charakter für die Gebirge mit Goldschutt ist, wenn man die Beobachtungen am Ural sowol mit denen an andern nordasiatischen Goldwäschen gemachten, als auch mit den Erfahrungen über das Goldvorkommen in einem großen Theile von Amerika in merkwürdigster Uebereinstimmung findet, ein Vorherrschen von Talksilicaten als das chemische und ein Reichthum an Grünsteinen oder mit ihnen verwandten Augitgesteinen als das geognostische Kennzeichen anzusehen. In den Thälern mit schmäleren und vom Gebirge abwärts geneigten Sohlen finden sich die Schuttlager oder grobgeschichtete Anhäufungen von Felstrümmern stellenweise durch Goldgehalt ausgezeichnet. In ihnen liegen, lose zwischen den andern Felsstücken und Fossilien, bald Goldkörner und Schüppchen von äußerster Feinheit eingestreut, bald nierförmige Stücke dieses Metalles, von denen viele bis zu 24 Pfunden, ja sogar einmal im J. 1842 ein Stück 77 Pfund gewogen haben. Eine solche goldhaltige Stelle des Schuttlagers wird vorzugsweise eine Seife (Russisch: Solotonosny rossyp) genannt; sie ist von geringer Ausdehnung, selten über 2000 Fuß lang und 70 Fuß breit. Gewöhnlich findet man mehre gruppenweise beisammen.

Zu erwähnen ist hier, daß seit 1824 in vielen uralischen Trümmerlagern, sowol in den nördlichsten Gegenden, als auch in den mittleren und in den südlichen, nicht nur auf der Ostseite, sondern auch auf der Westseite, mit dem Golde zusammen, theils ohne solches, das Platin vorkommt. Ja, es sind sogar Diamanten aufgefunden worden in der Seife des Adolphowskoilog, etwa bei 58°,65 Breite.

Ueber das Vorkommen des Goldes am Ural sind nun folgende Districte hervorzuheben:

1) Der jekaterinburger District, in 56° bis 57°,5 Breite. Der Goldschutt ist hier am ergiebigsten. Von den Gebirgsbildungen sind Talk- und Chloritschiefer vorherrschend, werden aber oft durch Thonschiefer, seltener durch Glimmerschiefer ersetzt. Die schrofferen Bergzüge bestehen aus Granit, von Serpentinbildungen begleitet, welche in Grünstein übergehen. Die goldführenden Gänge dieses Districts liegen zwischen Granitzügen, setzen in dem sogenannten Beresit auf und bestehen hauptsächlich aus Quarz. Die Goldseifen liegen auf einem Gewirre von schieferigen und krystallinischen Bildungen. Die bekanntesten Seifenwerke sind folgende. Das nikolajewsker Schuttlager bei 56°,5 Breite 58°,5 östl. von Paris, auf Thonschiefer liegend. Das jelesjansker Seifenwerk bei 56°,6 Breite auf Diorit und Chloritschiefer. Die gornoschitsker Wäschen bei 56°,7 Breite auf Talkschiefer mit angrenzendem Granite. Der Goldschutt längs des Baches Jstok bei 56°,8 Breite liegt unmittelbar unter dem Torf theils auf Talkschiefer, theils auf Granit. Unter ähnlichen Verhältnissen liegen die Wäschen von Nagornoi, Perwopawlowk und Marjinsk, die ersteren unweit Beresowsk. Ferner ist das ganze Thal der Pyschma bei 56°,9 Breite mit einer so gut als continuirlichen Schicht Goldschutt erfüllt, welche auf Thonschiefer, zwischen dem stellenweise Serpentin eingedrängt ist, ruhen. Bei 57°,05 Breite liegt der Goldschutt von Kalinowsk auf Serpentin, der von Granitgängen durchsetzt ist. An der Nordgrenze des Districtes liegen die newjansker Goldwäschen bei

57°,45 Breite auf mit Amiantgängen durchsetztem Serpentine.

2) Der kuschwaer und der bogoslowsker District von 57°,5 bis 60°,4 Breite. Als selbständige Gebirgsformationen treten auf: metamorphische oder krystallinische Schiefer (sogenannte Urgebirgsschiefer), Grünstein und Serpentin, Granit und Syenit und endlich Grauwackenschichten mit silurischem Kalke. Die Formationen sind dieselben wie am mittleren Ural, aber anders vertheilt. Die metamorphischen Schiefer walten vor

am Westabhange und auf dem Kamme . . . . . . von 57°,5 bis 58°,5 Breite
in dem Diamantenbezirke " 58°,5 " 58°,8 "
im bogoslowsker Districte " 59°,1 " 60°,4 "

Die Grünsteine und die Grauwackenformation sind an der Ostseite des Gebirges von 58°,3 bis 58°,9 Breite
der silurische Kalk ist . . " 59°,5 " 60°,2 "

nachgewiesen und ringsum von Grünstein eingeschlossen (vergl. Beiträge zur Bestimmung der Gebirgsformationen in Rußland von L. v. Buch S. 107—117).

Die metallhaltigen Schuttlager in diesen beiden nördlichen Districten zeichnen sich im Allgemeinen durch einen größeren Platingehalt vor den jekaterinburgern aus. An einzelnen Stellen überwiegt dieser sogar bei weitem über den Goldgehalt und der Platingehalt erreicht sein Maximum gleich am Südende des kuschwaer Districtes in dem zu Nijnei Tagilsk gehörigen Theile desselben. Die Platin- und Goldseifen kommen vor: Von 57°,5—58°,3 Breite, wo ein Primitivvorkommen des Goldes und Platins, als eingesprengte Gemengtheile des Serpentins, in einem mit Chromeisen durchsetzten Serpentinschuttlager, welcher noch Trümmer von Chloritschiefer, sehr quarzreichem Talkschiefer und Diorit enthält, in einem niedrigen Ausläufer der Bjelaja-Gora (weißer Berg) zwischen Tscherno-Istotschinsk und Wissimo-Schaitansk stattfindet. Die Platinwäschen kommen vorzugsweise auf der linken Seite des Tagil, die Goldwäschen auf der rechten vor. Von letzteren zeichnen sich besonders die zu Nijnei Tagilsk und Nijnei Saldinsk aus. Von 58°,3—58°,9 Breite zeichnet sich die Ostseite des kuschwaer Ural durch einen Platingehalt ihrer Trümmerlager aus, der auf große Strecken sogar das darin vorkommende Gold überwiegt. Die Goldwäschen kommen überwiegend auf der rechten Seite der Tura, die Platinwäschen auf der linken Seite vor. Von ersteren sind die ergiebigsten die wtoryginer Seife und die glubokaja Rossyp. Man erhält hier mit dem Golde fast ohne Ausnahme den am Ural sogenannten schwarzen Schlich d. h. feine Magneteisenkörner, welche aus dem Grünsteine stammen. Viele andere Wäschen liegen an der Salda, wo der Schutt und das unter ihm Anstehende theils Dioritporphyr, theils Serpentin ist. Zu diesem Districte gehört auch die bewässerte Schlucht Adolphowskoilog (etwa bei 58°,65 Breite), wo in dem goldführenden Schutte Diamanten gefunden wurden. Die eigentliche Seife besteht von der Sohle an zuerst aus zerfallenen Stücken des kohligen Dolomites, welchen die nächstgelegenen Thalwände ausmacht. Dann folgt unmittelbar die nicht über zwei Fuß mächtige gold- und diamantenhaltige Schicht, welche außerdem aus rothbraunem eisenreichem Thone mit Trümmern von dem schwarzen Dolomite und von Bergkrystall, sowie mit Chalcedonkugeln, Prasem, Heraëdern von Braunstein, vielem Eisenkiese, Anataskrystallen und auch Platinkörnern besteht.

Von 59—60°,4 Breite ist das Vorkommen des Goldschuttes in dem bogoslowsker Districte und den zunächst angrenzenden Gegenden auf Talkschiefer und auf Grünstein bekannt. Bei 59°,4 Breite, an dem Ursprunge der Trawjanska, lag ein außerordentlich reicher Goldschutt auf einer sumpfigen Ebene, an deren anstehenden Gehängen Dioritporphyr und quarzführender farbiger Kalk gefunden ist. In der zu unterst liegenden Schicht von Dioritporphyrstücken, welche in eisenschüssigen Letten eingelagert, waren Platin, große Goldkörner und Zinnober. Ueber dieser Schicht liegt ein eisenhaltiger Thon mit Porphyr- nnd Quarztrümmern und das Ganze ist ½—3 Fuß hoch mit Torf bedeckt. Südlich von dem Kakwathale bei 59°,6 Breite beginnt eine ganze Reihe von Goldwäschen, welche bis jenseits 60° Breite fortsetzen. Eine derselben, der Petropawlowskji rudnik, wird wegen der außerordentlich starken Wechsel des Goldgehaltes innerhalb der Seife oft erwähnt. Sie enthielt an ihrem obern Ende große Nester, in denen derselbe $^1/_{9600}$—$^1/_{7680}$ des verwaschenen Schuttes ausmachte, während er durchschnittlich nicht über die Grenze von $^1/_{48000}$ stieg. Das Liegende dieses Goldschuttes ist Diorit und östlich und westlich von demselben ein gangartiger Streifen von Dioritporphyr und Serpentin. Weiter gegen Norden folgen die Goldwäschen an der Woltschanka und die nördlichsten an der Soswa, Puja und Moskowaja, wo die Entstehung des Goldes auf Quarzgängen, welche den Diorit durchsetzen, unzweifelhaft ist.

3) Der nördlichste Ural von 61—64° Breite und die obdorischen Berge bis 67°,2 Breite enthalten in den wsewoloder Besitzungen bis 61°,28 Breite reichen Goldschutt an der Ostseite des Gebirges, sowie auch auf den Schiefern der Westseite.

4) Ueber das Goldvorkommen zwischen 56—51° Breite im slatouster und orenburger Gebirge, im europäischen oder westlichen Uralabhange, sind zu erwähnen die Goldseifen an der Sakjelga, wo Gold, Platin und Osmio-Iridium in rothgelbem und graugrünem Thone zwischen vielen Trümmern von Talkschiefer und porösem Quarze liegen. Die zur mijasker Hütte gehörige Niederung zwischen 55°,2—54°,4 Breite ist ausgezeichnet durch den großen Reichthum ihrer Goldseifen. Nordwestlich von Mijask, 55°,06 Breite, liegt die Knjase-Alerandrowskaja rossyp, wo zwischen Quarztrümmern und den feinen Letten des verwitterten Grünsteins das Gold in so großen Stücken vorgekommen ist, daß Stücke von mehr als ein Pfund nicht selten waren. Der Goldschutt an der Portnjajenka, hart auf der Grenze von Thonschiefer mit Grünstein, enthielt an einzelnen Stellen der Seife bis auf $^1/_{1660}$ seines Gewichts an Goldkörnern und im Durchschnitte $^1/_{44000}$. Gegen Süden liegen die Seifen am Taschkutargan, wo Diorit, Serpentin, Talkschiefer

mit eingelagerten Kalk- und Quarzmassen vorkommen, wo die Goldlager außerordentlich reich, wo Goldklumpen in Stücken von 8—15 russischen Pfunden gefunden worden sind, wo sogar im October 1826 ein Goldklumpen von 24,72 Pfunden gefunden ist. Der Schutt aus Trümmern der umgebenden Felsen bestand aus Serpentin, Grünstein, Talkschiefer und Quarz, welche in der Mitte der Thalsohle so hoch angehäuft liegen, daß man die unteren und goldreicheren Stellen nur mit Schachten erreichte. Die Trümmer am Fuße des Berges enthielten Nester, in denen der Goldgehalt bis auf $1/40$ des Verwaschenen stieg. Bei Zarewo-Aleksandrowsk am linken Ufer des Taschkutargan wurden im J. 1842 oberhalb eines Dammes 52 Goldstufen von 1—7 Pfund Gewicht und am rechten Ufer zuerst ein Nest von 1,5—2 Kubikfuß aufgefunden, welches durchschnittlich $1/66$ seines eigenen Gewichts an Goldkörnern enthielt und dann am 7. Novbr. 1842 ein Stück gediegenen Goldes von 87,96 russischen Pfunden. Dieses letztere lag 10,5 Fuß unter der Erdoberfläche auf Diorit. Man muß der Ansicht sein, daß auch diese so seltsam großen Stücke aus den Felsen herstammen, welche dort bei der Bildung des Thales zertrümmert wurden, denn noch später wurde an demselben alekſandrower Teiche, wo die großen Stücke ausgebeutet sind, ein Schutt gefunden, der aus lauter Quarzstücken mit noch eingewachsenen Goldkörnern bestand. Die letzteren waren nur durch Zerpochung und Amalgamation zu gewinnen. Durch einen 30 Fuß tiefen Schurf überzeugte man sich, daß dieses Lager das Ausgehende eines Quarzganges im Talkschiefer war, welcher das Gold theils unmittelbar theils zwischen Brauneisenwürfeln enthielt. Nordöstlich vom Taschkutargan liegen noch mehre Goldseifen, unter denen die bedeutendere die kaskinower ist. Der Goldschutt ruht hier auf Serpentin, zwischen welchem schmale Granitmassen anstehen. Außer vielen andern an dem oberen Laufe des Mijas auf Diorit mit Quarz und Serpentin gelegenen Wäschen, kommen noch einige Goldseifen zwischen der Stepnaja und dem Uralflusse nahe an 54° Breite, und sodann zwischen 54° und 53° auf der europäischen Seite die uspensker Privatwäsche im werchuralischen Kreise, in welcher 1839 ein Diamant von $7/8$ Karat in einem goldhaltigen Schutte aus grauem Kalke mit vielen Versteinerungen und aus Trümmern von Quarz, Thonschiefer und zerfallenem Brauneisensteine gefunden wurde. Endlich ist noch zu erwähnen die preobrajensker Goldwäsche bei 52°,2 Breite und das Seifenwerk Kazanskaja.

Im Allgemeinen läßt sich nun über das Vorkommen des Goldes im Ural Folgendes sagen. Das gediegene Gold findet sich theils anstehend, theils lose im Seifengebirge. Das anstehende Gold findet sich in der Regel auf Quarzgängen im Granit oder dem krystallinisch-schiefrigen Gebirge, außer mit Quarz besonders mit Eisenkies, der gewöhnlich in Eisenoxydhydrat verändert ist. In geringer Menge kommt es zuweilen auch in dem Gebirgsgesteine selbst eingewachsen vor und zwar in Serpentin. Anstehend findet es sich in kleinen Krystallen, die einzeln oder in kleinen Drusen versammelt aufgewachsen sind, oder in meistens kleinen derben Partien eingewachsen und eingesprengt. Von den Krystallen sind bald die Flächen des Octaëders, bald des Dodecaëders vorherrschend. Lose im Seifengebirge findet sich das Gold meistens in kleinen Körnern und Schüppchen, oft in ganz feinen staubartigen Theilen, seltener in Krystallen oder in größeren Stücken und Klumpen. Das Seifengebirge (der Goldsand) besteht aus Lagen von losen Trümmern von der verschiedensten Gestalt und Größe, es bedeckt den Boden der Thäler und Niederungen im ganzen Ural, hat eine sehr verschiedene Mächtigkeit, und ist in manchen Fällen unmittelbar von Rasen, in anderen von einer mehr oder weniger mächtigen Torf- oder einer nicht goldhaltigen Thonschicht bedeckt. Die Gebirgsarten, die in den Trümmern erkannt werden können, sind besonders Quarz, Chlorit-, Talk-, Thon- und Kieselschiefer, Jaspis, Serpentin, Granit, Diorit und Augitporphyr, lauter Gebirgsarten, die sich am Ural anstehend finden, und mit denen auch die Geschiebe in ihrer mineralogischen Beschaffenheit vollkommen übereinstimmen, und welche entweder das Liegende des Seifengebirges ausmachen und in den Umgebungen in großen Massen anstehen, oder in den Gebirgsarten theils eingewachsen, theils in Gängen enthalten sind. Das Seifengebirge ist stets ohne Zwischenschicht auf dem festen Gesteine gelagert, die Trümmer sind häufig von ganz eckiger Beschaffenheit, die weichen Krystalle des Goldes oft an den Kanten nur wenig abgerundet. Da nun das Gold, wo es am Ural ansteht, fast nur in Quarzgängen, die im Schiefergebirge und Granit aufsetzen, und in dem Seifengebirge wie in den Gängen nicht selten in Quarz eingewachsen und stets in Begleitung derselben Mineralien, die theils auf den Gängen, theils auf dem Schiefergebirge in großer Menge anstehen, gefunden wird, so ist es auch wahrscheinlich, daß das Gold des Seifengebirges aus jenen Quarzgängen stammt, deren obere Teufen zerstört sind, die aber mit dem umgebenden Granit- und Schiefergebirge das Material zu dem Seifengebirge gegeben haben. Das Seifengebirge ist also als durch eine ganz locale Zertrümmerung eines Theiles des anstehenden Gesteins entstanden anzusehen.

Der mittlere Gehalt der am Ural verwaschenen Sande belief sich zwischen den Jahren 1814 und 1849 auf $1/274300$, sank aber um 1846 noch unter $1/640000$, und jetzt gibt es dort Districte, in denen die Sande noch unter $1/768000$ Goldes enthalten. In dem jakowlewsschen Hüttenbezirke beträgt der Gehalt sogar nur durchschnittlich $1/1536000$.

Die Farbe des Goldes vom Ural ist in der Regel goldgelb, da der Silbergehalt, der sich bei dem Golde vom Ural stets findet, in den meisten Fällen 6—8 Proc. beträgt. Doch finden sich auch Körner, die 16 Proc. enthalten, wie auch anderseits andere mit nur $1/2$ Proc. vorkommen. Im Durchschnitte nimmt man 9 Proc. Silber an. In bestimmten Verhältnissen ist in dem gediegenen Golde das Gold und Silber nicht enthalten. Außer Silber sind stets geringe Mengen von Eisen und Kupfer darin enthalten. G. Rose (Reise nach dem Ural ꝛc. II, 402—438 und Poggendorff's Annalen XXIII, 161)

stellt durch Untersuchungen heraus, daß der mittlere Gehalt an Silber für das Grubengold 7,91 Proc., für das Waschgold 8,97 Proc. ist, daß eine Verbindung von Gold und Silber nach bestimmten Verhältnissen nicht vorkommt, also beide Metalle isomorph sind. Er stellt ferner heraus, daß das Gold aus verschiedenen Stellen einer Grube ebenso eine verschiedene chemische Zusammensetzung hat, wie die verschiedenen Körner eines und desselben Seifenwerkes eine verschiedene chemische Zusammensetzung haben, ein und dasselbe Korn dagegen in seinen verschiedenen Theilen eine gleiche Zusammensetzung besitzt.

Ueber das specifische Gewicht des gediegenen Goldes ergibt sich im Allgemeinen, daß dasselbe im umgekehrten Verhältnisse mit seinem Silbergehalte steht, und um so größer wird, je kleiner der Silbergehalt ist. Das specifische Gewicht des gediegenen Goldes wird ferner größer, wenn es geschmolzen und besonders wenn es gehämmert worden ist. Werden die Stücken gehämmert und nachher wieder geschmolzen, so wird das specifische Gewicht des geschmolzenen und erstarrten Goldes wieder etwas geringer als des gehämmerten. Der erstere Fall ist den kleinen Höhlungen zuzuschreiben, welche gewöhnlich im Innern des gediegenen Goldes vorkommen, und ebenso werden sich im letzteren Falle beim Erkalten des geschmolzenen Goldes Höhlungen bilden müssen. In der folgenden Tabelle sind hierüber einige Resultate der Untersuchungen von G. Rose zusammengestellt.

	Fundort.	Gehalt an Gold in Procent.	Gehalt an Silber in Procent.	Specifisches Gewicht im natürlichen Zustande.	Specifisches Gewicht gehämmert.	Specifisches Gewicht nachdem es geschmolzen und erkaltet ist.
1	Schabrowskoi . .	98,96	0,16	19,099	—	19,100
2	Boruschkoi	94,41	5,23	18,440	18,663	—
3	Boruschkoi	91,36	8,35	17,955	18,016	17,965
4	Boruschkoi	90,76	9,02	17,588	17,745	—
5	Zarewo-Nikolajewskoi	89,35	10,65	17,484	—	17,725
6	Alex. Andrejewskoi	87,40	12,07	17,402	—	17,542
7	Petropawlowsk	86,81	13,19	16,869	17,109	16,964
8	Boruschkoi	83,85	16,15	17,061	17,061	—

Boussingault (Ann. de chim. et de phys. XXXIV, 408 und XLV, 440; **Poggendorff's** Ann. X, 313) hat eine Reihe von Analysen mit gediegenem Golde aus **Columbien** angestellt, nach welchen er in demselben nicht allein einen fast stätig zunehmenden Silbergehalt von 2,0—35,07 Proc. gefunden, sondern auch angegeben hat, daß das gediegene Gold, das gegen Silber elektronegativ ist, Verbindungen bildet, welche aus sehr verschiedenen, aber stets bestimmten Verhältnissen von Gold und Silber bestehen. Boussingault betrachtet diese als Aureta und weist auf diese Weise in dem gediegenen Golde sechs verschiedene Aureta nach, welche Verbindungen von 1 Atom Silber mit 2, 3, 5, 6, 8 und 12 Atomen Gold sind. Nach den Analysen von G. Rose mit gediegenem Golde vom Ural hat sich eine Verbindung von Gold und Silber nach stets bestimmten Proportionen nicht herausgestellt, beide kommen vielmehr in unbestimmten Verhältnissen mit einander verbunden vor und beruhen die Boussingault'schen Resultate wahrscheinlich nur auf dem Umstande, daß er zufällig nur solche, in ihrer Zusammensetzung mit den bestimmten Verhältnissen mehr oder weniger übereinstimmende Stücke genommen hat. Uebereinstimmend mit Boussingault hat aber auch G. Rose in dem gediegenen Golde kein ganz reines Gold gefunden. Nach Boussingault findet sich in dem Golde, welches am wenigsten Silber enthält, noch 2 Proc. Silber; nach G. Rose kommt am Ural eine Abänderung vor, welche sogar nur 0,16 Proc. enthält, dagegen von allen untersuchten Goldproben das meiste Kupfer, nämlich 0,35 Proc.; der Gehalt an reinem Golde betrug bei ihr 98,96 Proc., die fremden Beimengungen dagegen noch nicht ½ Proc.

Die von G. Rose geführten Untersuchungen (**Poggendorff's** Annalen XXIII, 161) sind in folgender Uebersicht zusammengestellt:

N.	Fundort.	Vorkommen aus den Seifen oder der Grube.	Chemische Zusammensetzung: Gold.	Silber.	Kupfer.	Eisen.
1	Schabrowskoi bei Jekaterinburg	Seifen	98,96	0,16	0,35	0,05
2	Boruschkoi bei Nischne-Tagilsk . . .	—	94,41	5,23	0,36	
3	Beresowsk	Grube	93,78	5,94	0,08	0,04
4	Jekaterinburg . . .	Seifen	93,34	6,28	0,06	0,32
5	Beresowsk	Grube	92,80	7,02	0,06	0,08
6	Perwo-Powlowsk	Seifen	92,60	7,08	0,02	0,06
7	Zarewo-Nikolajewskoi	—	92,47	7,27	0,18	0,08
8	Bucharei	—	92,01	7,52	0,30	0,17
9	Beresowsk	Grube	91,88	8,03	0,09	—
10	Boruschkoi	Seifen	91,36	8,35	0,29	
11	Boruschkoi	—	90,76	9,02	.	.
12	Newjansk	Grube	88,65	10,64	0,09	0,35
13	Zarewo-Nikolajewskoi	Seifen	89,35	10,65	.	.
14	Alexand. Andrejewskoi	—	87,40	12,07	0,09	—
15	Goruschkoi bei N.-Tagilsk	—	87,31	12,12	0,08	0,24
16	Goruschkoi bei N.-Tagilsk	—	87,70	12,30	.	.
17	Goruschkoi bei N.-Tagilsk	—	87,17	12,41	0,05	0,23
18	Petropawlowsk . . .	—	86,81	13,19	0,30	
19	Petropawlowsk . . .	—	.	13,03	.	.
20	Füses in Siebenbürgen	Grube	84,89	14,68	0,04	0,13
21	Boruschkoi	Seifen	83,85	16,15	.	.
22	Titiribi in Columbien	Grube	76,41	23,12	0,03	—
23	Siränowsk im Altai	—	60,98	38,38	.	0,33
24	Veröspatak in Siebenbürgen	—	60,49	38,74	0,77	

Die von Boussingault mit dem Golde von Columbien, mit Ausnahme Nr. 2 aus Siebenbürgen, angestellten Analysen enthält die folgende Tabelle:

N.	Fundort.	Chemische Zusammensetzung nach der Analyse.		Chemische Formel.	Chemische Zusammensetzung nach der Theorie.	
		Gold.	Silber.		Gold.	Silber.
1	St. Rosa de Osos	64,93	35,07	$Ag\,Au^2$	64,78	35,22
2	Siebenbürgen . . .	64,52	35,84	— —	—	—
3	Marmato bei la Vega de Supia	73,45	26,48	$Ag\,Au^3$	73,4	26,6
4	Titiribi	74,0	26,0	— —	—	—
5	Otra Mina bei Titiribi	73,4	26,6	— —	—	—
6	Grube Sebastiana bei Marmato	74,4	25,6	— —	—	—
7	Trinidad bei St. Rosa de Osos	82,4	17,6	$Ag\,Au^5$	82,14	17,86
8	Vega de Supia . .	82,1	17,9	— —	—	—
9	Ojas Anchas . . .	84,5	15,5	$Ag\,Av^6$	84,71	15,29
10	Malparo bei Mariquita	88,24	11,76	$Ag\,Au^8$	88,04	11,96
11	Rio Sucio bei Mariquita	87,94	12,06	— —	—	—
12	Siana bei Vega de Supia	88,58	11,42	— —	—	—
13	Beja bei Pamplona	88,15	11,85	— —	—	—
14	St. Bartolomé bei Quiebralomo . .	91,9	8,1	$Ag\,Au^{12}$	91,7	8,3
15	Giron	91,9	8,0	— —	—	—
16	Bucaramanga . . .	98,0	2,0	— —	—	—

Eine neuere Arbeit über das columbische Gold Boussingault's, in welcher er Verbindungen wie Ag^2Au^3 oder Ag^3Au^5 annimmt, befindet sich in Comptes rendus de séances de l'acad. franc. IV. 1837. p. 950.

Nach den von der Münze zu Jekaterinburg und Petersburg über den Gehalt des uralischen Goldes geführten Probirungen stellt sich der mittlere Gehalt des Goldes der verschiedenen Bezirke wie folgt heraus:

N.	Bezirke.		Das geschmolzene Gold enthält in Procenten	
			Gold.	Silber.
1	Jekaterinburg	Seifen	93,01	6,99
2	" "	Grube	87,4	12,60
3	Miask	Seifen	93,0	7,0
4	Bogoslawsk	"	88,8	11,2
5	Kuschwinsk	"	90,3	9,7
6	Werch-Issetsk	"	92,7	7,3
7	Nischne-Tagilsk	"	90,73	9,27
8	Kaslinsk	"	91,97	8,03
9	Newjansk	"	91,42	8,58
10	"	Grube	92,5	7,05
11	Sissersk	Seifen	91,78	8,22
12	Ufaleisk	"	91,45	8,55
13	Schaitansk	"	95,10	4,90
14	Bilimbajewsk	"	93,54	6,46
15	Rewdinsk	"	93,33	6,67
16	Wsewolodskoi	"	89,01	10,99
17	Bissersk	"	88,72	11,28

Ueber das Goldvorkommen am Kaukasus, im russischen Transkaukasien, liegen aus den Jahren 1851 und 1852 Untersuchungen vor (Erman's Archiv XIII, 509—514). An den Bergen, welche von den Flüssen Akstafa und Miskaula durchschnitten werden, enthalten die Trümmerlager $\frac{1}{3200000}$—$\frac{1}{800000}$ ihres Gewichts Gold. In dem Thale der Akstafa besteht das Gold führende Lager aus grauem Letten und einer Ablagerung von Geröllen aus Grünstein, Grünsteinporphyr, Syenit und metamorphischen Schiefern. Das Gold findet sich in demselben als dünne, platte Blättchen. Die Seife ist aber nicht sehr reich, wenn gleich ihre Auffindung sehr wichtig für das Goldvorkommen in Transkaukasien ist. Spätere Untersuchungen haben gezeigt, daß der transkaukasische Goldschutt meistens unter einer dünnen thonigen Sandschicht liegt, daß der geognostische Bau, die Zusammensetzung und die Lagerungsverhältnisse der transkaukasischen Berge mit den reichsten Golddistricten Sibiriens ganz übereinstimmend ist. Reichliche Anzeigen von Gold wurden in Karabach, an dem Flusse Bombak und besonders durch die Seife an der Akstafa gewonnen, und große Aussichten bieten das Thal der Terter und die Bäche und Quellen, welche mit diesem Flusse einerlei Ursprung haben.

Schon Appianus (Mithrid. 103) führt an, daß viele Quellen im Kaukasus Gold mitführten. Die Anwohnenden legten zottige Schaffelle ins Wasser und fingen so die Goldtheilchen auf. Appian meint, es möge dadurch die Sage vom goldenen Vließe des Aeëtes entstanden sein, von welchem beim Zuge der Argonauten nach Kolchis die Rede ist. Bekannt ist, daß man Kolchis als reich an Gold betrachtete. (Vergl. *Strab.* I, 45; **XI**, 499 und die Ausleger. *Plin.* **XXXIII**, 15.) Nach Strabon hat die Gegend am Phasis viel Gold, Silber und Eisen und Lucan (**III**, 271) singt: Colchorum qua rura secat ditissimus Phasis. Eichwald (Alte Geographie des kasp. Meeres S. 335 und Reise nach dem Kaukasus I, 2. Abth. S. 247) sagt: „Nirgends hat sich bis jetzt im Rion (früher Phasis) oder in anderen Flüssen Suanethi's Goldsand gefunden, ja die ganze Beschaffenheit des Landes spricht sogar dagegen, daß je diese Flüsse oder das Trachytgebirge des Kaukasus diese edlen Metalle besessen hätten." Allein wir finden ähnliche Erscheinungen auch in anderen Ländern, deren Goldreichthum das Alterthum bezeichnet, in welchen jetzt aber derselbe nirgends bekannt ist. Die Geschichte der Metallgewinnung am mittleren Altai und in jenem mexikanischen Districte, aus welchem von den Azteken die Spanier so reiche Schätze an Gold erbeuteten und nach Europa sandten, hat lange Zeit hindurch ein ähnliches Räthsel dargeboten.

Das Gold ist also in den asiatischen Provinzen Rußlands, wie Seite 101—112 dargethan, sehr verbreitet, und zwar namentlich in Sibirien, am Ostabhange des Ural und am Kaukasus. An der Westseite des nördlichen Ural wird in den europäischen Provinzen nur eine unbedeutende Quantität gewonnen. Die alten Gruben des archangeler Gouvernements, die woizker Goldgrube in

dem kemsker Kreise sind schon im vorigen Jahrhunderte verlassen. Im asiatischen Rußland wird jetzt Gold gewonnen in den Gouvernements von Perm, Orenburg, Tomsk, Jeniseisk und Irkuzk und in den kirgisischen Kreisen, und man sieht, daß es eine, wenngleich zuweilen unterbrochene, goldhaltige Zone zwischen dem 50. und 60. Breitengrade des ganzen alten Continents durchsetzt (vergl. *A. de Humboldt*, Asie centrale I, 378). Man hat es zuerst und zwar als ein Gangvorkommen, nahe bei Jekaterinburg im J. 1743 gefunden (vergl. S. 107). Das Bauen auf diese goldführenden Gänge ist in den beresower Gruben 1752 angefangen worden und dauert daselbst noch jetzt. Es erreichte seinen größten jährlichen Ertrag im J. 1810 mit 22,1 Pud. Seitdem aber die Auffindung von Goldseifen einen weit wohlfeilern Weg zur Gewinnung des Goldes darbieten, werden die beresower Gruben nur in soweit bebaut, daß sie mit zwei Pud jährlichen Ertrages noch eben sich erhalten können. Auch andere Gangvorkommen des Goldes wurden in Angriff genommen, aber zum größten Theil aufgegeben.

Die Bearbeitung der Goldseifen wurde in den Jahren 1814 in den der Krone gehörigen Hüttenbezirken angefangen und 1819 in den Privatbezirken fortgesetzt. In letzterem Jahre begann dieselbe für Privatrechnung im westlichen und 1838 ebenso im östlichen Sibirien. Während der ersten 6 Jahre von 1814—1820 lieferten die Seifenwerke in den Hüttenbezirken der Regierung 24,25 Pud, während der nächsten 10 Jahre von 1820—1830 lieferten sämmtliche Seifen etwa 1670 Pud. Von 1830—1840 lieferten die uralischen und die westsibirischen Seifen zusammen an Gold etwa 4003 Pud und man hat endlich von 1840—1850 aus den uralischen, den west- und ostsibirischen Seifen zusammen an Gold gewonnen 12,638 Pud. Von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zum Anfange des Jahres 1851 sind ferner in Rußland überhaupt, sowol aus dem vererzten und Sandgolde, als aus dem goldhaltigen Silber, an reinem Golde ausgebracht worden:

von dem uralischen, theils der Regierung, theils an Private gehörigen Gangvorkommen seit dem J. 1751	623,38	Pud
von den uralischen Seifen seit 1814	7521,60	„
aus dem altaischen Silber seit 1745	2470,95	„
aus dem nertschinsker Silber seit 1752	77,85	„
aus den altaischen, der Regierung gehörigen Seifen seit 1831	459,46	„
aus den nertschinsker, der Regierung gehörigen Seifen seit 1829	231,77	„
aus den an Private gehörigen sibirischen Seifen seit 1829	9876,03	„
aus der woizker Grube von 1745—1794	4,61	„
aus dem kirgisischen Silber in 1849 und 1850	0,97	„
in Allem also bis zum Anfange des Jahres 1851	21269,43	Pud

reines Gold. Von diesem Gesammtertrage kommen 0,868 oder 18,460 Pud auf die zweite Hälfte der Gewinnungsperiode. Während die Production der sibirischen, namentlich der ostsibirischen Seifen im Abnehmen ist, liefern die uralischen Seifen seit länger als 25 Jahren eine constante Ausbeute und es ist vorauszusehen, daß der eigentliche Bergbau auf Gold namentlich am Ural erst anfangen wird, wenn die Goldseifen aufgehört haben ergiebig zu sein, denn die Goldgänge des Ural liegen jedenfalls vorzugsweise auf seiner Ostseite, da auf dieser Seite die meisten und reichsten Goldseifen, sowie alle bekannten Goldgänge liegen, auch hier die meisten Durchbrüche von Granit und anderen plutonischen Gebirgsarten stattgefunden haben.

Gold ist in den asiatischen Provinzen Rußlands gewonnen worden:

	am Ural	in Sibirien
von 1828—1837	3200,223 Pud	459,728 Pud
„ 1838—1847	3122,448 „	7613,028 „
Während der folgenden Jahre betrug die Ausbeute:		
in 1848	335,495 „	1432,981 „
„ 1849	342,048 „	1292,007 „
„ 1850	326,580 „	1190,295 „
„ 1851	332,513 „	1214,473 „
„ 1852	357,506 „	1064,761 „
„ 1853	1398,559 Pud	
„ 1854	1580,617 „	
„ 1855	1490,468 „	
„ 1856	1513,491 „	
„ 1857	1629,745 „	

Die Goldwäschen im östlichen und westlichen Sibirien gaben in dem J. 1829 nur 1,25 Pud Ausbeute, im J. 1856 aber 1136,25 Pud, und überhaupt in dem dazwischen liegenden 28jährigen Zeitraume 16891,6 Pud im Werthe zu 199,136,700 Rubel. Ihre Entwickelung während der ersten 17 Jahre ging langsam, aber stetig von statten, vom J. 1845 aber, dessen Ausbeute in 955 Pud bestand, zeigt sich ein Sprung auf den Betrag von mehr als 1300 Pud oder 15 Millionen Rubel jährlich. Vom J. 1849 ab zeigt sich ein allmäliges Sinken des Ertrages auf 1185, 1030, 1066, 900, 847 Pud, theils als Folge der Erschöpfung jener Ablagerungen, theils als Folge der Besteuerungen von 5 bis zu 35 Proc. Dessenungeachtet hat der Ertrag seit 1854 sich wieder auf 1010, in 1855 auf 1028, in 1856 auf 1136 Pud gehoben. Die Zahl der Goldwerke betrug 1846 deren 240, welche 230 Millionen Pud Goldsand gewaschen haben. 1856 waren 303 Goldwäschen vorhanden, durch welche 542 Millionen Pud Sand gingen. Im J. 1857 war der Ertrag 1182,875 Pud. In den russischen Bergwerksberichten wird das Gold unter den drei Benennungen Schlichowoe, ligaturnoe und tschistoe soloto, d. h. Sandgold, legirtes Gold und reines Gold aufgeführt. Unter Sandgold versteht man mit Einschluß der Goldklumpen denjenigen Zustand, in welchem man das Gold nach beendeter Wäsche erhält. Legirtes Gold

nennt man die durch Schmelzung des Sandgoldes erhaltenen Stücke oder Gänse. Bei dieser Schmelzung werden schon einige fremdartige Beimengungen abgeschieden und daher das Gewicht um etwas vermindert. Unter reinem Golde versteht man dagegen das von allen fremdartigen Bestandtheilen getrennte, welches man in dem petersburger Münzhofe theils aus dem Legirten, theils aus sibirischen Silbererzen erhält.

Wir haben nun noch, bevor wir Asien verlassen, einen historischen Blick auf jene natürliche Brücke zwischen den Ländern des Ostens und Europa, im Norden, Westen und Süden von großen Meeren umspült, nur im Osten mit dem alten Continente zusammenhängend, auf

Kleinasien

zu wenden. Zuerst waren es hier die Küstenlandschaften und die ihnen zunächst gelegenen Inseln, welche mit den ersten Anfängen der Cultur den Griechen bekannt wurden. Ausdrücklich gedenken diese der Bearbeitung der Metalle, und zunächst sind es die Homerischen Gesänge, welche zeigen, daß die Kenntniß des Goldes mit den ersten Anfängen der Cultur nach Griechenland gelangte. Homer schildert das Land als ein unter viele Völkerschaften vertheiltes, von welchen sich die Troer als mächtig und selbständig, ihnen aber kräftig zur Seite stehend, die Mäonen, Cilicier, Lycier, Karer, Phrygier u. a. auszeichnen. Homer schmückt aufs Reichlichste die Waffen und Wohnungen seiner Helden mit Gold. Im Hause des Menelaos glänzten die Wände ringsum von Erz, Gold, Silber, Elektron und Elfenbein (Odyss. IV, 71), und im Palaste des Alkinous (Odyss. VII, 86 u. s. w.) heißt es:

Wänd' aus gediegenem Erz erstreckten sich hierhin und dorthin,
Tief hinein von der Schwelle, gesimst mit der Bläue des Stahles.
Eine goldene Pforte verschloß inwendig die Wohnung:
Silber waren die Pfosten, gepflanzt auf eherner Schwelle,
Silbern war auch oben der Kranz und golden der Thürring.
Goldene Hund' umstanden und silberne jegliche Seite.

Einen vollständigen Waffenschmuck der königlichen Befehlshaber lehrt u. A. die Schilderung von der Rüstungsweise des Paris (Ilias III, 326 seq.) und über Bearbeitung der Metalle gibt Homer in Ilias IV, 141 seq. Aufschluß. Von der Beschaffenheit der Gräber gedenkt Homer derer des Hektor, Achilleus, Patroklus u. a. ausführlich, so Ilias XXIV, 794 seq. sagt er vom Grabe des Hektor: „Jetzo legeten sie die Gebein' in ein goldenes Kästlein." Die Mehrzahl der im Homerischen Epos erwähnten Prachtgeräthe wird als ein Ausfluß einer fremden, phönizischen oder ägyptischen Kunstindustrie bezeichnet. Theils sind es kostbare Gefäße von Gold und Silber (Odyss. IV, 125), theils cyprische Arbeiten in Metall (Ilias XI, 19), theils aber silberne Mischgefäße mit Gold verziert von „unvergleichlicher Arbeit" aus Sidon (Odyss. IV, 616; XV, 114. Ilias XXIII, 740). So erwähnt Homer (Ilias XI, 632) einen stattlichen Pokal

Den rings goldene Buckeln umschimmerten; aber der Henkel
Waren vier, und umher zwei pickende Tauben an jedem,
Schön aus Gold geformt.

So schildert er ferner den kostbaren Götterwagen der Here (Ilias V, 722 seq.) als Einrichtung der griechisch-asiatischen Wagen:

Hebe fügt' um den Wagen ihr schnell die geründeten Räder,
Mit acht ehernen Speichen, umher an die eiserne Axe.
Gold ist ihnen der Kranz, unaltendes; aber darauf sind
Eherne Schienen gelegt, anpassende, Wunder dem Anblick.
Silbern glänzen die Naben in schön umlaufender Ründung.
Dann in goldenen Riemen und silbernen schwebet der Sessel
Ausgespannt und umringt mit zween umlaufenden Rändern.
Vornhin streckt aus Silber die Deichsel sich; aber am Ende
Band sie das goldene Joch, das prangende, dem sie die Seile,
Golden und schön, umschlang. — —

Die Aufzäumung der Pferde war ein mit Gold und Elfenbein geschmücktes Riemenzeug und ein goldenes Stirnband.

Von den im Nordosten am Gestade des Pontus wohnenden Völkern hatte Homer eine dunkle Kunde. Von dort

„Fern aus Alybe her, allwo des Silbers Geburt ist"

läßt er (Ilias V, 38; II, 856) die Alyzonen unter Hodios den Troern zu Hilfe kommen. Spätere Berichte der Griechen geben hierüber ein vollständiges Bild. An die Stelle der silberreichen Stadt Alybe traten die Chalyber, welche Aeschylus wilde Erzbereiter, die sich von Erzgraben nähren, nennt (*Aesch.* Prometh. 713—715). Nach Herodot (II, 2) wohnten die Phrygier in der Mitte des Landes bis zu den Gipfeln des Taurus. An den Namen des Königs Midas von Phrygien knüpften die Griechen eine Menge von Fabeln. Dionysos als ein Reichthum spendender Gott sollte es gewesen sein, der dem Midas die Gabe verliehen, Alles, was er berührte, in Gold zu verwandeln. Als nun aber auch die Speisen, welche Midas zum Munde führte, sich in Gold verwandelten, rieth ihm Bacchus, sich in der Quelle des Paktolos zu baden, der alles Gold von seinem Körper wieder abspülte und von dieser Zeit an goldreich war; eine Sage, welche sichtlich dem bei den Griechen gepriesenen Reichthume der phrygischen Könige und dem Goldsand führenden Paktolos ihre Entstehung verdankt. In Phrygien hatte man Bildsäulen des Attys von lauterem Golde.

Als goldreiches Land zeichnete sich Lydien aus. Die Lydier wohnten im Thale des Hermus und waren der alte Stamm der Troer. Des Attys Sohn war Lydos, von dem die Lydier ihren Namen erhielten. Die Griechen meinten, daß die Lydier die ersten gewesen wären, welche Gold- und Silbermünzen geschlagen hätten (*Herodot.* I, 94). Die den Lydiern unterworfenen Stämme, als die Phrygier, Myser, Karer u. a. mußten starke Tribute an sie zahlen. Dazu gab der Paktolos Goldsand und die alten Goldgruben im Tmolus und Sipylus gaben hierzu reiche Ausbeute. Die Hofhaltung der lydischen Könige ist nach Maßgabe der zu Sardes aufgehäuften Schätze überaus glänzend gewesen. Das „goldene Sardes" (*Aeschyl.* Pers. V, 43; *Herodot.* I, 29), in welchem die Reichthümer Kleinasiens zusammenströmten, war den Griechen der Gipfel alles erdenkbaren Glanzes. Krösus bestieg 563 v. Chr. den

lydischen Thron. Er schenkte der Artemis von Ephesus goldene Rinder (*Herodot.* I, 92). Beim Sophokles wird die Göttin von Sardes als die Bergmutter angerufen, die am schöngoldigen Paktolos wohnt (*Philokt.* 390—400). Als Abgeordnete der Spartaner nach Sardes kamen, um Gold zu einer Bildsäule des Apollo zu Thornar zu kaufen, schenkte ihnen Krösus so viel Gold, als sie bedurften (*Herodot.* I, 69). Einem Kaufmanne von Ephesus hatte er erlaubt, so viel Gold aus der Burg von Sardes wegzuführen, als er mit einem Lastwagen fortbringen könne. Späterhin lud Krösus den Alkmäon von Athen nach Sardes und gestattete ihm, so viel Gold aus der Schatzkammer zu nehmen, als er zu tragen vermöchte. Da habe dieser einen weiten Rock und weite Stiefeln angezogen und Alles voll Gold gestopft und sich noch Goldstaub in die Haare gestreut, sodaß Krösus, als er den schon hoch bejahrten Mann in dieser Gestalt gesehen, in Lachen ausgebrochen sei, und ihm noch eben so viel, als er selbst getragen, dazu geschenkt habe (*Herodot.* V, 125). Zu Xerxes' Zeiten besaß der Lydier Pythes oder Pythios, Herr von Kelänä an den Quellen des Mäander, der reichste und unglücklichste Mann seiner Zeit, aus den Bergwerken und Goldwäschereien 2000 Talente Silbers und 3,993,000 goldene Dareiken, welche ihm Xerxes auf 4,000,000 vermehrte (*Herodot.* VII, 28), das ist, die Vermehrung eingerechnet und das Gold nur nach dem zehnfachen Werthe des Silbers, das Talent aber nach attischem Gewichte genommen, 23 Millionen Thaler preußisch. Krösus erhielt, wie Plinius berichtet (XXXIII, 15), durch Besiegung Asiens 34,000 Pfund Gold, ohne das verarbeitete und Gefäße. Außerdem lieferten die Inder jedes Jahr 360 euböische Talente feinen Goldes. Seit dem geschichtlichen Auftreten des lydischen Volkes und der näheren Beziehung der späteren Griechen zu den Kleinasiaten sind auch einzelne Nachrichten über die Gewerbthätigkeit derselben überliefert worden. Es hatte sich unter den lydisch-phrygischen Culturvölkern ein förmlicher Handwerkerstand herangebildet, es werden ihre Goldstickereien und Goldflitter, ihre Gold- und Silbergeschmeide, ihre goldenen Ketten oder Halsfesseln und kostbaren Ohrgehänge bezeichnet (*Herodot.* I, 94—173; *Xenophon.* Cyrop. IV, 2; *Euripid.* Ciclop. 178).

Die Griechen überhaupt rühmten den kleinasiatischen Stämmen und namentlich den Lydiern die Fortbildung mannichfacher Kunstfertigkeiten, die Geschicklichkeit in Metallarbeiten und sogar die Erfindung der Metallprägung (*Herodot.* I, 94) nach. Krösus ließ den von ihm genannten goldenen Stater schlagen. Bald darauf schlug Dareios, Hystaspes' Sohn, Goldmünzen; er ließ die Dareiken vom feinsten Golde prägen (*Herodot.* IV, 166), welche in den Verkehr der Hellenen übergingen und auch in den Kassen Athens und anderer hellenischer Staaten vorkamen (vergl. A. Böckh, Die Staatshaushaltung der Athener. 2. Aufl. S. 31). Ihr Gewicht, welches Philipp von Macedonien, Alexander und Lysimachus und andere Fürsten und Staaten in ihren Goldmünzen beibehielten, betrug zwei attische Drachmen. Sie wurden dem Werthe des bei den Athenern sogenannten Chrysus gleichgeschätzt, ihr Werth aber auf 20 Drachmen Silbers, nach dem Verhältnisse des Goldes zum Silber wie 10:1 bestimmt. In den Zeiten Platon's hatte das Gold zwölffachen Werth, Herodot (III, 95) rechnet sogar den dreizehnfachen, sodaß also der Chrysus 24 und auch 26 Silberdrachmen galt.

Als Hauptwerkstätten künstlerischer Arbeiten traten besonders die Gestade des ägäischen Meeres, welche durch Einwanderungen aus Europa besetzt worden, hervor. Hier werden auch zuerst die Inseln Samos und Chios genannt, auf welchen sich eine förmliche Künstlerschule von griechischen Metallarbeitern herausbildete. Die Namen Rhökos und Theodoros von Samos und Glaukos von Chios werden genannt, und diesem die Erfindung des Löthens und der eingelegten Metallarbeit, jenem die des Erzgusses in Formen und ein vorzügliches Geschick in Graviren der Edelsteine zugeschrieben, beides aber lange vor ihrer Zeit in Aegypten, Vorder- und Mittelasien lange geübte Künste. Herodot (I, 25. 51) erwähnt, daß der Samier Theodorus durch Krösus, Glaukus von Chios aber durch den lydischen König Alyattes beschäftigt worden sei. Die goldenen Weihgeschenke, welche der Lydier Gyges dem delphischen Gotte brachte, welche von demselben nach dem böotischen Theben, nach Ephesus und nach dem Milesischen (*Herodot.* I, 92) geschickt waren, zeigen den asiatisch-griechischen Einfluß, welcher überhaupt hervortritt, als das lydische Reich dem Perserreiche einverleibt und somit der Ideenkreis der asiatischen und europäischen Griechen erweitert wurde. Die ägäische Inselwelt, welche theilweise nach einander phönizischer, persischer und griechischer Herrschaft unterlag, wurde das vermittelnde Glied zwischen dem Griechenthume und dem fernen Oriente. (Vergl. A. Böckh a. a. O. I, 10. 11.; A. v. Humboldt, Kosmos II, 171. 172 und O. Müller, Handbuch der Archäologie §. 60. 61.)

Die lydischen Herrscher, von welchen wir oben erzählt haben, gewannen das Gold aus den Goldgruben Mysiens, von Troas und aus dem goldreichen Paktolos; noch mehr aber erbeuteten sie durch ihre Eroberungen der nördlichen und östlichen Länder und durch den Verkehr mit Indien. So kam es, daß den kleinasiatischen (Homerischen) Griechen die edeln Metalle, Gold und Silber, bekannt wurden. Die europäischen Griechen gelangten erst durch die kleinasiatische Technik zu einer selbständigen Betriebsamkeit. Die Nachrichten, welche sich von den griechischen Bergwerken überhaupt auffinden lassen, beziehen sich meistens nur auf die Silbergruben in Attika, deren Geschichte auch fast allein die Geschichte des griechischen Bergbaues ausmacht.

Die Griechen

bauten in vielen Gegenden, in ihrem Mutterlande Hellas und in ihren östlichen und westlichen Colonien. Wegen der Wichtigkeit des griechischen Bergbaues ist der Verlust der Werke des Theophrast, welche nur in Fragmenten erhalten worden, zu bedauern und es bleiben daher nur

die zerstreuten Nachrichten anderer Schriftsteller zu benutzen. Aus den ersten Anfängen, welche durch den Ursprung des Bergbaues auf der ägäischen Inselwelt merkwürdig sind, haben wir wieder den Homer als einzigen Führer. Allein die Nachrichten desselben mit ihrer poetischen Vergrößerung geben uns nur Nachricht über den Gebrauch der edeln Metalle. Wenn Helios für den Erfinder des Goldes und Erichthonius für den Entdecker des Silbers ausgegeben werden, so ist hierin wol das hohe Alterthum dieser Entdeckungen zu erkennen. Gold und Silber waren gewiß in keinem geringen Ueberflusse vorhanden, wenn Homer die Pracht und die Schätze seiner Helden beschreibt. Die eigentlichen Schmucksachen, die der Grieche unter dem Begriffe Goldsachen zusammenfaßte, tragen überall die Anzeigen von Kunstfertigkeiten, wie wir dieselben bei den kleinasiatischen Colonisten finden. So z. B. die Armringe, Haarnadeln und Kettlein (Ilias XVIII, 401; Odyss. XVII, 291), Busengeschmeide aus Gold und Elektron (Odyss. XV, 459; XVIII, 295) und andere goldene Halsgeschmeide in Form von Ketten (Odyss. XV, 459; XVIII, 293. 300). Die Homerischen Könige trugen goldene Scepter (Ilias II, 265) und das Purpurkleid hatte goldenes Spangenwerk (Odyss. XIX, 225). Hinsichtlich der Verarbeitung der Metalle legt das Homerische Epos die vielfältigsten Zeugnisse von großer Geschicklichkeit ab. Bekannt war den Griechen das Schmelzen, Gießen, Zusammenschweißen, Löthen, Nieten und Poliren der Metalle, so auch deren rein mechanische Verbindung und theils die Legirung von Gold und Silber, theils auch wol die von Kupfer und Zinn. Ihre Schmiedewerkstätten, einschließlich die der Gold- und Silberschmiede haben wohleingerichtete Schmelzöfen, Tiegel und Gebläse. Man vergleiche die Schmiede des Hephästos, Ilias XVIII, 468 seq. mit Erwähnung einer Schmiede bei Herodot I, 68. Wenngleich Homer und Hesiod alles Hierhergehörige in ergreifender Weise schildern, so ist es doch hauptsächlich die Industrie der kleinasiatischen Griechen, der Verkehr mit dem lydischen Handwerke, welcher dem hellenischen zu Gute kam. Die Goldarbeiter hatten zumeist nur im Oriente Unterstützung zu finden, nur durch ihn lernten die Griechen die edeln Metalle und ihre Verwendung kennen. Denn in Hellas selbst war das Gold äußerst wenig. Mit Ausnahme dessen, was die Bergwerke von Laurium in Attika an Silber lieferten, hatte zwar Thessalien Golderze, Siphnos hatte Silber und Gold, aber das eigentliche Hellas hatte nicht viele Bergwerke edeln Metalls und vor den Siegen der Griechen über die Perser waren Gold und Silber eine Seltenheit in Griechenland.

Von den Inseln des ägäischen Meeres zeichnete sich Thasus als reich an Gold aus. Herodot erwähnt VI, 46: „Die Einkünfte der Thasier kamen vom Festlande und von den Bergwerken, denn aus den Goldminen von Skapte Hyle gingen im Durchschnitte 80 Talente ein und aus denen auf Thasus selber zwar weniger, aber doch so viel, daß den Thasiern, die keinen Zehnt abgaben, im Ganzen vom festen Lande und den Bergwerken jährlich 200, im besten Falle selbst 300 Talente eingingen. Diese Bergwerke sah auch ich und darunter war das bei weitem am bewunderungswürdigsten, welches die Phönizier aufgefunden, welche mit Thasus diese Insel in Besitz nahmen und die nun auch von diesem Phönizier Thasus ihren Namen hat. Diese phönizischen Minen von Thasus liegen zwischen Aenyra und Cornyra, Samothrace gegenüber, ein großer Berg vom Nachgraben umgewühlt." — Später bemächtigten sich die Athenienser der Insel Thasus und der Gruben von Skapte Hyle. Nach Plutarch De exilio 14 schrieb Thucydides seine Geschichte in Thracien Πεϱὶ τὴν Σκαπτὴν ὕλην und Vita Cimon. 4 wurde zu Skapte Hyle, einer Gegend in Thracien, ermordet, wo er Bergwerke hatte. Thucydides selbst IV, 105 sagt, daß er Goldminen in jener Gegend Thraciens bei Amphipolis hatte, womit sein Biograph Marcellinus übereinstimmt: τὰ ἐπὶ Θϱάκης κτήματα καὶ τὰ ἐν Σκαπτῇ ὕλῃ μέταλλα χϱυσά. — *Theophrast.* De lapid. 17. Amphipolis lag nach Thucydides IV, 102 am Flusse Strymon (jetzt Iscar), 25 Stadien von der Hafenstadt Eïon, an der Mündung des Strymon, jetzt Struma, bei den Türken Karusa genannt. *Festus* s. v. Scaptensula, locus ubi argentum effoditur in Macedonia, dictus a fodiendo; namque graece σκαπτεῖν effodere dicitur. Daher gebraucht auch Lucretius den Namen für Bergwerke im Allgemeinen: De rerum natura VI, 808 seq.:

> Denique ubi argenti venas aurique sequuntur,
> Terrei penitus scrutantes obdita ferro;
> Qualeis exspirat *Scaptensula* subter odores?
> Quidve mali fit ut exhalent aurata metalla? etc.

Weder Strabon noch Plinius kennen Skapte Hyle, es mußte daher zu ihrer Zeit schon untergegangen oder verlassen sein. Stephanus Byzantinus (De urbibus) sagt: Σκαπτησύλη, πόλις Θϱάκης μακϱὰ ἀντικϱὺ Θάσου, es muß also nordwestlich der Insel Thasus, zwischen den Flüssen Strymon und Nestus am Fuße des Pangäusgebirges, in der Nähe von Philippi, welches früher Krenides hieß, gelegen haben. Strabon VII, 16 sagt: „Daton hat Goldbergwerke, woher das Sprüchwort: ein Daton von Gütern, statt eine Fülle von Gütern." Die meisten Goldgruben sind bei Krenides, dem jetzigen Philippi, nahe dem Berge Pangäus. Auch der Pangäus selbst hat Gold- und Silberminen; es finden sich dergleichen auch noch weiterhin und diesseits des Flußgebietes des Strymon bis nach Päonien. Es sollen in Päonien schon beim Pflügen kleine Stücke Goldes gefunden worden sein. (Vergl. *Plinius* IV, 18 und VII, 56: Auri metalla et flaturam Cadmus Phoenix Pangaeum montem, ut alii Thaos aut Ealcis in Panchaia aut Sol Oceani filius.) Ueber Thucydides Besitzthum in Thracien s. A. Böckh, Staatshaushalt I, 335 und *Meier*, De bonis damnatorum. Hal. p. 178.

Das eine Zeit lang von den Hellenen besessene, auf der asiatischen Seite des Hellespont liegende Astyra bei Abydus hatte Goldbergwerke, welche noch in Xenophon's Zeitalter betrieben wurden (*Xenophon.* Hell. IV, 37), und zur Zeit des Strabon (XVI, 680), obgleich un-

bedeutend, noch die Spuren einer früheren stärkeren Benutzung zeigten. Stephanos von Byzanz nennt zuerst Astyra „πρὸς τῇ Τρωάδι," welches östlich von Dardanos lag. Reich an Gold war vormals auch Cypern, wo die Gegenden, welche das Gold, Silber und Kupfer enthielten, nur den Namen noch behalten haben (*Dioscorides* V, 84). Einige der reichsten Gold- und Silbergruben hatte die Insel Siphnos, jetzt Siphanto; von ihrer Ausbeute wurde alle Jahre der Zehnt nach Delphi geschickt. In der Folge wurde dieses unterlassen, daher die Sage, der delphische Apoll habe aus Zorn die Gruben durch Anschwellen des nahen Meeres ersäuft. Siphnos mußte den Samiern einmal 100 Talente Kriegscontribution zahlen (*Herodot.* III, 57).

Nach Besiegung der Perser durch die Griechen, nachdem namentlich Alexander von Macedonien Asien dem Abendlande unterworfen hatte, flossen ungeheure Schätze an Gold und Silber in die griechischen Schatzkammern (vergl. S. 92). In den Zeiten der macedonischen Herrschaft war Gold und Silber in den östlichen Küstenländern des Mittelmeeres in großer Menge vorhanden, bis endlich die Weltherrschaft der Römer den Reichthum des Orients zum Theil nach Italien führte, während Hellas verarmte. In dem europäischen Hellas waren viele Goldmünzen, besonders fremde, im Umlaufe. Wie schon S. 115 erwähnt, wurde das Gold zuerst in Lydien zu einer Zeit geprägt, als Hellas noch äußerst arm am Golde war. Athen prägte Gold namentlich unter dem Archon Antigenes aus goldenen Bildern der Siegesgöttin, welche Aristophanes, da sie wahrscheinlich stark mit Kupfer versetzt waren, schlechte Kupferstücke nennt (*Aristoph.* Ran. 732). Der größte Theil des Schatzes in Athen bestand in Silbergeld, doch werden auch verschiedene Goldsorten aufgeführt, und auch ungeprägtes Gold, theils in Barren, theils verarbeitet, war auf der Burg aufgehäuft. Perikles bei Thucydides (II, 13) versichert, im Anfange des peloponnesischen Krieges seien auf der Burg nicht weniger als 500 Talente ungeprägten Goldes und Silbers an öffentlichen und Privatweihgeschenken, heiligen Geräthen, medischer Beute und Aehnlichem aufgehäuft gewesen. An der Bildsäule der Göttin waren außerdem mindestens 40 Talente reines Gold, welches abgenommen werden konnte. Der Werth desselben nach der mindesten Schätzung betrug 400 Talente Silbers. In Sparta war nur das unedle Metall als Tauschmittel zugelassen, da der Gebrauch des Goldes und Silbers durch die Lykurgische Gesetzgebung als allgemeines Tauschmittel verboten war. Seitdem aber Sparta nach äußerer Macht strebte, kam besonders durch Lysander viel Gold und Silber in das Land. Nach dem Platonischen ersten Alkibiades wurde, als die Reichen viel Gold und Silber besaßen, das Verbot des Privatgebrauchs der edlen Metalle wiederholt und Todesstrafe darauf gesetzt, wenn Jemand Gold oder Silber besäße: der Staat blieb gesetzlich ausschließlicher Inhaber dieser beiden edlen Metalle, wie der Platonische Staatsentwurf beweist. Allein schon in den nächsten Zeiten wurde dieses Gesetz wieder vernachlässigt, weil, wenn die Menschen einmal des Goldes Reiz und Glanz kennen gelernt haben, die Aufrechterhaltung eines solchen Gebots unmöglich ist. (Vergl. über die Bergwerke (μέταλλα) des attischen Staates A. Böckh's Abhandlung über die laurischen Silberbergwerke in der Denkschrift der berliner Akad. d. Wiss. 1815 und „Die Staatshaushaltung der Athener." Berlin 1851.)

Ueber die Grubenbaue der Griechen zur Gewinnung der Erze sind in *Pollux* III, VII und X Nachrichten vorhanden, welche im Ganzen viel Allgemeines haben. Ueber den Grubenbau auf der Insel Cypern spricht *Galenus*, De Simplicium facultate VIII, daß daselbst oft Einstürze wegen Mangels der Stützung erfolgten. Von den Gruben auf Samos bemerkt Theophrast (De lapid.), daß sie sehr niedrig waren und daß die Arbeiter nicht gerade darin stehen konnten, sondern sich rücklings oder zur Seite legen mußten. Ueber die Zubereitung der Erze sind beim Pollux ebenfalls mehre Notizen vorhanden, zu deren Verständigung aber größtentheils die Vermuthung zu Hilfe genommen werden muß. Das Gold wurde nach Hippokrates (De diaeta) und Plinius (XXXIII, 4) bei einem gelinden Feuer und mit Zuschlägen, die aus Salz, Nitrum und Alaun (στυπτηρία) bestanden, versetzt (*Theophrast.* Περὶ ἁλῶν, νιτροῦ καὶ στυπτηρίας). Vermuthlich führten sowol die Gold- als Silbererze, die man mit solchen Mitteln reinigte, etwas Blei bei sich. In der Kunst, das Gold zu schmelzen, waren die Kolophonier in Jonien berühmt und der Name kolophonisches Gold bezeichnete im Alterthume ihre Geschicklichkeit.

Ueber die gegenwärtigen Zustände der Bergwerksindustrie sind, soweit dieselben das Gold betreffen, nur sehr ungenaue und zum Theil gar keine Nachrichten vorhanden. Fast alle Angaben über den Metallverkehr fehlen in Kleinasien. Die alten Gewinnungsorte existiren nicht mehr, sie sind sämmtlich zu Bruche gegangen. Die Bergwerke, welche einst den Chalybern und Chaldäern und später den Byzantinern reiche Schätze dargeboten hatten, ließ man zusammenfallen, als die osmanischen Scharen aus dem innern Continente Asiens vordrangen. Der blühende Zustand des Verkehrs an den Küsten des pontischen und ägäischen Kleinasiens erreichte durch die Intoleranz der Muhammedaner sein Ende, als Constantinopel im J. 1453 erobert wurde. Zu erwähnen sind aber die Grubenwerke von Tireboli als sehr ergiebige, aber verfallene Silbergruben, die Argyria der Alten. Es sind die silberhaltigen Bleibergwerke von Gümisch Chana, unter 24° 24′ 29″ n. Br., deren Ausbeute monatlich 30,000 Piaster gegeben haben. Hamilton besuchte diese Gruben im J. 1836. Sie liegen am oberen Laufe des in den Pontus mündenden Tireboliſtromes. Die Minen producirten Gold, Silber und Blei. Der jährliche Goldertrag wird zu 250—300 Drachmen angegeben. Zu Anfang des 18. Jahrh. wurde unter Sultan Mahmud I. zu Gümisch Chana eine Stelle reich am feinsten Golde entdeckt, allein das Gold reichte kaum hin, um die Kosten der Gewinnung zu decken (K. Ritter XVIII, 1. Abth. S. 831).

Gold in Europa.

Nachdem wir Asien nach seinen ungeheuern Schätzen an Gold durchwandert haben und nun die Geschichte und das Vorkommen von Gold in den europäischen Ländern ermitteln wollen, kommen wir hier nochmals auf das alte

Thracien

zurück. Die Goldbergwerke in Thrake hatten mit den thasischen (vergl. S. 116) zuerst die Phönizier betrieben, dann die parischen Thasier. Die Goldbergwerke von Skapte Hyle (Scaptensula, Grubenwald, Minenwald) auf dem festen Lande trugen dem Staate von Thasos jährlich 80 Talente ein. Als die Athener sich in Thrake festgesetzt hatten, nahm Kimon den Thasiern auch die Goldgruben (*Plutarch.* Kimon 14. *Thucyd.* I, 100. 101. *Diodor.* XI, 70). Auf der Grenze Thraciens und Macedoniens schloß vormals das pangäische Gebirge einen großen Reichthum in sich und außer ihm führte in Thracien der Hebros viel Gold (*Plin.* XXXIII, 21). An jenem Gebirge, auf beiden Seiten desselben, westlich bis an den Strymon und Päonien, östlich bis Skapte Hyle waren Gold- und Silbergruben. Ueber die Goldgewinnung in dem jetzigen, das alte Thrake in sich fassende, Rumelien fehlt es, wie überhaupt aus der europäischen Türkei, an zuverlässigen Angaben, es ist nur bekannt, daß am Gebirge Egrisu (dem Pangäus der Alten) noch im 16. Jahrh. Goldbergbau im Gange war und wahrscheinlich noch betrieben wird.

In Griechenland sind Goldvorkommnisse nicht bekannt und nur Zeitungsnachrichten zufolge sind am linken Ufer des Achelous unweit Missolunghi im J. 1859 Goldsandlager entdeckt worden, worüber aber alle näheren Angaben fehlen.

In dem nordöstlichen Europa betreten wir zunächst das Gebiet der mittleren Donau, die früher römischen Provinzen Pannonien und Dacien; die jetzigen Kronländer der österreichischen Monarchie, Ungarn, Siebenbürgen und die zum türkischen Reiche gehörigen Lehnfürstenthümer, die Moldau und Wallachei. Die frühesten Nachrichten über diese Länder gründen sich auf Berichte der Griechen, welche an viele fabelhafte Vermuthungen anknüpfen. Erst seit der Ausbreitung der römischen Waffen über die Donauländer, seit den Kriegen Domitian's gegen die Dacier und der endlichen Unterwerfung Daciens durch Trajan (106 n. Chr.), lichtete sich der Norden den Blicken wissenschaftlicher Forschungen. Mit dem Verluste Daciens und dem Untergange des alten weströmischen Reiches (476 n. Chr.) versinken jene Länder wieder in tiefe Dunkelheit, bis gegen 1100 n. Chr. durch Nestor (vergl. J. Schafarik, Slawische Alterthümer I, 12) wieder Nachrichten hervortreten. Schon Herodot (IV, 27 und 104) und Ptolemäus erwähnen die goldreichen Districte der in den süd- und nordöstlichen Gebirgen hausenden Völkerschaften, die goldhaltigen Basaltgebirge (Karpathen), welche um Vieles später von den Römern in umfassendster Weise ausgebeutet wurden. Nach Dio-Cassius (LXVIII, 14) war Decebalus, König der Dacier, im Besitze großer Schätze an Gold, welche dem Trajan verrathen wurden. Daß es die Römer trefflich verstanden, die dacischen Goldgruben für sich auszubeuten, lehren noch heute die in den siebenbürgischen Bergwerken häufig gefundenen römischen Werkzeuge; ebenso, daß sie das gewonnene Metall zum Theil in sehr künstlerischer Weise zu Schmucksachen u. s. w. zu verarbeiten gewußt, die vielen derartigen, in den römisch-dacischen Ländern aufgefundenen Alterthümer. (Vergl. J. v. Hohenhausen, Die Alterthümer Daciens in dem heutigen Siebenbürgen. Wien 1775 und Ackner, Die römischen Alterthümer u. s. w. in Siebenbürgen im Jahrb. der k. k. Centralcommission z. Erforsch. d. Baudenkmale. Wien 1856. I.) Trajan brachte zum Betrieb der Goldgruben in Dacien sogar Gewerke (collegium aurariorum) zu Stande. Noch weiter ging Valentinian I., der gegen einen gewissen Theil von der Ausbeute Jedem die Erlaubniß zu schürfen gab. Das römische Dacien erstreckte sich östlich bis zum schwarzen Meere und südlich bis zur Donau. Ringsum von Gebirgszügen eingeschlossen umfaßte es das heutige temeswarer Banat, Ungarn östlich der Theiß, sodann das zur Zeit des Herodot von Agathirsen, eines üppigen, mit goldenem Schmucke versehenen Volkes, bewohnte Siebenbürgen, nebst dem südlichsten Gallicien, der Moldau westlich dem Pruth und der Wallachei. Die Römer schafften viele neue Einrichtungen in dem Betriebe des Bergbaues und diese vermochten sie, neue Gruben zu eröffnen und leichter zu unterhalten. Sie nahmen noch in dem ersten Jahrhunderte der Despotie längs der Donau in Dacien, Illyrien, Dalmatien und Thracien viele Goldminen auf. In Thracien waren die Goldminen unter Valens noch im Gange, gingen aber in dem Kriege mit den Gothen zu Bruche (*Ammian.* XXXI, 6).

Unter allen europäischen Staaten producirt die österreichische Monarchie, namentlich Siebenbürgen und Ungarn jetzt die größte Menge Gold und Silber, sobald man berücksichtigt, daß die russischen Gruben fast alle in Asien liegen. Im J. 1856 haben die ungarischen und siebenbürgischen Bergwerke 2630 Mark Gold und 67,901 Mark Silber ausgebracht. In Bezug auf die Goldwäschereien ist der wichtigste Theil der des Flußgebietes der Máros, und hier ist es die Umgegend von Oláhpian, südlich von Karlsburg. Die Hügelketten, die sich hier ausbreiten, bilden einen Theil der nördlichen Vorberge, welche das siebenbürgisch-wallachische Gebirge gegen Norden entsendet. Die Grundlage dieser Vorberge bildet Glimmerschiefer; auf ihm ruhen in großer Verbreitung Sandstein und Conglomeratschichten. Auf diesen Sandsteinen folgt das Seifengebirge, welches aus Straten von Schutt und Sand, mit röthlichem Thone wechselnd, besteht. Die Mächtigkeit desselben wechselt zwischen 1 und 21 Fuß, wird durchschnittlich aber auf 6 Fuß geschätzt. Unter den Geröllen walten Glimmerschiefer und Quarz vor. Das Seifengebirge enthält Gold meist in kleinen plattgedrückten Blättchen und als feinen Staub; dasselbe ist dunkel gefärbt und sehr rein. Auffallend ist die Erscheinung, daß nur die auf den Rücken

und Gipfelpunkten der Hügelreihen abgelagerten Seifenmassen Gold führend sind, während sie in den Niederungen goldleer sich zeigen. Aber der Reichthum an Gold ist überhaupt sehr gering und schwankt meist zwischen ⅙ Loth und 1 Loth auf 1000 Ctr. des Schuttes. Außer bei Oláhpian selbst werden noch vorzüglich Wäschereien betrieben zu Recho, Petersdorf, Alvicz, Czikmo, Szaszpian, Csora u. a. In den Fluß- und Thalgebieten fast sämmtlicher größerer Flüsse und Bäche Siebenbürgens, so an den Aranyos-Flüssen, Alt, großem Számos, der Streyl, dem Cibin, dem Ampoy und der Körös u. a., und in dem benachbarten Ungarn und marmaroscher Comitate an der Theiß, am Biso, Csizela, Kászo u. a., in der Bukowina an der goldenen Bistritz, im Banate an der Cerna findet man die Spuren alter Goldwäschereien. Die Waschhaufen, als die Ueberreste der ehemaligen Goldgewinnungsarbeiten, sind sowol in jeder größeren becken- und muldenförmigen Thalerweiterung oft in sehr großer Anzahl ausgebreitet, als auch auf der sanftgeneigten Sohle jeder gewöhnlichen Thalerweiterung. Die größte Anzahl und auch die umfangreichsten Spuren der alten Wäschereien sind aber in dem Flußgebiete der Aranyos von ihrem Einflusse in die Máros angefangen, bis zu ihren mehren Quellen in den bihaer Gebirgen anzutreffen. Die alten Waschhaufen erstrecken sich nicht allein hoch hinauf in den Thälern und Schluchten, sondern breiten sich auch bis auf die Gehänge der höheren Berge aus. Der Goldführung wegen nannte man diesen Fluß Aranyos, auf teutsch Goldfluß. Allein der größtentheils sehr geringe Goldgehalt der Seifenwerke Siebenbürgens, sowie auch der in Ungarn und im Banate, die geringe Ausdehnung vereinzelter reicherer Stellen lassen jetzt keinen lohnenden Betrieb entstehen und das Goldwaschen wird nur von armen Leuten als Nebenerwerb betrieben. Die vielfältigen Untersuchungen, welche hierüber in den Jahren 1817—1837, in 1853 und 1854 in den verschiedensten Districten Siebenbürgens und im Banate, im croatischen und slavonischen Gebiete angestellt wurden, haben das Resultat ergeben, daß diese Art Goldwäschereien in der jetzigen Zeit ihre ehemalige Bedeutung verloren haben. Einen fast gleichen Ausspruch machte schon 1798 K. Ployer (Moll's Jahrb. d. Berg- und Hüttenkunde II, 179—192) über die Goldseifenwerke der österreichischen Donau und überhaupt alle Gewässer des Erzherzogthums Oesterreich. Er untersuchte die Donau mit ihren Nebenflüssen von Passau bis Efferding, fand aber so karge Ausbeute an Gold, daß er zum Resultate kommt, wie in diesen Districten nur diejenigen beim Goldwaschen einen kleinen Nutzen haben können, welche selbst und zu einer Zeit waschen, wo sie keine andere Arbeit haben (vergl. Grimm, Grundzüge der Geognosie. Prag 1856. S. 273).

Goldseifen finden sich noch: in Ungarn, an mehren Stellen dem Laufe des Theißflusses entlang, von seinem Ursprunge an bis zu seinem Ausflusse in die Ebene bei Tysza-Ujlák, so namentlich bei Szigeth und bei Lonka, östlich von Szigeth; in der Bukowina bei Jakobeni, wo in dem Sande der goldenen Bistridza von Bauern und Zigeunern jährlich etwa 0,2—0,37 wr. Mark Gold gewaschen werden.

In Slavonien steht das im Thale von Csernek und seinen niederen, theils aus tertiairen, theils aus krystallinischen Schiefergebilden bestehenden Gehängen goldhaltiges Seifengebirge oben an. An einigen Stellen war der Gehalt 5 Loth Gold auf 1000 Ctr. Schutt, an anderen Stellen sind nur Spuren von Gold. Aehnliche Goldseifengebirge sind bei Massich, westlich von Neu-Gradiska; Tiszovacz, Skrabutnik und Novoszello, südlich von Poschega; Poscheja, nordwestlich von Brod u. a.

Im Banate zeigen sich in der südlichen Umgegend von Weißkirchen in den Thälern des Loqua-Gebirges goldführende Schichten. Das Gebirge besteht aus Glimmer- und Chloritschiefer, auf welche in den gegen den Nerafluß laufenden Thälern die „Loqua" oder „Goldthäler" unmittelbar das von Dammerde bedeckte Seifengebirge folgt. Die Mächtigkeit der Schuttablagerung wechselt von ½—7 Fuß; sie besteht der Hauptmasse nach aus Geschieben von Chlorit- und Glimmerschiefer, enthält Granaten, Magneteisensand u. s. w. und führt stellenweise Gold. Von etwas bedeutenderem Goldgehalte zeigte sich in letzterer Zeit eine allerdings beschränkte Stelle in dem Thale von Markow-Potok und eine andere Stelle im Thale von Slatni-Potok, wo 100 Ctr. Schutt 80 Gran Gold enthielten.

In der wallachischen Militairgrenze finden sich in dem nördlich vom Dorfe Dolnia Lupkowa gelegenen Terrain Ternare unter einer bis 48 Fuß mächtigen Dammerdedecke 4—5 Fuß mächtige Schuttablagerungen auf einem sehr aufgelösten Chloritschiefer; an wenigen Stellen enthalten sie in 100 Ctrn. Schutt 26—35 Gran Gold.

Im Allgemeinen ist der Goldgehalt aller dieser Seifenwerke weit geringer, als der Ruf davon ist, er ist im Durchschnitte viel geringer, als der der Goldseifen im Ural und Altai, die bereits für nicht mehr waschwürdig gelten. Das in den Diluviallagen in Siebenbürgen und Ungarn vorkommende Gold ist fast stets von Titan- und Magneteisenkörnchen und Quarzsand begleitet. Die Begleitung der ersteren beiden wird von den Romanen unter der Benennung „Room" als ein sicheres Mittel der Goldführung der Diluvien gehalten.

Von bei weitem größerer Wichtigkeit ist die Gewinnung des Goldes durch den Bergbau in dem Gebiete der Karpathen, welche einen großen Gebirgskranz bilden, der bei Presburg an der Donau als gerade Fortsetzung des nordöstlichen Ausläufers der Alpen ansteigt, sich bald nach Osten, weiter nach Süden und wieder nach Westen wendet, beim eisernen Thor von der Donau durchbrochen wird, am rechten Ufer dieses Flusses aber sich wieder mit dem südöstlichen Arme der Alpen, mit den dinarischen Alpen verbindet. Dieser Gebirgskranz umschließt das große ungarisch-siebenbürgische Tertiairland. Hier kommen in den krystallinischen Gebilden, in dem Karpathensandsteine und in den vulkanischen Gebilden die gold- und silberhaltigen Erze vor, deren Gewinnung schon in allerfrühester Zeit Gegenstand eines wichtigen Bergbaues gewesen war und noch heutigen Tages ist. Das

Gold kommt hier in solchen Verbindungen vor, in denen die Eigenschaften des edlen Metalls sich durch die Farbe und Geschmeidigkeit nicht zeigen, bei denen erst die chemische Verbindung dasselbe von den Elementen befreit, welche seinen wahren Charakter gänzlich verbergen. Die Elemente, die diesen maskirten Zustand bewirken, sind Tellur, Blei, Eisen, Antimon, Silber, Kupfer und Schwefel, von denen immer einige zugleich in einer solchen Verbindung mit dem Golde vorhanden sind, daß daraus eine Substanz mit selbständigen, vom Golde gänzlich verschiedenen Eigenschaften hervorgeht.

In metallurgischer Hinsicht kann man die im Gebiete der Karpathen gewonnen werdenden Erze eintheilen in: 1) gold- und silberhaltige Erze (gediegen Gold, gediegen Silber, Silberglaserz, Sprödglaserz, Rothgiltigerz, Gold- und Silbertellur); 2) kiesige Erze (Schwefelkiese mit sehr geringem Goldgehalte); 3) Bleierze, welche oft 1 Loth Gold oder Silber enthalten. Von den Verbindungen mit Tellur gehören hierher: Tellursilber mit 0,69 und zu Nagyag in Siebenbürgen 18,26 Gold; Tellurwismuth oder Tetradymit mit Spuren von Gold; Schrifterz, Weißtellur (Sylvanit) mit gediegenem Golde, durchschnittlich 26—28 Proc.; Blättererz (Tellurglanz, Nagyagit) besteht wesentlich aus Blei (54—63), Tellur (13—32), Gold (6,48—9), Schwefel (3—11,7) mit geringen Mengen Kupfer. Die Gold- und Silbererzgänge setzen fast alle im Grünsteinporphyr auf. Die wichtigsten Bergwerke, welche goldhaltige Erze liefern, sind folgende:

1) Bösing in Ungarn, nordöstlich von Presburg. In einem grobkörnigen, aus weißem Feldspathe und Quarze und einem mehr grünlich gefärbten Glimmer bestehenden Granite sind schmale Adern und Schnüre von Quarz ausgeschieden, in welchen sehr spärlich und sehr fein vertheilt Gold vorkommt. Der Bergbau hierauf war in früheren Jahren ergiebiger, ist jetzt aber unbedeutend. Die Gewinnung an Gold beträgt im Monate 5—8 Loth.

2) In dem sohler, gömorer und zipser Comitate treten die metallführenden Ablagerungen in Gängen auf, welche die krystallinischen Schiefer, meist Talk- und Thonschiefer, theilweise jedoch auch andere Gebirgsarten, wie den Diorit, Gabbro und Serpentin, dann secundairen Kalkstein und Sandstein durchsetzen. Die Gangmasse der Metalllagerstätten besteht gewöhnlich aus weißem Quarze und Spateisensteine; hauptsächlich enthält die Gangmasse Schwefelmetalle. Bisztra liefert Gold und Antimon; Bötza Gold, Silber, Kupfer und Antimon; dasselbe liefern Szt. Ivány, Magurka, Motschidlo. Gold liefern ferner: Klenócz, Kokova, Nyustja, Batka, Eltsch, Helpa, Sumjätz, Lehota, Gócz, Ober-Szlana, Ochtina, Mnischan, Olahpatak, Dobschau u. a. Am bedeutendsten ist der Bergbau zu Magurka, einer der jüngsten des niederungarischen Districtes. Die Metalllagerstätte setzt im Granite auf; seine Ausfüllungsmasse besteht aus aufgelöstem Granite, in den goldhaltiger Quarz einbricht. Die jährliche Production besteht in 70—80 Mark Gold, 250—300 Mark Silber und 2500—3000 Ctr. Antimonerz.

3) Im Banate liegen die Metallbergbaue fast alle in einer und derselben Streichungslinie von Süden nach Norden. Der Gebirgsstock besteht meist aus Kalk, welcher auf Uebergangsgebilden und krystallinischen Schiefern aufruht; in den tiefer gelegenen Punkten treten Syenitmassen auf. In der Nähe des Syenits finden sich mächtige Gänge mit Kalk- und Granatausfüllung, welche die Schiefer- oder Kalkschichten durchsetzen und die gewöhnlich erzführenden Adern einschließen. Diese Verhältnisse sind in allen Bergbauen des Banats, von denen hier das ehemals ärarische Goldbergwerk zu Oraviсza, unter dem Namen „der Goldschurf" bekannt, hervorzuheben ist. Es lag lange in Fristen, wurde aber 1844 wieder aufgenommen und lieferte in 3 Jahren 1 Ctr. und 30 Pfund reines Gold; es ist vorgekommen, daß drei Schichten 4000 Gulden eingetragen haben. In Begleitung des gediegenen Goldes erscheinen Grauspießglanzerz, Fahlerz und Schwefelkies.

4) Im biharer Comitate verdient Rézbánya einer Erwähnung wegen der Gewinnung von Gold, Silber, Blei und Kupfer.

5) In Schemnitz in Ungarn setzen die zahlreichen Gänge in Grünstein auf, der von Trachyt umschlossen wird. Die Gangausfüllungsmasse besteht gewöhnlich aus Feldspath, der viel Quarz und viele Kalkspathadern enthält. Unregelmäßig sind in der ganzen Masse vertheilt Bleiglanz, Silbererze, Eisenkies, Blende, Kupferkies, Kupferglanz, Schwerspath, derber Quarz, der durch Eisenoxyd gefärbt ist und immer etwas gediegenes Gold enthält. Diese Erzführung ist auf eine Tiefe von 280 Klafter aufgeschlossen. Der schemnitzer Bergbau ist der ausgedehnteste in der ganzen österreichischen Monarchie, er gehört gleichzeitig zu den ältesten, da sich sein Bestehen bis ins 9. Jahrh. nachweisen läßt. Im J. 1854 lieferten die ärarischen Baue 751 Mark Gold, 26,064 Mark Silber und 13,473 Ctr. Blei.

6) Kremnitz, nördlich von Schemnitz, hat fast gleiche geognostische Verhältnisse als Schemnitz. Die Ausfüllungsmasse der Gänge besteht aus Quarz und aufgelöstem Grünstein und führt überall gediegenes Gold mit Silbererz, Eisenkies und etwas Antimonglanz.

7) Zu Telkibánya enthält der Trachyt goldführende Klüfte, auf welche früher ein schwunghafter Bergbau betrieben wurde, gegenwärtig ist er jedoch ganz aufgelassen.

8) Die Gänge, auf welche der Bergbau in Nagybánya betrieben wird, befinden sich im Trachyt und im Grünstein. Vorzüglich ist die kreutzberger Grube, in welcher der Hauptgang schon von den Alten abgebaut wurde, bemerkenswerth. Die Gangmasse ist ein weißer mit Eisenkies eingesprengter Quarz, der Adern und Nester von Rothgiltigerz, silberhaltigem Fahlerze und anderen Silbererzen enthält. Der Kies ist goldhaltig. Die Erze sind 1 und 2löthig im Silber und letzteres im Pfunde ¼—3löthig an Gold. Unter ganz ähnlichen Verhältnissen sind die in der Nähe von Nagybánya liegenden Bergwerke Veresviz, Kapnik, Borpatak und Borsa Makerló, welche sämmtlich auf gold- und silberhaltigen Erzen nebst anderen für die Gewinnung geeigneten Metallen

bauen. Die Erze setzen an einzelnen Punkten oft in zahlreichen Gängen des Grünsteinporphyrs auf.

In Siebenbürgen ist nur ein großer Bergwerksdistrict. Alle Gruben, wenn man zwei oder drei unbedeutende Werke in dem Lande der Szecklers und an den Grenzen der Moldau ausnimmt, liegen in dem Gebirge von Bihar, welches die große ungarische Ebene von der siebenbürgischen Niederung trennt. Die Gruben zu Bucsum und Faczebajaberg bei Zalathna und Vöröspatak liegen im Gebiete des Karpathensandsteins, in welchem mehr und minder vollständige Quarzgänge eingewachsen vorkommen. Vorzugsweise ist Vöröspatak durch seine Goldbergwerke berühmt. Die Berge, welche das Thal von Vöröspatak begrenzen, sind südlich die Czetatje mit ihrem Hügelfuße Zeus, dann südöstlich Kirniczel, Kirnik, dessen Fortsetzung Fenyves und Piatra Corbuluj bilden, und östlich Lety. Mit Ausnahme der Czetatje bestehen diese Berge aus Porphyrgestein, jene aber aus einem dunkeln, grauen, conglomeratartigen Sandsteine (Karpathensandsteine), auf welchen die Einwirkung des benachbarten Porphyrs unverkennbar ist. Das Gold kommt in dem Sandsteine vor, der damit imprägnirt ist und von zahllosen, aus Quarz vorwaltend bestehenden Klüften durchsetzt wird. Sie enthalten in reicher Menge Gold, Silber und goldführenden Eisenkies eingesprengt. Das Scharen zweier Klüfte bringt meist erhöhten Goldreichthum mit sich. Die wichtigsten goldführenden Punkte, welche in ihren obern Teufen bereits in alten Zeiten abgebaut sind und noch vor wenigen Jahren durchwühlt wurden, sind jetzt zu einem regelmäßigen Bergbaue vereinigt. Die Czetatje ist gleich einem Ameisenhaufen durchwühlt und zerlöchert. Gegenwärtig bestehen an diesen Bergen 207 einzelne Gruben, deren jährliche Production nahe an 1400 Mark Gold beträgt.

Kleinere Bergbaue auf Gold in einem ähnlichen goldführenden Sandsteine bestehen noch zu Dupe-Piatra, Korna, Topanfalva und Abrudbánya. In letzterem Orte, unweit Zalathna, wird allwöchentlich in dem ärarischen Einlösungslocale ein Goldmarkt gehalten. In Zalathna kommen die goldführenden Gänge in einem Porphyr vor und der Porphyr zu Teritsel hat gold- und silberhaltige Eisenkiese in Adern, in welchen zuweilen auch Tellurerze gefunden werden.

Von den wichtigsten Bergbauen Siebenbürgens gehören hierher noch Offenbánya und Nagyág. Der Bergbau in Offenbánya beutet silberhaltige Bleiglanze und Kiese, sowie gold- und silberhaltige Tellurerze aus. Die verschiedenen Erze erscheinen gangartig, bald auf Klüften eines Grünsteinporphyrs, bald auf der Grenze eines krystallinischen Kalkes mit Glimmerschiefer, meist in der Nähe des Porphyrs. Der Bleiglanz enthält Silber, kein Gold; der Kies 1 Quintel güldisches Silber, 12—20 Denare in Gold. Die Tellurerze gehören allein dem Schrifterze an. Der nagyáger Bergbau wird auf dem westlichen Gehänge des metallreichen Gebirges des Czetras, das fast durchaus aus Porphyr besteht, betrieben. Zahlreiche Adern und Scheiden durchschwärmen den Porphyr in allen Richtungen; sie führen Gold, Silber, Blei, Kupfer und Arsenik, Zink, Kobalt, Mangan und Tellur. Es gehören hierher noch die Bergbaue zu Csertes, Füzes, Toplitza, Boiza, Trestian u. s. w., welche mit Nagyág zusammen jährlich an 1500 Mark güldisches Silber liefern. Das gold-, silber- und bleihaltige Tellurerz bildet glänzende Anflüge an Manganspath, Quarz, Porphyr und an rother Blende. Das Schrifterz kommt meist salbandartig im Porphyr mit Quarz und Mangan vor.

Die jährliche Production an Gold in den ungarischen und siebenbürgischen Districten beträgt jährlich durchschnittlich 3800 Mark.

In Steiermark, und zwar im Alpengebiete, brechen bei Walchern die Erze in Quarzlagern ein, die im Thonglimmerschiefer liegen. Die wichtigsten sind das Walchnerlager und das Gottesgablager. Die Erze sind Kupferkies, Eisen-, Leber- und Arsenikkies, selten auch Kobalt und Fahlerze. Die Erzeugung beträgt gegen 40,000 Centner jährlich mit einem Gehalte von 1¼ Pfund Kupfer und ¼ Loth güldischen Silbers im Centner. Im J. 1853 wurden 3 Mark 14 Loth Gold gewonnen. Außerdem führt die Mur Gold mit sich, welches die Kroaten zwischen Grätz und Wildon in unbedeutenden Mengen auswaschen.

Das Alpenland Kärnthen hat in früheren Jahrhunderten belangreiche Ausbeuten an Gold und güldischem Silber gegeben, seit dem 16. Jahrh. haben jedoch diese ganz abgenommen. Erst in neuester Zeit ist es wieder gelungen, daselbst ein hoffnungsreiches Vorkommen edler Metalle zu entdecken. Es gehören hierher die Bergbaue Schwaig und Lengholz, sowie Radlgraben, nordwestlich von Villach, wo im Chloritschiefer sich goldhaltige Kupferkiese und Lager von Quarz finden, die Gold führen. Die Baue auf diese Erze sind aber nur gefristet. Auf der Räderzeche bei Weißbriach wird in einem zur Grauwackenformation gehörigen Thonschiefer auf Gold gebaut. Ferner ist südwestlich von Kappel, in der Gemeinde Seeland, in neuester Zeit in dem Triaskalksteine eine Lagerstätte entdeckt, die nebst reichem silberhaltigem Bleiglanze auch goldführende Zinkblende enthält und zu bedeutenden Hoffnungen berechtigen soll. Ueberhaupt waren und sind zum Theil noch die wichtigsten Bergbaue auf Gold und güldisches Silber in der Centralkette der Alpen Kärnthens und Salzburgs auf den höchsten Punkten zwischen 7 und 9000 Fuß über der Meeresfläche, wie z. B. die Goldzeche mit dem St. Christophstollen unfern Großkirchheim 8791, der hohe Goldberg im Rauris mit dem Goldberge Tauren 8511, der Kreuzkögel ob dem Rathhausberge nächst Pechstein 8224, die verlassenen Goldminen im Kirchheimthale in Kärnthen 7756, die verlassenen Goldbergwerke am Pochart auf dem Stieg von Gostein nach Rauris 6986 Fuß und andere mehr. Die Seigerteufe dieser Gruben bis zur Ausmündung der Gänge in den Thälern betrug oft 1500 bis 1700 Fuß. Mehre dieser Bergbaue, einst im blühenden Betriebe, sind jetzt von Gletschern überdeckt (vergl. J. Roffinger in Leonhard's und Bronn's Neuem Jahrb. für Mineralogie IV. Heft 1835.).

In Salzburg werden in den gasteiner Hochalpen die Bergbaue auf Gängen betrieben, die in den krystallinischen Schiefern aufsetzen. Es sind die Gold- und Silberbergbaue zu Böckstein und zu Rauris, wo die Gänge in Gneis aufsetzen. In der Ausfüllungsmasse findet sich viel Quarz. Die Erze bestehen aus gediegen Gold, Glaserz, Kupferkies u. a. Im J. 1851 wurden 73 Mark Gold und 341 Mark Silber gewonnen. Die dieselben Mineralien enthaltenden Gänge zu Fusch setzen in einem aus wechselnden Massen von Glimmerschiefer, Thonglimmer-, Chlorit- und Kalkschiefer bestehenden Gebirge auf, von denen jene als eine Fortsetzung zu betrachten sind, auf welchen der einst so blühende Bergbau in der Umgegend von Obervillach im Möllthale in Kärnthen im Gange war. Gegenwärtig wird daselbst nur noch ein unbedeutender Bau auf der Goldzeche und dem Waschgange betrieben. Auf ersterer findet man das Gold in Begleitung von Quarz, in letzterem in einem Chloritschiefer in Begleitung von Eisen-, Kupfer-, Arsenikkiesen, dann von silberhaltigem Bleiglanze u. s. w.

An den Ufern der Salza wurde bei Lend ehemals und wird zeitweilig noch Gold gewaschen. An den, freilich seltenen, reichsten Stellen vermochte ein Arbeiter in der Schicht für 1 bis 2 Gulden Gold zu gewinnen.

In Tyrol wird zu Zell im Zillerthale, Heinzenberg, südöstlich von Zell und Rohrberg, östlich von Zell im sogenannten Thonglimmerschiefer das Gold in Lagern gefunden, welche Kies eingesprengt halten und quarzreicher sind als das Nebengestein. Der bedeutendste Bau ist der am Heinzenberge, wo das Gold sich sehr fein eingesprengt, seltener in etwas größeren, dem freien Auge sichtbaren Lamellen findet. Die westlichste Zone mit dem Johannesstollen ist die reichste, 100 Centner Quarz enthalten oft 16—20 Loth Gold, in den übrigen Zonen enthalten 100 Centner nur ½—¾ Loth Gold.

Im österreichischen Schlesien wird in den krystallinischen Schiefern der Gegend von Obergrund, südwestlich von Zuckmantel, Gold gewonnen. Die dortigen Erzgänge führen güldischen Bleiglanz und gold- und silberhaltige Schwefel- und Kupferkiese. Sie enthalten im Centner 16—49 Pfund Blei, 2—3 Loth Silber und gegen ⅛ Loth Gold. In früherer Zeit ist hier ein sehr ausgedehnter Bergbau geführt worden, denn nach Urkunden aus dem 12. Jahrh. ist zu entnehmen, daß schon zu jener Zeit der Bergbau hier in starkem Betriebe und großem Flore war. In den Thälern des mährisch-schlesischen Gebirges, den Sudeten, wurde auch schon in frühester Zeit Gold gewaschen. Man ging die Oder aufwärts mit den Waschwerken und begann die Grubenbaue am sogenannten Querberge nächst Zuckmantel und Obergrund. Vom Querberge aus laufen drei Thäler ab: nach Olbersdorf bis Jägerndorf in das Oppathal nach der Oder, durch Zuckmantel nach preußisch Schlesien in die Oder und endlich durch Obergrund nach preußisch Schlesien über Neisse in die Oder. An der Oder wurde in der Vorzeit Gold gewaschen, denn von diesen drei Thälern erstrecken sich die alten Waschhalden in großer Anzahl meilenweit ins Land. Aehnlich dem niederschlesischen Goldbergbaue fand aber in ältester Zeit sowol auf Waschwerken als auch auf Gängen, und zwar wol mehr auf letzteren, ein nicht unbedeutender Betrieb statt. Den ersteren Bau bezeichnete die Benennung „weicher Bergbau," den letzteren nannte man „Schächtliwerk." Schon in den Jahren 1339 und 1377 ward dieses Bergbaues bei Recessen über das Fürstenthum Troppau gedacht. Später stand das Bergregal über Zuckmantel dem Bischofe von Breslau als Fürsten von Neisse zu, der Bergbau ward aber durch von ihm beliehene Gewerke betrieben, unter denen der König Podiebrad ansehnlich betheiligt war, wie aus einem von seinen Söhnen 1472 abgeschlossenen Erbtheilungsrecesse hervorgeht. In demselben bestimmen die drei Brüder: „Was die Goldgruben zu Zuttel- (Zuck-) Mantel anlanget oder diejenigen Oerter, bei denen man Gold aus der Erde gräbt. Was nun allhier an Gold durch göttlicher Gnaden Verleihung wird erhoben werden, das wollen Wir mit einander gleiche theilen und soll uns Allen zu statten kommen und sollen Wir auch zur Erhebung dieses Goldes alle zusammen gleiche Unkosten tragen" (vergl. die den Bergbau bei Zuckmantel betreffenden Urkunden in Steinbeck's Geschichte des schles. Bergbaues. Breslau 1857. II. S. 108—118). Von Zeit zu Zeit sollen in dem alten Bergbaue bei Zuckmantel ansehnliche Klumpen Gold gefunden worden sein, so den 14. Aug. 1590 ein Stück von 3½ Pfund, für welches der Bischof 675 Gulden 27 Kreuzer Rheinisch, ferner den 22. März 1591 ein ähnlicher, wofür er 867 Gulden 49 Kreuzer zahlen ließ.

In der Gegend von Engelsberg und Würbenthal, als zur Herrschaft Freudenthal in österreichisch Schlesien gehörig, fand schon in dem 16. Jahrh. ebenfalls ein Bergbau auf Gold statt. Aus späteren Angaben geht hervor, daß vom 21. Mai 1723 bis 6. Oct. 1740 zusammen 35 Mark 7 Loth 3 Quentchen 2 Gran fein Gold aus diesem Bergbaue eingeliefert, dafür aber 2034 Dukaten ausgezahlt wurden.

Ein ausgedehnter Bergbau auf goldführenden Sand ist auch schon im 13. Jahrh. an mehren Punkten in Niederschlesien geführt worden. In dem Diluvium, welches den Fuß der älteren Sudeten entlang in einem von Jauer sich über Bunzlau und Löwenberg hinziehenden Landstriche bedeckt, kommen mit Letten abwechselnde Sandschichten vor, welche das anstehende aus Quadersandstein, Thonschiefer, Basalt und Granit bestehende Gestein in nicht großer Mächtigkeit bedecken und welche Gold in kleinen Körnchen enthalten. In diesen angeschwemmten Gebirgslagen wurde von den Alten in der goldberger, löwenberger und bunzlauer Gegend ein Goldbergbau getrieben und nach alten Urkunden werden Goldberg, Nicolstadt, Wandris, Mertschütz, Strachwitz, Plagwitz, Höfel und Lauterseifen als die ergiebigsten ehemaligen Fundörter bezeichnet. Schon 1227 überwies Herzog Heinrich I. den zehnten Theil seiner Einkünfte von dem Goldbergbaue der breslauer Domkirche und das schlesische Goldrecht ward geeignet gefunden, anderwärts als Norm zu dienen. Dies letztere war der Fall

in dem damals dem teutschen Ritterorden gehörenden Preußen. Von den beiden schon früh erlassenen Documenten über Goldbergrecht ist das eine wahrscheinlich schon vor dem Jahre 1278 niedergeschrieben; mit ihm wurde der Goldbergbau in das Freie erklärt. Die andere Urkunde ist in einem alten Stadtbuche zu Liegnitz um die Mitte des 14. Jahrh. niedergeschrieben, betrifft den goldberger und nicolstädter Bergbau unmittelbar. Der über einen weiten Landstrich sich erstreckende goldberger Bergbau war gegen die Mitte der letztgenanten Zeit in so günstige Verhältnisse gekommen, daß neu aufgenommene Gruben wöchentlich durch 8 Jahre 120—180 Mark Gold geliefert haben sollen. Nach einem alten Manuscripte soll Goldberg und der ganze dortige Bergbau der heiligen Hedwig, der Wohlthäterin Schlesiens und Mutter seiner Cultur, seine Entstehung verdanken und nach einer andern Nachricht soll derselbe der Stadt Goldberg wöchentlich eine Mark Goldes abgegeben haben. Aehnliche Nachrichten circuliren über den löwenberger Goldbergbau. So kam auch später der Goldbergbau bei Reichenstein in Aufnahme und Blüthe. Nach bergamtlichen Nachrichten war von Reichenstein und Silberberg zusammen von 1709 bis mit 1723 gewonnen worden in Geldwerth an Gold 18,162 Floren. Sichere Nachrichten über den alten so ausgebreiteten Goldbergbau in Niederschlesien, welche irgend über ihn bergmännische Aufschlüsse und Andeutungen geben könnten, sind nicht vorhanden. Die wenigen vorhandenen fragmentarischen Nachrichten hat, so weit dieselben geognostische Verhältnisse berühren, v. Dechen in einem Aufsatze „Ueber das Vorkommen des Goldes in Niederschlesien" (in Karsten's Archiv für Mineralogie u. s. w. Bd. II. S. 209—233) zusammengestellt, während die historischen Verhältnisse sehr ausführlich in dem schon oben citirten vortrefflichen Werke von Steinbeck („Geschichte des schlesischen Bergbaues, seiner Verfassung, seines Betriebes") besprochen werden. Die Untersuchungen aus neuerer Zeit, 1842—1845, sprechen die Wahrscheinlichkeit nicht ab, noch Punkte zu treffen, an welchen noch gegenwärtig mit Vortheil auf Goldsand gebaut werden kann. So sind namentlich die Gegenden zwischen Löwenberg und Goldberg, so weit das aufgeschwemmte Gebirge reicht, ferner die Gegend nördlich von Goldberg nach Leißersdorf hin und endlich die Gegend zwischen Goldberg und Wahlstadt und besonders die aufgeschwemmten Schichten am Fuße des westlich von Jauer in die Ebene abfallenden Thonschiefergebirges als erfolgreich für die Goldgewinnung bezeichnet worden. Die Goldgewinnung zu Reichenstein, wo schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. ein Goldbergbau stattgefunden, geschieht aus den dortigen Arsenikrückständen. Die Arsenikkiese kommen mit Magnetkies und Magneteisenstein im Glimmerschiefer vor. Aus 1 Centner Kiesrückstand werden $^1/_{13}$—$^1/_{12}$ Loth Gold gewonnen. Im J. 1858 betrug die Production 27 Mark.

Viele Ortsnamen in Schlesien haben die Endigung „Seifen," als: Lauterseifen, Schmottsseifen, Görrisseifen, Seifenhäuser u. s. w. und ist hieraus gedeutet worden, diese Endigung sei von daselbst befindlichen Goldseifenwerken entstanden. Allein Seifen, im Plattteutschen Siepen, heißt jedes kleine Thal und der Name Seifenwerk (englisch streamwork) selbst ist erst daraus entstanden, daß die Zinn- und Goldwäschen in Sachsen und Böhmen ihrer Natur nach in Seifen oder Thälern lagen.

Wir kommen nun nach Böhmen, dem goldreichsten Lande im Mittelalter. Die ersten Spuren des Goldreichthums in Böhmen verlieren sich in den Sagen der Czechen zur Zeit der Libusa. Der reiche Bergsegen Böhmens, der schon in frühester Zeit in ganz Europa erschollen war, hat viel dazu beigetragen, es in zahlreiche innere und äußere Fehden zu verwickeln, denen zu begegnen Mannschaft und Münze in den Bergstädten stets in Bereitschaft waren. Daher ist die Geschichte des Bergbaues in Böhmen mit der Geschichte des Landes so innig verbunden, daß beide in vielen Zeiten Hand in Hand gehen. Schon 1158 legte der Mönch von Sazawa dem Kaiser Friedrich I. die Worte an König Wladislaw I. von Böhmen bei: „Honore, quo ipse volueris, te secundum nostram liberalitatem honorare decrevimus: attamen, quod terram tuam auro et argento et omnium pretiosarum rerum copia scimus redundare, et nihil in talibus tibi rarum existere, accipe ex Dei gratia, et nostra benevolentia, tibi quam tradimus, regni coronam." — Der Papst Clemens VI. sagt in der Errichtung der prager Universität im J. 1347: „ut in regno Boemiae, quemadmodum auri et argenti fore dignoscitur, sic scientiarum praevalentium sit minera." Schon im J. 1192 erlaubte Herzog Leopold den Regensburgern einen ganz unumschränkten Handel mit Gold; die erste bekannte böhmische Goldmünze ist von König Johann von Luxemburg. Die zahllosen Halden, Pingen und Seifen, welche ganz Böhmen durchziehen, deuten auf große Arbeiten hin, welche schon in frühester Zeit und durch längere Perioden hindurch den Bergbau ins Leben gerufen haben. Die Bergwerke, die wir im 13. Jahrh. in Böhmen kennen lernen, sind vermuthlich zum Theil dieselben, welche lange vorher im Rundgebirge Böhmens von unbekannten Findern entdeckt und benutzt wurden. Die erste und glänzendste Periode des Bergbaues in Böhmen, Mähren und Schlesien beginnt aber erst mit dem 13. Jahrh. und reicht bis zu der Zerstörung der Bergwerke von Eule, Deutschbrod und Kuttenberg im J. 1421. Sie umfaßt nicht nur den reichhaltigsten Bergbau, sondern auch die ältesten und somit ersten Berggesetze. Ob die slawischen Völker bei ihrer Einwanderung in Böhmen die Kenntnisse des Bergbaues mitgebracht, oder später von ihren Nachbarn überkommen haben, darüber sind geschichtliche Nachrichten nicht vorhanden.

Der böhmische Chronist Hayek von Libocan schrieb seine Chronik (ums Jahr 1541) unter der Regierung Ferdinand's I. und hat in derselben die Sagen aufbewahrt, welche über die alten Goldwäschen und Bergbaue Böhmens sprechen und bis in die böhmische Mythengeschichte des 7. und 8. Jahrh. zurückgehen. Er erzählt unter Anderem, wie schon zu dem Herzoge Krok, dem

ersten in der Reihe der mythischen Herzöge Böhmens, dessen Leben in das Ende des 7. Jahrh. gesetzt wird, des Rohslaw Söhne kamen und ihm anzeigten, daß sie auf des Jaso Wiese pure Goldkörner in dem Sande gefunden, selbige gewaschen und mit Feuer geschmolzen hätten. — Krok's prophetische Tochter Libusa entdeckte mit ihrem Seherauge die Erze in den verborgenen Klüften und befahl im J. 726 in dem Walde den Sand und Leimen zu nehmen, denselben in dem Flusse Hluboczerp zu waschen und das Gold abzusondern, wodurch ihr Gemahl, Herzog Premysl, zu ungeheurem Reichthume gelangte. Man brachte ihm einen Klumpen Gold, der schwerer wog, als der Herzog und die Herzogin zusammen. Auch die Erbauung mehrer Städte, deren Namen auf die in ihrer Gegend bestandenen Goldwäschen hindeuten, leitet die Sage aus jener frühesten Zeit her. Unter Herzog Rezamisl im J. 760, wird erzählt, bauten die Goldwäscher eine Stadt und gaben ihr den Namen Pisek (bohaty pisek = reicher Sand). Damals sei um diese Stadt eine so große Menge Goldes gefunden worden, daß drei Wäscher in einem Tage eine ganze Mark machen konnten. So sollen auch die Städte Schüttenhofen, Horazdiowitz, Strakonitz, Wodnian in Folge der Goldwäschen entstanden sein. Auch in dem ältesten Denkmale böhmischer Sprache und Literatur, in der Handschrift Libusin saud („Gericht der Libusa"), die in das 10. Jahrh. zurückgeführt wird, geschieht der Goldwäschen und Metalle Böhmens Erwähnung. Hayek's Chronik (W. Hayecii von Libotschan, Böhmische Chronik ꝛc., teutsch von J. Sandel. Nürnberg 1697. Fol. und *W. Hayecii a Liboczan* Annales Bohemorum a Gelasio edita. Pragae 1777. 4.) erzählt ferner, daß man im J. 946 die Goldwerke bei der Eule mit großem Erfolge nach den Ortsbeschreibungen wieder aufnahm, die man, aus der Libusa Zeit, in der Schatzkammer der Herzöge verwahrt hatte, und zum J. 948, daß das Volk sich empörte, weil eine Hungersnoth ausbrach, seitdem sich wieder zu viele Menschen mit dem Goldwaschen beschäftigten. Ferner wurden im J. 997 von dem Goldbergwerke bei der Eule 10,000 Mark Gold an den Herzog geliefert und eine ähnliche Menge im J. 1031, wo ein Böhme dem Kaiser Konrad anzeigte, daß in der Schatzkammer des prager Herzoges „viele Centner Goldes" zu haben seien. Im J. 1079 wurden aus neuen Gruben an der Eule „große Goldkuchen" auf den Wischehrad geliefert. Zu 1145 wird berichtet, daß man an der Eule „ein mächtig Stück Gold, welches gediegen war," gefunden habe und außerdem so vieles in kleinen Stücken, daß alles zusammen 24 Centner wog. Hayek versichert ferner, daß in dem Jahre 1363 die Ausbeute in Eule so ergiebig gewesen sei, daß auf $^{1}/_{30}$ einer Zeche 50,000 Goldgulden Ausbeute gefallen seien. Die ganze Zeche müßte daher 30 mal so viel, also 1,500,000 Goldgulden, ertragen haben, von denen einer sehr nahe einem holländischen Dukaten gleich war, da die Mark Goldes 70,77 böhmische Goldgulden enthielt. Wenn hier nicht Uebertreibungen des Chronikenschreibers zum Grunde liegen, so wäre das eine so ungeheure Ausbeute, um Eule als das größte Goldbergwerk hinzustellen.

Wirklich historische Nachrichten über die Goldwäschen Böhmens datiren sich erst aus der Zeit des Königs Johann von Luxemburg aus der ersten Hälfte des 14. Jahrh. Die Goldwäschen unter ihm lernen wir blos dem Namen nach in verschiedenen Versatzurkunden an Pater von Rosenberg kennen und sind die Orte, die sich zum größten Theil topographisch noch nachweisen lassen, in den wichtigsten Gegenden der Goldwäschen an der Blanice, Lomnice und Luznice (vergl. Umrisse einer Geschichte der böhmischen Bergwerke vom Grafen Kaspar Sternberg. Prag 1837. I. B. 2. Abth. S. 19—26) folgende: Pomuk (jetzt Nepomuk), Chotesow, Wschelap, Sablat (Zablat), Karrenberg, Sedlcan, Lestnic, Belcic, Ugezd, Zahoran, Zakauty. Die Idee, daß die böhmischen Goldwäschen und Bergwerke eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums, ein Kleinod der Krone, ein wahres Palladium seien, war seit dem 13. Jahrh. sowol bei den Königen als bei den Ständen und dem Volke zu einer fixen Idee geworden. Wollte man dem Feinde entgegenziehen, so schickte man in die Bergwerke, ließ das Gold und Silber abholen, machte die Bergknappen beritten und — ein Kriegsheer, wie es damals genügte, war ausgerüstet. Doch schon während der Regierung König Johann's war diese Ansicht nicht mehr haltbar; viele Krongüter, selbst die Goldwäschen und Bergwerke mußten an das Haus Rosenberg oder andere Dynasten verpfändet werden, um die ritterlichen Fahrten und Fehden des Königs glorreich zu vollbringen. Nach dem Hussitenkriege hat man die Bergwerke nie wieder ganz hergestellt. Es reihen sich nun hieran die Daten bis ins 16. und 17. Jahrh. Vom Jahre 1555 besteht eine Rosenberg'sche Bergordnung und vom Jahre 1604 die Goldseifenordnung Kaiser Rudolph's, in welcher die Leistungen für die Besitzer der Goldwäschen bestimmt werden. Immerhin aber wird die Blüthezeit der Goldgewinnung vor die erste und glänzende Periode des Bergbaues in Böhmen, die mit dem 13. Jahrh. beginnt, und zwar in die Zeiten Herzogs Wenzel I. (gest. 936), Boleslaw I. (950), König Wladislaw I. (1158), Premysl Ottokar I. (1192) und Wenzel II. (1250) fallen. Die Goldseifen des Böhmerwaldes scheinen die ältesten gewesen zu sein; im Riesengebirge soll erst im 13. und 14. Jahrh., im Erzgebirge im 16—18. Jahrh. Gold gewaschen worden sein. Die Blüthe der Bergwerke bei Bergreichenstein und Bergstadl war etwas später als die der Goldwäschereien, durch welche sie veranlaßt wurde. Die Goldbergwerke bei Bergreichenstein, zu welchen auch die Haldenzüge am Sattelberge und Kiesleitenberge gehören, standen in ihrer höchsten Blüthe unter König Johann und Kaiser Karl IV., welcher letztere die Herrschaft Karlsberg, die ganze Umgebung der Städte Ober- und Unterbergreichenstein, gründete. Der Chronist Hayek erzählt, daß damals dort 300 Quickmühlen im Umtriebe gewesen wären. Aber schon im 16. Jahrh. scheint Bergreichenstein in Verfall gerathen zu sein; nach alten Rechnungen trug es im J. 1580 jährlich 23 Mark Gold. Auf dem Rathhause zu Bergreichenstein sind noch Goldstufen aufbewahrt, die Lindacker in der Sammlung

physikalischer Aufsätze von Meyer 3. Bd. S. 328 beschrieben hat.

Die wichtigsten Goldwäschen Böhmens befanden sich, soweit die zahllosen Hügel darüber sprechen, im südlichen und südwestlichen Theile im Flußgebiete der Watawa, an den Flüssen und Bächen, die tief im Böhmerwalde entspringen, durch die vom Hauptgebirgszuge abfallenden Hügelreihen nordöstlich fließend und alle vereinigt als Watawa bei Podhrad in die Moldau sich ergießen, in dem weit ausgedehnten Gneisterrain bei Sablat, Winterberg, Außergefild, Bergreichenstein, Gutwasser, Schüttenhofen, Bergstadl bis zu den Seewiesen und zu Innerwelt im Gebiete der ehemaligen Freisassen zu Waldwozd. Weniger ausgedehnt sind die Spuren alter Goldwäschen in vielen andern Gegenden Böhmens, meist in der Nähe einst blühender Bergwerksdistricte im südöstlichen Theile am Flußgebiete der Luschnitz bei Tabor, weiter in der Mitte des Landes anschließend an die alten Bergwerke bei Eule, Deutschbrod u. s. w., im Flußgebiete der Sazawa und der Moldau, ebenso westlich im Flußgebiete der Eger bei Tepl und nordöstlich im Isergebirge.

Das Gestein, dem das Gold im Gebiete der Watawa ursprünglich angehört, ist ein quarzreicher Gneis, in dessen ganzer Masse fein vertheilt noch gegenwärtig Gold vorkommt. Auch sind in neuerer Zeit hin und wieder einzelne größere Goldkörner gefunden, so namentlich bei Bergreichenstein und Welhartitz, doch gaben die häufig wiederholten Waschversuche nirgends ein befriedigendes Resultat.

F. Hochstetter (Jahrb. der k. k. geolog. Reichsanstalt 1855) hat die Verbreitung der alten Goldwäschen Böhmens im Flußgebiete der Watawa mit allen ihren Neben- und Zuflüssen zusammengestellt, schließt aber auch, daß allerdings die Bäche Böhmens auch jetzt noch aus dem Gebirge einzelne Goldkörner ausspülen und in ihrem Sande mit sich führen, bis sie sich aber wieder in der Menge sammeln, in der sie die ersten Goldwäscher vorfanden, dazu müßten ebenso viele Jahrtausende vergehen, als zwischen der Bildung des Böhmerwald-Urgebirges aus der heißflüssigen Masse der Erde und jener Zeit liegen. Die Goldminen des jetzigen Böhmens sind Steinkohlen und Eisenerzlager. In der Umgegend von Knin und Eule sind bis auf die letzte Zeit herab einzelne Goldwäscher beschäftigt gewesen, allein die Ausbeute blieb stets nur eine sehr geringe. Der Umstand, daß die alten Goldwäschen an vielen Punkten mit alten Gold- und Silberbergbauen zusammentreffen und daß die Seifenhügel sich durchaus nur in Gebirgsschluchten und Thälern befinden, die heute noch regelmäßig von einem fließenden Wasser bespült sind, dagegen nie in trockenen, wasserleeren Thälern oder auf der Höhe und an den Abhängen des Gebirges, beweist, daß das Gold der Bäche aus dem angrenzenden Gebirge kam und daß dieselben Bäche, die gegenwärtig die Gegenden durchfließen, die Bildung der goldführenden Alluvionen verursacht haben.

Die Gewinnung des Goldes durch Bergbau in Böhmen ist schon mit dem 16. Jahrh. und dem darauf folgenden 30jährigen Kriege erloschen, ohne daß man sagen könnte, es wären alle Bergwerke ausgebaut gewesen. Es gehören hierher besonders die Bergwerke von Bergreichenstein und Karlsberg. Das Gebirge, in welchem die Bergbaue hier anstehen, ist Urschiefer, zumal der Glimmerschiefer, also der Gneis, der von unzähligen Gängen von Quarz durchzogen ist, die zum Theil goldführend sind. Auf diesen Quarzgängen ist hauptsächlich der Goldbergbau betrieben worden und wird noch heut zu Tage auf ihnen betrieben, wenn auch nur mit geringer Ausbeute. Von eben so geringer Bedeutung ist jetzt der Bau bei Schüttenhofen unweit Bergreichenstein. Nach den neueren Untersuchungen (Jahrb. der k. k. geolog. Reichsanstalt 1854. S. 284) wechselt der stellenweise sichtbare Goldgehalt des Quarzes von 2 Loth bis 5 Mark in 1000 Centnern. Der Goldbergbau bei Eule gehört dem Gneise an, der in der Umgegend herrscht. Die Goldlagerstätten sind zahlreiche schmale Gänge oder Klüfte von Quarz, die hin und wieder besonders an den Scharungslinien goldführend sind. An der Oberfläche in den Feldern fand man früher schöne Goldstufen; in der Tiefe werden die Erze jedoch viel ärmer. Ein Bau besteht jetzt noch zu Kaltengrund bei Eule. Ein anderer und letzter Fundort von Gold ist noch Mileschow, südöstlich von Pribram. Im dortigen Granite kommen mehre Gänge Gold und Antimonglanz führend vor, von denen einer, bei 3 Fuß mächtig, 5 Mark Gold in 1000 Centnern hält. Hauptsächlich ist es also der Quarzreichthum des ganzen Gneisgebirges, der in Beziehung zu dem Goldvorkommen in Böhmen steht. Das Gold ist daselbst, jetzt wenigstens, weniger auf einzelne reiche Gänge concentrirt, wiewol Quarzgänge und Adern häufig vorkommen, als vielmehr in sehr feiner Zertheilung der ganzen quarzreichen Gebirgsmasse imprägnirt. Sowie Böhmen, so hatte auch das benachbarte

Sachsen eine Periode, in welcher die Goldwäschereien, wenn auch nur in kleinen Verhältnissen, betrieben wurden. Schon im J. 1232 findet man der Goldwäschen in Sachsen gedacht, doch hat man erst von 1525 an sichere geschichtliche Zeugnisse vom dortigen Goldbergbaue. Fast überall, wo sich das Gold in Sachsen findet, gehört es Alluvialgebilden an und erscheint theils in Seifenwerken, theils im Sande einiger Bäche und Flüsse, theils in sandigen Letten; höchst selten hat man es noch fest in Quarzstücken eingewachsen gefunden, wie z. B. im auersberger Grunde. Einiges Gold lieferte ehemals die Gegend von Johanngeorgenstadt. An der Jugel, noch mehr aber an der Göltsch im Voigtlande waren Goldwäschen. Selbst den Namen Göltsch leitet man bald vom teutschen Göldisch, bald vom wendischen Slotitz (Gold) ab und führt die Namen mehrer, ihrem Gebiete angehörigen Orte, als Auerbach, Rodewisch (Rothe Wäsche) und Reichenbach, als Andeutungen ihres Reichthums an. Die Goldblättchen, welche die Göltsch führt, werden von Sand und Letten und zuweilen von Magneteisensand begleitet. Es sind daher auch von Zeit zu Zeit theils Seifenwerke und Stollen dort verliehen worden, theils

hat man anhaltende Schurf- und Waschversuche mit Sand aus der Göltsch selbst und auch aus den angrenzenden Bächen gemacht. Die ersten Versuche gehören in die Jahre 1564 und 1580; dann wurden sie von 1756—1764 auf landesherrliche Kosten wiederholt; die neuesten Versuche wurden 1819 und später 1839—1842 gemacht. Die Spuren von Gold in diesem Districte kommen jedenfalls von den Grünstein- und Quarzlagern her, mit denen das Schiefergebirge der Gegend von Auerbach und Falkenstein durchzogen ist, die Gewinnung lohnte aber nirgends die Kosten. Bei Weißensand sind uralte Seifenwerke noch kenntlich. Die älteste bekannte Goldwäsche in der Göltsch war die bei Mylau, welche 1564 gangbar war. Auch soll die Elster und auch die Mulde in früherer Zeit einen feinen Goldstaub geführt haben, allein nirgends ist es zu einem namhaften Ausbringen gekommen. Von den goldführenden Flüssen in Sachsen, der Elbe, s. Albinus in der Meißnischen Berg-Chronika XVI. S. 124. Im plauischen Grunde, von dessen Goldreichthum aus früherer Zeit unendlich viel gefabelt wird, sind zuweilen in der Weiseritz Spuren von Gold gefunden worden, welche vermuthlich von einem bei Tharandt aufsetzenden Dioritgange herrühren. In der Elbe sind oberhalb Schandau und bei Pirna in früherer Zeit zuweilen einzelne Körner Gold gefunden worden. Die Nachrichten vom großen Goldausbringen in früherer Zeit in den sächsischen Landestheilen sind zum größten Theil zweifelhaft und unwahrscheinlich (vergl. Magazin für die Oryktographie von Sachsen, von Freiesleben 1846. S. 1—72), allein trotzdem ist das Vorkommen nicht zu leugnen. Nach den Angaben des Bergamts Schneeberg hielt im Durchschnitte der Sand in der Göltsch 0,0012 Proc. Gold und aus den rohen Geröllmassen der voigtländischen Bäche wurden durchschnittlich im Centner 0,0058 Gran Gold gewonnen, die Gewinnungskosten wurden aber kaum zur Hälfte gedeckt.

Ueber den Goldgehalt sächsischer Erze ergibt sich im Allgemeinen, daß dieser Goldgehalt sehr verschieden ist und weder mit dem Silber- noch mit dem Schwefelgehalte der güldischen Erze in einem bestimmten Verhältnisse steht. Die Silber, die aus kiesigen Wascherzen durch Schmelzen ausgebracht wurden, hielten in der Mark Silber im Durchschnitte 0,5742 Gran Gold. Insbesondere hat der Lagerquarz bei Oberschöna und der in einem Grünsteinschiefer beigemengte Schwefelkies bei Hainichen Spuren von güldischem Silber gezeigt. Hiernächst sind noch einige Erzlager in dem berggieshübler, schwarzenberger und eibenstocker Reviere, welche güldische Erze enthalten, sowie goldhaltige Erze auf Gängen bekannt geworden. Der Durchschnittsgehalt an Gold war im Allgemeinen 0,0047 bis 0,0071 Proc. Von den edleren Silbererzen sind mehre nicht frei von Gold. Im Sprödglaserze wurden im Centner 0,1455 Gran Gold gefunden. Auch mancher Bleiglanz ist goldhaltig. Von den Kupfererzen ist der Kupferkies am reichsten im Goldgehalte. Man fand im Centner desselben von Bräunsdorf nahe 0,043 Gran und in dem von Hohenstein bis 9 Gran: Magnetkies zeigte nur eine Spur von Gold. Der Goldgehalt im Schwefelkiese wurde bis zu 0,14 Gran im Centner gefunden. Endlich wurde noch im Grauspiesglaserze der bräunsdorfer Gänge und in dem Arsenikkiese von den hohensteiner Gruben Gold nachgewiesen.

Von den Goldbergwerken des thüringer Waldes kommen Sagen vor, nach welchen in frühester Zeit die Venetianer alljährlich dorthin gekommen wären und das edle Metall gesammelt hätten. So sollen auch in einzelnen Dörfern an solchen Goldbächen kein Geflügel verkauft worden sein, um des Goldes, welches dasselbe in den Magen ansammelt, nicht verlustig zu gehen. Historisch ist aber nachgewiesen, daß Goldbergwerke im thüringer Walde existirt haben und daß dieselben durch den Hussiten- und 30jährigen Krieg zerstört worden sind. Man wandte zwar später in verschiedenen Zeitperioden wieder Geldmittel auf dieselben, aber niemals so genügende, daß die Baue wieder vollkommen hätten gelöst werden können. Einen besonderen Erzreichthum hat am thüringer Walde die graugrüne Grauwacke, in welcher in großer Verbreitung sie durchbrechende Quarzite mit Gold auftreten. Diese Quarzite setzen in einem mächtigen Zuge mit mehren Ausläufern vom südwestlichen Abfalle des Gebirges aus dem Theuergrunde über Steinheide bis über Reichmannsdorf hinaus fort. Alle Bäche, welche ihren Ursprung in der Quarzitregion haben, führen Gold, welches früher in den oberen Thälern der Werra, der Grumpen, der Steinbach und Göritz, der Schwarza und Schlage in Wäschen, sowie in Bergwerken bei Steinheide und Reichmannsdorf erbeutet wurde. Gegenwärtig findet aber hier auch gar keine Goldgewinnung statt (Engelhardt in Zeitschr. der deutschen geolog. Ges. IV, 512).

Am Harze ist das Dasein des Goldes in Gangtrümmern, die mit den Eisensteinmassen der Grünsteine in Beziehung stehen, nachgewiesen. Das Gold findet sich bei Tilkerode zum Theil in Quarz, zum Theil in Selenblei eingesprengt (Poggendorff's Annalen II, 418; XIII, 575).

Daß die Elbe und die Saale Gold geführt haben, gehört zu den Traditionen, denen keineswegs Unwahrscheinlichkeit anhängt. Die Saale soll alles Gold aus der Schwarza bekommen haben, da dasselbe nur unterhalb ihres Einflusses in die Saale gefunden worden ist.

Der im Westfälischen entspringende Fluß, die Edder (oder Eder) genannt, welcher das hessische Gebiet und das Fürstenthum Waldeck durchströmt und sich oberhalb Cassel in die Fulda ergießt, ist goldführend. Ueber die Goldwäschereien am Eisenberge bei Korbach, dessen Gewässer der Edder zuströmen, finden sich Nachrichten bis zum Jahre 1308 hinauf. In einer andern Nachricht werden der vielen Dukaten gedacht, welche zu der Zeit des Grafen Philipp II. (um 1480) aus Eddergold geschlagen wurden. Landgraf Karl von Hessen ließ 1677 aus dem Eddergolde Dukaten schlagen mit der Aufschrift: Caroli Hassiae Landgravii moneta prima Aederae aurifluae; auch Landgraf Friedrich II. ließ im J. 1775 dergleichen prägen mit der Aufschrift: Sic ful-

gent litera Adranae aurifluae. Aus der Statistik des Großherzogthums Hessen von Engelhardt geht ebenfalls hervor, daß man bei Itter im J. 1709 Gold gewaschen habe. Agricola (De veteribus et novis metallis IV.) spricht von den Goldgängen bei Korbach. Brückmann (Magnalia dei in locis subterraneis II, 191) erwähnt des Betriebes der korbachschen Goldgänge vor 1480, aus welchen 1560 noch 27 Mark Gold gewonnen worden seien, und daß das Dorf Goldhausen am Eisenberge dem Goldbergwerke seinen Namen verdanke, die Bäche Winne oder Wunne und Mombecke sind die der Edder Gold zuführenden Wasser; bei der Stadt Frankenberg ist ehemals ein bedeutender Betrieb auf Gold gewesen und in den Bächen von Mandern, Wellen und Bergheim, in der Netz bei Affoldern, in dem Bache von Heinfurth, in der Itter, in den Rinnsaalen nach Nordenbeck, Korbach und Goldhausen zu, ferner in der Ahr, in dem Grenzbache von Schmiedelothheim, im gelershäuser Bache u. m. a. ist Gold gefunden worden. Schon Karl der Große hat im aurer Walde (Aureae Silvae) das erste Goldbergwerk eröffnet und selbst eine Münze in Frankenberg angelegt. Noch 1786 wurde durch eine Wäscherei aus dem mit kleinen Geschieben von Grauwacke und Sandsteinbreccie, kleinen Quarzstücken und feinem Quarzsande bedeckten Boden dieser Bäche Gold gewonnen und nicht selten waren die Goldkörner von der Größe eines Stecknadelkopfes. Im J. 1729 hatte der Kurfürst von Cöln bei Beringhausen eine Goldgrube und die stattgefundene Goldgewinnung an diesem Punkte lebt noch in der Tradition. Noch jetzt wird eine Stelle oberhalb Beringhausen „die Goldkuhlen" genannt und noch jetzt sind die Fundamenttrümmer des früher hier gestandenen Goldhauses vorhanden. Der Goldbergbau im Eisenberge scheint nächst dem Eisensteinbergbaue der älteste im Waldeckischen gewesen zu sein. Zu Ende des 15. Jahrh. wurden jährlich 6—10 Mark Gold daselbst gewonnen, im J. 1500 betrug die Production 31 Mark. Vorzüglich aber war die Gewinnung in den Jahren 1540—1570. Der Eisenberg besteht aus Thonschiefer oder thonschieferartiger feinkörniger Grauwacke als Liegendes und aus Kieselschiefer als Hangendes. Der ehemalige Goldbergbau hat auf der Gebirgsscheide jener beiden Gebirgsadern stattgefunden. Ueberhaupt wurden die Producte dieses Bergbaues an den tiefern wasserreichen Punkten verwaschen. Frankenberg ist der oberste Punkt der Edder, wo man Gold in derselben angetroffen hat, und auch der ehemalige Bergbau dieser Gegend hat seinen Sitz im Uebergangsgebirge, wobei Kieselschieferbildungen vorhanden sind. Die Bäche bei Hertzhausen, die Itter, Ahr kommen alle aus der Gegend vom Eisenberge herab und werden hier ihr Gold entweder unmittelbar oder durch Nebenwässer aufgenommen und der Edder zugeführt haben. Ebenso werden alle Alluvionen das Gold des Eisenbergs oder der Fortsetzung seiner oder verwandter Lagerstätten sehr verbreitet haben. Im Bereiche der obengenannten Bäche kommen Kieselschieferlagen in der Grauwacke vor und es ist nicht zweifelhaft, daß bei gewissen Kieselschieferbildungen oder ganz in ihrer Nähe in der Grauwacke das Gold vorhanden ist. Es fehlt nur noch, das eingesprengte Gold in der Felsart selbst zu finden (vergl. Nöggerath, Ueber das Vorkommen des Goldes in der Edder in Karsten's Archiv für Mineralogie u. s. w. VII, 149).

Ueber das Vorkommen und die Gewinnung des Goldes aus dem Flußbette des Rheines ist schon vom Jahre 667 eine Urkunde vorhanden, nach welcher der Herzog Ethicon von Elsaß das Recht der Goldwäscherei einem Kloster verleiht. Es ist selbst wahrscheinlich, daß der Rhein zu den Flüssen gehörte, aus denen nach Diodor (V. Buch) die Gallier Gold ausbeuteten. Im Mittelalter wurde an diesem Flusse die Goldwäscherei sehr lebhaft betrieben, verminderte sich aber, als Amerika seine Schätze öffnete. Doch behauptet der Rhein noch jetzt einen der ersten Plätze unter den goldführenden Flüssen Europa's. Schon Reaumur legte in einer der Akademie der Wissenschaften zu Paris im J. 1718 (Essai de l'Histoire des rivières et des ruisseaux du royaume, qui roulent des paillettes d'or) vorgelegten Abhandlung dar, daß man aus dem Rheine von allen Flüssen Frankreichs das meiste Gold erhalte, nicht weil dieser Fluß der reichste wäre, sondern weil sein Sand mit dem meisten Fleiße durchsucht würde. „Von Breisach herunter bis nach Strasburg sei die Ausbeute nur kärglich, von da nach Philippsburg reichlicher und am allerhäufigsten zwischen Fort Louis und Germersheim." Später haben Treutlinger, dann Kachel (Badensches landw. Wochenbl. 1838), am sorgfältigsten aber Daubrée in Strasburg (Ann. d. Mines Tom. X. 1846) über den Goldgehalt des Rheinsandes Untersuchungen angestellt. Der Rhein schlängelt sich zwischen Basel und Bingen durch ein breites, weit über die jetzigen Ufer sich ausdehnendes Feld von Geröllen. Unter diesen Kieseln sind quarzige Gesteinsarten vorherrschend; man findet gelbe und weiße Quarzite, oft Glimmer und Talk einschließend, wodurch eine schieferige Structur entsteht, sehr harte quarzige Sandsteine, Kieselschiefer mit weißen Quarzadern, schieferige amphibolische Felsarten, Granit, Porphyr, Serpentin, Jurakalkstein, krystallinischen Quarz (Rheinkiesel) u. s. w. Ein Theil dieser Gerölle rührt wahrscheinlich von den Vogesen und dem Schwarzwalde her, der bei weitem größere, namentlich die schieferigen Quarzite, stammen aber von den Alpen; auch die Jurakette hat einen Beitrag geliefert und ein kleiner Theil gehört dem vulkanischen Gebirge des Kaiserstuhles an. Die Größe der Gerölle verringert sich allmälig stromabwärts.

Zwischen Basel und Mannheim ist der Rhein regelmäßig goldführend, indessen wurde auch zu verschiedenen Zeiten oberhalb Constanz bei Coire und Mayenfeld, sowie bei Waldshut, nicht weit von der Einmündung der Aar und in ältesten Zeiten selbst bei Mainz Goldwäscherei betrieben. Noch vor kurzer Zeit trieben mehre Ortschaften im Aargau am Rhein und Aar Goldwäscherei mit Vortheil und die Reichhaltigkeit des schweizerischen Goldlagers, das im Pilatus zu suchen ist, an dessen Fuße die mit Gold so stark geschwängerte Emme entspringt,

ist nicht unwahrscheinlich. Bei Waldshut, wo die Aar sich mit dem Rheine vereinigt und ihm das Gold zugeführt hat, werden in dem Sande die ersten Goldblättchen gefunden. Allein zwischen Waldshut und Basel sind nur wenige Goldgründe anzutreffen, indem der Rhein auf dieser Strecke von zu hohen Ufern eingeengt und seine Strömung zu stark ist; auch im weiten Thale unterhalb Basel bis gegen Kehl herab läßt das noch zu große Gefälle und der sehr veränderliche Lauf des Stromes nicht viele Goldgründe auffommen und sind reichere Partien sehr unregelmäßig abgelagert. Aber von Kehl bis gegen Dachslanden herab, bis in die Nähe von Karlsruhe liegen die reichsten Goldablagerungen. Ueberall wo der Fluß keine gröberen Geschiebe führt, wie zwischen Speyer und Mainz, ist das Gold sehr selten; es findet sich da am häufigsten, wo das Bette und die Ufer aus einem Gemenge von Sand, Geröllen und Geschieben bestehen, wie es in der mittleren Partie zwischen Speyer und Basel ist. Die beiden Ufer des Flusses sind gleichmäßig goldreich und ist namentlich in dieser Beziehung die Gemarkung des Dorfes Helmlingen ausgezeichnet. Unterhalb Mannheim wird nur sehr wenig und von Mainz an bis zum Ausflusse des Rheins gar kein Gold mehr gewaschen. Das Rheingold kommt gediegen in feinen mehr oder wenig zerriebenen Blättchen vor; es ist von durchaus gleich edler Mischung, die 0,934 Theile feines Gold und 0,066 Theile Silber enthält. Der Sand, welchen man im Rheingaue und bei Philippsburg wäscht, hat gewöhnlich einen Goldgehalt von 1300—1500 Millionentheilchen, selten übersteigt derselbe 17 Millionentheilchen. Auch concentriren die bisweiligen Umwälzungen des Rheinsandes das Gold auf gewissen Punkten von 1 bis zu 70. Die Goldkörnchen sind immer sehr klein, denn es braucht deren 17—22 zu 1 Milligramm; ein Kubikmeter enthält 4500—36,000 derselben. Die Goldflitterchen sind gewöhnlich mit Titaneisen untermischt, dessen Quantität je nach der größern oder geringern Goldhaltigkeit zwischen 0,00002 und 0,0002 wechselt.

Beim Waschen von willkürlich dem Rheine entnommenem, von den Goldwäschern für ganz ungoldhaltig erklärtem Kiese ist gefunden worden, daß derselbe gewöhnlich noch einen Gehalt von ungefähr 8 Billionentheilchen hat, welches nach zahlreichen Versuchen dieselbe Zahl ist, welche der mittlere Ertrag des Flusses im Rheingaue und bei Philippsburg ergeben hat. Nach diesem Gehalte befindet sich in 1 Kubikmeter gewöhnlichen Kieses, der 1800 Kilogramm wiegt, 0,016 Gramm Gold. Der zwischen dem Rheingaue und Philippsburg sich hinziehende, 4 Kilometer breite, 123 Kilometer lange und 5 Meter tiefe goldhaltige Streif enthält also 35,916 Kilogramm Gold, deren Werth das Kilogramm zu 3189 Franken angenommen, 114,536,124 Franken beträgt. Dieses Gold ist folgendermaßen vertheilt:

Am Niederrheine . .	13,870 Kilogr.	= 44,233,430 Fr.
Im Großherzogthume Baden	17,958 "	= 56,267,062 "
baiern . . .	4088 "	= 13,036,632 "

Man kann übrigens annehmen, daß die Gewinnungskosten fast ebenso hoch sein würden wie der Werth des Goldes.

Früher wurden am badischen Rheinufer die Goldgründe in Pacht gegeben, oder aber den Goldwäschern zur Pflicht gemacht, ihre ganze Ausbeute für einen bestimmten Preis an die Regierung abzugeben. Seit dem Jahre 1821 aber wird der volle Werth der Krone Rheingold mit 5 Gulden bezahlt und dieses Gewerbe ist ganz frei gegeben, jedoch muß das gewonnene Gold an die Münze abgegeben werden. Die Zahl der Goldwäscher im Badischen beläuft sich gegen 400. Von 1804—1834 wurden 41,815 Kronen, etwas über 3 Centner Gold, zur großherzoglichen Münze geliefert, welche zu 5 Gulden für die Krone 209,074 Gulden betragen. Die reichste Ausbeute war im J. 1823 mit 2300, sodann im J. 1831 mit 3716 Kronen. Seit 1834 ist die jährliche Ausbeute durchschnittlich 2000 Kronen.

Vergleicht man den Goldgehalt des Rheinsandes mit dem in Sibirien und Chili bearbeiteten, so liefert der sibirische Goldsand im Durchschnitte fünfmal, der aus Chili wenigstens zehnmal mehr Gold als der goldhaltige Rheinsand. Der Durchschnittsgehalt der drei Gegenden verhält sich wie 1 : 20 : 74, und wenn man den Rheinsand von den Geschieben über 2 Centimeter Durchmesser befreit, wie 1 : 10 : 37. In Sibirien wird der Sand mit 1 Milliontheil Goldgehalt nicht mehr für bearbeitungsfähig gehalten, obgleich er noch 7½mal reicher ist als derjenige, welchen die Goldwäscher am Rheine gewöhnlich behandeln. Der Durchschnittsgehalt des ganzen goldhaltigen Alluviums verhält sich in den drei Gegenden wie 1 : 81 : 124.

Der Rheinsand hat ungefähr denselben Gehalt wie der der Edder in Hessen. Um ihn zu prüfen, nehmen die Wäscher eine concave Schaufel voll davon und machen mit ihr eine kreisförmige Bewegung im fließenden Wasser, wodurch die größeren und specifisch leichteren Sandkörner weggeschwemmt werden. Der zurückbleibende dunkelröthlichgraue feine Sand enthält nun Körner von Quarz, Feldspath, Titaneisen und Goldblättchen. Zählt man wenigstens zehn der letzteren auf der Schaufel, so ist der Sand der Bearbeitung würdig. Zum Waschen bedient man sich einer geneigten Tafel von 2 Meter Länge und 1 Meter Breite, mit einem wolligen, langhaarigen Tuche belegt. Am Kopfe befindet sich ein Gitter, dessen Stäbe 2 Centimeter aus einander liegen; auf dieses stürzt man den Sand, welcher mit Wasser begossen wird. Alle über 2 Centimeter haltende Stücke bleiben auf dem Gitter liegen und werden zurückgeworfen. Das feinere fällt durch und gelangt auf die geneigte Tafel, wo die gröberen Geschiebe abrollen, der leichtere Sand von dem Wasser weggeführt wird und der schwerere nebst den Goldblättchen in dem rauhen Tuche sitzen bleiben. Ist die Operation einige Male wiederholt, so wird der Flanell (Schwabentuch) von der Tafel abgenommen und in einem großen Eimer abgespült; hat sich eine hinreichende Quantität in dem Eimer angesammelt, so gibt man diesem unter Wasser eine rotirende Bewegung, wodurch

noch ein Theil leichter und metallleerer Sand auf die Oberfläche geführt und abgenommen wird. Das Uebrige bringt man nach Hause, um es hier in einem hölzernen Schiffe (Saffe) noch mehr anzureichern. Ein Theil der Goldplättchen geht durch das wollene Tuch hindurch und sammelt sich in einem Leinwandtuche, welches dem Flanelle zur Unterlage dient. Der Goldwäscher ladet in 12 Stunden die Tafel 400—500 mal mit 5 Schaufeln Sand, deren jede durchschnittlich 0,002 Kubikmeter faßt; er behandelt also in einem Tage 4 Kubikmeter Sand. Der Verlust dieser Operation beträgt etwa $^1/_{10}$ des in dem Sande enthaltenen Goldes. Bei der Concentration im Schiffe oder Saffe ist der Verlust höchst unbedeutend. Dem angereicherten Sande setzt man vier mal so viel Quecksilber dem Gewichte nach zu, als muthmaßlich Gold in ihm enthalten ist und mengt beides mit der Hand gut durch einander, um das Amalgam zu bilden. Alsdann wird die Masse in ein hölzernes, an einem Stricke aufgehängtes Schiff (Saß) gethan, mit Wasser verdünnt und so lange hin und her bewegt, bis sich das Quecksilber und Amalgam in eine Kugel vereinigt hat. Diese preßt man durch Gemsenhaut, um das Amalgam von dem frei gebliebenen Quecksilber zu trennen. Zu einer Operation werden ungefähr 25 Kilogramme angereicherter Sand genommen. Bei der Destillation des Amalgams geht alles Quecksilber verloren.

Nach einer Analyse von Döbereiner enthält das Rheingold 0,00069 Platin.

Daß gediegenes Gold in den **Moselgegenden** vorkommt und zwar höchst wahrscheinlich in Quarzgängen, welche im dortigen Uebergangsthonschiefergebirge aufsetzen, ist unter Anderem aus dem Werke: Das Gebirge in Rheinland-Westphalen **I**, 141 durch Nöggerath bekannt geworden. Aus den daselbst mitgetheilten Nachrichten geht hervor, daß im Goldbache, der beim Dorfe Andel bei Bernkastel in die Mosel fließt, schon 1776 Wäschversuche veranstaltet worden sind. Auch späterhin hat man darin nach starken Ueberschwemmungen, namentlich in den Jahren 1804 und 1809, gediegenes Gold gefunden. Alle diese Stücke waren aber nicht beträchtlich, höchstens einige Dukaten an Werth. Zu Anfang des Jahres 1827 ist aber in einem Mühlbache beim Dorfe Enkirch ein Stück gediegenes Gold gefunden worden, welches $3^3/_8$ Loth wog. Es ist ein Klumpen mit eingewachsenen Quarzkörnern, der ganz die Geschiebeform und das Ansehen des Waschgoldes besitzt. Das Stück befindet sich in der königl. Mineraliensammlung zu Berlin. Das Dorf Enkirch, wo es gefunden, liegt zwischen den Orten Trarbach und Zell, unterhalb Andel, am rechten Ufer der Mosel.

Im **Königreiche Sardinien** findet sich das Gold in Verbindung mit Schwefelkies und Eisenerz in den meisten Thälern, welche den Monte-Rosa umgeben; es bildet im Glimmerschiefer sehr ausgedehnte, aber schwache Gänge, deren Erze $^{4-12}/_{100000}$ Gold und $^{2-16}/_{100000}$ Silber enthalten. Die Provinzen Gallanza, Novara und Aosta enthalten wenigstens 50 dergleichen Gänge, von denen 1857 einige 20 bearbeitet wurden, wie in Macagnaga, S. Carlo, Calocca und Alogna. Das Gold wird durch Amalgamirung des rohen Erzes in etwa 400 dazu eingerichteten Pochwerksmühlen gewonnen. Der jährliche Gewinn wird im Durchschnitte auf 10,000 Unzen angeschlagen, d. i. 300 Kilogramme, oder etwa 600 Pfund, im Werthe zu 6—800,000 Franken. Dies Gold wird größtentheils von der Münze in Turin angekauft.

Goldsand wird an mehren Stellen der Orca, bei Jorea, der Corsente bei Novi, auch hier und da in Savoyen gewaschen, jedoch früher mehr als jetzt, obwol der Po, die Dora Baltea, der Ticino, der Tanaro und mehre Zuflüsse derselben für goldführend gehalten werden. Auch hat man das Vorkommen von Gold an mehren Orten der Provinzen Biella, Jorea, Aqui und Novi erkannt und die Sage hat sich erhalten, daß schon unter der Römerherrschaft darauf gebaut worden sei. Die im Val Cozzente in der Provinz Novi aufgefundenen Gänge goldhaltigen Quarzes und diejenigen von Ovada sollen besonders reichhaltig sein. Eine französische Gesellschaft trieb 1853 Goldbergbau in den Bergen, welche gegen Norden von Genua das Gebiet dieser Stadt von den piemontesischen Ebenen scheiden und zwar auf dem Abhange des Col Bochetta nach Novi zu. Das Gold ist hier im Serpentin mit Quarz ganz fein eingesprengt. Die Betriebsdistricte heißen: Alcione und Mazetta. Der Goldgehalt der Gebirgsart beträgt im Mittel 0,000025.

In der **Lombardei** führt der sehr feine Flußsand des Ticino nebst dem silberhaltigen Golde auch Magneteisen in größerer Menge. Die Production an Gold soll jährlich kaum den Werth von 800 Fl. C.-M. erreichen. Man wäscht hauptsächlich bei Bernate, Buffalora u. a. Die Wäschereien an dem Addaflusse werden von Cassano bis unterhalb Lodi vorgenommen; ihr Ergebniß ist ganz unbedeutend.

Frankreich besitzt in den französischen Alpen, in der Gemeinde von Villard-Eymont, in dem Thale von Oisans die **Goldgrube von La Gardetta**, welche in den Jahren 1781—1787 einen schwachen Betrieb hatte, zum Erliegen kam, im J. 1837 aber wieder aufgenommen wurde (Journ. d. mines **XX**, 103). Von den Goldwäschereien sind die am Rheine zwischen Basel und Strasburg die bedeutendsten; aus ihnen kommen jährlich etwa 18,300 Gramme Gold. Die Goldgewinnung aus der Rhone ist unbedeutend. Vor der Entdeckung Amerika's gaben die **Goldwäschereien** in dem Arriègedepartement einen großen Ertrag und begründeten eine Industrie, die bis zu den ältesten Zeiten hinaufreicht. Die Goldwäscher mußten das Gold zu einem bestimmten Preise an die Münze von Toulouse abliefern. Seit 1500 wurde der Betrieb immer schwächer. Gegen Ende des 16. Jahrh. betrug die abgelieferte Goldmenge nur 200 Mark. Von 1750—1762 wurden nur 80 Mark abgeliefert und heute beschäftigen sich nur einige Bauern mit dem Waschen des Goldsandes. Zahlreiche Verordnungen, Edicte und Reglements existiren hierüber von früher noch, namentlich vom 14. Mai 1472, 18. Oct. 1481, 9. Nov. 1751. Das Gold soll sehr fein gewesen sein. Die Lagerstätten sind von Reaumur in den Mé-

moires de l'académie royale des sciences, année 1718 und von Guettard ebendas. 1761 beschrieben; Dietrich spricht hiervon in seiner Description des gites de minéraux de France T. I. Die Goldwäschen in dem Departement der Arriège, welche aus drei Quellen in den Pyrenäen entspringt und selbst goldführend ist, sind in der Umgegend von Pamiers, hauptsächlich in den Flußbetten von Benagues-Ferriès, Gros-Milly, Trebans, Pailhès u. a. und auf vielen Feldern neben den Flüssen. Ferner veröffentlicht Becquerel in Annales des mines XVII, 664, daß in dem Schwefelkiese, welcher in dem Trachyte von Vener (Departement des Cantal, Oberauvergne) vorkommt, Gold gefunden worden ist und daß das Vorkommen bauwürdig sei, wenn gleich der Goldgehalt nicht gleichmäßig verbreitet ist. Auch gibt es im Jsèredepartement Granit- und Gneisberge, deren Schwefelmetalle sämmtlich Gold enthalten. So ist Gold in dem Bleiglanze von Portrand, dem Schwefelantimon von Auris, dem Kupferkiese von Cochette gefunden. Der silber- und goldhaltige Bleiglanz von Saint Sontin Cantalès kommt auf Gängen im Glimmerschiefer vor, der wie der Boden der Umgegend, ebenfalls aus Glimmerschiefer bestehend, hier und da Nieren von Quarz enthält. Mitten in dem Glimmerschiefer beim Dorfe Cazaret findet sich der Bleiglanz, in Begleitung von Blende, wenig kupferhaltigen Kiesen und mit einem sehr kleinen Goldgehalte. In der Nähe von Aurillac (auri lacus) sind nicht unbedeutende Schichten Sand aufgefunden, die von Granit, Gneis und Glimmerschiefer umgeben sind und in deren Nähe ein beträchtlicher Erzreichthum vorhanden ist. Becquerel gewann aus 13,40 Gr. dortigen Silbers 0,016 Gr. Gold. In dem Arseniknickel zu Motte les Bains, Departement der Jsère, wurden 1852 in einer Gangart von kohlensaurem Kalke und Spateisensteine geringe Spuren von Gold und außerdem Gold in kleinen Spalten und Höhlungen gefunden.

Die pyrenäische Halbinsel, früher das reichste europäische Goldland, hat an mehren Punkten des spanischen Gebietes Gold im gediegenen Zustande und in Form von Flittern und Körnern. In den Provinzen Galizien, Alt-Castilien und Estremadura findet man ungeheure Schichten von Quarz und quarzigen Geschieben aus dem Uebergangsgebirge und wieder andere, die Falltrümmer noch älterer Formation einschließen. Die dem Uebergangsgebirge entstammenden sind reich an Gold, während in denen, die Trümmer des Urgebirges führen, das Vorhandensein desselben noch an keinem einzigen Punkte nachgewiesen ist. Die Trümmer bilden Conglomerate, von denen einige ein eisenschüssig-thoniges Bindemittel von rother oder gelber Farbe haben. Im Diluvium der Ufer des Agueda bei Ciudad-Rodrigo in Galizien enthalten die Conglomerate des Urgebirges kein Gold, dagegen führen die aus Quarz gebildeten ohne Ausnahme Gold, wenn sie nicht ein eisenschüssiges, thoniges Bindemittel haben. Ein gleiches Verhalten ist in Estremadura; in den dortigen Wäschen beachtet man nur das gelbe Mineral, welches dem der unteren Bank von dem Agueda ganz ähnlich ist. In Castilien werden die Diluvialschichten abgebaut, um das Gold daraus zu gewinnen. Die erwähnenswerthesten Gegenden sind in der Nähe des For, des Brollon, bei Villachaa am Naviaflusse, bei Rosamonde und Puga an den Ufern des Mino. Außerdem sind bedeutende Arbeiten bei Medulas und Vierzo, wo in einer röthlichen dem Diluvium untergeordneten Lagerstätte alte Abbaue stattgefunden haben. In Galizien, Altcastilien und Estremadura wird das goldführende Diluvium auf zwei Seiten von demselben Gebirge eingeschlossen, welches Zweige des großen Gebirgszuges von Pena de Francia und der Sierra de Gatas sind, sich bis in das Innere von Portugal erstrecken und aus Lagen von Thonschiefer und Kieselschiefer bestehen, die dem Uebergangsgebirge angehören. Man weiß, daß in diesen Gegenden zur Zeit der Mauren beträchtliche Mengen Goldes gewonnen worden sind. Diejenigen Goldablagerungen, auf welchen die Goldwäscher von Estremadura gewöhnlich arbeiten, liegen in Castilien an den Ufern des Agueda und Tormes und in Estremadura an den Ufern der Nebenflüsse des rechten Tajoufers, von Plasencia bis nach Portugal. Viele Landleute beschäftigen sich während des Sommers mit dem Verwaschen des Flußsandes, den die Flüsse bei Hochständen dem Diluvium entnehmen und natürlich aufbereiten und an einigen Punkten der portugiesischen Grenze wenden diese Goldwäscher oft eine Woche auf Entblößung der gelben Bank, welche immer zuunterst liegt, um ein Sandvolumen zu gewinnen, welches sie in einem Tage vermittels hölzerner Näpfe verwaschen. Neueren Nachrichten zufolge befinden sich in der Provinz Leon, an den niedrigen Ufern des Darro, wie in großen Landstrecken in der Nähe von Granada viele Stellen mit reichen Goldlagern, sodaß sich dort Gesellschaften gebildet haben, um diese Lager auszubeuten. Auf der londoner Ausstellung im J. 1851 waren Proben von goldführendem Quarze von Cabera (Gerona) und goldsandhaltendem aufgeschwemmtem Sande (Leon) aus Granada (vergl. L. Castelain in Bulletin de l'industrie 1847. 4. livr.).

Auch in Portugal gleich dem spanischen Nachbarlande findet sich das durch Alluvionen zusammengeführte Gold vorzugsweise auf dem Grunde, wo es eine feste Unterlage findet, abgelagert. Schon in frühester Zeit haben die Karthaginenser, Römer und Mauren hier Bergbau getrieben, schon Strabon und Tacitus erwähnen die großen Reichthümer dieses Landes. Sowie in Spanien, so sind auch in Portugal aus jenen Zeiten ganze Gebirgszüge mit Stollen und Schächten durchlöchert, man findet oft den reinen Abbau der alten Gänge von oben bis unten gespalten. Ebenso finden sich die Monumente der Goldwäschereien jener Zeiten in den Gebirgsthälern, denn selten findet man in denselben einen Fluß oder Bach, der nicht von langgezogenen Haldenzügen ausgewaschener Geschiebe begleitet wird. Ununterbrochen scheint man viele Jahrhunderte hindurch sowol den Bergbau als die Goldwäschereien betrieben zu haben, bis Alles erschöpft war; denn es gibt kein Bergwerk in Spanien sowol als in Portugal, dessen Gänge man nicht bis auf den tiefsten Stollen abgebaut, kein Flußthal, dessen Ge-

schiebe man nicht umwühlt hätte. Von den Goldwäschereien haben die von Adiça, an der Meeresküste zwischen der Mündung des Tajo und dem Cap Espiehel, welche unter König D. Diniz vorzüglich ihren Anfang nahmen und bis zur Zeit des Königs D. Manoel betrieben wurden, einen großen Ruf. Es finden sich längs dem linken, südlichen Ufer des Tajo hinab bis nach Trafaria die Lagerungen der gesammten tertiairen Gebilde. Von Trafaria an der Mündung des Tajo erstreckt sich aber in der Längenausdehnung von 3—4 Stunden von der Meeresküste in das Land bis Mouda und Coina, von den Höhen von Almada bis Azeitao, am Fuße der Serra d'Arrabida, in der Breite über 3 Stunden, eine steile senkrechte Küste von 60—80 Fuß Höhe, aus lauter locker zusammengebackenem Sande bestehend, welcher durchaus goldhaltig ist. Der Grund, auf dem diese Sandalluvionen ruhen, ist ein dunkler plastischer Thon. Dieser Thon steigt an der steilen Küste bis über die Meeresfläche empor und senkt sich nach und nach unter dieselbe mit einer geringen Neigung. Ein schmaler Saum sandiger Ebene, von 50—100 Fuß Breite, tritt längs der steilen Küste bei eintretender Ebbe hervor und während dieser kurzen Zeit ist dieselbe der Gegenstand der Bearbeitung auf Gold. Sobald die Fluth eintritt, bespült dieselbe die ganze niedere Küste. Die steilen lockeren Sandwände werden von den Wellen des Meeres unterwaschen, sodaß große Massen davon herabstürzen, die zerschlagen und alsdann durch die Wellen in einer fortdauernden Bewegung gehalten werden, indem der Sand mit jedem Andrange einer Welle nach der Küste zu geschleudert und mit dem Rückzuge derselben auf der schiefen Fläche wieder in den Meeresgrund geführt wird. Durch diese fortwährenden An- und Abspülungen entsteht eine natürliche Wäsche. Das in dem Sande enthaltene Gold nebst dem Eisensande sinken vermöge seiner größeren Schwere immer tiefer, bis zu einer unbeweglichen Sandschicht, oder bis auf die Thonschicht herab und sammelt sich. So findet man häufig 3 auch 4 solcher Schichten goldhaltiger Ablagerungen, die um so productiver sind, je öfter die darauf liegende Sandmasse an- und abgespült wurde. Je öfter neue goldhaltige Anschwemmungen durch eintretende stärkere Strömungen wieder abgewaschen werden, desto reicher wird die unterste Grundlage.

Das auf diese Art sich an der Küste sammelnde Gold wird auf folgende Art gewonnen. Zur Zeit der Ebbe werden 6—15 Fuß tiefe, trichterförmige Schächte bis auf den Grund ausgegraben und der Sand gleichsam als Wall nach der Meeresseite zu aufgeworfen. Der auf dem Grunde zusammengekratzte Sand enthält Eisenglimmer, Titaneisen, viele Granaten und Olivin und ist oft so reich an Gold, daß ⅛ Kubikfuß Sand ½ Quentchen Gold enthält. Allein die Grundablagerungen sind nicht alle gleich reichhaltig an Gold, weil an manchen Stellen weniger goldhaltiger Sand zugeführt ward oder der Wellenschlag seine natürliche Wäsche weniger thätig betreibt. In der Regel werden daher nur die reicheren Stellen abgebaut, weshalb zuvor der Grund durch Stoßen kleiner Löcher untersucht wird. Der vortheilhafte Betrieb aller dieser Arbeiten hängt vorzüglich von den großen Vorarbeiten der Meereswellen ab. Bei lang anhaltendem ruhigem Meere häuft sich der Sand an der niederen Küste immer höher an und die Arbeit wird dadurch schwieriger; bei stürmischem Meere hingegen wird die Niederung fast ganz vom Sande entblößt und die Arbeit dadurch erleichtert und gewinnreich. Der gewonnene Sand wird nun zu den Waschherden gebracht und verwaschen. Der auf dem Rührherde zurückbleibende wird in einem Kübel der Amalgamation unterworfen, das Amalgam alsdann durch ein Leder gepreßt und in kleine Portionen getheilt, welche in Läppchen von Leinwand oder Baumwolle eingebunden und in diesem Zustande auf einen eisernen Test gesetzt werden, der auf einer Kohlenpfanne steht und mit einem thönernen Retortenhalse bedeckt ist, um das Quecksilber aufzufangen. Das Gold bleibt in Gestalt von Kugeln zurück und wird alsdann in die Münze geliefert. Das Gold der Alluvionen von Adiça ist ziemlich feinkörnig; seine Feinheit beträgt über 22 Karat. W. v. Eschwege (Geogr. Uebersicht der Umgegend von Lissabon in Karsten's Archiv für Mineralogie V. S. 365—392, und Derselbe, Bemerkungen über den Bergbau ꝛc. in Portugal. 8. Bd. S. 185—225) führt die Gegenden auf, wo in Portugal hauptsächlich Gold gewonnen wird. So namentlich in a) Provinz **Estremadura**: zu S. Juliao du Barca, Trafaria, Adiça, Carvalhos, Arega, Rosmaninhal, Dornes, Rio Sezere, Rio Tejo; b) Provinz **Beira**: zu Gös, S. Pedro des Folgues, Serra de Estrella, Rio Mondego, Ribeira de Feijuo, Monforte, Rio Alva, Rio Paiva, Villa Cova, Piscanscio, Cernalhoso; c) Provinz **Minho**: zu Rio Ponte de Feira, Ribeirao Murta, Serra de Sa Justa, Roriz, Serra de Vallongo, Santa Cemba, Ponteiro; d) Provinz **Tras os Montes**: Rio Sabor, França de Bragança, Villa Real, Arnellas, Rio Tamega, Rio Douro.

Schon oben ist angedeutet worden, daß in **Portugal** sowol als in **Spanien** ein **alter**, bis in die **Zeiten der Karthaginenser und Römer** sich **erstreckender Bergbau** stattgefunden hat. Nähere Nachrichten über diese Länder im Westen Europa's finden sich erst nach dem zweiten punischen Kriege. Im J. 517 n. Erb. d. Stadt gingen die Römer über den Iberus (Ebro) und eroberten in dem Kampfe mit den Karthaginensern den südlichen Theil Iberiens, des westlichsten Landes Europa's, welches durch die Pyrenäen von Gallien getrennt wird und welches sie **Hispania** nannten. Der Kaiser Augustus legte viele Colonien in ihm an, Römer kamen in Menge dahin und die späteren Kaiser förderten die Cultur. Die ältesten, das Land und seine Bevölkerung schildernden Berichte reichen im Wesentlichen nicht über die Zeit des Augustus. Strabon (III.) und Diodor (V, 33—39) sind hier die ausführlichsten Gewährsmänner. Der große Reichthum Spaniens überhaupt an edeln Metallen, von dem auch spätere Schriftsteller fast mährchenhaft klingende Berichte hinterlassen haben, war dem speculirenden Sinne der handeltreiben-

den Völker nicht entgangen. Lange bevor die iberischen Stämme den Werth ihrer Schätze erkannt und nutzen gelernt, war schon die Südküste ein erst im Geheimen verfolgtes Ziel phönizischer Kaufleute, bald aber ein Hauptplatz weitgreifender Niederlassungen der Tyrier geworden. Bereits um 1100 v. Chr. hatten sie daselbst die Colonie Gades gestiftet und sich sodann längs der südlichen Küste, ja über ganz Turdetanien ausgebreitet. Im Laufe des 8. und 7. Jahrh. ergossen sich über Spanien die Wanderscharen der Kelten, welche in Verbindung mit den Iberern das Land überschwemmten. Nun suchte auch das emporgeblühte Karthago in Spanien seine Macht zu befestigen und wurde um 654 v. Chr. Beherrscher der vornehmsten Gebiete des Landes. Inzwischen hatten auch griechische Kaufleute die Schätze Spaniens kennen gelernt. Niederlassungen der Samier und Phokäer, durch tartessische Könige (*Herodot.* I, 163; IV, 152. 192. *Strab.* III. *Appian.* VI, 5) begünstigt, waren davon die Folge. Doch behauptete Karthago den Alleinhandel, bis die Kriege mit Rom, bis namentlich Augustus (25 v. Chr.) das Land seinem Westreiche als *Hispania Tarraconensis* oder *citerior, Baetica* oder *Hispania ulterior* und *Lusitania* unterordnete. So wurde Spanien durch Jahrhunderte eine der ergiebigsten Goldquellen. Von den Goldwäschen in Lusitanien sind noch die Schutthaufen vorhanden, welche auf den Umfang und Reichthum derselben zu Zeiten der Römer schließen lassen. Strabon beschreibt die spanischen Gebirge als die reichsten, er sagt, daß in keinem anderen Lande so viel und so gutes Gold gefunden wurde. Es werde nicht blos gegraben, sondern auch geschlämmt. Die Flüsse und Waldströme führen Goldsand, der sich auch oft an wasserlosen Stellen findet. Goldwäschereien seien weit häufiger als die Goldbergwerke. Er sagt über das Schmelzen: Aus dem mit einer gewissen Erde geschmolzenen und gereinigten Golde entsteht das Electrum. Wenn nun dieses, was aus Gold und Silber besteht, wieder geschmolzen wird, so wird das Silber verbrannt und das Gold bleibt zurück, denn die Gestalt ist leichtflüssig und steinern. Das Gold wird deswegen auch durch das kleine Stroh (durch Spreu) leichter geschmolzen, weil diese Flamme weicher und dem Golde angemessener oder für das Gold gemäßigter ist, was leicht weicht und leicht schmilzt. In den erythräischen Gegenden wird die Erde in Graben gewaschen oder wird auch dazu erst aus Gruben gegraben. Die Silberöfen werden hoch gebaut, sodaß der Dampf von dem Erze in die Höhe geführt werde, weil er schwer und giftig ist (*Strab.* III, 146. 148. 151. 154. 156. Vergl. *Plin.* IV, 34). Das marianische Gebirge lieferte gegrabenes Gold und Goldsand, viel Silber, Kupfer u. a. In Bätica, vorzüglich in der Gegend oberhalb Ilipa, waren reiche Silberbergwerke. Das Gold fand sich meist in den nämlichen Gruben und in den Flüssen fand man zuweilen gediegene Klumpen, welche ein halbes Pfund wogen. In Galäcia war das Gold so nahe an der Oberfläche, daß oft der Pflug große Stücke hervorbrachte (*Justin.* XLIV, 2. *Plin.* XXXIII, 21. *Martial.* IV, 59. X, 16). Ein Gold mit sich führender Fluß war der Tagus — *ὁ Τάγος* —, welcher im Süden die Grenze von Lusitanien macht. Auch in dem Bette des Durius — Duero — findet man Gold.

Bei dem Bergbaue der Römer in den Pyrenäen wurden die Schächte alle rund gemacht, um dem Drucke von allen Seiten gleich zu widerstehen. Diodor (I. III.) sagt über die Bergwerksarbeiten, daß, wenn die Härte der goldhaltenden Erze durch Feuer erreicht ist, so legen die Arbeiter Hand daran. Er sagt ferner in seiner Beschreibung (I. V. c. XXIV) des Reichthums der pyrenäischen Gebirge: Als Spanien von den Römern erobert war, so kauften diese viele Sklaven. Sie mußten an verschiedenen Orten gerade oder gewundene Strecken in den Berg graben und so kamen sie bald auf Gold- und Silbergänge. Nach einer Nachricht des Polybius beim Strabon (XII, 217) mußten die Pächter in einem gewissen Districte allein 40,000 gekaufte Sklaven in den gepachteten Gruben halten.

Plinius beschreibt im Buche XXXIII. c. 4 die Arten der Gewinnung des Goldes. Er sagt, daß das Gold auf dreierlei Weise gewonnen werde: 1) Aus Flüssen im Sande, z. B. im Tajus in Hispania. 2) Wenn gleich unter der Dammerde ein goldhaltiger Gang entdeckt wird. Nach der Beschreibung hiervon sind das unsere Rasenläufer. Er sagt, wenn es so an der Oberfläche des Rasens gefunden wird, heißt es talutium, falls noch goldreiches Erdreich darunter ist. Was man aus den Schachten gräbt, nennt man Grubengold; es umschließt kleine Marmorsplitter. Das Herausgegrabene wird zerschlagen, gewaschen, geglüht und geschmeidigt. Zu Pulver gemahlen heißt es aspidascudis. Das Silber aber, das aus dem Ofen fließt, nennt man sudor, die unreine Ausscheidung heißt bei allen Metallen Schlacke. Diese wird beim Golde gestoßen und nochmals geschmolzen. Die Schmelztiegel werden aus einer weißen, dem Thone ähnlichen Erde, tasconium, gemacht; denn keine andere hält das Gebläse, das Feuer und den glühenden Inhalt aus. 3) Es werden Stollen in die Berge getrieben und diese weitläufig ausgehöhlt. Man nennt diese Art von Gruben arrugiae. Diese Höhlen stürzen zuweilen plötzlich ein und verschütten die Arbeiter. Ueber Aufbereitung der Erze gibt Plinius folgende Beschreibung. Er erwähnt, daß man Flüsse oft 100 Stadien weit umleiten muß, um die eingestürzten Berge zu waschen. Diese Kanäle nennt er corrugos. In der Ebene ist wieder eine verschiedene Arbeit. Es werden Graben gemacht, durch die das Wasser abfließt; man nennt sie agaudas [von dem castilianischen Worte agua, Wasser, andar, gehen, laufen (?)]. Sie bekommen einen stufenweisen Fall. Jede Stufe wird mit einem zähen, dem Rosmarin ähnlichen Gewächse (ulex), welches das Gold aufhält, belegt. Man macht Aushöhlungen in dem Graben selbst, damit sich das Gold darin sammle. In eben diesen Kanälen wäscht man auch das Gold, welches in den Gruben gewonnen wird. Alles in der arrugia gewonnene Gold wird nicht geschmolzen. Man trocknet nur das Gesträuch, verbrennt es und wäscht die Asch

auf unterlegtem Grase, worin und worunter sich das Gold sammelt. Waren silberhaltige Golderze, welche zuweilen den achten, neunten oder zehnten Theil Silbers enthielten, zu scheiden, so nahm man nach Plinius (XXXIII, 21. 23) die Silberschlacken weg, das Gold aber schmolz man nochmals. Nach Diodor (I. III.) nahm man den Goldsand nach Maß und Gewicht und schüttete ihn in irdene Töpfe. In einem gewissen Verhältnisse wurden damit Blei, Salzkörner, etwas Zinn und Gerstenmehl vermischt. Die mit dieser Mischung gefüllten irdenen Gefäße wurden bedeckt und fünf Tage und Nächte im Feuer erhalten. Waren sie erkaltet, so fand man gar keine Spur mehr von den übrigen Materien, vom Golde war sehr wenig verloren, es war ganz rein. Nach Plinius (XXXIII, 10) wurde, um das Gold zu reinigen, dasselbe mit Blei geschmolzen und abgetrieben.

Ob die Römer die Amalgamation gekannt und bei der Scheidung der edeln Metalle gebraucht haben, geht aus den vorhandenen Nachrichten nicht deutlich hervor. Die Stelle bei Plinius XXXIII, 32 ist aus dem Vitruv VII, 8 genommen, welcher erzählt, wie man das Gold aus den damit gestickten abgetragenen Kleidern vermittels des Quecksilbers wieder erhalten hat. Man brannte nach diesen Angaben das alte Gold an den Kleidern aus und machte aus den ausgebrannten Stücken eine Lauge. Diese vermischte man mit Quecksilber, welches die Goldtheilchen, die in der Lauge waren, verschluckte und mit sich vereinigte. Sobald diese Vereinigung erfolgt war, wurde die Lauge auf ein Tuch ausgegossen. Hierauf faßte man dieses zusammen, preßte das Quecksilber aus und behielt so die Goldtheilchen im Tuche allein zurück.

Bei der Reinigung des Goldes bediente man sich in Spanien auch des Alauns, der überhaupt und der cyprische besonders mit dem Bleierze gleiche Kraft besitzen soll (*Strab.* III, 146). Eine andere Art Zuschläge beim Scheiden des Golderzes bestand in dem Doppelten an Salz und in dem Dreifachen an Vitriol (miseos), welches wieder mit zwei Theilen Salz und einem Theile vom Steine Schiston, einer Art Alaun, versetzt wurde. Mit diesen Zusätzen, die nach dem Rösten der Erze beigefügt wurden, schmolz man das Erz in Töpfen von feuerfestem Thone.

Alle diese Nachrichten der alten Schriftsteller über Gewinnung der edeln Metalle sind zwar in vieler Beziehung unzulänglich und unvollständig, geben aber trotzdem Auskunft, in wie weit die Römer mit den übrigen Völkern des Alterthums ein Verfahren in dem Hüttenwesen beobachtet haben. So verwendeten die Römer namentlich viel Sorgfalt auf die Verhüttung der Silbererze, die sie in Spanien so reichlich förderten. Das Geräth bei den Bewohnern des metallreichen Tartessus soll, und zwar nicht nur alle Trinkgefäße, ja selbst die Krippen für das Vieh, von Silber gewesen sein (*Strab.* III. *Diodor.* V, 36. 37). Doch gehört das zu den Uebertreibungen, welche das Alterthum an das vielgerühmte „Silberland" überhaupt zu knüpfen gewohnt war. Von dem Goldreichthume Spaniens erzählt Plinius, daß von den Provinzen Asturia, Galläcia und Lusitania in einzelnen Jahren 20,000 Pfund geliefert wurden. Allein Plinius hat zu seinem großen Werke über Erd- und Länderkunde Vieles aus verloren gegangenen Schriften mitgetheilt. Sein Werk enthielt daher, was ihm das Glaubwürdigste schien, und er verschmähte es nicht, wenn er auch hinzusetzt, wenn wir es glauben wollen (lib. IV. c. 26), Fabelsagen aufzunehmen und Vorstellungen früherer und späterer Zeit mit einander zu verschmelzen.

In Spanien und Portugal dauerte die Goldausbeute bis zu Ende der maurischen Herrschaft, wurde jedoch allmälig geringer, bis sie zur Zeit der Entdeckung Amerika's ganz erlosch. Unter der Herrschaft der Westgothen im 6. bis 8. Jahrh. finden wir die Belege von der Goldausbeute in den Goldmünzen, welche aus dieser Zeit erhalten sind. Unter dem Khalifen Abderrahman III. im 10. Jahrh. gaben die Bergwerke von Jaen, Bulche, Aroche, in den Gebirgen am Tajo und in Algarbien große Ausbeute. Der Khalif hatte in seinem Palaste zu Cordova Thiergruppen von massivem Golde. Die Ausbeuten der neuesten Zeit betragen nur circa 50 Mark.

Ueber Gallien, alles Land westlich vom Rheine, erhalten wir erst glaubwürdige Nachrichten, seitdem Cäsar seine dortigen Eroberungen begann. Was Cäsar in Hinsicht der Kenntniß Galliens geleistet, geschah durch Tacitus in fast noch höherem Grade für das ganze zwischen der Weichsel und dem Rheine, ja bis über die Alpen nach Süden ausgedehnte Germanien und Helvetien (Teutschland und die Schweiz) und für Britannien. Schon Strabon erwähnt die Goldgruben auf den Sevennen in der Provinz Aquitania, und vorzüglich in dem Lande, an der Küste der Tarbeller, wo man es unter dem Sande suchte und grub, auch in Körnern und Klümpchen fand, sodaß es nur wenig Zubereitung bedurfte. Auch die Provinz Narbonensis (Gallia Braccata) wird gerühmt wegen ihres Reichthums an Goldsand, welcher aus den von den Pyrenäen fallenden Flüssen gewaschen wurde. So fanden auch die Römer in Gallien stellenweise ein mehr oder minder ausgebildetes Hüttenwesen vor, man verarbeitete die Metalle, namentlich Gold und Silber, und kleidete sich in prächtige Gewänder, nicht selten mit goldenen Streifen durchwirkt. Virgil (Aeneid. VIII, 658) sagt von den Galliern:

> Goldenes Haar war jenen verliehen und goldene Kleidung;
> Hellgestreift ihr Kriegsgewand, und die Hälse, wie Milch weiß,
> Eingeflochten in Gold — —

Diodor (V, 27) erwähnt, daß in Gallien der mit Gold vermischte Flußsand durch Zermalmen und Waschen zubereitet und der so gewonnene Goldschlich in den Ofen zum Schmelzen gebracht wurde.

Unter den Alpenbewohnern hatten im Alterthume die Salassier, in dem obern Theile Italiens im heutigen Canton Tessin und in Piemont an den Grenzen von Wallis, Goldwäschereien.

Nach Tacitus (De morib. German. c. 5) hatten die Bewohner von Teutschland keine Bergwerke und die

Metalle, welche man bei einigen Völkern an der Grenze fand, waren durch Handel in ihre Hände gekommen. Die ungebildeten Grenzvölker der Römer an der Donau sind es allein, die unter den nordöstlichen und außer der römischen Herrschaft wohnenden Barbaren Metalle aufgesucht haben. Unter diese Zahl gehören die Dacier, von welchen wir bereits oben S. 118 gesprochen und welche unter ihrem Könige Decebalus Erze gesucht haben.

Das Gold in Großbritannien.

Cäsar (De bello gall. V, 12) sagt, daß in Britannien schon lange, ehe die Römer dort einbrachen, Bergbau betrieben worden. Hätte auch Cäsar noch nicht vermocht, sich von dem eigentlichen Ertrage des Landes genügende Rechenschaft zu geben (*Cicero* ad Att. IV, 16), sodaß er und seine nächsten Nachfolger es als wenig ergiebig mehr vernachlässigten als Gallien und Helvetien, so bildeten dagegen doch in der Folge unter den dort ausgeführten Artikeln besonders Zinn, daneben aber selbst Gold, Silber und Eisen wesentliche Bestandtheile (*Diodor.* V, 22; *Strab.* IV, 5; Mela III, 6). Das Dasein des Goldes in Britannien erräth man auch aus dem Gebrauche der Münzen, der noch vor der Herrschaft der Römer daselbst vorkommt. Wir wissen nicht, wie die Alten ihr Gold gewonnen haben, wir wissen nur wenig von ihrem Grubenbaue und von ihrem Hüttenwesen. Polybius verspricht uns an einer Stelle seiner Geschichte (III, 57) eine umständliche Beschreibung von der Zubereitung des britischen Zinns zu geben, die wir aber mit vielen andern schätzbaren Nachrichten unter die verlorenen Stücke seiner Geschichte zählen müssen. Das Gold wurde zu Schmucksachen verwendet, wie die goldenen Halsketten der britischen Frauen ausweisen. Dio Cassius (LXII, 2) erwähnt, daß die Königin Baodicea um den Hals eine ebenso große als schwere goldene Kette getragen habe. Allein aus allen Nachrichten geht doch hervor, daß man in Britannien wol Gold, aber gewiß nur in sehr geringer Quantität gefunden habe. Es werden Beispiele aus dem 16. Jahrh. aufgeführt in Houghton's Sammlungen, von Camden, Sibbald und Herard von Malines, vom Golde, welches in Schottland um die Quelle des Flusses Clyde herum, in Crawfordmoor gefunden worden, und Boyle berichtet, daß er aus einigen Gegenden in Schottland verschiedene große Goldkörner her habe, welche nahe an der Oberfläche der Erde, über einem Bleigange aufgenommen worden. Andere ältere Schriftsteller erwähnen auch das Vorkommen von Gold in den Zinnerzen von Cornwall. In Irland fand man bei der Aufnahme von Goldwäschen in der Grafschaft Wicklow im J. 1795 Stücke Goldes von mehren Unzen im Gewichte, der Ertrag scheint aber nicht anhaltend gewesen zu sein, wenngleich zu Ende des vorigen Jahrh. jährlich daselbst für 4—5000 Pfund Sterling gefunden worden, wie „The Geological Map of England and Wales" enthält. Nach Mallet enthält dieses Gold 6,2 Silber und 0,8 Eisen. Im J. 1845 hat A. Dean das Vorkommen einer ganzen Reihe von Goldgängen in der unteren silurischen Formation von Nord-Wales (Carnarvon und Merionetshire) entdeckt. Er schildert die Gänge als sehr häufig und als oft reiche Ablagerungen von Gold, mit Blei und anderen Erzen gemengt, enthaltend, wo sie Gänge einer älteren Bildung durchsetzen. Ramlay berichtet später, am 1. Febr. 1854, der geologischen Gesellschaft zu London über dieses Vorkommen in Merionetshire und Pattison erwähnt den goldhaltigen Quarz in Cornwallis, als man einen Schacht nach Bleigängen einschlug. In Schottland wurde 1854 bei Kirkmichael im Norden von Glenbrerachan, auf den Gütern des Herzogs von Athole, in losgerissenen Felsstücken Gold gefunden, und in Irland findet sich in den Flüssen um den Chroghanberg mehrfach Goldsand (vergl. Siluria, by Sir *R. Murchison.* London 1854. Chap. XVII. p. 433—435). Im Ganzen ist die Goldproduction in Großbritannien nur äußerst sparsam.

In den scandinavischen Ländern ist die Ausbeute an Gold niemals von Bedeutung gewesen, es wird nur eine sehr geringe Menge dort producirt. In Schweden ist nur die Grube von Edelfors zu bemerken, auf welcher gediegen Gold in Schwefelkies vorkommt. Die Gangart ist hier ein brauner Quarz, das Nebengestein Hornstein. In Norwegen ist im J. 1849 im Kirchspiele Simmer Gold gefunden worden, über dessen weiteres Vorkommen aber sonstige Nachrichten fehlen.

Nach den vorliegenden Untersuchungen finden wir mit einem Blicke in die Geschichte des Handelsverkehrs von Europa die reichste Quelle des Goldes im Alterthume in Asien. In Griechenland und Rom waren zur Zeit ihres höchsten Glanzes bedeutende Massen im Umlaufe. Griechenland gewann einen großen Theil seines Goldes durch seine Handelsverbindungen mit Asien, durch die Subsidien, die ihm die persischen Könige steuern mußten und durch die Ausbeutung einiger ergiebigen Bergwerke in Thracien, vorzüglich aber durch die Eroberungen Alexander's von Macedonien, welcher sich in Besitz der im großartigsten Style aufgehäuften Schätze der orientalischen Herrscher setzte. Ebenso sammelten Alexander's Nachfolger nicht nur ungeheure Summen, sondern setzten sie durch ihre fortwährenden Kriege auch wieder in Umlauf. Der große asiatische Goldreichthum strömte aus Inner-Asien nach Westen über. Die locale Wichtigkeit der Goldminen in Europa ist zwar nicht zu leugnen und der große metallische Reichthum Spaniens geht schon daraus hervor, daß die Provinzen Galizien, Lusitanien und besonders Asturien manches Jahr 20,000 Pfund Gold (vergl. *Strab.* III., IV. und V. Buch; *Plinius* XXXIII; *Diodor.* V, 27. 36) geliefert haben, allein in Vergleich mit Asien war ihre Ausbeute doch nur gering zu nennen. Ein großer Theil dieser Schätze floß in die Schatzkammern Roms. Rom leerte, als es die Welt beherrschte, nicht minder die Schatzkammern der Könige und die ungeheuren Schätze der unterworfenen Länder kamen dem Volke der Quiriten zu Gute. Bei dem Verfalle des römischen Reiches verminderten sich die edeln Metalle, Gold und Silber, nach und nach in Rom und Italien, die Ausbeute aus den Bergwerken verminderte sich allmälig, ja fiel gänz-

lich weg, als Byzanz die Hauptstadt eines zweiten Reiches wurde. Der Westen, nie so ergiebig an edeln Metallen als der Osten, brachte immer weniger und weniger hervor, die Bearbeitung der Bergwerke verfiel, der Handel mit dem Oriente fuhr fort, Europa des Goldes und Silbers zu berauben und selbst die Kreuzzüge veranlaßten eine nicht unbedeutende Ausfuhr, von welcher Nichts wieder nach Europa zurückfloß. Zählt man hierzu die Aufspeicherung des Goldes und Silbers in den Kirchen und Klöstern, denen die verirrten Gläubigen oft die letzten ihrer Kostbarkeiten spendeten, um eine Stelle im Himmel zu erlangen, so schwanden große Massen aus dem Verkehre. Die Quantität der edeln Metalle hatte sich somit nach und nach beständig vermindert, das gemünzte Gold war außerordentlich selten geworden, der Preis der edeln Metalle stand im Verhältnisse zu den Waaren sehr hoch und so kam es, daß der größte Theil der Waaren für Quantitäten edler Metalle eingetauscht wurde, die weit geringer waren als die Summen, für welche man sie in Griechenland und Rom einst erstanden hatte. Mit einer geringen Quantität Silbers wurde ein großes Arbeitsquantum bezahlt und das geringste Stück Gold galt für einen großen Schatz. Das Gold und Silber waren zur Zeit der Entdeckung Amerika's sehr selten in Europa geworden und daher ist die Entdeckung der Tropenländer von

Amerika

durch Christoph Columbus, Alonso de Hojeda und Alvarez Cabral in der Geschichte des Goldes eine große Begebenheit. Die Spanier waren entzückt, als sie, in Haiti und auf anderen Punkten der neuen Welt landend, das Gold bei den wilden Stämmen als körperlichen Putz oder zu kleinen Arbeitsgeräthschaften, z. B. zu Angeln, benutzt fanden. In Cuba wollte Columbus, der hier Indien so nahe an Spanien wähnte, dem Gran-Khan der Mongolen die Briefe seines Monarchen abgeben. Er glaubte sich in Mangi, dem südlichen Theile von Cathai (China): er sucht die von Marco-Polo beschriebene Himmelsstadt Quinsay, jetzt Hang-tscheu-fu. „Die Insel Espanola (Haiti)," schreibt im Februar 1502 Columbus an den Papst Alexander VI., „ist Tarsis, Ophir und Zipangu. Auf meiner zweiten Reise habe ich 1400 Inseln und 333 Meilen des Continents von Asien (de la tierra firme de Asia) entdeckt." Dieses westindische Zipangu gab bald Goldgeschiebe (pepitas de oro) von 8,10, ja 20 Pfund Gewicht. (Columbus stellte in dem Briefe an den Papst nach der ihm eigenen Neigung, biblische Kenntnisse zu zeigen, Tarsis, Ophir und Zipangu als Synonyma von der Insel St. Domingo auf.) Die Eingeborenen von Haiti trugen das Gold zum Putz der Nase oder in Arm- und Stirnbändern, benutzten es auch wol zur Ausschmückung ihrer Angeln. Der Papst Alexander VI. erhielt von Ferdinand dem Katholischen kleine Goldgeschiebe aus Haiti zum Geschenk, „als erste Früchte des neuentdeckten Landes," zur Vergoldung der prächtigen Decken der Basilica von St. Maria Maggiore. Eine Inschrift erwähnt des Metalls, quod primo Catholici Reges ex India receperant. Die Thätigkeit der spanischen Regierung war damals so groß, daß schon 1495 ein Bergmann mit einem Vorrathe Quecksilber nach Haiti geschickt wurde, um das Goldwaschen durch Anquicken zu beschleunigen. Allein die Ausbeute war doch für Spanien nicht hinreichend. Ferdinand der Katholische, der Columbus um 10 Jahre überlebte und noch 24 Jahre nach der Entdeckung Amerika's regierte, starb so arm, daß man nicht wußte, wie das Geld zu schaffen wäre, um die Diener bei dem Leichenzuge anständig zu kleiden. Neun Jahre später waren schon die Goldwäschen in Hispaniola erschöpft. Nur Zucker und Leder werden als Ausfuhrartikel genannt. Noch Karl V., Ferdinand's Nachfolger, unter dessen Regierung Mexico und Peru für die spanische Krone gewonnen wurden, war häufig in Geldbedrängnissen. Die ganze Goldeinfuhr aus den bereits entdeckten Theilen Amerika's betrug in Mitteljahren der Jahre 1492—1500 kaum 2000 Mark. Aber in Begeisterung wurden die spanischen Conquistadores versetzt, als sie die goldstrotzenden Tempel und Paläste Peru's erblickten und die Eröffnung und Bearbeitung der Silbergruben von Potosi im Jahre 1545 begann. Hier hatten sie unermeßliche Reichthümer entdeckt, und als die Silbermenge der Bergwerke von Tasco, Zacatecas und Pachuca in Neuspanien, von Potosi, Porco und Oruro in der peruanischen Andeskette, anfing, sich in Europa zu verbreiten, besonders zwischen den Jahren 1570 und 1595, änderte sich der Preis der Waaren in Europa bedeutend. Die Schätze Montezuma's, das sämmtliche Gold, was die Pizarro und Almagro aus den Sonnentempeln der Inkas erbeuteten, schätzt Garcilaso de la Vega, der Peru schon 1560 verließ, auf 3,838,000 Ducados de Oro ($3\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Sterling). Alonso de Molina, der unter Pizarro nach Tumbez kam und hier nach dem Palaste des Curaca oder Cazifen der Stadt gebracht wurde, erwähnt, man habe ihn in einen jener berühmten „Gärten des Inka" geführt, wo alle Blumen und Gewächse aus Gold und Silber nachgebildet waren. Die alten sevillaner Kartenzeichner führen diese Berichte, die damals am Hofe Karl's V. in Spanien besprochen wurden, mehrfach an. Die alte Inka-Stadt Caramarca mit der Burg und dem Palaste des Atahuallpa barg so viel Schätze an Gold, daß sie von den golddurstigen Conquistadores zerstört und beraubt wurde. Man zeigt, wie A. v. Humboldt in seiner Schilderung des Hochlandes von Caramarca erzählt, in den Ruinen des Hauptgebäudes noch das Zimmer, in welchem der gefangene Inkafürst Atahuallpa vom Monate November 1532 an neun Monate lang gefangen gehalten wurde; man zeigt auch den Reisenden die Mauer, an der der unglückliche Fürst das Zeichen machte, bis zu welcher Höhe er das Zimmer mit Gold füllen wolle, wenn man ihn frei ließe. Der gequälte Fürst sagte: „das Gold in Barren, Platten und Gefäßen solle so hoch aufgethürmt werden, als er mit der Hand reichen könne." Strangulation machte dem Leben des Fürsten ein Ende, das Reich aber wurde von den Spaniern erobert und geplündert. Die Indianer, welche Gold und Silber als die Ursache ihrer Unterdrückung

betrachteten, warfen Alles, was sie von dem einen oder anderen Metalle besaßen, in die Seen. Entdeckten sie nach der Eroberung eine Ader, so behielten sie das Geheimniß für sich, und sollen es nur ihren Kindern mitgetheilt haben, damit diese von Zeit zu Zeit irgend ein ausgezeichnetes Stück holten und wenn bessere Zeit für die Rothhäute käme, ihre Nachkommenschaft sich ungehindert bereichern könne. Die jetzigen Inkas erzählen immer noch von den Goldschätzen, welche die Schutthaufen vieler und großer architektonischer Reste dahingeschwundener alter Herrlichkeit bedecken. Sie erzählen, wie einer ihrer Altväter einst der Gattin die Augen verbunden und sie durch viele Irrgänge, die in den Felsen ausgehauen waren, in den unterirdischen Garten des Inka hinabgeführt habe. Die Frau sah dort kunstreich nachgebildet im reinsten Golde Bäume mit Laub und Früchten, Vögel auf den Zweigen sitzend, und den goldenen Tragsessel des Atahuallpa. Der Mann gebot seiner Frau, Nichts von diesem Zauberwerke zu berühren, weil die längst verkündigte Zeit, die Wiederherstellung des Inka-Reiches noch nicht gekommen sei. Wer früher sich davon aneigne, müsse sterben in derselben Nacht. Solche Erinnerungen und Traditionen der Vorzeit leben noch jetzt in der Familie des indischen Caciquen, nach dem Quechhua-Idiom des Curaca, Astorpilco. Der Luxus künstlicher goldener Gärten (Jardines ó Huertas de oro) ist von Augenzeugen vielfach beschrieben: von Cieza de Leon, Sarmiento, Garcilaso und anderen frühen Geschichtsschreibern der Conquistadores. Man fand sie unter dem Sonnentempel von Cuzco, in Caramarca, in dem schönen Thale von Yucay, einem Lieblingssitze der alten Herrscherfamilie. Da, wo die goldenen Huertas nicht unterirdisch waren, standen lebend vegetirende Pflanzen neben den künstlich nachgebildeten. Der unter den Eingeborenen so weit verbreitete Glaube, daß es strafbar sei und Unglück über ein ganzes Geschlecht bringe, wenn man sich der vergrabenen, den Inkas gehörenden Schätze bemächtige, hängt mit einem anderen, besonders im 16. und 17. Jahrh. herrschenden Glauben, mit dem an die Wiederherstellung eines Inkareiches, zusammen. Man glaubte, daß zwischen den Flüssen Apurimac und Beni oder noch östlicher, in der Guyana, Nachkommen der entthronten Dynastie angesiedelt wären. Die von Westen nach Osten wandernde Mythe des Dorado und der goldenen Stadt Manoa vermehrte solche Träume. Raleigh (The Discovery of the large, rich and beautiful Empire of Guiana, performed in 1593) war so davon entflammt, daß er eine Expedition auf die Hoffnung gründete, die Inselstadt (imperial and golden city) zu erobern und ihr einen jährlichen Tribut von 300,000 Pfund Sterling aufzulegen. Nahe bei der Bergstadt Micuipampa, in einer Hochebene, die man Lianos oder Pampa de Navar nennt, hat man in einer Ausdehnung von mehr als ¼ Quadratmeile unmittelbar unter dem Rasen, wie mit den Wurzeln des Alpengrases verwachsen, in nur 3—4 Lachter Tiefe, ungeheure Massen von reichem Rothgüldenerze und drahtförmigem Gediegen-Silber (in remolinos, clavos und vetas manteados) gewonnen. Auf einer anderen Hochebene, westlich vom Purgatorio, nahe an der Quebrada de Chiquera, Choropampa das Muschelfeld genannt, ist nahe an der Oberfläche der Erde ein Schatz von Gediegen-Gold, mit Silberfäden reichlichst umsponnen, gewonnen worden.

Die Eroberungen der Spanier in Amerika hatten die Einstellung ihrer europäischen Goldgruben und Silberbergwerke zur Folge. Ihre Gier nach Gold wurde so unersättlich, daß sie die übrigen auf dem nordamerikanischen Festlande vorkommenden Länder mit einem classischen Ausdrucke der Conquistadorensprache: sin oder de ningun provecho — von keinerlei Nutzen — bezeichneten. Karl V. schickte das ganze Personal in die amerikanischen Bergwerke. Hier waren zuerst die **Minen von Peru**, welche unter allen spanischen Colonien die meisten edeln Metalle gaben. Zunächst war es das Gold, welches Amerika nur lieferte, und deshalb fand sich schon die Königin Isabella von Castilien im J. 1497 bewogen, durch das berühmte Edict von Medina das gesetzmäßige Werthverhältniß des Goldes zu Silber von 1 : 11,6 in 1 : 10,7 umzuändern. Das 16. Jahrh. führte es auf 1 : 12 zurück. In den letzten 200 Jahren hat dasselbe nur zwischen 1 : 14 und 1 : 16 geschwankt. In diesem Jahrhunderte hat es sich beständig zwischen 15 und 15¾ gehalten. Während der ersten Hälfte des 16. Jahrh. dominirte das Gold dem Werthe nach; die Eroberer machten es, wie die Eingeborenen von der Oberfläche des Bodens in seinem natürlichen Zustande es gesammelt hatten, um Tempel und Paläste damit zu schmücken, zur Beute, und was sie dann nach Europa brachten, blendete Aller Augen. Von 1545 an, wo man anfing das Gebirge von **Potosi mit seinen reichen Silbergruben** auszubeuten, wo es nicht selten war, Erze anzutreffen, die 80—90 Mark Silber im Centner hielten, bis **zum Beginn des 17. Jahrh. gewann das Silber im merklichen Grade die Oberhand.** Es überstieg das Gewicht des Silbers das des Goldes in dem Verhältnisse 60 : 1. Darauf kam, ohne daß der Zufluß des Silbers sich verminderte, die Zeit der brasilianischen Goldbergwerke, während zugleich die **goldhaltigen Lager** von Choco, **Antioquia** und Popayan Gold lieferten. Bis über die Mitte des 18. Jahrh. hinaus, wo die Silberbergwerke Mexico's ihren Glanz zu entwickeln anfingen, stand das Verhältniß 40 : 1. Während der Ertrag der mexicanischen Bergwerke wuchs, sank Brasilien, und so überstieg beim Beginn des 19. Jahrh. das Silber 57 mal das jährlich gewonnene Gold. Bis Ende der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts herrschte das Silber minder vor, das Verhältniß sank sogar auf 40 : 1 herab, was jedoch nur in einer vorübergehenden Verminderung der Silberproduction gesucht werden kann. Das Silber wird für die Zukunft, trotz der californischen und australischen Ausbeuten, stets mehr Chancen haben, als das Gold, sobald der mexicanische Bergbau und die Bergwerke des übrigen Amerika's, in denen eine Masse Silbers gewonnen werden kann, mehr aufgeschlossen und in ihrem Haushalte geregelt werden, der Hüttenbetrieb aber vervollkommt wird.

Die Golddistricte des südlichen America's.

A. v. Humboldt (Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau continent. Paris 1825. T. X. und Essai politique sur le royaume de la Nouvelle-Espagne. Paris 1827. T. III.) unterscheidet in dem gebirgigen Theile von Südamerika ein Ketten- und drei Massengebirge. Die Cordilleren (d. i. spanisch: Ketten) lassen sich geognostisch vom Cap Pilares bis zum Vorgebirge von Paria verfolgen. Die Benennung Cordilleren oder Anden ist jedoch für diejenige Gebirgskette, welche sich von dem östlichen Ufer des Golfes von Maracaybo bis zum Vorgebirge von Paria erstreckt, nicht gebräuchlich; sie heißt die Küsten-Gebirgskette, oder die Gebirgskette von Venezuela. Von den drei abgesonderten Massengebirgen, welche sich nicht als Zweige der Cordilleren und ihrer Fortsetzung nach Venezuela betrachten lassen, ist das eine die Sierra Nevada de Santa Marta, das zweite die Sierra de la Parime, zwischen dem 4. und 8. Grade nördlicher Breite, und das dritte das Gebirge Brasiliens, zwischen dem 15. und 28. Grade südlicher Breite. Unter allen Kettengebirgen der Erde ist die Gebirgskette der Cordilleren des Andes (Cordilleras de los Andes) die am meisten zusammenhängende, die in der größten Längenerstreckung sich verbreitende und die Richtung von Süden nach Nord-Nord-Westen am unterbrochensten verfolgende. Die etwas größere Hälfte von ihr gehört zu Südamerika, längs dessen Westküste sie fortläuft. Die mittlere Breite der Andeskette beträgt in Südamerika nur 12—14 Meilen. Nur auf den Punkten, wo sich die Gebirgsknoten befinden, erlangen sie eine Breite von mehr als 60—70 Meilen, in einer auf ihrer Axe senkrechten Richtung. Dies ist unfern von der Stadt Potosi der Fall; hier spaltet sich das Gebirge, welches eine einzige Reihe auszumachen scheint, in mehre große Ketten, welche als westliche und östliche bezeichnet werden. Die mittlere Höhe für die Anden (Peru, Quito und in Neu-Granada) ist 11,000 Fuß. Die westliche Andeskette, auch als Küstencordillere bekannt, steigt im Westen mit ausnehmend jähem Gehänge bis zu einer Höhe von 15,000 Fuß und darüber an. Die östliche Kette, auch die bolivianische Cordillere genannt, endigt gegen Süden in den metallreichen Bergen, zu denen der Cerro von Potosi gehört. Der Reichthum dieses Gebirges an Metallen charakterisirt es als eine Verlängerung des östlichen Kettengebirges von Merico. Der Theil des letzteren, welcher in der Silbererzführung der reichste ist, befindet sich zwischen den Parallelkreisen von Oaraca und Cosiquiriachi (16½—29 Grad). In Peru finden sich die reichsten Silbergruben, die von Potosi, von Pasco und von Chota auf ungeheurer Höhe, ganz nahe an der Grenze des ewigen Schnees. Menschen, Nahrungsmittel und Thiere müssen aus der Ferne zusammengebracht werden, um diese Gruben zu bauen. Die Lage der Ortschaften auf der Hochebene, wo das Wasser das ganze Jahr hindurch gefriert und wo kein Baum wächst, gewährt keinen annehmlichen Aufenthalt; nur die Hoffnung zum Gewinn veranlaßt die Menschen, sich auf die Gebirgsrücken der peruanischen Anden zu begeben. In Merico dagegen sind die reichsten Silbergruben die von Guanaruato, Zacatecas, Tasco und Real del Monte in einer mittleren Höhe von 5400—6300 Fuß. Die Gruben sind mit angebauten Ländereien, mit Städten und Dörfern umgeben und Alles erleichtert die Gewinnung der unterirdischen Schätze. Merico holte daher Peru in der Ausbeutung nicht nur ein, sondern übertraf es noch. Vergebens entdeckte man im J. 1630 in Peru neue Minen, die von Yauvicocha oder Pasco, im J. 1771 die von Gualgayoc und etwas später die von Porca und Huanhayana; Merico behauptete den Vorrang, da, obgleich die mericanischen Adern die peruanischen nicht an Mächtigkeit und Gehalt übersteigen, ja sogar die letzteren Erze sich noch leichter bearbeiten als die ersteren, die Gruben Merico's sich in Lagen befinden, in deren Klima der Mensch länger ausdauert. In

Peru

kommt das Gold zum Theil aus den Provinzen Pataz und Huailas, wo es entweder auf Quarzgängen im Urgebirge, oder in Seifenwerken an den Quellen des Alto Maranon in dem Partido von Chachapoyas gewonnen wird. Die Partidos von Pataz und Huailas, welche das meiste Gold liefern, sind auf dem Kamme der Cordilleren. Früher zogen die Inkas ungeheure Quantitäten Gold aus den Hochebenen von Curimayo, nordöstlich von der Stadt Caramarca, in einer Höhe von mehr als 3400 Metern über dem Meere. Auch auf dem rechten Ufer des Miscuipampa-Flusses, zwischen dem Cerro de San Jose und der Hochebene wird Gold gewonnen. Die Eingeborenen nennen diese Hochebene Choropampa (Ebene der Muscheln) wegen der außerordentlichen Menge von Ostreen, Cardium und Versteinerungen anderer Seeschalenthiere, welche in der Alpenkalksteinformation von Gualgayoc vorkommen. Hier ist es, wo außerordentlich bedeutende Massen von Gold, in ästiger und fadenförmiger Gestalt, auf den Rothgiltigerz und Silberglaserz führenden Gängen, in mehr als 4000 Metern Höhe über der Meeresfläche gefunden wurden.

Zu den Anden von Peru gehören die Erzlagerstätten von Potosi in Bolivien, die seit dem J. 1545 abgebaut werden und welche in einem Zeitraume von 233 Jahren, von 1556—1789, eine Masse Silber von 92,736,294 Mark geliefert haben. Nach einem mittleren Durchschnitte von 1773—1790 läßt sich die jährliche Production von Potosi mit ziemlicher Zuverlässigkeit zu 1891 Mark Gold und 456,632 Mark Silber annehmen. Der Silbergehalt der Erze hat sich in dem Verhältnisse vermindert, als die Baue mehr in die Tiefe gerückt sind. Im J. 1545 wurden zuweilen Erze angetroffen, die 80—90 Mark Silber im Centner hielten; im J. 1574 war der mittlere Gehalt der verarbeiteten Erze 8—9 Mark im Centner; im J. 1607 soll der mittlere Gehalt der Erze von Potosi nur 1½ Unzen im Centner gewesen sein und seit dem Anfange des 18. Jahrh. wird der Silbergehalt zu 0,48—0,64 Proc. angenommen. Die große Production an Silber ist daher nur eine Folge der sehr

großen Menge von Erzen, welche gewonnen wird. Von 1545—1571 wurden diese Silbererze durch den Schmelzproceß zu Gute gemacht, da die Conquistadores in metallurgischen Arbeiten ganz unerfahren waren. 1571 wurde aber zu Potosi die Amalgamation eingeführt und man konnte nun die Erze mit größerem Vortheile verarbeiten. Die Grube von Huancavelica lieferte das Quecksilber und die große Menge von Steinsalz auf dem Plateau der Cordilleren bei Curahuara, Carangas und Yocalla erleichterte die Amalgamirarbeiten. Von 1545—1637 sind nicht weniger als 234,700 Centner Quecksilber verbraucht worden und in dem Zeitraume von 1759—1765 ist der jährliche Verbrauch 1600—1700 Centner gewesen. Zu Ende des 16. Jahrh. mußten 15,000 Indianer in den Berg- und Hüttenwerken von Potosi arbeiten und täglich wurden mehr als 1500 Centner Salz von Yocalla nach Potosi gebracht. Mitte der 1820ger Jahre waren nur etwa 2000 Bergarbeiter beschäftigt. Potosi, 4865 Meter über dem Meere gelegen, zählte seit dem Ende des 16. Jahrh. gegen 160,000 Seelen. Während der Bürgerkriege fiel die Bevölkerung auf 7000 und seit Wiederherstellung des Friedens hat sie sich wieder auf 13,000 gehoben. Geht man von den Nachrichten aus, welche A. v. Humboldt gegeben hat und die bis auf das Jahr 1804 reichen, und vervollständigt man sie durch die Angaben Jacob's (*Jacob*, Historical Inquiry on Precious Metals T. I, 23; II, 77. 261—265. 395), Mac Culloch's und anderer Reisenden, so findet man, daß die Gewinnung edler Metalle in den peruanischen Anden, alle Minen der beiden ehemaligen Vicekönigreiche Peru und Buenos-Ayres, jetzt der beiden Republiken Peru und Bolivia, zusammengenommen, sich am 1. Januar 1810 mindestens auf 2,403,888,000 Piaster (oder 53,703,316 Kilogr. Silber und 304,800 Kilogr. Gold) belief und am 1. Januar 1846 auf 2,608,700,000 Piaster oder 58,163,000 Kilogr. Silber und 337,725 Kilogr. Gold. Das Verhältniß der Goldmasse war wie 170 : 1, oder dem Werthe nach wie 11 : 1. In manchen Zeitpunkten hatten die peruanischen Minen weit mehr Gold geliefert, z. B. von 1754—1772 = 6,102,139 Mark Silber und 129,080 Mark Gold, was dem Werthe nach wie 3 : 1 sich verhält. Von 1772—1791 waren die Goldminen viel unbedeutender, aber immer noch wie 8 : 1. Im Anfange dieses Jahrhunderts lieferten die peruanischen Anden 251,242 Kilogr. Silber, wovon $^1/_7$ auf das eigentliche Peru und 1500 Kilogr. Gold, wovon 900 auf Peru und 600 auf das Vicekönigreich Buenos-Ayres kamen. Nach den Angaben des Consuls Wilson, 1847, lieferte das eigentliche Peru 5,210,000 Piaster jährlich, was nach dem obigen Verhältnisse 2,237,142 Piaster für Bolivia geben würde.

Es gehören hier noch her die im J. 1630 entdeckten Gruben von Yauricocha oder Pasco, die im J. 1771 entdeckten Gruben von Gualgayoc und Micuipampa, gewöhnlich die Gruben von Chota genannt und ferner die Gruben von Porca und Huanhaya. Die Gruben von Pasco werden unter allen im ehemaligen spanischen Amerika am schlechtesten betrieben, obgleich sie doch jährlich gegen 2 Millionen Piaster an Silber liefern. Um sich eine richtige Vorstellung von der außerordentlichen Menge von Silber zu machen, welches die Natur hier im Kalkgebirge, in einer Höhe von mehr als 4000 Metern über der Meeresfläche niedergelegt hat, ist zu bemerken, daß die Schicht von silberhaltigem Eisenoxyde von Yauricocha ohne Unterbrechung vom J. 1630 an bebaut worden ist, und daß in den ersten 20 Jahren des laufenden Jahrhunderts mehr als 5 Millionen Mark Silber gewonnen worden sind, ohne daß die meisten Schächte eine größere Teufe als die von 30 Metern erlangt haben. Die jährliche Silberproduction in Pasco ist fast niemals unter 200,000 Mark gewesen, hat sich aber in einzelnen Jahren bis zu 300,000 Mark erhoben. Die Gruben von Gualgayoc und Micuipampa geben ihren ungeheuern Reichthum sogar auf der Oberfläche des Bodens zu erkennen. Fast überall, wo man auf der Hochebene von Pampa de Navar den Rasen wegnimmt, hängen Silberglaserz und Haare von gediegenem Silber an den Graswurzeln. Oft kommt das Silber auch in Massen (clavos und remolinos) vor, als wenn Theile des geschmolzenen Metalles sich über einen sehr weichen Boden verbreitet hätten. Die Gruben von Huantajaya, umgeben von Steinsalzlagern, sind vorzüglich wegen der großen Massen von gediegenem Silber berühmt, welche in einer verwitterten Gangart vorkommen. Diese Gruben liefern jährlich 70—80,000 Mark Silber. Das gediegene Silber kommt hier in Begleitung von muschligem Hornsilber, Glaserz, feinkörnigem Bleiglanze, Quarz und Kalkspath vor. In den Jahren 1758 und 1789 wurden Massen von gediegenem Silber gefunden, von 8 und 2 Centner Schwere. Viele Jahre hindurch sind die peruanischen Minen, namentlich unter der spanischen Regierung, mit einer Leichtfertigkeit betrieben worden, welche nur Raubbau in großem Maßstabe zu nennen ist. Zudem hat man bis jetzt bei weitem nicht alles herausgeschaffte Erz benutzt; die heutigen Silbererzeuger leben viel mit von demjenigen Erze, das ihre Vorgänger als zu arm in ungeheuren Massen weggeworfen hatten. Dieser Ausschuß, pallacos genannt, gibt nur 0,0005—0,0008 an Silber. Da man ihn aber nur vom Boden aufzulesen braucht, so findet man immer noch hinreichenden Gewinn, ihn zu verarbeiten, da die Methoden der Bearbeitung wesentlich verbessert sind. Hauptsächlich hat hierzu die bolivische Regierung durch Anwerbung aufgeklärter Ingenieure beigetragen.

Bolivia zählt ergiebige Minen in den Provinzen Chayanta, Porca, Chichas und Poopo. Sie ertrugen seit 1834 jährlich etwa 29,738 Kilogr., Potosi 22,306, sodaß der Gesammtertrag Boliviens 52,044 Kilogr. oder 11,565,000 Fr. ausmacht. Die Golderzeugung ist mindestens 300,000 Piaster oder 444 Kilogr. fein Gold. Potosi liefert gar keins. ($8^1/_2$ Piaster gehen auf eine castilianische Mark, der Piaster = 5 Realen, der in feinem Silber 5 Fr. 43 Centimes entspricht.) Viel peruanisches Silber ging von jeher nach Brasilien durch die Thäler, welche von der Höhe der Anden aus nach Osten, also nach Brasilien hinlaufen. Das Silber ist dort sel-

ten, weil die Minen nur Gold geben. Ehemals, namentlich zur Zeit des großen Glanzes von Potosi, ist der Schmuggel sehr bedeutend gewesen. Ende des 16. Jahrh. schätzte man ihn auf ein Drittheil, später und jetzt kann man ihn auf ein Siebentel anschlagen.

Seit dem J. 1852 haben in Bolivia die Goldwäschereien am Tipuani eine Bedeutung erlangt. Dieser Fluß entspringt im Ostabhange der Anden zwischen dem Illimani und Illampu. Die Gegend ist in tiefe, sämmtlich bewässerte und fruchtbare Schluchten zerrissen, welche alle Producte der Antillen in wunderbarer Fülle erzeugen. Die von den reichen Ergießungen der Schneekette ausgegrabenen Schluchten bilden eine zahllose Menge Wasserläufe, welche sämmtlich Gold führen. Nächst dem Tipuani ist der Mapiri-Fluß sehr reichhaltig an Gold. Tschudi berichtet aus seiner letzten Reise durch die bolivianischen Hochlande im J. 1858, daß der Goldreichthum der Flüsse des Ostabhanges der Anden mit dem californischen rivalisiren könne, nur fehle es an Armen, um ihn zu gewinnen.

Die Minen in Chili

lieferten am Anfange dieses Jahrh. 6827 Kilogr. Silber und 2807 Kilogr. Gold. Nach den officiellen Angaben hat letzteres um zwei Drittheile abgenommen, ersteres aber sich verfünffacht. Man hat die Goldminen um der Silber- und ebenso um der Kupferminen willen verlassen, da diese einen Rohertrag liefern, welcher den der Silber- und Goldminen weit übersteigt. In den drei Jahren 1840—1842, wo die Gold- und Silberausbeute bedeutend war und 37—38 Millionen Fr. betrug, wurden 11,626,592 Kilogr. Kupfer und 41,631,472 Kilogr. Kupfererz zu einem Gesammtwerthe von etwa 44 Millionen ausgeführt. Die Kupferminen sind für das Land eine größere Quelle des Reichthums als die Gold- und Silberminen. Wie in Peru, so fanden sich auch in Chili auf der Oberfläche Goldlager von großem Reichthume. Die bedeutendsten Goldgruben sind die von Petorca, Yapel, Llaoin, Tiltit und Ligua. Auch in den Partidos von Copiapo, Coquimbo und Guasco wurde Gold gewonnen.

Die amerikanischen Erzablagerungen überhaupt beginnen in den Cordilleren von Chili. Die Gold-, Silber- und Kupfererzlager gehen gleich den verschiedenen Formationsschichten in der Richtung des Hauptstreichens der Gebirgsaxe zu Tage. Die Küste von Chili besteht aus Granit und hierin treten jene charakteristischen Golderze ebenso wie in Brasilien mit dem Quarze und Eisen zusammen auf. In derselben Formation brechen aber auch die reichen Kupfererze. Hornblendartige Porphyre und Eurite drangen empor und bilden die zweite Terrasse der Gebirgskette. Eine mächtige und vollständig ausgebildete Kalkformation ist westlich von dieser Porphyrreihe abgelagert. Dieselbe gehört der Kreide an. Ihre Schichten erhielten durch die hervordringenden Porphyre ein Fallen nach Osten und bewahrten hierbei ihr Streichen nach der Richtung der Hauptaxe des Gebirges. Dieser Einfluß documentirt sich indessen nur auf eine gewisse Entfernung, dann erhalten die Schichten ihre horizontale Neigung wieder, bis daß eine zweite Porphyreruption denselben das entgegengesetzte Fallen nach Westen gibt. Zwischen diesen beiden Porphyrbildungen, von denen die Kalkformation eingeschlossen ist, kommen die Erze und zwar an der Berührungsfläche vor. 40—50 Kilometer von dem Meere entfernt treten parallel mit der Küste, nach Domeyko's Untersuchungen, die Erze auf. Das Silber wird im gediegenen Zustande als Amalgam oder Chlorsilber angetroffen; die Golderze nebst den Kupfererzen, die in dem Granite auftreten, sind durch die ganz taube Porphyrformation von ihnen getrennt. An der Berührungsfläche der Kalkformation mit der östlichen Porphyrbildung trifft man ferner mannichfache Lager von Bleiglanz, silberhaltigem Fahlerze von silberhaltigen Schwefel- nebst Arsenikverbindungen an. Hinter dieser zweiten Porphyrlinie treten endlich die Granitfelsen von Neuem auf und mit ihnen die Gänge von eisen- und goldführendem Quarze. Steigt man noch höher, so bieten sich dem Auge nur jene ungeheuren Trachytformationen und modernen Vulkane dar, deren kolossale Massen, auf einer 2000 Meter hohen Hochebene lagernd, sich darüber noch 3000 und 4000 Meter höher erheben. Sobald irgend eine Formation für sich allein auftritt, so ist sie nicht erzführend und wird dies erst dann, wenn in ihr Porphyre und sonstige vulkanische Massen aufsetzen. Die Silbererze, der Bleiglanz und das silberhaltige Fahlerz sind jünger als die Kreide; die goldhaltigen Quarzgänge mit dem Eisen- und Manganoxyde, welche in dem Schiefergebirge aufsetzen, sind älter. Der Quarz und die Hornblende sind die gewöhnlichen Gangmassen für die Kupfererze, der eisenschüssige Quarz für das Gold, der Schwer- und Kalkspath kommen in der Regel nur mit den Silbererzen vor. Seit 1831 werden namentlich die Erzlager von Chanarcillo als die reichsten ausgebeutet; allein wie unwirthschaftlich man verfährt, geht aus den Resten hervor, die weggeworfen werden, während sie noch eine Menge Silber enthalten. Man nimmt an, daß wenn eine chileniſche Kiste von 64 Centnern nicht 50 Mark Metall gibt (dies gibt ein Verhältniß wie 4 : 1000), so verdient das Erz die Ausbeute nicht. Die Minenarbeiter von Potosi müssen sich mit dem vierten oder fünften Theile begnügen. Am Ausgehenden der goldführenden Gänge sind in der Regel Quarz, Brauneisenstein und Eisenglanz die einzigen Mineralien, welche vorkommen, und eben diese Mineralien finden sich auch als Begleiter des Goldes im Alluvium. Sowie im Eisenkiese, so ist auch hier das Gold an Eisen geknüpft. Die eigentlichen Golderze kommen in Chili nur in oberen Teufen oder ganz am Ausgehenden der Gänge in zerfressenem, mit Eisenoxydhydrat und ochrigem Thone gemengten Quarze, also in Begleitung mit oxydirtem Eisen vor. Die goldhaltigen Eisenkiese gehen dagegen in den Gängen bis zu bedeutenden Tiefen nieder. Die Kiese, welche Gänge von 6—9 Fuß Mächtigkeit bilden, sind bei weitem reicher an Gold als die Quarzgänge. Vorzügliche Golddistricte sind gegenwärtig die von Limachi und Casuto, wo das Gold aus dem Sande der Flüsse und in Quarz-

adern, namentlich bei Chivato in den südlichen Cordilleren, gewonnen wird. Eine vergleichsweise ungeheure Goldmasse von allen südamerikanischen Staaten hat namentlich

Brasilien

geliefert, dessen Goldlager gewiß noch sehr bedeutende Schätze bergen. In mehren seiner Provinzen, hauptsächlich in Minas-Geraes, sind sehr ausgedehnte Goldalluvionen, in denen man auch Diamanten gefunden hat, und die, obwol seit mehr als drei Jahrhunderten bekannt, doch erst seit dem Anfange des 18. Jahrh. regelmäßig ausgebeutet werden.

In Brasilien kommen Golderze ausschließlich vor. Die Gruben liegen hauptsächlich in der Provinz Minas, deren geognostische Beschaffenheit ganz eigenthümliche Verhältnisse darbietet. Man trifft in den Thalgründen bis zu den höchsten Bergspitzen zuerst den Gneis und den geschichteten Quarz an, der mit dem chloritischen Quarze, Itakolumit, in ungeheurer Mächtigkeit auftritt. In größerer Höhe sind diese Quarzfelsen von Brauneisenstein durchdrungen, in der größten Höhe tritt der Sandstein auf, der bis zu den höchsten Bergspitzen emporreicht. Besonders findet sich der Quarz mit erzführenden Substanzen durchdrungen. Gewöhnlich trifft man das Eisen als Brauneisenstein, dann auch den goldhaltigen Schwefelkies, Graumanganerz, Manganspath und gediegenes Gold an. Das Gold kommt hier so häufig vor, daß man in einzelnen Gegenden nur irgend eine Schicht zu nehmen, zu zerschlagen und aufzubereiten braucht, um das Metall in ziemlich ansehnlichen Quantitäten zu erhalten. Es tritt namentlich mit dem Eisen und Manganerze auf. Der Manganspath ist bei der Aufsuchung von Gold der beste Führer, allein der Goldgehalt der Gebirgsarten variirt außerordentlich. Ein einziger Tag vergilt zuweilen die fruchtlosen Arbeiten vieler Wochen. Im J. 1837 förderte die kaiserliche Compagnie von Gongo-Socco, welche unter allen die größte ist, 18,000 Tonnen Erz, aus denen man 700 Kilogr. Gold gewonnen hat, was nur $1/_{26.000}$ für den durchschnittlichen Gehalt, d. h. ungefähr 100 Gramm Gold pro Cubikmeter Erz ausmacht. Durch ein Ausklauben sucht man das Gold von den fremden Substanzen zu befreien und dann wird das Erz auf die Pochwerke gebracht, von da in die Wäsche oder Amalgamation. Von sechs anderen Compagnien wurden unter ähnlichen Verhältnissen 950 Kilogr. Gold erzeugt. Alles übrige Gold wird in Brasilien aus den Seifen gewonnen, die aus eisenhaltigem Quarze und veränderten Sandsteingeröllen bestehen, und in denen bei Rio Guarahi, Rio Abaete, Tejuco, Corregodas-Lagens außer dem Golde noch Palladium, Diamanten, Platina, Osmium und Iridium vorkommen. Die Flüsse und Bäche in dem Süden der Provinz St. Paul sind nur dann gold- und edelsteinführend, wenn sie über eine Thonschieferformation hinweggegangen, die wie der Kalk über dem Sandsteine liegen und wenn sie in Berührung mit dem Sandsteine gewesen sind, der zum Itakolumit gehört. Oefters findet man den Diamant auch anstehend in einem weißen körnigen Quarze, namentlich in dem Sandsteine von Serra-Grammangoa. Die übrigen Edelsteine, Topas, Euklas und Beryl kommen in Brasilien häufig in den Goldseifen und in den Schichten des Itakolumits vor, die namentlich sehr talk-, chlorit- und manganhaltig sind. Auf mehren Stellen in Brasilien scheint die Bildung von zinnerzführenden Graniten, Bleiglanz und chromsauren Bleilagern der großen Metallbildung, die durch das Gold und die Edelsteine charakterisirt wird, vorausgegangen zu sein.

Gold und Platin befindet sich in Brasilien nur in gediegenem Zustande. Die größte Menge von beiden Metallen wird aus den Seifen gewonnen, welche nur zerstörte früherhin anstehend gewesene Gebirgsarten sind, in dieser Beziehung mit den Zinnseifen übereinstimmen, von ihnen aber in sofern unterschieden werden müssen, da das Gold und Platin weit mehr als das Zinnoxyd bei der anstehenden Gangmasse vertheilt ist, deshalb dort selten zu gewinnen und selbst schwierig aufzufinden ist, während es wegen seiner physikalischen Eigenschaften dem zerreibenden Einflusse des Wassers besser widerstanden und sich darum in den Seifen auf weit größeren Entfernungen von dem anstehenden Orte leichter als die Zinnerzseifen wieder findet. Das Gold kommt fast immer mit den Eisenerzen vor. In Brasilien ist es ein häufiger Begleiter des Rotheisensteins und tritt mit einem Gesteine auf, das aus Quarz und Eisenglimmer besteht. In den Cordilleren kommt das Gold mehr mit Schwefelkies und Brauneisenstein vor, welche letztere durch das Zersetzen der Kiese entstanden sind. Nach dem Eisen ist der Quarz die gewöhnlichste Gangart des Goldes; selbst außerhalb Brasilien setzen viele Gänge auf, in denen das Gold in zerfressenem, reinem und krystallinischem Quarze vorkommt. Fast immer hängt das Vorkommen des Goldes in Brasilien mit dem mehr oder weniger mächtigen Auftreten des Quarzes zusammen.

Die Goldalluvionen Brasiliens sind schon seit mehr als drei Jahrhunderten bekannt, sind aber erst seit dem Anfange des 18. Jahrh. regelmäßig ausgebeutet worden. Funfzig Jahre später lieferte Brasilien mehr Gold als der ganze übrige Continent. Damals schlug man in Brasilien und Portugal viele Goldmünzen und im J. 1777 schätzte man die Menge des in Portugal und Brasilien umlaufenden Goldes auf das Achtfache des Silbers. Die glänzendste Periode für die brasilianischen Goldwäschen fällt in den Zeitraum von 1752—1762. Der Fünfte, Quinto (eine Abgabe, welche der Staat vom Waschgolde erhebt), betrug im Durchschnitte jährliche in den Jahren

1752—1762	=	104	Arrobas
1763—1773	=	90	=
1774—1784	=	69	=
1785—1794	=	45	=
1795—1810	=	28	=
1811—1817	=	21	=
1818—1820	=	6	=

Die Goldproduction Brasiliens hat sich also mit einer außerordentlichen Schnelligkeit vermindert, woran zum

Theil die Erschöpfung der Lagerstätten, noch mehr aber der Hang zur Cultur von Colonialproducten, welche die immer fortdauernde schändliche Sklaveneinfuhr aus Afrika begünstigt, Schuld tragen. Allein die obigen Zahlen können nur das Verhältniß angeben, in welchem sich die Goldproduction von 1752—1820 vermindert hat und sie dienen hauptsächlich nur dazu, daraus diejenige Quantität zu ermitteln, von welcher der Fünfte wirklich entrichtet ist. Kann man also in dem Zeitraume von 1752—1762 die in Brasilien gewonnene Quantität Goldes, von welcher der Fünfte entrichtet ward, im Durchschnitte (eine portugiesische Arroba hat 14,6 Kilogr.; eine Goldarroba hat zu Rio Janeiro einen Werth von 15,000 Cruzaden) zu 104,5 = 520 Arrobas = 7592 Kilogr. annehmen, so hat die Production in dem Zeitraume von 1800—1810 im Durchschnitte nur 2044 Kilogr. und in dem Zeitraume von 1818—1820 nur 438 Kilogr. betragen. Zu diesen Summen müssen jedoch noch diejenigen Quantitäten hinzugerechnet werden, von denen die Abgabe nicht entrichtet ist; denn für die verschiedenen Zeitperioden ist die Summe des auf unerlaubte Weise gewonnenen und durch Schleichhandel, der in Brasilien in ungeheurem Grade sonst und noch jetzt betrieben wurde, abgesetzten Goldes gewiß sehr verschieden und nicht einmal mit einiger Wahrscheinlichkeit zu ermitteln. v. Eschwege schlägt für den Zeitraum von 1800—1810 die unerlaubte Goldgewinnung auf $^1/_5$ an, sodaß die wirkliche Goldproduction Brasiliens in dem gedachten Zeitraume noch 3700 Kilogr. betragen hat, während sie von 1818—1820 nicht mehr als 584 Kilogr. beträgt. Man kann annehmen, daß in der Mitte des 18. Jahrh., wo die Goldwäschen sich im höchsten Flore befanden, eine Gewinnung von 6600 Kilogr. jährlich statt fand, welche von 1817—1820 auf wenigstens 600 Kilogr. herabgekommen ist. 1822 wurden nur 24 Arrobas (350 Kilogr.) in den Schmelzhof zu Villa Rica abgeliefert. Nach v. Eschwege, Generaldirector der brasilianischen Minen, war der Ertrag am Ende des 18. Jahrh. 3700 Kilogr., er sank immer tiefer, bis auf 350 Kilogr. herab, soll aber in neuerer Zeit, nach Claussen's Berechnung, sich wieder auf 2500 Kilogr. gehoben haben. Nach der Berechnung Raynal's beläuft sich die Masse Gold, welche seit Anfang der Ausbeutung bis zum J. 1755 aus Brasilien floß und Abgaben bezahlte, auf 480 Mill. Piaster oder 709,800 Kilogr. feines Gold. Die Nachweise über die Quinta, welche v. Eschwege geliefert hat, ergaben von 1756—1777 = 138,000 und von 1778—1810 = 110 Kilogr. Wir erhalten also bis zum J. 1810 eine Gesammtmasse von 955,800 Kilogr., und schlägt man den in Brasilien sehr thätigen Schmuggel nur auf ein Drittheil an, was äußerst gering ist, so erhält man 1,274,000 Kilogr. Berechnet man den Ertrag seit 1810—1846 auf 60,000 Kilogr., so steigt diese Gesammtsumme auf 1,334,400 Kilogr. oder 4,596,260,736 Franken.

Ueber das Verfahren, das Gold und die Diamanten in Brasilien zu fördern, gibt Schäffer (in der Schrift: Brasilien, als unabhängiges Reich in historischer, merkantilischer und politischer Beziehung geschildert, Altona 1824. S. 314) Folgendes an. Das Gold wird in der Gegend von Villa Rica als Pulver und feiner Staub, in größeren und kleineren Blättchen, in Krystallform, besonders als Oktaeder und Tetraeder, gewaschen, selten in ganzen Knollen gefunden. Doch kommen auch Klumpen von einer Unze an Gewicht vor, wie sich ein solcher in der Sammlung zu München befindet. Aus der thonigen Oberfläche der Bäche und Flüsse und aus nur gepochten goldhaltigen Quarzadern und den Eisensteinflötzen wird es ausgewaschen. Selbst beim Ausreißen von Wasserpflanzen findet man Gold an den Wurzeln angehäuft, wohin es zufällig durch Regen geschwemmt worden. Die Goldwäscher, meist nur Schwarze, sind mit einer ledernen Jacke bekleidet. Man versieht sie mit einer hölzernen Schüssel (Panella), von etwa 2 Fuß im Durchmesser und einem ledernen, am Vorderleibe befestigten Beutel. Von dem tieferen, älteren Flußkiese wird die Schüssel gefüllt und mit ihr durch Schütteln, Abspülen und Abstreifen so lange fortgefahren, bis der schwere Goldstaub unten im Mittelpunkte des Gefäßes rein in seinem Metallglanze erscheint, worauf mit der Hand etwas Wasser zugegossen und das Gold endlich lauter ins lederne Beutelchen gestreift wird. Diese Art des Goldwaschens heißt mergulhar, — untertauchen. In den ältesten, ergiebigsten Minen bei Villa Rica sind Siebe und rohe Ochsenhäute angebracht. Erstere dienen, um den gröberen Schutt abzuhalten, letztere um in den aufwärts gerichteten Haaren den Goldstaub aufzufangen. Hier und da sieht man auch einzelne Gruben, in denen sich der goldhaltige Schlich oder Sand ansammelt. Sobald die Regenzeit beginnt, werden diese einfachen Vorrichtungen in Thätigkeit gesetzt. Das herbeigeleitete, in Gruben gesammelte Wasser schlämmt das Gold aus dem Gesteine aus und bringt es entweder in die Gruben herab, oder zwischen die Haare der Rindshäute. Das Metall wird hierauf aus dem Schlamme in jenen Behältern, von Negern, die bis an den Gürtel entblößt auf hölzernen Bänken darin sitzen, mittels der Panella, oder auf einem Planherde ausgeschlämmt und das in den Rindshäuten aufgefangene Gold in eigenen Kufen ausgewaschen und ausgeklopft. Auch diese Art, das Gold aus offener Mine zu gewinnen — minerar a talba aberta — ist den freien Negern gegen einen täglichen Pacht überlassen.

v. Eschwege beschreibt die brasilianischen Waschschüsseln; sie sind aus Holz gedrechselt, haben 18—19 Zoll im Durchmesser und eine trichterförmige, im Mittelpunkte 3 Zoll im Lichten tiefe Gestalt. Beim Füllen der Schüssel werden ihr Anfangs rotirende, nachher aber mehr blos zuckende Bewegungen gegeben, wodurch sich die schweren Theile zum Mittelpunkte setzen, die leichten aber nach und nach abgespült und der Fluth überlassen werden. Die Schüssel wird nämlich in wenig strömendem Wasser gehalten. Die Metalltheile im Centrum werden zuletzt streifartig über die innere Wand der Schüssel durch eine zuckende und zugleich ausgießende Bewegung verbreitet, wobei alsdann die Goldtheilchen genau unterschieden werden können.

Die Diamantenwäsche wird hauptsächlich in dem berühmten Districte Tejuco an dem St. Franciscostrome und dessen Nebenflüssen betrieben. Der verwaschene Schlich (Cascalho) besteht aus denselben Substanzen wie in den Golddistricten. Es finden sich große runde Kieselmassen, durch Eisenoxyd mit einander verbunden, die nicht selten Gold und Diamanten einschließen.

Der mit Anfang dieses Jahrhunderts immer mehr und mehr abgenommene Ertrag der brasilianischen Goldwäschen scheint durch die Industrie einiger englischen Gesellschaften in sofern wieder etwas gehoben zu werden, als der Goldbergbau in Aufnahme gekommen ist. Nach den Nachrichten A. Bürat's an Elie de Beaumont (Ann. des Mines XIX, 746) findet dieser Goldbergbau zu Taquary und Gongo-Socco, Provinz Minas, statt. Der hauptsächlich goldhaltige Fels ist der Jacotinga, der sich als quarziger, compacter, röthlicher Fels von blättriger Structur zeigt. Das Gold wird in ihm in kleinen, oft ästigen Stücken (pépites), besonders in Platten, wo sich Eisen findet, gefunden. Ueber dem Jacotinga findet sich ein Sandstein aus Körnern von krystallinisch durchsichtigem Quarze, welcher Eisenglanz und kohlensaures Manganoxyd enthält. Das Gold begleitet diese beiden Metalle. Das Erz von Gongo-Socco ist von allen das einträglichste. Der Bergbau fing mit Tagebau an, ist jedoch an mehren anderen Orten der Provinz, so zu Cocaes, Calla-Bianca, Morro das Almas, Condoga, Morro-Velho, unterirdischer Bergbau geworden. Die Tiefe der Gruben geht nur bis zu 100 Meter. Zwei Jahre hindurch hat die mittlere Production täglich 15 englische Pfunde betragen. Man schätzt, daß Gongo-Socco von 1829—1841 30,000 englische Pfunde Gold, 22 Karat fein, geliefert hat. Nach dem von der Direction des brasilianischen Bergwerksvereins erstatteten Berichte wurden im letzten Halbjahre von 1843 im Ganzen 286 Pfund Gold gewonnen, welche einen Werth von 11,674 Pfund Sterling ergaben. Was die Goldproduction am meisten behindert, ist der Mangel an Bergleuten.

Als eine merkwürdige Erscheinung verdient hier noch erwähnt zu werden, daß, seitdem die Goldgewinnung in Brasilien so tief fiel, dieselbe im nördlichen Asien und in dem südlichen Theile der Alleghanys, in Virginien, Nord- und Südcarolina, Georgien, Tennessee und Alabama zu einer unerwarteten Höhe emporstieg. Der eigentliche Flor dieser nordamerikanischen Goldwäschen, welche bald auch einen eigentlichen Bergbau auf anstehendes Gestein veranlaßten, fällt in die Jahre 1830—1835. Die Erscheinung des Goldreichthums in solcher Nähe von der atlantischen Küste bietet nicht nur in geognostischer Hinsicht, sondern auch in historischer Beziehung ein großes Interesse dar, da das viele Gold, welches die ersten spanischen Conquistadoren in den Händen der Eingeborenen von Florida fanden, jetzt nicht mehr als Wirkung eines alten Verkehrs mit Mexico (Anahuac) oder mit Haiti betrachtet zu werden braucht. Bevor wir aber hierauf näher eingehen, müssen wir noch das Vorkommen von Gold betrachten in

Neu-Granada, Venezuela und Ecuador, welche im Norden von Südamerika den ehemaligen Freistaat Columbia bildeten. Schon seit dem 17. Jahrh. liefert das alte Vicekönigreich Granada kostbare Metalle, fast blos Gold. Vorzüglich war die Gegend von Santa Rosa am Rio Grande der Anziehungspunkt der Eingeborenen. Die nächste Umgegend von Santa Rosa scheint, wie Degenhardt (im Archiv für Mineralogie u. s. w. von Karsten und Dechen XII, 14) angibt, vom Bergbaue wie durch Maulwürfe durchwühlt zu sein. Man ist an vielen Stellen so nahe an die Stadt gekommen, daß letztere aus der Umgegend wie eine Festung aus einer weder gebirgigen noch flachen Oberfläche, die nach allen Richtungen, soweit das Auge reicht, von Reihenzügen niedriger wellenförmig gestalteter Hügel mit tiefen breiten Gräben umgeben, hervorragt. Die Arbeiten des Bergmannes haben der ganzen Gegend durch Aufthürmen der Schutthaufen ein fast lebloses Ansehen gegeben. Die kleine übrig gebliebene Anhöhe, die aus einem Goldseifenwerke besteht, worauf die 9100 Fuß über dem Meere erhabene Stadt Santa Rosa, der höchste bewohnte Ort der Provinz Antioquia, liegt, soll so reich sein, daß Speculanten sich erboten haben, die dürftig gebauten Häuser der Stadt auf eine andere bessere Stelle zu verlegen, um Zugang zu den verborgenen Schätzen zu erhalten. Allein die Priester haben ihre Einwilligung hierzu verweigert. Bis Ende der 1830ger Jahre beutete man nur den aufgeschwemmten Sand aus und berühmt sind die Goldwäschen von Novita in Choco und zu Quilichao und Jelima. In Neu-Granada wurden jährlich im mittleren Durchschnitte 18,300 Mark Gold gewonnen, welche in den Münzen zu Santa Fe de Bogota und zu Popayan vermünzt sind. Nach A. v. Humboldt sind die größten Reichthümer an Waschgold im Westen der Centralkette der Anden, in den Provinzen Antioquia und Choco, im Thale von Rio Cauca und an den Küsten des Südmeeres, in dem Partido de Barbacoas niedergelegt. Wenn man das goldführende Terrain in drei Regionen eintheilt, so kann man für Choco 10,800 Mark Gold, oder mehr als die Hälfte der ganzen Production von Santa Fe, für Barbacoas und für den südlichen Theil des Caucathales, zwischen Cali und Popayan, 4600 Mark, und für die Provinz Antioquia und die Gebirge von Guamoco und Simiti 3400 Mark Gold rechnen. Die Alluvionen, welche das Gold in Blättchen und in Körnern zwischen Stücken von Grünstein führen, erstrecken sich von der westlichen Cordillere bis zu den Ufern des großen Oceans. Der Rio Andageda führt das meiste Gold. Das ganze Terrain zwischen dem Andageda, dem Rio de San Juan, an welchem der Ort Noanama liegt, dem Rio Tamana und dem Rio de San Augustin ist Gold führend. Das größte Stück Gold, welches in Choco gefunden worden ist, wog 25 Pfund. Man sagt, daß bei la Paz in Peru, im J. 1730, ein Stück Gold 45 Pfund schwer gefunden worden sei. Die Provinz Choco ist so reich, daß jährlich mehr als 20,000 Mark Waschgold gewonnen werden können. Allein dies an Gold so reiche Land hat stets mit dem größten

Mangel zu kämpfen. Bewohnt von afrikanischen Sklaven und Indianern seufzt es unter dem Despotismus der Corrégidors von Zitara, Novita und Tadda. Ein Land ohne Cultur, ohne Felder und Wege, mit der größten Theuerung aller Lebensmittel, ist in seinen Transportmitteln so unzugänglich, daß man in die Provinz Antioquia nur zu Fuß gelangen kann. Die ganze Bevölkerung consumirt nur, ohne zu produciren. Erst in neuerer Zeit sind von der neugranadischen Regierung, welche fühlt, von welcher Wichtigkeit für das Land die Goldindustrie werden kann, für den Handel freisinnigere Grundsätze eingeführt. Im Anfange dieses Jahrhunderts schlugen die Münzen von Santa Fe de Bogota und Popayan zusammen jährlich 2,100,000 Piaster in Gold. Der Ertrag der Wäschereien war damals in fortwährendem Steigen. Während der zwei Jahre 1806 und 1807 betrug die Münzung 22,363 Mark oder 3,042,502 Piaster, was, nach dem in jener Zeit herrschenden Schmuggel zu schließen, wol 3,300,000 Piaster oder 4880 Kilogr. betragen mag. Während des in Columbien so lange und erbittert andauernden Unabhängigkeitskampfes litt die Ausbeutung der Minen bedeutend. Die officiell bekannte Ausbeutung belief sich von 1810—1829 durchschnittlich auf 1,678,214 Piaster, wovon mindestens 1,600,000 in Gold. In den Jahren 1843 und 1844 wurden in den beiden Münzhöfen von Bogota und Popayan durchschnittlich 1,779,295 Piaster geschlagen. Aber in den letzten Jahren war der Schmuggel sehr bedeutend und da der auswärtige Handel sehr zugenommen hatte, wurden nicht nur die Abgaben, sondern auch die lästigen Formalitäten umgangen. Man mußte noch im J. 1845 an 19 Proc. bezahlen und konnte nur gemünztes Gold ausliefern, sodaß der Minenbesitzer des unteren Choco seinen Goldstaub durch ein unwegsames Land hätte schicken müssen, von wo man es ihm in Münze wieder zurückgeschickt hätte. Unter diesen Umständen wurde fast alles Gold aus den Goldwäschereien des unteren Choco heimlich ausgeführt. Der Münzhof von Quito, in der Republik Ecuador, wo man höchstens 100,000 Piaster jährlich schlägt, erhält sein Gold aus dem Choco. Namentlich das Gold aus den benachbarten Wäschereien von Barbacoas nimmt diesen Weg. Ein anderer Theil des Goldes von Neu-Granada geht nach Jamaika und von da nach England. Die Ausfuhr von Barren ist jetzt gestattet gegen einen Ausfuhrzoll, der nur halb so groß ist, als sonst das gemünzte Gold bezahlte. Nach einer Vergleichung zwischen der Aus- und Einfuhr von Waaren muß man annehmen, daß davon 3¼ Millionen Piaster in Münze, Barren und Goldstaub ausgeführt werden.

Goldführende Gänge sind in den Gebirgen von Guamoco und Antioquia bekannt (Buritica, Valle de Osos, Cerro de Morrogacho, de Musingo, de Quiuna u. a.) und der früher in ihnen sehr vernachlässigte Bergbau ist in neueren Zeiten, namentlich seit 1832, lebhaft betrieben worden. Die reichen, oft mächtigen, früher von den Seifenschichten bedeckten, in dem darunter liegenden weitverbreiteten Granitgebirge aufsetzenden goldhaltigen Quarz- und Schwefelkiesgänge waren sonst nur am Ausgehenden bekannt. Allein diese Gänge nehmen nach der Tiefe hin bedeutend an Reichhaltigkeit zu. Der Schwefelkies ist häufig und fast immer vom Ausgehenden durch Zersetzung in Brauneisenstein verwandelt, ein Mineral, welches unter diesem Namen, das Gold sehr fein und gleichförmig zertheilt enthaltend, von den Eingeborenen als das weichste und am leichtesten zu behandelnde Erz die größte Aufmerksamkeit erhält. Die Saalbänder solcher Gänge bestehen oft aus einem weißen, sich fettig anfühlenden verwitterten Feldspathgesteine (Caliche), welches, auch häufig die nesterweise im Gange vorkommenden Drusenräume ausfüllend, ebenfalls das Gold fein eingesprengt enthält. Zur Ausbeutung dieser Gänge ist hauptsächlich um den kleinen Bergflecken Trinidad in der Nachbarschaft von Santa Rosa am Rio Grande ein Bergbau eröffnet. Die Bergwerke bestehen aus Gangbergbau und Seifenwerken. Der aus beiden gewonnene Goldsand (oro en palvo) wird öffentlich verkauft. Degenhardt, welcher diese Etablissements im August 1834 besucht hat, theilt mit, daß, um an den Gang zu gelangen, zunächst die oberen Thonschichten des Seifenwerkes durch darüber geleitete Wasserströme bis zur Tiefe des goldhaltigen Sandes weggeräumt werden. Dieser wird dann ebenfalls durch Wasser in Schlämmgräben geleitet und darin bis zu einem gewissen Grade concentrirt. Zuletzt wird durch Waschen das Gold vom Sande getrennt. Die unter dieser goldhaltigen Sandschicht zurückgebliebenen Braunkohlenlagen bedecken wie ein Pflaster die übrigen Schichten, welche nur da weggeschafft sind, wo dieser Gang bergmännisch bearbeitet werden soll. Die eigentlichen Arbeiten des Bergmannes sind sehr unvollkommen. Die in ledernen Säcken mittels Haspel oder auf dem Rücken der Arbeiter zu Tage geförderten Erze werden nach einem Pochwerke transportirt. Die weitere Concentration der hier zerkleinten Erze geschieht durch das Bateawaschen der Eingeborenen.

Boussingault (Lettre a M. de Humboldt, in den Annales de Chimie et de Physique XXXII, 204) theilt mit, daß er in dem goldführenden Pacos (ockerige Erden) der Gänge von Santa Rosa, de los Osos, in einer Höhe von 2775 Metern abgerundete Platinkörner entdeckt habe. Diese Gänge setzen im Syenit und Grünstein (Diorit) auf. Die Lagerstätte des Platin ist östlich vom Rio Cauca in dem Gebirgsknoten von Antioquia, sodaß die gold- und platinführenden Seifengebirge von Choco und Barbacoas ohne Zweifel nur der Zerstörung einer Syenit- und Grünsteinformation ihre Entstehung verdanken. Mit dem Golde und Platin kommen zu Choco zuweilen Zirkone, Hyacinthen und Titan vor. Boussingault (Annales de Chimie et de Physique XXXIV, 408) hat ferner sehr viele Stücken gediegenes Gold aus mehren columbischen Gruben in der Absicht untersucht, den Silbergehalt des Goldes auszumitteln. Die Resultate hiervon sind folgende (vgl. S. 112):

Gold	Silber	
nach Procenten.		
73,45	26,48	Gediegenes Gold von Marmato.
74,00	26,00	„ „ „ Titiribi.

Gold	Silber	
nach Procenten.		
88,24	11,76	Gediegenes Gold von Malpaso.
87,94	12,06	" " " Rucio-Sucio.
73,40	26,60	" " " Otra Mina.
88,58	11,42	" " " Llana.
88,15	11,85	" " " La Baja.
84,50	15,50	" " " Ojas-Anchas.
82,40	17,60	" " " La Trinidad.
64,93	35,07	" " " Santa Rosa de Osos.

Das specifische Gewicht des Goldes war bei dem

von Marmato	12,666
" Malpaso	14,706
" Santa Rosa . . .	14,149.

Boussingault spricht hierbei die Ansicht aus, daß das geringe specifische Gewicht des gediegenen Goldes von seiner krystallinischen Structur herrühren müsse. Das aus Santa Rosa analysirte Metall ist dem sehr ähnlich, welches Klaproth Electrum genannt und darin gefunden hat

Gold	64
Silber	36
	100

Außer den schon genannten Goldminen besitzt Neu-Granada noch andere, deren Ausbeutung in die Zeit der Entdeckung des südamerikanischen Continents durch Columbus hinaufsteigt, nämlich die in der Provinz Veragua auf dem Isthmus von Panama.

Schon Columbus schrieb der Königin Isabella von Spanien, daß, wie der Geschichtsschreiber Josephus erzählt, König Salomo sein Gold aus der Aurea (dem Gold-Chersones) gezogen habe. Diese Aurea Indiens habe er im Lande Veragua gefunden, welches ihm in zwei Tagen mehr Spuren vorhandener Reichthümer gezeigt habe, als Espanola (Haiti) in einem Jahre. Er schrieb weiter: „Die Schätze dieses Landes sind hinreichend, alle Kriegskosten zu decken, um das heilige Land den Ungläubigen zu entreißen." Die drei Provinzen Veragua, Panama und Darien nannten die spanischen Historiographen des 16. und 17. Jahrh. „*La Tierra firme*;" sie umfaßten die Statthalterschaft zwischen Cap Gracias a Dios und dem Golfe von Venezuela mit der Hauptstadt Panama. Hier, wo die erste Bühne der Thaten jener Conquistadoren des Festlandes war, die mit einer der merkwürdigsten Episoden aus der Entdeckungsgeschichte Amerika's und dem Leben des Columbus debütirte, einigt sich das historische Interesse der Vergangenheit mit der großen Bewegung der Gegenwart. Heute, wo eine Eisenbahn den Isthmus von Panama und mit ihm Amerika durchschneidet, wo die Ausführbarkeit einer künstlichen Wasserstraße für Schiffe jeder Größe außer Zweifel steht, heute erkennt man die Bedeutung dieses lange vergessenen Landes für den Weltverkehr. Bei den Gefährten des Columbus, Balbao's, Pizarro's und Quesado's, war es der Golddurst, das blendende Traumbild des Dorado mit seinen vielen schimmernden Schätzen, das sie vorwärts trieb durch unbekannte Wildnisse, bereit, das Aeußerste zu ertragen. Allein unsere Verwunderung der verwegenen Thatkraft dieser castilischen Helden wird sehr herabgestimmt durch die namenlosen Gräuel, welche ihre Eroberungszüge in Amerika und namentlich ihre Züge durch die Tierra firme vom Anfange bis zum Ende begleiteten. Columbus hatte hier das Geheimniß der westlichen Durchfahrt vergeblich gesucht. Er starb, ohne zu ahnen, daß er für Spanien und Europa einen neuen Welttheil geöffnet, in dem festen Glauben, in Asien gewesen zu sein. Die glänzenden Eroberungen goldreicher Länder hatten in den Augen des 16. Jahrh. den Ruhm des Columbus völlig verdunkelt und sein Verdienst war fast vergessen. Seitdem sind die Goldminen von Peru und Mexico ausgebeutet, aber Mittel-Amerika's geographische Lage und Configuration blieben ein Schatz für die kommenden Zeiten, den der rohe Fanatismus der Spanier nicht zu heben verstand.

Durch besondere Vergünstigung der Regierung zu Bogota wurde die Goldgewinnung zu Anfange der 1840ger Jahre ganz frei gegeben und das Gold wird meist in Bijouterie verarbeitet. Auch ein Theil des Goldes aus der Provinz Antioquia wandert dahin. Im J. 1853 hat man im Freistaate Venezuela, in der Provinz Cumana nahe am Golfe Paria, neue Goldminen entdeckt, deren Nachforschungen vermuthen lassen, daß die kleine Cordillere, welche sich von Carupano von Westen nach Osten, nach St. José, erstreckt, ihrer ganzen Ausdehnung nach mehr oder weniger goldführend ist. Auch berichten Briefe aus Guayaquil, daß bei Jama in der Provinz Manabi des Staates Ecuador ein Goldfeld aufgefunden ist, das ungeheure Reichthümer in sich schließt. Die Districte Poilon und Atacames an der Küste des stillen Oceans besonders sind es, in denen die Gebirge mit ihrem Flußgeäder Edelsteine, Silber und Golderze in großer Menge in sich schließen. Die Länder des Esmeraldas sollen die reichsten auf dem ganzen Erdballe sein. Man kann die jährliche Gesammtausbeutung von Neu-Granada auf 3,350,000 Piaster oder 4953 Kil. Gold anschlagen, wozu noch etwa 200,000 Piaster in Silber kommen, aber viele Silberminen sind noch gar nicht ausgebeutet. Die Gesammtausbeute der Minen von Neu-Granada seit der Entdeckung bis zum Jahre 1846 läßt sich auf 376½ Mill. Piaster in Gold (= 556,840 Kil. reines Metall oder 1918 Mill. Franken) und höchstens auf 250,000 Kil. Silber oder 55½ Mill. Fr. anschlagen.

Die Küstengebirgskette von Venezuela, oder wie dieselbe auch sonst die Gebirge von Caracas genannt wird, ist eine Verlängerung der östlichen Cordilleren, der Anden von Cundinamarca, und alles gebirgige Land, durch welches beide in Verbindung stehen, war in der Mitte des 16. Jahrh. in Europa sehr berühmt geworden. Walther Raleigh rühmte das Land schon 1630 als ein Eldorado, wurde aber dafür in England als Betrüger verfolgt. Die Spanier bezeichneten das heutige Venezuela und die neugranadische Conföderation gemeinsam mit dem Namen: Castilla del Oro, Goldcastilien, weil dort viel Gold erbeutet worden ist. So befanden sich in der

Ortschaft Santa Maria große Goldschätze. In dem Granitgneise, welcher zwischen dem Tocuyo und dem Yaracuiflusse sich befindet, setzen die goldführenden Gänge von Buria auf und es ist hier die Kupfergrube Aroa, welche bis auf die neuesten Zeiten im Betriebe war. Es zeigt diese Gebirgskette in ihrem Centrum und gegen Osten dieselben Structurverhältnisse wie die Anden von Peru und von Neu-Granada. Verfolgt man aber die Andeskette in Nordamerika bis zum nördlichen Polarmeere, so sehen wir die westliche Gebirgskette von Neu-Granada sich im Isthmus von Panama wieder erheben, durch die Cordilleren von Veragua und Salamanca eine größere Ausdehnung gegen Westen gewinnen und sich durch die Provinz Guatimala bis in die Nähe von Mexico verbreiten. Nördlich vom Isthmus, schon auf mexicanischem Gebiete, treten die Cordilleren des centralen Amerika auf. Das mexicanische Kettengebirge und namentlich der Theil, welcher in der Silbererzführung der reichste ist, welcher die reichen Silbergruben von Guanaxuato, Zacatecas, Tasco und Real del Monte in einer mittleren Höhe von 1700—2000 Metern in sich schließt, befindet sich zwischen den Parallelkreisen von 16½—29 Grad. Die Gruben sind mit angebauten Ländereien, mit Städten und Dörfern umgeben; Waldungen bekränzen die benachbarten Höhen und Alles erleichtert die Gewinnung der unterirdischen Schätze. Bergbau wird fast in sämmtlichen Staaten von

Mexico

betrieben und ist in vielen derselben sehr ausgedehnt und bis in bedeutende Tiefe vorgerückt. Das aufgeschwemmte Gebirge, in welchem Gold in Seifenwerken gewonnen wird, erstreckt sich noch mehre Grade über den 29. der Breite hinaus. Die Goldwäschen von Cinaloa und Sonora, sowie die zu Barbacoas und Choco, nördlich und südlich vom Isthmus von Panama, sind auf gleiche Weise westlich von der Centralkette auf der dem stillen Oceane entgegengesetzten Seite abgelagert. Die Seifenwerke in der Provinz Sonora können als das Choco von Nordamerika angesehen werden. Viel Gold wurde aus dem Sande in dem Thalgrunde des Rio Hiaqui, östlich von den Missionen von Tarahumara, gewaschen. Weiter nördlich, in der Pimeria Alta (31 Grad Breite), kam gediegenes Gold in Körnern und Massen (pepites) von 5 und 10 Pfund schwer vor. In diesen wüsten Gegenden wurde die Goldproduction durch die Invasion der wilden Indianer, durch die außerordentliche Theuerung der Lebensmittel und durch den Mangel an Wasser für die Wäschen ungemein erschwert. Sonst kommt das Gold in Mexico aber auch auf Gängen vor, welche im Urgebirge aufsetzen. Am häufigsten sind die goldführenden Gänge in der Provinz Oaxaka, theils im Gneise, theils im Glimmerschiefer; in der letzten Gebirgsart befinden sich die berühmten und reichen Goldgänge von Rio San Antonio. Uebrigens kommt das Gold, theils rein, theils in Verbindung mit Silber, auf den meisten mexicanischen Gängen vor, welche bebaut werden, denn es gibt kaum ein Silbererz, welches nicht Gold enthielte. Der Bergdistrict von Guanaxuato lieferte von 1766—1803 = 18,723,537 Mark Silber und 43,030 Mark Gold, sodaß der Goldgehalt des Silbers im großen Durchschnitte 0,23 Proc. betragen hat. Die durchschnittliche jährliche Erzeugung von Gold und Silber aus den Wäschen und Bergwerken Mexico's kann man zu 7000 Mark Gold und zu 2½ Mill. Mark Silber annehmen. Allein diese Fälle so außerordentlicher Ergiebigkeit mexicanischer Bergwerke, wie dieselben A. v. Humboldt in seinem Essai politique sur la Nouvelle-Espagne angibt, haben hauptsächlich nur bis zum Anfange des laufenden Jahrhunderts angehalten. In dem jetzigen Jahrhunderte sind die Fälle so großer Ergiebigkeit seltener gewesen. Die meisten der früher blühenden mexicanischen Silbererzgruben sind in Folge der schon im J. 1810 beginnenden, den Wohlstand Mexico's tief erschütternden Kämpfe für die Unabhängigkeit, der Losreißung des Landes von Spanien, zum Erliegen gekommen. Seit der Eroberung Mexico's durch Cortez bis zur Zeit der Unabhängigkeit bestand nur eine Münze in der Hauptstadt, deren Prägung durch Lerda de Tejeda für die Zeit von 1535—1689 auf jährlich 4⅕ Mill. Pesos (1 Peso = 8 Reales = 1½ Thaler preuß.) veranschlagt wird. Für die spätere Zeit sind Angaben der jährlichen Prägungen vorhanden, bei denen jedoch für die ersten 43 Jahre die Goldprägungen fehlen und daher für diese Zeit, nach Lerda de Tejeda's Berechnungen, um jährlich 330,000 Pesos erhöht werden müssen. Für die Zeit von 1690—1810 genügen die Angaben der Prägungen in der Münze zu Mexico, bis dahin die einzige des Landes. Seit dem Jahre 1811 sind aber auch in verschiedenen anderen Staaten Münzen, welche zur Prägung der Gold- und Silberproduction des betreffenden Staates bestimmt waren, in Betrieb gekommen. Nach diesen Angaben und mit Berücksichtigung, daß das der Münze früher vorenthaltene Gold und Silber zu ⅙ des ausgeprägten Goldwerthes anzunehmen ist, hat J. Burkart (Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen. Berlin 1858. S. 192) eine Nachweisung der Gold- und Silberprägung und der Production Mexico's nach 25jährigen Zeitabschnitten zusammengestellt, welche folgende Resultate gibt:

In den Jahren:	Werth des in der Münze ausgeprägten Goldes und Silbers. Pesos.	Werth des in der Münze vorenthaltenen Goldes und Silbers. Pesos.	Gesammtwerth der Gold- und Silberproduction. Pesos.
1536 — 1549	58,800,000	9,800,000	68,600,000
1550 — 1574	105,000,000	17,500,000	122,500,000
1575 — 1599	105,000,000	17,500,000	122,500,000
1600 — 1624	105,000,000	17,500.000	122,500,000
1625 — 1649	105,000,000	17,500,000	122,500,000
1650 — 1674	105,000,000	17,500,000	122,500,000
1675 — 1699	110,171,335	18,361,889	128,533,224
1700 — 1724	167,817,720	27,969,620	195,787,340
1725 — 1749	246,898,834	41,149,722	288,048,056
1750 — 1774	315,105,176	52,517,392	367,622,568
1775 — 1799	513.240.275	85,540,049	598,780,324
1800 — 1824	397,221,502	66,203,850	463,425,352
1825 — 1849	332,530,289	55,421,714	387,952,003
1536 — 1849	2,666,784,631	444,464,236	3,111,248,867

Das Ausbringen der mexicanischen Bergwerke an Gold und Silber beträgt hiernach also in 266 Jahren 3111¼ Millionen Pesos oder im Durchschnitte jährlich beinahe 11,7 Millionen. Dasselbe beträgt durchschnittlich in den ersten 25jährigen Perioden 122½ Mill., in der letzten Periode des 17. Jahrh. aber 128½ Mill., steigt nun aber in den vier folgenden 25jährigen Zeitabschnitten des 18. Jahrh. um 67, 92, 78 und 231 Mill. Pesos über den nächst vorhergehenden Zeitabschnitt, um in den beiden darauf folgenden Vierteln des jetzigen Jahrhunderts erst um 131 und dann um weitere 75½ Mill. Pesos zu fallen, sodaß also in den letzten sechs 25jährigen Zeitabschnitten dieses Ausbringen im Durchschnitte jährlich 7⅞, 11⅛, 14 6/8, 23⅞, 18½ und 15½ Mill. Pesos in runden Zahlen betragen haben würde. Im laufenden Jahrhundert, in welchem die Tropenländer, das spanische und portugiesische Amerika, so große politische Revolutionen durchgemacht haben, betrug die jährliche Production der mexicanischen Gruben vom Jahre 1800 an, in welchem sie beinahe 22⅞ Mill. Pesos betragen hat, bis zum Jahre 1805 auf beinahe 32¾, dann aber, mit Ausschluß des Jahres 1809, wo sie 30½ Mill. betrug, hat dieselbe jedes Jahr abgenommen, sodaß sie sich im J. 1815 nur noch auf 9½ Mill. Pesos belief, hierauf aber wieder etwas gestiegen ist und im J. 1819 den Werth von 15½ Mill. Pesos erreichte, um nach zwei Jahren wieder auf 9½ Mill. zu sinken, sich dann aber bis zum Jahre 1830 — mit Ausnahme der Jahre 1827 und 1828, von denen jedes ein Ausbringen von 20 Mill. gab — hob und zwischen 12 bis beinahe 15 Mill. Pesos schwankte, im J. 1854 sich aber wieder auf mehr als den doppelten Werth dieses letzten Betrages belief. A. v. Humboldt (Voyage aux régions équinoxiales du nouveau Continent T. X.), welcher die mexicanischen Gruben von Tasco, Real del Monte und Guanaxuato gesehen hat, sagte, daß die Gruben Neuspaniens eine Silbermenge enthielten, genügend, um die Welt damit zu überschwemmen. Nach den Angaben dieses großen Forschers setzen die mexicanischen Gänge gewöhnlich im Ur- und Uebergangsgebirge, seltener in dem Flötzgebirge auf. Auf dem Kamme der Centralkette zwischen 18 und 22 Grad nördlicher Breite gehen Granit, Gneis und Glimmerschiefer seltener zu Tage aus, indem sie von Trachyt, Porphyr, Grünstein, Mandelstein, Basalt und anderen Trappgebirgsarten in großer Mächtigkeit überlagert werden. Aber in der Provinz Oaxaca erheben sich Granit und Gneis zu einem Plateau von bedeutender Ausdehnung, welches von goldführenden Gängen durchsetzt wird. Die silberführenden Gänge von Comanja befinden sich im Syenit und der silberführende Gang von Guanaxuato, der berühmteste in ganz Amerika, setzt im Thonschiefer auf, der oft in Talkschiefer übergeht. Die Porphyre von Mexico sind oft sehr reich an Gold und Silbererzen. Sie zeichnen sich durch einen steten Gehalt an Hornblende und durch den fast gänzlichen Mangel an Quarz aus. Die Gebirgsart, in welcher der reiche goldführende Gang von Villalpando bei Guanaxuato aufsetzt, ist Porphyr. Die gewonnenen Erze sind Glaserz, ästiges gediegenes Silber, Sprödglaserz, dunkles Rothgültigerz, gediegenes Gold, silberhaltiger Bleiglanz, Spatheisenstein, Schwefelkies und Kupferkies. Die Gangart besteht aus gemeinem Quarze, Amethyst, Kalkspath, Braunspath, Hornstein. Guanaxuato lieferte von 1786—1803 jährlich 556,000 Mark Silber, die Ausbeute stieg sogar auf 755,000 Mark. In neueren Jahren ist sie bis unter die Hälfte gesunken. Die Ausbeute war:

1801	an Gold	1457	Mark;	an Silber	342,608	Mark.
1802	= =	1676	=	= =	502,497	=
1803	= =	1538	=	= =	750,887	=
1804	= =	2228	=	= =	755,861	=
1805	= =	2495	=	= =	723,789	=
1806	= =	2188	=	= =	618,417	=
1807	= =	2396	=	= =	578,735	=
1808	= =	1872	=	= =	617,474	=
1809	= =	2189	=	= =	620,012	=
1810	= =	1412	=	= =	511,445	=
1811	= =	550	=	= =	270,206	=
1812	= =	907	=	= =	357,930	=
1813	= =	462	=	= =	292,211	=
1814	= =	708	=	= =	337,795	=
1815	= =	841	=	= =	275,905	=
1816	= =	694	=	= =	269,711	=
1817	= =	523	=	= =	199,706	=
1818	= =	401	=	= =	155,112	=

Von hier ab ist die Ausbeute wieder gestiegen; sie war:

1829	an Gold	852	Mark;	an Silber	269,494	Mark.
1830	= =	1058	=	= =	284,386	=
1831	= =	622	=	= =	258,500	=
1832	= =	1451	=	= =	300,612	=
1833	= =	1144	=	= =	316,024	=

Der District, in welchem sich die seit dem Jahre 1548 betriebenen berühmten Gruben von Zacatecas befinden, stimmt in geognostischer Hinsicht mit dem von Guanaxuato sehr überein. Die älteste, zu Tage ausgehende Gebirgsart ist Syenit; auf demselben liegt Thonschiefer, in welchem die meisten Gänge aufsetzen. Ein metallleerer Porphyr bedeckt den Thonschiefer. Die Gruben lieferten jährlich 2500—3000 Barren Silber, eine jede zu 134 Mark. Die Münzstätte von Zacatecas (vergl. J. Burkart, Aufenthalt und Reisen in Mexico in den Jahren 1824—1834. 1. Th. S. 360 u. 385. 2. Th. S. 74 u. 152) hat in den unruhigen Zeiten von 1811—1833 über 66,332,000 Piaster aus 7,758,000 Mark Silber geprägt und in den Jahren 1822—1833 ununterbrochen zwischen 4 und 5 Mill. Piaster. Ein einziger Gang in Zacatecas, die Veta Grande, welcher seit dem 16. Jahrh. bebaut wird und bis 1738 oft in einem Jahre bis 3 Mill. Piaster lieferte, hat folgende Massen in Umlauf gebracht:

in 1828	 117,268	Mark	Silber
= 1829	 235,741	=	=
= 1830	 279,288	=	=
= 1831	 272,095	=	=
= 1832	 258,498	=	=
= 1833	 209,192	=	=

Die Veta Grande wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts schon für erschöpft gehalten, kam aber von 1827 an wieder in Betrieb und wurde noch in den 1840ger Jahren mit großem Nutzen ausgebeutet. In den Jahren 1831—1833 wurden auf den Gruben von Veta Grande im Ganzen 1,440,557 Centner Erze zugutegemacht und 766,472 Mark Silber bei einer Ausbeute von 2,647,849 Pesos daraus ausgebracht, wonach im großen Durchschnitte das Ausbringen 0,532 Mark Silber im Centner beträgt. So sind auch die Gruben von Fresnillo und Sombrereta, deren Gänge in Grauwacke aufsetzen und reich an Hornsilber sind, 1827 von Ward (vergl. dessen „Mexico." London 1828.) als bereits aufgegeben bezeichnet, liefern seit 1840 aber wieder große Ausbeuten. Die Gruben des Districts von Tasco, am westlichen Abhange der Cordilleren, produciren jährlich etwa 60,000 Mark Silber. Aber in großem Rufe wegen ihres Alters, ihres Reichthums und ihrer geringen Entfernung von Mexico stehen die Gruben von Pachuca und Real del Monte. Die Gebirgsart, welche das Hangende und das Liegende der Silbererze führenden Gänge bildet, ist ein zersetzter Porphyr, der sich als Feldspathporphyr, Thonporphyr und Phonolit charakterisirt, dem Quarz fast gänzlich abgeht. In ihm setzen zahlreiche Silbererzgänge auf, welche an vielen Punkten bebaut werden, von denen aber die bei Real del Monte und Pachuca die wichtigsten sind. Die Bergwerke von Real del Monte wurden schon vom 16. bis zu Anfang des 18. Jahrh. mit günstigem Erfolge betrieben. In den Jahren 1726 und 1727 sind schon 542,700 Mark Silber im Werthe von mehr als 4½ Millionen Pesos aus ihnen gewonnen. Es wurden so viele Erze gefördert, daß zu ihrer Aufbereitung mehre neue Amalgamirwerke erbaut und andere wieder hergestellt werden mußten. In den Jahren 1738—1781 producirten die Gruben für 7⅓ Millionen Pesos Silber, kamen aber dann wegen schwerköstiger Ausrichtungsarbeiten zum Erliegen, wurden aber wieder aufgenommen mit einer Wasserhaltung, bei welcher im J. 1801 28 Pferdegöpel, 1200 Pferde und 400 Menschen beschäftigt waren. Da der Betrieb der Werke durch Mangel an Quecksilber für die Amalgamation wieder in Nachtheil kam, entstand eine wiederholte Betriebseinstellung, bis die Gruben und Hüttenwerke im J. 1824 abermals aufgenommen wurden. Sie lieferten vom Jahre 1830—1849 an amalgamirten und verschmolzenen Erzen 1,992,667 Centner, aus denen 1,230,325 Mark Silber und 1600 Mark Gold ausgebracht wurden, im Werthe zu 10,608,748 Pesos. Der jährliche durchschnittliche Gehalt der Erze an Silber schwankte zwischen 1,3179 und 0,3756 Mark pro Centner, das Ausbringen pro Centner an Gold aber zwischen 0,0022 und 0,0009 Mark. Hinsichtlich des Goldgehaltes der Erze resp. des Silbers ist im Allgemeinen zu bemerken, daß derselbe auf den Werken von Real del Monte nicht von dem Silber geschieden, sondern mit dem letzteren vereinigt in die Münze abgeliefert oder mit denselben in Ausnahmefällen aus dem Lande ausgeführt wird. Die Münzen von Mexico gewähren erst dann eine Vergütung für den Goldgehalt des Silbers, wenn solcher 16,92 Gran in der Mark $= \frac{16,92}{4800} = 0,00352$ des Silbers beträgt. Da nun aber gewöhnlich nur das durch den Schmelzproceß aus den Erzen von Real del Monte und Pachuca gewonnene Silber etwa 18—20 Gran Gold in der Mark Silber enthält, das durch die Amalgamation dargestellte Silber aber selten den Goldgehalt von 16,92 Gran pro Mark oder 0,00352 des Silbers erreicht, so kommt von dem durch die Amalgamation gewonnenen Silber nur ausnahmsweise dann ein Goldgehalt zur Berechnung, wenn dieses Silber ungemünzt ausgeführt werden darf. Die eine in dem Reviere Real del Monte neu aufgenommene Grube Rosario gab in den acht Jahren von 1851—1858 = 2,107,722½ Centner Erz mit einem Silberausbringen von 1,016,235 Mark im Ganzen oder 0,482 Mark pro Centner, im Werthe von 8,854,231 Pesos im Ganzen oder 4,200 Pesos pro Centner und einen Gewinn von 3,898,667 Pesos im Ganzen oder 1,849 Pesos pro Centner. In den zehn Jahren 1849—1858 wurden auf sämmtlichen Gruben von Pachuca und Real del Monte 5,166,510 Centner Erze mit 1,959,946 Mark Silber im Werthe von 17,179,349 Pesos zugutegemacht, was einem Silberwerthe von 24,051,090 Thalern preuß. Courant entspricht. (1 Peso jetzt = 1 Thlr. 12 Sgr.). Der mittlere Gehalt an ausgebrachtem Silber im Centner war hierbei 0,379 Mark oder 0,0019 in Gewichtstheilen.

Die mexicanischen Erze geben bei dem durchschnittlichen Silberausbringen von 0,36 – 0,50 Mark im Centner = 0,0018—0,0025 eine ganz erhebliche Ausbeute. Es kommen aber auch reiche Erze vor. So wurden auf der Hacienda bei Guadalupe y Calvo (vergl. *Duport*, De la production des métaux précieux au Mexique. Paris 1843. p. 309) vom 1. Oct. 1840 bis 30. Sept. 1842 folgende gold- und silberhaltigen Erze zugutegemacht und ist daraus ausgebracht worden:

Erze erster Classe	75	Centner, im Centner mit	4,583	Mark Silber und	1,582 Mark Gold.
Erze zweiter Classe	2340	„ „ „ „	2,660	„ „ „	0,383 „ „
Erze vierter Classe	516	„ „ „ „	1,960	„ „ „	0,125 „ „
Ordinaire Erze	82,929	„ „ „ „	0,639	„ „ „	0,029 „ „
Scheidemehl und Grubenklein (Tierras)	12,450	„ „ „ „	0,668	„ „ „	0,030 „ „
Zusammen	98,310	Centner,			

woraus im Ganzen 74,444 Mark Silber und 4360 Mark Gold im Werthe von 962,730 Pesos gewonnen wurden, sodaß das durchschnittliche Ausbringen der ganzen Erzmenge im Centner 0,757 Mark Silber und 0,044 Mark Gold betragen hat, woraus hervorgeht, daß der Durchschnittsgehalt aller Erze nicht wesentlich höher (nur 0,10 Mark beim Silber und 0,014 Mark beim Golde) als bei den beiden letzten Erzclassen, der vorwiegenden Erzmenge bei der Zugutemachung, ist. Das Silberausbringen der zur Verarbeitung gelangten mexicanischen Erze war:

auf der Grube San Nicolas bei Zacatecas	0,944 Mark im Ctr.
auf den Gruben von Guadalupe y Calvo	0,757 „ „ „
auf der Grube San Clemente bei Zacatecas	0,698 „ „ „
auf den Gruben Real del Monte (1830—1848)	0,618 „ „ „
auf den Gruben von Veta Grande	0,532 „ „ „
auf den Gruben der Veta Madre bei Guanaruato	0,500 „ „ „
auf der Grube Rosario bei Pachuca	0,474 „ „ „
auf der Grube Rayas bei Guanaruato	0,458 „ „ „
auf den Gruben von Guautla	0,450 „ „ „
auf den Gruben von Fresnillo (1833)	0,445 „ „ „
auf den Gruben von Bolanos	0,430 „ „ „
auf den Gruben von Real del Monte (1848—1858)	0,379 „ „ „
auf den Gruben von Fresnillo (1841—1842)	0,281 „ „ „
auf den Gruben am Cerro del Bote bei Zacatecas	0,251 „ „ „
auf den Gruben von Techuilotepec	0,259 „ „ „

Die größere Menge der in Mexico zur Zugutemachung gelangenden Erze besteht aus eigentlichen Silbererzen und zwar aus gediegenem Silber, Glaserze, Sprödglaserze, Rothgültigerze, seltener aus Hornsilber, welche meistentheils in den Gangarten sehr fein eingesprengt vorkommen, während ein anderer nicht unbedeutender Theil der mexicanischen Silbererze aus silberreichen Schwefelkiesen und Fahlerz gewonnen wird. Hinsichtlich ihres Ausbringens im großen Ganzen genommen stehen dieselben denjenigen von anderen Silbergruben nicht nach und sind sogar noch reicher als die mancher anderen Gruben. So schwankte z. B. das höchste Ausbringen auf den Centner der in den Jahren 1837—1857 verarbeiteten Erze des sächsischen Erzgebirges zwischen 0,383 und 0,238 Mark. Die Erze des hanöverschen Oberharzes haben nur 0,223 Mark Silber pro Centner. Von den ungarischen und siebenbürgischen Gold- und Silberbergwerken enthalten die aus goldhaltigem Quarze, güldischen Silbererzen, silberhaltigem Bleiglanze und Schwefelkiesen bestehenden Geschicke 0,114—0,152 Mark Silber pro Centner. Die Silbererze des Nagybaniarbezirkes geben im Centner 0,107 Mark Silber und 0,003 Mark Gold oder 0,110 Mark güldisches Silber, die Bleierze dagegen geben im Centner 0,129 Mark Silber, 0,005 Mark Gold und 29,7 Pfund Blei, zusammen 0,134 Mark güldisches Silber. Der Gehalt der Erze des schemnitzer Bergdistricts schwankt zwischen 0,225 und 0,1625 Mark Silber im Centner. In Kremnitz in Ungarn halten die aufbereiteten Erze 0,0156—0,1875 Mark güldisch Silber im Centner. Das Ausbringen der Erze am Altaigebirge in Asien schwankt zwischen 0,033 und 0,139 Mark Silber im Centner. Dieses Schwanken wird aber durch die Natur der Lagerstätten erklärlich, welche innerhalb gewisser Gebirgsschichten wenig oder gar nicht erzführend sind, an andren Stellen dagegen außergewöhnlich reiche Geschicke von gediegenem Metalle führen.

Die Gold- und Silberproduction Mexico's hat einen ganz eigenthümlichen Charakter. Die Gebirge sind hier mit Gold und Silber so bereichert, wie selten in anderen Ländern. Thonschiefer, Talk und Chlorit, Diorit, mitunter älterer Kalkstein und Porphyr sind an manchen Stellen mit Quarzgängen durchsetzt, welche öfters Metallschwefelungen enthalten. Diese Bildungen durchsetzen öfters die nordwärts von Mexico gehenden Trachyt- und Porphyrmassen. Fast immer, wo sie angetroffen werden, ist unbedeutender Abbau. Kommt man über die Hauptkette über den Meerbusen von Californien hinaus, so sind es nicht mehr blos isolirte Stellen, sondern der ganze westliche Abhang der Cordilleren besteht aus diesen metallführenden Gesteinen, durchsetzt von eben solchen Quarzgängen von ungeheurer Ausdehnung. Die Lagerstätten, welche bis jetzt seit den letzten drei Jahrhunderten bebaut sind, stehen nicht im Vergleiche mit denen, welche nicht zu bebauen sind. Der Grubenbetrieb ist jetzt in Mexico auf eine geringe Ausdehnung reducirt. Weil dem Erze fast lediglich nachgegangen wird, so ist die Beschaffenheit des Gebirges öfters unbekannt und zuweilen wird wegen einer nur vorübergehenden Unterbrechung des Reichthums auf demselben Gange ein Werk verlassen, welches jetzt erst eben sehr ergiebig werden würde, sodaß also der Zufall allein das Unternehmen leitet.

Zu erwähnen bleibt hier noch die mexicanische Amalgamation (Verquickung, Anquickung). Wie bereits an einer früheren Stelle erwähnt, war schon den Alten die Eigenschaft des Quecksilbers, sich mit dem Golde zu verbinden, bekannt, indem sie sich der Amalgamation bedienten, um Kupfer zu vergolden und um das Gold aus abgetragenen Kleidungsstücken, welche in Thongefäßen eingeäschert wurden, wieder zu gewinnen. Aber auch schon vor der Entdeckung von Amerika wendeten teutsche Bergleute das Quecksilber nicht blos bei den Goldwäschen, sondern auch zur Gewinnung des Goldes an, welches theils gediegen, theils in Schwefelkiesen und Fahlerzen eingemengt, auf Gängen angetroffen

wird. Am einfachsten ist der Amalgamationsproceß, wenn die Gold und Silber enthaltenden Substanzen diese Metalle schon im regulinischen Zustande einschließen. Es ist dann ein reines Auslaugen und erfordert nur solche Operationen, welche nöthig sind, um ein im Wasser lösliches Salz von andern darin unlöslichen Stoffen zu trennen. Von dieser Beschaffenheit ist der Amalgamationsproceß bei den Substanzen, die man alleinig wegen ihres Goldgehalts bergmännisch bearbeitet, z. B. bei dem Goldsande, bei den goldhaltigen Schwefelkiesen und Brauneisensteinen, da darin metallisches Gold blos fein zertheilt, mechanisch eingemengt, enthalten ist. Diese Substanzen braucht man daher, nachdem sie durch Schlämmen (Waschen) von dem größten Theile ihrer erdigen Beimengungen befreit und, wenn es nöthig ist, durch Pochen zerkleinert, auch, wie bei den Kiesen, vorher durch Röften theilweise entschwefelt und aufgelockert worden sind, nur innig mit Quecksilber zusammen zu reiben, um ihren Goldgehalt mit diesem Metalle zu verbinden, von welchem er dann durch eine Destillation wieder ausgeschieden werden kann. So einfach dieser Proceß ist, wenn es sich darum handelt, metallisches Gold und Silber von beigemengten Substanzen abzuscheiden, so verwickelt wird er, wenn er die Gewinnung des als Schwefelmetall in Erzen enthaltenen Silbers zum Zweck hat. Dieser Proceß, durch den bei weitem das meiste Silber in den Handel gebracht wird, ist von sehr zusammengesetzter Natur. Es gibt von ihm zwei Arten: den amerikanischen und den europäischen. Beide haben die Gewinnung des Silbers aus Schwefelsilber mittels Quecksilber zum Zweck. Der amerikanische Amalgamationsproceß (die Haufenamalgamation) ist der ältere. Er wurde im J. 1557 in Mexico von einem Bergmanne Bartholomé de Medina aus Pachuca erfunden, daselbst in kurzer Zeit sehr im Großen betrieben und im J. 1561 von Hernandez de Velasco mit einigen Abänderungen auch in Peru eingeführt. Man fand die kalte Amalgamation in Mexico so vortheilhaft, daß 1562 zu Zacatecas schon 35 Amalgamirhütten existirten. In Europa ward er aber erst 200 Jahre später bekannt und gewürdigt, obwol von jeher der größte Theil des amerikanischen Silbers durch ihn gewonnen worden ist. 15 Jahre später, als Medina's Proceß in Peru eingeführt ward, entdeckte 1586 Carlos Corso de Leca, ein peruanischer Bergmann, das beneficio de hierro. Medina kannte nur den Gebrauch des Kochsalzes und des Eisen- und Kupfervitriols bei der kalten Amalgamation, bei welcher die Erze ungeröstet der freien Luft ausgesetzt werden. Leca gab aber den Rath, dem Erzmehle kleine Eisenplatten beizumengen, weil dadurch neun Zehntheile Quecksilber weniger verloren gehen würden. Im J. 1590 schlug Alonzo Barba die heiße Amalgamation in kupfernen Kesseln (beneficio de caso y cocimiento) vor; dieselbe, welche v. Born 1786 empfahl. Der Quecksilberverlust ist bei ihr ungleich geringer, weil das Kupfer des Gefäßes zur Zersetzung des Hornsilbers dient und weil die erhöhte Temperatur den Proceß beschleunigt. Diese heiße Amalgamation ist auf mehren mexicanischen Gruben, wo viel Hornsilber vorkommt, im Gebrauche. Ein anderes Verfahren, dem Quecksilber etwas schon gebildetes Silberamalgam zuzusetzen, beneficio de la pella de plata genannt, kam 1676 von Juan de Corrosegarra, in Vorschlag, aber wenig in Anwendung. Gegenwärtig benutzen die mexicanischen Entsilberungsanstalten zum Theil die von Medina erfundene, sehr sinnreiche Methode, den eigentlichen mexicanischen Zugutemachungsproceß oder, wie er auch genannt wird, die Amalgamation in offenen Höfen. Zum Theil wird auch der Auflösungsproceß, das Augustin'sche Verfahren der Silberertraction, welches Floresi aus Teutschland nach Mexico übertragen hat, angewendet. Im Allgemeinen produciren Mexico und Peru um so mehr Silber, je mehr Quecksilber und zu geringeren Preisen dasselbe zu erhalten ist. A. v. Humboldt gibt den jährlichen Quecksilberverbrauch in Mexico zu 16,000 Centnern an und veranschlagt die durchschnittliche jährliche Production von Gold und Silber aus den mexicanischen Wäschen und Bergwerken zu 7000 Mark Gold und 2½ Millionen Mark Silber. Allein dieses Productionsquantum hängt nicht sowol von der Menge und dem Gehalte der zu gewinnenden Erze, als vielmehr von der Leichtigkeit ab, mit welcher Quecksilber und Salz zur Amalgamation verschafft werden können. Das Salz ist namentlich einer der theuersten und schwer zu verschaffenden Artikel geworden, weil es zum Theil aus weiter Entfernung, aus dem Staate von San Luis, oder durch Handel aus dem Golfe von Mexico, wohin es zu Schiffe von der Campecheküste gebracht wird, zu hohen Preisen bezogen werden muß. (Vergl. hierüber die interessanten Nachrichten J. Burkart's, Ueber den Bergwerksbetrieb zu Pachuca und Real del Monte, in der Zeitschrift fürs Bergwesen &c. Berlin 1859. S. 101. und ferner die Berichte Fr. v. Gerolt's über die Bergwerksbezirke von Christo, Atotonilco el Chico und del Oro in Karsten's Archiv XIV, 3—66.)

Die Goldbergwerke auf den Antillen.

A. v. Humboldt führt im 6. Bande S. 269 seiner Reisen aus einem Berichte von Columbus an, daß auf Haiti, damals Hispaniola genannt, Massen von gediegenem Kupfer gefunden würden. Derselbe sagt ferner in seinem Werke über den politischen Zustand Neuspaniens, daß die Einwohner von Florida, St. Domingo und Cuba Armspangen, Ringe und Halsbänder von Gold hatten, wodurch sie die Eroberer vom ersten Tage an auf das Vorkommen dieses Metalls aufmerksam machten und hiermit den Grund zu ihrem Verderben legten. Aus dem Tagebuche des Columbus geht hervor, daß die Spanier Haiti für goldreicher als Cuba gehalten haben. Unter andern Orten, heißt es in dem Tagebuche vom 18. Dec. 1492, welche die Indianer als diejenigen angaben, wo das Gold gesammelt werde, nannten sie auch *Cipango*, was sie in ihrer Sprache *Civao* nennen. Sie versicherten, daß dort Gold in

großer Menge vorhanden sei, daß der Cazik ein Banner von geschlagenem Golde führe, doch läge der Ort sehr fern im Westen. Unter dem 4. Jan. 1493 bemerkt Columbus: Cipango liegt auf dieser Insel, hier gibt es Gold in Ueberfluß, und in seinem Berichte an den Intendanten des königlichen Hauses von Aragon zeigt er an, daß er von der Insel Cipango komme und viel Gold mitbringe. In diesem Berichte vom 23. Dec. 1493 sagt er ferner: Der Cazik Guanayuari sagte aus, daß es auf hiesiger Insel (Bohio, Espagnola) viel Gold gebe, daß man aus andern Gegenden hierher käme, um es zu kaufen und daß man dessen hier so viel fände, als man irgend zu haben wünsche. Columbus spricht mehrmals den Verdacht aus, daß der Cazik, in dessen Gebiete er am längsten verweilte, den Ort, wo das Gold herkommt und wo es gesammelt wird, verborgen halten wolle, damit er dasselbe nirgends anders als bei ihm einhandle und eintausche. Es gibt aber, bemerkt er, hier auf dieser Insel Espagnola des Goldes so viel und an so vielen Orten, daß es zum Verwundern ist. Dem Columbus wurden von verschiedenen Caziken Geschenke gemacht, in goldenen Masken, in großen Goldstücken und Goldplatten bestehend. Unter dem 5. Jan., wo Columbus schon in der Gegend von Monte Christo war, bemerkt das Tagebuch, daß die Nordküste, längs welcher er gefahren, die beste der ganzen Insel, und die vor seinem Abgange aus der Bai von Acul gegründete Niederlassung den Goldminen ganz nahe sei. Später kommt er auf diese Gegend noch einmal zurück, indem er bemerkt: Heute 18. Jan. erfuhren wir, daß sich in dem Bezirke der neuen Anlage (Navidad genannt) sehr viel Gold finde. Auch an der Mündung des Flusses Yaque hatte Columbus Gold entdeckt und bemerkt: daß der Sand ganz mit Goldkörnern gemischt sei und zwar in solcher Menge, daß es zum Verwundern, obschon die Körner sehr klein wären. Er spricht dabei die Meinung aus, daß die Goldstufen, während des Laufes des Flusses von der Quelle bis zur Mündung, sich zerbröckelten und zu Staub zerrieben würden, denn er fand in geringer Entfernung Goldkörner so groß wie die Linsen; es gab aber deren in Ueberfluß so klein wie Gries. Der Fluß erhielt deshalb damals den Namen Goldfluß. Aus diesen Nachrichten ergibt sich, daß Columbus über die große geographische Verbreitung des Goldes auf St. Domingo an dessen Nordküste und auf der Westseite der Insel unterrichtet und damals ein größerer Reichthum von Gold, wie noch jetzt, über den Boden der Insel verbreitet war und daß in dem Cibaogebirge der Hauptsitz des Goldes sei. Nach Humboldt (Essai politique sur le royaume de la Nouv.-Esp.) sind in den Jahren 1492—1500 von den Goldwäschereien im Cibaogebirge jährlich 250,000 Piaster in Spanien eingeführt worden. Schon unter Christoph Columbus Nachfolger Bovadillo wurde die ergiebige Goldmine von St. Christoph im Kirchspiele Bany entdeckt und sind schon 1499 bedeutende Sendungen aus derselben nach Spanien gemacht. Von dieser wird erzählt, daß unter einer dünnen Erdschicht am Ufer des Flusses Jaina in Gegenwart des Spaniers Garey von einer Indianerin einst ein Goldklumpen von 3600 Goldpiastern, etwa 26,4 Mark, gefunden worden sei, den Bovadillo im J. 1502 mit einer Menge anderen Goldes nach Spanien gesendet habe. Im größten Flore scheinen die Goldminen zur Zeit von 1506 gewesen zu sein, indem damals vier mal jährlich geschmolzen worden sein soll, nämlich zwei mal in der ehemaligen Stadt Burna Ventura auf den Bergwerken von St. Christoph und zwei mal in der Stadt Concepcion, gewöhnlich la Vega genannt, aus den Bergwerken von Cibao. Aus diesen Schmelzen soll zusammen die fabelhafte Summe von 470—494 Tausend Mark Goldes oder 63—67 Millionen Piaster, d. i. Zwei Drittheil der jetzigen jährlichen Gesammtproduction aller Goldbergwerke der Welt, gewonnen sein. Gleichwol soll König Ferdinand von Spanien damals nicht mehr als etwas über 500,000 Goldpiaster, d. i. gegen 3677 Mark, von den Goldminen Haiti's bezogen haben. Die Summe ist jedenfalls übertrieben. Denn in den ersten 43 Jahren nach der Entdeckung Amerika's sind nur höchstens 130—140 Millionen, d. i. jährlich 3—3¼ Mill. Piaster im Durchschnitte in Spanien eingeführt, also im Ganzen nur etwa das Doppelte des angeblichen jährlichen Ausbringens der Insel St. Domingo. Im J. 1520 haben alle Goldminen Amerika's keine 2 Mill. Piaster geliefert. Nach dem Tode der Königin Isabella von Spanien, 1504, sollen die Spanier angefangen haben, ihre Grausamkeiten an den Eingeborenen auszuüben, sodaß in Kurzem Mangel an Menschen entstand. Schon im J. 1511 kamen die Bergwerke in ihrem Ansehen herunter und der damalige humane Bischof von Chiapa, Las Casas, sprach den Wunsch aus, daß die Bergwerke verschüttet werden möchten, weil sie nur auf Kosten des Lebens vieler Menschen betrieben würden. Nach Las Casas sollen über 3 Mill. Menschen in den Goldbergwerken aufgerieben worden sein. Um das Jahr 1521 wurden Afrikaner nach St. Domingo geschafft, um den Bergbau zu betreiben, allein nach einem Briefe P. M. Anghiera's waren schon 1525 die Goldwäschen in Hispaniola erschöpft und im J. 1586 soll aus Mangel an Arbeitern der ganze Bergbau aufgegeben worden sein. Daß aber noch später und zwar zu sehr verschiedenen Zeiten Bergbau auf der Insel umgegangen ist, ersieht man aus den historischen Nachrichten von Valverde und Moreau de St. Mery in dessen Description topographique et politique de la partie espagnole de l'isle St Domingue. Philadelphie 1796. So sollen auch zu Toussaint's Zeit, also zwischen 1798—1803, die Goldminen im Norden und Westen der Insel wieder in Aufnahme gekommen sein.

Aus allen Nachrichten geht nun hervor, daß die Cibaominen die wichtigsten von den entdeckten und betriebenen Bergwerken gewesen sind und daß es wahrscheinlich erscheint, daß bis zum Jahre 1520 eine Summe von etwa 80 Mill. Piastern von den Antillen nach Spanien eingeführt worden ist. P. M. Anghiera gibt die jährliche Goldproduction von Cuba auf nur 3600 Mark

an und bemerkt, daß Cuba reicher als St. Domingo sei (vergl. *A. v. Humboldt*, Voyage aux régions équin. du Nouv. Cont. T. VI). Allein diese Nachricht bezieht sich auf das Jahr 1533, wo die Blüthe des Goldbergbaues von St. Domingo schon vorüber war. Die Minen Haiti's waren damals schon erschöpft (vergl. Relation des voyages et des découvertes que les Espagnols ont fait dans les Indes occidentales. Ecrite par Dom. B. de Las Casas 1518). Ueberdies lenkte die spanische Regierung, nachdem Mexico erobert worden war, bald ihr Interesse auf das neue Dorado und die Cibaobergwerke kamen in Verfall. Oviedo, der viele Jahre Aufseher der Goldwäschen in Haiti gewesen ist, schon 1513 auf der Insel Santo Domingo war und 1535 wieder dahin zurückkehrte, beschreibt (Relacion summaria de la Historia natural de las Indias) das Auffinden des Goldes und die Wäsche. „Das Gold," sagt er, „findet man nahe an der Oberfläche entweder am Ufer, oder am Bette eines Flusses oder in trockenen Ebenen. Man hört auf in der lockeren Schicht zu graben, wenn man auf das feste Gestein gelangt." „Wo das Gold," fährt Oviedo fort, „in der dürren Ebene liegt, ist es nöthig in der Nähe einen Fluß, ein Bächlein, oder einen Wasserriß mit Regenwasser zu suchen, damit die Indianer die geförderte goldhaltige Erde dahin tragen können. Die Goldwäscher sitzen am Ufer, sodaß das Wasser ihnen bis an die Knie reicht; sie bedienen sich einer kleinen concaven Schüssel (batea), welche einem Barbierbecken gleicht. Die Wäscher halten nur einen Theil der mit Golderde gefüllten Schüssel unter Wasser gegen die Strömung und drehen dieselbe so geschickt und so vorsichtig, daß das Wasser die erdigen Theile allein wegschwemmt, dagegen das Gold in dem concaven Boden der Schüssel bleibt. Dies Gold wird dann auf einen besondern Haufen geschüttet und neue Erde in die Schüssel gethan. Bisweilen verändert man auch den Lauf eines Baches und findet dort das Gold in dem Bette selbst, bisweilen liegt es fern von allen Flüssen und Bergen in der Ebene, aber die Stücken Holzkohle, welche der Golderde beigemengt sind, machen mich glauben, daß die Wasser von Ferne her Alles zusammen geschwemmt haben, daß die Holz- und Kohlenstücke von den waldigen Bergen herrühren und daß mit der Zeit nach und nach immer mehr Erde das Gold und die Kohle bedeckt haben." Zu diesen Vermuthungen über Entstehung der goldhaltigen Alluvionen fügt Oviedo hinzu: „Je weiter das Gold gelaufen ist und sich von seiner ursprünglichen Lagerstätte im hohen Gebirge entfernt findet, um so glatter (abgeschliffener) und reiner ist es. Höher herauf im Gebirge ist das Gold von rauher Oberfläche und unreiner, von minderem Gehalte. Hier und da haben sich auch große Körner von vielem Gewichte ganz über der Erde gefunden."

Daß die Eingeborenen von Haiti die goldhaltige Erde ebenso wuschen als die Eingeborenen in der tierra ferme, bestätigt P. M. de Anghiera, der Freund des Columbus. Er sagt (De rebus Oceanicis 1574), daß der Bruder des Entdeckers in Haiti, tres menses ad instrumenta, quibus aurum lavari et colligi possit, conficienda consumsit. Er erzählt auch, wie die Eingeborenen die beiden Hände mit Goldsand zu füllen und durch Uebergießen aus einer hohlen Hand in die andere das Gold von der Erde zu trennen wüßten. Sie bedienten sich dieser expeditiven Waschmethode, um den Fremden zu zeigen, wo Gold in den Flüssen war.

Las Casas fügt seinem oben bezeichneten Werke einen Brief bei, welcher einige Bemerkungen über die Goldwäschbetriebe auf den Antillen enthält. Ein Reisender erzählt darin, daß zum Betriebe der Goldminen auf St. Domingo 80,000 Männer ihren Weibern weggenommen worden seien. Einige Male habe man die Indianer das ganze Jahre hindurch in den Minen behalten, als man aber bemerkt hätte, daß eine so schwere und so lang anhaltende Anstrengung fast alle Arbeiter aufgerieben habe, wäre man bis auf 5 Monate zurückgegangen und hätte die Bergwerksarbeit 40 Tage, während das gewonnene Gold geschmolzen worden sei, ausgesetzt. Der erwähnte Brief spricht sich in vielfacher Beziehung über die harte Behandlung der Indianer durch die Spanier aus. Las Casas erwähnt auch, daß 2, 3 ja 8 Pfund schwere Goldstücke auf St. Domingo gefunden wären und Columbus bemerkt in seinem Tagebuche, daß man ein Stück Gold wie eine Hand groß bei dem Caziken Guanayuari gesehen habe (vergl. *A. v. Humboldt*, Examen critique de l'histoire de la Géographie du 15. siècle. T. III. p. 331).

Die historischen Ueberlieferungen über Haiti aus der Zeit der Entdeckung und Eroberung Amerika's sprechen schon vielfältig über die metallischen Vorkommnisse in den dortigen Gebirgen. Es wird des gediegenen Goldes, des gediegenen und vererzten Kupfers und des Quecksilbers erwähnt und wenn auch die numerischen Angaben hierüber übertrieben erscheinen, so ist doch gewiß, daß früher ein reger Bergwerksbetrieb, wenn auch nur kurze Zeit hindurch, stattgefunden hat. Die hinterlassenen Spuren, die unzählbaren Bingen und Halden geben noch jetzt Zeugnisse der früheren Industrie. Das Cibaogebirge, die bedeutendste Bergkette auf der Insel, enthält in der Amphibolgestein- und Syenitformation Gold, Platin und Kupfer. Alle Thäler vom Mao bis Jaina bei St. Rosa enthalten mehr oder minder reiche Goldseifen. Das goldhaltige Gebiet dehnt sich noch weiter vom Mao nach Westen, in die Gegend von S. Miguel de l'Atalaya aus und noch jetzt wird bei Dajabon am Flusse Yassica Waschgold gefunden. Aus vielfachen Beobachtungen (vergl. Haupt, Geognostische Bemerkungen über St. Domingo aus den Jahren 1836 und 1837) hat sich ergeben, daß das Gold hier in Begleitung von Eisenglanz, Magneteisenstein und Kupfer in gediegenem, selten in gesäuertem und geschwefeltem Zustande erscheint. Nirgends findet man Gold ohne Eisenerz und bei wenig Eisensand kommt wenig oder gar kein Gold vor. Aber mehre Beobachtungen sprechen auch dafür, daß mit dem Kupfer zugleich grade die reicheren Golddepots zusammen-

treffen. Das Gold kommt am häufigsten von der Größe einer halben Linse vor und von da herabsteigend bis zum Staubartigen, doch sind erbsen- und bohnengroße Goldkörner keine große Seltenheit, ja es ist selbst die Größe der Stücke von der eines Taubeneies nicht ungewöhnlich. Es kommt in zwei Abänderungen vor: am gewöhnlichsten von rein goldgelber Farbe, nächstdem zwischen gold- und messinggelb. Nach Plattner's Untersuchung enthielt das Gold der ersteren Sorte

92,923 Gold
5,769 Silber
0,465 Kupfer
0,543 Eisen.

Es unterscheidet sich also wesentlich durch seinen Gehalt an Kupfer und Eisen von dem Columbischen Golde (vergl. S. 143), steht aber dem Golde des Ural (S. 107) sehr nahe. Als goldreiche Stellen bezeichnet Th. Haupt: den Fluß Verte, den Fluß Mao, das ältere Conglomerat in der Gegend von Matas und die jüngeren Conglomeratmassen am Bache Don Juan und Flusse Jaina, wo 172 Centner Masse ein Loth Gold liefern.

Als Ueberreste eines alten Bergbaues im Cibaogebirge zeugen die vielen Bingen in den Thälern Hannico, Sebico, Guama, Mao, Cibao u. a.; sie erstrecken sich oft eine Stunde lang mit der Breite von 20—200 und 300 Schritt. Ueberall, wo einst Betrieb stattgefunden, sind auch noch eiserne Instrumente, jedenfalls spanischen Ursprungs, aufgefunden worden. In neueren Zeiten werden im Cibao- und St. Christophgebirge Goldwäschereien im Kleinen betrieben und man schätzt, daß durch sie im Arrondissement von St. Jago im Jahre etwa 4—6000 Gourds (1 Gourd = 1 Thlr. 13 Sgr.) an Gold gewonnen werden. Während die Alten mehr auf die Conglomerate ihr Augenwerk gerichtet zu haben scheinen, wird in jetziger Zeit vorzugsweise das Alluvium ausgebeutet, nirgends aber ist bis jetzt das Goldgewinnen ein Hauptgeschäft geworden. An den meisten Punkten wäscht man nur in der Regenzeit und nur am Magua und Mao wird diese Arbeit auch dann und wann in der trockenen Periode fortgesetzt und hier ist es auch, wo die Goldgewinnung die größte Bedeutung erhalten hat. Die Art der Gewinnung besteht fast durchgängig nur im Gebrauche der sogenannten Goldschüssel (batea).

Schon oben (S. 150) ist erwähnt worden, daß Anghiera die **Insel Cuba** für reicher an Gold hielt als Hispaniola. Die **Goldseifenwerke Cuba's** genießen ebenso wie Domingo die indirecten Vortheile, welche daraus entspringen, daß diese Länder unter dem Tropenhimmel liegen und verhältnißmäßig kleine Inseln bilden, wodurch theils der Versandung der Thäler mehr als auf dem festen Lande vorgebeugt wird, theils den Goldseifen weniger unhaltiges Material zugeführt wird. Die Insel Domingo hat aber vor Cuba in dieser Beziehung noch voraus, daß erstere gebirgiger, die Ströme reißender sind und daß sie durch die natürliche Bewässerung mehr begünstigt ist. Die Tiefe der trockenen Thäler beweist die Gewalt der Fluthen auf St. Domingo in der Regenzeit; außerdem trifft man an verschiedenen Punkten Zeichen von überaus heftigen Fluthen. Wäre also auch den Goldseifen Domingo's vor denen auf Cuba an sich kein Vorzug einzuräumen, so ist er doch in zufälligen Verhältnissen zu finden.

Die Goldgewinnung in Nordamerika.

„Fast zu derselben Zeit," sagt A. v. Humboldt in seinem Aufsatze über die Schwankungen der Goldproduction, Deutsche Vierteljahrsschrift. 1838. Heft 4. S. 31, „wo der Ural seinen Goldschatz eröffnete und zu ersetzen anfing, was die tiefgesunkene brasilische Goldausbeute nicht mehr dem Goldverkehre darzubieten vermochte, wurden viel versprechende goldhaltige Lagerstätten in dem südlichen Theile der Alleghanys, in **Virginien, Nord- und Südcarolina, Georgien, Tennessee** und **Alabama** entdeckt."

Und in der That hat der Reichthum der südlichen nordamerikanischen Unionsstaaten an edeln Metallen, namentlich an Gold in den neueren Zeiten, die Aufmerksamkeit englischer Capitalisten erregt, welche bedeutende Summen anwenden, um die Mineralschätze zu heben. Die Erscheinung des Goldreichthums in so großer Nähe der atlantischen Küste verdient nicht nur in geognostischer Hinsicht viel Aufmerksamkeit, sondern bietet auch ein großes historisches Interesse dar, da das viele Gold, welches die ersten spanischen Conquistadoren in den Händen der Eingeborenen von Florida fanden, jetzt nicht mehr als Wirkung eines alten Verkehrs mit Mexico oder mit Haiti betrachtet zu werden braucht. Oestlich von den Alleghanys, also auf der atlantischen Abdachung läuft von Maine bis Georgien, von Nordwest nach Südwest, ein etwa 1000 Schritt breiter goldhaltiger Gürtel, der im Allgemeinen nicht so reich an edeln Metallen ist, daß er die Bearbeitung lohnen könnte. Allein an einzelnen Stellen sind die Adern sehr reich, z. B. in Spotsylvania, Fluvanna und Buckingham Counties in Virginien, Charlotte in Nordcarolina und Dahlonega in Georgien. Als goldhaltig wird der Strich von Rappanhaock und Virginien bis an den Coosa River in Alabama bezeichnet; er ist auf einigen Stellen um einige Fuß, auf andern mehre Meilen breit. Nachdem er den Staat Georgien erreicht hat, läuft er mehr aufwärts und verliert sich dann im Staate Alabama. Auch in der nördlichen Richtung ist der Gürtel goldhaltig, denn auch in Kanaan (Staat) New-Hampshire, zu Middle-Haddam am Connecticutflusse und im Staate Maine hat man Gold gefunden. In Virginien, Nord- und Südcarolina, Georgien, Tennessee und Alabama sind schon seit längerer Zeit Goldwäschen bearbeitet worden, welche auch bald einen eigentlichen Bergbau auf anstehendes Gestein veranlaßten. Der eigentliche Flor derselben fällt in die Jahre 1830—1835. Das, was aus diesem Golde seit 1824 ausgeprägt worden, enthält die aus dem American Almanac and Repository of useful knowledge for 1838 (Boston, publ. by Ch. Bower p. 134) entnommene

Uebersicht

des jährlichen Betrages an Gold zur Vermünzung aus den Goldgruben der Vereinigten Staaten.

Jahr.	Virginia.	Nordcarolina.	Südcarolina.	Georgia.	Tennessee.	Alabama.	Unbestimmt.	Total.
	Dollars.							
1824	—	5000	—	—	—	—	—	5000
1825	—	17,000	—	—	—	—	—	17,000
1826	—	20,000	—	—	—	—	—	20,000
1827	—	21,000	—	—	—	—	—	21,000
1828	—	46,000	—	—	—	—	—	46,000
1829	2500	134,000	3500	—	—	—	—	140,000
1830	24,000	204,000	26,000	212,000	—	—	—	466,000
1831	26,000	294,000	22,000	176,000	1000	1000	—	520,000
1832	34,000	458,000	45,000	140,000	1000	—	—	678,000
1833	104,000	475,000	66,000	216,000	7000	—	—	868,000
1834	62,000	380,000	38,000	415,000	3000	—	—	898,000
1835	60,000	263,500	42,400	319,900	100	—	12,200	698,000
1836	62,000	148,100	55,200	201,400	300	—	—	467,000
Summa	374,900	2,465,600	298,100	1,680,300	12,400	1000	12,200	4,844,500

Die ältesten von diesen Gruben sind die im Staate Nordcarolina, im südlichen Theile der Provinz zwischen dem 35. und 36. Grade nördl. Breite. Aus den hier in großer Verbreitung vorkommenden aufgeschwemmten Thonschichten (Argillite) wurde zunächst das eingemengte Gold ausgewaschen, bald aber auch ein eigentlicher Bergbau auf Gängen eröffnet, die sämmtlich in Grünstein und Grünsteinschiefer aufsetzen. Die Gänge bestehen meist aus Quarz, in welchem das Gold sehr unverhältnißmäßig vertheilt ist, wie in der Gegend von Cabarrus und Montgomery. Der Rockyfluß und dessen kleine Nebenarme haben früher große Ausbeute geliefert. Aus den ersten Zeiten der Goldgewinnung sind die vorzüglichsten Gewinnungspunkte: die Ansongrube an der Richardsonbucht, die Parkersgrube in der Nähe des Yadkinflusses und die Reedgrube in Cabarrus. Letzteres umfaßt das Flußbett der Meadowbucht, in welcher die ersten Stücken Gold gefunden worden sind und zwar Goldklumpen von 2—16 Pfund Gewicht. Das erste große Stück fand sich in dem Flußbette der Bucht, indem es durch seinen Glanz die Aufmerksamkeit des Finders erregte, in dessen Hand es noch lange nachher blieb, weil er nicht wußte, ob es wirklich Gold sei oder nicht. Der größte Theil des gewonnenen Goldes vor 1820 war aus den Wäschereien, die meistens große Gräben mit Gruben hatten, die oben offen waren und oft einstürzten. Der Ertrag vor 1820 war 43,690 Dollars. Von den neueren Gruben ist die Mac Cullocmine in Guilford County die wichtigste. Aus ihr wurden im J. 1852 = 31,300 Doll. Gold in die Münze geschickt und sie ist reich an Kupfer und Gold. Das Kupfererz aus ihr enthält durchschnittlich 28 Proc. Metall, das Golderz trägt etwa 2 Doll. 25 Centner per Bushel aus. Die Bearbeitung wird systematisch betrieben. Die Goldhillgruben in Nordcarolina gehören zu den bekanntesten im Staate. Es sind fünf Gruben, die zusammen bis 1852 schon über 3 Mill. Doll. Werth an Gold geliefert haben. Im J. 1853 sind diese Gruben in den Besitz einer einzigen Compagnie gelangt, welche die Bearbeitung in ausgedehntem Maßstabe betreibt. Das Erz ist meistens Eisenkies. Die Cappsmine in demselben Staate ist eine andere, welche reichlichen Ertrag liefert. Sie wird seit 1838 betrieben, liegt in einer Formation von Granit und ist bis in einer Tiefe von 160 Fuß bearbeitet worden und zwar 100 Fuß tief ohne merkliche Abnahme an Reichthum des Metalls.

Südcarolina besitzt schon seit lange bekannte Goldminen, die aber erst seit 1830 eine Bedeutung erlangten. Gegenwärtig wird in dem südlichen Winkel vom Abbevilledistricte, unweit der Edgefieldlinie, ein reichlich lohnender Bergbau auf Gold betrieben, den eine newyorker Compagnie in die Hand genommen hat.

Von den einträglichen Gruben Virginiens verdient die Marschallmine in Spotsylvania County am Rappahoock Erwähnung. Die London- und Vir-

ginia-Gold- und Kupfergruben-Gesellschaft betreibt die Garnett- und Moselyminen in Buckingham County seit 1851 mit solchem Erfolge, daß die Tonne (2000 Pfund) Quarz an Gold 15—20, auch wol 25 Dollars ergibt. In manchen Theilen der Quarzgänge ist das Gold auch in Klumpen vorhanden und gediegen. Diese Klumpen werden „Specimens" genannt und sollen manchmal 1000 Doll. auf die Tonne ausgeben.

In Georgien werden in den Distrieten Lumpkin und Habersham zahlreiche Seifenwerke, sogenannte branchmines oder depositmines, oder die in eigentlichen Thälern und Schluchten aufgeschwemmten Ablagerungen betrieben. Sie bestehen aus einer bis 12 Fuß mächtigen, mit Dammerde, Sand, Lehm und Thon bedeckten Geröllage (gravel), letztere aus Geschieben von Hornblendeschiefer, Gneis, Glimmerschiefer, Granit, Syenit und vorwaltend Quarz gebildet. Sie werden durch einen grünlichen oder grauen, zuweilen eisenschüssig rothen, gelben und braunen Thon gekittet, in welchem sich Gold und ein dasselbe stets begleitender Sand von Eisenglanz befindet. Das Gold erscheint in feinen Blättchen und Körnern von nicht selten mehren Lothen schwer. Zuweilen enthalten die Seifenwerke in ihrem Abraume Geräthe und Waffen von Indianern. Eine besondere Abart der Seifenwerke sind die hillmines oder surfacemines, Hügel oder Theile von Thalgehängen, deren Dammerde Quarz und Gold enthält und welche zuweilen den eigentlichen Seifenwerken an Reichthum nicht nachstehen. Im Allgemeinen ist das Vorkommen des Goldes in Georgien an dem Vorkommen von Talkschiefer gebunden und die Seifenwerke sind da am reichsten, wo Talkschiefer das Grundgebirge bildet. Ueberall, wo Gold gefunden wird, sind auch Quarzlagerstätten anzutreffen. Im J. 1834 fand die größte Goldgewinnung statt, an 4000 Arbeiter sollen damit allein im Staate Georgien beschäftigt gewesen sein. Ein kleiner unterirdischer bergmännischer Abbau fand in Lumpkin County in der Nähe vom Städtchen Dalohnega statt. Die Lagerstätte bestand aus Quarz, in welchem das Gold sehr feinkörnig eingemengt war.

Für die Ausbeutung der großen Kupfer- und Goldregionen in den Vereinigten Staaten, wo sich Gold auf einer langen Strecke, fast vom mexicanischen Golfe an bis über den Pontamac hinauf findet, sind erst in neuester Zeit wissenschaftliche Erörterungen vorgenommen worden. Die große Ausdehnung der südlichen Goldformation, einer Region, die nicht weniger als 500 engl. Meilen lang und 11—12 Meilen breit ist, mit einer Ader von vermuthlich großer Tiefe, darf sicherlich als ein werthvoller Schatz für die Zukunft betrachtet werden. Aber wie so Manches in diesem jugendlichen Lande sich erst in den Anfängen der Entwickelung befindet, so auch der Bergbau, der vor Allem Wissenschaft und Capital nöthig hat. Capital ist zwar in diesen Staaten genug vorhanden, aber der Golddurst ist bisher beim rohen Raubbau stehen geblieben. Im Ganzen nehmen die alten Goldwäschen, besonders Carolina, ab, doch findet man immer noch neue goldhaltige Schichten und der eigentliche Bergbau auf Gold wird um so hoffnungsreicher werden, je regelrechter er betrieben wird.

Californien.

Das so lange unbewohnt gewesene Californien nimmt in der Geschichte des Goldes neuester Zeit eine hervorragende Stelle ein. Als die Spanier 1533 und in den darauf folgenden Jahren die Westküste von Nordamerika zuerst kennen lernten, waren sie mit dem Namen Californien so freigebig, daß es bei ihnen nur einen Anfang und kein Ende hatte, und mit Süd- und Mittelamerika beschäftigt, zogen sie von ihren nördlichen Entdeckungen lange keinen Nutzen. Von dieser endlosen Ausdehnung Californiens ist in der neuesten Zeit blos die Strecke vom Cap St. Lucas bis zum 42. Breitengrade mit demselben Namen übrig geblieben, und dieser 350 Meilen lange Landstrich zerfällt in sich wiederum in zwei fast selbständige Glieder, deren südlichstes durch die Halbinsel Alt-Californien gebildet wird und deren nördlichstes dem Festlande mit dem Namen Neu-Californien zugehört. Unter spanischer Herrschaft war für Californien der Vicekönig in Mexico oberste Behörde, im J. 1683 erlangten die Jesuiten ein ausschließliches Patent auf den Besitz von Californien, das sie colonisirten. Nachdem sie hier lange den Grundsatz: pater est tutor ad bona Indiorum behauptet hatten, mußten sie sich 1767 zurückziehen und den Franziskanern und Dominikanern das Feld überlassen. Durch sie wurden die Missionen oder die Niederlassungen der Geistlichen gestiftet, für welche, ebenso wie für die Etablissements der weltlichen Macht, bestimmte Normen feststanden. Allein auch schon früh gab es freie Ansiedelungen Einzelner, welche die Wohlthaten der spanischen Regierung nicht beanspruchten, und bald nach 1830 vermehrte sich die Zahl der Einwanderer von Nordamerika. Am Sacramento entstand noch unter mexicanischer Herrschaft das unter dem Namen „Neu-Helvetien" bekannte Etablissement des Capitain Sutter, welches später durch die erste Goldentdeckung des Landes eine so große Berühmtheit erlangt hat. Der Abschluß der Unabhängigkeitsrevolution in Mexico 1822 wirkte auch auf Californien, in welchem 1829 und 1836 zwar ebenfalls Unabhängigkeitsrevolutionen stattfanden, um dessen Besitz sich Rußland, Mexico, England und Nordamerika gestritten haben würden, wenn dessen Goldreichthum früher bekannt geworden wäre, das aber erst 1846 durch den Vertrag zu Washington den nordamerikanischen Unionsstaaten beitrat. In den neuesten Zeiten, und zwar seit dem Juni 1848, hat Californien die allgemeine Aufmerksamkeit zumeist durch seine Goldlager auf sich gezogen und hat die Begriffe über das Gold in geognostischer, culturhistorischer und mercantiler Beziehung erweitert und aufgeklärt.

Der Capitain Sutter, ein ehemaliger Officier der französischen Schweizergarde, welcher nach der Juliusrevolution 1830 auswanderte und in Californien bedeutenden Grundbesitz erwarb, ist der Entdecker des Goldreichthums jenes Landes. „Im Monate Junius 1848," so berichtet Sutter, „wollte ich mich eines Tages

nach gehaltener Siesta hinsetzen, um einen Brief an meine Verwandten in Luzern zu schreiben, als sich eilig Schritte hören ließen und mein Factotum, Marshall, der damals grade den Bau einer Sägemühle beaufsichtigte, hastig bei mir eintrat. Er stand ganz unbeweglich, mit starrem Blicke, offenem Munde, ohne ein Wort zu sprechen und die Arme ausstreckend, vor mir. Endlich flüsterte er mir halblaut zu: „„Unerhörte Schätze! Berge von Gold! Wollen Sie einen unermeßlichen Reichthum besitzen, Millionen von Dollars, um dieses Zimmer zu füllen?““ Er war am Ufer des Mühlflusses auf- und abgegangen, die Arbeiter beaufsichtigend, als er in den Schlammschichten des Bodens etwas Glänzendes bemerkte. Er hielt es für eine Art Opal, die im Lande sehr häufig ist, und setzte seinen Weg fort. Zwanzig, dreißigmal wurden seine Blicke von dem Glanze dieser Gegenstände angezogen, ohne daß er ihnen mehr Aufmerksamkeit schenkte. Die Häufigkeit ihres Vorkommens setzte ihn jedoch in Erstaunen, und mehr als einmal stand er schon im Begriffe, an die Ufer hinunter zu gehen, um einen dieser Steine näher zu besehen, aber er machte sich Vorwürfe über diese kindische Neugier und ging weiter. Aber auf einmal sah er unmittelbar vor sich einen dieser glänzenden Steinchen liegen und diesmal war der Instinct rascher als die Ueberlegung. Er bückte sich, hob es auf und hatte zu seinem größten Erstaunen ein Korn reinsten Goldes in der Hand. Auf der Stelle kehrte er nun wieder um und sammelte sorgfältig alle Steinchen, die er vorhin verachtet hatte. Anfangs glaubte er, daß sein Fund die Sache reinen Zufalls sei und daß vielleicht Indianer hier ihre Schätze vor Jahrhunderten versteckt hätten. Allein bald lehrte ihn eine genauere Untersuchung, daß der ganze Erdboden goldhaltig sei und zwar in sehr hohem Grade. Er füllte nun die Taschen, setzte sich zu Pferde und sprengte mit verhängtem Zügel nach Hause, um mir die überraschende Nachricht zu bringen. Mein erstes Wort nach vollendeter Erzählung war, ob er Mitwisser habe. Darüber beruhigt, saß ich alsbald im Sattel und ritt nun mit Marshall zur Mühle zurück. Mit Anbruch der Nacht kamen wir an und gruben mit unsern Taschenmessern eine solche Menge Goldkörner von einer bis zu mehren Unzen aus dem Boden, daß wir ganz starr vor Erstaunen waren. Beherrscht von der ganz natürlichen Aufregung über eine so wunderbare Entdeckung, kehrten wir stillschweigend nach der Mühle zurück, als uns die Arbeiter mit dem Rufe: „„Gold, Gold!““ aus vollen Hälsen entgegen kamen. Wie wir später erfuhren, hatte einer uns während der Nacht beobachtet und war unserem Beispiele gefolgt, ohne sein Geheimniß lange bewahren zu können. Alle versprachen mir nun zwar das unverbrüchlichste Schweigen, aber am nächsten Tage waren schon Hunderte von dem Goldfunde unterrichtet. Nach Verlauf von vier Wochen waren schon mehr als 4000 Goldsucher an Ort und Stelle.“

So erregten die ersten Nachrichten aus Californien überall ungeheure Sensation, alle Privatbriefe und Journale waren voller Wunder über den unendlichen Goldreichthum. In dem Ufersande einiger Arme des Sacramento, namentlich des sogenannten „Frather und Fork,“ wurden unglaubliche Mengen Gold in Körnern von der Größe eines Senfkornes bis zu einer Unze Gewicht gefunden. Die Erzählungen klangen mährchenhaft. Die ganze amerikanische Bevölkerung verließ Haus und Hof, alle Geschäfte wurden vor der Hand aufgegeben, Soldaten, Matrosen, Handwerker, Beamte, ja der Gouverneur selbst gingen, um Gold zu suchen und zu waschen. Eine vollständige Revolution der nordamerikanischen Gesellschaft wurde hervorgerufen. Zahllose Scharen von Auswanderern eilten trotz der großen Entfernung von allen Theilen des Continents hin, selbst aus Canada. Das ganze Land war auf dem Marsche. In allen Häfen rüsteten sich Schiffe aus mit Ladungen aller Art nach dem Goldlande. Alle Männer zogen hin und nahmen alle eisernen Geschirre mit, wie alle Utensilien, in denen man Goldsand waschen kann. Seitdem das Goldfieber allgemein wurde, waren Monterey, St. Francisco, Sonora, St. José und Santa Crux ganz leer an Männern geworden. Die Pachthöfe waren ohne Obhut und das Vieh weidete ungehindert auf den Kornfeldern. In Sutter's Fort, ein Stationsort für die Goldsammler, herrschte dagegen das größte Leben. Aber mit den Aussichten auf Reichthum stieg auch ihre Wirkung auf den moralischen Charakter der Menschen. Die gröbsten Excesse aller Art fielen vor, die Verwirrung aller Verhältnisse der Administration fand statt. Nicht nur die Matrosen von den Schiffen, sondern auch die Soldaten aus den Garnisonen desertirten in großer Anzahl. Die Arbeitslöhne für alle Handwerker und Dienstleistungen stiegen zu einer entsetzlichen Höhe, die Nahrungsmittel mußten mit den höchsten Preisen bezahlt werden. Dagegen stieg auch der Gewinn an Gold bedeutend. Ein Gewinn von 3 Unzen täglich für den Einzelnen galt als etwas sehr Gewöhnliches. Der Goldüberfluß unter den Arbeitern wurde so groß, daß selbst die Indianer in den prunkendsten Kleidern umherstolzirten. Bei gewöhnlichem Fleiße erwarb ein Mann täglich für 50 bis 200 Doll., mußte aber auch ein Pfund Brod mit 1 Doll. bezahlen. Mitunter wurden ganze Stücken gefunden, die 4—5 Unzen Gold mit Quarz vermischt enthielten. Ein Stück kam vor, eine Verbindung von Quarz und Gold, 7 Zoll lang, 3—6¾ Zoll breit und 2½ Zoll dick, welches 3 Gewichtstheile Gold gegen einen Gewichtstheil Quarz enthielt, 14 Pfund 9½ Unzen wog und einen Goldwerth, die Unze zu 16 Dollars gerechnet, von 2130 Doll. hatte. Der größte Klumpen wurde 1855 in Calaveras County gefunden. Das Gewicht betrug 160 Pfund Avoirdupois, woran nur 15 Pfund Quarz waren, das übrige war reines Gold. Er hatte einen Werth von 38,916 Doll. und wurde von fünf glücklichen Findern an einen Amerikaner für 40,000 Doll. verkauft. In Sonora wurde am 1. März 1853 ein Goldklumpen gefunden, der 247 Unzen wog und einen Werth von 4250 Doll. besaß. Der bisher größte Goldklumpen wurde auf Haiti (vergl. S. 150) gefunden. Er wog nach Oviedo eine Aroba und 7 Pfund, d. h. 32 spanische

Pfund, oder beinahe 15 Kilogr. (26,4 Mark) und hatte nach Las Casas einen Werth von 3600 Goldpiastern; er hatte daher an 2500 Pfd. Sterling an Werth, also den vierten Theil des Klumpens von Calaveras. In den russischen Sammlungen zeichnet sich die sogenannte „Riesengoldstufe" aus, die am 26. Oct. 1842 auf der Grenzscheide der beiden berühmten Goldminen zu Zarewo-Nikolaiewsk und Zarewo-Alexandrowsk gefunden wurde. Sie wog 36 Kilogr.

Bald hatte Californien hunderttausende goldsuchender Abenteurer aus allen Ländern der Welt, die Anziehungskraft des Goldes für neue Ansiedler brachte eine gewaltige Ablenkung von Capital, Arbeitskraft, Schiffahrt, Lebensmitteln und Manufacturen nach der westlichen Küste Amerika's hervor. Californien mit seinem Golde wurde der Sammelplatz von Menschen, welche den Wahlspruch in dem Wappen des Landes: Labor omnia vincit, zu dem ihrigen machten. Bald befestigten sich Ordnung und Gesetzlichkeit und auch hinsichtlich der Ausbeutung der Goldminen, nachdem der erste Anlauf vorüber war, traten zweckmäßige Vorarbeiten ein. Man fing an die Ausbeutung nach ökonomischen Grundsätzen zu betreiben und sicherte so zwar nicht einen übermäßig großen, doch immer reichen Gewinn. Statt an den Strömen die Erde zu waschen, grub man in die Hügel und erreichte durch Schächte und Stollen die reichsten Goldquarzgänge, welche anscheinend mit zunehmender Tiefe immer reicher werden.

Ueber die geologischen, das Vorkommen von Gold charakterisirenden Verhältnisse Californiens bemerken wir mit Bezug auf die früheren Andeutungen (S. 137 und 145), wie die beiden Hälften des amerikanischen Continentes von Norden nach Süden von den Cordilleren durchzogen werden, welche auch die Verbindung von Nord- und Südamerika bilden. Im Gebiete der Vereinigten Staaten hat das westwärts von den Cordilleren gelegene Land fast die Form eines Kreisabschnittes, dessen Sehne die Cordilleren bilden und welcher von 17—49° nördl. Breite ziemlich regelmäßig ausgebildet ist. Den Cordilleren folgt nordwärts bis zum 42. Breitengrade ein dürres, felsiges und sandiges Gebiet, welches da, wo die Sierra Nevada sich erhebt, seine Grenze findet, sich unter 32° nördl. Breite mit den californischen Küstenbergen vereinigt und einen 10 Breitengrade langen Ausläufer in den Ocean hineinschickt, welcher bei dem Cap St. Lucas endet und die unter dem Namen Alt-Californien bekannte unfruchtbare Halbinsel bildet. Das diesem Cap gegenüber liegende Cap Corrientes, an der Westküste von Mexico, bildet den natürlichen Anschließungspunkt für die Sierra Nevada, welche aber hier von dem tief in das Land hinaufgehenden californischen Golfe unterbrochen wird. Die Sehne des hierdurch gebildeten engeren Kreisabschnittes bilden die Schneegebirge von 49° bis zu 32° nördl. Breite und die Fläche wird durch eine mehr politische als natürliche Grenze unter 42° nördl. Breite in zwei Theile getheilt, von denen der nördliche unter dem Namen des Oregongebietes und der südliche unter dem von Neu-Californien bekannt geworden ist. Die Höhenzüge, welche die Erhebungen hier bilden, führen in der östlichen Richtung den Namen „die californischen Berge," während die der Küste zunächst liegenden verschiedene Localnamen haben. Das mexicanische Californien war bis zur Beendigung des letzten Krieges, 1846, durch den 42. Breitengrad im Norden bezeichnet, von wo ab sich das Oregongebiet bis zum 49. Breitengrade erstreckte, worauf dann die englischen Besitzungen in Neu-Caledonien bis zum 54. Breitengrade folgten und was nördlich davon lag, an Rußland überlassen wurde.

Californien hat seinen größten Reichthum im Mineralreiche. Seine geologischen Verhältnisse sind mit denen von Mexico fast analog. Nieder-Californien besitzt schon seit langer Zeit die Silberminen bei Moleje und Real San Antonio, hat Kupfer und Bleierze, Schwefel und Salpeter und Soolquellen und selbst Goldwäschereien sind von einzelnen glücklichen Entdeckern benutzt worden.

Ober-Californien, das sich zwischen dem 31. und 32. Breitengrade von Nieder-Californien scheidet, hat schon bei Franzisquito, bei 34,8 Grad Breite einen Bergbau auf fein eingesprengtes Gold in Begleitung anderer Erze. Einen großen Reichthum hat es aber in feinen Goldseifen. Die Goldregion bildet eine Reihenfolge von krystallinischen Gesteinen aus Hornblende und Feldspath, die mit Serpentinen und mit Quarzgängen verbunden auf einem durch das Sacramentothal gerichteten Streifen gegen Norden über 40 Grad Breite hinausreicht. Die Thäler des San Joaquim und des Sacramentoflusses bilden ein einziges zwischen der Sierra Nevada und der Küstenkette gelegenes Längenthal, welches vorzugsweise in dem untern Theile beider Flüsse als ein ringsum geschlossenes, langgestrecktes, muldenförmiges Becken zu betrachten ist. Die als vorzüglich goldhaltig bekannten Thäler sind Querthäler des westlicheren Abhanges der Sierra Nevada, welche von Zuflüssen eingenommen werden, die in den San Joaquim und in den Sacramento münden. Zu den letzteren gehören die ergiebigsten Thäler, welche der Amerikan Fork (Rio de los Americanos), sowie dessen Quellflüsse der North Fork, Middle Fork und South Fork einnehmen, und ferner die Thäler des Frather River (Rio de las plumas) und die von deren Quellflüssen, Bear River und Juba, eingenommenen. Von den Seitenthälern zu dem des San Joaquim sind goldhaltig die des Rio de los Cosumnes, de los Mukelemnes, de los Caballeros und des Stanislausflusses. Außerdem hat man in dem coast range für goldreich erkannt: Die Berge bei Bodega und die ehemals der russisch-amerikanischen Compagnie gehörigen Berge bei Roß, sowie ferner die Umgebungen der Mission Santa Clara, in denen auch auf Quecksilber gebaut wird und die südlicheren Küstenberge bis nach der Stadt Los Angelos. Auf dem Kamme der Sierra Nevada finden sich Eruptivgesteine verschiedener Art, während auf dem Westabhange krystallinische Schiefer mit vielen Quarzgängen und Trümmern in weiter Verbreitung auftreten. An vielen Stellen werden sie von

mächtigen Syenit-, Serpentin-, Porphyr- und Trappgesteinen durchbrochen und im südöstlichen Theile von wechselnden Conglomerat-, Sandstein- und Thonschieferflötzen überlagert, diese aber von einer mächtigen Diluvialablagerung im Westen überdeckt. Die Schichten dieser und der aus ihnen gebildeten Anschwemmungen erfüllen die weite und fruchtbare Thalebene am untern Theile des Sacramento, des San Joaquim und der in dieselben mündenden Nebenflüsse. In der Ebene trifft man selten anstehendes Gestein und erst in der Nähe des Vorgebirges der Sierra Nevada tritt das Diluvium deutlich auf, sich hier in weiter Verbreitung zu einer nicht unbedeutenden Höhe erhebend und im Wassergebiete des Sacramento bis auf das Schiefergebirge reichend, ohne daß die muthmaßlich auch hier vorhandenen Tertiairschichten zu Tage treten. Auf der entgegengesetzten Seite des Beckens am Fuße der Küstenkette sieht man dagegen die Tertiairschichten fast überall unter dem Diluvium sich emporheben. Am Fuße und in dem Vorgebirge der Sierra Nevada bildet ein Conglomerat aus den Trümmern der ältern Gesteine durch Thoncement verbunden häufig die oberste Schicht des Diluviums. Dasselbe ruht auf blauem Thone, Sand und Lehm in fast söhligen Schichten, welche halb verkohltes Holz und Blätterabdrücke enthalten und durch eine mächtige, auf dem festen Gesteine aufliegende Schicht von Gruß mit großen Quarzblöcken von letzterem getrennt werden.

Dieses Diluvium bildet die Hauptfundstätte des Goldes, welches mit den Trümmern des Diluviums auch in die tieferen Gegenden fortgeführt worden ist.

Die bedeutendsten Goldgewinnungen sind bisher in den Gegenden zwischen den Wassergebieten des Deer Creek im Norden und des Calaverasflusses im Süden auf einen Flächenraum von 30 Meilen Länge und 7 Meilen Breite gewesen. Das Gold wird meist unter den aus den Diluvialschichten losgerissenen und fortgeführten Trümmern gefunden, aus denen sich Alluvionen von Sand, Lehm, Gruß und Gerölle gebildet haben, welche die Erweiterung der Thäler einnehmen. Höher im Gebirge zeichnen sich diese Anschwemmungen durch geringere Anhäufung der Gerölle, aber durch größere Goldstücke aus und letztere deuten durch ihre eckige Gestalt und ihre Verbindung mit Quarz darauf hin, daß sie nicht weit von ihrer Lagerstätte fortgeführt sind. Das reichste Goldvorkommen ist unmittelbar auf der Unterlage des Diluviums auf das feste Gestein und hängt von ihrer mehr oder minder großen Zerklüftung ab, indem das Gold auf einer glatten Oberfläche leichter fortgeführt, auf einer rauhen Unterlage aber in den Vertiefungen zurückgelassen wurde.

Titan- und Magneteisen mit feinen Quarzkörnern und Sand vermengt bilden die Begleiter des Goldes, dessen Reichhaltigkeit an den verschiedenen Gewinnungspunkten sehr wechselt. Während auf einem Raume von 15 Fuß 30,000 Dollars Gold gewonnen wurde, lieferten andere Punkte kaum halb oder ein Drittel so viel und noch weniger. Da, wo die Ablagerungen in den höher gelegenen Flüssen ausgebreiteter sind, findet sich auch das Gold meist in dem, dem festen Gesteine aufgelegenen Sande, der 1½—4 Dollars Goldgehalt in 1000 Pfunden hat.

Bis jetzt ist das californische Gold nur in Verbindung mit Quarz vorgekommen, der das benachbarte krystallinische Schiefergestein in zahlreichen Gängen durchsetzt und an vielen Stellen goldhaltig ist, sodaß diese Gänge und Trümmer als ursprüngliche Lagerstätten des Goldes zu betrachten sind. Das Gold kommt vor in verschiedenem Korn von groben Stücken bis zum feinen Sand und in verschiedenen Farbennüancen.

Zum Waschen des Goldsandes bedient man sich verschiedener Werkzeuge und Maschinen. Der Rocker ist ein länglich viereckiger Kasten mit geneigten Seitenwänden, welcher wie eine Wiege auf kreisförmig ausgeschnittenen Unterlagen ruht. Er wird etwas geneigt aufgestellt und die zu verwaschende Erde in den mit einem Siebe versehenen, auf das obere des Kastens aufgesetzten, kleineren Kasten geschüttet. Dann wird Wasser darauf geleitet und dem ganzen Apparate eine wiegende Bewegung gegeben. Die durch das Sieb hindurch gehende Trübe geht zunächst auf ein mit einer kleinen Leiste am untern Ende versehenes Bret und von diesem in den untern Theil des Rockers. Von hier gelangt sie in eine zweite Abtheilung und wird endlich durch eine Oeffnung weggespült. Die im Kasten zurückbleibenden gröberen Stücken werden, sobald sie rein gewaschen sind, herausgeworfen. Der in der ersten Abtheilung des Rockers sich ansammelnde Vorrath wird in Waschpfannen concentrirt und rein gewaschen. Ein Mann kann auf solche Weise täglich 1000 Pfund Erde verwaschen. Die größeren Blättchen Gold bleiben gewöhnlich auf dem unter dem Siebe angebrachten Brete liegen.

Eine andere Methode ist das Waschen mit dem Long tom. Es ist dies ein an dem einen Ende mit einem Siebe versehenes Gerinne, welches so gestellt wird, daß das Wasser von selbst hineinläuft. Das untere mit einem Siebe versehene Ende steht über einem in mehren Abtheilungen geschiedenen Kasten. Die Erde wird in den oberen Theil des Gerinnes eingetragen und dann mit der Schaufel verarbeitet. Die Trübe fließt nun durch das Sieb in die untergestellten Gefäßabtheilungen, in denen die Goldkörnchen sich niederschlagen, während die Schlamm- und tauben Bergarten mit der Trübe abfließen. Der Rückstand wird hierauf in der Waschschüssel noch vollständig aufbereitet. Beschwerlich ist hierbei die Trennung des Goldes vom schwarzen Schliche, in welchem viel Magneteisen enthalten ist. Von diesem wird das Gold bisweilen mittels Quecksilber, häufiger aber noch durch das Wegblasen getrennt.

Im Allgemeinen kommt das Gold an den Quellen der goldführenden Flüsse in gröbern Körnern vor und diese Seifen sind auch gewöhnlich reicher als an den Ausmündungen derselben; nur fehlt dort meist das zum Waschbetriebe nöthige Wasser. Die Californier nennen solche Oertlichkeiten Dry-Diggins (trockne Gruben). Vorzugsweise ist dieser Name den reichen Seifen beige-

legt worden, welche zwischen den Quellen der Flüsse de los Cosumnes und de los Americanos liegen. Die Trennung des Goldes vom Sande mittels Verwaschung erfolgt dort nur zu der Zeit, wo der Schnee thaut oder zur Zeit der periodischen Regen und dann geschieht die Förderung der Sände — von den Gewinnungspunkten bis zu den Waschmaschinen oft 4 Meilen weit — auf Lastpferden oder Mauleseln in ledernen Säcken. Diesen kostspieligen Verwaschungen werden nur die dort so reich vorkommenden, zur trockenen Jahreszeit im Voraus gewonnenen, fetten, thonigen Sände unterworfen. Bei Verarbeitung der mageren Sände wendet man zunächst große Aufmerksamkeit auf sorgfältige Trennung des goldhaltigen Seifengebirges vom metalllosen. Hierauf schüttet man die Sände auf ausgebreitete Ochsenhäute und trocknet sie an der Sonne. Vollkommen getrocknet werden sie dann mittels Schaufeln durch Drahtsiebe geworfen, welche in einen Rahmen eingespannt und schräg aufgestellt sind, ähnlich den Sieben, die bei den teutschen Amalgamirwerken im Gebrauche sind. Ist auf diese Weise der klarere Sand von den größern Fragmenten getrennt, so füllt der Arbeiter eine hölzerne, flache Schüssel mit ersterem an und hält sie über Kopfhöhe vor sich hin, während zu seinem Fuße eine zweite, leere Schüssel aufgestellt ist. Die mit Sand angefüllte Schüssel bewegt er dann abwechselnd von einer Hand zur andern, indem er sie etwas nach Vorn neigt, sodaß der Sand in einem ununterbrochenen und gleichmäßigen Strome, so zu sagen, in die auf der Erde stehende Schüssel herausgeschüttet wird, wobei der Wind die leichten Sandtheilchen fortführt, während sich die schwereren in dem am Boden unbeweglich stehenden Gefäße ansammeln. Ist die obere Schüssel leer geworden, so setzt er sie an die Stelle der angefüllten hin und unterwirft den Inhalt dieser letzteren wieder derselben Manipulation, die so lange fortgesetzt wird, bis in der Schüssel nur Gold mit schwarzem Schliche (Magneteisensand) zurückbleibt, von welchem das erstere dann nach der bereits angegebenen Methode abgesondert wird.

Diese langweilige und unvollkommene Arbeit haben in Californien die Mexicaner eingeführt; später fingen die Californier an, die Benutzung des natürlichen Luftzuges aufzugeben. Sie erbauten sich zu diesem Behufe einen mit einer Spalte versehenen Apparat und schütteten durch die Spalte den Goldsand in dünnen Schichten unter Zuführung gepreßten Windes aus einem Ventilator. Grade unter der Spalte haben sie einen Kasten und neben diesen, auf der dem Ventilator entgegengesetzten Seite, noch zwei andere Kästen aufgestellt, in welche der Sand, abhängig von seinem specifischen Gewichte, in größerer oder geringerer Entfernung von der Spalte niederfällt. Das auf diese Weise erhaltene Gold ist fast mit dem gesammten Magneteisensande verunreinigt, muß daher immer noch verwaschen oder mittels Quecksilber getrennt werden.

Zur Gewinnung des Goldes aus den Quarzgeschieben und Quarzgängen, welche letztere häufig in den Vorbergen der Sierra Nevada im Kieselschiefer, Talkfels und Chloritschiefer und im Glimmerschiefer aufsetzen, werden Pochwerke und Amalgamationsmühlen angewendet. Die Einrichtung solcher Anstalten ist sehr roh, indem der Quarz auf einem kreisrunden, mit Granitplatten gepflasterten Platze durch zwei größere, vermittels einer von einem Maulthiere in Bewegung gesetzten Welle, harte Steine fein gemahlen wird. Das mit Wasser angemengte Quarzmehl wird dann herausgenommen und in der Waschschüssel oder in einer einfachen Amalgamationsmühle fertig aufbereitet. Der Goldgehalt des aus einem solchen Gange gewonnenen Quarzes betrug nach einem viermonatlichen Durchschnitte pro Tonne (2000 Pfund) = 40 Dollars, wobei reiche Fundstücken nicht in Rechnung gezogen sind. In einer Woche werden gewöhnlich 240 Tonnen Quarz gewonnen und zugutegemacht;

diese enthalten an Goldwerth	9600 Dollars
die Gewinnungs- und Aufbereitungskosten betragen	2772 "
Reiner wöchentlicher Gewinn bleibt also	6828 Dollars,

der jedenfalls sehr ansehnlich ist, aber doch nicht durchgängig angenommen werden kann.

Ueberhaupt aber ließen die reichen Ausbeuten der californischen Goldwäschereien, zu denen sich seit 1848 mehr als 100,000 Goldsucher eingefunden hatten, schon im J. 1852 nach. Der Ertrag des einzelnen Arbeiters wurde geringer und wird noch ferner geringer werden, als er in den ersten Jahren nach der Entdeckung der reichen Goldlager war. Es hat dies aber zur Folge, daß die Goldproduction in Californien jetzt und künftig mit größerem Capitale und kunstmäßiger betrieben wird. Denn bisher ist eigentlich nur der Sand der Bäche verwaschen worden, und wenn man in Betracht zieht, daß die sehr lange und breite Sierra Nevada bisher nur in einer verhältnißmäßig kleinen Ausdehnung Gold hergegeben hat, daß diese Gebirgskette von Oregon bis nach dem Rio Columbia sich ausdehnt und daß sie überall goldführend sein wird, so darf man an der Zukunft Californiens nicht zweifeln. Man wird nach und nach noch viele Goldlagerstätten zum Lohn derjenigen entdecken, welche hinlängliche Ausdauer besitzen. Die Ausbeute der ersten Goldsucher im J. 1848 war allerdings groß. Nach dem mäßigsten Anschlage von Leuten, die genau mit der Lage der Dinge bekannt waren, verdienten die ersten 4000 Goldsucher täglich an 50,000 Doll. Die meisten der Goldsucher hatten in jedem der Jahre 1848 und 1849 10, 20 und 30 Pfund Gold erspart; man konnte den durchschnittlichen reinen Ertrag auf 10—12 Pfund für jeden berechnen. Im J. 1850 belief sich derselbe nur auf 5—6 Pfund; in den folgenden Jahren ist er immer auf 4 Pfund berechnet. Die ersten Mannschaften kratzten nur das Gold mit dem Messer aus den Felsritzen und gewannen die reichsten Goldkörner; die zweiten wuschen die Erde vom Grunde der Löcher aus und machten eine nicht geringere Ausbeute; die dritten wuschen die Erde nach ihrer ganzen Mächtigkeit durch und auch sie fanden ihren reichen Lohn; die vierten endlich wuschen nicht ohne Gewinn das ganze Haufwerk nochmals durch. So sind

die Stellen, welche am reichsten waren, jetzt die ärmsten und am meisten verlassenen.

Den Goldsand von Californien hat Dufrenoy einer Untersuchung unterworfen und hierbei im Mittel folgendes Verhältniß gefunden:

Magneteisen, durch den Magnet ausgezogen	59,82
Eisenglanz, Titaneisen mit wenig Manganerz	16,32
Zirkon	9,20
Durchsichtiger Quarz	13,70
Korund	0,67
Gold, auf trockenem Wege bestimmt	0,29
	100,00

Die Verschiedenheit, welche zwischen der Größe und der Form der Körner besteht, die, welche das specifische Gewicht zeigt, kann bei allen den Elementen, welche den Sand darstellen, natürlich nur eine annähernde Zusammensetzung für denselben geben. Sie entsprechen aber einer Schätzung, die man auf den bloßen Anblick macht, und bieten Interesse dar für die Anzeichen, welche sie über das goldführende Terrain geben. Das specifische Gewicht des Goldsandes ist 4,37; das des Magneteisens 5,09. Die Körner des gewaschenen Sandes sind meistens 0,00005‴ lang und 0,00001‴ dick.

Ueber die Zusammensetzung des Goldes aus Californien liegen Analysen von Henry und Oswald vor, deren Resultate in Betreff des Gold- und Silbergehaltes fast ganz übereinstimmen. Es sind gefunden in 100 Theilen nach

	Henry	Oswald
Gold	88,75	90,01
Silber	8,88	9,00
Kupfer und Eisen	0,85	0,86
Kiesel, Rückstand	1,40	—
	99,88	99,88

Nach der Henry'schen Untersuchung betrug das specifische Gewicht 15,63. Nach dem Aushämmern und nachherigen Glühen betrug dasselbe 16,48.

Der Silbergehalt, welchen Boussingault in einer Reihe von Analysen in dem natürlichen Golde von Columbia fand, betrug zwischen 11 und 35 Proc. (vergl. S. 143); er zog aus seinen Analysen den Schluß, daß Gold und Silber in dem Verhältnisse der Aequivalente verbunden seien und daß sich ein Atom Silber stets mit mehr als einem Aequivalent Gold verbände. Gustav Rose widerlegte diese Ansicht und wies nach, Gold und Silber seien isomorphe Substanzen, welche gewöhnlich nicht in dem Verhältnisse der Aequivalente mit einander verbunden vorkommen (vergl. Poggendorff's Annalen XXIII, 164). Verschiedene Analysen von natürlichem Golde aus dem Ural zeigten, daß bei weitem die meisten Proben keine bestimmte Zusammensetzung besaßen (siehe S. 111). Die Bemerkung von Dumas (Traité de chimie appliquée aux arts IV, 434), daß die Verhältnisse von Gold und Silber in einem Minerale von demselben Fundorte so constant sind, daß die Probirer die Zusammensetzung wissen, wenn sie genau den Fundort kennen, wird weder durch obige Analysen, noch durch die von G. Rose bestätigt, welcher in vier Proben Gold von demselben Fundorte resp. 5,23, 8,35, 9,02 und 16,15 Proc. Silber fand.

Der Werth des Goldstaubes hängt ebenso sehr von dem Feingehalte als von seiner Reinheit ab. Der Feingehalt der United-States-Münze zu Philadelphia ist 900 Tausendtheile, der durchschnittliche Feingehalt des californischen Goldes beträgt dagegen 881 Tausendtheile. Es ist kein californisches Gold gefunden worden, welches weniger als 860 Tausendtheile oder 21 Karat fein gewesen wäre. Nach den amtlichen Registern der United-States-Assay-office ergibt sich der größte Feingehalt des californischen Goldes 902 Tausendtheile, der niedrigste 866; als der größte Verlust beim Schmelzen 12,2, der geringste 2,1 Proc. Eine Unze Goldstaub, welche beim Schmelzen 2,1 Proc. verliert und dessen Feingehalt 902 Tausendtheile beträgt, hat einen Werth von 18 Dollars 20 Cents. Eine Unze Goldstaub von dem durchschnittlichen Feingehalte von 887 Tausendtheilen und dem durchschnittlichen Schmelzverluste von 6,1 Proc. ist 17 Doll. 89 Cents werth; eine Unze Goldstaub, welcher 12,2 Proc. beim Schmelzen verliert und nur 866 Tausendtheile fein ist, hat nur einen Werth von 15 Doll. 70 Cents. Die folgende Tabelle gibt den Feingehalt, Schmelzverlust und Werth verschiedener Sorten Goldstaub, welcher dem United-States-Assay-office zu Philadelphia zum Probiren übergeben war.

	Feingehalt. Tausendtheile.	Schmelzverlust. Procent.	Werth der Unze.
1 Partie	869	3,5	17 Doll. 33 Cents.
1 "	890	2,5	18 " — "
1 "	893	4,5	17 " 72 "
1 "	896	4,5	17 " 68 "
1 "	880	4,0	17 " 46 "
1 "	895	3,0	17 " 84 "
1 "	877	5,0	17 " 58 "
1 "	828	8,0	17 " 67 "

Ueber die Goldproduction in Californien liegen so vielfache Angaben vor, daß es oft zweifelhaft wird, welche für die wahrscheinlichen und richtigeren zu halten sind. Denn die Massen Goldes, welche namentlich in den Jahren 1848 und 1849 von Passagieren weggeführt worden, lassen sich nicht einmal annähernd berechnen. Ein sehr erheblicher Theil der Goldausbeute entzog sich jeder Controle. Nach der Zusammenstellung eines sorgfältigen nordamerikanischen Schriftstellers, des Chemikers J. D. Whitney in seinem Werke: The metallic wealth in the United-States, described and compared with that of other countries (Philadelphia 1854.) p. 147 waren die Golderträge Californiens in den sechs Jahren von 1848 an wie folgt. Es gab das Jahr:

1848	5,000,000 Dollars, d. h.	21,150 Pfund
1849	20,000,000 " "	80,600 "
1850	45,000,000 " "	181,400 "
1851	65,000,000 " "	262,000 "
1852	62,500,000 " "	252,000 "
1853	62,500,000 " "	252,000 "
im Ganzen	260,000,000 Dollars =	1,048,150 Pf. engl.

Troygewicht in reinem Golde. Daß wenigstens die letzte dieser Angaben der Wahrheit sehr nahe kommt, findet sich durch die Mittheilung eines andern Schriftstellers über Californien, der durch seinen Wohnsitz und seine Stellung wohl unterrichtet sein kann, bestätigt. Der Counsellor at law E. S. Capron sagt nämlich in seiner History of California from its discovery to the present time (Boston 1854.) p. 134, daß im J. 1853 für 60,000,000 Dollars Goldstaub aus dem Lande ausgeführt worden sei. Da die Verarbeitung des Metalls zu Schmucksachen, wie derselbe Autor hinzufügt, in San Francisco größer als in irgend einer andern Stadt der Vereinigten Staaten ist und überdies vieles Gold im natürlichen Zustande in den Geschäftslocalen der Juweliere und anderer Händler zurückbleibt, so ist allerdings die von Whitney angegebene Summe nicht zu bezweifeln. Was man von verarbeitetem Golde und von Gold im natürlichen Zustande in den Waarenlagern von San Francisco täglich ausgestellt sieht, hat nach Capron allein einen Werth von mehren Millionen Dollars. Nach einem Aufsatze in The North American Review N. CXVII. October 1852 S. 277 wurde an nordamerikanischem Golde in die Münze der Vereinigten Staaten geliefert:

im Jahre 1848 für	896,675	Doll.
1849	7,079,144	„
1850	36,938,314	„
1851	56,540,912	„
in den ersten 6 Monaten 1852	27,614,132	„
seit der Selbständigkeit der Vereinigten Staaten bis Ende Juni 1852 im Ganzen	141,877,209	„
von diesen Summen bestanden in californischem Golde	125,468,656	„
aus den atlantischen Staaten Nordamerika's also nur für	16,408,553	Doll.,

großentheils der Ertrag der Goldminen von Vauclufe, Orangecounty in Virginien. An californischem Golde wurde 1851

an die Münzen der Vereinigten Staaten geliefert	55,938,502	Doll.
direct von San Francisco nach London geliefert	3,392,760	„
direct von San Francisco nach andern Ländern	600,000	„
im Ganzen	59,931,262	Doll.

Die gesammte Production Californiens im J. 1851 wird man hiernach auf 65—70 Mill. Dollars anschlagen können; denn wenn auch der bei weitem größte Theil des ohne Declaration von zahlreichen Privaten aus Californien ausgeführten Goldes in die Münzen der Vereinigten Staaten geflossen ist, so zeigt doch schon der Umstand, daß 1851 = 1,277,800 Pf. Sterl., also ungefähr der doppelte Betrag der in San Francisco zur Ausfuhr nach London declarirten Summe, daselbst zur Einfuhr gemeldet ist, daß also, wie schon oben erwähnt, ein großer Theil der Goldausbeute sich jeder Controle entzieht. Für das Jahr 1852 führt der United-States Economist N. 29 vom 6. Nov. 1852 an, daß bis zum 1. Oct. von San Francisco verschifft seien:

nach Europa	4,153,336	Doll.
nach den Vereinigten Staaten	25,320,278	„
nach China mit Segelschiffen	410,841	„
Zusammen	29,884,455	Doll.

Da nun aber in den ersten neun Monaten 1852 nicht für 25,320,278 Doll., sondern für 40,439,285 Doll. Gold in die Münzen der Vereinigten Staaten eingeliefert wurden, so ergibt sich daraus, daß reichlich 15 Mill. Doll. in den Händen von Passagieren in die Vereinigten Staaten kamen. Aus diesen und den obigen von Whitney angeführten Zahlen ergibt sich, daß die Goldproduction in Californien im J. 1851 ihren Höhepunkt erreicht hat. Sir Roderich Murchison sprach bereits im September 1851 in der Quarterly Review aus, daß wahrscheinlich die Goldwäschereien in Californien bald erschöpft sein würden. Allein Californien wird noch für eine Reihe von Jahren eine sehr bedeutende Goldausbeute liefern, wenngleich der Ertrag des einzelnen Arbeiters bedeutend geringer geworden ist und noch geringer werden wird. In einem Aufsatze des schon oben erwähnten Octoberheftes der Northamerican Review (p. 386) „the Decline in the value of money" wird die Totalproduction an Gold des Jahres 1852 auf 138,384,000 Doll. (gegen 12,648,000 Doll. im J. 1800) und die Gesammtsilberproduction auf 39,900,000 Doll. (gegen 36,289,008 Doll. im J. 1800), Gold- und Silberproduction zusammen also auf 178,284,000 Doll. (gegen 48,937,008 Doll. im J. 1800) geschätzt und zugleich die Vermuthung ausgesprochen, daß die Goldausbeute im Betrage von mindestens 100 Mill. Doll. jährlich noch lange fortdauern, daß der Werth des Goldes aber nach 25 Jahren auf die Hälfte oder ein Drittheil seines jetzigen Werthes gesunken sein werde. Im directen Gegensatze mit dieser Annahme spricht sich Scheer in einer vielverbreiteten Schrift: „A Letter to Thomas Baring, Esq. M. P., on the effects of the Californian and Australian Gold discoveries" (London 1852.) p. 29 dahin aus, daß selbst eine Goldausbeute im Betrage von 2800 Mill. Pf. Sterl. für die Bedürfnisse des 19. Jahrh. nicht zu groß sein würde; Jacob (vergl. dessen Historical Inquiry on Precious Metals) hat den Zufluß an edeln Metallen seit der Entdeckung Amerika's für Europa im 16. Jahrh. auf 138 Mill., im 17. Jahrh. auf 337 Mill. und im 18. Jahrh. auf 800 Mill. Pf. Sterl. angeschlagen. Nach dem Verhältnisse von 337 : 800 würde das 19. Jahrh. (337 : 800 = 800 : 1908) 1908 Mill. Pf. Sterl. bedürfen. Von dieser Summe seien bis 1851 incl. erst 445 Mill. geliefert, es blieben also für die übrigen 49 Jahre des Jahrhunderts noch 1463 Mill. oder circa 30 Mill. Pf. Sterl. jährlich übrig. Bei der ungemein raschen Zunahme der Bevölkerung werde das Gleichgewicht aber nicht gestört werden, wenn auch ²/₃ mehr oder in runder Summe 50 Mill. Pf. Sterl. jährlich

zu der vorhandenen Geldmasse hinzukämen. Beide Autoren gehen aber weit über das Ziel hinaus. Der Nordamerikaner läßt die wesentlich von den frühern Jahrhunderten verschiedenen Verhältnisse der Jetztzeit unberücksichtigt, der Engländer vergißt die ökonomische Richtung der jetzigen Zeit rücksichtlich der edeln Metalle. Nach Europa ist von der Goldausbeute Californiens bisher nur ein verhältnißmäßig sehr geringer Theil gelangt; denn der Ueberblick des Jahres 1854, welcher in dem Blatte Prices current and shipping list von San Francisco vom 30. Dec. 1854 mitgetheilt wird, enthält die aus dem Hafen von San Francisco abgegangenen Mengen Gold, und diese waren:

1851	=	59,931,262	Doll.
1852	=	45,779,000	"
1853	=	54,905,000	"
1854	=	51,429,000	"
Zusammen		212,044,262	Doll.

Von dieser Ausfuhr kommen circa 89 Proc. nach New-York und New-Orleans, 8 Proc. gradezu nach London, also nach Europa, und etwa 3 Proc. nach Asien und den Philippinen, nach Valparaiso und der Südsee. Ueberhaupt beliefen sich bis zu den neuesten Nachrichten die jährlichen Verschiffungen an Gold aus Californien in

1849	=	4,921,250	Doll.
1850	=	27,676,346	"
1851	=	59,931,262	"
1852	=	45,779,000	"
1853	=	54,905,000	"
1854	=	51,429,000	"
1855	=	45,182,631	"
1856	=	51,192,268	"
1857	=	49,340,186	"
1858	=	47,724,991	"
1859	=	47,460,266	"
Zusammen		484,541,200	Doll.

Das im J. 1858 in Form von Münzen, Barren und Staub verschiffte Quantum kam

in Dampfschiffen nach	New-York für	35,578,237	Doll.
	New-Orleans	263,500	"
	Panama . . .	298,795	"
	Acapulco . . .	3,000	"
	London	9,025,738	"
	zusammen	45,169,270	Doll.,
in Segelschiffen nach	China für . .	2,244,895	Doll.
	Honolulu . .	172,183	"
	Südamerika	42,000	"
	Australien . .	46,000	"
	Ostindien . .	35,643	"
	Tahiti	15,000	"
	zusammen	2,555,721	Doll.
Gesammtsumme in	1858	47,724,991	Doll.
" "	" 1857	49,256,182	"
Abnahme in	1858	1,531,191	Doll.

Aus den vorliegenden Angaben ergibt sich, daß, wie schon S. 160 erwähnt, Californien als Stätte der Goldausbeute seinen Culminationspunkt hinter sich, schon im J. 1851 erreicht hat. Nichtsdestoweniger wird aber das Land noch lange Gold liefern und man verdankt gegenwärtig die Hauptausbeute nicht mehr den Goldwäschereien, sondern den vielen Quarzmühlen, welche zur Bearbeitung des Gesteines aus den Quarzlagerstätten gebraucht werden. Der Durchschnittsertrag auf die Tonne (2000 Pfund) beträgt jetzt 20—25 Doll. Der californische Volkskalender für 1858, herausgegeben von Moritz Bauer, San Francisco (teutsch), gibt an, daß die Wasserleitungen, die zur Erbeutung des Goldes erforderlich waren, Ende 1855 schon eine Länge von 4593 engl. Meilen erreichten und etwa 8 Mill. Doll. kosteten. Nach den neuesten Nachrichten waren Ende 1858 = 279 Quarzmühlen im Betriebe und 5726 Meilen Wasserleitungen in Ausführung. Die Zahl der Goldgräber wird auf 130,000 Personen berechnet, sodaß der durchschnittliche rohe Ertrag jetzt nur noch 10 Doll. im Tage beträgt.

Die Goldentdeckungen in Neu-Caledonien (Britisch-Nordamerika).

Die Küstenländer des stillen Oceans, unter ihnen das Gebiet des Fraserflusses, haben in neuester Zeit eine plötzliche Berühmtheit erlangt, deren goldener Schein weit hin leuchtet über Neu-Caledonien und Vancouvers Island, Oregon und Washington Territorium. Die Zeit von 1849—1850, während welcher Californien wie ein wahres Pandämonium erschien, scheint wieder gekommen zu sein. 8000 Menschen verließen im Mai und Juni 1858 San Francisco, am 20. Juni betrug die Zahl schon 12,000, um nach der neuen Goldregion am Fraser's River zu schiffen. Jedes Goldgräberlager in Californien stellte hierzu ein Contingent zu der Hedschra nach Neu-Caledonien. Viele von den Quarzmühlen in Californien mußten wegen Mangels an Leuten ihren Betrieb einstellen, man hörte nur das Wort: „Fraser's River." Die Goldsucherei hatte in Californien schon ihren poetischen Reiz verloren, Alles strömte nach dem neuen Dorado und nur die Verständigen in Californien knüpfen an die Nachrichten von dem neuen Goldlande die Hoffnung, daß dadurch Californien sich seiner wüstesten Bevölkerungselemente mit guter Manier entledigen werde.

Der erste geschickte Miner, welcher am Fraserflusse arbeitete, war der Schotte Adams. Er machte im Frühjahre 1857 eine Reise in diesen Theil des Hudsonsbaigebietes und erfuhr dort, die am Fraserflusse lebenden Indianer hätten Goldstaub am Flußufer ausgegraben. Adams blieb 3 Monate bei den Indianern und gewann in dieser Zeit mehre Tausend Dollars an Gold. Von hier aus begab er sich nach Puget-Sound, einer von dem Meerbusen von Georgia in das Washingtongebiet führenden Durchfahrt, erzählte dort seine Geschichte einigen amerikanischen Matrosen, welche mit ihm zu den Minen am Fraserflusse zurückkehrten und ihr Goldsuchen mit beträchtlichem Erfolge fortsetzten. Auf diese Weise

verbreitete sich das Gerücht über die neuen Goldgruben weiter. Die Einwohner von Victoria und endlich von San Francisco griffen die wundersame Mähr auf und in den ersten Monaten des Jahres 1858 hatte das Rennen nach dem neuen Dorado seinen Anfang genommen.

Zur Orientirung für die neue Goldregion bemerken wir, daß eine ziemlich gerade Linie von Fort Colville am Columbia an der Nordgrenze Oregons bis hinauf nach Fort Thompson am gleichnamigen Zuflusse des Fraserflusses im britischen Oregon oder Neu-Caledonia vorzugsweise den goldhaltigen District durchschneidet. Westwärts bildet das Cascadengebirge, welches sich als Fortsetzung der californischen Sierra Nevada bald näher bald ferner längs der Küste durch Oregon-Washington und die britischen Besitzungen am Georgiasund hinzieht, die Grenze dieses Districts, ostwärts die Ausläufer der Felsengebirge; nach der Mitte hin liegt der See Okanagan und das meiste Gold hat sich bis jetzt am See Schewhap (Shuswap) unter 50° 50′ nördl. Breite und 119° 30′ westl. Länge von Greenwich gefunden. Das ganze Plateau, einst Boden eines Meeres, von welchem die zahlreichen Seen mit ihren goldhaltigen Ab- und Zuflüssen übrig geblieben, ist somit zwischen dem 48. und 51. Grade nördl. Breite und 117—121° westl. Länge belegen, die nördliche und überwiegende Hälfte davon im britischen Oregon, im Flußgebiete des Fraser. Die Bedeutung, welche man der Entdeckung dieser Goldregion beilegt, läßt sich danach bemessen, daß nicht blos unter der Classe der Goldgräber in Californien die größte Aufregung und Auswanderungslust entstanden ist und seit 1858 eine regelmäßige Packetfahrt von San Francisco nach Townsend und anderen Häfen am Georgiagolfe besteht, sondern daß auch die Regierung von Großbritannien den Untersuchungen große Aufmerksamkeit schenkt und bereits Taxen für die Erlaubniß zum Goldgraben (10 Schilling per Monat für jede Person) ertheilt hat. In einem Briefe des Gouverneurs Douglas an den Secretair der Hudsonsbaicompagnie vom 18. Febr. 1858 gibt derselbe den Totalertrag seit Entdeckung der Goldlager auf etwa 1000 Unzen an, ein allerdings verhältnißmäßig kleiner Ertrag zu dem der ersten 8 Monate in Californien, wo er 150,000 Unzen überstieg. Die bis jetzt nach England geschickten Proben erwiesen sich übrigens als weniger werthvoll als die von Californien. Ueber die Ergiebigkeit der Minen sind bei Abfassung des vorliegenden Artikels weitere Nachrichten noch nicht eingegangen, doch stimmen verschiedene, bis Mitte April 1858 reichende Briefe dahin überein, daß ein fleißiger Arbeiter selbst mit der einfachsten Pfanne täglich 10—50 Dollars Gold erziele. Ebenso wenig liegen gegenwärtig nähere Nachrichten über die Goldfelder vor, welche in neuester Zeit in dem

nordamerikanischen Gebiete Arizona,

welches von der Regierung der Vereinigten Staaten der mexicanischen Regierung abgekauft worden, aufgefunden wurden. Das Gebiet liegt an den Grenzen von Neu-Mexico, zwischen Californien und Texas und wird durch den Gilafluß bewässert. Schon unter mexicanischer Herrschaft waren über den Goldreichthum dieser Gegend viele Gerüchte in das Publicum gelangt. Sobald im November 1858 nach San Francisco von diesem Funde Nachricht gelangte, begann auch dahin das Zuströmen der Goldgräber. — Wir betrachten nun das Goldvorkommen in

Australien,

ohne Zweifel der älteste von allen Continenten der Erde. Man kennt in Australien bis jetzt außer sehr unbedeutenden und beschränkten Tertiairablagerungen nur krystallinische Gebirge und primaire Formation vom Silurischen aufwärts, welche die Hauptmasse des Continents zusammensetzen. Schon im J. 1788 wurde in der Nähe von Port Jackson Gold entdeckt und aus den 1830ger Jahren finden sich einzelne mehr und weniger glaubwürdige Angaben von dem Auffinden einzelner Goldstücken in den westlich und nördlich von Sydney gelegenen blauen Bergen. Im J. 1839 stellte Graf Strzelecki eine geologische Untersuchung über das australische Küstengebirge an und wies nach, daß die Haupt- oder westliche Gebirgskette dieses Landes aus paläozoischen Gebirgsformationen besteht, die durch Syenit, Granit und Porphyr durchbrochen werden und daß in der langen in der Richtung von Norden nach Süden streichenden Gebirgskette sehr häufig Bruchstücke mächtiger Quarzgänge vorkommen. Im J. 1841 brachte M. B. Clarke aus dem Macquariethale Gold, welches er bei der geognostischen Untersuchung dieser Gegenden gefunden, nach Sydney und sprach die Ueberzeugung aus, daß sich Gold in reichlicher Menge in den Quarzgängen des Schiefergebirges jener blauen Berge finden müsse. In Folge dieser Mittheilungen und nach genauer Untersuchung der von Strzelecki erhaltenen Mineralien hat hierauf R. Murchison der geographischen Gesellschaft im Mai 1841 und später im Mai 1845 der geologischen Gesellschaft von Cornwall seine Vermuthungen ausgesprochen, daß, weil das australische Küstengebirge eine große Aehnlichkeit mit dem Uralgebirge habe, das Vorhandensein von Gold in demselben sehr wahrscheinlich sei. Im J. 1846, bei einer Versammlung der geologischen Gesellschaft, drang Murchison darauf, daß die überzähligen Grubenarbeiter der cornischen Zinnbergwerke zur Auswanderung nach Australien und Ausbeutung der dortigen Goldseifen bestimmt würden und richtete am 5. Nov. 1846 ein Schreiben an den damaligen Colonialminister Graf Grey, um dessen Aufmerksamkeit auf die verborgenen Schätze Australiens zu lenken. Auch sprach 1847 Thomas Mitchell bei einer Expedition aus, wie er eine der uralischen ganz ähnliche und sehr goldreiche Gebirgsformation angetroffen und in weißen Quarz eingesprengte Goldkörnchen gefunden habe. Zu Anfang 1849 wurde ein sehr schönes mit Quarz verwachsenes Goldstück nach Melbourne gebracht, mehre Goldproben fanden sich bei Bulabula und vielseitig wurde das größere Goldvorkommen nicht bezweifelt, allein aus Besorgniß, die neue Colonie Neu-Süd-Wales werde durch Auffinden großer Goldmengen ähnliche sociale und gewerbliche Störungen

erleiden, wie Californien, beargwöhnt. Um den immer mehr und mehr sich ausdehnenden Kupferbergbau in Neu-Süd-Wales zu untersuchen, schickte die Colonialregierung den englischen Geologen Stutchbury nach Australien. Dieser langte im December 1850 in Sydney an und wurde zum Geognosten der Colonie ernannt. Durch diesen und einen gewissen Hargraves wurde nun das wirkliche Vorhandensein von Gold dargethan. Am 2. Mai 1851 erschien im Sydney Morning Herald eine Angabe, daß Gold in den Alluvionen des Westlandes gefunden sei. Am 8. Mai wurde in einem öffentlichen Vortrage in Bathurst berichtet, wie sich vom Fuße der sogenannten Big-hills bis ziemlich weit unterhalb Wellington eine große goldführende Alluvialebene erstrecke, daß an unzähligen Punkten Gold darin aufgefunden sei und ohne Zweifel auch noch an sehr vielen Punkten werde aufgefunden werden. Bereits war eine Compagnie von neun Arbeitern gebildet, die am sogenannten Sommerhill-Creek nahe bei dessen Einfluß in den Macquarie beschäftigt waren, etwa 50 Meilen von Bathurst, und man hatte diesem Orte den Namen Ophir gegeben, jedenfalls zur Erinnerung an das alte Salomonische Ophir (S. 88). Durch die Bemühungen von Hargraves in Verbindung mit Stutchbury wurde nun die Bearbeitung der goldführenden Ablagerungen in Angriff genommen und die Existenz von großen Goldmengen in so unzweifelhafter Weise dargelegt, daß nicht nur die Aufmerksamkeit des ganzen Landes auf die Goldangelegenheit gerichtet, sondern auch durch eine Proclamation das Besitzthum aller edeln Metalle der Krone Großbritanniens vorbehalten, die Gewinnung derselben durch Privaten aber concessionirt wurde. Schon am 19. Mai war die Zahl der in Sommerhill und Lewis-poods-Creek arbeitenden Goldgräber auf 600 gestiegen und manche derselben hatten täglich 3—4 Pfund Sterling Goldwerth gewonnen. Eine Partie von vier Arbeitern hatte eines Tages sogar 30 Unzen ausgewaschen, worunter ein Stück von 1 Pfund Gewicht. Ein anderer Goldgräber hatte innerhalb drei Wochen 1600 Pfund Sterl. erübrigt und eine nicht unbedeutende Menge Gold wurde in der Bank zu Bathurst aufgehäuft. Gegen Ende Mai 1851 ging die erste Goldsendung, im Werthe zu 800 Pf. Sterl., darunter ein Stück von 40 Unzen Gewicht, nach London ab. Im Juni gingen abermals 900 Pf. ab. Man fand häufig Stücken von 36 und 22 Unzen Gewicht und nannte derartige Stücken „nuggets." Der Geolog Stutchbury bezeichnete folgende Oertlichkeiten als gewinnreich: 1) Die große Barre im Macquarie Rio bei Walgumbulla, unter dem Einflusse des Turon River. 2) Die Barre am Einflusse des Turon in den Macquarie River. 3) Verschiedene Barren im Turon etwa 8 Meilen aufwärts. 4) Im Macquarie bei Rolly's Eck und die Barren aufwärts und abwärts, auf 3—4 Meilen gelegen. An allen diesen Oertlichkeiten fand er mit Hilfe einer kleinen Schale und ohne tief zu graben Gold. (Vergl. Quarterly Review of September 1850 und Siluria by Murchison. London 1854. p. 449—454 Gold of Australia.)

Bald waren am Turon und zu Ophir, zu Worldsend und anderen Orten an 3000 Menschen mit Waschen des Goldes beschäftigt. Der Werth des vom 28. Mai bis zum 18. Aug. 1851 vom Zoll aus in Sydney ab verschifften Goldes überstieg bereits 50,000 Pf. Sterl., welche Summe übrigens, da viel Gold der Controle entzogen wurde, den Gesammtbetrag weder der Ausfuhr noch der Gewinnung repräsentirt. Man fand das Gold in drei verschiedenen Formen, als Korn- oder Schuppengold, in größeren Stücken oder „nuggets" und im Quarze oder Muttergesteine. Einen großartigen Goldfund im Quarzmuttergesteine machte im Juli 1851 am Merinda-Creek, von Bathurst etwa 53, von Mudgee 18 und von Wellington 30 Meilen entfernt, Dr. Kerr. Er fand unter einem Quarzhaufen an 106 Pf. Gold in drei Quarzblöcken eingelagert. Der größte der Blöcke wog 70 Pfund roh und lieferte 60 Pfund reines Gold. Die beiden anderen Blöcke waren etwas kleiner. Die Aufmerksamkeit wurde hierdurch allgemein auf die Gewinnung des Goldes aus dem Muttergesteine geleitet, zumal sich zeigte, daß ein großer Theil des am Westabhange der Dividing range aufsetzenden Quarzganges goldführend war. Nach vielfachen Versuchen wurde aus einer Unze Quarz 2—3 Grän Gold ausgezogen. Andere erhielten aus 100 Pf. Quarz 1½ Pf. Gold, noch Andere bekamen aus einer Tonne Quarz circa 170 Unzen Gold = 520 Pf. Sterl., der Quarz verrieth aber oft selbst unter der Loupe keinen Goldgehalt. So wurden später etwa 20 Meilen von Geelong noch goldreiche Quarzminen entdeckt, welche außerordentliche Erträge gaben. Unter den vielfach aufgefundenen größeren Stücken zeichnen sich außer den schon oben erwähnten noch folgende aus. In den Wäschereien am Forest-Creek, Mount Alexander in der Victoria-Colonie, wurde ein Klumpen reines Gold gefunden, welcher 27 Pfund 6 Unzen 15 Drachmen englisches Gewicht besaß und einen Werth von 5500 Dollars hat. Der Klumpen, „King of Nuggets" oder „King of Lumps" genannt, hat eine unregelmäßige, nierenförmige Gestalt von 11 Zoll englischer Länge und an der breitesten Seite 5 Zoll Breite. Er ist in Besitz des Hr. Herring in London gelangt.

Ein anderer großer Klumpen wurde 1858 in der Nähe von Ballarat, im Felde der Red Hill Company zu Bakery Hill, gewonnen. Er wurde zu Melbourne meistbietend verkauft und 1859 nach London gebracht. Das genaue Gewicht beträgt 184 Pfund 9 Unzen 16 Drachmen engl. Gewicht (138 Pf. preuß. Gewicht). Die chemische Untersuchung ergab 99,20 Proc. reines Gold. Die jetzigen Besitzer, Daugleish, White und Hankey, von Great St. Helens, australische Kaufleute, haben für diesen bis jetzt größten aller Goldklumpen, „Welcome" genannt, 9525 Pf. Sterl. (circa 63,500 Thlr.) gegeben.

Die Goldregion hat in Australien eine so große Ausdehnung gewonnen, daß die Grenze nicht genau zu bestimmen ist. Gold findet sich zwischen Bingara, das nördlich liegt und der Gebirgskette des Caps Ottway, was einen Raum von neun Breitegraden einnimmt. Weiter nördlich hin findet sich Gold bis zum

Abundanceberg bei Fitzroydowns. Hiernach zieht sich das Gold von Süden nach Norden in einer Länge von 12 Breitegraden hin. Im Osten Australiens wurde Gold bis znm Hangingrock gefunden, über den 150. Grad der Länge hinaus und westwärts bis Schunga am Onkaparingaflusse, welches im 139. Grade der Länge liegt, sodaß die Goldlager sich 11 Grade in die Länge ziehen. In diesen Strichen sind fortwährend nicht allein in Gruß und Sand, sondern auch in Quarzadern Goldlager gefunden. Das Gold findet sich in jeder Form vor; meist in Kornform und kleinen Stücken, die man Pepiten nennt. Im April 1852 belief sich die Zahl der Goldgräber auf 150,000.

Viel Interesse haben einige Musterstücke australischen Goldes gewährt, wovon zwei in reinem dichten, aber nur halb-harten Brauneisenerze bestanden, mit nicht sparsam eingesprengtem Golde von schön hochgelber Farbe. Das Brauneisenerz wird hier durch Umwandlung aus Eisenkies entstanden sein und steht sehr mächtig an. Fundort: Tomboath-Gold-Field bei Bathurst. Ein anderes Vorkommen bei Brudigo unfern Victoria zeigt trüben graulich weißen Quarz, mit eckigen Räumen (keine Krystalldrusen), zur Hälfte mit Gold von hochgelber Farbe besetzt, in kleinästiger Gestalt. Der Quarz läßt viele Klüfte wahrnehmen, die durchweg von Brauneisenerz braunen Anflug haben. Ein anderes Goldklümpchen, das unter dem Hammer zersprang, zeigte sich hohl und mit feinstem braunem Goldstaube ganz gefüllt, der mit einigen etwas gröberen Quarzstückchen gemengt war. Die Analyse ergab für:

die derbe Goldhülle		den Goldstaub mit Quarzkörnchen		nach deren Ausscheidung
Gold	945,50	Gold	960	983,6
Silber	50,75	Eisenperoxyd	16	16,4
Kupfer oder Eisen	3,75	Kieseltheilchen	24	—
	1000,00		1000	1000,0

Hiernach gibt es also öfters zweierlei Arten Gold in Australien, wovon die eine 0,20 Silber enthält, die andere reiner ist.

Der Feingehalt des australischen Goldes ist nach Clarke's Untersuchungen beträchtlicher als der des californischen und des russischen und beträgt etwas über 90 Proc. im Durchschnitte. Ein Stück von 51 Unzen 14 Drachmen Gewicht mit wenig Quarz vermischt enthielt 51 Unzen 23karatiges Gold. Der Preis, um den die Unze zu Bathurst verkauft wurde, war 2 Pf. Sterl. 18 Sh. für Goldsand, entweder absichtlich oder zufällig mit Titaneisensand gemengt, in welcher Gestalt derselbe „emery“ genannt wird. Der Preis stieg allmälig auf 3 Pf. 5 Sh. und 3 Pf. 8 Sh. und war zuletzt 3 Pf. 13 Sh. für Victoria und 3 Pf. $10\frac{1}{2}$ Sh. für Neu-Süd-Wales.

Einen besonderen Reichthum an Gold schließt namentlich die Colonie Victoria ein. Sie enthält etwa 20,000 (engl.) □Meilen goldhaltigen Boden, incl. 200 □Meilen Quarzfelsen (reefs). Das Alluvialgold haltende Land wird auf 20,444 Mill. Kubikyards geschätzt. Angenommen nun, daß 100,000 Diggers jährlich 90 Mill. Kubikyards goldhaltigen Stoff auswaschen, so würden 2240 Jahre erforderlich sein, um den Reichthum an Alluvialgold zu erschöpfen. Die 200 □Meilen Quarz zu 20,650 Mill. Tonnen veranschlagt, würde es bei dem jetzigen Verfahren 100,000 Diggers erfordern, um dieselben in 300 Jahren auszubeuten. Den Quarz per Tonne durchschnittlich zu 1 Pf. Sterl. gerechnet, würde einen Ertrag von 62 Mill. Pf. Sterl. für jedes dieser 300 Jahre ergeben. Die 1857 in Melbourne versammelte Commission schlug den Totalwerth der Colonie an Gold auf 26,783,000,000 Pf. Sterl. an. Die Ausbeute im J. 1856 soll $12\frac{1}{2}$ Mill. Pf. Sterl. betragen haben. In den 17 Goldwäschen des südlichen Australiens wurde nach dem in Melbourne erscheinenden Argus in den 12 Monaten von 1857—1858 eine Masse von 578,000 Unzen und in den 12 entsprechenden Monaten 1858—1859 nicht viel weniger, nämlich 535,000 Unzen Goldes gewonnen. Der Ertrag einzelner Fundörter belief sich in einer Woche auf 13,000, in einem Jahre auf 53,000 Unzen Goldes. Das Ergebniß über die australischen Goldwäschen ist nach Nachrichten aus Sydney folgendes. Es wurden an Gold gewonnen in

1851	=	126,000	Unzen
1852	=	1,750,000	„
1853	=	2,475,000	„
1854	=	2,360,000	„
1855	=	3,230,000	„
1856	=	3,613,000	„
1857	=	3,033,000	„
1858	=	2,811,000	„
Zusammen		19,398,000	Unzen.

Die Ausbeute hatte somit im J. 1856 ihren Gipfel erreicht. Die Unze Gold ist $3\frac{4}{5}$ Pf. Sterl., geprägt 3 Pf. 17 Sh. $10\frac{1}{2}$ P. Die bisherige Goldausbeute stellt daher einen Werth von 73,712,000 Pf. Sterl. oder $1842\frac{4}{5}$ Mill. Francs dar. Nach dem letzten statistischen Congresse in London (1860) stellten sich folgende Angaben über die bisherige Erzeugung an Gold in Australien heraus:

In Neu-Süd-Wales wurden von 1851—1859 im Ganzen gewonnen: 1,884,056 Unzen, oder die Unze zu 77 Sh. berechnet = 7,253,616 Pf. Sterl.; der Ertrag Victoria's dagegen ließ sich für die Zeit von 1851—1859 nur in runder Summe auf mehr als 21 Mill. Unzen oder 93,810,212 Pf. Sterl. angeben. Süd-Australien hat in den Jahren 1852—1859 im Durchschnitte 160,000 Pf. Sterl., Tasmania nur 8000 Pf. Sterl. ergeben. Seit 1857 hat auch Neu-Seeland Gold im Betrage zu 35,000 Unzen oder 140,000 Pf. Sterl. ausgeführt. Die Golderzeugung sämmtlicher australischer Colonien von 1851—1859 wird auf 101,371,828 Pf. Sterl. angegeben. Den Zuwachs in Neu-Seeland hat Dr. Hochstetter entdeckt. Allein für Australien ist selbst das Gold eine nicht minder werthvolle Erscheinung als wie das zauberhafte Aufgehen neuer Staaten in Amerika. Erst mit Entdeckung der Goldfelder kam eine große Einwanderung nach Australien, und seitdem das goldene Zeit-

alter für die Colonie Victoria aufgegangen und die Geldmärkte Europa's mit Gold überschwemmt wurden, ist dem Gewerbfleiße der alten Welt ein so hoher Antrieb gegeben, wie er historisch seit der Entdeckung Amerika's und des Seewegs nach Indien gar nicht dagewesen ist.

Ein Rückblick auf die vorliegenden Untersuchungen und Materialien über das Vorkommen und die Verbreitung des Goldes läßt die Golddistricte nicht als eine Seltenheit erscheinen, und wenn auch unter allen edeln Metallen grade das Gold in seiner Verbreitung am beschränktesten ist, so ist doch seine Vertheilung über das Ganze der Erdoberfläche fast gleichmäßig erfolgt. In der Geographie des Mittelalters, in welcher sich mannichfach verunstaltet die geographischen Mythen der classischen Vorzeit abspiegeln, finden wir die Nähe des Aequators als die eigentliche Heimath, die Orte der Hauptansammlung des Goldes bezeichnet. So schrieb 1495 der catalonische Steinschneider Mossen Jaime Ferrer an den Admiral Christoph Columbus: „So lange Ew. Herrlichkeit nicht so südlich segeln, bis sie auf Menschen von schwarzer Hautfarbe stoßen, werden sie nicht große Dinge, wirkliche Schätze, wie Spezereien, Diamanten und Gold finden." Columbus sagte in einem vom 14. November 1492 datirten Schreiben, als er längs der Küste von Cuba segelte: „Nach der vielen Hitze, die ich leide, muß das Land reich an Gold sein." Und in der That fand diese Meinung in den großen Goldmengen, welche seit der Entdeckung Amerika's aus den warmen Ländern dieses Erdtheils nach Europa kamen, vielseitigen Glauben, der noch 1824 einen der größten Chemiker zu der Aeußerung veranlaßte, daß das Gold in den wärmsten Zonen der Erde am häufigsten vorkomme. Die schon längst bekannte Ergiebigkeit der thracischen, kolchischen, issedonischen (d. i. norduralischen), spanischen und böhmischen Goldwäschen hätte schon damals leicht das Gegentheil beweisen können. Und wenn Herodot (III, 106) darauf hinweist, daß bei der ungleichen Austheilung der Güter und der Schätze des Bodens die schönsten Erzeugnisse den Enden der Welt zu Theil geworden, so drückte er mit diesen Worten nur die einfache Thatsache aus, daß durch den Verkehr der Völker den Hellenen, als Bewohnern der gemäßigten Zone, Gold und Gewürze, Bernstein und Zinn aus weiter Ferne zugeführt wurden, da mit der Idee der Ferne, nach damaligen Vorstellungen, sich alle herrlichen Erzeugnisse der Erde vereinigten. Wir haben gesehen, wie jede Abhängigkeit des Goldvorkommens von der Temperatur der Orte und von ihrem Abstande von den Polen, von der Nähe oder Entfernung von den Wendekreisen, soweit jetzige Erfahrungen reichen, widerlegt ist. Die Goldausbeute am Ural zwischen 54° und 60° Breite, am nördlichen Ural zwischen 63° und 64° Breite, an den obdorischen Bergen zwischen 66—67° nördlicher Breite, die sibirischen Wäschen zwischen 61° und 59° Breite, geben hinreichend Zeugniß, wie die größte Häufigkeit des Goldes sogar weit vom Aequator, etwa von 55—50° nördlicher Breite vorkommt, und wie überhaupt die größte Häufigkeit des bis jetzt ausgebrachten Goldes weit nördlich vom Aequator, zwischen 37° und 57° Breite fällt. Es ist allerdings sehr merkwürdig, daß sich der Goldreichthum von Merico und Peru, in beiden Hemisphären, fast in gleicher Entfernung vom Aequator befindet. In dem großen Raume, welcher die Erzniederlagen von Potosi und de la Paz von denen von Merico trennt, befinden sich nur die Gruben von Pasco und Chota, welche reich an edeln Metallen sind. Allein die Zahl der bis jetzt ausgebeuteten Gegenden ist in den verschiedenen Erdtheilen, in welchen sämmtlich die goldführenden Districte keine Seltenheiten sind, fast nur von Dauer und Intensität der Bekanntschaft goldbedürftiger und goldsuchender Nationen mit einem jeden derselben abhängig, und eben deshalb auf gleichen Räumen, sowol in Europa allein, als auch in Europa und Asien zusammengenommen, schon jetzt mindestens ebenso groß als in Amerika. Eine von hier abweichende Vorstellung hatte man bisher nur deshalb, weil man diejenigen Goldmengen nicht genugsam würdigte, welche die schon längst cultivirten Theile der Erdoberfläche in früheren und frühesten Zeiten geliefert haben. Nehmen wir aber diese mit in Rechnung, so bleibt kaum zweifelhaft, daß dereinst noch eine, die vorhandene weit übertreffende, Anzahl der fraglichen Fundorte in denjenigen ungeheuren Strecken von Afrika, von Südasien, von Australien, von Amerika und wol auch in manchen europäischen Gebirgen bekannt werden wird, welche bisher theils noch gar nicht geognostisch untersucht sind, theils doch nicht auf eine zu jenem Zwecke ausreichende Weise.

In allen bisher bekannt gewordenen Goldschuttdistricten ist das Vorkommen von ausgezeichnet großen und gedrängt liegenden Körnern auf kleine Räume beschränkt geblieben, und man könnte hiernach wol bezweifeln, ob die Mengen Goldes, welche man aus Regionen, die uns noch unbekannt sind, dermal einst gewinnen wird, ausreichen werden, um den Anforderungen einer stets wachsenden Bevölkerung und den unaufhörlich wachsenden Bedürfnissen des Handels und Luxus zu genügen. Man hat auf der anderen Seite durch die ungeheuren Productionen in Californien und Australien die Furcht rege gemacht, der Werth des Goldes werde im Verhältnisse zu dem des Silbers mit der Zeit beträchtlich herabgedrückt werden. Allein die großen Ausbeuten der neuesten Zeit haben ihren Erfolg, wenigstens für Californien und Australien, einer großen Zahl höchst unternehmender, sehr energischer und für das Goldwaschen begeisterter Menschen zu danken, welche mit allem Golddurste die Alluvionen durchwühlt haben und noch durchwühlen. Die Geschichte aller Goldwäschereien gibt hinlängliche Beweise, auf wie kurze Zeiten die übermäßige Ausbeute anhält, wie schon nach wenigen Decennien ein Stillstand eintritt. Das Silber und das silberführende Blei andererseits sind ziemlich weit in die Tiefe verbreitet; sie werden dem kühnen und geschickten Bergmanne, wie Murchison in seiner Siluria, der Geschichte unseres Erdballes in den ältesten Perioden, soweit uns organische Reste überliefert sind, sehr richtig bemerkt, für eine lange Zukunft reichlichen Gewinn spenden und zwar in dem Maße mehr als die

mechanischen Hilfsmittel verbessert werden und neue Erfindungen die Schwierigkeiten der unterirdischen Arbeiten verringern. Die Wissenschaft der neuesten Zeit stellt ziemlich genau fest, daß das Verhältniß beider Metalle sich für lange Zeit gleichbleiben, ja sogar alle Theorien überleben wird, ohne die Wahrheit eines Ausspruches des Patriarchen Hiob anzutasten. Schon er hat die bis weit in die Tiefe (Cap. 28) reichende Verbreitung des einen und die oberflächliche Vertheilung des anderen angedeutet: „Es hat das Silber seine Gänge und das Gold seinen Ort."

Es ist ferner die Ansicht aufgestellt worden, daß unter den Gebirgen der Erde die sogenannten Meridianketten die goldreichsten seien. Allein schon Erman widerlegt (Archiv für wiss. Kunde von Rußland VII. B. S. 732) die Angabe, daß es überhaupt Meridianketten als eine Classe von Gebirgen gebe, da namentlich die goldreichen Theile der Cordilleren, des Ural und der obdorischen Berge, die man vorzugsweise als Stützen einer solchen Ansicht angeführt findet, nach Norden gerichtet sind. Selbst Murchison stellte in der Sitzung 1850 der British Association for the advancement of science die Ansicht auf, das meiste Gold sei an Ketten gefunden worden, die zur Nordsüdrichtung eine etwas nähere Beziehung hätten als zur Ostwestrichtung. Allein schon viele Beispiele beweisen, daß diese Ansicht durch goldführende Ketten nicht mehr als etwa durch die Gebirge überhaupt bestätigt wird. Fehlt es überhaupt an einem Gesetze für das Goldvorkommen, zeigen einige gemeinsame Kennzeichen aller goldreichen Gegenden sich unhaltbar, so führen dagegen geognostische und mineralogische Thatsachen zu einer Unterscheidung dieser Gegenden in zwei wesentlich verschiedene Classen, deren Unterschied maßgebend über die Ertragsfähigkeit der Golddistricte und von erheblichem Einflusse auf die allgemeineren Züge ihrer Geschichte ist. Das Gold selbst findet sich nämlich, wie wol nie anders als gediegen und immer mit einigem Silber legirt, auf zweierlei Weise. Entweder: 1) auf mächtigen, aber nur einzeln streichenden Gängen oder gangartigen Zonen, auf denen es bis zu großer Tiefe vorkommt und die außer ihm in überwiegender Menge auch Silber und dessen Verbindungen mit Sauerstoff, Chlor, Brom, Schwefel, Antimon und Arsenik zu enthalten pflegen; oder: 2) über größere Strecken allseitig vertheilt durch gewisse Gesteine. Es ist dann diesen theils ohne weiteres eingesprengt, theils in Gängen enthalten, deren Hauptmasse kieselig zu sein pflegt und welche sich von denen der anderen Classe unterscheiden: durch Seltenheit und meist sogar durch vollständigen Mangel der Silbererze, an deren Stelle vielmehr magnetische und andere Eisenerze vorzuherrschen pflegen, durch Beschränkung ihres Goldreichthums auf eine auffallend geringe Tiefe, vor Allem aber durch ihre große Zahl und mannichfache Richtung, indem sie die großen Felddistricte, denen sie eigen sind, wie mit einem Netze durchzogen haben. Diese Art des Vorkommens gehört der Grünstein- und Talkformation an, wie wir sie in dem californischen Golddistricte, in den gold- und platinreichen Bergabhängen des Ural zwischen 53° und 62° Breite und den übrigen nordasiatischen Lagerstätten bei 46°—63° Breite, in beiden Carolinas und in anderen von den Alleghanys durchzogenen Staaten, in einem Theile der mexicanischen Cordilleren und in einer großen Zahl von europäischen Districten kennen gelernt haben und für welche es charakteristisch ist, daß das Gold sie mit dem Platin zu theilen pflegt, welches dagegen auf den goldführenden Silbergängen noch nirgends gefunden ist. In Gegenden der ersteren Art, zu denen unter anderen der ungarische und ein Theil des peruanischen Districtes, der der Cordilleren von Mexico und der eigentliche oder mittlere Altai gehören, wird auf den genannten Gängen ein Bergbau getrieben, der sich, wegen der großen Ausdehnung derselben, oft Jahrhunderte lang nahe gleich ergiebig an Erzen gezeigt hat. Das Gold, welches sie nur als Nebenproduct zu den umgebenden Silbererzen liefern, muß aber von diesen sowol, als von dem mit ihm in beträchtlicher Menge legirten Silber, durch Amalgamation und durch andere mechanische und chemische Mittel getrennt werden, welche dessen Herstellung sehr vertheuert und nicht selten zu deren Aufgebung veranlaßt haben. In den Golddistricten der anderen Art ist aber, wie zum absichtlichen Gegensatz mit diesen Verhältnissen, die Mühe der Gewinnung von der Natur verringert. Der Schutt und der feinere Detritus, der im Laufe der Jahrtausende aus den gangführenden Gesteinen und aus den reichsten Theilen der Gänge selbst entstanden ist, hat deren Oberfläche, überall, wo es durch die Schwere und durch locale Wasserspülungen in den Thälern erfolgen mußte, bedeckt und in ihnen liegt nun auch das Gold durchaus frei, oder doch nur selten mit einigem Quarze mit Eisenerzen verwachsen, während ihm Platin, Zinnober und einige andere Einschlüsse der zertrümmerten Massen nur lose beigemengt sind. Spätere Verkittungen solcher Trümmer durch Eisenocher kamen dabei nur als seltene Ausnahme vor, wo die Natur des Schuttes es mit sich brachte und immer nur ganz in der Nähe der ursprünglichen Fundorte.

Nach den bisherigen Erfahrungen und den vielfachen Aufzeichnungen der in verschiedenen Ländern gewonnenen Goldmengen hat sich der höhere Werth der Wasch- oder Seifendistricte vor denen, in welchen auf mächtige Gänge gebaut wird, herausgestellt. Eine Classification der Golddistricte nach ihrem Werthe gestaltet sich aber weniger entschieden und weniger zusammenfallend mit der oben versuchten geognostischen Eintheilung, wenn man neben dem gegenwärtigen Zustande derselben auch Documente und glaubwürdige Nachrichten über ihre Vorzeit berücksichtigt. Es treten hierbei die Thatsachen hervor, daß zeitweise in gewissen Gegenden, in denen jetzt nur Gangbergbau auf eine geringe Goldmenge betrieben wird, welche die Silbererze begleitet, sehr einträgliche Goldwäschen bestanden haben — und daß dagegen selbst die entschiedensten Goldschuttbezirke oft nach kurzer Bearbeitung vernachlässigt worden sind, als ob sie die auf sie verwandte Mühe nicht belohnt hätten. Saint Clair Duport macht in seinem Werke: Sur la production des métaux précieux au Mexique (Paris 1843.)

darauf aufmerksam, daß der mexicanische Bergbau, der von Oaxaca bei 17° Breite bis Guadelupe y Calvo unter 24° Breite und jetzt sogar noch weiter nordwärts bis 26° Breite in der Gegend von Guaymas, auf den Gruben von Guanarato, von Zacatecas, Frenesillo u. a. wie auf einerlei großartigem Gange betrieben wird, jetzt nur ⅛ so viel Gold als Silber liefert. Während der mehr als 200 jährigen Dauer des europäischen Betriebes hat sich dieses Verhältniß nicht wesentlich geändert und dennoch war in den bei den Azteken erbeuteten und nach Spanien gesandten Schätzen das Gold viermal so schwer als das Silber und mithin das erste zum letzteren in einem 32mal größeren Verhältnisse als jetzt. Nur durch die Annahme von sehr ergiebigen Seifenwerken in einem Districte, in welchem jetzt dergleichen nirgends bekannt sind, ist diese absolute Goldmenge erklärlich. Die Geschichte der Metallgewinnung am mittleren Altai, an dem hohen Gebirge dieses Namens, welches mit jenem mexicanischen Districte in seiner geognostischen Beschaffenheit aufs Merkwürdigste übereinstimmt, hat lange Zeit hindurch ein ganz ähnliches Räthsel dargeboten. Auch dort haben die auf europäische Weise betriebenen Bergwerks- und Hüttenprocesse in dem letzten Jahrhunderte nur unbedeutende Mengen eines stark legirten Goldes geliefert, und doch besaßen die türkischen Stämme am Fuße dieses Gebirges, die Mannschaft des sogenannten Altyn-Khan oder Goldfürsten, zur Zeit ihrer Unterwerfung bedeutende Schätze von weit reinerem Golde und eben solche fanden sich bei ihnen in Grabhügeln und anderen alten Denkmälern. In den beiden letzten Decennien hat sich aber dort diese auffallende Thatsache vollständig aufgeklärt, indem man in Nebenketten, die nach verschiedenen Richtungen vom Altai ausgehen und welche bis dahin völlig unbeachtet geblieben waren, ebenso viele Golddistricte von der zweiten Art erkannt hat und demgemäß den Grünsteinschutt, der sie meistens bedeckt, mit größtem Erfolge verwäscht.

Die hier bestätigte Nachbarschaft von Goldfundorten der beiden oben unterschiedenen Arten führt in einzelnen Fällen, trotz deren heterogenen Beschaffenheit, auf einen genetischen Zusammenhang. Sie läßt sich schon in manchen anderen Gegenden nachweisen und das Befremdende einer allzugroßen Abnahme des Goldgehaltes läßt sich nur durch die Vergessenheit erklären, in welche die oberflächlichen Reichthümer gewisser Theile des Gebirges verfallen sind, während man sich den tiefgelegenen der übrigen zuwandte.

Es ist eine sehr verbreitete Meinung, daß alle aufgegebenen Goldseifen erschöpft seien, daß man auf gebirgigen Flächen, die mehre Hunderte von Quadratmeilen umfassen, jede Stelle, die zur Ablagerung des verwitterten Gesteines geeignet ist, aufgefunden, bloß gelegt und die Trümmer, die an ihr vorkommen, bis zu gehöriger Tiefe nicht allein durchwühlt, sondern auch auf Waschherde gebracht und ausgeschlämmt habe. Eine solche Annahme wird aber widerlegt durch die nordasiatischen Goldwäschereien, die von den dortigen Urvölkern betrieben worden und jetzt nach mehr als 200jähriger Vergessenheit wieder sehr ergiebig befunden worden sind. Auch für die in neuerer Zeit erfolgte Aufgebung vieler brasilianischer Seifendistricte liegt ein anderer Grund vor. Die Ergiebigkeit derselben hatte keineswegs so sehr abgenommen, aber man war allmälig zu der Ueberzeugung gelangt, daß eine Vermehrung der Pflanzungen in jenem Lande weit ersprießlicher sei als seine Durchwühlung nach Goldkörnern. Zu ähnlichen Resultaten war man auch in Sibirien gekommen, wo die Goldsucherei einen nachtheiligen Einfluß auf den Wohlstand der Einwohner ausübte, wo der bedeutende Gewinn nur wenigen zu Gute kam, während der Zudrang von Goldjägern den Preis der Lebensbedürfnisse für die Hauptmasse der Bevölkerung vertheuerte, ohne sie durch Eröffnung neuer Erwerbsquellen hinlänglich dafür zu entschädigen. Die Arbeiten an den Goldwäschen wurden in Sibirien durch die dahin verbannten Sträflinge oder Colonisten betrieben. Der ältere Ansiedler, der ein Haus, Viehstand und Felder hatte, konnte sein Eigenthum nicht verlassen, um fremde Dienste zu suchen; der Colonist, der Nichts besaß, begab sich dorthin, wo er am meisten verdienen konnte. Der Reiz des höheren Lohnes zog immer mehr Leute nach den Goldwäschen. Die Dörfer verödeten, es fehlte an Arbeitern, der Ackerbau gerieth in Verfall.

Eine gleiche Erscheinung ergaben die Untersuchungen der Goldseifen an den Ufern des Rheines zwischen Basel und Mannheim, zwischen Rheinau und Philippsburg, wo viele jüngere Flötzgesteine den abgerollten Trümmern plutonischer Massen beigemengt sind, welche von dem Schuttdistricte, aus dem sie herstammen, weit entfernt, immer noch etwas mehr als ein Zehntel von dem Goldgehalte einiger berühmten uralischen Seifen besaßen. Allein selbst der für die Wiederaufnahme dieser Goldwäschereien sehr eingenommene A. Daubrée sprach in seinem der pariser Akademie der Wissenschaften am 13. April 1846 vorgelegten **Mémoire sur la distribution de l'or dans la plaine du Rhin et sur l'extraction de ce métal** die Ueberzeugung aus, daß der Gemüsebau auf jenen Ufern des Rheines weit mehr werth sei als ihre fossilen Schätze!

Von großer Wichtigkeit für den Bergmann und ebenso von vielem Interesse für den Geognosten ist die bis jetzt unbeantwortet gebliebene Frage, ob die größeren nierenförmigen Goldklumpen, welche in Californien und Australien, in Neuhelvetien im Sacramentothale und in den nördlich von Sydney gelegenen blauen Bergen gefunden worden, nicht auch unterhalb des zertrümmerten Bodens in Quarzgängen anhaltend vorkommen. Sie würde mit der für den Bergbau besonders wichtigen Frage zusammentreffen, ob im Allgemeinen die Gänge am Tage oder in der Tiefe edler sind. Ein allgemein geltender Erfahrungssatz läßt sich hierfür nicht aufstellen. In manchen Bergbau treibenden Gegenden hat man unmittelbar unter dem Rasen und Schuttlagern die reichsten Erze und je tiefer und tiefer ein immer selteneres Einbrechen derselben und eine allmälige Abnahme der Erzführung beobachtet. In anderen Gegenden bestätigt sich jedoch grade das umgekehrte Verhalten, nämlich eine Zu-

nahme des Erzes gegen die Tiefe. Das Gebirgsgestein trägt in der Regel, soweit seine Erzführung reicht oder beachtenswerth erscheint, einen anderen und verschiedenen Charakter als dort, wo es nicht oder wenig erzführend ist. Die verschiedenartige Beschaffenheit zeigt sich ebenso häufig bei dem Ausgehenden, wo der Verwitterungsproceß auf die Gesteine und Erztheile einwirken und je nach deren Eigenschaften auch eine größere Zersetzung, überhaupt eine gegen das erzleere Gestein mehr und weniger abweichende Veränderung herbeiführen konnte. So ist das gediegene Gold im Granite und granitartigem Gneise, im Glimmerschiefer und anderen Schiefergesteinen, im Serpentin, im Feldstein- und Grünsteinporphyr, im Sandsteine und Alpenkalke in Gestalt kleiner Theilchen, Schüppchen, Körnchen oder Krystallchen mit deren Bestandtheilen krystallinisch verbunden, ja oft nur selten sichtbar beigemengt und zeigt sich meistens erst bei der Aufbereitung in den Poch- und Schlämmwerken. Manche Porphyrgesteine, namentlich die Grünstein- und Augitporphyre, sind in der Regel mehr aufgelöst, wo sie Gold führen, auch gewöhnlich mit vielem Quarze imprägnirt. Bei noch anderen Gesteinen findet sich wieder mehr Talk in der Gesteinsmasse. Der Granit, Gneis und andere Schiefergesteine in Böhmen und in Siebenbürgen, die Grauwacke und der Karpathensandstein in Siebenbürgen, sind goldführend und liefern das Gold, welches in den Diluvien der betreffenden Flußgebiete gefunden wird. Allein es ist in diesen Gesteinen, außer wo es in anderen umfangreicheren Lagerstätten selbst, oder unmittelbar in deren Nähe vorkommt, so sparsam vertheilt, daß daraus eine lohnende Gewinnung nicht erfolgen kann. Dagegen kommt das Gold in den Diluvien größtentheils in der Gestalt von abgeschliffenen oder abgeriebenen, länglichrunden und unregelmäßigen, selten runden, schrotförmigen, kleinen und größeren Körnern und Blättchen, und auch von größeren Rollstücken vor, überhaupt in Gestalten und von einer Beschaffenheit, welche offenbar die Merkmale einer durch Fortrollen erlittenen Abreibung oder Abschleifung an sich tragen. Titan- und Magneteisenkörnchen und Quarzsand sind in der Regel die Begleiter und dienen als Wegweiser. Einen wichtigen Aufschluß über die Goldablagerungen haben in neuester Zeit die Vorkommen in Australien und Californien geliefert. Zwischen beiden besteht ein großer geologischer Unterschied. Das californische Gold liegt mitten in den Gebirgen zwischen spitzen Gipfeln, rauhen Kämmen, aufgeblähten und beunruhigten Schichten, also über einer sehr bewegten Stelle des Erzbodens und hat sich längs der Bänke oder im Bette der großen Flüsse angesetzt. Bei den australischen Goldfeldern hat sich das Metall auf den Pfeifenthonschichten über das Flachland ausgebreitet oder angehäuft und ruht in Höhlungen tief unter den Hügelwellen, zu denen der Bergmann nur gelangt, wenn er seinen Schacht 50 und 300 Fuß tief getrieben hat. Die australischen Erfahrungen zeigen ferner, daß die Goldadern im Quarzgesteine mit der Tiefe im Gehalte zunehmen, wenngleich auch hierbei wechselnde Glücksfälle nicht geleugnet werden können. Aus allen Vorkommnissen kann man aber schließen, daß der australische Schutt, wie das Waschgold Victoria's und von Neu-Süd-Wales ergibt, aus viel früheren Zeiten, der californische dagegen aus den jetzt sichtbaren Gebirgsketten, also viel später gebildet worden ist.

Eine Zusammenstellung der in den verschiedenen Ländern gewonnenen Goldmengen führt zu dem Resultate, daß das meiste Gold aus den in Diluvial- oder Aluvialablagerungen umgehenden Wäschen und Seifenwerken gewonnen ist, nur ein geringer Theil kommt aus den wirklichen Goldbergbauen. Soweit die Goldausbeute aus sicheren Documenten hervorgeht und sich nach dem, was von verarbeitetem Golde und von Gold im natürlichen Zustande in den einzelnen Ländern zurückbleibt oder von den Passagieren ohne Declaration ausgeführt wird, hat abschätzen lassen, ist dieselbe nachfolgend für die ganze Erde zusammengestellt. Sie betrug:

	Im Jahre 1800.		Im Jahre 1845.		In den Jahren 1848 bis mit 1857.	
	Kilogramm.	Proc.	Kilogramm.	Proc.	Kilogramm.	Proc.
In Europa	1350	6,1	2200	4,6	17,600	1,0
Im russischen Reiche	550	2,5	22,800	47,6	237,400	13,9
In Südasien und Ostindien	3800	17,1	7600	15,8	70,000	4,1
In Afrika	2000	9,0	2300	4,8	15,200	0,9
In Californien	.	.	.	.	749,000	43,8
Im übrigen Amerika	14,500	65,3	13,000	27,2	135,300	7,9
In Australien	.	.	.	.	483,900	28,4
Zusammen	22,200	100,0	47,900	100,0	1,708,400	100,0

III. Gewinnung des Goldes.

Nach der Art des Vorkommens des Goldes wird auch seine Gewinnung auf verschiedene Weise betrieben. Man unterscheidet Waschgold und Berggold.

Das Waschgold wird aus dem Sande der Flüsse und im Seifengebirge, dem von Flüssen aufgeschwemmten lockeren Sande, in Körnern und Blättchen gewonnen. Selten ist die abgelagerte Masse von einer hohen Erd-

schicht bedeckt; wenige Fuß Kies, fruchtbare Humuserde, Wiesengrund liegen über jenen abgesetzten Trümmern, deren Bildung in die neuesten Zeiten der geologischen Epochen fällt. Sind jene Schichten entfernt, oder sind ihre Bildungen durch heftige Strömungen der Flüsse und periodisch anschwellenden Gebirgswasser verhindert worden, so wird das goldführende Erdreich, die Goldseife oder Goldschutt, für welches die Natur selbst nicht allein die Zerkleinerung, sondern auch eine Trennung des Productes in grobes und feines besorgt hat, einer rohen mechanischen Scheidung durch bloßes Auswaschen oder Schlämmen unterworfen.

Solche durch Verwitterung und Zerstörung und darauf erfolgte Fortspülung anstehender Urgebirgsmassen entstandene Ablagerungen verdanken ihren Goldgehalt dem zerfallenen Ausgehenden solcher Gangmassen, welchen das Gold eingesprengt ist und auf welche an manchen Orten jetzt noch gebaut wird. Sie enthalten daher in der Regel gröberes Gold als die Gänge und Lagerstätten, denen sie abstammen. Denn nur dergleichen gröberes Gold hat sich in den Vertiefungen abgesetzt, welche während einer früheren Periode die Ablagerungen des Gebirges aufnahmen, während der feine Goldstaub aus denselben Ablagerungen erst später von den Wassern, die sich über die schon geebnetere Erdoberfläche ausbreiteten, bis auf beträchtliche Entfernungen verführt wurde. Daher hat oft ein mächtiger Gebirgsstock Anlaß zu einem kleinen Lager Goldsandes gegeben, daher führen Flüsse in ihrem Bette Goldsand mit sich fort, den sie in früherer Zeit in ihrer Umgebung abgesetzt haben, daher sind die reichen und die armen Seifengebirge entstanden. Da das meiste Gold ursprünglich dem Schwefelkiese (Goldkiese) angehört, und dieser, aus Schwefel und Eisen bestehend, ungemein leicht der Verwitterung unterliegt, so wird durch dessen Zerstörung auch der Hauptsitz des Goldes in der Weise zerstört, daß es in seiner Gestalt mit fortgeführt werden kann. Man findet daher selten große Goldklumpen, welche dann oft auf Quarzmassen aufgewachsen und dem Auge leicht sichtbar sind. Werden die größeren Stücke der Gesteinstrümmer gepocht und gemahlen, so können die Goldstäubchen dennoch nicht so leicht von der Bergart befreit werden, wie dies in den durch die Natur zertrümmerten Massen geschehen kann, und sie werden daher gewöhnlich für taub gehalten, da selbst durch das öftere Schlämmen ein größerer Verlust als Gewinn entsteht. Es liegt dieses aber mehr in der großen Unvollkommenheit der Wasch- und Schlämmanstalten, welche nach den verschiedenen Landessitten, wie bei der Geschichte des Goldes erwähnt worden, sehr verschieden sind.

Man hat die große Unvollständigkeit der rein mechanischen Goldausbringung vielfach verbessert, sodaß gegenwärtig bei den Waschmaschinen in Hinsicht der Trennung des goldhaltigen groben Gerölles befriedigende Constructionen erzielt sind und namentlich die Egg- und Faßmaschinen, wie solche bei den sibirischen Goldwäschen in Gebrauch sind, sowie die Schüsseln eine große Masse des groben Gerölles fast ohne Hilfe der Menschenhände abzusondern vermögen. Man erhält hierdurch blos grobkörniges Gold, dessen Körner größer sind, als die Maschen der Siebe. Bei den Apparaten für das klare Gerölle ist die Entfernung seiner zähen, thonigen Theile, welche sowol das feine Gerölle selbst als auch die Goldpartikeln specifisch leichter machen, wodurch letztere von dem Wasser leicht fortgeführt werden, oft mit großen Schwierigkeiten verbunden, da das Gold oft so fein vertheilt ist, daß es auf dem Waschapparate kaum zurückgehalten werden kann.

Ein anderes Product beim Verwaschen der Goldseifen ist die Trübe oder der in dem Wasser mechanisch aufgelöste Letten mit Beimengung von feinem Sande, welcher oft ein schwarzes, pulverförmiges Gemenge verschiedener Substanzen von beträchtlichem, specifischem Gewichte, wie Chrom- und Titaneisen, Eisenglanz, Bleiglanz u. a., enthält. Das feinste Gold läßt sich durch Waschen kaum aus demselben abscheiden, sondern bleibt zum großen Theil von den anderen ebenfalls schweren Substanzen umwickelt und der feine Sand reißt nicht allein das dünnblättrige Gold mit sich fort, sondern es enthält selbst der aufgelöste Letten gleichsam zerriebene Goldpartikeln. Daher kommt der große Verlust an Gold bei den rein mechanischen Wascharbeiten.

Eine Vergleichung des Werthes verschiedener Waschapparate hängt von der Vollständigkeit ab, die sie bei Ausbringung des im Seifenwerke enthaltenen Goldes erreichen. Ueberdies ist für den Werth einer Goldseife der Gehalt des Sandes nicht das allein Maßgebende. Die horizontale und verticale Ausdehnung und die Continuität der goldhaltigen Schicht, die Mächtigkeit der tauben Decke, die Entfernung des Waschwerkes von dem Ausgangspunkte der Materialien und Geräthschaften, deren es bedarf, und endlich auch das Klima nach seinem Einflusse auf die jährliche Dauer der Arbeit sind bei solchen Abschätzungen von größtem Einflusse. Auch wird nicht selten mit einerlei Apparat ein sehr verschiedener Grad der Auswaschung erreicht. Daher das sehr mannichfaltige und verschieden ausfallende Ausbringen und der oft große Verlust beim Verwaschen. Man kann annehmen, daß man aus Seifenwerken nie mehr als ein Drittheil ihres Goldgehaltes gewinnt und daß somit das Doppelte dieses Gewinnes verloren oder doch auf die Halden geworfen wird. Dieser Verlust wird um so größer, je feiner das auszuwaschende Gold ist. Es stellen sich aber gewöhnlich noch bei weitem ungünstigere Verhältnisse heraus, da allenthalben, wo goldhaltende Seifengebirge entdeckt und Goldwäschereien eingerichtet worden sind, der anfängliche Betrieb derselben nicht nach ökonomischen Grundsätzen, sondern nach einer Willkür betrieben worden ist, welche mit der goldgierigsten Hast nach allen Richtungen hin durchwühlt, nur das Reichste zur Wäsche schafft, das Aermere aber der Nachwelt überläßt, und so weiter Nichts als Raubbau gewesen ist. Sehr bald wird daher das Terrain, welches durch Waschen bearbeitet wird, verlassen, und es ist daher nöthig, die Wäschen mit derartigen Anstalten und Vorkehrungen auszuführen, daß sie leicht von einem Orte zum andern gebracht werden können.

Zur Ausbringung des Goldes aus den uralischen und sibirischen Seifenwerken sind schon mancherlei durch Pferde- oder Wasserkraft getriebene Maschinen an die Stelle der ursprünglichen Handarbeit auf ebenen Waschherden gesetzt worden. So werden bei den ostsibirischen Goldseifen früher und noch jetzt cylindrische hölzerne oder eiserne Tonnen, welche in Tauen hängen oder sich um Axen drehen; ferner Systeme von kleinen Schalen mit Schaufeln, doppelten Böden und Harken; ferner eben solche, aber mit größeren Schalen, in welchen Schaufeln mit Kreisbewegung oder bisweilen auch mit einer doppelten Bewegung wirken; ferner durchlöcherte, abschüssige und unbewegliche Tröge, in denen man den Schutt durch Pochstempel, die von einer Welle getrieben werden, zerkleinert, und viele andere gebraucht. Allein wegen häufiger Brüche an den meisten dieser Vorrichtungen und wegen der Schwierigkeit der Ausbesserung gab man immer wieder den wohlfeilsten und einfachsten von ihnen einen entschiedenen Vorzug und namentlich der sogenannten Budara, d. i. ein Gestell, auf welchem über nur einem Siebe in trogförmigen Waschherden mit Handharken gearbeitet wird. Bei manchen Wäschen sind bis zu 20 solcher Budaren im Gange. Der Zustand, in dem sich die uralische Goldgewinnung trotz der allgemeinen Verarmung der dortigen Seifen zu erhalten weiß, beweist, daß dieselbe sowol in technischer als in ökonomischer Beziehung beträchtlich vervollkommnet ist. Nichtsdestoweniger hat sie in derselben Weise, wie die sibirische Ausbeute, ihr Maximum erreicht und die Goldgewinnung wird abnehmen. Es ist dieses das allgemeine Schicksal der Länder, die Gold aus Seifen gewinnen. Wie wenige der vierzig Goldwäschen, die Strabon so sorgsam beschreibt, mögen jetzt noch zu erkennen sein? So waren einst in Europa viele Flußthäler und Schluchten wegen eines Goldreichthums berühmt, dessen Ausbringung man nun schon lange aufgegeben hat. So sanken die brasilianischen Goldwäschen, so werden auch die californischen und australischen sinken!

In manchen Ländern ist der aus dem rohen Waschen gewonnene Goldstaub mit allen seinen Beimengungen schon ein Handelsartikel (vergl. über die verschiedenen Waschmethoden S. 80. 83. 96. 99. 131. 132. 141. 151. 157).

Schon lange hat man die außerordentliche Unvollkommenheit der rein mechanischen Goldausbringung erkannt, ja man hat sogar die verlassenen Halden von früheren Wäschen ein zweites Mal auf die Waschherde gebracht und in denselben nicht blos einzelne Goldkörner von mehr als 0,01 Pfunden gefunden, sondern überhaupt ansehnliche Ausbeute gewonnen. Man ist daher schon seit langer Zeit auf die Verwendung der Amalgamation zu einer vollständigeren Ausbringung der Goldseifen und Goldrückstände überhaupt bedacht gewesen. Es kommt hierbei hauptsächlich darauf an, den Goldsand zu concentriren und den Rückstand durch Quecksilber auszuziehen. Das Quecksilber besitzt die bekannte Eigenschaft, andere Metalle bei gewöhnlicher oder doch nur wenig erhöhter Temperatur mit größerer oder geringerer Leichtigkeit aufzulösen, vorzugsweise leicht aber Gold und Silber. Werden feingepochte Golderze mit Quecksilber zusammengerieben, so kann, wenn die Operation hinreichend lange fortgesetzt wird, alles Gold aus denselben extrahirt werden. Es kommt daher zunächst darauf an, auszumitteln, wie weit der Goldsand verwaschen werden muß, um einen hinlänglich concentrirten Schlich — feingepulvertes geschlämmtes Erz — zur Behandlung mit Quecksilber zu erhalten, um den Goldgehalt mit diesem Metalle zu verbinden, von welchem es dann durch eine Destillation wieder abgeschieden werden kann.

Ist daher der Goldsand durch Waschen oder Schlämmen von dem größten Theile seiner erdigen Beimengungen befreit und, wenn es nöthig ist, durch Pochen zerkleinert, so wird der Rückstand mit Quecksilber zusammengerieben. Dieses Zusammenreiben (Goldausziehen) geschieht im Großen entweder ganz einfach in Mörsern, Schalen oder Trögen von Stein oder Eisen, oder künstlich in eigenen Goldmühlen. In ersteren reibt man 1 Theil der goldhaltigen Substanz (gewaschenen Goldsandes) und 2 Theile Quecksilber so lange mit einem hölzernen Pistill zu einem dicken Breie zusammen, bis erfahrungsmäßig alles Gold vom Quecksilber aufgenommen ist. Das erhaltene Amalgam wird nun von dem Quecksilber geschieden, indem man es durch ein sämisch gegerbtes Leder, Barchent oder Zwillich preßt und in einem Glühapparate ausglüht. Im letzteren Falle füllt man ein rundes Gefäß mit Wasser, bedeckt es mit einer durchlöcherten Platte von Eisen oder Thon, legt auf diese das Amalgam, stürzt umgekehrt einen Tiegel darüber und lutirt diesen mit dem Gefäße. Hierauf wird der Apparat auf einem eigenen Herde von oben her durch Kohlenfeuer erhitzt, das Gefäß aber durch beständige Erneuerung des darin enthaltenen Wassers kalt gehalten, wodurch dann die Quecksilberdämpfe sich in diesem Wasser verdichten und zuletzt das Gold (in der Regel silberhaltig) auf der Platte zurückbleibt. Da aber die Destillation einer so großen Quecksilbermenge oft schwierig ist, so wird das Gold aus dem Amalgam auch dadurch gewonnen, daß man dem Quecksilber eine geringe Quantität fein zertheiltes Silber, welches man durch die Fällung einer salpetersauren Silberlösung mittels schwefelsauren Eisenoxyduls erhält, zumengt und zur Begünstigung der Amalgamation desselben einige Tropfen Salpetersäure zutheilt, nach einigen Stunden aber, wenn die vollständige Amalgamation des Silbers erfolgte, das Amalgam in einen Spitzbeutel von Zwillich sammelt; wird dieses ausgeglüht und das erhaltene Silber in Salpetersäure aufgelöst, so bleibt das Gold, welches noch im Quecksilber befindlich war, zurück.

Die Goldmühlen (Amalgamirmühlen oder Quickmühlen), die, weil sie eine größere Ausbeute an Gold geben, jetzt häufig angewendet werden, bestehen aus senkrechten Cylindern von Gußeisen, die oben offen und ungeschlossen sind. Da durch die Behandlung des goldhaltigen Sandes in einer einzelnen Mühle nur ein Theil des Goldes extrahirt wird, so sind stets zwei oder mehre derselben auf die Weise neben einander gestellt und mit ein-

ander verbunden, daß der durch einen Wasserstrom aufgeschwemmte goldhaltige Sand von der einen Mühle durch schräg liegende Gerinne zur andern geführt wird. Die Vereinigung des Quecksilbers mit dem Golde geschieht darin durch einen hölzernen Läufer, der um eine senkrechte Axe drehbar ist, etwas kleinere Dimensionen hat, als der Durchschnitt des Cylinders, und mit eisernen Speichen an seiner Unterfläche 1—2 Linien tief in das auf dem Boden des Cylinders befindliche Quecksilber eingreift. Auf diesen Läufer fällt von einem Naßpochwerke das den Goldsand aufgeschwemmt haltende Wasser (die goldhaltige Trübe, Pochtrübe) in einem dünnen Strahle und fließt, nachdem es durch die Rotation des Läufers in innige Berührung mit dem Quecksilber gebracht, an der entgegengesetzten Seite des Cylinders wieder ab, um in der zweiten, dritten oder vierten Mühle von gleicher Einrichtung ebenso behandelt zu werden. Die entgoldete Pochtrübe leitet man über Planenherde und zuletzt in eine Grabenführung, und macht da, was sich dort noch niederschlägt, durch Schmelzung auf Silber zugut. Das aus den Mühlen erhaltene goldhaltige Quecksilber wird in doppelte Zwillichbeutel gefüllt, durch welche das Quecksilber abläuft, während ein quecksilberhaltiges Amalgam, dessen Quecksilbergehalt durch Auspressen vermindert werden kann, im Beutel zurückbleibt. Durch Ausglühen dieses Amalgams erhält man das Gold in mehr oder weniger verunreinigtem Zustande.

Das Gold vereinigt sich mit dem Quecksilber sehr leicht schon bei gewöhnlicher Temperatur und bleibt beim Glühen des entstandenen Amalgams zurück. Schon seit Jahrhunderten wird dieses Verhalten beider Metalle zur Ausziehung des Goldes aus Sand und Berggolderzen angewandt. Das Quecksilber nimmt stets so viel Gold auf, daß es die Consistenz von Wachs bekommt; durch Erwärmung oder durch Kneten wird die Masse weicher. Je mehr Quecksilber aber das Amalgam enthält, desto blässer und dünnflüssiger ist es. Drückt man ein solches dünnes Goldamalgam durch eine Gemshaut oder Sämischleder, so geht das meiste Quecksilber mit nur einem geringen Goldgehalte durch und es bleibt eine teigige Masse zurück, die aus 2 Theilen Gold und 1 Theil Quecksilber besteht.

Im J. 1835 wurden in Sibirien mit Sande von nicht reichem Goldgehalte Versuche in Eisenhohöfen ausgeführt, um den Goldsand mit Flußmitteln auf goldhaltiges Roheisen, aus welchem das Gold mittels Schwefelsäure abgeschieden wird, zu verschmelzen. Man gewann hierdurch 28 mal mehr Gold als durch das gewöhnliche Verwaschen. In einem Schachtofen zum Kupferschmelzen erhielt man 87 mal mehr Gold. Andere Versuche in Sibirien haben ergeben, daß der Goldsand 131 mal mehr Gold enthält, als durch das gewöhnliche Verwaschen erhalten wird, daß durch die Amalgamation 8 mal, durch das Schmelzen des Sandes aber 29—30 mal so viel Gold gewonnen werden kann als durch das bloße Schlämmen und Waschen. — Ueber die Gehaltigkeit der verschiedenen Sande vergl. Geschichte des Goldes S. 81. 82. 103. 104. 105. 109. 110. 128. 131. 159.

Berggold wird das auf seiner ursprünglichen Lagerstätte, meist auf Gängen, seltener auf Lagern, vorzüglich in Begleitung von Quarz, Schwefelkies (Goldkies), Brauneisenstein und Eisenglanz, Magneteisen, dann aber auch mit Silber-, Kupfer- und Bleierzen, Arsenikkies, Zinkblende u. a. vorkommende Gold im Thon-, Grauwacken-, Glimmer- und Hornblendeschiefer, im Granit, Gneis, Syenit, Quarzporphyr, Gabbro, Diorit, Diabas, Aphanit, Serpentin und Dolomit genannt. Sein Vorkommen in kleinen Krystallen und zu Drusen verbunden, sowie in draht-, haar-, moos- und baumartigen Formen führt auf Reductionsprocesse von Goldverbindungen, sein so häufiges Auftreten in Quarzgängen führt auf Absätze solcher Goldverbindungen aus Gewässern, welche Kieselsäure abgesetzt haben. Es kommt häufig am Ausgehenden der Gänge in zerfressenem, mit Eisenoxydhydrat und ochrigem Thone gemengten Quarze vor. Die goldhaltigen Eisenkiese gehen dagegen in den Gängen bis zu bedeutenden Tiefen nieder. Nur ein geringer Theil des Goldes wird aus eigentlichen Goldbergbauen zu Tage gefördert, gewöhnlich werden mit ihm zugleich andere Metalle, als Silber, Kupfer, Blei u. a., gewonnen. Die meisten goldführenden Gebirgsarten würden die Kosten der Ausbringung gar nicht bezahlt machen, wenn sie ganz allein des Goldes wegen bearbeitet würden. Selbst die reicheren darunter enthalten vor der Aufbereitung (im rohen Zustande) selten über 0,0005 oder $\frac{1}{2000}$ reines Gold. Werden aber mit dem Golde zugleich andere Metalle gewonnen, so wird selbst ein weit geringerer Goldgehalt schon lohnend. Zu Freiberg enthält der aufbereitete Schwefelkies, wenn auf den Gängen gleichzeitig Schwefelantimon oder fein eingesprengtes Rothgiltigerz oder andere antimonhaltige Silbererze vorkommen, stets mehr Gold (10—20 Loth oder 0,29—0,58 Proc. Silber und darin pro Mark 0,5—0,8 Grän Gold), als derjenige, welcher auf Gängen und Lagern bricht, die keine Silbererze führen. Letzterer enthält im Centner 0,25—1,0 Loth oder 0,007—0,03 Proc. Silber und in der Mark Silber 0,15—0,18 Grän Gold. Die Erze des Rammelsberges am Harze enthalten $\frac{1}{7.300.000}$ Gold, welches sich in der Mark Silber auf $\frac{3}{8}$—$\frac{3}{4}$ Grän anreichert. In den Zinkblenden des Oberharzes findet sich ein geringer Goldgehalt: $\frac{1}{29.500.000}$. Der Arsenikkies von Reichenstein, die Silbererze Ungarns und Siebenbürgens, die Kiese Salzburgs und Tyrols enthalten Gold. Die armen Silber- und Golderze am Altai enthalten in 100 Pfund $1\frac{1}{3}$ Loth Silber mit 2 Proc. Gold, oder 0,000781 Proc. Gold in 100 Theilen Erz; die unaufbereiteten Erze zu Kremnitz 0,0005 Proc., die aufbereiteten zur Verschmelzung kommenden Erze und Schliche 0,0015 Proc. Gold; die zum Verbleien kommenden, aufbereiteten armen Golderze im nagybaniaer Districte 0,00088 Proc., die reichsten in diese Arbeit gegebenen Erze 0,0048 Proc.; die aufbereiteten Erze zu Arany-Idka in Oberungarn, welche zur Amalgamation kommen, 0,000651 Proc.; die salzburger unaufbereiteten Erze 0,000156 Proc.; die Arsenikkiesrückstände von Reichenstein 0,002367 Proc. Die zur

Aufbereitung kommenden Erze enthalten in Gastein durchschnittlich in 1000 Ctrn. 12—14 Loth Gold, 4500 Pfd. Schliche und 70—80 Loth güldisches Silber; in Rauris 40—60 Loth Gold, 8000 Pfd. Schliche und 170—180 Loth güldisches Silber und in Zelle 11—12 Loth Gold mit unbedeutendem Schlich- und güldischem Silbergehalte. Das unterharzer Blicksilber enthält etwa $^3/_4$ Grän Gold pro Mark oder 0,2604 Proc. Gold. Das durch den Schmelzproceß aus den Erzen von Real del Monte und Pachuca in Mexico gewonnene Silber enthält etwa 18—20 Gran Gold in der Mark, das durch die Amalgamation daselbst dargestellte Silber erreicht aber selten den Goldgehalt von 16,92 Gran pro Mark oder 0,00352 des Silbers. Das Goldausbringen daselbst hat im J. 1837 am meisten 0,0022 Mark, in den Jahren 1843 und 1844 aber am wenigsten = 0,0009 Mark pro Centner Erz betragen und berechnet sich auf eine zehnjährige Periode im Durchschnitte = 0,0013 Mark Gold auf den Centner der zugutegemachten Erze.

Aus armen Golderzen, deren Goldgehalt nur etwa 0,0024 Proc. beträgt, kann selbst dann, wenn man gar keine Gewinnungskosten für das Erz zu berechnen hat und wenn das Erz mit noch geringeren Kosten, als das 5—6 mal ärmere, goldführende Seifengebirge zu erhalten ist, der Goldgehalt durch Schmelzarbeiten mit ökonomischem Vortheile nicht dargestellt werden, in sofern es die Beschaffenheit des Erzes nicht zuläßt, den Goldgehalt durch die Aufbereitung zu concentriren und durch Verringerung des Haufwerkes die Schmelzkosten herabzustimmen. Durch Amalgamation in Goldmühlen wird sich aber ein Golderz mit dem bezeichneten Gehalte noch mit Vortheil verarbeiten lassen. Aus goldhaltigem Sande läßt sich das Gold bei viel geringerem Gehalte mit Nutzen ausziehen, als aus Golderzen, welche bergmännisch gewonnen und zur Extraction desselben mit chemisch wirkenden Agentien, als Quecksilber, Blei u. s. w., behandelt werden müssen. Der Goldsand des Urals, der eine bedeutende Production zur Folge hat, enthält durchschnittlich nur 0,000005 Gold und ist noch bei 0,000001 Goldgehalt nutzbar. Der bearbeitungswürdige Rheinsand übersteigt selten 0,000000562 und erreicht nie 0,0000007. Der ärmste, noch waschfähige Sand in Sibirien hat 0,000001 Goldgehalt, wird aber nicht mehr bearbeitet.

Man hat bis jetzt das Gold in der Natur nirgends im chemisch-reinen Zustande gefunden: es war stets, wenn auch oft nur in geringer Menge, mit etwas Silber, Kupfer, Eisen und mehren anderen Stoffen verbunden. So lange diese fremden Beimischungen selbst Metalle sind, sodaß die daraus entstehende Legirung das metallische Ansehen und metallische Eigenschaften beibehalten hat, nennt man das Mineral noch immer gediegenes Gold. Nur wenn das Silber sehr stark darin vorherrscht, wird es als gediegenes goldhaltiges Silber bezeichnet. Die goldhaltigen Eisenkiese, Arsenikkiese, Bleiglanze und Blenden enthalten das gediegene Gold mechanisch beigemengt. Derselbe Fall ist auch bei den güldischen Kies- und Silberschlichen, und da, wie schon gesagt, das Gold nie ohne Silber vorkommt, so unterscheidet der Hüttenmann, mit Ausnahme des gediegenen Goldes und des prismatischen Antimon- und Tellurglanzes, keine eigenen Golderze, sondern nur goldhaltige oder Silbererze, welche nach ihrem größeren oder geringeren Goldgehalte in goldreiche und goldarme unterschieden werden. Das Gold erscheint in der Regel in sehr kleinen Theilchen, welche der Gangart eingesprengt sind. Das grob eingesprengte Gold findet sich in den an den Gängen gelegenen Massen und namentlich in Quarz und Eisenocher. Das fein eingesprengte Gold ist in den Eisenkiesen, den aus ihnen entstandenen Brauneisensteinen und im Bleiglanze. Es ist oft für das unbewaffnete Auge unbemerkbar.

Es ist vielfach die Beobachtung gemacht worden, daß bei den goldführenden Gängen eine Abnahme des Goldadels nach der Teufe stattfinde, daß derselbe nicht in die Tiefe niedergehe, daß die größte Masse des Goldes nahe zu Tage sei. Allein in den eigentlichen Goldbergbauen ist die Abnahme des Goldadels öfters nur dem Verluste des Gebirgsmittels, in dem die Erze einbrechen, und der größeren Schwierigkeit ihres Auffindens in der Teufe zuzuschreiben. Eigentliche Goldgänge sind schmal, regellos; sie ziehen gewöhnlich in Menge bei und neben einander, sodaß das Gebirge von ihnen durchschwärmt wird. Die Silbererze enthalten mehr und weniger Gold, welches, bei den verschiedenen Silbergewinnungsmethoden mit dem Silber verbunden, als Blicksilber oder güldisches Silber erhalten wird. Jede Silbergewinnungsmethode kann daher als eine eigene Goldgewinnungsmethode betrachtet werden.

Zur Absonderung des Goldes aus reichen Erzen dienen zunächst Pochwerke. Durch sie wird der goldhaltige Quarz zerkleint, das gröbste Gold sammelt sich in den Pochkasten, das feinere bleibt auf dem Waschherde und in dem Sumpfe derselben. Bis zu einem bestimmten Grade der Feinheit kann das Gold vollständig auf Waschherden gesammelt werden, aber immer findet bei diesem Verfahren ein Metallverlust statt, der oft 40—50 Proc. erreicht, weshalb statt dessen die Amalgamationsmethode in Anwendung kommt. Nachdem die Erze daher gepocht und verwaschen sind, wird der Schlich (so nennt man das feingepulverte geschlämmte Erz) nochmals in einem Handtroge verwaschen und der Amalgamation in Mörsern oder den schon bezeichneten Amalgamationsmühlen unterworfen. Bevor man die in den Pochwerken erzeugten Schlämme der Aufbereitungsarbeit übergibt, läßt man sie auch über Planenherde oder durch die Amalgamationsmühlen fließen, um einen Theil des gediegenen, aber noch mit Kiesen gemengten, also unreinen Goldes als sogenanntes Mühlengold zu gewinnen. Ist eine Partie solchen Mühlengoldes gewonnen, wird solches in erwärmten eisernen Mörsern mit Quecksilber und etwas Wasser zu einem dicken Breie angerieben, dieser eine Zeit lang wohl gerührt, dann aber ausgewaschen, das erhaltene Amalgam aber von dem übrigen Quecksilber geschieden. Die Gewinnung des Mühlengoldes verursacht nur geringe Kosten und der geringe Theil Gold, welcher den Erzen dadurch entzogen wird, verrin-

gert ihren Gehalt nur um einen unbedeutenden Bruchtheil. Der Werth des Erzes ist in der Regel von der Quantität des Mühlengoldes in 100 Centnern rohem Erze, von dem Schlichgehalte des rohen Erzes und von dem Gehalte des Schliches an Gold, Silber und Kies abhängig.

Goldhaltiger Schwefelkies (Goldkies) ist fast das einzige Erz, welches gewöhnlich nur allein wegen seines Goldgehaltes gewonnen und verarbeitet wird. Man bedient sich hierzu am zweckmäßigsten des Amalgamationsverfahrens durch Goldmühlen. Die Fässeramalgamation ist weniger vortheilhaft, weil die großen Mengen des tauben Erzes die Einwirkung des Quecksilbers auf das Gold erschweren, während in den Goldmühlen eine innigere Berührung herbeigeführt wird. Häufig geht dem Verwaschen des rohen Kieses ein Verwitternlassen desselben und der Amalgamation eine Röstung der Kiese vorher. Letztere Operation ist erforderlich, wenn das Gold vererzt, z. B. an Tellur, Selen oder Arsen gebunden vorkommt. In Salzburg wird der verwaschene Kies geröstet, abermals verwaschen und mit Quecksilber auf Mühlen behandelt, wobei etwas Kochsalz zugegeben wird.

Im Allgemeinen wird die Verschmelzung goldhaltiger Erze zur Goldgewinnung auf ganz analoge Weise ausgeführt wie die Verschmelzung silberhaltiger Erze zur Silbergewinnung, und sind silberhaltige Blei- oder Kupfererze goldhaltig, so werden mit ihnen alle Processe vorgenommen, welche die Abscheidung des Silbers, Bleies und Kupfers bezwecken. Der Goldgehalt concentrirt sich dabei im Silber oder Kupfer und wird aus diesen abgeschieden. Die Ausziehung des Goldes gemeinschaftlich mit dem Silber geschieht durch Blei, welches, wenn das Erz nicht schon davon enthält, in Gestalt von Bleiglanz oder bleiischen Producten vom Abtreiben zugeschlagen wird. Die Erze werden entweder geröstet oder ungeröstet mit bleiischen Zuschlägen und Schlacken oder mit rohem Bleiglanze und Eisen oder mit kiesigen Zuschlägen verschmolzen, wo dann der erfolgende Stein eingetränkt wird. Sind die Erze nicht zugleich silberhaltig, so erhält man nach dem Abtreiben (so heißt der Proceß, durch welchen edle Metalle von unedeln bei hoher Temperatur durch den Einfluß der atmosphärischen Luft von einander geschieden werden) des goldhaltigen Bleies reines Gold; führen sie dagegen, was am häufigsten der Fall ist, auch Silber bei sich, so besteht das Product des Abtreibeprocesses in einem silberhaltigen Golde oder goldhaltigen Silber. Bei fast jeder Verschmelzung goldhaltiger Erze kommt es daher zuletzt darauf an, das Gold aus einer Silbergoldlegirung abzuscheiden, was vorzugsweise durch die Goldscheidung mit Schwefelsäure geschieht und worüber der Artikel Goldscheidung nachzusehen ist.

Für Erze, welche das Gold in sehr fein zertheiltem Zustande metallisch enthalten und sich beim Rösten vollständig oxydiren lassen, hat Plattner eine Methode angegeben, nach welcher Chlor in Gestalt von Gas oder Chlorwasser metallisches Gold angreift, andere Metalle im oxydirten Zustande aber entweder gar nicht oder nur wenig verändert. Ist das Gold vererzt, z. B. an Tellur, Selen oder Arsen gebunden, so verwandelt sich dasselbe beim Rösten in metallisches Gold. Besonders bei blei- und zinkhaltigen Erzen ist eine sorgfältige Abröstung erforderlich. Enthält das Röstgut noch Schwefel- oder Arsenmetalle, so bilden sich bei der Behandlung mit Chlor außer Chlorgold auch Chlormetalle von Eisen, Kupfer, Zink u. s. w., ferner Chlorschwefel und Schwefelsäure, wodurch, sowie auch bei kalkhaltigen Erzen, ein unnöthiger Verbrauch von Chlor veranlaßt wird. Plattner hat das Chlor in Gestalt von Chlorwasser angewandt. Aus der gebildeten goldhaltigen Flüssigkeit wird das Gold entweder im metallischen Zustande mittels Eisenvitriols, Arsenchlorürs, metallischen Eisens oder Kupfers ausgeschieden, oder dasselbe wird mittels Schwefelwasserstoffgases als Schwefelgold gefällt, welches getrocknet, im Tiegel geröstet und zur Abscheidung fremder Beimengungen mit Blei abgetrieben wird.

IV. Eigenschaften des Goldes.

Die Krystalle des natürlichen Goldes sind klein und sehr klein, meist undeutlich, mannichfaltig gruppirt; es zeigt sich in Hexaedern, Octaedern, Ikositetraedern und andern Formen, haarförmig, drahtförmig, baumförmig, gestrickt, moosförmig, in Blechen und Blättchen, in losen Körnern und Klumpen. Der Bruch ist hackig. Seine Härte liegt zwischen der des Gipses und des Kalkspathes, = 2,5—3, besitzt aber, im Verhältnisse zu seiner geringen Härte, einen sehr hohen Grad von absoluter Festigkeit. Nach Muschenbrock's Versuchen zerreißt ein gegossener Goldstab, dessen quadratischer Querschnitt 1 Zoll preuß. Seite hat, bei einer Belastung von 21093 Pf. preuß.; ein solcher Stab aus gehämmertem, feinstem Dukatengolde bestehend, bei 61759 Pf.; ein Golddraht von 1 □Zoll preuß. Querschnitt bei 67129 Pf. Die beiden ersten Resultate wurden durch Anwendung von Goldstäben erhalten, deren quadratische Querschnitte 0,17 und 0,10 Zoll preuß. Seite hatten und das letztere bei Anwendung eines 0,10 Zoll preuß. im Durchmesser haltenden Golddrahtes. Die Zerreißungsbelastung für 1 □Zoll Querschnitt ist durch Rechnung gefunden. Morveau fand dagegen die auf 1 □Zoll bezogene absolute Festigkeit des Goldes nur = 31745 Pf. Nach den neuesten, von Karmarsch hierüber angestellten Untersuchungen ist die auf 1 □Zoll hanöv. bezogene und in hanöv. Pfunden ausgedrückte absolute Festigkeit des Goldes wie folgt: Feines geglühtes Gold = 215000; hartgezogenes feines Gold = 24400—40000; geglühtes 14karatiges Gold = 83000—96700; dasselbe hartgezogen = 112300—134800. Hiernach steht also das 14karatige Gold in seiner absoluten Festigkeit etwa dem Stabeisen gleich. Das chemisch reine Gold hat nur eine Härte = 2, aber durch jede fremde metallische Beimischung wird dieselbe erhöht, sowie durch Hämmern und Ausziehen. An absoluter Festigkeit gleicht das Gold beinahe dem Silber, wird aber in dieser Eigenschaft vom Kupfer übertroffen.

Die Farbe des regulinischen Goldes ist ein lebhaftes Gelb, jene eigenthümliche Farbe, welche wir Goldgelb nennen, welche sich bei den dünn geschlagenen Goldblättchen, wie sie zur Vergoldung angewendet werden, am besten und reinsten erkennen läßt. Man hat eine große Menge von Versuchen angestellt, um diese Farbe durch Legirungen anderer Metalle nachahmen zu können; allein nur bei einigen ist es gelungen, sich dem Ziele einigermaßen zu nähern. Es ist das eine Verbindung von gleichen Gewichten Kupfer und Platina, welche der Farbe des Goldes nahe kommt. Das gediegen in der Natur vorkommende Gold hat die schöne reine Farbe nur dann, wenn es zugleich einen hohen Grad besitzt. Sehr gewöhnlich ist es mit so viel Silber verbunden, daß es dadurch eine hellere Farbe annimmt, die sich endlich der des Silbers mehr als der des Goldes nähert. Diese Verschiedenheit von dem reinen Goldgelb wird auch künstlich hervorgebracht, indem man das Metall mit Silber oder Kupfer oder mit beiden zugleich verbindet. Es erhält dann die Mischung eine hellere, oder röthliche, oder grünliche Farbe, welche bei Schmucksachen oft zugleich angewendet werden, die man dann als or à quatre couleurs bezeichnet. Die Farbe des reinen Goldes ist mit einem ausgezeichneten Metallglanze verbunden, der weder in der atmosphärischen Luft, noch im Wasser, in Säuren oder Alkalien und selbst im Schwefelwasserstoffgase sich nicht verliert. Im fein zertheilten Zustande, in welchem man es erhält, wenn man eine verdünnte Goldchloridlösung mittels schwefelsaurem Eisenoxydul, oder mittels Oxalsäure zerlegt, erscheint es violett, grün oder braun. Wird das Gold unter einer Decke von Boraxglas geschmolzen, so wird dessen Farbe blaßgelb, wird aber durch Umschmelzen mit Salpeter und Natriumchlorid wieder hergestellt. Das sich in Schmelzung befindliche Gold erscheint von blaugrüner Farbe. Das Blattgold ist bald mit blauer, bald mit grüner Farbe durchsichtig; die farbige Durchsichtigkeit scheint erst einzutreten, wenn die Platte nur noch $1/2000$ Linie dick ist. In mäßiger Weißglühhitze, bei 868° R., schmilzt das Gold, wobei es mit meergrüner Farbe leuchtet. Die Elasticität und der Klang des Goldes ist sehr gering, doch werden diese Eigenschaften mit der Farbe auch erhöht.

Die Dehnbarkeit des Goldes, vermöge welcher es sich zu sehr feinen Drähten ziehen und in äußerst dünne Flächen ausbreiten läßt, macht es zu dem ductilsten Körper. Es besitzt unter allen Metallen die größte Geschmeidigkeit, sowol bei gewöhnlicher als bei erhöhter Temperatur. Aus 1 Gran Gold läßt sich eine Platte von 56,75 □Zoll Fläche bei $1/282000$ Zoll Dicke, oder ein Draht von 500 Fuß Länge ziehen. Der längste Silberdraht von 500 Fuß Länge wiegt $1\frac{1}{4}$ Gran, da jedoch die specifische Schwere des Silbers nur 10,5, die des Goldes 19,5 ist, so besitzt natürlich dieser Silberdraht viel mehr Dicke als der Golddraht. Durch anhaltendes vorsichtiges Schlagen kann man das Gold in sehr feine Blättchen, das sogenannte Blattgold, verwandeln. Man nimmt hierzu reines Gold, welches fast völlig frei von fremden Beimengungen ist. Meist wendet man dazu Dukaten an, die gewöhnlich nur 2 Proc. Kupfer enthalten. Zu den feinsten Blättchen darf höchstens auf 1000 Theile Gold 2 Theile Kupfer genommen werden. Diese Blättchen sind dann so dünn, daß 20,000 auf einander gelegt erst die Dicke einer Linie erreichen. Gewöhnlich hat das Blattgold eine Dicke von $1/160000$ — $1/180000$ Zoll, soll sich aber bis $1/282000$ Zoll dick darstellen lassen. Réaumur überzog einen Silbercylinder mit einer Goldschicht, sodaß diese den 360. Theil von dem Gewichte des Silbers betrug. Dieser Cylinder wurde zu einem Drahte ausgezogen und ausgewalzt bis zu einer Dicke von $1/48$ Zoll. Von diesem wiegen $3\frac{3}{4}$ Ellen einen Gran. Die Dicke dieses den Silberdraht vergoldeten Blättchens betrug daher nach der Rechnung, da es kein Instrument zum Messen solcher Stärke gibt, $1/12000000$ Zoll. Es würden also 12 Mill. solcher Blättchen aufeinandergelegt erst die Höhe einer Linie erreichen. Gleichwol zeigte sich der Draht unter dem Vergrößerungsglase überall mit Gold bedeckt. Mit einem Lothe Gold von dieser Dünne würde man eine Fläche von 41,666 □Fuß bedecken können. Belegte man die gleiche Fläche mit dem feinsten Briefpapiere, so würde man dazu 220 Pf. von demselben gebrauchen, also ein über 7000 mal größeres Gewicht, trotz der specifischen Schwere des Goldes. Legt man von diesem dünnsten Briefpapiere 12 Mill. Blätter auf einander, so erhält man eine Höhe von 1400 Fuß. Die feinsten von dem Silber geschlagenen Blätter sind nur $1/100000$ Zoll dick. In der Gold- und Silberfabrik von Hausmann zu Hanover wurde ein vergoldeter Silberdraht verfertigt, von welchem 3810 hanöv. Fuß ein hanöv. Loth, oder 4025 wiener Fuß ein wiener Loth wogen. Das Gewicht des Goldes betrug einen Dukaten auf 121,920 hanöv. oder 112,621 wiener Fuß Länge. Aus diesen Angaben berechnet sich die Dicke des Drahtes auf 0,001558 oder $1/642$ Zoll und die Dicke des Goldüberzuges auf 0,00000147 oder $1/680270$ Zoll wiener Maß. Sehr geringe Quantitäten von Blei, Wismuth, Antimon, Arsenik sind schon hinreichend, dem Golde einen bedeutenden Theil seiner Geschmeidigkeit zu nehmen; von größter Einwirkung ist aber das geschmeidigste der genannten Metalle, das Blei, welches nur zu 0,05 Proc. dem Golde beigemischt dessen Geschmeidigkeit zerstört. Geringeren Einfluß in dieser Beziehung äußern Zink, Kobalt, Mangan, Nickel, Zinn, Platin, Kupfer, Silber. Das Zink ist unter denselben dasjenige, welches am stärksten einwirkt, das Silber am wenigsten. Das Kupfer wird jedoch am häufigsten, ja fast ausschließlich zum Legiren mit Gold gewählt, weil es die Intensität der Goldfarbe weniger herabzieht als Silber und weil die Kupferlegirung härter als die Silberlegirung, also weniger der Abnutzung unterworfen ist.

Wie alle festen Körper, so dehnt sich auch das Gold bei dem Erwärmen aus und zwar sehr nahe im Verhältnisse der Erhöhung der Temperatur. Ein Stab von der Temperatur des schmelzenden Eises bis zu der des siedenden Wassers (0° — 100° C.) erhitzt, erreicht eine Länge, welche nach Lavoisier und Laplace die ursprüng-

liche um 0,00146606 = 1/682 übertrifft, sodaß er, wenn er bei 0° C. die Länge von 100,000,000 Linien besessen hätte, bei 100° sich bis auf die Länge von 100,146,606 Linien ausgedehnt haben würde. Es dehnt sich also mehr aus als Eisen und Platin, etwa eben so viel wie Wismuth und weniger als Kupfer, Silber, Zinn, Blei und Zink.

Das Wärmestrahlungsvermögen des Goldes steht dem des Silber, Kupfer und Zinn gleich. Setzt man das relative Strahlungsvermögen des Rußes = 100, so ist das des Quecksilbers = 20, des Bleis = 19, des Eisens = 15, des Zinns, Silbers, Kupfers und Goldes = 12.

Die Wärmeleitungsfähigkeit des Goldes ist größer als die der übrigen Metalle. Nach Desprez' Versuchen ist, wenn man die Fähigkeit, die Wärme fortzuleiten, bei dem Golde = 1000 setzt, dieselbe für Silber = 973; für Kupfer = 898,2; für Platin = 381; Eisen = 374,3; Zink = 363; Zinn = 303,9; Blei = 179,6. Nach den neuesten Untersuchungen von Calvert und Johnson (Comptes rendus 1858. N. 26) ist aber das Silber unter den Metallen der beste Wärmeleiter. Wird die Leitungsfähigkeit desselben = 1000 angenommen, so ist die des Feingoldes = 981 und die des Goldes von 991/1000 Gehalt = 840. Ein Zusatz von 1 Gewichtstheil Silber zu 99 Theilen Gold bringt das Leitungsvermögen desselben also von 981 auf 840 herab. Nach denselben Untersuchungen ist die Leitungsfähigkeit des gewalzten Kupfers = 845, des gegossenen Kupfers = 811, des Quecksilbers = 677, des Zinks = 608—641, des Stabeisens = 436, des Zinns = 422, des Platins = 379, des Bleis = 287, des Wismuths = 61. Die Leitungsfähigkeit ist größer bei den gewalzten als bei den gegossenen Metallen.

Die specifische Wärme des Goldes ist nach Dulong und Petit = 0,0298, nach Regnault = 0,03244.

Die Fähigkeit des Goldes, die Elektricität zu leiten, ist geringer als bei Silber und Kupfer. Diese erweist sich unter den festen Metallen bei dem Silber am höchsten, am geringsten bei der Legirung, dem Neusilber; beim Quecksilber noch um Vieles schwächer. Wenn man das Kupfer, das fast bei allen physikalischen Apparaten zur Fortleitung der elektrischen Ströme angewendet wird, als Einheit zu Grunde legt und dessen Leitungswiderstand = 100 setzt, so ist der des Silbers = 67, des Goldes = 113, des Messings = 361, des Eisens = 566, des Platins = 644, des Neusilbers = 1129, des Quecksilbers = 4949. Wenn daher ein Draht von Kupfer 100 Fuß lang sein kann, um noch eine bestimmte Menge Elektricität hindurchgehen zu lassen, so wird dazu ein ebenso dicker Draht von Gold nur 88,5 Fuß, einer von Silber dagegen 150 Fuß lang sein dürfen. Mit höherer Temperatur steigt dieses Leitungsvermögen für das Gold mehr als für andere Metalle, sodaß es bei 200° C. fast das des Kupfers erreicht. Zu allen Apparaten, bei denen es darauf ankommt, die Elektricität möglichst ungeschwächt fortzuleiten, muß man, wenn es die Kosten nicht verbieten, sich des Silberdrahtes bedienen. Meist thut Kupferdraht hinreichende Dienste.

Der Schmelzpunkt des Goldes liegt nach Wegdwood zwischen 28—32°. Daniell fand denselben = 1102° C. und bei einem andern Versuche = 1163° C. Da das Kupfer einen etwas höheren Schmelzpunkt besitzt als Gold (nach Plattner = 1173° C.), so wird die erste Bestimmung von Daniell = 1102° C. die wahrscheinlichste sein (vergl. den Art. Glühen).

Nach den Erfahrungen Kunkel's, welcher das Gold 40 Tage der Weißglühhitze aussetzte, ist dasselbe vollständig feuerbeständig und man pflegt anzunehmen, daß das Gold, wenig über seinen Schmelzpunkt erhitzt, beständig sei. Nach neueren Versuchen von J. Napier (Quart. Journ. of the Chem. Soc. X. N. 39) ist das aber nicht der Fall. Vielmehr verflüchtigt sich das Gold ganz merklich, wenn es in Tiegeln bei gewöhnlichem Feuer geschmolzen wird, und noch weit mehr, wenn es mit Kupfer legirt ist. Man sieht von dem sehr heißen Tiegel, in dem das Gold in Fluß erhalten wird, einen grünlichen Dampf aufsteigen und eine darüber gehaltene Silberplatte vergoldet sich nach einiger Zeit in diesem Dampfe. Enthält das Gold Antimon, Arsen oder andere flüchtige Metalle, so wird dasselbe in Verbindung mit diesen zum Theil verflüchtigt. Ebenso findet dessen Verflüchtigung im Knallgasgebläse, in dem Brennpunkte großer Brennspiegel und in dem elektrischen Feuerstrome starker galvanischer Batterien, und zwar in der Form eines purpurfarbenen Rauches statt, welche kalte Körper mit einer Goldhaut überzieht. Der Gewichtsverlust des Goldes, welches nach Napier's Versuchen behufs seiner Reinigung zuvor mit Silber und Blei abgetrieben und dann durch die Quart geschieden war, belief sich auf 0,12 bis 0,15 Proc. Wurde das Gold mit dem Kupfer vermischt und in der Muffel erhitzt, so betrug der Verlust an Gold bei eben ausreichender Schmelzhitze und 12 Proc. Kupferzusatz 0,234 Proc., bei 10 Proc. Kupferzusatz und etwas stärkerer Hitze 0,210 und bei stärkster Hitze 0,80 Proc. In Legirung mit Silber verliert das Gold beim Schmelzen Nichts, enthält aber die Legirung Silber, Kupfer und Gold, so ist der Goldverlust nach dem Schmelzen sehr bemerklich.

Beim Uebergehen des Goldes aus dem flüssigen in den festen Zustand zieht es sich mehr zusammen als irgend ein anderes Metall. Zuweilen bilden sich durch die Zusammenziehungen Höhlungen, die dann nicht selten mit kleinen Krystallen des Metalls ausgekleidet sind. Aus diesem Grunde läßt es sich nicht gut in kalte Formen gießen, wird spröde, wenn es geringe Beimengungen von andern Metallen enthält und muß durch Schmieden in die gewünschten Gestalten gebracht werden. Dagegen gestattet die Weichheit und Dehnbarkeit des Goldes, durch Prägung sehr schöne und wohlausgedruckte Münzen und Medaillen darzustellen. Mit Salpeter eingeschmolzen nimmt es eine röthliche, mit Borax eine blasse Farbe an. Man kann es lange Zeit im geschmolzenen Zustande der Luft aussetzen, ohne daß es an Farbe, Glanz oder Gewicht verliert. Es hält sich in

feuchter Luft unverändert und dient daher unter andern zum Ueberziehen solcher Gegenstände, die vor dem Einflusse der Luft geschützt werden sollen. In Salpetersäure, Chlorwasserstoffsäure und Schwefelsäure ist das Gold auch bei sehr feiner Zertheilung unlöslich. Das einzige Auflösungsmittel des Goldes ist das Königswasser, welches dasselbe bei feiner Zertheilung schon in der Kälte, im geschmolzenen Zustande bei Erwärmung auflöst. Die Auflösung enthält Goldchlorid; sie färbt die Haut des menschlichen Körpers purpurfarben.

Von allen Metallen besitzt das Gold die schwächste Verwandtschaft zum Sauerstoff, dagegen hat es große zum Chlor. Flüssigkeiten, welche freies Chlor enthalten, sind daher die besten und — außer Solutionen von Brom — die einzigen Auflösungsmittel für das metallische Gold.

Die stöchiometrische Zahl des Goldes wurde, Sauerstoff = 100000 gesetzt, = 1243,013 gefunden, dagegen den Wasserstoff = 1 angenommen, dieselbe = 199,207 beträgt. Die chemische Formel des Goldes ist Au.

Das specifische Gewicht des geschmolzenen Goldes wird gewöhnlich zu 19,2, das des gehämmerten zu 19,3—19,6 angegeben. G. Rose hat durch Versuche (Poggendorff's Annalen LXXIII, 1) ermittelt, daß das spec. Gewicht des geschmolzenen Goldes zwischen 19,27 und 19,31 liegt und daß sich das spec. Gewicht des Goldes durch Hämmern und Pressen bis zu 19,3336 steigern läßt (vergl. S. 110—112). Eine große Uebereinstimmung mit diesen Angaben finden wir schon bei dem Araber Abul Rihan, der im 10. oder 11. Jahrh. lebte. Er fand das spec. Gewicht des Goldes = 19,05, wie die Comptes rendus veröffentlichen.

Das spec. Gewicht des durch Eisenvitriol gefällten Goldpulvers beträgt 19,75—20,68; das durch Kleesäure gefällte Goldpulver 19,49.

Bei der quantitativen Bestimmung des Goldes wird dasselbe stets im metallischen Zustande gewogen. Man kann es auf verschiedene Weise aus seinen Lösungen reduciren. Gewöhnlich wird es als braunes metallisches Pulver durch Eisenvitriol niedergeschlagen. Die Lösung muß durch Salzsäure oder Schwefelsäure angesäuert werden, damit sich kein basisches Eisenoxydsalz absetzen kann. Die Lösung darf Salpetersäure nicht enthalten, weshalb solche entweder mit überschüssiger Salzsäure versetzt abgedampft, oder so viel Eisenvitriol zugesetzt wird, daß hierdurch beim Erwärmen alle Salpetersäure zersetzt wird.

Durch salpetersaures Quecksilberoxydul kann man auch das Gold zu Oxydul reduciren und niederschlagen, sobald die Lösung nicht zu viel Salpetersäure enthält und der Niederschlag zur Vertreibung alles etwa darin enthaltenen Quecksilbers sehr stark geglüht wird. In den meisten Fällen läßt sich Oxalsäure mit dem besten Erfolge zur Reduction des Goldes anwenden, wenn die Flüssigkeit stark mit Salzsäure übersättigt wird. Von den Alkalien und Erden, von Zink, Eisen, Kobalt, Nickel, Mangan, Uran, Titan und Chrom kann das Gold durch Schwefelwasserstoff, welches man in die kalte Lösung leitet, vollständig getrennt werden. Bei der Gegenwart von Kupfer, Wismuth, Cadmium und geringen Mengen von Blei lassen sich die schon erwähnten Methoden, mit Ausnahme des Schwefelwasserstoffs, in sauren Lösungen anwenden. Von Zinn, Antimon, Arsen und Tellur läßt sich das Gold am besten trennen, wenn man über die in einer Röhre erhitzten Verbindungen Chlor leitet, welches flüchtige Chlormetalle bildet und das Gold je nach der angewandten Temperatur mit mehr oder weniger Chlor verbunden zurückläßt, oder durch Abtreiben auf der Kapelle.

Von den Verbindungen des Goldes ist bereits oben die Verwandtschaft desselben zum Sauerstoff als eine sehr geringe bezeichnet worden. Seine meist nur auf Umwegen zu erzielenden Verbindungen mit den negativen Elementen werden durch Wärme zerlegt und lassen das Metall unverbunden zurück. Mit Sicherheit kennt man nur zwei Oxydationsstufen, das Goldoxydul und Goldoxyd.

Das Goldoxydul, Goldsuboxydul, Protoxide d'or, Au_2O, in 100 Th. 96,2 Gold und 3,98 Sauerstoff, erscheint als grünes wenig beständiges Pulver, welches sich schon unter dem Einflusse des Lichts in Goldoxyd und metallisches Gold versetzt. Es löst sich in Kalilauge, die Lösung wird aber bald zersetzt, indem sich goldsaures Kali bildet, welches aufgelöst bleibt und metallisches Gold sich ausscheidet. Durch Uebergießen von Goldchlorür mit Kalilösung erhält man es als dunkel violettes Pulver. Außer den von Himly (Ann. der Chem. u. Pharm. LIX. S. 95) untersuchten Doppelsalzen mit schwefelsaurem und unterschwefligsaurem Natron sind keine Sauerstoffsalze dieses Oxydes bekannt.

Das Goldoxyd, Oxydum Auricum, Peroxide d'or, Au_2O_3, in 100 Th. 89,2 Gold und 10,8 Sauerstoff, oder Goldsäure erscheint als Hydrat röthlich-gelb und an der Luft getrocknet kastanienbraun, wird durch die Wärme und einige Metalloide zersetzt, verbindet sich schwer mit den Sauerstoffverbindungen, leicht mit den Alkalien. Das Goldoxyd wird gewonnen, indem man zu in Wasser gelöstem Goldchlorid gebrannte Magnesia in geringem Ueberschusse hinzufügt und damit so lange digerirt, bis das meiste Gold als Oxydhydrat gefällt worden ist; in der Lösung bleibt etwas Goldoxyd an Talkerde gebunden. Der aus goldsaurer Talkerde bestehende Niederschlag wird ausgewaschen und mit verdünnter Salpetersäure einer gelinden Wärme ausgesetzt, welche die Talkerde auflöst. Auch kann man Zinkoxyd statt der Talkerde wählen. Das Goldoxyd wird bald als Hydrat mit verschiedenem Wassergehalte bald wasserfrei erhalten und ist hiernach entweder hellgelb, dunkelgelb, ockerbraun, olivengrün, oder schwarzgrün. Das Hydrat gibt bis zu 100° erhitzt sein Wasser ab und nimmt dann dunklere Farben an. Das in Wasser unlösliche Oxyd wird durch das Sonnenlicht und organische Substanzen sehr leicht reducirt und bei 245° tritt vollständige Reduction ein.

Mit Ammoniak verbindet sich das Goldoxyd, dem

Silberoxyd ähnlich, zu Knallgold, Goldoxydammoniak, aurum fulminans (AuO_3, $2NH_3 + HO$), goldsaures Ammoniak, ein gelbbraunes Pulver ins Purpurne sich neigend, welches bei 143° erhitzt oder auch durch Schlag, Druck, Reiben explodirt, wobei Wasserdampf und metallisches Gold ausgeschieden wird. Wässerige Alkalien, die meisten Säuren, sowie Alkohal verändern das Knallgold selbst beim Erwärmen nicht.

Goldchlorid, Chloridum auricum, $AuCl_3$, bildet sich leicht bei der Einwirkung von Chlorgas, wie von wässerigem Chlor auf Gold, in 100 Th. 64,9 Gold 35,1 Chlor. Gewöhnlich wird diese Verbindung durch Behandlung von Gold mit Königswasser gewonnen. Die zur Trockne eingedampfte Flüssigkeit liefert eine dunkelviolette, krystallinische Masse, die sich in Wasser unter Rücklassung von etwas durch das Erwärmen entstandenem Goldchlorür, Choretum aurosum, AuCl, zu einer dunkelgelben Flüssigkeit auflöst, aus welcher organische Substanzen, Metalle, Phosphor, Schwefel, Selen, schweflige, arsenige, phosphorige, salpetrige Säure und viele andere Körper das Gold metallisch abscheiden. Das Goldchlorid ist gewöhnlich der Ausgangspunkt bei Darstellung anderer Goldpräparate, weil es sich leicht erhalten, in Lösung behandeln oder aufbewahren läßt, während die meisten anderen löslichen Goldverbindungen rasche Umwandlungen oder Zersetzungen erleiden. Es wird zur Vergoldung, zur Erzeugung des Rubinglases verwendet und dient überhaupt zur Erzeugung vieler Goldpräparate. Mit Chlormetallen, wie Chlorkalium, Chlornatrium ꝛc., vereinigt sich das Goldchlorid zu Doppelsalzen, von denen viele in deutlichen Krystallen erhalten werden können. Man stellt sie einfach durch Mischen der Lösungen und Eindampfen der Flüssigkeiten dar. Sie sind gelb gefärbt und enthalten Krystallwasser. Das Kaliumgoldchlorid entspricht der Formel KCl, $AuCl_3 + 5HO$. Die Natriumverbindung hat die Formel NaCl, $AuCl_3 + 4HO$. Dem Natriumgoldchlorid ähnliche Doppelverbindungen bilden mit dem Chlorgolde die Chlorverbindungen von Barium, Strontium, Calcium, Magnesium, Mangan, Zink, Cadmium, Kobalt und Nickel, welche sämmtlich ähnliche Zusammensetzung haben.

Goldbromid, Bromidum auricum, $AuBr_3$, bildet sich bei der Einwirkung von wässerigem Brom auf Gold und verhält sich im Uebrigen wie das Chlorid.

Behandelt man Goldchlorür in der Kälte mit einer Lösung von Jodkalium, so entsteht ein gelbgrünes Pulver von Goldjodür, Jodetum aurosum, AuJ. Durch Zersetzung von neutralem Goldchlorid mit Jodkalium erhält man einen dunkelgrünen Niederschlag von Goldjodid, Jodidum auricum, AuJ_3, was sehr zerleglich ist und leicht in Jodür und freies Jod zerfällt. Mit alkalischen Jodmetallen bildet es Doppelsalze. Ebenso vereinigt sich das Gold auch mit dem Cyan zu Goldcyanid und Goldcyanür.

Die Verwandtschaft zwischen Schwefel und Gold ist sehr gering; durch Schmelzen lassen sich beide Elemente nicht vereinigen. Schwefelwasserstoff reducirt eine erwärmte Goldchloridlösung und scheidet das Metall daraus ab. In der Kälte aber entsteht ein schwarzer Niederschlag von Schwefelgold, dessen Zusammensetzung keiner bekannten Oxydationsstufe des Goldes nachgebildet ist. Es hat die Formel AuS_2, löst sich in Schwefelwasserstoffammoniak wieder auf. In der Porzellanmalerei wird zur Herstellung des Goldlüsters ein Schwefelgold angewendet, indem man 1 Th. Goldpulver, 3 Th. Potasche und 9 Th. Schwefel in einem glühenden Tiegel zusammenschmilzt und ausgießt. Löst man diese Masse in Wasser, so erhält man eine graue Lösung von Schwefelgold, Schwefelkalium mit einem Ueberschusse von Schwefel. Läßt man die Flüssigkeit längere Zeit bei Seite stehen, so wird sich Schwefel abscheiden; filtrirt man diesen ab und zersetzt das Filtrat mit Essigsäure, so scheidet sich Schwefelgold ab, welches mit 10—12 Proc. basisch-salpetersaurem Wismuthoxyd und Terpentinöl angerieben in den Handel gebracht wird. Das Präparat führt den Namen „Burgoslüster."

Ueber Goldscheidewasser, aqua regis, das Hauptlösungsmittel des Goldes, bestehend aus 1 Th. Salpetersäure mit 3—4 Th. concentrirter Salzsäure, s. den Art. Königswasser.

V. Verarbeitung und Anwendung des Goldes.

Gold in seinem reinen Zustande wird weder zu Münzen noch zu Geräthen verarbeitet, weil es zu weich und biegsam ist. Um daher die Härte desselben zu verstärken, um es zur Verarbeitung geschickter zu machen, wird es mit geringeren Metallen versetzt (legirt), welcher Zusatz die Legirung genannt wird. Alle Metalle machen zwar das Gold härter, allein nur das Eisen, Kupfer und Silber bewirken dies, ohne zugleich die Dehnbarkeit des Goldes aufzuheben. Da aber das Eisen die gelbe Farbe des Goldes zerstört, so wendet man gewöhnlich zur Legirung des Goldes Silber oder Kupfer, oder auch wol beide zugleich an und nennt die Verbindung des Silbers mit dem Golde die weiße, jene des Kupfers mit dem Golde die rothe Karatirung. Seltener legirt man das Gold mit Silber und Kupfer zugleich und nennt dann eine solche Legur die gemischte Karatirung. Die elektronegativen Metalle, welche mit Sauerstoff Säuren bilden, geben mit dem Golde spröde Verbindungen, so das Arsen, Antimon, Mangan, Molybdän, Wolfram. Ein ähnliches Verhalten zeigt das Zinn, Zink, Wismuth, Blei, Kobalt und Tellur. Das Zinn vermindert zwar die Dehnbarkeit des Goldes, aber erst dann, wenn einige Procente desselben dem Golde beigemischt werden. Mit Eisen, Iridium, Kupfer, Osmium, Platina, Rhodium und Silber bildet das Gold dehnbare Gemische von verschiedener Farbe, die Verbindung des Silbers, des Nickels und des Palladiums mit dem Golde ist gelblichweiß oder bei gleichen Theilen weiß. Platina ertheilt dem Golde eine blaßgelbe Farbe, am wenigsten wird diese, sowie die übrigen Eigenschaften des Goldes, durch Iridium, Rhodium und Cadmium verändert. Mit Quecksilber vereinigt sich das Gold außerordentlich leicht. Eine augenblickliche Berührung des

Goldes mit Quecksilber reicht schon hin, ersteres weiß zu färben. Das Goldamalgam ist in überschüssigem Quecksilber löslich, wird aber aus dieser Auflösung durch niedere Temperatur, vorzüglich aber durch Silber gefällt. Gold mit Platin zusammengeschmolzen verändert die Farbe nicht sehr bedeutend. Das Gemisch ist dehnbar und elastisch.

Durch die Karatirung gewinnt das Gold sehr bedeutend an Härte und Dauerhaftigkeit, zugleich wird die Masse desselben ohne erhebliche Preisvermehrung vergrößert, und da man Mittel besitzt, im nöthigen Falle den fertigen Arbeiten äußerlich die Farbe des reinen Goldes zu geben, so beeinträchtigt der Zusatz nicht die Schönheit des Metalls. Da aber die verschiedenen Zusätze an Kupfer oder Silber theils im Preise sehr verschieden sind, so benutzt man mehrfach abgeänderte Verhältnisse bei der Verfertigung der Goldarbeiten, worüber in verschiedenen Ländern verschiedene gesetzliche Bestimmungen oder Gewohnheiten gegeben sind, um von dem gegenseitigen Verhältnisse der Karatirung den größeren oder geringeren Werth zu bestimmen. Als Gewichtseinheit benutzte man ehedem das Pfund; später wurde die Mark statt des Pfundes eingeführt. Die Mark ist die Hälfte eines Pfundes und wird in Teutschland eingetheilt bei dem Golde in 24 Karat, der Karat zu 12 Grän. Nach diesen Unterabtheilungen gibt man die Menge reinen Goldes an, welche in der Mark des legirten oder beschickten Metalls enthalten ist. Eine Mark des reinen Metalls nennt man eine feine Mark, eine Mark des legirten oder gemischten Metalls eine rauhe oder beschickte Mark. Reines (unvermischtes Gold) wird nicht 24karatig, sondern Feingold genannt; 22karatiges Gold enthält 22 Karat Feingold und 2 Karat andere Metalle in der Legirung; 14karatiges Gold heißt solches, welches in der Mark 14 Karat, d. h. überhaupt $^{14}/_{24}$ reines Gold und $^{10}/_{24}$ Zusatz enthält. Bei dem Feingehalte von 18 Karat 5 Grän beträgt die Menge des Goldes $^{18}/_{24}$ + $^{5}/_{288}$ oder $^{221}/_{288}$, mithin der Zusatz $^{67}/_{288}$. In Frankreich drückt man den Feingehalt nach Tausendtheilen (Millimes) aus und demnach ist z. B. Gold von 0,840 solches, welches in 1000 Theilen 840 Gold und 160 Zusatz enthält. In den meisten Ländern Teutschlands besteht die gesetzliche Bestimmung, daß die zum Verkauf ausgebotenen Goldarbeiten nicht unter 14karatig sein dürfen. In den österreichischen Staaten sind für alle Goldwaaren, deren Gewicht 4 Dukaten und mehr beträgt, nur folgende drei Goldlegirungen gestattet, welche als Probegold mit den Nummern 1, 2, 3 bezeichnet werden:

Probegold Nr. 1, auch Thalergold genannt,	7	Karat	10	Grän	(oder	0,326)
„ „ 2 „ „ „	13	„	1	„	(„	0,545)
„ „ 3 „ „ „	18	„	5	„	(„	0,767)
und der österreichische Dukaten mit	23	„	8	„	(„	0,986)

Das Gold darf nur auf fünferlei Weise legirt werden: a) mit Kupfer allein; b) mit Silber allein; c) mit $^{2}/_{3}$ und $^{1}/_{3}$ Silber; d) mit $^{1}/_{2}$ Kupfer und $^{1}/_{2}$ Silber; e) mit $^{1}/_{3}$ Kupfer und $^{2}/_{3}$ Silber. Zu kleineren Arbeiten, bei welchen die Legirung dem Uebereinkommen der Verfertiger und der Besteller überlassen ist, wird häufig 6karatiges Gold (0,250), sogenanntes Joujougold, angewendet, zuweilen noch schlechteres.

In Frankreich werden folgende zwei Goldsorten verarbeitet: Or au titre de Paris mit 0,920 (oder 22 Karat 1 Grän), Or au titre de bijoux mit 0,840 (oder 20 Karat 2 Grän). Die bekannten Venetianerkettchen (jedoch nur in Venedig selbst) sind 0,906 oder 21 Karat 9 Grän fein.

Die französischen und italienischen Goldmünzen enthalten $^{9}/_{10}$ Gold, also 21 Karat 7,2 Grän. Ein 20-Francsstück wiegt 6,45161 Gramm, sodaß 155 aufs Kilogramm gehen. Die holländischen Dukaten enthalten 23 Karat 7 Grän (0,982). Die preuß. Friedrichsd'or von 1764—1824 haben einen Feingehalt von 21 Karat 9 Grän (0,906), seit 1821 aber 21 Karat 8 Grän (0,902). 35 Friedrichsd'or wiegen eine Mark, die feine Mark enthält $38^{10}/_{13}$ Stück. Hanöversche Pistolen gehen $35^{1}/_{6}$ auf die Mark = $21^{1}/_{2}$ Karat, auf die feine Mark gehen 39,2558 Stück. In Schweden unterscheidet man das Pistolettengold mit $20^{1}/_{3}$ Karat und das Kronengold mit $18^{1}/_{3}$ Karat. Der schwedische Dukaten enthält $23^{5}/_{12}$ Karat. In Rußland kommen $59^{6}/_{10}$ Imperialdukaten aus der Mark = 21 Karat. Spanien hat 27,6 Dublonen — Doblon de Isabel — aus der kastilianischen Mark = 230,0675 Gramm, 0,9 fein. Die englischen Goldmünzen enthalten $^{11}/_{12}$ Gold und $^{1}/_{12}$ Kupfer, sind also 22karatig und heißt dieses Gold Standartengold. An feinem Golde enthält 1 Sovereign gesetzlich 7,3402, nach angestellten Untersuchungen durchschnittlich 7,302 Gramm. Aus einem Troypfunde (273,24 Gramm) Standartengold werden $46^{29}/_{40}$ Sovereigns ausgebracht; das Münzwesen begünstigt in London einen hohen Goldwerth.

Um Gold von verschiedenen Farben zu Verzierungen auf Goldarbeiten darzustellen, werden besondere Legirungen angewendet. So erhält man aus 2 bis 3 Theilen feinem Golde und 1 Th. feinem Silber grünlichgelbes Gold; die Farbe der mit Kupfer gefertigten Legirungen ist theils hochgelb, theils röthlichgelb, theils roth. Hochrothes Gold wird aus gleichviel Gold und Kupfer legirt. Blaßmessinggelbes Gold besteht aus 1 Th. Gold und 2 Th. Silber, oder 4 Th. Gold, 3 Th. Silber und 1 Th. Kupfer; blaßrothes aus 3 Th. Gold, 1 Th. Silber und 1 Th. Kupfer; graues aus 30 Th. Gold, 3 Th. Silber und 2 Th. Stahlfeilspänen, oder 4 bis 5 Th. Gold und 1 Th. Stahl. Gold mit Mangan legirt sieht gelblichgrau aus. Eine Legirung von 17 Th. Gold und 1 Th. Zink ist grünlichgelb. Aus gleichen Theilen Zink und Gold ist die Legirung weiß, die Masse hart und politurfähig. 14 Th. Gold und 1 Th. Kobalt geben eine blaßgelbe, aber sehr spröde Legirung. Aehnlich verhält sich Nickel, das eine messing-

gelbe Farbe erzeugt. Bei nur geringen Mengen, $^1/_{130}$ Kobalt oder $^1/_{130}$ Nickel ist die Legirung ganz geschmeidig. Gold mit Zinn erzeugt eine blaß gelblichweiße Farbe. Gold mit nur $^1/_{12}$ Wismuth reicht hin, das Gold sehr spröde zu machen und gibt eine messingähnliche Farbe. Eine aus 22 Karat Gold, 1 Karat Silber und 1 Karat Kupfer bestehende gemischte Karatirung sieht ganz dem 24karatigen Golde ähnlich.

Die Verbindung des Goldes mit dem Kupfer nannte man in älteren Zeiten, ebenso wie jene des Silbers mit dem Kupfer, das korinthische Metall.

Soll der Feingehalt von Goldmünzen, Goldwaaren u. s. w. ermittelt werden, so findet eine Vorprüfung auf dem Probirsteine statt, indem man den Glanz und die Farbe des zu prüfenden Goldes mit den aus einer bekannten Legirung besonders dazu gefertigten Probirnadeln vergleicht. Zu dem Ende sind Nadeln theils nach der rothen, theils nach der weißen und gemischten Karatirung, nach ganzen oder halben Karaten gefertigt. Man macht nun mit der Probe einen Strich auf den Probirstein (Basalt, Kieselschiefer) und ebenso mit Probirnadeln. Aus der Aehnlichkeit der Farbe der Striche schließt man auf die Aehnlichkeit der Legirung. Der Schluß kann aber nie ein sicherer sein, weil nicht selten die Oberfläche eines Gegenstandes aus Gold feiner gemacht worden ist als der übrige innere Gehalt und dadurch leicht ein scheinbar höherer Feingehalt ermittelt wird. Die Chinesen sollen in dem Gebrauche des Probirsteines eine große Fertigkeit besitzen, sodaß sie vermittels desselben einen Unterschied in der Feinheit auf $^1/_{200}$ der Legirung bemerken. Bei ihnen ist der Probirstein die einzige Methode, nach welcher sie sich bei dem Ein- und Verkaufe des Goldes richten. Allein bei der Gleichförmigkeit der bei ihnen vorkommenden Legirung, welche fast nur Silber ist, unterliegt diese Probe nur geringen Schwierigkeiten. Soll ein etwas sicherer Schluß bei Anwendung der Probirnadeln (Goldstreichnadeln) gefällt werden, so ist die Anwendung einer von Salzsäure völlig freien Salpetersäure nothwendig, damit diese nur das Silber und Kupfer, nicht aber das Gold auflöse. Beim Probiren hochkaratigen Goldes versetzt man die Salpetersäure mit etwas Kochsalz, Salmiak oder Salzsäure, um ihr eine geringe Beimischung von Königswasser zu ertheilen. Mit dieser Säure werden die Goldstriche auf dem Probirsteine befeuchtet. Sie löst das Kupfer und Silber auf, greift aber das Gold nicht an. Je mehr zerfressener und unzusammenhängender das Gold nach dem Behandeln mit der Säure erscheint, desto größer ist der Gehalt an fremden Metallen in der Legirung. Nach dieser oberflächlichen Prüfung schmilzt man das zu untersuchende Gold, je nach seiner Farbe, mit dem dreifachen, doppelten oder gleichen Gewichte an Silber und ungefähr mit der zehnfachen Menge von Blei zusammen und treibt die Legirung in einem Näpfchen, das aus Knochenasche und ausgelaugter Holzasche geformt ist (in einer sogenannten Kapelle), in einem Muffelofen ab. Durch die Einwirkung der atmosphärischen Luft wird das Blei oxydirt und als Bleioxyd geschmolzen. Im geschmolzenen Zustande nimmt es die in der Legirung enthaltenen Metalle ebenfalls als Oxyde auf und setzt sich mit denselben in die Poren des Näpfchens. Das mit Silber legirte Gold bleibt als Metallform rein zurück. Die Goldprobe durch Kapellation stimmt durchaus mit der Gewinnung des Goldes und Silbers durch Abtreiben im Großen überein: das silberhaltige Korn wird ausgeplattet und das Blech darauf mit Salpetersäure übergossen, wodurch das Silber aufgelöst wird. Das zurückbleibende Gold wird ausgewaschen, geglüht und gewogen. Vergl. den Art. Goldprobe.

Das Verfahren, den Gehalt des Goldes in seinen Verbindungen mit andern Metallen zu bestimmen, beruht also hauptsächlich auf der Anwendung der Kapelle, der Silberbeschickung und der Behandlung mit Salpetersäure und ist seit Jahrhunderten bei den Münzstätten schon in Ausübung gekommen. Als Probirgewicht kommt das Tausendtheil des Münzpfundes (= $^1/_2$ Gramm = 500 Milligrammen) in Anwendung, welche Einheit wiederum in 1000 Theile zerfällt. Der kleinste Gewichtstheil bei der Goldgehaltsbestimmung ist ein Tausendtheil dieser Probirgewichtseinheit.

Man hat versucht, aus dem specifischen Gewichte einer Goldlegirung ihren Gehalt zu bestimmen. Allein diese Versuche sind ohne günstigen Erfolg geblieben, weil die specifischen Gewichte von Gold, Silber und Kupfer an sich innerhalb gewisser Grenzen variabel sind und bei den Verbindungen derselben in verschiedenen Verhältnissen bald Verdichtung, bald Ausdehnung stattfindet.

Schon bei der Geschichte des Goldes ist mehrfach erwähnt worden, daß die Alten dasselbe verarbeitet haben. Bei der Oeffnung der aufgefundenen alten Gräber haben sich nicht selten Gegenstände des Luxus, bestehend in Ohrgehängen und Ringen, in mit Gemmen besetzten Nadeln und in Kränzen, die aus Goldplättchen zusammengesetzt sind, aufgefunden. Luxusartikel aus Silber gehörten zu den größten Seltenheiten. Zu einer Menge von Zwecken, wo man Gold anwendete, wurde reines Gold angewendet. Unter den aufgefundenen Goldgeschmeiden hat man einige gefunden, die verschiedene Farben zeigten, und zwar vom Hochgelben bis zur weißgelben Färbung, sodaß also nicht unwahrscheinlich ist, daß die Alten die Färbung des Goldes kannten, gleichwie sie in hohem Grade die Färbung des Kupfers gekannt haben. Goldplättchen dienten auch zum Vergolden der verschiedensten Gegenstände, zur Vergoldung von Zierathen auf Capitälen, von Säulenschäften und Kleidern. Das Aufkleben des Goldes geschah theils durch Gummi und auch durch eine humose Substanz, die man aus Aegypten brachte, gummi sarcocollae genannt, ebenso durch eine Mischung aus Mastix und Wachs, Kiromastix genannt. Das Vergolden der Metalle dagegen wurde durch Quecksilber bewerkstelligt. Die alten Toreuten — so nennt man die Gold- und Silberarbeiter — bedienten sich des Borax, *χρυσόκολλα* genannt, d. h. Goldloth zum Löthen und Schmelzen der edeln Metalle. Alte Goldgeschmeide der Hellenen hatten ein verschiedenes Verhältniß des Goldes zum Silber. Bei einem

Ohrgehänge in einem korinthischen Grabe fand X. Landerer: Gold 80, Silber 20; in einem Ringe von Delos 90 Gold, 10 Silber; in einem Löffelchen zu einer Balsambüchse 60 Gold, 38 Silber. Zu den Gegenständen, die ferner sehr häufig bei Ausgrabungen aufgefunden wurden und sich in den meisten Gräbern nebst Gefäßen u. a. finden, gehören auch die Münzen. Selten sind Goldmünzen, häufiger finden sich Silbermünzen. Ueber die Verwendung des Goldes zu Münzen siehe den Art. Goldmünzen.

Zu den Vorbereitungen des Goldes für die Verarbeitung gehören alle diejenigen Arbeiten, durch welche das Gold in eine Form gebracht wird, welche es für die Darstellung der daraus zu verfertigenden Gegenstände geeignet macht. Zunächst gehört hierher:

Das Gießen des Goldes.

Zu eigentlichen Gußwaaren wird das Gold nur selten angewendet, da es vermöge seiner starken Zusammenziehung beim Erstarren hierzu wenig tauglich, auch zu kostbar ist. Das Gießen desselben beschränkt sich daher in der Regel nur auf die Darstellung von Stäben (Zaine) oder Platten, welche sodann durch Hämmern oder Walzen auf eine der Absicht entsprechende Weise geformt oder durch den Drahtzug ausgedehnt werden. Die Schmelzung erfolgt in Graphittiegeln, die, je nach dem Bedürfnisse, von 1 bis zu 100 Pfund Gold fassen. Die von mehr als 100 Pfund Inhalt dürfen indessen nur mit besonderer Vorsicht gebraucht werden, weil sie durch den Druck des geschmolzenen Metalles sich leicht an den Seitenwänden spalten. Während der Schmelzung wird der Tiegel mit einem thönernen Deckel versehen. Vor dem Ausgießen werfen die Techniker gewöhnlich etwas Seife, Wachs oder andere Fette in den Tiegel, damit das Metall beim Ausgießen nicht so schnell erkalte. So gut das Mittel an und für sich ist, so kommt es doch häufig vor, daß das Fett mit in die Gießform läuft und dadurch den Guß verdirbt. Dieses zu verhüten, nimmt man besser ein Stück feuerfesten porösen Stein, legt es in Oel, läßt es dasselbe einschlucken und gebraucht es alsdann wie Seife, was den Nachtheil nicht hat, daß der Guß damit verdorben wird, da es vermöge seiner Größe leicht zurückgehalten werden kann und länger und gleichmäßiger als Fett brennt. Die Formen sind gewöhnlich aus geschmiedetem Eisen verfertigt, heißen Eingüsse, von welchen man den offenen Einguß, den Rohreinguß und den Flaschen-, Platten- oder Blecheinguß unterscheidet. Vor der Anwendung werden die Formen angewärmt und dann mit Wachs ausgestrichen. Nach erfolgter Ausgießung des Goldes wird, namentlich bei schwerer Beschickung, wie dieselbe in Münzen vorkommt, sogleich die Schlacke mit einem kupfernen Löffel aus dem Tiegel geschöpft, um bei einer neuen Schmelzung benutzt zu werden. Sobald die Temperatur des Gußstückes abgenommen hat, wird es aus der Form auf eine hölzerne Schaufel geworfen, rundum mit einem gepulverten Gemenge von 0,364 Kochsalz, 0,364 Salpeter, 0,181 Alaun und 0,091 Salmiak überschüttet und in einer wässerigen Auflösung von Weinstein abgekühlt. Von dem Salzgemenge wird die noch heiße Oberfläche des Gußstückes ein wenig angegriffen, sodann aber das Gold aus der entstandenen Verbindung durch die Weinsteinlösung wieder gefällt. Man reinigt darauf das Gußstück mit kupfernen Bürsten und glättet die unebenen Stellen mit einem kleinen Hammer. Dergleichen Unebenheiten entstehen, wenn das Gold zu heiß ausgegossen wird, und man läßt es ebendeshalb in dem Tiegel eine Zeit lang abkühlen. Bei sehr hoher Temperatur ist das geflossene Metall so stark ausgedehnt, daß es nicht ohne sehr merkliches Schwinden und bisweilen auch nicht ohne Spalten, die mit der längeren Seite des Gußstückes parallel gehen, erstarren kann. Nach der Reinigung werden die Gußstücke von dem anhangenden Wasser durch eine Erwärmung befreit, die man nur so weit treibt, daß man sie eben nicht mehr an der Hand ertragen kann.

Die Bearbeitung des Goldes in Tiegeln ist sowol wohlfeiler als auch minder Zeit raubend wie die Anwendung des Treibofens. Man kann ihr aber nur diejenigen Erze unterwerfen, welche an Gold nicht weniger als 0,4 ihres Gewichts enthalten. Als Abgänge von den Schmelzungen rechnet man die Schlacken, die Tiegel, die Kapellen, mit einem Worte Alles, was nach der Schmelzung zurückbleibt und demnach Gold enthalten kann. Man beginnt ihre Bearbeitung mit einer Sortirung, bei welcher das sichtbare Gold vorweg genommen und das Uebrige in einem gußeisernen Mörser zerstoßen und darauf durch ein Drahtnetz gesiebt wird, dessen quadratische Maschen 0,5 Linien Seite haben. Die durch dieses Netz gedrungenen Theile werden durch ein engeres Drahtsieb und zuletzt noch einmal durch ein Haarsieb geschüttet. Die leichteren schlackigen Theile und die metallischen werden hierauf abgesondert, geschlämmt und der Amalgamation unterworfen.

Gewöhnlich werden aus Gold nur Gegenstände von geringem Umfange verfertigt und alle Goldarbeiten werden, wegen der Kostbarkeit des Metalles, verhältnißmäßig dünn hergestellt. Die Goldarbeiter benutzen daher in der Regel nur geringe Quantitäten, welche im Windofen und in Graphittiegeln (ipser oder passauer Schmelztiegeln) oder hessischen Tiegeln schmelzen. Das feine oder bessere Gold wird mit etwas Borax zuerst geschmolzen und dann das schlechtere Gold, das Silber oder Kupfer vorausglühend gemacht zugesetzt. Durch sorgfältiges Umrühren wird eine genaue Vermischung bewirkt. Werden einzelne kleine Arbeitsstücke massiv gegossen, so geschieht das Gießen in Sand, oder man bedient sich dazu der Sepia (os sepiae), welche leicht Eindrücke annimmt und zum Eindrücken kleiner Modelle gebraucht wird. Man setzt die Formen aus dieser Substanz von zwei Platten zusammen, welche wie die Hälften einer Gießflasche auf einander passen.

Das Walzen des Goldes. Fast zu allen Goldarbeiten, die wenigen gegossenen ausgenommen, wird das Gold vorläufig in Blech oder Draht verwandelt. Man wendet in der Regel das Gold ganz rein (ohne Legirung) an, weil es dann am dehnbarsten ist. Nachdem

die gegossenen Platten oder Stäbe gewöhnlich mittels des Hammers kalt ausgeschlagen und hierauf geglüht sind, geschieht das Walzen mittels eines kleinen Walzwerks von der gewöhnlichen Einrichtung. Die Bearbeitung geschieht kalt; allein so oft das Metall hart und steif wird, muß es wieder geglüht werden.

Hierher gehören jene dünnen Metallstreifen, welche man, nachdem sie das Walzwerk verlassen haben, durch Schlagen mit dem Hammer aus Gold und Silber verfertigt und zum Vergolden von Papier, Leder, Holz, Stein u. s. w. benutzt und welche dann geschlagenes Gold, Blattgold, or battu, feuilles d'or, beaten gold, leaf-gold, und geschlagenes Silber, Blattsilber genannt werden. Ueber die Anfertigung des Blattgoldes, d. h. über die Goldschlägerei, möge folgende kurze Beschreibung dienen.

Schon die Römer verstanden die Kunst, das Gold so dünn zu hämmern, daß die Dicke nur $\frac{1}{100000}$ Zoll betrug. Sie pflegten an Decken und Wänden der Zimmer Vergoldungen hiermit anzubringen. Gegenwärtig reducirt man die Dicke noch 2—3 Mal weiter. Nur ganz feines Gold ist für die Goldschlägerei geeignet. Das Gold wird mit Borax und Salpeter geschmolzen, in eine mit Talg bestrichene eiserne Zainform gegossen, der Goldzain darauf in Kohlenfeuer glühend gemacht und langsam abgekühlt, wodurch das Fett abbrennt und die Sprödigkeit durchs Ausglühen gehoben wird. Hierauf wird der Zain auf einem stählernen Ambos bis zur Dicke von 2 Linien ausgeschmiedet, wiederholt ausgeglüht, sodann aber unter Stahlwalzen ausgewalzt, bis der Quadratzoll $6\frac{1}{2}$ Gran wiegt. Die Dicke ist dann $\frac{1}{700}$ Zoll. Es folgt nun das Schlagen. Zuerst wird der fertig ausgewalzte Goldstreif mittels einer Scheere in genau gleich große Stücke von 1 Zoll im Quadrate zerschnitten und diese nun abwechselnd mit Kalbspergament in der Zahl von 500 Stück auf einander gelegt. Ein solches Paket wird eine Form genannt. Die Pergamentstücke sind quadratische Tafeln von 4 Zoll Seite und werden, die Goldbleche genau in der Mitte, auf einander gestapelt, nur an jedem Ende der Form kommen 20 Pergamente ohne zwischenliegendes Gold, um die Goldblättchen vor der unmittelbaren Einwirkung der Hammerschläge zu schützen. Das Ganze wird nun mittels zweier starker, ringförmig zusammengeleimter Pergamentstreifen vereinigt, die man kreuzweise darüber schiebt und welche also die Form an allen vier Seiten bedecken. Auf diese Art erlangt die Form den nöthigen festen Zusammenhalt, um durch das nun folgende Schlagen mit dem 15 Pf. schweren Hammer, dessen kreisrunde wenig convexe Bahn etwa 4 Zoll im Durchmesser hält, sich nicht zu verschieben. Als Unterlage dient hierbei ein etwa 9 Zoll im Quadrate haltender schwerer Marmorblock, der an drei Seiten mit Holz bekleidet, an dessen vierter, dem Arbeiter zugekehrter Seite dagegen ein ledernes Schurzfell befestigt ist, das der Arbeiter auf den Schoos nimmt, um alles etwa aus der Form fallende Gold aufzufangen.

Das Schlagen mit dem schweren kurzgestielten Hammer wird mit einer Hand vollführt, während mit der anderen die Form nicht nur häufig gedreht, sondern auch von einer Seite auf die andere gewendet wird, damit sie an beiden Seiten eine gleiche Bearbeitung erfährt. Wenn nun nach längerem Schlagen die Goldblätter fast bis zur Größe der Pergamentblätter angewachsen sind, so werden sie herausgenommen und mit einem Messer in vier Theile zerschnitten, sodaß sie ungefähr die anfängliche Größe wieder erlangen; sodann auf ganz ähnliche Art, wie vorher, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt statt des Pergamentes Blättchen von Goldschlägerhäutchen eingelegt werden, wieder zu einer Form vereinigt. Das nun folgende zweite Schlagen geschieht mit einem etwas kleineren, 10 pfündigen Hammer und dauert wieder so lange, bis die Goldblätter die Größe der Goldschlägerhäutchen erlangt haben. Wie bei der ersten, so ist auch bei dieser zweiten Bearbeitung ein öfteres Biegen und Rollen der Form nothwendig, weil die Goldblättchen immer dünner werden, sich leicht festsetzen und dann bei der Unmöglichkeit, sich dem Umfange nach auszudehnen, Falten und Fehlstellen bekommen. Nach beendigtem zweiten Schlagen werden die Goldblättchen einzeln auf einem ledernen Kissen durch Aufdrücken zweier sehr scharfkantig zugeschnittener und in Gestalt eines Kreuzes auf einem Bretchen befestigten Stücke Rohr in vier gleiche Theile abgetheilt, die nun abermals in einer Hauptform, d. h. zwischen Goldschlägerhäutchen eingelegt, geschlagen werden, bis sie sich wieder zu Blättchen von $3-3\frac{1}{2}$ Zoll Größe ausgedehnt haben und nun zum Verkauf fertig sind. Die Gesammtfläche der so erhaltenen Blättchen ist 192 Mal größer, als sie vor dem Schlagen war und da diese ursprünglich 1 □Zoll betrug und ihrer 75 auf die Unze gingen (denn $6\frac{1}{2} \times 75 = 487\frac{1}{2}$ ist sehr nahe 1 Unze von 480 Gran), so liefert die Unze Gold eine Fläche von $75 \times 192 = 14{,}400$ □Zoll, oder 100 □Fuß und die Dicke beträgt so etwa $\frac{1}{160000}$ Zoll. Dies ist nun keineswegs der höchstmögliche Grad der Verdünnung, denn eine Unze Gold läßt sich recht gut zu einer Fläche von 160 □Fuß ausarbeiten, allein es werden dann viele Blätter beschädigt und die Ausbeute an brauchbarem Blattgolde wird geringer; auch muß bei diesen höchsten Graden der Feinheit so große Mühe und Vorsicht auf die Arbeit verwendet werden, daß die kleine Ersparung an Gold dagegen nicht in Betracht kommt. Die Vergolder nehmen auch lieber etwas stärkeres Blattgold, weil das so gar feine sich nicht gut verarbeitet, auch zu wenig dauerhafte Vergoldung liefert.

Die fertigen Blättchen werden mit einer feinen Zange aus der Form herausgenommen, auf einem ledernen Kissen ausgebreitet, durch sanftes Blasen recht flach angedrückt und dann in kleine Bücher von sehr glattem Papiere, das mit etwas Röthel oder Bolus eingerieben wird, eingelegt. Jedes Buch enthält gewöhnlich 25 Goldblättchen.

Die Goldschlägerhaut, aus welcher die Hauptformen verfertigt werden, ist das zarte Oberhäutchen vom Blinddarme der Ochsen. Es hat eine Länge von $2-2\frac{1}{2}$ Fuß und erscheint nach dem Trocknen, wobei es zusammen-

schrumpft, im Ansehen einem Bindfaden ähnlich. Man weicht es in einer sehr schwachen Pottascheauflösung ein, schabt es auf einem Brete mit dem Messer rein ab, spült es im Wasser und spannt es in einem hölzernen Rahmen auf. Zwei Häutchen werden hierbei so auf einander gelegt, daß die auf dem Darme nach Innen gekehrt gewesenen Flächen sich berühren. Nach dem Trocknen sind beide fest zu einem einzigen Blatte zusammengeklebt. Nachdem man diese doppelte Haut von dem Rahmen herabgeschnitten hat, wird sie grundirt, d. h. auf einem anderen Rahmen mittels Leim an den Rändern befestigt, mit schwacher Alaunauflösung gewaschen und auf beiden Flächen mit einer Auflösung von Hausenblase in weißem Weine mittels eines Schwammes bestrichen. Zuletzt gibt man einen Anstrich von Eiweiß, zerschneidet die Haut in gleich große Stücke von 3—5 Zoll Quadrat, je nachdem die übliche Größe der Formen es erfordert und glättet sie durch Pressen. Die Blätter einer Hautform werden vor dem Gebrauche, um sie vollkommen glatt zu machen, zwischen die Blätter einer recht trockenen Pergamentform oder zwischen weiße Papierblätter gelegt und mit dem Hammer tüchtig geschlagen, eine Arbeit, welche das Strecken oder Schwitzen der Form genannt wird.

Sowol das Pergament als auch das Goldschlägerhäutchen werden nach längerem Gebrauche so hart und brüchig, daß sie zerreißen würden, wenn man ihnen nicht durch eine besondere Behandlung ihre frühere Weichheit wieder ertheilte. Diese Behandlung besteht darin, daß man sie Blatt für Blatt zwischen weißes Papier legt, dieses mit Essig oder weißem Weine anfeuchtet und so 3—4 Stunden mit einem Brete und Gewichten beschwert liegen läßt. Wenn sie so die nöthige Feuchtigkeit angezogen haben, legt man sie zwischen Pergamentstücke von 1 Fuß im Quadrate und hämmert sie einen ganzen Tag lang.

Es scheint, als ob das in neuerer Zeit bekannt gewordene Collodium (eine Auflösung von Schießbaumwolle in Aether) bestimmt wäre, das Goldschlägerhäutchen in manchen Fällen zu ersetzen, indem dasselbe in dünnen Schichten auf einer Glasplatte getrocknet ein dem Goldschlägerhäutchen ähnliches Häutchen hinterläßt.

Der Abfall während der ganzen Bearbeitung beträgt zuweilen die Hälfte des Goldgewichtes; er heißt Krätze oder Schawine, wird mit der Hand in Ballen zusammengedrückt und eingeschmolzen. Werden z. B. 40 Dukaten zusammengeschmolzen und zu Blattgold verarbeitet, so werden im Durchschnitte 12,600 brauchbare Goldblätter daraus gewonnen, welche kaum über 20 Dukaten wiegen. In runder Zahl rechnet man 500—600 Blätter, also eine Fläche von 2000—2400 □Zoll auf das Gewicht eines Dukatens, wonach 1 Gran Gold auf 42—50 □Zoll ausgebreitet ist. Bei der dünnsten Sorte Gold, welche verfertigt wird, beträgt die Dicke der Blättchen ungefähr 0,00000435 oder $^1/_{230000}$ Zoll. Die ursprüngliche Dicke des gewalzten Goldzains, welche nahe $^1/_{215}$ Zoll war, ist durch das erste Aufschlagen auf dem Ambose auf $^1/_{575}$ Zoll, in den Formen aber nach und nach auf $^1/_{2300}$, $^1/_{9200}$, $^1/_{57500}$ und endlich $^1/_{230000}$ Zoll reducirt.

Die Sorten des Blattgoldes unterscheiden sich von einander theils durch die Farbe, welche durch verschiedene Legirungen hervorgebracht wird, theils durch Größe und Dicke. Zu ordinairem Blattgolde wird $^3/_{16}$ Silber und $^1/_{16}$ Kupfer zugesetzt; und das sogenannte Parisergold oder Franzgold wird blos mit Silber, oder mit $^1/_{20}$ Silber und $^1/_{80}$ Kupfer legirt, wodurch es die grünliche Farbe erhält. Es wird häufig von den Buchbindern gebraucht. Rothes Gold, blos mit etwas Kupfer legirt und daher von röthlicher Farbe, war ehemals gebräuchlich. Die dickste Art des geschlagenen Goldes ist das Fabrikgold, welches in den Golddrahtziehereien zur Vergoldung des Silberdrahtes angewendet wird. Vier Blätter davon, jedes 3—4 Zoll im Quadrate, wiegen einen Dukaten; es ist 0,00015—0,00027 oder $^1/_{6600}$—$^1/_{3700}$ Zoll dick. Es wird nur in Pergamentformen geschlagen. Zum Plombiren der Zähne wird ähnliches starkes Blattgold angewendet. Das gewöhnliche dünne Gold hat meistentheils 2 oder $2^1/_2$ Zoll im Quadrate, Blätter von 1 Zoll im Quadrate waren sonst zum Vergolden der Pillen in den Apotheken gebräuchlich (Apothekergold).

Das Malergold, Muschelgold, ist ein sehr zartes Goldpulver, welches aus den Abfällen beim Schlagen dadurch bereitet wird, daß die Abfälle mit Honig oder dicker Gummiauflösung auf einer Glasplatte fein zerrieben, mit Wasser vollständig ausgewaschen und zur Einfüllung in Muscheln wieder mit Gummiwasser angemacht werden. Das trockne, nicht mit Gummi angemachte Pulver stellt die sogenannte echte Goldbronze dar, welche eine grünliche Farbe besitzt (grüne Bronze), wenn das Gold mit Silber legirt ist. Durch ein gleiches Verfahren bereitet man aus Blattsilber die echte Silberbronze. Diese Pulver werden in den Buchdruckereien zum Gold- und Silberdrucke angewendet, indem man sie auf die mit Farbe frisch bedruckten Stellen streut, oder mit Firniß anmacht und selbst als Farbe gebraucht. Unechte Gold- und Silberbronze wird aus unechtem Blattgolde und Blattsilber bereitet, rothe Bronze (Kupferbronze) aus dünn geschlagenen Kupferblättchen. Den Namen Malergold führt auch eine Sorte dünnen Blattgoldes, welche die Wappenmaler zum Vergolden gebrauchen.

In der Bereitung des Muschelgoldes haben es namentlich die Franzosen sehr weit gebracht und das pariser Muschelgold wird dem aus anderen Fabriken vorgezogen. Das Gold wird nämlich in Königswasser aufgelöst und in einer Porzellanschale vorsichtig eingedampft. Wenn das eingedampfte Goldchlorid beinahe trocken erscheint, setzt man etwas reine Salzsäure hinzu und wiederholt das Eindampfen noch einmal, um wo möglich alles freie Chlor auszutreiben und um reines Goldchlorid herzustellen. Man löst dasselbe sodann in destillirtem Wasser auf, 1 Pf. Wasser etwa auf einen in Arbeit genommenen Dukaten gerechnet und tröpfelt unter Umrühren mit einem Glasstabe so lange von einer 8 Grad Baumé starken Lösung von Antimonchlorid hinzu, als noch ein Niederschlag erfolgt. Dieser Niederschlag ist die Goldbronze (fein zertheiltes Gold), welche man

von der überstehenden Flüssigkeit entfernt und getrocknet zum Illuminiren verwendet. Für diesen Zweck kann man ihr verschiedene Färbung geben, z. B. durch ein leichtes Ansieden mit salzsäure- oder schwefelsäurehaltigem Wasser; beide Säuren müssen aber chemisch rein sein. Einige sieden den Niederschlag in einer Lösung von Kochsalz, Weinstein, Eisenvitriol und Salpeter. Um die Goldbronze in Muscheln einzutragen, reibt der Laborant den Goldniederschlag mit Barythydrat auf einer Porphyrplatte, extrahirt mit chemisch reiner und verdünnter Salzsäure, mischt schnell mit destillirtem Wasser, reibt das Gold noch einmal mit einer Lösung vom reinsten arabischen Gummi und trägt es mit dem Spatel in Porzellannäpfchen oder Muscheln.

Das unechte Blattgold (Metallgold, Goldschaum) besteht aus Tomback, das unechte Blattsilber (Metallsilber) aus Zinn.

Das sogenannte Zwischgold ist ein mit Gold dünn belegtes oder gleichsam plattirtes Blattsilber, hat eine blasse Farbe, läuft leicht an, wird häufig von den Buchbindern gebraucht, kann aber nie zu guten Arbeiten verwendet werden.

Das Blattsilber wird in gleicher Weise wie das Gold bearbeitet, der Feingehalt desselben läßt sich aber wegen der geringern Dehnbarkeit des Silbers nicht so hoch treiben. Das gewöhnliche feine Blattsilber hat 0,0000083 oder $1/120500$ Zoll in der Dicke und 1760 Blätter zu $2\frac{1}{2}$ Zoll Länge und Breite gehen auf ein Loth. Es ist also 2 Mal so dick als das feinste Blattgold.

Das Drahtziehen des Goldes. Es wird sehr wenig Draht aus reinem Golde verfertigt und was man echten Golddraht nennt, ist gewöhnlich weiter Nichts als vergoldeter Silberdraht. Die Darstellung der zum Drahtziehen bestimmten Metallstangen allein ist es, welche wesentliche Unterschiede in der Fabrikation der einzelnen Drahtgattungen hervorbringt. Für die Darstellung des wirklich echten Golddrahtes bedient sich der Goldarbeiter der gewöhnlichen Drahtzieheisen und einer kleinen Schleppzangenziehbank, für dünne Drähte der Handzange. Der Draht wird beim Ziehen aus den Goldstangen mit Wachs geschmiert und muß oft geglüht werden, weil das legirte Gold sehr schnell hart und spröde wird. Auf dieselbe Art, wie Draht, werden auch Röhrchen gezogen, die man zu Charnieren u. dergl. gebraucht. Zur Darstellung des sonstigen Golddrahtes wird eine starke, unter Walzwerken gefertigte, Kupfer- oder Silberbarre mit Goldblech umlegt, durch kanellirte Walzen heiß durchgelassen, durch welches Verfahren sich beide Metalle mit einander verbinden. Die Stäbe werden dann auf den Drahtzug gebracht, zu Draht gezogen und mittels Handleiern in den feinsten Draht verwandelt, zwischen polirten, gehärteten, schmalen Stahlwalzen zu Goldlahn platt gewalzt, welcher, wie überhaupt die feinen Drähtchen, mit Seide zusammen gesponnen und gewirkt wird, um daraus Tressen, Epauletten und sonstige Decorationen zu fertigen. Das zur Verwendung kommende Gold ist das sogenannte Fabrikgold und das Verfahren ist weiter Nichts als eine Goldplattirung. Je reineres Gold hierzu verwendet wird, um so schöner und dauerhafter ist die Farbe und da die Goldarbeiten in der Regel aus Blech und Draht hergestellt werden, so sind die Güte und Feinheit der Fabrikate von diesen abhängig.

Das sogenannte Knitter- oder Rauschgold, dutch gold, ist ein sehr dünnes Messingblech, welches aus sehr dünn gewalztem oder geschlagenem Messingbleche unter einem Hammer erhalten wird. Man hat es auch, wie den unechten lyoner Golddraht, durch Cementation von Kupfer mit Zinkdämpfen dargestellt. Bei den

Goldarbeiten

kommen fast alle die Hilfsmittel und Verfahrungsarten in Anwendung, welche für die Verarbeitung des Silbers unter gleichen Umständen gebräuchlich sind. Wie schon erwähnt, werden aus Gold nur selten Arbeitsstücke durch den Guß dargestellt, für die allermeisten Fälle wird das Gold in Blech oder Draht verwandelt, aus welchen dann durch fernere Bearbeitung die Gegenstände hervorgebracht werden. Gefäße und überhaupt größere hohle Gegenstände werden durch Biegen und Treiben des Bleches mit verschiedenen Hämmern aus Holz und Horn dargestellt gleich vielen Arbeiten des Klempners, öfters auch, in sofern ihre Gestalt es erlaubt, durch Drücken und Aufziehen auf der Drehbank. Vertiefte Arbeiten und Bestandtheile von geringerem Umfange und höchst mannichfaltiger Art werden mittels Stanzen im Fallwerke oder unter einem Prägstocke gepreßt. Des Prägstocks bedient man sich gleichfalls, um zwischen zwei vertieften Stempeln massive Gegenstände zu prägen, als Löffel, Gabeln u. dergl., nachdem dieselben durch Schmieden ihre Gestalt erhalten haben. Manche hohle Stücke werden mit Stempeln aus freier Hand durch Hammerschläge ausgetieft. Röhren bildet man durch Zusammenbiegen des Blechs über einem Dorne, worauf man sie mit Schlagloth löthet und durch Ziehen vollendet. Runde gegossene Gegenstände werden auf der Drehbank abgedreht. Feine erhabene Verzierungen werden durch Rändeln oder unter kleinen Walzwerken erzeugt. Zum Graviren und zur feinsten Ausarbeitung mancher kleinen Gegenstände werden verschiedene Arten von Grabstichel angewendet. Aus Draht werden einzelne Bestandtheile durch ganz einfache Verfahrungsarten hergestellt. Als ein ganz und ausschließlich von Draht gemachtes Fabrikat ist die Filigranarbeit anzuführen, welche aus beliebig gebogenen Drahtstückchen, meist cordirten und geplätteten Drahtes, zusammengesetzt und mit Schlagloth auf Kohlenfeuer oder vor dem Löthrohre gelöthet wird. Eigenthümlich ist die sogenannte Kügelchenarbeit, wobei Verzierungen aus neben einander aufgelötheten kleinen Goldkügelchen gebildet werden. Man verfertigt diese Kügelchen, indem man von dünnem Goldbleche kleine viereckige Stückchen schneidet, oder von Golddraht ganz kurze Theilchen abkneipt, diese mit Kohlenstaub in einem Schmelztiegel schichtet, sodaß sie einander nicht berühren, den Tiegel bedeckt und in das Feuer setzt, wo jedes Stückchen zu einem kugelrunden Tröpfchen schmilzt, da das flüssig gewordene Metall durch die

weiche Umgebung von Kohlenpulver nicht gehindert ist, feiner Cohäsionskraft zu folgen. Man sortirt die Kügelchen mittels mehrer auf einander gesetzter kleiner Blechbüchsen, deren Böden mit Löchern von verschiedener Größe versehen sind und also einen Apparat von derselben Art bilden, wie man ihn in größerem Maßstabe zum Sortiren des Flintenschrots braucht. Auf die Stelle, wo die Goldkügelchen angelöthet werden sollen, bringt man ein wenig mit Wasser zu Brei geriebenen Borax und feine Feilspäne von Schlagloth; nöthigen Falls klebt man auch die Kügelchen vorläufig mit Traganth fest. Wenn die Kügelchen gehörig geordnet sind, bläst man die Flamme der Löthlampe mittels des Löthrohrs darauf hin, um die Schmelzung des Lothes zu bewirken.

Goldarbeiten zusammenzusetzen geschieht durch das Löthen. Gewöhnlich geschieht es mit Schlagloth (Goldschlagloth), welches nach Beschaffenheit der Waare verschieden zusammengesetzt wird. Je stärker das Gold legirt ist, desto leichtflüssiger ist es und eines desto schmelzbareren Lothes bedarf es daher. Waaren, die aus 14karatigem Golde gefertigt oder noch goldreicher sind, können mit einem Lothe, aus 16 Th. feinem Golde, 9 Th. feinem Silber und 8 Th. Kupfer, gelöthet werden. Für Goldarbeiten, die emaillirt werden sollen und oft aus 20karatiger Mischung oder noch reinerem Golde bestehen, kann man, um sicher zu sein, daß die Löthung bei der starken Hitze, welche das Einbrennen des Emails erfordert, nicht leide, mit noch schwerer schmelzbarer Legirung aus 4 Th. Feingold und 1 Th. Silber oder aus 16 Th. 18karatigem Golde und 3 Th. Feinsilber und 1 Th. Kupfer bestehend, löthen. Ein leichtflüssiges Goldloth erhält man aus 10 Th. 14karatigem Golde, 5 Th. feinem Silber und 1 Th. Zink. Es hat die Farbe des mit Silber legirten Goldes, kann jedoch nur angewendet werden, wenn die fertigen Waaren nicht gefärbt werden, weil es durch die Farbe schwarz wird. Platin löthet man mit feinem Golde, am besten unter Anwendung des Knallgasgebläses. Bei kleinen Gegenständen gelingt es aber auch, auf der Kohle das Gold mit dem Löthrohre in hinreichend dünnen Fluß zu bringen. Löthungen, welche keine große Festigkeit erfordern, oder wobei keine bedeutende Erhitzung des Arbeitsstücks anwendbar ist, werden mit Zinnloth verrichtet, d. h. mit dem gewöhnlichen, aus Zinn und Blei gemischten Schnellothe der Klempner. Bei allen Löthungen müssen die durch das Loth zu verbindenden Stellen des Goldes im vollkommensten Grade blank und rein sein, dürfen daher auch nicht mit dem Finger berührt werden. Die zum Schmelzen des Lothes nöthige Erhitzung wird selten durch Kohlenfeuer, meist durch die Lampenflamme mittels des Löthrohres hervorgebracht; dabei wird die Arbeit auf ein Stück Kohle gelegt oder mit der Zange gehalten. Da das Gold vor und während seiner Verarbeitung mehr oder weniger oft in das Feuer gekommen ist, wobei auf der Oberfläche das in der Legirung enthaltene Kupfer sich oxydirt hat, so erscheinen die Arbeiten matt und von grau- oder braunschwarzer Farbe. Dieses Oxyd muß daher weggeschafft werden, um der Oberfläche ein blankes Ansehen und ihre natürliche Farbe wieder zu geben. Dies ist die Absicht beim

Sieden der Goldarbeiten, welches gewöhnlich mit stark verdünnter Salpetersäure (Stärkewasser) vorgenommen wird. Man kann sich aber auch der verdünnten Schwefelsäure bedienen. Beide Säuren werden mit so viel Wasser gemischt, daß sie die Schärfe eines guten Essigs erhalten. Die Arbeitsstücke werden schwach geglüht, um der Oxydhaut eine möglichst gleiche Stärke zu geben, und nach dem Erkalten in der sauern Flüssigkeit gekocht, bis sie ganz rein und blank metallisch erscheinen. Wenngleich durch das Sieden ein kleiner Antheil Kupfer von der Oberfläche des legirten Goldes entfernt worden ist, so reicht dieses doch nicht hin, um die natürliche Farbe des Metalles wesentlich zu verändern. Diese Farbe ist aber, je nach der Beschaffenheit des Zusatzes, blaßgelb oder röthlichgelb, ja oft dem Kupferrothen sehr nahe kommend; in andern Fällen dagegen wird gefordert, daß das äußere Ansehen der Gegenstände dem des feinen, unlegirten Goldes gleiche, welches sich durch die bekannte hochgelbe Farbe auszeichnet. Die Operation, durch welche dieser Zweck erreicht wird, heißt das

Färben des Goldes, und besteht darin, daß man auf der Oberfläche ein sehr dünnes Häutchen reinen Goldes erzeugt. Dies geschieht aber durch die Vereinigung zweier Wirkungen, indem man 1) von der Oberfläche der Goldarbeiten einen Theil des in der Legirung enthaltenen Kupfers und Silbers entfernt, und 2) dagegen eine sehr feine und gleichmäßige dünne Haut reinen Goldes auf diese Oberfläche aussetzt. In dieser Absicht behandelt man die gesottenen Goldwaaren mit einem Auflösungsmittel, der sogenannten Farbe, Goldfarbe, welches nicht nur Kupfer und Silber, sondern in geringem Maße auch Gold auflösen kann. Das jetzt am meisten gebräuchliche Verfahren ist folgendes: Man nimmt (auf 16 Dukaten schwer Goldwaare) 8 Loth über Feuer abgeknistertes Kochsalz und 16 Loth Salpeter, reibt sie trocken gut zusammen, läßt sie in einem irdenen Topfe mit ein wenig Wasser kochen und rührt so lange, bis das Ganze zu einem trockenen Pulver geworden ist; dann gießt man 12 Loth rauchende Salzsäure hinzu, läßt bis zu völliger Auflösung und sehr merklicher Entwickelung von Chlorgas sieden; bringt nun die Goldwaare hinein und bewegt sie fleißig herum, indem man sie nur zuweilen auf einen Augenblick hebt, um das Hervorkommen der hochgelben Farbe zu beobachten. Gewöhnlich nach 5—6 Minuten, während die Flüssigkeit stetig kocht und Chlorgas nebst salpetrigsaurem Dampfe ausstößt, ist das Geschäft vollendet. Man spült nun die Gegenstände so rasch als möglich in zwei Gefäßen mit kochendem Wasser, unmittelbar hernach in einer großen Menge kalten Wassers und taucht sie endlich noch einmal in reines kochendes Wasser, damit sie beim Herausziehen schnell von selbst abtrocknen. Wasser zuzusetzen, während die Waare in der Farbe verweilt, muß thunlichst vermieden werden, ist aber nöthig, wenn die Masse durch Einkochen zu steif wird. Das zugefügte Wasser muß jeden-

falls kochend sein. Löthstellen färben sich anfänglich schwärzlich, werden aber nachher ebenfalls gelb. Die gebrauchte Farbe kann nicht ein zweites Mal angewendet werden, wird aber wegen eines geringen darin befindlichen Goldgehaltes zurückgestellt und nach Ansammlung einer größeren Menge dadurch zu Gute gemacht, daß man sie mit ein wenig Königswasser versetzt, durch zugefügtes reines Wasser ganz flüssig macht, filtrirt und durch Eisenvitriolauflösung das Gold als metallisches Pulver niederschlägt.

Die Wirkung der Goldfarbe beruht auf ihrer Fähigkeit, durch das in ihr befindliche, bei dem Zusammenkochen der Salzsäure und des Salpeters entwickelte Chlor ein wenig Gold aus den hineingebrachten Waaren aufzulösen und dieses nachher auf die Oberfläche derselben Gegenstände wieder abzusetzen, sodaß eine Art Vergoldung auf nassem Wege stattfindet. Goldarbeiten von einem geringern Feingehalte als 14 Karat lassen sich nicht färben, sondern werden in der Farbe schwarz und unansehnlich, weil ihre Oberfläche dem auflösenden Chlor zu wenig Goldtheilchen darbietet.

Außer obigem Verfahren, welches die sogenannte Weißfarbe erzeugt, hat man noch ein jetzt weniger mehr gebräuchliches, welches im Gegensatze die Grünfarbe hergibt. Die Grünfarbe gibt dem Golde leicht eine ungleiche und fleckige, wenngleich übrigens sehr schöne Farbe. 3 Th. Salmiak, 1 Th. Salpeter, 3 Th. Grünspan und 1 Th. Eisenvitriol werden fein gepulvert und gemengt, mit Essig zu einem Breie angemacht, mittels eines Pinsels möglichst gleichmäßig auf die Arbeit aufgetragen, wonach man letztere bis zum Schwarzwerden der Masse über Kohlenfeuer erhitzt, in Wasser ablöscht und abspült. — Ammoniak (Salmiakgeist), womit man das Gold kocht, färbt dasselbe ebenfalls, jedoch nur durch Auflösung des Kupfers auf der Oberfläche der Legirung.

Nach dem Sieden und Färben erscheinen die Goldarbeiten ganz matt, müssen daher noch ganz oder theilweise Glanz erhalten, zu welchem Behufe das Schaben, Schleifen und Poliren dienen. Gegenstände, welche gefärbt worden sind und an allen Stellen die hohe Goldfarbe behalten sollen, werden sogleich mittels verschiedener Polirstähle oder mittels des Blutsteins polirt, weil jede Verletzung der Oberfläche die darunter liegende, nicht rein goldgelbe Metallmasse bloßlegen würde. Nur solche Stücke, deren Gestalt nicht die Anwendung des Polirstahls gestattet, werden mit einer messingenen Kratzbürste gekratzt. Nicht gefärbte, blos gesottene Goldarbeiten werden, wenn die Gestalt ihrer Oberfläche kein anderes Verfahren zuläßt, ebenfalls mittels des Polirstahls oder der Kratzbürste geglänzt; die meisten aber werden zuerst geschabt, dann mit kleinen Wassersteinen aus freier Hand geschliffen, endlich polirt oder eigentlich glanzgeschliffen. Zu dieser letzten Arbeit dient geschlämmter Tripel mit Baumöl, hierauf geschlämmte Knochenasche mit Weingeist und schließlich feines Polirroth mit Weingeist. Man kann das Roth unmittelbar auf den Tripel folgen lassen mit Entbehrung der Knochenasche. Die genannten Polirpulver werden auf Lederfeilen, auf eine kleine Bürste, auf Holzspänchen, auf Zwirn, je nach den Umständen, aufgetragen.

Außerdem werden zur Verzierung der Goldwaaren häufig das Guillochiren, das Emailliren und das Einsetzen von Edelsteinen angewendet.

Galanteriearbeiten aus Bronze, Messing oder Kupfer, welche durch Ueberziehen mit Gold entweder ein blos gefälligeres und preiswürdigeres Ansehen erhalten oder als Nachahmung goldener Geräthe dienen sollen, werden entweder nur mit einer dünnen Schicht dieses Metalls überzogen, oder dieser Ueberzug erhält eine größere Dicke, wodurch dann die sogenannte Metallvergoldung erreicht wird.

Die Vergoldung der Metalle kann sein: Feuervergoldung, kalte Vergoldung, nasse Vergoldung und Vergoldung auf galvanischem Wege.

Die Feuervergoldung, dorure sur bronze, wash or water gilding, wird bewerkstelligt, indem man einen Theil zu dünnen Blechen ausgewalzten Goldes in einem Thontiegel bis zum gelinden Rothglühen erhitzt und dann 6—8 Theile Quecksilber zusetzt, wodurch das Gold aufgelöst und ein Amalgam gebildet wird, von welchem man nach dem Erkalten durch Auspressen das überschüssige Quecksilber entfernt. Die zu vergoldende Metallmasse wird nun ausgeglüht, nach dem Abkühlen mit verdünnter Schwefelsäure behandelt und dann mittels einer in Stickstoffsäure getauchten messingenen Bürste das Goldamalgam aufgetragen. Nach dem Auftragen wird der zu vergoldende Gegenstand mit Wasser abgespült, getrocknet und darauf auf glühenden Kohlen erhitzt. Durch das Erhitzen wird das Quecksilber des Amalgams verflüchtigt und es bleibt das Gold als dünne Schicht auf dem metallenen Gegenstande zurück. Nach Umständen wird das Auftragen des Quecksilbers zwei bis drei Mal wiederholt. Die vergoldete Fläche wird mit Essig abgerieben und dann mit Blutstein polirt. Um den vergoldeten Gegenständen die röthliche Färbung der Kupferkaratirung zu geben, pflegt man dieselben mit Glühwachs zu färben. Das Glühwachs besteht aus einem innigen Gemenge von 16 Th. gelbem Wachse mit 1 Th. fein gepulvertem Grünspan, zu welchem man in der Regel etwas Bolus, gebrannten Alaun oder gebrannten Borar setzt. Zu diesem Zwecke taucht man die Bronze, nach dem Verdampfen des Quecksilbers, noch heiß in das geschmolzene Glühwachs und läßt dieses über einem lebhaften Kohlenfeuer abbrennen. Ein alaunhaltiges Glühwachs gibt eine hellere Farbe als ein mit Borar dargestelltes. Die wirklich rothe Karatirung auf der Oberfläche des vergoldeten Gegenstandes wird durch den Grünspan erreicht dadurch, daß sich aus dem schmelzenden Gemenge auf das Zink der Bronze Kupfer metallisch niederschlägt und daß unter Mitwirkung der Producte der trocknen Destillation des Wachses und der Essigsäure (Kohlenwasserstoff, fein zertheilte Kohle u. s. w.) das erhitzte Kupferoryd des Grünspans zu Kupfer reducirt wird, welches sich ebenso wie das auf dem Zinke niedergeschlagene Kupfer mit dem Golde zu der röthlichen Goldlegirung verbindet.

Gegenstände, welche ganz matt bleiben sollen, werden nach der Vergoldung dem Mattiren unterworfen. Das Mattiren ist eine Arbeit, welche mit dem Färben der Goldwaaren große Aehnlichkeit hat und deren Bestimmung darin besteht, der Vergoldung ein gleichförmig mattes, schön gelbes Ansehen zu ertheilen. Die Mattfarbe ist ein Gemenge von 8 Th. Salpeter, 7 Th. Kochsalz und 5 Th. Alaun, welches man in einem Schmelztiegel zergehen läßt und auf die vergoldeten Gegenstände aufträgt. Man bringt nun die Stücke, an einem Eisendrahte hängend, auf das Feuer, bis die salzige Kruste völlig geschmolzen ist und taucht sie dann schnell in die mit kaltem Wasser gefüllte Mattirtonne, wodurch die Salzmasse sich ablöst. Zur vollständigen Reinigung zieht man die vergoldeten Gegenstände endlich durch sehr verdünnte Salpetersäure, wäscht sie in reinem Wasser und trocknet sie mit feiner Leinwand oder durch gelindes Erwärmen.

Die kalte Vergoldung, dorure à froid et au pouce, gilding by the rag, cold gilding, findet hauptsächlich auf Messing oder auf Silber Anwendung. Sie wird ausgeführt, indem man Dukatengold in Königswasser löst, mit dieser Lösung Leinwandläppchen tränkt und dieselben nach dem Trocknen zu Zunder verbrennt. Um mit diesem Pulver zu vergolden, tupft man ein in Salzwasser getauchtes Stück Kork in das Pulver und reibt mit dem Pulver den zu vergoldenden Gegenstand. Darauf wird der letztere mit einem Polirstahl oder mit Blutstein polirt. Diese Vergoldung ist nicht so dauerhaft als die Feuervergoldung, nimmt sich aber, namentlich auf Silber, recht gut aus.

Die Vergoldung auf nassem Wege begreift diejenigen Verfahrungsarten, bei welchen das Gold in einer Auflösung angewendet wird. Sie geschieht entweder durch eine Lösung von Goldchlorid in Aether, oder durch eine alkalische Lösung von Goldoxyd. Der erstere Fall findet besonders zum Vergolden von Stahl Anwendung, indem der Stahl vorher polirt, von etwa anhängenden Fetten durch Waschen mit Lauge befreit, in den goldhaltigen Aether schnell eingetaucht, in Wasser abgespült, mit Fließpapier abgetrocknet, erwärmt und endlich polirt wird. Bei der nassen Vergoldung durch eine alkalische Goldlösung (Goldsud) zersetzt man eine verdünnte Goldchloridlösung mit kohlensaurem Kali oder zweifach kohlensaurem Natron (Natronbicarbonat) und läßt das Gemisch kochen. In diese Lösung taucht man noch während des Siedens die vorher sorgfältig gereinigten Gegenstände vermittels eines Drahtes, läßt sie längstens eine Minute lang darin, spült ab und färbt die Vergoldung.

Zum Vergolden von Papier, Leder, Holz, Stein, Gyps u. s. w. bedient man sich des feinsten Dukatengoldes in Form von Blattgold oder Goldschaum. Zur Befestigung desselben wendet man, wie überhaupt bei der Vergoldung nichtmetallischer Gegenstände, entweder Leinölfirniß oder Leimwasser an. Im ersteren Falle wird der zu vergoldende Gegenstand mit Bleiweiß und Leinölfirniß grundirt und dann auf diesen Grund, sobald der Firniß getrocknet ist, das Blattgold aufgetragen und mit Baumwollenbäuschchen angedrückt. Bei der Wasservergoldung (durch Leimwasser), die hauptsächlich bei Bilderrahmen, Tapetenleisten, Verzierungen von hölzernem Schnitzwerke u. s. w. Anwendung findet, werden die zu vergoldenden Gegenstände mit Leim, zu welchem man, um das Holz vor Wurmstich zu bewahren, eine kleine Menge Strychnin gesetzt hat, getränkt. Darauf gibt man den Kreidegrund, d. h. man trägt ein Gemenge von Leim und geschlämmter Kreide auf, schleift diesen Grund nach dem Trocknen mit Bimsstein ab und glättet die Oberfläche mit einem weichen Pinsel. Nachdem dies geschehen, trägt man ein Gemenge von Bolus, Graphit (Wasserblei), Baumöl und Leim und auf dieses das Blattgold auf. Nach dem Trocknen wird mit Blutstein oder mit Achat polirt. Diese Vergoldung widersteht sehr lange der Einwirkung der Witterung, sodaß man sie zum Vergolden von Figuren auf Thürmen, von Schildern u. s. w. anwendet. Um den Schnitt der Bücher zu vergolden, macht man denselben zuerst eben, überstreicht ihn dann mit Kleister, glättet ihn und überzieht ihn darauf mit einer Schicht von verdünntem Eiweiß; während diese Schicht noch naß ist, legt man das Goldblatt darauf. Leder überzieht man mit einer Schicht Eiweiß, läßt es trocknen, überpinselt es mit Baumöl, legt das Goldblatt darauf und drückt mit einem heißen Stempel die Figur, die Buchstaben u. s. w. darauf ein; von den Stellen, wo der Stempel nicht drückt, kann man durch vorsichtiges Reiben das Gold leicht wegnehmen.

Um mit Blattgold Metalle zu vergolden, wird das Metall erhitzt, bis es anfängt auf der Oberfläche farbig anzulaufen; dann legt man das Blattgold darauf und streicht es mit dem Polirstahl an. Hauptsächlich wendet man diese Methode zur Verzierung der Klingen an, obgleich diese Art der Vergoldung in neuerer Zeit immer mehr verdrängt worden ist. Bei der Vergoldung des Kupfers bedient man sich sehr häufig des Plattirens, wobei ein Kupferblech zuerst versilbert und sodann mit Goldblech belegt wird. Werden diese beiden Metallbleche im glühenden Zustande heftig zusammengepreßt, so sind die beiden Metalle in eine so innige Berührung gekommen, daß keine Verschiebung mehr zu befürchten ist. Darauf walzt man beide bis zur gewünschten Stärke aus. Die auf diese Weise mit Gold plattirten Kupferbleche werden von den Knopfmachern zu Knöpfen und von den Fabrikanten zu Verzierungen verarbeitet.

Auf ähnliche Weise wird auch, wie schon oben beim Drahtziehen des Goldes erwähnt, der goldplattirte Draht dargestellt. Die so viel beliebten plattirten Gold- und namentlich Silberwaaren, plaqué, doublé, plated, wurden zuerst in England gefertigt, zu Anfang dieses Jahrhunderts in Frankreich zu verfertigen begonnen und später auch in Teutschland.

Das Vergolden des Porzellans und des Glases geht auf folgende Weise vor sich: Das Gold wird aus seiner Lösung in Königswasser entweder durch Eisenvitriol oder durch salpetersaures Quecksilberoxydul gefällt. Das durch Eisenvitriol gefällte Gold (Or à la

couperose) ist gewöhnlich äußerst dicht und ist deshalb für die gewöhnliche und für diejenige Vergoldung, welche der Reibung nicht ausgesetzt ist, zu theuer. Man bedient sich deshalb zu diesem Zwecke des durch Quecksilberoxydul gefällten Goldes (or au mercure), welches weit massiger ist und mehr ausgibt als ersteres. Damit sich während des Mischens mit dem Fluß keine Blättchen bilden, wird das Goldpulver vor der Anwendung mit dem Finger durch ein Sieb gerieben. Vor seiner Anwendung wird das Gold mit dem Flußmittel auf das Innigste gemischt. Man wendet als Fluß basisch salpetersaures Wismuthoxyd an, das aus der salpetersauren Lösung durch Wasser gefällt worden ist. Die Anwendung von kohlensaurem Kali zum Fällen des Wismuthniederschlages ist nachtheilig, weil dadurch auch die dem Wismuth häufig beigemengten Oxyde des Nickels und Kupfers gefällt werden würden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß das Vorhandensein von einigen Tausendtheilen Kupfer das Erscheinen eines schönen Mattgoldes hindert. Man fügt dem Wismuthoxyde $^1/_{12}$ geschmolzenen Borax bei und nimmt auf 1 Th. Gold $^1/_{12}$—$^1/_{15}$ Fluß. Die Vergoldung wird auf die von Fett vollständig befreite Fläche mit dem Pinsel aufgetragen. Während des Brennens der Porzellan- oder Glasmasse verflüchtigt sich die organische Substanz und das feine Goldpulver wird durch den Borax oder das Wismuthoxyd auf der Oberfläche fest eingekittet. Durch Glätten mit dem Polirstein gewinnt die eingebrannte Vergoldung das bekannte Ansehen in Farbe und Glanz.

Die galvanische oder die durch Elektricität hervorgebrachte Vergoldung. Galanteriearbeiten aus Kupfer, Messing oder Bronze, welche durch die galvanische Vergoldung oder Versilberung entweder blos ein gefälligeres und preiswürdigeres Ansehen erhalten oder als Nachahmungen goldener und silberner Geräthe dienen sollen, werden entweder blos mit einer dünnen Schicht dieser Metalle auf elektrochemischem Wege überzogen, oder dieser Ueberzug erhält eine größere Dicke, wodurch dann die sogenannte Mattvergoldung und Versilberung erreicht wird. Die galvanische Vergoldung und ebenso auch die Versilberung erfordert stets mehre Vorarbeiten an den zu überziehenden Gegenständen, sowie auch selbst eine Beihilfe mittels mechanischer und chemischer Mittel, um die gewünschte Farbe und den erforderlichen Glanz zu erreichen. Alle Messing- und Bronzeartikel, welche vergoldet werden sollen, müssen vorher von aller Fettigkeit und allem Arbeitsschmutze sorgfältig gereinigt werden, was gewöhnlich durch Eintauchen in eine heiße Aetzkalilauge und durch Abreiben mit einer Kratzbürste aus Messingdraht vollständig bewirkt wird. Eine weitere Vorbereitung ist das Gelbbrennen, welches durch einen Anstrich mit einer Beize aus Kienruß und Salpetersäure geschieht, welcher ein bis zwei Minuten darauf gelassen und sodann mit reinem Wasser abgespült wird, wodurch die Oberfläche mattgebeizt wird. Es läßt sich dadurch viel schneller eine Mattvergoldung erzielen, welche jedoch nie so feurig und gediegen aussieht als jene Mattvergoldung, welche auf den mit der Kratzbürste blankgescheuerten Gegenständen durch eine länger andauernde Vergoldung erreicht wird. Dieses echte Matt erfordert aber eine große Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Eine gehörige Concentration der Flüssigkeit, angemessene Größe und Stärke der galvanischen Batterie, sowie eine entsprechende Temperatur der Zersetzungsflüssigkeit und Reichhaltigkeit derselben sind die wesentlichsten Bedingungen hierzu. Wenn die Farbe der matten Vergoldung aus dem Gelben in das Röthliche übergeht, so ist die Auflösung zu concentrirt und die Oberfläche der einzelnen Elemente zu groß; wenn die Farbe gelbbraun (leberfarb) wird, so ist gewöhnlich die Zersetzungsflüssigkeit zu verdünnt oder zu wenig reichhaltig, oder der elektrische Strom der Batterie zu stark und eine Verbesserung der Zersetzungsflüssigkeit oder Verringerung der Anzahl wirksamer Elemente nothwendig. In beiden Fällen müssen aber die misfarbig gewordenen Artikel in Wasser abgespült und mit der Kratzbürste blank gescheuert werden. Es ist nicht gut, die Kratzbürste trocken anzuwenden, da sie die ganze Vergoldung abnehmen würde; man näßt sie zum Blankscheuern am besten mit Bier, welches zugleich die Oxydation des Metalles an jenen Stellen verhindert, wo die schon aufgetragene Vergoldung losgegangen sein sollte.

Während bei der Galvanoplastik der zersetzte Körper gewöhnlich Kupfervitriol ist, wendet man bei der galvanischen Vergoldung und Versilberung als Zersetzungsflüssigkeit allgemein die Verbindungen des Cyankaliums mit Gold und Silber an. Der Vorgang bei der Abscheidung des Metalles in cohärenter Form ist ganz derselbe wie bei der Galvanoplastik. Die Auflösung des Cyankaliums in destillirtem Wasser besitzt die Eigenschaft, metallisches Gold in feinvertheiltem Zustande, sowie Goldoxyd, Gold- und Silberchlorid aufzulösen, und die dabei entstehenden Doppelsalze von Cyangold oder Cyansilber mit Cyankalium bilden die tauglichste Zersetzungsflüssigkeit für die elektrochemische Abscheidung dieser Metalle. In der Zersetzungszelle werden die zu vergoldenden Gegenstände mit einem Drahte eingehängt, der mit dem positiven Pole der Batterie in Verbindung steht. Mit dem negativen Pole der Batterie wird ein zweiter Draht verbunden, der in der Zersetzungszelle an ein Platinblech angenietet ist. Anstatt der Leitungsdrähte, welche weder zu dünn noch zu steif sein dürfen, wendet man aus zusammengeflochtenen Kupferdrähten gebildete Drahtseile an.

Da der Proceß der galvanischen Vergoldung nur einige Minuten dauert, so wird die Anode nicht eingehängt, sondern mit der Hand in der Auflösung in einem Abstande von 1—2 Zoll über der ganzen Oberfläche des zu vergoldenden Gegenstandes langsam hin und her bewegt, damit alle Theile eine gleichmäßige Vergoldung erhalten. Noch zweckmäßiger ist es, anstatt der Anoden aus Platin Bleche aus Feingold anzuwenden, welche von dem sich ausscheidenden Cyan nach und nach aufgelöst werden, wodurch der Gehalt der Zersetzungsflüssigkeit an Gold nicht abnimmt.

Zur Bildung einer geeigneten Goldlösung löst man

100 Gramm Cyankalium (den fünften Theil eines Pfundes) in einem Quart destillirten Wassers auf. Für diese Lösung werden 7 Gramm dünngewalztes Feingold in Königswasser aufgelöst, die Auflösung im Wasserbade eingedampft, der Rückstand mit etwas destillirtem Wasser wieder aufgelöst und darauf der Cyankaliumlösung zugesetzt. Nach anderen Vorschriften (nach Max Herzog zu Leuchtenberg) wird das aus 1 Theil Gold durch Auflösen in Königswasser und Abdampfen bereitete Goldchlorid in einer wässerigen Flüssigkeit aufgelöst, welche 12 Theile Cyaneisenkalium (gewöhnliches Blutlaugensalz) und 3 Theile Aetzkali enthält; das Gemisch eine halbe Stunde lang gekocht, filtrirt und mit so viel destillirtem Wasser verdünnt, daß es 120 Theile wiegt. Eine sehr zweckmäßige Goldauflösung ist von Elsner (Die galvanische Vergoldung von L. Elsner. 2. Aufl. Leipzig 1851) dargestellt; sie enthält 28 Gramm gewalztes Gold, 210 Gramm Magnesia, 210 Gramm reine Salpetersäure, 500 Gramm Blutlaugensalz, 40 Gramm Aetzkali, womit man vier Liter Vergoldungsflüssigkeit erhält.

Die Vergoldung durch Eintauchen beruht einfach auf der Fällung eines Metalles aus einer geeigneten Lösung durch ein anderes leicht oxydirbares, welches an die Stelle jenes tritt. Gegenstände von Kupfer, Bronze, Messing lassen sich, gut gereinigt, durch Eintauchen in eine siedende Lösung von Goldchlorid in Cyankalium ohne Weiteres vergolden; Gegenstände von Silber, wenn man sie, mit einem Kupfer- oder Zinkdraht umwickelt, in die Lösung eintaucht. Die Menge des auf den Gegenständen abgesetzten Goldes steht genau in dem Verhältnisse der Zeit, während welcher die Vergoldungsflüssigkeit eingewirkt hat, d. h. in 4, 6, 8, 10 Minuten z. B. wird 2, 3, 4, 5 mal so viel Gold abgelagert als in 2 Minuten. Hierdurch ist ein einfaches Mittel gegeben, um auf Grund eines mit dem nämlichen Apparate unter ganz gleichen Umständen angestellten Probeversuches die Stärke der Vergoldung zu reguliren. Das directeste und sicherste Verfahren, sich genaue Rechenschaft über die verwendete Goldmenge zu geben, besteht aber im Wägen der Stücke vor und nach dem Vergolden, was ohne Störung des Arbeitsganges geschehen kann, da man sie ohnehin öfters aus der Flüssigkeit herausnehmen muß.

Es ist ein großer Vorzug der galvanischen Vergoldung, daß man ihr jeden Grad der Stärke nach Belieben zu geben vermag: einerseits eine so geringe Dicke wie nach keiner anderen Methode; andererseits die Stärke der besten Feuervergoldung. Bei deshalb angestellten Versuchen hat man auf 1 □Fuß von 150—3224 Milligramm oder 1/97 bis etwa 2/9 Loth Gold angebracht: die Dicke des Ueberzuges berechnet sich ungefähr — für den ersten Fall zu 1/266000, für den letzteren Fall zu 1/12360 Zoll. Die großartigsten Vergoldungen auf galvanischem Wege sind von Max Herzog von Leuchtenberg in der kaiserlichen galvanoplastischen Anstalt zu Fall bei Reval vorgenommen worden. Es handelte sich hierbei um die Vergoldung der für die Isaakskirche bestimmten Vasen und Capitäler von einem Gesammtgewichte von 7200 Pud oder 115,200 Kilogramm. Die Höhe der größten Capitäler und die Durchmesser der weitesten Vasen waren 1 Arschin 14½ Werschok und 1 Arschin 9⅝ Werschok (1 Saschen = 3 Arschin, 1 Arschin = 16 Werschok, 1 Saschen = 7 Fuß). Dazu waren Kisten nöthig, wovon eine jede 5000 Quart Goldflüssigkeit enthalten sollte. Diese Kisten wurden je zu zwei um einen großen beweglichen Krahn gestellt, mit welchem die Bronzestücke an kupfernen Ketten aufgehoben und nach Belieben durch zwei Mann in eine der Kisten oder aus dieser herausgebracht wurden. Die Goldauflösungen wurden zu 8—10 Gramm per Quart regulirt. Das nöthige Cyankalium wurde täglich pudweise in der Anstalt selbst bereitet. So geschah es, daß oft 20—30 Pfund Gold an einem Tage aufgelöst und in concentrirte Cyanlösung verwandelt wurden. Auf diese Weise kamen in Verlauf von drei Jahren über 560 Pfund Gold in Gebrauch.

Die auf galvanischem Wege vergoldeten Gegenstände haben dichtere Goldüberzüge als die durch Feuervergoldung erzeugten; die Goldblättchen überdicken das Metall, ohne daß sich eine Legirung bildet; sie lassen sich betrachten als ein Anstrich, mit welchem man auch nur die Oberfläche der Gegenstände überzieht.

Die Anwendung des Goldes zum Glasfärben oder zur Darstellung des sogenannten Rubinglases, welches in allen Nüancen vom Scharlach bis zum Karmin und Rosenroth erhalten werden kann, ist zuerst zu Anfang des 17. Jahrh. vorgekommen. Schon Libarius gibt in einem 1606 unter dem Titel Alchymia erschienenen Tractate an, daß die Farbe des Rubins vom Golde herrühre und daß aufgelöstes und zu einer Röthe gebrachtes Gold zur Färbung der Edelsteine und Glaswaaren verwendet werden könne. In ähnlicher Weise geben hierüber 1611 Neri, 1648 Glauber und 1680 Boyle Beschreibungen über Versuche, welche aber mehr und weniger gelungen sind. Um letztere Zeit, 1683, entdeckte Cassius das Niederschlagen des Goldes durch Zinn und daß Glas durch Schmelzen desselben mit diesem Niederschlage rubinroth gefärbt werden könne. Schon 1679 hatte aber Kunkel diesen Proceß zu einer großen Vollkommenheit gebracht, wie er durch einen für den Kurfürsten von Cöln gefertigten, 24 Pfund schweren, einen Zoll dicken Becher von durchaus gleichförmiger, lauterer Rubinfarbe bewiesen. Auf was für Art er dabei zu Werke gegangen, hat er in mehren seiner Schriften über Glasmacherkunst nicht gemeldet, sondern nur angedeutet. Er sagt, daß ein Theil des Niederschlages durch Zinn hinlänglich sei, 1280 Theilen des Glases eine Rubinfarbe und mehr denn 1900 Theilen eine merkliche Röthe mitzutheilen, daß der Proceß nicht allemal gelungen, vielmehr oft fehlgeschlagen sei; daß oftmals das Glas ungefärbt, wie ein Krystall, aus dem Feuer komme und erst nachher seine Rubinfarbe erhalte, wenn es an eine rauchige Flamme gebracht wird; daß der Zusatz des Salpeters und Ammoniaksalzes die Farbe hervorlocke. Kunkel trat später in die Dienste des Kurfürsten von Brandenburg, welcher sich für die Anfertigung des Rubinglases so interessirte, daß er 1600 Dukaten zu dieser

Arbeit hergab. Lange Zeit glaubte man, daß das Glas nur durch den Goldpurpur (Kopp, Geschichte der Chemie IV, 216) gefärbt werden könne. Neuerdings ist aber nachgewiesen, daß sich das Rubinglas ebenso gut erzeugen lasse, wenn man den Glassatz einfach mit einer Lösung von Gold in Königswasser befeuchtet. Das Verhalten des mit Gold gefällten Glases ist in hohem Grade merkwürdig und eigenthümlich. Nach beendigter und gelungener Schmelzung zeigt nämlich das Glas keine Spur von einer rothen Farbe; es hat das Ansehen von gewöhnlichem Glase mit einem schwachen Scheine ins Gelbgrüne. Erhitzt man aber dieses Glas ein zweites Mal, wobei die Hitze nicht bis zum Weichwerden des Glases verstärkt zu werden braucht, so entwickelt sich plötzlich jene prachtvolle rothe Farbe. Als die wahrscheinlichste Erklärung, daß farbloses goldhaltiges Glas bei dem Erwärmen die rubinrothe Farbe annimmt, betrachtet man die Annahme, es sei in dem farblosen Glase eine Verbindung der Kieselsäure, eines wesentlichen Bestandtheiles des Glases, mit dem Goldoxydul enthalten, welche eine hohe Temperatur zu ihrer Bildung erfordere und ohne Zersetzung ertrage; bei einer niedrigeren Temperatur scheide sich ein Theil des Goldoxyduls aus und bewirke die Färbung.

Wenn man lange Zeit über die beste Darstellungsweise des Goldpurpurs und seine wahre Zusammensetzung in Zweifel gewesen ist, so stimmen doch alle älteren Vorschriften darin mit einander überein, daß man zu einer verdünnten Auflösung von Goldchlorid eine Auflösung von Chlorzinn setzt, wobei sich entweder ein dunkelpurpurfarbener oder ein brauner Niederschlag bildet, welcher letztere die Glasflüsse mitunter gar nicht oder doch nicht intensiv purpurfarben färbt. In neuerer Zeit zeigte Fuchs, daß man hierzu Zinnesquichlorür — bestehend aus 1 At. Zinnchlorid und 1 At. Zinnchlorür anwenden müsse. Noch später gab Capaun zur Darstellung eines möglichst vollkommenen Goldpurpurs folgendes Verfahren an. Man füge zu 1 Gewthl. Liquor ferri muriatici, 3 Gewthl. Wasser, hierauf so lange die Lösung von 1 Gewthl. Zinnchlorür in 6 Gewthl. Wasser, bis die bräunliche Farbe der Eisensolution in eine grünliche übergegangen ist und setze dann noch 6 Gewthl. Wasser hinzu. Andererseits löse man Gold in kochender Salzsäure, unter allmäligem Zusatze von Salpetersäure, jedoch so, daß der Ueberschuß der Säuren, besonders der Salpetersäure, möglichst vermieden wird, verdünne so weit, daß 1 Gewthl. Gold auf 360 Gewthl. Flüssigkeit kommt und füge hierzu unter beständigem Umrühren so lange von der Zinnlösung, als noch ein Niederschlag erfolgt. Auf diese Weise erhält man von 100 Gewthln. Gold 312,5 Gewthle. getrockneten Goldpurpur von schöner Qualität. Unter anderen zahlreichen Vorschriften für dies Präparat möge noch folgende erwähnt werden. Man schmilzt in einem Tiegel etwas Borar und trägt dann, nachdem der Tiegel rothglühend geworden ist, 150 Thle. Silber, 20 Thle. Gold und 35,1 Thl. Zinn hinein, schmilzt die Legirung unter der Borarschicht zusammen und behandelt sie nach dem Erkalten mit Salpetersäure, wodurch das Silber gelöst wird, während Gold und Zinn sich zu dem Purpur verbinden. In neuester Zeit ist in der Glasbereitung der Glaspurpur durch das Goldchlorid fast ganz verdrängt worden, dagegen benutzt man ihn noch zu farbigem Email. Aus dem gewonnenen zarten Goldpulver erhält man übrigens mit Spieköl verrieben die Farbe, deren sich die Maler zum Vergolden des Porzellans und Glases bedienen.

Die sogenannten Goldperlen, welche bei Stickereien u. s. w. Anwendung finden, werden aus Tombak gemacht und im Feuer vergoldet. Man verfertigt dieselben aus Draht oder aus Blech. Die ihrer Gestalt nach fertigen Perlen werden blankgebeizt, durch Schütteln mit flüssigem Goldamalgam und darauf folgendes Abrauchen vergoldet. Um das Goldamalgam (amalgame d'or, amalgam of gold) zu bereiten, bringt man das dünn ausgewalzte, zerschnittene Gold in einen kleinen, mit Kreide ausgestrichenen hessischen Schmelztiegel im Kohlenfeuer zum schwachen Rothglühen, gießt etwa das achtfache Gewicht ganz reinen erwärmten Quecksilbers hinzu, erhitzt noch einige Minuten unter Umrühren und gießt endlich das fertige Amalgam in einer Schale mit Wasser aus. Hierauf wird das Amalgam zu einer teigartigen Masse geknetet, oder auch durch Sämischleder gepreßt.

In der Seidenweberei kommt häufig ein Goldstoff (drap d'or) in großartigem oder geripptem Grunde vor, welcher mit geplättetem Golddrahte (Lahn) oder Goldgespinnsten broschirt ist. Der Seidenfaden ist hier mit echtem oder unechtem Golddrahte umwickelt, der stets geplättet ist. Das Hauptmaterial zu den Goldborden ist Goldgespinnst. Besondere Arten sind das Krausgespinnst (frisé), auch Goldgimpe genannt, und die gedrehte Goldschnur (cordonnet). Eine besondere Berühmtheit haben die echten und unechten oder leonischen (lyonischen) Borden, indem das Metall an dem Gespinnste echter oder unechter Draht ist. Die lyoner Manufacturen haben hierin einen großen Ruf. Schon 1757 enthalten die Schriften der königl. Akadamie zu Paris Nachrichten von den ausgezeichneten damascirten Brokaten, welche der geschickte Vaucruson in Lyon verfertigte. Später kam in London eine Manufactur zu Stande, welche die Leinwand mit Blumen und anderen Zierathen von Goldblättern versah. Den frühesten Handel mit Galonen und Brokaten hatten aber die Venetianer, denen die Kunst, gewebte Zeuche mit Gold und Silber zu durchwirken, längst bekannt war.

Der Goldlüster ist ein metallischer Lüster, welcher zur Verschönerung feiner Thonwaaren (lustreware), auf deren Oberfläche als metallischer Ueberzug aufgetragen, und durch Auflösung von Gold in Königswasser, mit Zinn und in Terpentinöl verdünntem Schwefelbalsam hergestellt wird.

Der sogenannte Goldlack, Goldfirniß besteht aus Körnerlack, Mastix, Gummigutt und Weingeist oder Terpentin, und wird gebraucht, um Waaren aus Zinn, Weißblech, ja selbst aus Eisen, ein messingartiges oder entfernt goldähnliches Ansehen zu geben.

Mosaisches Gold ist ein in England an Parker und Hamilton patentirtes Messing genannt worden, wel-

ches auf 100 Thle. Kupfer 52—55 Thle. Zinn enthalten und sich gut halten soll, sich aber von vielen gewöhnlichen Messingsorten gar nicht unterscheidet.

Bei der Verarbeitung des Goldes entstehen eine Menge Abfälle, welche kleine oder größere Antheile dieses edeln Metalles enthalten. Man bezeichnet sie im Allgemeinen mit dem Namen

Goldkrätze, Krätze, Gekrätz (lavure, cendres, dross, sweepings), und unterscheidet: Bretkrätze, Bodenkrätze, Schliffkrätze, Schliff, Tiegelkrätze und Essenkrätze, je nachdem der Verlust bei der einen oder der anderen Manipulation vorgekommen. Die Operation, durch welche man das Gold aus der Krätze wieder gewinnt, heißt das Krätzmachen. Man glüht die verschiedenen Arten der Krätze, um die verbrennlichen Theile zu zerstören, stößt gröbere zu Pulver und entfernt durch Schlämmen erdige Körper u. dergl., und erhält endlich das Gold durch Schmelzen oder durch Amalgamiren des Rückstandes in Krätzmühlen. Trotz der Sorgfalt, mit welcher die Krätze zu Gute gemacht wird, die Feilspäne gesammelt und geschmolzen, die Rückstände der alten Farbe ausgebeutelt werden, geht doch ein nicht unbeträchtlicher Theil des verarbeiteten Metalls verloren. Bei Gold, aus welchem meist nur kleine Gegenstände gemacht werden, kann man durchschnittlich annehmen, daß von 16 Theilen 8 Theile fertige Waare erhalten werden, 7 Theile aus den Abfällen wieder zu gewinnen sind und 1 Theil völlig verloren geht.

Das Gold wurde endlich schon in den ältesten Zeiten als Heilmittel angewendet. Später sah man in einer Auflösung des Goldchlorids in Aether, in dem Aurum potabile, eine Universalmedicin. Allein nicht alle sogenannten Goldmedicamente waren goldhaltig; theils nahm man in großer Selbsttäuschung die Farbe für den Gehalt, theils aber suchte man auch die goldgelbe Farbe einer Flüssigkeit durch vorgeblichen Goldgehalt betrügerisch auszubeuten. Hierher gehören besonders die während des vorigen Jahrhunderts als ein Geheimmittel großes Aufsehen machenden

Goldtropfen de Lamotte's, welche lange für ein Goldpräparat gehalten und die unter einer Menge von Namen: eisenhaltiger schmerzstillender Spiritus oder Liquor, Bestuscheff's Nerventinctur, Spirit. sulfurico-aethereus martiatus, Liquor anodynus martiatus, Tinctura tonico-nervina Bestuscheffii u. s. w., bekannt sind. Ihre Composition nach einer sehr umständlichen Vorschrift wurde 1725 vom russischen Generale Bestuscheff erfunden und dieselbe als ein Geheimmittel verkauft, sowie von de Lamotte, der sich durch einen Laboranten Bestuscheff's die Vorschrift dazu verschafft hatte. Die Kaiserin Katharina von Rußland kaufte das Geheimniß, welches später von Klaproth, Buchholz und Transdorf näher zerlegt und in der Darstellungsmethode vereinfacht wurde. Es ist weiter Nichts als eine Auflösung des Eisenchlorids in Weingeist. Wird nämlich Eisenchlorid in seinem vierfachen Gewichte Aethers gelöst und geschüttelt, so entzieht der Aether die Eisenverbindung dem Wasser und bildet damit eine goldgelbe Lösung.

Eine Vorschrift zur Darstellung einer Aqua aromatica cum auro befindet sich noch in unseren Pharmakopöen der ersten drei Decennien dieses Jahrhunderts. Nach ihr wurde das über verschiedene gewürzhafte Substanzen, wie Zimmet, Nelken u. s. w., abgezogene Wasser mit zerriebenem Blattgolde gemischt. Die jetzige Materia medica enthält nur noch eine Verbindung des Goldchlorids mit Kochsalz, das Aurum muriaticum natronatum, welches in seltenen und solchen Fällen Anwendung findet, in denen man das Quecksilbersublimat anzuwenden pflegt, und unter dem Namen Pulvis Marchionis (Markgrafenpulver) ein Gemenge von Päonienwurzel, Eichenmistel, Hirschhorn, Krebssteinen mit Blattgold. Das Blattgold dient hauptsächlich in der französischen und englischen Pharmacie zum Bekleiden der Pillen, um theils das Aneinanderhaften zu verhindern, theils auch den übeln Geruch und Geschmack gewisser Medicamente zu verdecken. Eine eigenthümliche Anwendung des Blattgoldes findet bei den Aegyptern und Arabern statt. Sie belegen, sagt Larrey, das Gesicht junger und reicher Personen, um es vor der zerstörenden Einwirkung der Variole zu schützen, im Moment des Auftretens der Krankheit mit Goldblättchen; ein Verfahren, welches von Legrand in Frankreich mit dem besten Erfolge wiederholt ist.

Der Goldschwefel der Pharmaceuten ist kein Schwefelgold, sondern Schwefelantimon, Spießglanzschwefel, Sulphur auratum antimonii tertiae praecipitationis.

VI. Werth des Goldes.

Die edeln Metalle, Gold und Silber, haben in frühesten Zeiten ihren Dienst als Vermittler des Verkehres in roher ungemünzter Form ausgeübt. Sie waren zu Homer's Zeiten zwar noch nicht die herrschenden Tauschmittel, wenn auch eine Gerichtsscene geschildert wird, wo die Parteien um 1 Pfund Goldes streiten. Es finden sich vielmehr in der Odyssee wie in der Ilias verschiedene Werthe in Häuptern von Vieh ausgedrückt, und wenn auch Gold und Silber im Peloponnes wohl bekannt waren, und namentlich der achäische Spartaner Menelaos von beiden besaß, so finden wir doch noch selbst in der Solonischen Zeit die edeln Metalle äußerst dünn verbreitet. Erst bei Eröffnung des Morgenlandes durch die Perserkriege und durch den Zug Alexander's von Macedonien nach Vorderindien sehen wir Gold sich allmälig bei den europäischen Hellenen anhäufen, wie zum Beispiel in Demosthenes' Zeitalter die edeln Metalle einen fast fünfmal geringeren Werth hatten als im Solonischen. Der Strom ging damals von Osten nach Westen und der Zufluß des Goldes war so reichlich, daß, wenn zu Herodot's Zeit das Verhältniß des Goldes zum Silber wie 1 : 13 war, es bei Alexander's Tode und über hundert Jahre nachher wie 1 : 10 stand. Nach Böckh's scharfsinnigen Untersuchungen (Die Staatshaushaltung der Athener I, 16) war das geprägte Metall oder Geld ebenso wie das ungeprägte eine Waare, und war im hellenischen Alterthume so gut als jetzt Gegenstand des Handels bei den Wechslern und der Gedanke, daß des Goldes

Werth veränderlicher als der des Silbers ist, welches daher, wie für die andern Waaren, also auch für das Gold als Maßstab des Preises angesehen werden kann, liegt schon bei Xenophon's Lobrede auf das Silber zu Grunde. Die Dareiken, welche Dareios Hystaspes' Sohn vom feinsten Golde prägen ließ und welche in den Verkehr der Hellenen übergingen, hatten ein Gewicht, welches dem Werthe des bei den Athenern sogenannten Chrysus gleichgeschätzt wurde. Ihr Werth wurde auf ziemlich zwei attische Drachmen abgewogen und von den Grammatikern auf 20 Drachmen Silbers bestimmt. Beim Truppensold, namentlich in Kleinasien, wurden fünf auf eine Mine, 300 auf das Talent gerechnet, nach dem Verhältnisse des Goldes zum Silber wie 10 : 1, welches in diesen Zeiten das gewöhnliche Verhältniß gewesen zu sein scheint. Daher heißt ein Goldtalent oft auch so viel Gold, als dem Werthe nach einem Silbertalente gleichgeschätzt wird. Der größte Theil des Schatzes in Athen bestand in attischem Silbergelde. Wir finden aber auch in den Rechnungen des Schatzes verschiedene Goldsorten und auch ungeprägtes Gold und Silber, in Barren und verarbeitet, war in der Burg von Athen vorräthig. Diese aufgehäuften Metallmassen zerstreute später der Krieg, Hellas verarmte. Der Römer Weltherrschaft endlich führte den Reichthum der Morgenländer zum Theil nach Italien, wohin auch die Gold- und Silbervorräthe des westlichen Europa's flossen. Rom leerte, als es die Welt beherrschte, überall die Schatzkammern der Könige und so kamen die Reichthümer eines Perseus, Antiochus, Mithridates, das, was von denen der Ptolemäer in Alexandrien übrig war, in die Kasse der Kaiser, welche alles Gold und Silber an sich zogen, das vorhanden war oder in den Provinzen durch den Handel gewonnen wurde. Zu dem, was Asien lieferte, kam der Ertrag der Gold- und Silberbergwerke, die besonders in Spanien und Gallien mit Erfolg bearbeitet wurden. Dieser Ueberfluß an edeln Metallen wird nicht allein durch die Geschichtsschreiber bestätigt, sondern auch durch die Veränderungen, welche sich in den Waarenpreisen ergaben. So finden wir in Rom, durch locale Anhäufung eines der edeln Metalle, bald nach der Eroberung von Syrakus, das Verhältniß des Goldes zum Silber wie $1 : 17\frac{1}{7}$; so sank unter Julius Cäsar, der das Gold entweder aus Gallien brachte oder aus der Schatzkammer der Republik nahm, wo es für die Bedürfnisse des Staates aufgehäuft lag, dasselbe auf einige Zeit bis $1 : 8\frac{13}{14}$ herab. Das gewöhnliche Verhältniß war damals 1 : 12. Die Eroberungen Alexander's, durch welche die in den Schatzkammern der asiatischen Fürsten vergrabenen ungeheueren Reichthümer nach Europa kamen, brachten das Verhältniß für die Dauer eines Jahrhunderts auf 10 herab, während es früher 12, ja 13 gewesen war. In Asien herrschte das Verhältniß von 10 vor. Je geringer die Menge des schon vorhandenen Metalles in einem Lande ist, desto leichter können, durch Zufluß von Außen, große Schwankungen hervorgebracht werden und je weniger allgemein die Handelsverbindungen in der alten Welt waren, desto größere und plötzliche Veränderungen mußte der relative Gold- und Silberwerth erleiden.

Es ist vielfach die Hypothese aufgestellt worden, daß in Folge eines eigenthümlichen Charakters des indischen Handels die edeln Metalle allmälig Courant bei den Culturvölkern des classischen Alterthums wurden. Indien befand sich beständig in der glücklichen Lage einer sogenannten activen Handelsbilanz. Es hatte seltene Producte und feine Gewebe zu bieten. Nahrungsmittel waren damals noch kein Gegenstand eines fernen Handels und somit blieb dem Kaufmanne aus Westen nur übrig, edle Metalle als Rimesse für die indischen Herrlichkeiten zu senden. Die Handelsvölker indessen, mit denen die Indier zunächst in Verkehr traten, die Chaldäer, Assyrier und Phönizier besaßen eine hohe Industrie und konnten daher den Indiern Manches zum Tausche gegen die Landesproducte bieten. Die älteste Urkunde über diesen Handelsverkehr sind die Mittheilungen über die Ophirfahrten, von denen wir oben S. 87 u. f. gesprochen haben. Nun brachten die phönizischen Tarsisschiffe als indische Rimessen Gold, Silber, Edelsteine u. s. w. zurück, ein Beweis also, daß damals wenigstens edle Metalle von Osten nach Westen sich ergossen, während erst seit der römischen Kaiserzeit die edeln Metalle mit nur geringen Unterbrechungen von Westen nach Osten ihren Weg nahmen. Obgleich schon sehr frühe Handelsverbindungen der Euphrat-Tigrisländer mit Indien nachgewiesen sind, so wissen wir doch nicht sicher, ob die Assyrier edle Metalle als Zahlungsmittel anwendeten. Und wenn edle Metalle als Zahlungsmittel in Umlauf waren, so müssen sie entweder als Barren, oder in Ringen, oder als Goldstaub circulirt haben, da Münzen in den Städtetrümmern des Doppelstromlandes noch nicht gefunden sind. Es ist dies um so wahrscheinlicher, als wir Nachbarvölker Gold und Silber als Zahlungsmittel benutzen sehen. Schon das alte Testament sagt von Abraham, daß er reich war an Gold und Silber, und daß er mit 400 Säckel Silber in öffentlich beglaubigter Währung ein Grundstück kaufte (Genesis XIII, 2; XXIII, 16). Daß die Hebräer die edeln Metalle ungeprägt und nach dem Gewichte als Zahlungsmittel benutzten, ergibt sich daraus, daß Jacob's Söhne bei ihrem ägyptischen Getreidegeschäfte in ihren Säcken „Gold von demselben Gewichte" wiederfanden (Genesis XLIII, 21). Auch in Aegypten waren, wie wir aus dieser Stelle sehen, die edeln Metalle als Bullion, das heißt ungeprägt, die üblichen Zahlungsmittel. Den Phöniziern aber und ihren Colonien gebührt das Verdienst, daß sie Gold und Silber nach und nach zu den universellen Zahlungsmitteln im classischen Alterthume erhoben. Wo es Metalle zu erbeuten gab, dahin richteten die phönizischen Schiffe ihre Fahrt. Sie leisteten ihrem Zeitalter und ihrer Welt dieselben Dienste, die Spanien und Portugal der alten Welt vom 16.—18. Jahrh. erwiesen haben: sie bewirkten ein reichliches Einströmen edler Metalle, sodaß auch die Quantitäten der Ausbeute hinreichten, um Gold und Silber als Zahlungsmittel durch die Welt zu verbreiten.

Ob in China Gold und Silber jemals courant ge-

wesen sind, läßt sich bei der frühen Reife der materiellen Civilisation der Chinesen zwar nicht bezweifeln, allein arabische Geographen berichten uns, daß im 9. Jahrh. n. Chr. nur Kupfermünzen circulirten, Gold und Silber dagegen völlig als Waaren behandelt wurden. Marco Polo gibt bisweilen an, wie die Werthrelationen zwischen Gold und Silber (1 : 5 und 1 : 6) in den verschiedenen Provinzen des mongolischen Reiches schwankten, aber nirgends führt er an, daß die edeln Metalle anerkannte Zahlungsmittel gewesen seien. Dagegen versichert der florentiner Balducci Pegolotti, dem wir die berühmte Schilderung des Karawanenhandels vom Don bis Peking verdanken, daß alle Kaufleute, sobald sie die erste chinesische Grenzstadt erreichten, ihr Silber an die öffentlichen Kassen gegen Empfang von Assignaten abliefern mußten. Es gibt in China noch jetzt kein anderes gesetzlich anerkanntes Zahlungsmittel, als die Tsien oder sogenannten Sapeken, Metallstücke aus Kupfer mit Zinn legirt, die ein viereckiges Loch besitzen, damit sie zu Tausenden an eine Schnur gereiht werden können. Je tausend solcher Sapeken stehen im Durchschnitte einer Unze Silber gleich, aber weder aus Silber noch aus Gold prägt man Münzen, die edeln Metalle werden gewogen, bevor man sie als Zahlung annimmt, weshalb auch die chinesischen Kaufleute beständig kleine Wagen bei sich führen. Dem chinesischen Muster nachgeahmt sind die heutigen in Japan umlaufenden kupfernen Geldstücke. Da aber die japanesischen Inseln sehr reich an edeln Metallen sind, so erscheinen dort Silbermünzen und Goldmünzen. In Japan, welches von allen asiatischen Ländern das meiste Gold besitzt, ist das Verhältniß des Werthes zwischen Gold und Silber 8 oder 9 : 1. In China ist es höher; im Anfange des laufenden Jahrhunderts war es 12 oder 13, also niedriger als in Europa. Im westlichen China variirt der Werth von 12 bis zu 9 (vergl. S. 100). Gegenwärtig soll die Werthrelation ziemlich 1 : 15 sein.

Der wahre beherrschende Reiz, welcher an Gold und Silber haftet, ist nicht ihre Theilbarkeit, ihre Seltenheit, ihre Beharrlichkeit, einen bestimmten Werth zu behaupten, ihre leichte und daher wenig kostspielige Ortsbewegung allein, sondern vielmehr ihr Glanz, verbunden mit ihrem Verhalten in feuerflüssigem Zustande. Sie eigneten sich am besten zu aller Art von Schmuck, zu Hausgeräthen, zu monumentalen Verzierungen. Dies begriff man gleichzeitig in der alten, wie in der neuen Welt, und da der Mensch am begierigsten nach Zierathen verlangt und sie hoch im Werthe über alle anderen Producte stellt, so mußten Gold und Silber zu jeder Zeit Gegenstand der allgemeinen Nachfrage werden. Bei welchem Volke sie zuerst als Zahlungsmittel in Umlauf kamen, läßt sich nicht entscheiden, da sie ihre Function schon im zweiten Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung unter den biblischen Völkern verrichteten. Und ebensowenig ist genau zu ermitteln, welches Volk zuerst das ausgemünzte Metall angewendet hat. Ob den Phöniziern allein das Verdienst gebührt, dürfte schwer zu entscheiden sein, da stets und immer das Bedürfniß des Verkehrs der Völker und die Wahl der edeln Metalle zu Zahlungsmitteln nicht ihren Werth allein, sondern nur die Quantitäten der Production beherrscht hat. Daß Gold und Silber Nichts als eine Waare sind und waren, das beweist das Sinken ihres Werthes bei wachsender Erbeutung im Alterthume sowol als am Ende des 16. Jahrh. Vor der Entdeckung Amerika's galt das Gold ungefähr zehnfach so viel als das Silber, allein die Ausbeute an letzterem in Amerika ist so beträchtlich gewesen, daß der Preis des Goldes allmälig gestiegen ist. Der relative Werth von Gold und Silber schwankte unter den gebildeten und unmittelbar mit einander verkehrenden Völkern Europa's in den ersten hundert Jahren seit der Entdeckung des neuen Continentes zwischen $1 : 10\frac{7}{10}$ und 1 : 12, während der beiden letzten Jahrhunderte aber zwischen 1 : 14 und 1 : 16.

Wie wandelbar das Verhältniß zwischen Gold und Silber für die Ausmünzung bestimmt worden sei, lehrt die Münzgeschichte. Bestimmt war solches z. B. in dem 4. Jahrh. unter Constantin dem Großen wie $1 : 14\frac{2}{3}$; in Teutschland im 13. Jahrh. wie 1 : 10; in der Reichsmünzordnung von 1524 wie $1 : 11\frac{1}{3}$; in dem Entwurfe einer Reichsmünzordnung von 1559 wie $1 : 11\frac{1}{2}$; in dem Münzschlusse von Baiern, Schwaben und Franken von 1665 wie $1 : 14\frac{1}{8}$; in dem zinnaischen Münzfuße von 1667 wie $1 : 13\frac{5}{9}$; in dem leipziger Münzfuße von 1690 wie $1 : 15\frac{1}{10}$; in dem preußischen Courant- oder 21 Guldenfuße von 1764 wie $1 : 13\frac{11}{13}$; in Großbritannien bis 1816 wie $1 : 15\frac{2}{10}$; seit 1816 wie 1 : 14,2878; in Frankreich seit 1785 wie 1 : 15,42, aber seit 1803 wie $1 : 15\frac{5}{10}$; in dem Münzgesetze des Königreiches der Niederlande von 1816 wie 1 : 15,873; nach dem gesetzlichen Münztarife des Königreiches beider Sicilien von 1818 wie $1 : 15\frac{2}{60}$; in Brasilien und Portugal wenig über 13; in den Vereinigten Staaten von Nordamerika in dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts wie 1 : 15; in dem Hanöverschen bis 1804 wie $1 : 14\frac{1}{2}$; in dem Beschlusse der drei oberen Reichskreise vom J. 1761 wie $1 : 14\frac{11}{71}$; in der österreichisch-baierschen Münzconvention von 1753 und in dem Münzvereine von Mainz, Trier, Pfalz, Darmstadt und Frankfurt von 1765 wie $1 : 14\frac{11}{72}$: ein Verhältniß, welches Oesterreich auf $1 : 15\frac{28}{100}$ rectificirte. Die beiden Extreme des Verhältnisses zwischen Gold und Silber stellen sich hiernach in Europa auf wenig über 13 und auf $15\frac{873}{1000}$ Silber gegen 1 Gold; jenes in Portugal, dieses in den Niederlanden. Die portugiesische Proportion bei Seite gesetzt, bildete die preußische $1 : 13\frac{11}{13}$ das erste Extrem.

Dieses Schwanken hängt aber von den relativen Quantitäten der Metalle, welche jährlich gewonnen werden, nicht allein ab. Das Verhältniß des Werthes beider Metalle wird zugleich durch die Productionskosten, durch die Nachfrage oder das Bedürfniß der Consumenten, durch die ungleiche Abnutzung, durch die Verwendung zu Schmucksachen und anderen Metallwaaren vielfach modificirt. Eine absolute Minimalgrenze für den Tauschwerth in den Productionskosten gibt es für Gold und Silber nicht, da der vorhandene dauernde Vorrath derselben zu groß ist, und eine Maximalgrenze im Gebrauchs-

werthe wird durch die eigenthümliche Natur derselben als Circulationsmittel ausgeschlossen.

Der berühmte französische Nationalökonom Michel Chevalier wies bereits im J. 1847 darauf hin, wie aus den Schwankungen der Werthrelation zwischen Gold und Silber sich die für die Praxis wichtige Folgerung ziehen lasse, daß jedes Münzsystem falsch sei, welches ein absolutes Verhältniß zwischen beiden Metallen festsetzen wolle. „Entweder darf," sagt er, „nur eins der beiden Metalle die legale Münze sein, wie in England, oder, wenn man beide Metalle zuläßt, so müssen die beiderlei Münzen unabhängig von einander sein, und jede der beiden Münzeinheiten muß in einem einfachen Verhältnisse stehen zu der Gewichtseinheit." Der genannte geistreiche Statistiker leitet hieraus und bei Gelegenheit der Klagen über den in Frankreich neben dem Silbercours eingeführten Goldcours ab, daß ein solches System große Schwankungen in den Werthverhältnissen der edeln Metalle, die in den Verkehr kommen, herbeiführe. In einer späteren, im Herbste 1857 in der Revue des deux Mondes veröffentlichten Abhandlung berücksichtigt Chevalier zwar vorzugsweise die französischen Zustände, zieht aber seine Betrachtungen mit in die volkswirthschaftlichen Interessen der übrigen civilisirten Nationen, zieht die neuhinzukommenden und die fortdauernden Goldzuflüsse aus Californien und Australien für den Weltverkehr in Erwägung und schließt auf eine bevorstehende Werthverringerung des Goldes. Allein so scharfsinnig auch die Deductionen des französischen Statistikers sind, so ist doch, wie wir aus dem Folgenden sehen werden, eine Goldüberfluthung Europa's nicht zu befürchten und eine Herabdrückung des Goldwerthes nur eine sehr momentane und örtliche.

Im Mittelalter, wo der Vorrath der edeln Metalle beständig abnahm, ohne entsprechend gemehrt zu werden und gleichzeitig das Bedürfniß durch Ausdehnung des Handels sich hob, erfuhr der Tauschwerth der Metalle eine bedeutende Steigerung. So erhielt man z. B. im Ordenslande Preußen nach 40jährigen Durchschnitten für eine Mark feinen Silbers im Jahre

1399	— 34,3	Scheffel Roggen
1405	— 38,4	" "
1432	— 40,3	" "
1448	— 43,0	" "
1494	— 68,7	" "
1508	— 74,0	" "

Allein das Problem der Kornpreise, ja aller Preise überhaupt ist ein sehr complicirtes und sehr veränderliche theoretische Ansichten, ungleiche locale Anhäufung von Gold und Waaren wirken hierbei sehr ein. Eine ungleich wachsende Bevölkerung und der damit zunehmende Verkehr vermehren die Nachfrage nach den Metallen. Bei dem Maße, das man sucht und in den wechselnden Kornpreisen zu finden glaubt, hat man mit zwei gleichzeitig veränderlichen Größen zu thun. Die erhöhten Kornpreise drücken selbst für ein einzelnes Land nicht die in gleichem Maße anwachsende Menge von Gold und Silber aus. So ist z. B. in Oberitalien das Steigen der Preise von Getreide, Wein und Oel zwischen dem 15. und 18. Jahrh. viel geringer gewesen, als man anzunehmen berechtigt war nach dem, was aus England, Frankreich und Spanien bekannt ist, wo die Kornpreise seit der Entdeckung Amerika's um das Vier- bis Sechsfache gestiegen sind. Im Jahre 1838, in dem man in Berlin für 1 Pfund Gold 15⁹/₁₃ Pfund reines Silber, 1611 Pfund Kupfer und fast 9700 Pfund Eisen kaufte, ist das Pfund Gold nach den Durchschnitten von 1816—1829 und 1829—1837 genau 20,794 Pfund Weizen, 27,655 Pfund Roggen, 31,717 Pfund Gerste und 32,626 Pfund Hafer werth gewesen. Die Vergleichung der beiden genannten Perioden ergibt ein Fallen der Getreidepreise im preußischen Staate um $14\frac{2}{7}$ Proc. beim Weizen, um $11\frac{1}{2}$ beim Roggen, um 12 bei der Gerste und $11\frac{15}{17}$ beim Hafer, eine Preisverminderung, welche größtentheils der vermehrten Erzeugung und besseren Benutzung des Bodens zuzuschreiben ist. Die fortschreitende Cultur wendet sich den Cerealien zu, die einen höheren Werth haben.

Durch den Einfluß der amerikanischen Bergwerksproduction wurde die circulirende Menge an Gold und Silber bedeutend vermehrt, aber auch der Verkehr gewann an Ausdehnung. Während der ersten Hälfte des 16. Jahrh. dominirte das Gold, wenn auch nicht dem Gewichte, doch dem Werthe nach. Von 1545 an, zur Zeit, als die Silbermengen der Bergwerke von Tasco, Zacatecas und Pachuca in Neuspanien, von Potosi und Porco in der peruanischen Andeskette anfingen, sich in Europa gleichmäßiger zu verbreiten, circulirte das Silber in hohem Grade. Darauf kam, ohne daß eine Verminderung des Silbers eintrat, die Zeit der brasilianischen Goldwäschereien und die Ausbeutung der goldhaltigen Lager von Choco und Antioquia. So blieb es bis über die Mitte des 18. Jahrh. hinaus, wo die Silberbergwerke Mexico's reiche Ausbeute zu geben anfingen. Während der Ertrag der mexicanischen Bergwerke wuchs, sank Brasilien und beim Beginn des 19. Jahrh. war bedeutend mehr Silber als Gold in Umlauf.

Die Productionsverhältnisse an Gold und Silber sind von Soetbeer (Beiträge und Materialien zur Beurtheilung der Bank- und Geldfragen) für funfzigjährige Zeiträume, wie folgt, veranschlagt worden:

Jahr.	Gold. Thaler.	Silber. Thaler.	Gold. Proc.	Silber. Proc.
1500	516,000	700,000	42,4	57,6
1550	537,500	3,550,000	13,3	86,7
1600	1,720,000	14,000,000	10,9	89,1
1650	3,225,000	21,000,000	13,3	86,7
1700	6,880,000	23,800,000	22,4	77,6
1750	19,350,000	39,200,000	30,1	69,9
1800	21,930,000	51,800,000	29,7	70,3
1846	41,280,000	43,400,000	48,7	51,3

Mit Zuhilfenahme der älteren statistischen Ermittelungen A. v. Humboldt's über die Edelmetalle gibt M. Chevalier in seiner neuesten Abhandlung: „Ueber die wahrscheinliche Werthverringerung des Goldes u. s. w." und in seinen früheren Schriften die gesammte Production

seit Entdeckung Amerika's bis zum Jahre 1847, mit Einschluß des aus dem Mittelalter überkommenen präsumtiven Vorraths von circa 80 Mill. Thaler an Gold und circa 200 Mill. Thaler an Silber:

an Gold:	3900 Mill. Thaler	=	32,4 Proc.;	davon aus Amerika	2700 Mill. Thaler.
an Silber:	8125 ⸗ ⸗	=	67,6 ⸗	⸗ ⸗ ⸗	8125 ⸗ ⸗
Zusammen	= 12,025 Mill. Thaler	=	100,0		= 10,825 Mill. Thaler.

Seit dieser Zeit wurden die Goldlager Californiens und Anstraliens entdeckt. Nach sehr summarischen Schätzungen betrug die Gewinnung an Gold in den 10 Jahren 1848—1857 in:

	Californien.	Australien.	Rußland.	Sonstige Länder.	Summa.
1848	20,000	—	58,000	50,000	128,000 Pfund à ½ Kilogr.
1849	75,000	—	54,000	50,000	179,000 ⸗
1850	122,000	—	50,000	50,000	222,000 ⸗
1851	170,000	20,000	51,000	50,000	219,000 ⸗
1852	190,000	250,000	51,000	50,000	541,000 ⸗
1853	200,000	205,000	37,000	50,000	492,000 ⸗
1854	215,000	170,000	53,000	50,000	488,000 ⸗
1855	210,000	200,000	49,000	50,000	509,000 ⸗
1856	225,000	215,000	50,000	50,000	540,000 ⸗
1857	225,000	180,000	50,000	50,000	505,000 ⸗
Summa	1,652,000	1,240,000	503,000	500,000	3,895,000 Pfund.

Das Pfund Gold zu einem Werthe von 450 Thlrn. gerechnet, gibt einen Gesammtwerth von 1,752,750,000 Thlrn.

Nach Levasseur (La question de l'or. Paris 1858) hat sich die Silbergewinnung in Europa, welche im J. 1848 260,726 Pfund betrug, im J. 1856, in Folge einer ansehnlichen Steigerung der Production in England und Spanien, auf 320,774 Pfund herausgestellt, während gleichzeitig die amerikanische Silberproduction von 1,402,140 Pfund im J. 1848 auf 1,845,306 Pfund im J. 1850 gestiegen ist und sich seitdem noch mehr gehoben hat. Im Durchschnitte der J. 1848—1856 schätzt Levasseur die jährliche gesammte Silberproduction auf 2,192,074 Pfund. Man wird daher der Wirklichkeit vermuthlich nahe kommen, wenn man die jährliche Silbergewinnung der letzten Zeit durchschnittlich auf etwas über 2 Mill. Pfund oder 60 Mill. Thaler schätzt, was also für den zehnjährigen Zeitraum, 1848—1857, zusammen einen Betrag von 20 Mill. Pfund Silber im Werthe von 600 Mill. Thaler ergeben würde, gegen 3,895,000 Pfund Gold zum Werthe von 1,752,750,000 Thalern, oder 74,5 Proc. Gold und 25,5 Proc. Silber. Seit Entdeckung des neuen Continents sind also bis Ende 1857 gewonnen an

Gold	5,652,750,000 Thaler	=	39,3 Proc.
Silber	8,725,000,000 ⸗	=	60,7 ⸗
Zusammen	14,377,750,000 Thaler	=	100,0

Das Tauschverhältniß der Edelmetalle gestaltete sich nach Durchschnitten in den Jahren:

1501 — 1550	wie	1 : 11,25
1551 — 1600	⸗	1 : 11,50
1601 — 1650	⸗	1 : 12,50
1651 — 1700	⸗	1 : 14,50
1701 — 1750	⸗	1 : 15,10
1751 — 1800	⸗	1 : 14,83
1801 — 1820	wie	1 : 15,65
1821 — 1830	⸗	1 : 15,80
1831 — 1840	⸗	1 : 15,75
1841 — 1850	⸗	1 : 15,83
1851	⸗	1 : 15,46
1852	⸗	1 : 15,59
1853	⸗	1 : 15,33
1854	⸗	1 : 15,33
1855	⸗	1 : 15,36
1856	⸗	1 : 15,33
1857	⸗	1 : 15,25
1858	⸗	1 : 15,37

So ungünstig sich nun auch in den letzten 10 Jahren die Silberproduction im Verhältnisse zur Goldgewinnung gestaltet hat, so ist doch das Werthverhältniß beider Metalle erheblichen Schwankungen nicht unterworfen gewesen, das Silber hat unter diesen Umständen sogar einen noch sehr günstigen Stand gehabt. Während nämlich das durchschnittliche Verhältniß in den J. 1831—1847 in London 1 : 15,79 und in Hamburg 1 : 15,64 war, ist dasselbe an diesen beiden Hauptmetallmärkten Europa's im Durchschnitte der folgenden Jahre gewesen:

Jahr.	London.	Hamburg.
1848	1 : 15,84	1 : 15,12
1849	1 : 15,79	1 : 15,75
1850	1 : 15,73	1 : 15,61
1851	1 : 15,46	1 : 15,34
1852	1 : 15,59	1 : 15,42
1853	1 : 15,33	1 : 15,34
1854	1 : 15,33	1 : 15,22
1855	1 : 15,36	1 : 15,32
1856	1 : 15,33	1 : 15,31
1857	1 : 15,29	1 : 15,24

An der Börse zu Paris, wo dem Goldverkaufe der tarifmäßige Werth von 3437 Fr. 77 Cent. für 1 Kilogramm feinen Goldes zu Grunde liegt, wurde für je 1000 Fr. ein Aufgeld bezahlt im Januar

1846	10½
1847	16½
1848	15½
1849	9
1850	12½
1851	0
1852	0
1853	1
1854	2
1855	0
1856	5

Das Gold hatte 1846 den 15,64fachen, 1856 den 15,54 fachen Werth des Silbers in Barren.

In Frankfurt a. M. wurde nach den amtlichen Notizen der frankfurter Börse für die Mark feinen Goldes in Silber bezahlt:

im Jahre:	niedrigster Preis.	höchster Preis.
1844	373 Fl.	378 Fl.
1845	378 „	378 „
1846	378 „	378 „
1847	378 „	381 „
1848	380 „	382 „
1849	380 „	386 „
1850	382 „	386 „
1851	372 „	380 „
1852	370 „	384½ „
1853	379 „	381 „
1854	374 „	376 „
1855	373 „	376 „
1856	375 „	380 „
oder im Durchschnitt	375½ Fl.	380½ Fl.

Das Gold hatte demnach im Minimum den 15⅓fachen, im Maximum den 15½fachen Werth des Silbers.

Seit dem Jahre 1793, wo nach den Materialien der Münzgesetzgebung der Werth zwischen Gold und Silber wie 15,28 zu 1 normirt war, also in einem Zeitraume von 63 Jahren, ist daher das Verhältniß beider Metalle wenig geändert, und die Befürchtungen, welche die Ausbeutung der californischen und australischen Goldfelder hervorgerufen, haben sich als unbegründet erwiesen. Namentlich in den handeltreibenden Kreisen knüpften sich an diese Ereignisse verschiedenartige Erwartungen. Einige besorgten eine sofort eintretende und in rascher Progression fortschreitende Werthverringerung des Goldes und des Geldes überhaupt; andere meinten, die Hauptwirkung der enormen Zunahme an baarem circulirendem Medium werde sich in einer allgemeinen und anhaltenden Ermäßigung des Zinsfußes ändern. Die bisherige Erfahrung ist beiden Ansichten entschieden entgegengetreten. Die Werthverringerung des Goldes, in sofern sich diese der Natur der Sache nach in dem Werthverhältnisse desselben zum Silber geltend machen mußte, hat, mit einer geringen Schwankung zu Ende des Jahres 1850 ausgenommen, seitdem keine fernere erhebliche Progression gezeigt, und hinsichtlich der Werthverringerung des Goldes überhaupt, oder, was das Nämliche, der allgemeinen Steigerung der Preise, gehen die Ansichten darüber sehr aus einander, wie weit eine solche als allgemein und als erwiesen anzunehmen und noch mehr, ob selbige eine natürliche Folge der Vermehrung des Goldvorrathes oder vornehmlich nur durch Ausdehnung des Credits und der Speculationen herbeigeführt sei.

Der Vergleich, wie sich die Durchschnittspreise bei den verschiedenen Metallen in den Zeiten der lebhaften Speculation und dann der Reaction, sowie im ganzen Verlaufe gestaltet haben, erscheint für die Untersuchung über den Werth des Goldes in sofern beachtenswerth, als die Metalle unter den verschiedensten Verhältnissen und in weit von einander entlegenen Gegenden producirt werden. Das Werthverhältniß der verschiedenen Metalle war seit 1821, einfach nach dem Gewichte unter sich verglichen, gleich:

Jahr.	Gold.	Silber.	Kupfer.	Zinn.	Blei.	Zink.	Stabeisen.
	Pfund.						
1821—1830	1	15,80	1481	1497	—	—	12,259
1831—1840	1	15,75	1498	1747	8194	9450	15,242
1841—1850	1	15,83	1566	1731	7785	6849	16,761
1851	1	15,46	1560	1666	8185	9730	20,767
1852	1	15,59	1366	1535	8452	8937	20,335
1853	1	15,33	1197	1118	6159	6539	12,526
1854	1	15,33	1180	1097	5822	6187	12,103
1855	1	15,36	1134	1126	5256	6090	13,421
1856	1	15,33	1157	992	5797	5631	13,016
1857	1	15,25	1075	908	5743	4782	13,071
1858	1	15,37	1303	1135	6375	5764	14,874

Wenn bei Eisen, das in Schottland, Blei, das am Harze oder in Spanien, Kupfer, das in Schweden, Rußland oder in Chili, Zink, das in Schlesien und Zinn, das in Ostindien gewonnen wird, anhaltend und im Ganzen ziemlich ebenmäßig eine und dieselbe Tendenz der Preise hervortritt, so wird hier mehr als bei anderen Handelsartikeln zu der Annahme gedrängt werden, daß die Ursache einer solchen Preisveränderung in den wech-

selnden Productionsverhältnissen dieser Artikel zu suchen ist. Nach der obigen Uebersicht ist seit 1850—1857, d. h. seit der Ausbeutung der neuen Goldländer, der Werth der übrigen Metalle im Verhältnisse zum Golde gestiegen und nur das Eisen macht einigermaßen eine Ausnahme. Allein man kann nicht behaupten, daß die Preisveränderungen in einer Veränderung hinsichtlich des Werthes von Gold und Silber an sich, welche den gemeinsamen Maßstab der Preise abgeben, zu finden ist.

Der Einfluß der Goldzuflüsse ist vielseitig als außerordentliche Ursache der Preissteigerung fast aller Waaren in den Jahren 1849—1857 angegeben worden. Es sei, sagt man, eine Entwerthung des Geldes durch die zugeströmten Goldmassen vor sich gegangen. Bei Vergleichung der Preisreihen von jetzt mit denjenigen vom Jahre 1851 bemerkt man, daß das Niveau von 1850 viel niedriger ist als das von 1857 und 1858. Denkt man sich die Wechselwirkung so zwischen zwei communicirenden Röhren, daß, wenn in der einen Gold aufgegossen wird, das Niveau aller Preise in der anderen steigt, dann allerdings ist man zu der Annahme gezwungen, alle Preise zusammen müßten auf einmal gleichmäßig steigen. Die Uebersichten der Preisbewegungen der Jahre 1851—1857 (vergl. *Tooke*, History of Prices VI) zeigt vielmehr, daß dieselbe ungleichförmig und wirr durch einander erfolgt ist, und wenn in dieser verworrenen Bewegung ganz singulaire Agentien thätig gewesen scheinen, so kann hieraus noch nicht ein Proceß der Geldentwerthung durch Goldzuflüsse abgeleitet werden. Wenn in eine von zwei communicirenden Röhren Wasser zugegossen wird, so übt dies einen Druck auf die gesammte Flüssigkeitsmasse auf einmal aus und treibt unmittelbar das Niveau in der anderen Röhre in die Höhe. Nicht so kann es sich mit dem Drucke der Goldausbeute auf die vorhandene Zahlmittelmenge verhalten. Das Gold muß sich zuvor vertheilen und kann nur allmälig die Zahlungswaare allen anderen Waaren in verstärktem Angebote gegenüberstellen. Diese Vertheilung kann nur in demselben Wege vor sich gehen, wie alle Gütervertheilung, im Wege des gewöhnlichen Handels, im Wege des Angebotes gegen die Waaren der Länder, welche das Gold nicht produciren. In denjenigen Waaren, welche den Goldländern besonderes Bedürfniß sind, wird daher zuerst der geldentwerthende Einfluß erscheinen; indem viel Gold für dieselben gegeben wird, werden die Preise gesteigert. Die Länder, welche den Absatz nach den Golddistricten haben, vermehren wieder die Nachfrage nach Waaren, sowie das Angebot von Gold nach weiteren Verkehrskreisen und so fort und fort durch alle Gebiete des Consums und durch alle Länder verbreitet sich die geldentwerthende Wirkung, diffluirt das Gold und verbreitet seinen Druck auf den Geldwerth. Der australische „Golddigger" gräbt sich täglich 10 Dollars, damit zahlt er dem Krämer in Melbourne für die Elle Calico 20 Sgr. statt 10 Sgr., dem Getreideimporter den Quarter Weizen ums Dreifache, die Elle Tuch ums Vierfache theuerer als vorher. Der Kaufmann selbst, welcher theuerer kauft, lebt besser, zahlt Gesinde und Gehilfen, die Conjunctur lockt eine Menge Leute herbei, diese steigern durch Nachfrage die Exportspeculation, die Exportspeculation steigert die Aussicht des großen Gewinnes, die Production von Wollstoffen, Linnen, Baumwollstoffen, Hartwaaren u. s. w., diese gesteigerte Production vermehrt die Nachfrage nach Arbeitskräften bei vermindertem Angebote, dies erhebt die Löhne, die gestiegenen Löhne steigern nach allen Seiten den inneren Consum, die Nachfrage nach Brodstoffen, Fleisch, Bekleidungsstoffen, diese Nachfrage die Consumtionsfähigkeit der ackerbauenden Bevölkerung. Und so wirkt einer unendlichen Verkehrskette entlang der Einfluß des Goldes allmälig durch alle Preisverhältnisse. Viele jener scheinbar zufälligen, speciellen, eigenthümlichen Conjuncturen in der Gestaltung der Preise stellen sich bei genauer Betrachtung als einzelne Stadien im allmäligen Diffusionsprocesse des Goldes dar. Der Proceß geht geschilderter Maßen weder in einer gleichmäßigen Bewegung, noch ganz proportional mit der geförderten Goldmenge vor sich. Vermöge der Vermehrung des Verkehres, des Luxus u. s. w. nach allen Seiten wird allerdings auch der Bedarf an metallenen Zahlmitteln größer, das Gold verschlingt sich so zu sagen selbst. Ebenso wirken außerordentliche, metallverschlingende Verhältnisse, weitverbreitete Krisen, in welchen das Capital zu ruhendem Edelmetallgelde zerrinnt, die Creditgeldsurrogate durch Münzen zeitweilig ersetzt werden müssen. Andererseits kann die Preissteigerung eine Zeit lang wirklich durch außerordentliche Conjuncturen des Angebotes oder Absatzes, Fehlernten, Kriegsverbrauch oder Kriegssperre, durch natürliche und künstliche Störungen des Verkehres, wie durch plötzliche Ausdehnung der Verkehrsmittel, welche Angebot so sehr als Nachfrage reizen, vor Allem durch kaufmännische Ueberspeculation, stärker und intensiver sein, als sie es von Seiten der Vermehrung der Edelmetalle allein sein würde. Vollkommen denkbar ist es, daß der aus welchen Gründen immer wachsende Verkehr eine gewisse Steigerung der Edelmetallproduction vollkommen verdaut, daß diese sogar auf dem heißen Steine des steigenden Metallgeldbedarfes verpufft. Die anderen außerordentlichen geldverschlingenden Ursachen aber werden über kurz oder lang sich von einem so dauernden Factor der Preissteigerung, wie es die jetzige Goldproduction ist, losschälen und in ihrem Gebiete gewöhnlichen Conjuncturen Platz machen müssen. Es ist richtig, das Jahr 1851 war ein Jahr von ausnahmsweise hohen Waarenpreisen, und die Anhänger der englischen currency theory nahmen an, der Preis der Waaren richte sich nach der Menge der vorhandenen Umlaufmittel. Beim rein metallischen Geldwesen, folgerte man weiter, werde durch dieses volkswirthschaftliche Naturgesetz die gleichmäßige Höhe des Metallwerthes im einzelnen Lande herbeigeführt, indem Ueberfluß von Metall die Preise der Waaren steigere und so die Einfuhr von Waaren und die Ausfuhr des Metalles befördere, während Mangel an Metall grade das Gegentheil bewirke. Dieses naturgemäße Verhältniß werde aber durch ungeregelte Ausgabe von Banknoten, wie solche von der birminghamer Papierwährungsschule — paper currency shool — geduldet, ge-

stört. Außer den Banknoten ersetzt aber auch der Credit noch sonst in mannichfachster Gestalt die Edelmetalle.

An die Entdeckung der californischen und australischen Goldfelder knüpften sich eine Menge Befürchtungen. Die Menge des vorhandenen Vorrathes an Metallen wurde durch ihre Ausbeutung außerordentlich vermehrt. Allein die Umwälzung in den Productionsverhältnissen der Edelmetalle hat nur einen geringen Einfluß auf den Tauschwerth ausgeübt, und dadurch ist ein starker Beweis für dessen Stabilität gegeben. Locale Schwankungen werden immer fortbestehen, denn die edeln Metalle, Gold und Silber, sind und waren weiter Nichts als eine Waare. Daß sie Waaren sind, ist aber zugleich eine Bürgschaft, daß ihr moderner Werth vor großen Schwankungen ziemlich gesichert ist. Die Production mag steigen oder fallen, die Quantitäten der edeln Metalle im Besitze der Völker europäischer Gesittung werden immer trachten, sich im Gleichgewichte zum Bedarf des Verkehres zu erhalten. Die Strömungen an Gold und Silber aus Asien, Amerika und Australien nach unserem kleinen Continente und von diesem theilweise zu den Urquellen zurück, folgen wie die Flüssigkeiten den Gesetzen des Gleichgewichtes. Hätten die Quantitäten dieses Niveau bereits überschritten, wozu sie seit den Entdeckungen uralischer, sibirischer, californischer, nordamerikanischer und australischer Golderden eine gefährliche Neigung verriethen, so müßte schon jetzt erkennbar ihr Werth erschüttert worden sein. Da aber noch Nichts deutlich diese Erscheinung verkündet, so können die Quantitäten über den normalen, d. h. den säcularen Sättigungspunkt wahrnehmbar nicht gewachsen sein. Dies wäre aber unausbleiblich eingetreten, wenn die edeln Metalle nicht Waaren im strengwissenschaftlichen Sinne gewesen wären, wenn sie einen ideellen, künstlich erhöhten Werth besessen hätten. So bewirkte jedoch das Zuströmen von edeln Metallen nur ein Abströmen des Ueberflusses in anderer Richtung und die erhöhte Production hat daher bis jetzt noch keine Wertherschütterung dieser Waaren in den Gebieten der höchsten Cultur, sondern nur eine andere Vertheilung der Quantitäten erbeuteter edler Metalle auf den Erdkreis bewirkt. Daß die edeln Metalle, gleichviel ob geprägt oder ungeprägt, Nichts als eine Waare sind, das zeigen die Phänomene an einem der größten Beobachtungsinstrumente, der Bank von England, deren Metallvorräthe sich in normalen Verhältnissen entleeren und füllen, je nachdem der englische Wechselcours günstig oder ungünstig ist. Denn eben weil die edeln Metalle Waaren sind, dienen sie auch als Rimessen, und wo sich irgendwo Quantitäten derselben über den Bedarf ansammeln, da werden sie, wenn nicht irgend ein Gesetzgeber von getrübtem Verstande den Proceß der Natur durch künstliche Vorkehrungen gestört hat, rasch als Rimessen wieder außer Landes gehen.

Die Goldausbeute der Jahre 1851—1858 in Australien stellt einen Werth von 73,712,000 Pfd. St., oder 1842⅘ Mill. Frcs., oder 491½ Mill. Thaler dar. Für die Gesammtproduction Californiens aus den Jahren 1849 bis mit 1858 ist der Werth von 454,038,000 Dollars oder 90,807,000 Pfd. St., oder 2,270,190,000 Francs, oder 605⅓ Mill. Thaler anzunehmen, wenn den zur Verschiffung gekommenen Größen 10 Proc. als nicht ausgeführt oder ohne Declaration ausgeführt hinzugerechnet wird. Californien und Australien haben daher in den letzten 10 Jahren die Welt um nicht weniger als Milliarden Franken in Gold, oder 164½ Mill. Pfd. St., oder 1097 Mill. Thaler, oder 1920 Mill. Fl. rhein. bereichert. Dazu rechne man noch circa 20 Mill. Thaler Gold, die in Europa und in dem asiatischen Rußland, sowie in anderen mit den europäischen Nationen in Handel stehenden Ländern jährlich erzeugt werden, sodaß sich das zehnjährige Ergebniß noch um 200 Mill. Thaler vergrößert. Hat nun dieses ungeheure Zuströmen von Gold bisher auf das Steigen der Werthrelation zwischen Silber und Gold Einfluß gehabt? Man urtheile selbst. In London, wo Gold den Werthmaßstab bildet, war:

	Der Durchschnittspreis des Silbers (der Sterl. pro Unze Standardsilber).	Das durchschnittliche Verhältniß von Silber zu Gold (Unze Silber gegen Unze Gold).
1831 — 1840	59⅞ Pence	15,75 : 1
1841 — 1850	59 9/16 „	15,83
1851	61 „	15,46
1852	60½ „	15,59
1853	61½ „	15,33
1854	61½ „	15,33
1855	61⅜ „	15,36
1856	61½ „	15,33
1857	61 11/16 „	15,29
1858	61⅜ „	15,36
1859	61½ „	15,33

Und in diesen Verhältnissen bewegten sich die Edelmetalle, obgleich von 1851 bis Ende 1857 = 56⅔ Mill. Pfd. Sterling und bis Anfang 1859 etwa 80 Mill. Pf. St. in Silber, also fast die Hälfte des Werthes des in 10 Jahren in Californien und Australien erzeugten Goldes aus Europa nach Indien und China verschifft wurden.

In den sieben Jahren 1851—1857 wurden aus England nicht weniger als 62,097,397 Pfd. St. Gold und Silber, und darunter 56,677,333 Pfd. Silber meist nach Süd- und Ostasien ausgeführt. Im Jahre 1858 gingen im ersten Semester 16,170,920 Pfd. St. Gold und Silber ein und wurden 10,740,820 Pfd. St. wieder ausgeführt. Die 5½ Millionen, welche in England zurückblieben, bestanden nur in Gold, während alles Silber wieder ausgeführt wurde. In der ersten Hälfte des Jahres 1859 empfing England nicht weniger als 11,730,528 Pfd. Sterling in Gold und davon kamen folgende Summen aus den Goldproductionsländern:

Aus Rußland	1,083,789	Pfd. St.
Desgleichen über die Hansestädte	334,041	„ „
Westafrika	43,839	„ „
Australien	3,972,283	„ „
Mexico und Südamerika	1,146,624	„ „
Vereinigte Staaten (Californien)	3,881,847	„ „
Zusammen	10,462,523	Pfd. St.

Diese Goldmasse beträgt ⅕ dessen, was Californien und Australien in einem halben Jahre jetzt produciren. In England bleibt das Gold aber nicht, oder es bleibt nur ein kleiner Theil zurück, denn von den eingeführten 11¾ Millionen verließen 9,513,413 Pfd. St. das Land in mancherlei Richtungen. Der Hauptabnehmer ist Frankreich, welches nicht weniger als 8,301,265 Pfd. St. vom englischen Markte bezog, also mehr als ⅓ der halbjährlichen Goldproduction Californiens und Australiens.

Silber wurde im Betrage von 8,227,483 Pfd. St. eingeführt, davon aus Merico und Südamerika nur 1,806,902 Pfd. St. Der Rest von circa 6½ Millionen kam nicht aus Ursprungsländern, sondern floß aus der alten Silbercirculation anderer Länder zu, und zwar 4,092,802 Pfd. St. aus Frankreich und 1,055,009 Pfd. Sterling aus Belgien. Holland und die Hansestädte exportirten zusammen nach England ½ Mill. Pfd. St. mehr, als sie von dort bezogen. Die ganze britische Silberausfuhr betrug demnach im ersten Semester 1859 = 9,859,206 Pfd. St., also 1½ Millionen mehr als die Einfuhr, sodaß England früher angesammelte Vorräthe hat abfließen lassen müssen. Von dem Silber gingen allein 8,832,308 Pfd. St. über Suez nach Indien und China, wo eine große Vorliebe für das Silber herrscht.

Australien erzeugte in den letzten Jahren durchschnittlich 3 Mill. Unzen Gold oder etwas mehr als 11 Mill. Pfd. St.; Californien 52 Mill. Dollars oder 13 Mill. Pfd. St., beide zusammen also 24 Mill. Pfd. St. Gold. Von diesen 24 Mill. werden 15½ Mill. nach England verschifft und von dort wieder eine gleiche Menge an Frankreich abgegeben. Andererseits empfängt England aus Frankreich und Belgien durchschnittlich 10 Mill. Pfd. Sterling Silber (Fünffrankenthaler) und die Ausbeute der mericanischen und südamerikanischen Bergwerke von etwa 3½ Mill. Pfd. St. Dieses Silber, sowie andere 3½ Mill. Pfd. St. Silber aus den Mittelmeerhäfen Marseille, Malta, Corfu u. s., meistens wieder französische Fünffrankenthaler, nehmen ihren Weg nach Indien und China. Indem nun die Metalle diesen Pfad einschlagen, bewähren sie nur das von der Wissenschaft anerkannte Gesetz: „daß eine Waare stets den Markt aufsucht, wo sie am höchsten, und stets den Markt verläßt, wo sie gering geschätzt wird."

In Frankreich, das eine außerordentlich starke Goldausmünzung befördert, will die Münzordnung, daß das Silber nur den 15½theiligen Werth des Goldes habe, während es gegenwärtig allenthalben in den Staaten europäischer Cultur annähernd einen 15theiligen Werth des Goldes besitzt. Es schlägt aber den Weg nach Süd- und Ostasien ein, weil dort seit vorchristlichen Zeiten das Silber den zehnten, ungünstigen Falls den zwölften oder dreizehnten Theil des Goldes genossen hat. Das californische und australische Gold erreicht nach kurzer Rast in den englischen Bankkellern den französischen Markt, weil dort noch immer sein Rang 15½ mal höher steht als der des Silbers.

Da nun für jede Zufuhr von Metallwerthen in Gold ein Abfluß des beinahe gleichen Werthes in Silber eintritt und nur ein verhältnißmäßig kleiner Ueberschuß zurückbleibt, um die Summe der klingenden Zahlungsmittel zu vermehren, so konnte trotz der ungeheuren Ausbeuten an Gold in den letzten zehn Jahren nicht eintreten, was man gedacht hatte, nämlich eine europäische Entwerthung der edeln Metalle. Der Tauschwerth derselben, man betrachte die Metalle in ihrem Verhältnisse zu einander oder als Maßstab der Waarenpreise, ist keineswegs allein und hauptsächlich durch Vermehrung und Verminderung der Metallproduction bedingt. Dieser Tauschwerth wird ebenso sehr, bei den complicirten Einrichtungen und Wechselverhältnissen des jetzigen Völkerlebens, durch die zu- und abnehmende Bevölkerung und ihre Culturfortschritte, durch das von der Bevölkerung abhängige Bedürfniß eines wachsenden Circulationscapitales, durch die oft eintretende Nothwendigkeit baarer Geldversendungen und die Richtung derselben, durch die ungleiche Abnutzung beider edeln Metalle, durch die Masse des Papiergeldes, als Theil des Umlaufscapitales, einwirkend auf das neben ihm bestehende metallische Tauschmittel, bestimmt. Wir sehen, daß der Werth des Goldes gegen das Silber, sehr unbedeutende Schwankungen abgerechnet, im J. 1859 so hoch ist, wie im J. 1851, und im J. 1851 nicht erheblich sich unterschied von dem Durchschnitte der ersten Hälfte des laufenden, oder von der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. Der Strom, welcher das Silber aus England und Frankreich fortführte, besteht noch und Nichts deutet auf sein Verschwinden; es ist im Gegentheil wahrscheinlich, daß er mit großer Lebhaftigkeit sich wieder einstellen wird. Wir wissen, daß in den 7 Jahren 1851—1857 aus England und etlichen Mittelmeerhäfen nicht weniger als 56½ Mill. Pfd. St., 1858 und 1859 zusammen über 20 Mill. Pfd. St. Silber über Suez Europa verlassen haben, daß davon 56—60 Mill. Pfd. St. Silber aus Frankreich und Belgien hinweggeführt wurden. So lange aber noch in Frankreich 15½ Pfund Silber in der Form von Fünffrankenthalern gegen 1 Pfund Gold in der Form von Zwanzigfrankenstücken zu haben sind, so lange wird sich der Goldcours in der Nähe jener Werthrelation halten.

Wir haben allerdings in den letzten 10 Jahren fast überall Ueberhandel, Wechselmisbrauch, leichtsinniges Creditgeben, eine Steigerung fast aller Waarenpreise, kurz eine Handelsverwirrung getroffen, welche den eigenthümlichen Charakter einer Weltkrisis trug und welche vielseitig mit als eine Werthverringerung der Edelmetalle ausgegeben wurde. Es ist nicht zu leugnen, daß zu den allgemeinen Ursachen dieser Veränderungen in der Handelswelt auch die Goldentdeckungen und Goldausbeutungen gehören, welche neue große Absatzgebiete schufen, Lücken in den heimischen Arbeiterbevölkerungen machten und durch Ausdehnung der Unternehmungsgewinne die Consumtionsfähigkeit mit nie dagewesener Schnelligkeit und Ausdehnung vermehrten. Es sind ungeheure Mengen Goldes in Umlauf gekommen: in dem einen Jahre 1857 hat die pariser Münze allein Gold zum Werthe von 572,561,225 Franken — also täglich über 1½ Millionen — geprägt, in den acht Jahren von 1850—1857 sind allein 2,749,693,490

Franken französische Goldmünzen der Circulation übergeben, während davon in den 25 Jahren vor 1848 im Ganzen nur 1186 Millionen geprägt wurden. Die Goldausmünzung in Großbritannien hat in den Jahren 1848—1858 circa 60 Mill. Pfd. St., in den Vereinigten Staaten über 450 Mill. Dollars betragen, sodaß die Goldausmünzungen in diesen Staaten mit Frankreich zusammen die fabelhafte Summe von 1800 Mill. Thaler erreicht hat. Dazu rechne man über 200 Mill. Thaler, welche Rußland in Gold ausgemünzt hat, und es ist eine ungeheure Vermehrung der allgemeinen Goldcirculation eingetreten. Aber die Massen der edeln Metalle im Menschenbesitze sind so groß und täglichen Zerstörungen durch Abreibung der Münzen, durch völlige Verzehrung der Industrien, durch Verheerungen zu Land und Wasser ausgesetzt, daß ein beträchtlicher Zufluß fortdauern muß, damit das Volumen sich nicht verringere. Ist aber dafür gesorgt, daß die Schätze der gebildeten Völker bei einer gewissen Höhe immer wieder nach leeren Räumen abströmen, so ist es höchst schwierig, daß der Werth der edeln Metalle im Bereiche der europäischen Cultur plötzlichen oder bedeutenden Schwankungen ausgesetzt werde. Die Quantitäten vermehrter Goldproduction verschwinden, wie ein Unendlichkleines gegen die seit Jahrtausenden aufgehäufte und im Welthandel circulirende Masse, werde diese existirend als Münze gedacht oder verarbeitet zu sachlichem Gebrauchswerthe.

Um zu übersehen, wie sehr die Ausprägung der edeln Metalle zugenommen, geben wir folgende Uebersicht der in den Jahren 1849 und 1859 ausgeprägten Gold- und Silbermünzen, welche das londoner Bankjournal im J. 1860 veröffentlichte. Aus ihr geht hervor, daß Frankreich im J. 1859 mehr als das Doppelte des Werthes der Goldmünzen ausgeprägt als die Vereinigten Staaten trotz ihres Californiens, fast 5 mal so viel als England trotz seiner australischen Goldfelder, und fast 6 mal so viel als es 1849 selbst ausprägen ließ. Ueberhaupt wurden ausgeprägt in:

	Goldmünzen		Silbermünzen	
	im Jahre 1849. Francs.	im Jahre 1859. Francs.	im Jahre 1849. Francs.	im Jahre 1859. Francs.
Frankreich	91,397,849	532,258,064	80,645,108	5,376,344
Vereinigte Staaten	45,038,805	260,000,000	10,524,750	40,000,000
Oesterreich	11,602,720	24,967,580	43,855,435	140,282,315
Großbritannien	52,270,920	110,000,000	2,878,850	5,000,000
Merico	5,000,000	5,000,000	90,000,000	95,000,000
Rußland	63,168,690	85,000,000	14,032,875	10,000,000
Englisch Indien	17,743,500	28,750,000	52,256,500	56,250,000
Brasilien	40,000,000	45,000,000	5,000,000	7,500,000
Holland	—	—	26,882,435	29,573,170
Belgien	4,121,455	—	5,025,045	26,887,091
Peru	5,000,000	5,000,000	10,000,000	10,000,000
Columbia	2,500,000	2,500,000	7,500,000	7,500,000
Preußen	2,258,145	2,500,000	5,526,175	7,500,000
Verschiedene andere Länder	5,000,000	5,000,000	10,000,000	10,000,000
Summa tot.	345,102,084	1,105,976,444	364,127,673	450,868,950

Wie ungeheuer auch die Ausbeuten der Gold- und Silbergruben in den verschiedenen Ländern der Welt in früheren Zeiten gewesen sein mögen, so können sie doch keinen Vergleich mit denen der Neuzeit aushalten. Noch weniger können es die Ausbeuten an Kupfer-, Eisen-, Blei-, Zinn- und Zinkerzen, und nicht minder bedeutungsvoll sind die Zahlen, welche den Werth jener Production ausdrücken, d. h. den Handelswerth, wie er an den bedeutendsten Gold- und Metallmärkten notirt wurde. Im J. 1854 war die gesammte Metallproduction der Welt an:

Gold	=	481,950 Troy-Pfd.	=	179,886 Kilogr.	=	119,523,600 Doll.
Silber	=	2,695,200 " "	=	1,041,898 "	=	47,443,200 "
Quecksilber	=	4,200,000 Avoir d. p. Pfd.	=	7,905,109 "	=	2,100,000 "
Zinn	=	13,660 Tons	=	13,660,000 "	=	8,196,000 "
Kupfer	=	56,900 "	=	56,900,000 "	=	34,140,000 "
Zink	=	60,550 "	=	60,550,000 "	=	6,660,500 "
Blei	=	133,000 "	=	133,000,000 "	=	15,295,000 "
Eisen	=	5,817,000 "	=	5,817,000,000 "	=	145,425,000 "
		Zusammen	=	6,090,236,893 Kilogr.		378,783,300 Doll. = 545,447,952 Thlr.

Hiernach berechnet sich

1 Troy-Pfund Gold auf	=	248 Doll.	=	357,12 Thlr.
1 Kilogramm Gold	=	664,44 „	=	956,79 „
1 Troy-Pfund Silber	=	16,00 „	=	23,04 „
1 Kilogramm Silber	=	42,86 „	=	61,72 „
1 Avoir du p. Pfund Quecksilber	=	0,5 „	=	0,72 „
1 Kilogramm	=	1,102 „	=	1,578 „
1 Centner (50 Kilogramm) Zinn	=	30,0 „	=	43,20 „
1 Centner „ Kupfer	=	30,0 „	=	43,20 „
1 Centner „ Zink	=	5,5 „	=	7,92 „
1 Centner „ Blei	=	5,75 „	=	8,28 „
1 Centner „ Eisen	=	1,25 „	=	1,80 „

Aus diesen Preisangaben läßt sich der gegenseitige Werth der Metalle ersehen und ermitteln, wie viel Gewichtseinheiten des einen Metalles man mit einer des anderen kaufen kann. Man kauft z. B., wie aus nachfolgender Tabelle ersichtlich wird, mit 1 Kilogr. Gold 26,577 Kilogr. Eisen, mit 1 Kilogr. Eisen aber nur 0,0000376 Kilogr. Gold.

Man kauft mit:

Gold	Silber	Quecksilber	Zinn	Kupfer	Zink	Blei	Eisen
1,00	15,50	602,89	1107,40	1107,40	6040,34	5777,71	26577,60
0,0645	**1,00**	38,89	71,44	71,44	389,65	372,70	1714,44
0,00166	0,0257	**1,00**	1,837	1,837	10,02	9,58	44,10
0,000903	0,0139	0,544	**1,00**	1,00	5,45	5,22	24,00
0,000903	0,0130	0,544	1,00	**1,00**	5,45	5,22	24,00
0,000166	0,00256	0,0998	0,1833	0,1833	**1,00**	0,956	4,40
0,0001738	0,002683	0,10434	0,1916	0,1916	1,046	**1,00**	4,60
0,0000376	0,000584	0,02268	0,04167	0,04167	0,2272	0,2174	**1,00**

Bei der Gesammtproduction und dem Gesammtwerthe sind die genannten Metalle in folgenden Procentverhältnissen betheiligt:

	Procente dem Gewichte nach	Procente dem Werthe nach
Gold	0,003	31,555
Silber	0,018	12,525
Quecksilber . . .	0,031	0,554
Zinn	0,225	2,164
Kupfer	0,935	9,013
Zink	0,995	1,758
Blei	2,186	4,038
Eisen	95,607	38,393
	100,000	100,000

Die Zahlen der ersteren dieser beiden Spalten lassen sich auch ausdrücken, indem man sagt, auf 1 Kilogr. Gold werden gefunden und ausgebracht:

6,16	Kilogr.	Silber
10,60	„	Quecksilber
75,90	„	Zinn
316,30	„	Kupfer
336,60	„	Zink
739,30	„	Blei
32337,10	„	Eisen.

Vergleicht man diese auf die relative Menge des Vorkommens der genannten Metalle bezüglichen Resultate mit denen des gegenseitigen Werthes der Metalle, so läßt sich dadurch die Frage beantworten, ob der Handelswerth mit der Häufigkeit des Vorkommens im Verhältnisse steht, oder dieses etwa allein, wie man glauben könnte, den Preis bestimmt. Letzteres findet durchaus nicht statt. Wie sehr das Erstere der Fall ist, wird durch nachfolgende Zahlenreihen leicht ersichtlich, wovon die vordere die Werthe der Metalle, die mittlere dagegen das Vorkommen derselben im Verhältnisse zum Eisen veranschaulichen. Die dritte, aus der Combination der beiden vorderen entstanden, ist in sofern die belangreichste, als sie das Misverhältniß klar macht, welches zwischen der Häufigkeit des Vorkommens und dem Handelswerthe der Metalle besteht.

	Multiplum des Preises der Metalle gegen den des Eisens:	Häufigkeit des Vorkommens gegen das des Eisens, d. h. gegen 1 Kilogr. Eisen werden producirt:	Verhältniß zwischen Preis und Vorkommen, d. h. der Preis ist höher als es der Häufigkeit des Vorkommens entspricht, um das
Gold . . .	26577,6	1/32337,1 Kilogr.	1,21 fache
Silber . .	1714,4	1/5249,5 „	3,06 „
Quecksilber	44,1	1/3050,7 „	69,18 „
Zinn . . .	24,0	1/426,0 „	17,75 „
Kupfer . .	24,0	1/102,2 „	4,26 „
Zink . . .	4,4	1/96,0 „	21,82 „
Blei . . .	4,6	1/43,7 „	9,50 „
Eisen . . .	1,0	1/1,0 „	1,00 „

Läßt man auch hier den nationalökonomisch wichtigen Satz gelten, daß der Preis der überhaupt werthhabenden Producte auf dem Weltmarkte in erster Linie von ihrer Menge und erst in zweiter von ihrer Brauchbarkeit abhängig ist, und gibt man zu, daß diese Bedingungen bei dem Eisen erfüllt sind, so folgt aus obigen Zahlen, daß neben dem Eisen das Gold das relativ wohlfeilste Metall ist. Ihm zunächst steht das Silber, darauf folgt das Kupfer. Blei, Zinn und Zink werden weit über ihren reellen Werth bezahlt, am höchsten von allen aber das Quecksilber, dessen Preis 69,18 mal höher steht, als dem Vorkommen dieses Metalles entspricht. (*C. Reinwarth.*)

VII. Materia medica.

Das Gold wurde von den arabischen Aerzten und den Alchemisten, weiterhin von den Paracelsisten in mannichfachen, zum Theil sehr zusammengesetzten Formen als Heilmittel benutzt, kam aber allmälig fast ganz in Vergessenheit, bis zu Anfang des 19. Jahrh. Chrestien in Montpellier und Mitchill in New-York demselben neuerdings einen therapeutischen Ruf zu verschaffen wußten. Gleichwol sind die physiologischen Wirkungen des dem Körper einverleibten Goldes auch jetzt noch nicht mit hinreichender Genauigkeit festgestellt. Dem anhaltenden Gebrauche kleinerer medicinischer Dosen wird eine reizende, den Vegetationsproceß belebende Wirkung zugeschrieben, die sich namentlich durch Vermehrung des Appetits, der Diurese und auch wol der Diaphorese und im Besondern auch noch durch stärkere Salivation kund gibt. Es soll ferner eine gewisse Erregtheit des Nervenlebens hervortreten, auch wol eine aphrodisiakalische und eine emmenagogische Wirkung. Nach einer 3—4 Wochen fortgesetzten Einwirkung solcher kleinen Dosen soll dann eine fieberhafte Erregtheit des Organismus zur Erscheinung kommen, nämlich Unruhe, Gliederschmerzen, Kopfschmerzen, febrilischer Puls, Schlaflosigkeit, Sedimenta lateritia im Harne, Speichelfluß, Diarrhöe.

Größere Gaben der löslichen Goldpräparate wirken nach Art der corrosiven Gifte auf die Verdauungsorgane: es kann Gastritis oder Gastroenteritis entstehen, die sich wol bis zum tödtlichen Ausgange steigert.

Von der Einführung des Goldes in die Venen beobachtete Orfila raschen Tod. Das Blut fand er dann ungewöhnlich dunkel gefärbt, die Lungen mit Blut überfüllt und stellenweise hepatisirt.

Die therapeutische Anwendung des Goldes, die gegenwärtig eine sehr eingeschränkte ist, wurde für folgende Fälle empfohlen: a) Als Alterans, und zwar vorzugsweise bei secundairen und tertiairen Syphilisformen, wo die Haut und die Knochen besonders leiden, zumal wenn Mercurialia bereits erfolglos angewendet wurden; außerdem aber auch bei skrofulösen Verhärtungen und atonischen Drüsenanschwellungen, sowie bei chronischen Hautaffectionen und bei Knochenleiden. Auch die Empfehlung gegen Gicht stützt sich auf die alterirende Wirkung. b) Als Diureticum bei Hydropsien. c) Als Emmenagogum bei Amenorrhöe ohne sonstige Störung der Geschlechtstheile. d) Als Nervinum bei Hypochondrie und Melancholie. Auch die Homöopathie bedient sich des Goldes gegen diese Krankheitsformen. e) Selbst als Stomachicum bei manchen Fällen von Dyspepsie.

Die Goldpräparate werden in sparsamer Dosis (1 bis 3 Mal in 24 Stunden) und nur zu 1/16 bis 1/2 Gran pro die verabreicht, am besten in Auflösung, auch wol in Pillen- oder Pastillenform, weniger passend in Pulverform. Nach Chrestien's Vorgange benutzt man auch wol statt der innerlichen Verabreichung das Einreiben der Goldpräparate in die Zunge und in die Mundschleimhaut, wobei die der Quecksilberwirkung analoge vermehrte Salivation eher und stärker einzutreten pflegt als beim innerlichen Gebrauch. Das Goldpräparat wird mit der 3—10fachen Gewichtsmenge Amylum oder Semen Lycopodii oder Rad. Iridis florentinae versetzt und das Einreiben in die Mundtheile muß einige Minuten andauern; der dabei reichlich fließende Speichel soll aber verschluckt werden. Uebrigens ist nicht zu vergessen, daß die löslichen Goldsalze die Zähne schwärzen. Auch in die Schamlippen ist das Gold bisweilen eingerieben worden.

Zum äußerlichen Gebrauch bei Geschwülsten, Verhärtungen, Geschwüren, selbst bei chronischen Ophthalmien rechnet man 1 bis 2 Gran der Goldpräparate auf 1 Drachme Fett oder auf 1 Unze Wasser.

Als Causticum ist das Goldchlorid in concentrirterem Zustande in Gebrauch gekommen.

Vergiftungen durch Goldpräparate würden im Ganzen, sowie die Vergiftungen durch andere corrosive Metalle zu behandeln sein; bei Chlorgold namentlich wären Eierlösung, Milch, eine Lösung von Eisenvitriol in Anwendung zu ziehen.

Folgende Goldpräparate sind in Gebrauch gekommen:

Aurum praecipitatum s. *Aurum metallicum purum* (reines Gold). Käufliches Gold wird in Salpetersalzsäure gelöst und daraus durch Eisenvitriol als ein zimmetbraunes Pulver niedergeschlagen. Auch kann man ein Goldpulver (Or divisé nach Chrestien) erhalten, wenn reines Gold mit Quecksilber amalgamirt wird und dann eine das Quecksilber lösende Säure auf das Amalgam einwirkt, wo sich das Gold als Pulver niederschlägt. Uebrigens kann schon das von holländischen Dukaten durch Feilen erhaltene Gold (Limatura auri, Aurum limatum s. pulveratum) als ein zur therapeutischen Benutzung genügend reines Gold verwendet werden. Als mildestes Goldpräparat hat man das Goldpulver zu 1/4—2 Gran pro dosi in Pulver- und Pillenform oder auch iatroleptisch angewendet. Legrand läßt 5 Gran Goldpulver mit 3 1/2 Unzen Mel despumatum versetzen und davon früh und Abends einen Theelöffel voll nehmen. Magendie hat das Goldpulver auch endematisch in Anwendung gebracht.

Aurum foliatum (Blattgold) wurde sonst vielfach zum Vergolden von Pillen benutzt, sowie auch zum Plombiren der Zähne auf kaltem Wege. Auch hat man kleinere Wunden mit Blattgold bedeckt, sowie entzündete und eiternde Brustwarzen. Misbräuchlich wurden man-

chen ältern Pulverformen, z. B. dem sogenannten Markgrafenpulver, zerkleinerte Goldblättchen zugesetzt, lediglich zu dem Zwecke, das Aussehen des Pulvers dadurch zu verbessern.

Aurum oxydatum s. *Peroxydum auri* (Goldoxyd) fällt beim Zusatz von Alkalien oder von Magnesia zu Goldchloridlösung als ein braunes oder gelbliches unlösliches Pulver nieder. Man zählt es zu den mildern Goldmitteln.

Aurum muriaticum s. *oxymuriaticum* s. *chloratum*, *Chloridum auri* (Chlorgold, salzsaures Gold, Goldchlorid) bildet orangegelbe Krystalle (Crystalli solares), die in Wasser, Weingeist und Aether leicht löslich sind, an der Luft leicht zerfließen und auch wol durch Lichteinwirkung zersetzt werden. Es ist deshalb ein unsicheres Präparat, das zum innern Gebrauch am besten einfach in destillirtem Wasser gelöst wird. — Das Goldchlorid färbt die Haut und die Haare purpurroth. Es wirkt stark ätzend und wird deshalb auch in Frankreich als Caustique doré (Aetzgold) bezeichnet. Récamier und Andere haben von der ätzenden Wirkung beim Krebs, im Besondern beim Gebärmutterkrebs, beim Lupus Gebrauch gemacht. Es werden 6 Gran Goldchlorid in 1 Unze Königswasser gelöst und dieses flüssige Aetzmittel wird mittels eines Charpiepinsels auf die carcinomatöse Stelle aufgetragen. Es entstehen einige Stunden hindurch heftige Schmerzen und nach 24 Stunden hat sich ein Schorf gebildet, der sich etwa nach einer Woche abstößt, worauf die Aetzung wiederholt wird. In dem von Landolfi gegen Krebsformen angewandten Aetzmittel ist neben Chlorbrom, Chlorzink und Chlorantimon ebenfalls das Goldchlorid enthalten.

Auro-Natrium chloratum, *Aurum muriaticum natronatum*, *Chloretum auri cum Chloreto natrii*, *Aurum sesquichloratum natronatum* (Chlorgoldnatrium, salzsaures natronhaltiges Gold, Natriumgoldchlorid), das einzige in der preußischen Pharmakopöe aufgenommene eigentliche Goldpräparat, wird im Allgemeinen durch Mischen von Goldchloridlösung mit Chlornatrium bereitet und bildet ein gelbes, an der Luft feucht werdendes, in Wasser leicht lösliches Pulver. Wegen der leichten Zersetzbarkeit vermeidet man gern jeden Zusatz organischer Substanzen, und man gibt es am einfachsten mit Aqua destillata in gefärbten Gläsern. Von diesem Präparate gilt vorzugsweise dasjenige, was oben über die Dosis der Goldpräparate bemerkt wurde, und man benutzt dasselbe vorzugsweise, wo es sich um Anwendung von Gold handelt.

Aurum cyanatum, *Cyanidum auri* (Cyangold, Goldcyanid), durch Vermischen von Goldchlorid mit Cyankalium erhalten, bildet ein gelbes unlösliches Pulver und wird zu den mildern Goldpräparaten gerechnet.

Aurum jodatum, *Jodidum auri* (Jodgold), ein durch Fällung des Goldchlorids mit Jodkalium bereitetes gelbgrünes, schwerlösliches Pulver, soll zu den heftiger wirkenden Goldpräparaten gehören.

Aurum fulminans s. *Ammonium auratum* (Knallgold, goldsaures Ammoniak) wurde von Plenciz und de Haen häufig einer aus Rhabarber, Calomel und Squillertract bestehenden Pillenmasse zugesetzt, die sie gegen die nach Scharlach entstandene Hautwassersucht anwendeten.

Chloretum auri et ammonii (Goldammoniumchlorür), sowie

Purpura mineralis Cassii s. *Stannatum auri* (Goldpurpur) sind ebenfalls zu therapeutischen Versuchen benutzt worden. (*Fr. Wilh. Theile.*)

Goldader, Goldaderfluss, Goldaderknoten } s. Hämorrhoiden.

GOLDALTER. Wie die Sagen fast aller Völker von einem verlorenen goldenen Zeitalter der Menschen reden, dadurch ein Herabsinken vom Gipfel früherer Vollendung wehmüthig ausdrückend, so redet auch die Edda von einem solchen Zeitalter ihrer durchaus menschlich gefaßten Götter. Nach der Schöpfung des Himmels und der Erde und der Anordnung des Laufes der Gestirne „versammelten sich," wie es in der Völuspâ Str. 7 und 8 heißt, „die Asen auf dem Idafelde, Heiligthum und Hof hochauf sie zimmerten, Kraft strengten sie an, Kraft versuchten sie, Essen legten sie an, Kleinode schmiedeten sie, Zangen schufen sie und verfertigten Geräth. Bret spielten sie im Hofe, fröhlich waren sie, es fehlte ihnen durchaus Nichts aus Gold [1]), bis kamen drei Riesentöchter, übermächtig, aus Riesenheim." Unmittelbar hierauf folgt nun die Erzählung von der Schöpfung der Zwerge und des ersten Menschenpaares. Dieses Zeitalter — in dem die Götter, nachdem sie ihren Wohnsitz im Mittelpunkte des Universums genommen, ihre Götterburgen sich daselbst erbauen, in harmloser Unschuld, ohne weitere schöpferische Thätigkeit nach Außen und Sorge darüber, sowie ohne eine Ahnung davon zu haben, daß sie einer höhern, mächtigern Weltordnung unterworfen sind, Bret spielen, fröhlich dahin leben und sich ihres goldenen Gerätheş freuen — ward, wie Snorri Gylfaginning c. 14 berichtet, das Goldalter genannt. Mit Zugrundlegung jener Strophen der Völuspâ beschreibt er dasselbe also: Da sprach Gangleri: Was that Allvater, als Asgard erbaut war? Har antwortete: Im Anfange setzte er Herrscher ein und gebot ihnen, mit ihm zu richten über das Schicksal der Menschen und zu walten über die Anordnung der Burg: das war an dem Orte, der Idafeld heißt, inmitten der Burg. Ihr erstes Werk war, einen Hof zu erbauen, worin ihre Sitze standen, deren waren zwölf außer dem Hochsitze Allvaters. Dieses Haus ist das bestgearbeitete und größte auf der Welt, ganz ist es innen und außen wie gediegenes Gold; diese Stätte nennen Menschen Gladsheim [2]). Sie bauten noch einen andern Saal, das war das Heiligthum, welches die Göttinnen besaßen und es war sehr schön;

1) d. h. alle ihre Geräthe waren aus Gold verfertigt. Falsch übersetzt Simrock: und kannten die Gier des Goldes noch nicht.
2) Hier erhob sich auch Walhalla, die mit goldenen Schilden bedeckt war (Gylfaginning c. 2) und vor welcher der Hain Glaser stand, dessen Blätter aus rothem Golde waren (Skâldskaparmâ c. 34).

dieses Haus nennen Menschen Wingolf. Darnach legten sie Essen an und machten dazu Hammer und Zange und Amboß und hernach alles andere Geräth und darauf bearbeiteten sie Erz, Gestein und Holz und eine große Menge des Erzes, welches Gold heißt, sodaß sie alles Geräth von Gold hatten. Und diese Zeit wird Goldalter genannt, bevor es vernichtet wurde durch die Ankunft der Frauen: diese kamen aus Riesenheim.

Demnach unterscheidet sich das goldene Zeitalter des nordischen Mythus von dem des griechischen dadurch, daß jener nach Snorri's Ueberlieferung es mit wirklichem Golde ausfüllte und darnach benannt sein ließ, während es in diesem nur bildlich davon den Namen führte. Die Beendigung des Zustandes der harmlosen, heitern Unschuld, in welchem nach der Völuspâ die Götter jenes Zeitalter verlebten und welchen sie bei der Wiedergeburt der Welt und der Götter sich erneuern läßt, indem sie Str. 59 davon also singt: „Da werden sie wieder die wundersamen Goldtafeln im Grase finden, welche sie in den Urtagen hatten, der Herrscher der Götter (Odin) und Fiölnir's (Odin's) Geschlecht" — erforderte aber die Vollendung der Schöpfung; denn durch das Erscheinen der Nornen erwachten die Götter zu neuer Thätigkeit und schufen nun die Geschlechter der Zwerge und das erste Menschenpaar (Völuspâ Str. 9 fg.; Gylfaginning a. a. O.). In Wirklichkeit ging jedoch das goldene Zeitalter erst durch ihre Goldgier vollends verloren, indem dadurch das Böse, welches nach der Vorstellung der Völuspâ den Untergang der Welt und der Götter herbeiführt, Wurzel faßte und sich immer weiter ausbreitete [3]).

Unsere teutschen Ueberlieferungen, welche von einem goldenen Zeitalter der Götter reden mochten, sind nicht auf uns gekommen, wol aber wissen die uns erhaltenen Sagen von den sich meist in Bergen und Brunnen befindenden irdischen Wohnungen der Götter und Göttinnen fast ebendasselbe zu berichten, was Snorri von ihren himmlischen Wohnungen überliefert; denn auch hier schimmert und leuchtet Alles von Gold und unermeßliche Haufen dieses edelsten Metalles befinden sich in denselben. Ausführlicher schildert aber das Mährchen die Paläste der Götter, in welchem dieselben unter dem Namen das Goldschloß oder das goldene Königreich vorkommen. Alles, was sie hier umgibt, ihr ganzes Geräth ist aus Gold [4]). (*A. Raszmann.*)

GOLDAMMER ist der Name der bei uns gemeinsten Ammerart, Emberiza citrinella (s. d. Art. Emberiza). (*Giebel.*)

GOLDAP, 1) Kreis von 17,82 □Meilen und 30,000 Einwohnern mit der gleichnamigen Kreisstadt Goldap an dem Flusse Goldap im preußischen Regierungsbezirke Gumbinnen. Die Stadt soll nach einigen Angaben im J. 1570 erbaut sein, nach andern schon im J. 1565 vom Markgrafen Albrecht zur Stadt erhoben sein. Sie hat gegen 4000 Einwohner, eine Superintendentur, ein Gymnasium, Methbrauerei und treibt Viehhandel.

2) Fluß im Regierungsbezirke Gumbinnen, entspringt an der Grenze von Litthauen bei dem Dorfe Gerbas, fließt von da in nördlicher Richtung, verstärkt sich durch den Abfluß einiger Seen, namentlich des Hohensee und Schon-Jarcken, nimmt dann westliche Richtung an, durchströmt den See Romitten, fließt hierauf nach der Stadt Goldap, wendet sich bis Sudau südlich, dann an dessen Nordseite westlich und verliert sich endlich in den Angerap, einen Abfluß des Mauersees, der durch einen Kanal mit dem Spirdingsee verbunden ist. (*H. E. Hössler.*)

Goldarbeiten, s. d. Art. Gold S. 183.

GOLDAST VON HAIMINSFELD (Melchior), einer der ersten und verdienstvollsten Begründer des Staatsrechtes des teutschen Reiches, geb. 1578 im Thurgau in der Schweiz auf einem Gute, welches Espe genannt wird. (In der Nähe von Frauenfeld ist ein Dörfchen Esli.) Das Geschlecht Goldast, auch Goldinast, war zu Constanz und Bischofzell verbürgert und soll nach einer Sage durch einen Edelmann aus Tyrol nach Constanz verpflanzt worden sein. Goldast's Vater hatte sich nach der Eroberung von Constanz durch die Oesterreicher 1548 nach Bischofzell geflüchtet. Den Zunamen Haiminsfeld oder Haimenfeld führte das Geschlecht von einem Dörfchen im Thurgau, das in der Volkssprache Hamisfeld heißt. Es ist unbekannt, ob es dort eine Besitzung hatte oder aus welchen Gründen die Goldaste diesen Zunamen führten. Ihre adelige Geburt, auf welche Goldast Anspruch machte, wurde jedoch bezweifelt. Eine Vertheidigung derselben erschien unter dem Titel: Earini Gruberi Prupergasia Goldastiados sive de nobilitate familiae Goldastinae in stemmate Haiminsfeldiano. (Francof. 1613. 4.) (Der Verfasser soll Josua Maaler der Jüngere, Pfarrer zu Glattfelden im Canton Zürich, sein.) In seinen Briefen unterschreibt er sich bald M. Goldastus ab Haiminsfeld, bald M. Haiminsfeldius Goldastus, bald M. Goldastus Haiminsfeldius, zuweilen Melchior von Haiminsfeld genannt Goldast. Dieselbe Verschiedenheit findet sich auf den Titeln seiner Schriften. In einer Dissertation: De libris Aristotelis acroamaticis et exotericis, welche er unter dem Präsidium von Philipp Scherb zu Altdorf vertheidigte, nennt er sich Melchior Goldinastus. — Den ersten Unterricht erhielt er zu Bischofzell und kam von da auf die Schule zu Memmingen. Dann studirte er die Rechtswissenschaft zu Ingolstadt, wahrscheinlich 1595 und 1596, hierauf zu Altdorf. Hier wohnte er bei Rittershusius, konnte aber wegen der Armuth seiner Mutter, deren Gatte früh scheint gestorben zu sein, das Kostgeld nicht bezahlen und sah sich im Mai 1598 genöthigt, Altdorf zu verlassen. Im September 1599 findet sich indessen, daß Rittershusius bezahlt war. Er hielt sich nun einstweilen bei seiner Mutter zu Bischofzell auf, in großer Verlegenheit wegen einer Anstellung. Da er reformirt war, so verweigerte ihm der Bischof von Con-

3) Siehe die Artikel Gullveig und Götterdämmerung. 4) Siehe die reichhaltige Sammlung über diesen Gegenstand in Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie II, 69—84.

stanz, unter dessen Botmäßigkeit Bischofzell stand, die Bewilligung zur Rechtspraxis. Endlich 1599 nahm sich Doctor Schobinger zu St. Gallen, ein wohlhabender Mann, der sich viel mit historischen Studien beschäftigte, seiner an. Er berief Goldast nach St. Gallen, wo dieser durch Forschungen in der reichen Klosterbibliothek und in einigen benachbarten Klöstern denjenigen Weg betrat, auf welchem er sich nachher so großen Ruhm erworben hat. Unterstützt von Schobinger begab er sich dann im October 1599 nach Genf, wo ihn der ausgezeichnete Jurist Jacob Lectius aufnahm und ihm die Leitung zweier Zöglinge anvertraute. Auch Dionysius Gothofredus begünstigte ihn. Durch Lectius erhielt er 1603 eine Secretairstelle bei dem Herzoge von Bouillon und kam in dessen Gefolge nach Frankfurt und Heidelberg. An letzterem Orte soll er damals den juristischen Doctorgrad erhalten haben; indessen legt er sich diesen Titel nirgends bei. Bald aber wurde er vom Herzoge wieder entlassen, wie es scheint, weil er sich in die Verhältnisse nicht gut zu fügen wußte. Im Juni 1603 findet man ihn wieder bei Schobinger. Im folgenden Jahre war er als Hauslehrer bei dem Freiherrn von Hohensar zu Forsteck, wo er aber auch nicht lange blieb. Durch Schobinger's Tod (gest. 1605) verlor er seine einzige Stütze. Als er sich dann zu Bischofzell niederlassen wollte, wurde er durch die Verfolgungen des Bischofs von Constanz und des Abtes von St. Gallen vertrieben. Er begab sich nun 1606 nach Frankfurt am Main und nährte sich kümmerlich von Correcturen und literarischen Arbeiten. Zugleich sammelte er mit rastloser Thätigkeit Urkunden und andere öffentliche Acten aus Archiven und Bibliotheken; aber seine Bemühungen, irgendwo eine Stelle mit einer fixen Besoldung zu erhalten, waren vergeblich. Er hatte sich durch entschiedenes Auftreten gegen die Anmaßungen des römischen Hofes in Reichssachen und durch freimüthige Aeußerungen schon viele Feindschaften zugezogen, und zwar nicht blos von Seiten der Jesuiten, sondern auch mancher Glaubensgenossen, denen er auf einzelne Dogmen zu wenig Werth zu legen schien. Im J. 1600 war zu Zürich erschienen: *Justi Lipsii* De duplici concordia oratio, non prius edita. (Tiguri 1600.) (Bayle und nach ihm Niceron sagen, auf dem Titel stehe Leyden als Druckort und gaben den Titel so an: De duplici concordia litterarum et religionis. Dies scheint irrig; es müßte denn auch zu Leyden ein Abdruck stattgefunden haben; zu Darmstadt wurde allerdings die Rede wieder nachgedruckt.) Die nur 20 Seiten füllende Rede handelt zuerst von der Concordia in der Schule, wo der Verfasser das wilde, sittenlose Leben der Studenten zu Jena heftig tadelt, wodurch die zu den Studien nöthige Eintracht gestört werde. Dann ist von der Eintracht in der Kirche die Rede. Der Verfasser tadelt dort die dogmatischen Streitigkeiten über Nebensachen und die dadurch in der Kirche erregten Zerwürfnisse. Nach der auf dem zweiten Blatte befindlichen Ueberschrift soll Lipsius die Rede gehalten haben: Jenae in promotione Magistrorum, 28. Julii 1574. Es war aber dies grade das Jahr, wo die Verfolgungen gegen die Kryptocalvinisten in Sachsen begannen, und es ist daher sehr begreiflich, daß ein Professor zu Jena sich zu einer Ermahnung zur Mäßigung in solchen Nebendingen veranlaßt glaubte. Allein die Verhältnisse von Lipsius hatten sich seither so geändert, daß er, auch wenn er wirklich der Verfasser war, diese Rede nicht mehr anerkennen konnte. Bekanntlich war Lipsius zuerst Katholik, dann, als er Professor zu Jena war, scheinbar eifriger Anhänger der augsburgischen Confession, dann als Professor zu Leyden Calvinist, endlich als Professor zu Löwen wieder bigotter Katholik. Eine Rede aber, worin die augsburgische Confession gepriesen und die Greuel der Bartholomäusnacht scharf mitgenommen werden, hätte ihn zu Löwen wenig empfohlen. Er leugnete daher die Urheberschaft und erhob später gegen Goldast, der die Rede zum Druck soll befördert haben, Klage beim Magistrat zu Frankfurt, als habe er seinen Namen misbraucht. Man hat aus dem Style zu beweisen gesucht, daß Lipsius nicht der Verfasser sei; allein dieser Beweis, in welchen sich viel Religionseifer mischte, ist nicht überzeugend geführt worden. In einem Briefe an Hortleder vom 16. März 1613 (in *Senkenberg*, Selecta juris p. 378) behauptet Goldast, er habe nicht um den Abdruck der Rede gewußt. Die Wahrheit dieser Behauptung muß dahingestellt bleiben, und man könnte vermuthen, daß Goldast die von Lipsius vorgetragenen Gedanken in Form einer Rede gebracht und sie so habe abdrucken lassen. Noch größere Feindschaft, besonders von Seiten der Jesuiten, zog Goldast das Idolon Hallense zu. Lipsius hatte, wol den Jesuiten zu Liebe, 1603 eine Schrift herausgegeben: Diva virgo Hallensis, beneficia ejus et miracula fide atque ordine descripta, eine Sammlung der elendesten Mährchen und Legenden. Dagegen erschien: Dissertatio de Idolo Hallensi Justi Lipsii mangonio et phalerio exornato atque producto, 1605, worin Lipsius scharf gegeißelt wurde. Da Goldast den Druck besorgt hatte, so vermehrte sich die Zahl seiner Feinde und von Vielen wurde er wirklich für den Verfasser gehalten. (Ueber den wirklichen Verfasser s. *Bayle*, Dict. unter Lingelsheim.) Auch am Hofe des Kurfürsten von der Pfalz erregte die freimüthige Sprache dieser Schrift Misfallen und verhinderte, weil man ihn für den Verfasser hielt, seine Anstellung, welche von einigen seiner Freunde betrieben wurde. Er befand sich daher fortwährend in sehr gedrückter ökonomischer Lage, und er sagt in einem Briefe, daß er einmal während ganzer neun Tage sich nur mit zwei Laib Brodes habe ernähren und auch diese sogar von einem Bürger entlehnen müssen. Er erhielt dann in seiner Noth vom Kurfürsten von der Pfalz 100 Reichsthaler und nachher noch 80 Gulden. Sonst klagt er sehr in seinen Briefen über den Geiz der teutschen Fürsten, die ihn für seine Arbeiten nicht bezahlen. Denn obgleich er nirgends in einer fixen Stellung ankommen konnte, wozu auch persönliche Unvertragsamkeit beigetragen haben soll, so wurde er doch vielfach zur Abfassung von Staatsschriften aufgefordert. Wenn es auch nicht ganz wörtlich wahr sein mag, was er in einem Briefe vom 17. Nov. 1611 sagt (a. a. O. S. 364),

daß ihm von allen Fürsten, für die er gearbeitet, noch keiner auch nur seine Auslagen ersetzt habe, und wenn ihn auch Hortleder tadelt als unbescheiden in seinen Forderungen, so scheinen doch seine wiederholten Klagen nicht ganz unbegründet gewesen zu sein. Er behauptete, auf die Sammlung der Reichsacten 1600 Gulden verwendet und sich dadurch in so große Armuth gestürzt zu haben; auch habe er Aufträge, die ihn zu neuen Ausgaben genöthigt hätten, abgelehnt und dadurch einige Fürsten beleidigt. Auch seine Bemühungen, für Geschenke, die er mit seinen Büchern machte, Gegengeschenke an Geld zu erhalten, mislangen sehr oft. Den Kurfürsten von der Pfalz nimmt er ausdrücklich aus; dagegen sagt er: „Von Chursachsen ist mir zwar ein Gnaden-Pfenning verehret worden, aber meine Bücher haben mich 33 Gulden mehr gekostet, als derselbe Gnaden-Pfenning wiegen thut." Doch verbesserte sich allmälig seine Lage durch viele Aufträge, die er von verschiedenen Reichsständen erhielt. Auch für die Rechte der Städte Magdeburg und Braunschweig verfertigte er Memoriale in den Streitigkeiten mit ihren Fürsten. Ebenso wurde er bei dem Streite über die jülichsche Erbschaft zu Rechtsgutachten veranlaßt. In nähere Verbindung kam er mit dem herzoglichen Hofe zu Weimar, für den er den Streit mit Coburg-Altenburg führen sollte über die Succession in der Kurwürde, wenn, wie man damals erwartete, die kurfürstliche Linie aussterben sollte. Er wurde förmlich vom weimarischen Hofe dafür angestellt und sammelte dann im Archive zu Heidelberg die nöthigen Acten, konnte aber doch keine fixe Besoldung erlangen. Im September 1611 wurde er vom weimarischen Hofe auf den Kurfürstentag nach Nürnberg gesandt, wo er neben den weimarischen Angelegenheiten auch für Frankfurt Aufträge zu besorgen hatte. Er kam dort auch mit den kaiserlichen Ministern in Berührung, die ihn zu einer Reise nach Prag einluden, nachdem er ihnen ein Rechtsgutachten vorgelegt hatte über die Rechte der Krone Böhmen im Kurfürstencollegium. Diese Schrift erschien jedoch erst später unter dem Titel: Consultatio de officio Electoris Bohemiae jureque in Conventibus S. R. Imperii Electorum, tam electorali in actu eligendi, quam Collegiali in Concilio rei publicae sibi competente. (Francof. 1627.) Sie ist folgendem Werke von Goldast beigefügt: De Bohemiae regni incorporatarumque Provinciarum juribus ac privilegiis, nec non de Regiae Bohemorum familiae haereditaria successione commentarii a prima inde origine ad praesentem aetatem. (Francof. 1627. 4.) Durch jenes Gutachten setzte er sich bei Kaiser Matthias sehr in Gunst, während er sich früher an dem durch die Jesuiten beherrschten Hofe Rudolf's II. durch folgende zwei Werke sehr verhaßt gemacht hatte: Imperatorum Caesarum Augustorum, Regum et Principum Electorum S. Romani Imperii statuta et rescripta Imperialia, a Carolo Magno Primo e Germanis Imperatore usque ad Carolum V. et Reformationem Religionis. Studio atque industria *Melch. Haiminsfeldii Goldasti*. (Tom. I. Francof. 1607. fol. Tom. II. Hanoviae 1609. Tom. III. Offenbachi 1610. Ueber die spätern Ausgaben von 1673 und 1713 vergl. Senkenberg a. a. O. S. 297), besonders aber durch das zweite Werk: Rationale Constitutionum imperialium *αὐτοσχεδιασθέν* sive extemporale, in quo cum ipsis Constitutionibus argumenta dicuntur, tum S. R. I. jura adversus Caes. Baronii Annales elenchos praescribuntur. (Francof. 1607. fol.) Die in letzterer Schrift enthaltenen Angriffe gegen die römischen Anmaßungen brachten ihn wirklich in Gefahr, sodaß er im Frühjahre 1611 seinem Freunde Hortleder den Rath gab, die Wahlcapitulation Rudolf's II. nicht drucken zu lassen: Si scires, quo animo Imperator collectionem meam acceperit, et quid Commissarii Caesarei et fiscalis in me intentarint, et aliter indubio sentires. Ueberhaupt waren damals die Verhältnisse für Schriftsteller über Reichssachen sehr gefährlich. Ein Schreiben Goldast's an Hortleder vom 24. Juli 1615 zeigt, daß man ohne ein Privilegium nicht gegen Nachdruck, sondern gegen Verfolgungen von Fürsten, nicht mehr wagen durfte, Schriften dieser Art herauszugeben, und daß die Verfasser den Verlegern für den daraus entstehenden Schaden gutstehen mußten. Er sagt daher, daß er nicht wage, das für den weimarischen Hof verfaßte Werk drucken zu lassen, weil man ihm dort den verlangten Schutz- und Schirmbrief nicht ertheilen wolle. Er muß indessen bald nachher einen Schirmbrief erhalten haben, denn das Werk erschien unter dem Titel: Senior, sive de majoratu libri tres, in quibus praerogativa Principis senioris in familiis Regiis Electoralibus et illustribus demonstratur cum tractatu de jure repraesentationis in primogenitura Imperii Germanici. (Francof. 1615. 4.) Indessen war er auch mit dem weimarischen Hofe in Streit gerathen, für welchen die Successionsfrage in der Kurwürde einen Theil ihrer Wichtigkeit verloren hatte, seitdem dem Kurfürsten ein Sohn war geboren worden. Da seine Forderung, daß ihm ein fixer Gehalt ausgesetzt und sächsischer Schutz zu Erfurt, wohin er von Frankfurt übersiedeln wollte, zugesichert werde, nicht bewilligt wurde, so weigerte er sich, ferner für den Hof zu arbeiten. Wahrscheinlich veranlaßten ihn Unruhen zu Frankfurt zu dem Entschlusse, diese Stadt zu verlassen. Er hielt sich auch deswegen 1614 einige Zeit zu Hanau auf. Daß er aber endlich einen fixen Gehalt verlangte, war um so natürlicher, da er sich 1612 mit einer Frankfurterin verheirathet hatte. Dieser Wunsch ging dann 1615 in Erfüllung. Der Graf von Schaumburg trug ihm eine Rathsstelle an seinem Hofe an mit einem Gehalte von 1000 Gulden und der Freiheit, auch für andere Fürsten Gutachten zu verfertigen. Den 24. Sept. 1615 reiste er mit Gattin und Kindern nach Bückeburg, und ein Brief an Hortleder vom 19. Juni 1616 (bei Senkenberg a. a. O. S. 406) zeigt, wie zufrieden er wenigstens im Anfange mit seinen dortigen Verhältnissen war. Er blieb mit dem Titel eines holstein-schaumburgischen Rathes am Hofe zu Bückeburg bis zum Jahre 1624 vielfach theils mit den Angelegenheiten des Grafen, theils mit Abfassung von Gutachten für andere Reichsstände beschäftigt.

Als Mitglied der Kreistage der westfälischen Stände im Namen seines Fürsten beschäftigte er sich auch mit dem damals höchst verwirrten Münzwesen. Eine Frucht dieser Studien war folgendes Werk: Catholicon rei monetariae, sive leges Monarchiae generales de rebus nummariis et pecuniariis, quotquot ab orbe condito ad an. Chr. 1620 in quatuor mundi monarchiis latae et promulgatae sunt. Accessit chronologia Autorum, qui de re monetaria tractarunt. (Francof. 1620. 4.) Indessen suchte er noch bei Lebzeiten des Grafen Ernst von Schaumburg (gest. Januar 1622), besonders aber nach dessen Tode und seitdem der 30jährige Krieg sich auch in diese Gegenden verbreitete, doch wieder einen andern Zufluchtsort. Ueberhaupt eignete er sich nach seinem ganzen Wesen mehr für die Arbeiten im Studirzimmer als für den Umgang mit Andern, und daraus erklärt sich auch, daß er nie zu einer bleibenden Stätte gelangte. Daher sagt er in einem Schreiben vom 26. Nov. 1624: „Mit mir hat es ganz eine andere Gelegenheit, und habe meine Segel nach denen widrigen Winden dieses seltzamen ungeheuren Meers (vitae aulicae) noch nicht recht hencken und sencken lehren, bin auch oftmahls nicht weit vom Schiffbruch gewesen. Jedoch hat mir Gott jederzeit durchgeholfen, und meine Feinde offentlich zu Schanden gemacht. Nichts desto weniger bin ich nun in das vierte Jahr mit denen Gedanken umbgegangen, mit einer guten Garben von diesem Schiffe abzukommen, und ohne Gefahr honorum et bonorum von dem für und für tobenden Meer erlöset, und in einen ruhigen stillen Port gelandet und geführt zu werden." Sein Augenmerk richtete er wieder auf Frankfurt, und nachdem er von dem Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt einen Schirmbrief erhalten hatte, wirkte er im November 1624 seine Entlassung zu Bückeburg aus, doch mit der Bedingung, auch in Zukunft Aufträge des fürstlichen Hauses Schaumburg zu erfüllen. In demselben Briefe sagt er, „er habe sich allbereit mit etlichen Fürsten und Herren in jährliche Bestallung von Haus aus eingelassen" (d. h. sodaß er die Aufträge von seinem Wohnorte aus besorge). Da seine Bemühungen, seine Bibliothek zu verkaufen, mislungen waren und er dieselbe wegen des Krieges nicht sicher nach Frankfurt bringen konnte, so sandte er sie nach Bremen, wo sie der Magistrat einstweilen in Verwahrung nahm. Noch vor seiner Abreise von Bückeburg fiel er in eine schwere Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte, und bald nach seiner Ankunft in Frankfurt überfiel ihn die Krankheit wieder, sodaß er ein halbes Jahr lang zu jeder Arbeit unfähig war. Auch einer frühern schmerzhaften Krankheit, welche ihm eine Sendung durch den weimarischen Hof mitten im Winter 1612 nach Prag zugezogen habe, gedenkt er in einem Briefe an Hortleder vom 1. Mai 1615 (a. a. O. S. 398). Die gezwungene Unthätigkeit versetzte ihn neuerdings in große Armuth. Nach seiner Herstellung arbeitete er dann aber das (oben angeführte) Werk über Böhmen bis zum Herbste 1626 völlig aus, welches ihm 1627 die mit Gehalt verbundenen Würden eines kaiserlichen und eines kurfürstlich-trierischen Rathes verschaffte. Damals fanden zwischen dem Kurfürsten und der Stadt Trier Streitigkeiten statt über die gegenseitigen Rechte. Der Kurfürst berief ihn nach Trier und sandte ihn später ans Reichskammergericht nach Speier. In diesem Verhältnisse verlebte er die Jahre 1628 bis 1631 bald im Gefolge des Kurfürsten, bald wieder zu Frankfurt. In der Zwischenzeit wurde er auch nach Wien gerufen und ihm dort neue Aufträge gegeben. Denn trotz seiner Streitigkeiten mit den Jesuiten bedienten sich auch katholische Fürsten gern seiner Feder in Reichssachen und er erscheint dabei ziemlich unbefangen in Rücksicht der Religionsverhältnisse. Auch für den Landgrafen von Hessen-Darmstadt hatte er verschiedene Aufträge besorgt. Im J. 1633 berief ihn nun der Landgraf nach Gießen, wohin sich dieser von Darmstadt wegen des Krieges zurückgezogen hatte. Noch einmal wechselte nun Goldast seinen Wohnsitz; allein kurze Zeit nach seiner Ueberstedelung lähmte ein Schlagfluß die eine Seite seines Körpers. Er lebte zwar noch bis zu Anfange des Jahres 1635, wo er zu Gießen starb. Seine Gattin war ihm 1630 vorangegangen. — Goldast zeichnet sich aus durch außerordentlichen Fleiß; denn ungeachtet des mit dem öftern Wohnungswechsel verbundenen Zeitverlustes hat er nicht nur eine große Anzahl von Schriften zu Tage gefördert, sondern auch eine Menge ungedruckter Gutachten und Memoriale abgefaßt. Allerdings sind die Mehrzahl und die bedeutendsten seiner gedruckten Werke entweder nur Sammlungen oder Schriften von Andern, die er herausgab. Aber auch dies erforderte großen Fleiß. Zu den schon angeführten Werken kommen ferner folgende auf das öffentliche und Privatrecht bezügliche Schriften: Dosithei Magistri liber tertius, continens Adriani Imperatoris sententias et epistolas, graece et latine, cum notis M. Goldasti. (Genev. 1601. 8.) Tractatus de translatione imperii Romani a Graecis ad Francos, an et quatenus a Pontifice Romano facta sit. Autore quodam Jurisconsulto Germanico (Hanoviae 1606. 4.) gegen Bellarminus. — Reichssatzung des H. Römischen Reichs, Keyser, König, Churfürsten und Gemeiner Stände, Constitution, Ordnung, Rescript und Außschreiben u. s. w., zusammengetragen durch Melch. v. Haiminsfeldt genannt Goldast. (Hanau 1609. Fol.) Der zweite Band (ebendas. 1609) hat den Titel: Reichshandlung und andre des H. Röm. Reichs Acta u. s. w. Wieder aufgelegt Frankfurt 1712. Fol. — Rever. et Illust. S. Rom. Imperii Principum Apologiae pro D. N. Imp. Henrico IV. adversus Gregorii VII. et aliorum Patriae hostium impias ac malignas criminationes, nunc recensitae, de integro emendatae, auctoribus suis rescriptae et natalibus restitutae studio Melch. Goldasti. (Hanoviae 1611. 4.) (Bekanntlich unecht.) Da der Jesuit Gretser gegen diese Schrift aufgetreten war, so antwortete Goldast durch: Replicatio pro Sacra Caesarea et Regia Majestate, adversus Jacobi Gretseri Jesuiti crimina laesae majestatis, rebellionis et falsi, a Melch. Goldasto. (Hanoviae 1611. 4.) — Monarchia S. Romani Im-

perii, sive tractatus de Jurisdictione Imperiali seu Regia, et Pontificia seu sacerdotali; deque potestate Imperatoris ac Papae, cum distinctione utriusque regiminis, Politici et Ecclesiastici, a Catholicis Doctoribus conscripti atque editi, et nunc iterum ex tenebris producti, recensiti ac oppositi tractatibus eorum, qui utramque potestatem in spiritualibus et temporalibus aut adulatorie aut imperite confundunt, studio atque industria Melch. Goldasti Haiminsfeldii. (Hanoviae 1611. 3 Tom. fol.) — Collectio consuetudinum et legum imperialium, hoc est generales et receptae in Imperio consuetudines ac leges capitulares — — in quibus ea, quae in collectionem constitutionum Imperialium propter divulsam temporum seriem commode referri non potuerunt pleraque continentur — — editae industria et studio M. Gold. Haiminsfeldii. (Francof. 1613. fol.) — Politica Imperialia sive Discursus politici, Acta publica et tractatus generales de Imperatoris, Regis Romanorum, Pontificis Romani, Electorum, Principum et Imperii Ordinum juribus, privilegiis, dignitatibus etc. juxta rerum ordinem digesti et editi a Melch. Goldasto. (Francof. 1614. fol.) — Practicarum observationum et sententiarum in utroque jure frequentium usuque receptarum Notabilia atque singularia summariis et additionibus illustrata a Joh. Bapt. Castillionaeo, cum Praef. Melch. G. (Francof. 1629. fol.) Aus seinem handschriftlichen Nachlasse wurde später herausgegeben: Melchior Goldastens rechtliches Bedenken von Confiscation derer Zauberer- und Hexen-Güther. (Bremen 1661. 4.) — Goldast hat sich unstreitig um wissenschaftliche Begründung des teutschen Staatsrechtes große Verdienste erworben und dieselben wurden auch von unbefangenen Beurtheilern immer anerkannt. Deswegen wurde er dann aber auch von den Anhängern des römischen Hofes, besonders von dem Jesuiten Gretser, in mehren Schriften aufs Leidenschaftlichste angegriffen. Einen ebenso heftigen Feind hatte er an dem berüchtigten Scioppius, der zwar die von ihm verbreitete Nachricht, daß Goldast 1603 zu Strasburg wegen eines Mordes sei gerädert worden, zurücknehmen mußte, indem der Mörder ein Bruder von Goldast gewesen sein soll, zugleich aber den Wunsch äußerte, daß Goldast dasselbe Schicksal haben möchte. (Bayle, Art. Goldast. Anm. 8 u. 11.) So unleugbar aber Goldast's Verdienst ist, so unterliegt seine Sammlung der Reichsgesetze doch gerechtem Tadel. Es ist nämlich nicht zu verkennen, daß er ohne Kritik eine große Menge von unechten oder verfälschten Actenstücken aufgenommen hat. Da er nicht angibt, woher er die einzelnen Urkunden erhalten habe, so läßt sich oft nicht entscheiden, ob diejenigen, die ihm dieselben zusandten, selbst getäuscht waren, oder den unvorsichtigen Sammler absichtlich betrogen. Auch hat Goldast selbst manche seiner Vermuthungen als aus den Quellen geschöpfte Nachrichten gegeben. Es wird ihm sogar vorgeworfen, er habe Urkunden gestohlen, und nachdem er sie benutzt hatte, verbrannt. Doch ist die letzte Anklage nicht erwiesen, und es ist begreiflich, daß von einem so sehr angefeindeten Manne alles mögliche Böse gesagt wurde. — Um das Studium der oberteutschen Geschichte hat sich Goldast ebenfalls durch Herausgabe wichtiger Quellen verdient gemacht. Zuerst erschienen: Suevicarum rerum scriptores aliquot veteres partim primum editi, partim emendatius atque auctius, in quibus Suevorum origo, migratio, regna, principes, bella, foedera, religiones, monasteria, civitates, comitatus, duces, Imperatores — — memoriae mandantur, ex bibliotheca et recensione Melch. Haim. Goldasti. (Francof. 1605. 4. und Ulmae 1727. 4.) Wichtiger noch ist das zweite Werk: Alamannicarum rerum scriptores aliquot vetusti, a quibus Alamannorum, qui nunc partim Suevis, partim Helvetiis cessere, historiae tam saeculares quam ecclesiasticae traditae sunt, tribus tomis divisi, cum glossis rerum et verborum difficiliorum, ex bibliotheca Melch. Haiminsfeldii Goldasti (Francof. 1606. fol. Ibid. 1661. fol. und dritte Ausgabe von Senkenberg Francof. et Lips. 1730, fol.), wo sich auch Goldast's Leben von Senkenberg findet. Zu seinen historischen Schriften gehört auch: Sallustii Pharamundi (d. h. Goldast) Carolus Allobrox, seu de superventu Allobrogum in urbem Genevam historia, in qua praeter res biennio gestas ingenium ducis infidum, ad hoc Pontificis romani et Hispaniarum regis, quae in Christianos captaverant consilia deteguntur. (1603. 4.) — Noch hat Goldast folgende Schriften verschiedenen Inhalts herausgegeben: S. Valeriani, Cimeliensis Episcopi, sermo de bono disciplinae, et S. Isidori, Hispalensis Episcopi, de Praelatis fragmentum. (Genevae 1601. 8.) — Paraeneticorum veterum Pars I. cum notis Melch. Haim. Goldasti. Adjectae Conr. Rittershusii conjecturae in Panegyricos veteres. Insulae ad lacum Acronium (Lindau oder Reichenau) 1604. 4. in der Ausgabe der Scriptt. rer. Suev. 1605 wieder abgedruckt. — Levini Hilperici, Monachi Selingestadiensis de Carolo M. et Leone Papa Narratio, cum animadversionibus M. Goldasti, varias Francorum et Germanorum antiquitates continentibus. (Genevae 1600. 4.) — Emendatio locorum quorundam in Tertulliano. (Genevae 1607.) In dem Codex epistolarum ad Jo. Meursium a viris clarissimis scriptarum. — Sibylla Francica, seu de admirabili puella, Johanna Lotharinga, pastoris filia, ductrice exercitus Francorum sub Carolo VII., Dissertationes aliquot coaevorum scriptorum historicae et philosophicae, in quibus et de Magica arte obiter disputatur et historiae aliae quamplures lectu jucundissimae inseruntur. Item Dialogi duo de querelis Franciae et Angliae, et jure successionis utrorumque Regum in Regno Franciae. Omnia ex Biblioth. M. Haim. Goldasti eruta et in lucem perducta. (Ursellis 1606. 4. Altdorf; wird als Seltenheit gesucht.) — De Imaginum cultu varia decreta Imperatorum in utroque Imperio, collecta a M. H. G. (Francof. 1608. 8.) — Jacobi Nobilis Dani, Friderici II. Regis

Legati, Hodaeporicon Ruthenicum, editum cum fig. a M. G. (Francof. 1608. 4.) Den Namen des Verfassers erfuhr Goldast erst später und nannte ihn dann bei folgendem Werke: Jacobi Ulfeldii Legatio Moscovitica, sive Hodaeporicon Ruthenicum, in quo de Russorum, Moschorum et Tartarorum regionibus, moribus, religione compendiose exequitur. Accesserunt Cl. Christophori Lyschandri Epistolae de autore hujus opusculi, cum fig. edente M. G. (Francof. 1627. 4.) — Philologicarum Epistolarum Centuria una diversorum a renatis litteris doctissimorum virorum, in qua veterum Theologorum, Jurisconsultorum, Medicorum, Philosophorum, Historicorum, Poëtarum, Grammaticorum libri difficillimis locis vel emendantur vel illustrantur. Insuper Richardi de Buri, Episcopi Dunelmensis Philobiblion et Bessarionis Cardinalis Epistola ad Senatum Venetum, qua ipsi suam Bibliothecam donat. Omnia nunc primum edita ex Bibliotheca Melch. Haim. G. (Francof. 1610. 8.) — Roderici Zamorensis speculum omnium statuum totius orbis terrarum, sortem generis humani ejusque commoda et incommoda repraesentans. Accessit Macabri speculum morticinum, edente M. G. H. (Hanoviae 1613. 4.) — Digesta Regia de S. Eucharistia, sive Constitutiones Imperiales de corporis et sanguinis Christi Sacramento. (Francof. 1616. 4.) — Paradoxon de honore medicorum, in quo praeceptum Jesu Sirachi apodictice explicatur, et obiter quoque de honore Theologorum et ICtorum disseritur. (Francof. 1616. 4. u. 1620. 4.) In der Ausgabe des Petronius, Helenopoli 1610, kommen Anmerkungen vor, welche Goldast zugeschrieben wurden, die aber nach Burmann in seiner Ausgabe von 1707 von Landorp herrühren sollen. Indessen werden in dem Verzeichnisse von Goldast's hinterlassenen Manuscripten weitläufige Collectaneen zu Petronius erwähnt. — Eine umfassende Darstellung von Goldast's wissenschaftlicher Thätigkeit fehlt noch. Eine Menge von Gutachten und Staatsschriften, die er verfertigt hat und die für die Geschichte des teutschen Staatsrechtes wichtig sein könnten, liegen in den Archiven vergraben und seine lebhafte Correspondenz mit Gelehrten und Staatsmännern seiner Zeit scheint großentheils verloren; ebenso ein Commentar zu der Sammlung der Leges Germanicae. Dreiunddreißig seiner Briefe an Hortleder von den Jahren 1609—1616 findet man in Senkenberg's Selecta Juris et historiarum Tom. I. p. 318 seq. Ebendaselbst finden sich Nachträge zu der Lebensbeschreibung Goldast's, welche Senkenberg seiner Ausgabe der Scriptt. Rer. Alamannicarum beigefügt hat, und in der Vorrede S. 51 ein Verzeichniß derjenigen von Goldast hinterlassenen Manuscripte, welche sich in der Gymnasialbibliothek zu Bremen finden (aus den Hamburgischen Berichten von gelehrten Sachen. Nr. 44. S. 362). Ein Verzeichniß der ganzen Bibliothek erschien zu Frankfurt unter dem Titel: Bibliotheca Goldastiana, sive librorum excusorum et Manuscriptorum omnium ac singulorum a Nobilissimo et Consultissimo viro Dn. Melch. Goldasto ab Haimensfeld etc. relictorum Catalogus Classicus. (Francof. 1641. 4.). Die juristischen Manuscripte aus demselben führt Senkenberg (S. 308) an. Er sagt (S. 300), die Bibliothek sei von der Stadt Bremen angekauft worden. Gegen diesen Verkauf, welchen der Eine von Goldast's Tochtermännern geschlossen habe, sei aber von der andern Tochter beim Senate zu Frankfurt Einsprache erhoben worden, den Erfolg aber kenne er nicht (S. 308). Auch ist es nicht gewiß, ob die ganze Bibliothek nach Bremen gekommen sei. Es ist oben seiner Klagen über die Kargheit, womit seine Arbeiten belohnt worden seien, gedacht worden. Daß aber wenigstens später die Einnahmen für dieselben nicht unbedeutend waren, zeigt sich daraus, daß er eine so bedeutende Bibliothek sammeln konnte. Was seine Ansichten über kirchliche Verhältnisse betrifft, so ist schon gesagt worden, daß er, obgleich entschiedener Protestant, freier von dem damaligen Geiste der Orthodoxie, der auf unverständliche Dogmen ein so großes Gewicht legte, darin nicht die Hauptsache der Religion sah. Daher spricht auch der Herzog Friedrich Achilles von Würtemberg in einem Briefe an Goldast vom 1. Aug. 1615 (*Senkenb.* Sel. Juris Tom. I. p. 412) seinen vollen Beifall aus, „quod pruritum illum Theologastrorum disputationibus non necessariis Ecclesiam vexantium abominaris." — Neben den angeführten Mittheilungen von Senkenberg dient als Hauptquelle für seine Geschichte: Virorum clarissimorum et doctorum ad Melch. Goldastum Epistolae ex bibliotheca Henr. Guntheri Thulemarii J. C. editae. (Francofurti et Spirae 1688. 4.) (*Escher.*)

GOLDAU, ein am 2. Sept. 1806 verschüttetes großes reiches Dorf in dem Canton Schwyz in der Schweiz, in dem weiten Thale zwischen dem Rigi und dem Rufi- oder Roßberge, am Fuße des letzteren, eine halbe Stunde von dem ebenfalls am Fuße des Rufiberges 1277 Fuß über dem Meere liegenden Orte Arth entfernt und, wie man glaubt, auf den Trümmern erbaut, welche durch den Einsturz des Roßberges schon vor 2000 Jahren in das Thal niedergestürzt waren und ein großes Dorf unter sich begraben haben.

Der Rufi- oder Roßberg bildet dem Rigi gegenüber einen 5200 Fuß über dem Meeresspiegel erhabenen Kamm, der aus steil abfallenden Schichten von Nagelfluhe und Mergelthon zusammengesetzt ist. Die Neigung der Schichten beträgt etwa 45 Grad. Die mannichfach zerklüftete Nagelfluhe läßt das Wasser bis auf die Thonschichten durchsickern, die dadurch erweicht und aufgeschwemmt werden, das geneigte Thonbett schlüpferig machen und die darüber gelagerten Schichten zum Gleiten bringen. Schon im J. 1800 hatte man bemerkt, daß sich oberhalb der Thonschicht ein großer Spalt von ungemessener Tiefe bildete, dessen Boden mit Wasser gefüllt war. Nun folgten in den Jahren 1804, 1805 und im Januar 1806 sehr nasse Zeiten, namentlich aber waren die Monate Juli und August des letztgenannten Jahres sehr regenreich. Gleichwol hatte man keine Ahnung von dem furchtbaren Ereignisse, welches am 2. Sept. über das

Thal hereinbrach. Am 1. Sept. weidete noch überall Vieh auf dem Berge selbst. Am 2. Sept. fing der Boden an sich zu spalten, zwischen dem schönen Grün des Grases zeigten sich rothe Risse, man hörte das Zerreißen der Baumwurzeln, man sah, wie sich die Erdschollen übereinanderschoben, wie sich Steine lösten und zu rollen begannen. Um 2 Uhr Nachmittags lösten sich größere Massen, der Berg schien zu donnern. Allmälig begann die ganze Bergseite vielfach zu zerreißen, zu rutschen, Scharen von Vögeln flüchteten angstvoll in die Ferne, einzelne Felsstücke flogen in weiten Bogen durch die Luft. Endlich Nachmittags um 5 Uhr riß sich eine 1000 Fuß lange und 100 Fuß hohe Schicht vom Roßberge los, stürzte 3000 Fuß tief in das Thal hinab, verschüttete im Nu 4 Dörfer, tödtete gegen 500 Menschen (Karl Voigt gibt in seiner Geologie 800—1000 an) und sämmtliche Viehheerden, füllte ein Viertheil des lowerzer Sees aus und verwandelte das reizende Thal in eine Wüstenei, übersäet mit größern und kleinern Felsstücken, die durch die Gewalt des Sturzes selbst bis zum Fuße des Rigi hinauf geschleudert sind. „Von der Spitze des Roßberges (sagt Heinrich Hirzel in Eugenia's Briefen) hatte sich eine Masse von Felsenschichten losgerissen, Tod und Verheerung verbreitend. Häuser und Hütten, Menschen, Heerden, Bäume und Alles, was lebte und nicht lebte, in der Verwirrung einer Sündfluth mit sich fortwälzend, hatte sie mit der Schnelligkeit eines wüthenden Waldstromes in zwei Armen in das Thal sich hinabgeworfen und auf zwei Seiten hervorbrechend, die Dörfer Busingen und Goldau nebst den Höfen von Hueloch und Röthen und dem größten Theile von Lowerz in grauenvollen Schutt, die Mehrzahl der Einwohner aber in gemeinsame Todesnacht begraben. Zahlreiche Hütten friedlicher Hirten waren durch die schnell vorwärts geschobene Kiesmasse erdrückt, oder von ungeheuern, gleich einem leichten Federballe fortgejagten Felsenstücken, mit einer alle Vorstellung weit übersteigenden Gewalt zerquetscht oder zerschmettert worden. Neu geschaffene Felsenberge sah man im gleichen Augenblicke aus der Tiefe hervorgehen. Große Tannenwälder hatten sich zugleich mit dem Erdreiche, in welches tief eingewurzelt sie bereits Jahrhunderten trotzten, von dem Abhange des sinkenden Berges losgerissen und waren, ohne daß eine Spur davon übrig blieb, in die Tiefe des Thales versunken. Noch andere mächtige Massen von Erde, Steinen und Geschieben waren quer über das Thal hin an dem Abhange des dem Rufiberge gegenüberstehenden Rigi hinaufgewälzt, zum Theil auch über die wenigen stehengebliebenen Häuser und Bäume weg in weite Entfernung hinweggeschleudert worden. — In Goldau selbst hatten mehre Einwohner des Dorfes das unglückdrohende Gestein sich von der Spitze des durch die anhaltenden Regengüsse erweichten Roßberges losmachen und heranwälzen gesehen, als plötzlich von der Kapelle aus die Sturmglocke ertönte. Auf ihren unglückweissagenden Ton hin hatte sich Alles, was von Menschen jedes Geschlechtes und Alters in der Nähe zugegen war, in und um das in der Schreckensstunde keinen Schutz gewährende Heiligthum der Kirche mit Zittern und Zagen in größter Eile zum Gebet versammelt. Ein Augenblick, so stürzte unter dem sich über die Betenden hinwälzenden Schutte das Gebäude zusammen und ein ungeheures Grab verschlang sie Alle, Männer und Weiber, Greise und Kinder." — Die Gewässer des lowerzer Sees wurden von der ungeheuren Trümmermasse, welche den Thalausgang sperrte, plötzlich so sehr geschwellt, daß sie ihre Ufer überschwemmten und die umliegenden Dörfer mit Zerstörung bedroheten. — Auch ein junger Gothaner, Namens John, hatte bei diesem Unglücke ein eigenthümliches Schicksal, dessen Erzählung wir hier aus dem 5. Bande der Gemeinnützigen Naturgeschichte von Dr. Harald Othmar Lenz wieder geben. John wanderte mit einer muntern Gesellschaft von Arth kommend nach Goldau hin. Die eine Hälfte der Gesellschaft, bestehend aus John's zwei Zöglingen nebst drei Herren und drei Damen war eben in das Dorf Goldau getreten; in einiger Entfernung folgte John mit einem Freunde und weiter hinten der Onkel seiner Zöglinge, Oberst May von Schöftland mit andern Gefährten. Plötzlich hört John am Rufiberge ein Krachen, sieht Dampf emporsteigen, der Berg stürzt, John wird im Augenblicke vom Sturmwinde niedergeworfen und liegt, vom Luftdrucke betäubt, scheintodt am Boden. Nach einer Stunde erwacht er, findet sich allein, verlassen, zwischen Felsblöcken; vor sich, statt eines blühenden Thales, einen thurmhoch aufgeworfenen Schutthaufen. Ihm ists, als müßte das Alles nur ein schwerer Traum sein. Er richtet sich schwach und mühsam empor und erinnert sich, daß er einen Freund bei sich gehabt. Er ruft; keine Antwort. Er beginnt endlich zu suchen und findet den Freund weit weggeschleudert todt am Boden liegend. Von den zwei Zöglingen und den mit ihnen vorangeeilten Begleitern keine Spur mehr. Nur die zurückgebliebenen Mitglieder der Gesellschaft waren gerettet.

Am 26. Juli 1823 stürzte nochmals ein großes Felsstück in das Thal und in den See, ohne jedoch Schaden anzurichten. Die Landstraße durchschneidet zum Theil dieses Gewirr von Felsblöcken und Trümmern, welches sich vom Gipfel des Rufiberges bis weit den Fuß des Rigi hinauferstreckt. Die Zeit hat die meisten dieser Blöcke mit Moos und andern Pflanzen bedeckt, hier und da haben sich auch zwischen den Blöcken stehende Wasser gebildet. — An der Außenseite der Kirche, welche im J. 1849 beinahe an derselben Stelle erbaut wurde, auf welcher die alte gestanden hat, sind zwei schwarze Marmortafeln angebracht, welche die Namen einiger Verunglückten und einige nähere Angaben enthalten.

(*H. E. Hössler.*)

GOLDBACH (Mineralquelle) bei Aschaffenburg. Das Wasser hat einen zusammenziehenden Geschmack und einen schwachen hepatischen Geruch und in 16 Unzen desselben sind nach Trommsdorff's Untersuchung enthalten:

Salzs. Natron	0,289	Gran
Kohlens. Natron	0,941	"
Kohlens. Kalkerde	0,960	"
Kohlens. Talkerde	0,213	"
Kohlens. Eisenoxydul . .	0,294	"

Extractivstoff	0,106 Gran
Kieselerde	0,106 "
Kohlens. Gas	3,33 C. Z.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

GOLDBACHIA. Dieser Name ist im Pflanzenreiche zweimal angewandt worden. Einmal nannte Trinius eine mit Ischaemum *Linné* identische Gramineengattung so und dann De Candolle eine zu den Cruciferen gehörige Gattung, welche auch angenommen ist und deren Charakter in Folgendem besteht:

Der vierblättrige Kelch hat vier aufrechte, am Grunde gleiche Blättchen. Von den sechs unterständigen, freien, zahnlosen Staubgefäßen sind vier länger als die beiden andern. Die Narbe ist einfach. Das kurze, ungegliederte Schötchen theilt sich zuletzt in zwei geschlossene, einsamige Fächer und hat gekielte oder ungekielte Klappen. Die Samen sind hängend, unberandet, glatt, die Nabelstränge sehr kurz, warzenförmig. Der Samenkeim ist eiweißlos, die Keimblätter sind elliptisch, an der Spitze etwas abgestutzt, ein wenig concav und liegen dem aufsteigenden Würzelchen auf.

Hierher gehören kahle oder an der Spitze mit wenigen, einfachen Borsten besetzte, meergrüne krautartige Gewächse des mittleren Asien mit fast ganzrandigen Blättern, von denen die unteren in den Blattstiel verschmälert, die oberen ohrförmig-stengelumfassend sind, mit end- und seitenständigen, langen, lockern, blattlosen Trauben, fadenförmigen, zur Fruchtzeit zurückgebogenen Blüthenstielen und kleinen, violetten Blüthen.

Aus dieser Gattung sind nur zwei Arten bekannt:

1) G. laevigata *De Candolle.* Die Wurzel ist schlank, einfach, perpendiculair. Die grundständigen Blätter stehen rosettenförmig und sind länglich-verkehrteiförmig, am Grunde in einen kurzen Blattstiel verschmälert, stumpf, bald ganzrandig, bald ein wenig buchtig, die stengelständigen sind länglich, ziemlich spitz, am Grunde kaum pfeilförmig-geöhrt, halbstengelumfassend und ein wenig gezähnt, die oberen sind linealisch, ganzrandig. Die aufrechten, langen Blüthentrauben stehen den Blättern gegenüber. Die fadenförmigen, 3—4 Linien langen Blüthenstielchen sind zur Blüthezeit aufrecht, später abstehend, zur Fruchtzeit zurückgekrümmt. Die kleinen Blüthen haben eine weiß-purpurrothe Farbe. Der Kelch ist aufrecht. Die Kronblätter sind länglich, ganzrandig, doppelt länger als der Kelch. Die Schoten sind länglich, 4 Linien lang, hängend, ihr Schnabel ist kurz, kegelförmig, zusammengedrückt. Hierher gehört Raphanus laevigatus *Marschall-Bieberstein.*

Diese Art wächst im Sande bei Astrachan.

2) G. torulosa *De Candolle.* Die oberen Blätter sind länglich, stumpf; die zahlreichen Aeste stehen vom Stengel fast rechtwinkelig ab; die Blüthenstielchen sind 4—5 Linien lang, zurückgebogen, die Schoten selbst steigen auf, sind etwas länger als das Stielchen, in der Jugend durch eine zellige Scheidewand zweigliedrig, im Alter cylindrisch, dick, von erhabenen Querrunzeln unregelmäßig höckerig und von einem sehr kurzen, kegelförmigen Schnabel bespitzt; die Samen sind doppelt oder dreimal größer als an der vorigen Art, mit welcher diese in Blüthen- und jungen Fruchtexemplaren vollkommen übereinstimmt. Die Heimath dieser Art ist Kleinasien. (*Garcke.*)

GOLDBACHIA TORULOSA, eine neue Culturpflanze, nicht allein ein sehr ergiebiges Oelgewächs, sondern auch im grünen Zustande eine vortreffliche Schaffutterpflanze. Sie erlangt in voller Blüthe eine Höhe von 3—4 Fuß und wird mit dem Raps zu gleicher Zeit reif. Der Ertrag an Samen beläuft sich pro Morgen auf 15¾ berl. Scheffel. Zwar ist Goldbachia nicht so ölhaltig als der Rübsen, da aber jene von gleicher Fläche mehr Körner liefert als dieser, so gibt sie vom Morgen 68 Pfund Oel mehr als der Rübsen. Die Goldbachia ist deshalb als Oelgewächs sehr beachtenswerth. Noch wichtiger ist sie aber als Futterpflanze. Sie ist perennirend, verträgt die strengste Winterkälte und entwickelt den üppigsten Wuchs. Die Schafe fressen das Kraut, welches einen angenehmen bittern Geschmack hat, mit der größten Begierde. (Dr. *William Löbe.*)

GOLDBECK (Andreas), teutscher Jurist, am 25. Juli 1564 zu Werben an der Elbe in der Altmark (im jetzigen osterburger Kreise des Regierungsbezirks Magdeburg), wo sein Vater Rathsherr war, geboren, erhielt durch die Sorgfalt seines Oheims, des brandenburgischen Regierungsrathes Heinrich Goldbeck, unter dessen Obhut er schon als Knabe gekommen war, eine sehr vorzügliche Erziehung und besuchte, nachdem er die nöthigen Vorstudien zu Berlin und Magdeburg beendigt hatte, die Universitäten Wittenberg, Heidelberg und Straßburg, um sich der Jurisprudenz zu widmen. Er erwarb sich in diesem Fache bedeutende Kenntnisse, machte dann zu seiner weitern Ausbildung eine Reise durch Frankreich und Italien und kehrte, nachdem er zu Basel die juristische Doctorwürde erlangt hatte, in sein Vaterland zurück. Da sich hier keine seinen Wünschen entsprechende Stelle darbot, so begab er sich nach Prag, wo er als Rechtsanwalt an dem Kammergerichte blieb, bis er im J. 1594 als Assessor an den Schöppenstuhl nach Leipzig berufen wurde, welches Amt er 14 Jahre bekleidete. Im J. 1608 ernannte ihn der Kurfürst von Sachsen, Christian II., zum Regierungsrath und noch in demselben Jahre zum Hofrath, weshalb er nach Dresden übersiedeln mußte. Hier fing er aber alsbald nach seiner Ankunft an so sehr an hypochondrischen Zufällen zu leiden, daß er sich gezwungen sah, seine Entlassung zu nehmen und nach Leipzig zurückzukehren, wo er am 7. Juni 1609 im 45. Jahre seines Alters starb. Goldbeck war ein sehr gelehrter Jurist, aber so vielfach von seinen Amtsgeschäften in Anspruch genommen, daß er sich nur wenig mit schriftstellerischen Arbeiten befassen konnte und kaum Zeit fand, seine Abhandlung De successione Geradae Saxonica (Jenae 1607. 4) zu veröffentlichen. Zwei andere Schriften: Tractatus de jure Geradae (Berolini 1612. 4) und Consilium ad interpretationem pactorum quorumdam dotalium: An praelegata, quae alteri conjugum ex testamento matris, stante matrimonio, obveniunt, inter bona acquisita vel erworbene Güter, connumeranda sint

(Berolini 1622. 4) wurden erst nach seinem Tode von Petr. Fritze herausgegeben *). (*Ph. H. Külb.*)

GOLDBECK (Johann Christian), Arzt, am 14. April 1775 zu Rendsburg geboren, machte seine medicinischen Studien an der chirurgischen Akademie in Kopenhagen, diente als Wundarzt auf der dänischen Flotte und erhielt 1796 in Jena den Doctortitel. Er practicirte späterhin in Altona und wurde daselbst 1826 Arzt und Vorsteher des Taubstummeninstituts, starb aber schon am 8. Oct. 1831 im 56. Lebensjahre an einer Leberentzündung. Er schrieb: Theorie, wie die Kuhpocken die ordentlichen Blattern unschädlich zu machen vermögend sind. (Altona 1 Bl.) Metaphysik des Menschen. (Hamburg 1803.) Die Metaphysik des Menschen, oder reiner Theil der Naturlehre des Menschen, enthaltend: 1) Grundlinien einer Metaphysik der Natur im Allgemeinen, besonders des organisirten Theils, als Einleitung zur Grundlage eines wissenschaftlichen Systems der Medicin. 2) Die Organographie des Menschen, oder Beschreibung seiner organischen Modificationen im Raume. 3) Die eigentliche Metaphysik des Menschen, oder Ausführung des Ideals einer möglichen athletischen Gesundheit, das ist: Beschreibung des Menschen der Zeitfolge nach, von dem Moment der Entstehung bis zum Moment des Aufhörens (Altona 1806. 8). (Diese Schrift, eine vermehrte Auflage der vorhergehenden, ist eine allgemeine Physiologie nach Kant'schen Grundsätzen. Dieselbe wurde auch ins Englische übersetzt: The metaphysic of man etc. Transl. by Sam. Ferrand Waddington. Lond. 1806.) Grundlinien der organischen Natur und organischen Medicin; enthält Einleitung zur menschlichen Erkenntniß nebst Theorie der menschlichen Sprache 1. Th. Metaphysik des Menschen 2. Th. Organon der Abweichungen (Hirschberg 1808). (Ist zufolge der Vorrede als Fortsetzung und zweiter Band der Metaphysik des Menschen zu betrachten.) Nachricht wegen Taubstummheit und andern ihr verwandten Gebrechen (Altona 1825). Geist und Kritik des Mangelnden in der Mathematik, Naturkunde und Medicin, nebst einem Schreiben Joh. v. Müller's und als Anhang: Die Heilung der Taubstummheit (Hamburg 1827). Auch enthält Oken's Isis in den Jahrgängen 1819—1826 mehrfache Mittheilungen von Goldbeck. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GOLDBERG, Landstadt im wendischen Kreise oder Herzogthume Güstrow im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin, westlich von dem großen goldberger See, in einem angenehmen, fruchtbaren Thale, von der Mildenitz durchflossen, mit 2700 Einwohnern, worunter über 50 Juden. Um das Jahr 1261 war Goldberg noch ein Dorf (ob im J. 1250 von Pribislav, Herrn des Landes Parchim, gegründet?), 1281 erscheint es als Stadt, von 1316—1375 war es Residenz der älteren Linie des fürstlichen Hauses Werle, seit 1436 ist es mecklenburgisch. In der neuesten Zeit hat es durch Neubauten viel gewonnen. Die Stadt hat 12 Straßen und Gassen, darunter eine gerade fortlaufende Hauptstraße, an jeder Seite mit paralleler Nebenstraße und mehren Querstraßen, zwei Thore, aber keinen Marktplatz von Bedeutung. Hauptgebäude sind die hochgelegene Kirche am Westende, das neuerbaute Rathhaus in der Mitte der Hauptstraße und die beim Steinthor befindliche gut eingerichtete Badeanstalt (1816 wurde die Mineralquelle entdeckt), das östlich neben der Stadt liegende Amthaus, vormals Residenzschloß Werle'scher Fürsten und die Mühle an der Mildenitz. Die Einwohner treiben viel Ackerwirthschaft, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei. (*H. E. Hössler.*)

*) Vergl. *P. Freheri* Theatrum virorum eruditione clarorum (Norimbergae 1688. fol.) p. 981.

GOLDBERG (Mineralquelle) im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin. Die Quelle, im J. 1816 entdeckt und gefaßt, gehört zu den erdig-salinischen Eisenquellen, und es enthalten 16 Unzen des Wassers nach

	Kychenthal.		Krüger.	
Salzs. Natron	4,62	Gran	4,79	Gran
Salzs. Talkerde	0,30	"	0,72	"
Salzs. Kalkerde	2,23	"	2,31	"
Kohlens. Talkerde	0,62	"	0,63	"
Kohlens. Kalkerde	4,95	"	5,11	"
Kohlens. Eisenoxydul	1,10	"	0,77	"
Kieselerde	0,20	"	0,21	"
Harz	0,20	"	0,21	"
Extractivstoff	0,60	"	0,05	"
Kohlens. Gas	13,4	C. Z.	10,5	C. Z.

Das in Wannen- und Douchebädern benutzte Wasser findet gegen rheumatische und gichtische Beschwerden, bei passiven Blutflüssen, bei chronischen Nervenleiden Anwendung. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GOLDBERG, Stadt im preußischen Regierungsbezirke Liegnitz in Schlesien, Kreis Haynau-Goldberg, an der Katzbach 860 Fuß (830 Fuß?) hoch am Abhange eines Bergrückens in schöner Gegend, mit 8000 Einwohnern, Sitz der Kreisbehörden. Die Stadt, deren Ursprung aller Wahrscheinlichkeit nach in das 12. Jahrh. fällt, hat zum Theil ein alterthümliches Ansehen, abhängige Gassen, bedeutende Tuchfabrication (vor dem 30jährigen Kriege 500 Meister), starken Obstbau, Woll- und Strumpfweberei. Die evangelische Pfarrkirche hat zwei Thürme, von denen der eine 230 Fuß hoch ist. In dem im 16. Jahrh. berühmten, von Friedrich II. Herzog zu Liegnitz im J. 1523 aus einem alten Kloster gestifteten Gymnasium unter dem Rector Valentin Trotzendorf (oder Trotzschendorf) erhielt Wallenstein seine Schulbildung. Ihren Namen dankt die Stadt einem früheren, reichen Ertrag gebenden (angeblich 150 Pfund Gold wöchentlich) Goldbergwerke. Im J. 1242 wurde Goldberg von den Tataren verwüstet, 1632 von den Sachsen gebrandschatzt, 1633 von den Kaiserlichen und 1642 von den Schweden geplündert; am 17. Mai 1813 siegten daselbst die Franzosen über die Russen. (*H. E. Hössler.*)

GOLDBERG (Aurimontium), eine in der preußischen Provinz Schlesien an der Katzbach und dem unbedeutenden, aber tief eingeschnittenen Bettelfließ gelegene und zum Regierungsbezirke Liegnitz gehörige Stadt von

etwa 750 Häusern und über 6000 Einwohnern, wurde vermuthlich im 12. Jahrh. gegründet; sie ist auf einem Hügel erbaut, daher uneben und liegt 800 Fuß über dem Spiegel der Ostsee. Der Name rührt von einem Goldbergwerke her, welches sich ehedem bei dieser Stadt befunden hat und sehr ergiebig gewesen sein soll. Der Bau auf Gold ist jedoch seit der bei Liegnitz 1241 vorgefallenen Tartarenschlacht, an welcher sich 600 goldberger Bergknappen betheiligt haben sollen, allmälig in Verfall gekommen. An öffentlichen Gebäuden sind außer dem Rathhause zwei evangelische und eine katholische Kirche, das Hospital und die evangelische höhere Bürgerschule besonders zu bemerken. Die meist massiv gebaute Stadt ist mit hohen Mauern umgeben und im Besitze einer Wasserkunst; sie hat 4 Thore und 3 Nothpforten. Das Selzerthor führt nach Löwenberg und Bunzlau, das Oberthor mit einem Thorthurme nach Löwenberg und Hirschberg, das Friedrichsthor nach Schönau und Hirschberg und das Niederthor nach Haynau, Liegnitz und Jauer. Unter den Kirchen ist die evangelische Pfarrkirche (Liebfrauenkirche) als ein schöner in teutschem Style ausgeführter Bau hervorzuheben. Die höhere Bürgerschule, deren Gebäude aus einem ehemaligen Franziskanerkloster besteht, hatte in früheren Zeiten besonders unter dem Rectorate des berühmten Pädagogen Valentin Trotzendorf (von 1524—1556) einen großen Ruf als lateinische Schule erlangt, sodaß es zur besonderen Empfehlung diente, seine Studien auf dieser Schule gemacht zu haben. Auch Wallenstein studirte hier unter dem Rector Fechner. Ein Bild Trotzendorf's und 60 Bände seiner Bibliothek befinden sich noch in der Liebfrauenkirche. Im J. 1427 wurde Goldberg durch die in Schlesien eingefallenen Hussiten erstürmt und geplündert; in den Jahren 1608 und 1736 wurde dasselbe durch bedeutende Ueberschwemmungen und 1772 durch eine große Feuersbrunst heimgesucht. Den Hauptindustriezweig bilden noch gegenwärtig die hier befindlichen Tuchfabriken, welche das beste schlesische Tuch liefern; außerdem wird auch Brauerei und Schönfärberei betrieben. Hier ist auch der Sitz des Landrathes, des Kreisphysicus, eines Postamtes und einer Gerichtsbehörde. In kriegsgeschichtlicher Beziehung ist Goldberg durch die hier im Jahre 1813 vorgefallenen Kämpfe bekannt geworden.

Gefecht bei Goldberg am 27. Mai 1813.

Nachdem die verbündete russische und preußische Armee den ihr um das Doppelte überlegenen Streitkräften des Kaisers Napoleon I. in der Schlacht bei Bautzen am 20. und 21. Mai 1813 einen ruhmvollen Widerstand entgegengesetzt hatte, mußte sie aus strategischen Rücksichten einen weiteren Rückzug nach Schlesien antreten. Auf diesem Rückzuge hatten die Truppen des linken Flügels unter dem Befehle des russischen Generals Grafen Wittgenstein am 25. Mai die Gegend von Goldberg erreicht und daselbst in der Richtung von Oberau nach Kopatsch ein Lager bezogen, woselbst dieses Corps bis zum 27. Mai verblieb. In Folge der Anordnungen des Generals Barclay de Tolly, dem die verbündeten Monarchen am 26. Mai den Oberbefehl über das vereinigte russisch-preußische Kriegsheer übertragen hatten, marschirten die unter dem General Grafen Wittgenstein stehenden russischen Truppen am 27. Mai 3 Uhr Morgens von Goldberg nach Jauer und bezogen daselbst ein Lager. Die Arrièregarde unter dem Generallieutenant Pahlen III. nahm eine Stellung auf den hinter Goldberg liegenden Anhöhen, dem Burgberge und dem Nicolaiberge, wo sich eine vortheilhafte Placirung ihrer Geschütze darbot; Goldberg selbst wurde durch ein Detachement russischer Jäger besetzt. Gegen 9 Uhr erschien die Avantgarde des französischen 11. Armeecorps (Macdonald) auf der Anhöhe vor der Stadt und fuhr ihre Artillerie auf dem Grimmenberge auf. Es kam zu einer ziemlich heftigen, zwei Stunden dauernden Kanonade. Um 11 Uhr passirte eine französische Abtheilung die Katzbach bei Oberau und marschirte gegen den eine Viertelstunde von Goldberg entfernten Wolfsberg, während die feindliche Reiterei sich gegen den Flensberg richtete. Letztere wurde jedoch von dem ihr entgegengehenden zweiten ukrainischen Kosakenregimente unter dem Oberst Fürst Scherbatow zurückgeworfen, wobei vier Officiere und über 100 Dragoner in russische Gefangenschaft geriethen. Da indessen durch die Bewegung des Feindes Goldberg umgangen war und die russischen Jäger sich bereits in großer Gefahr befanden, so mußten sie die Stadt verlassen. Sie zogen sich fechtend zum Niederthor aus der Stadt. Auch die übrigen russischen Truppen verließen ihre Stellungen, setzten sich jedoch wieder auf dem Galgenberge und den anderen sich nach Röchlitz hinziehenden Höhen. Nach einer von Neuem eröffneten ziemlich heftigen Kanonade setzten die Russen ihren Rückzug unter fortwährendem Gefechte über Röchlitz und Pausnitz bis nach Hennersdorf fort, wo sie ein Lager bezogen.

Treffen bei Goldberg am 23. Aug. 1813.

Das Treffen bei Goldberg bildet die Hauptaction der bei der schlesischen Armee unter dem Commando des Generals Blücher vom Wiederbeginn der Feindseligkeiten nach Ablauf des Waffenstillstandes bis zur Schlacht an der Katzbach vorgefallenen Kriegsereignisse. Zur richtigen Beurtheilung dieser Operationen ist es erforderlich, der eigenthümlichen Verhältnisse mit einigen Worten zu gedenken, welche die Führung des Obercommando's über die schlesische Armee zu einer höchst schwierigen machten.

Die Zeit des Waffenstillstandes war von den im Kampfe begriffenen Mächten eifrigst zu neuen Rüstungen benutzt worden, da man von Vorn herein an einem günstigen Ausgange der angeknüpften Friedensverhandlungen zweifelte. Die Streitkräfte der Alliirten hatten durch den Hinzutritt Oesterreichs eine numerische Ueberlegenheit über die feindlichen erlangt. Mehr politische als strategische Rücksichten geboten den Alliirten eine Theilung ihrer Gesammtstreitmacht, und so kam man zur Bildung der drei großen Heere, der böhmischen oder Hauptarmee unter dem österreichischen Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg, der Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden und der schlesischen Armee unter dem preußischen

General der Cavalerie von Blücher. Außerdem bildete sich eine vierte Armee in dem Herzogthume Warschau, die sogenannte polnische Armee von 50,000 Russen unter dem General der Cavalerie v. Benningsen. Die Aufgabe, welche der schlesischen Armee zufiel, war eine äußerst schwierige. Nach der in Trachenberg am 12. Juli 1813 zwischen dem Kaiser von Rußland, dem Könige von Preußen und dem Kronprinzen von Schweden abgeschlossenen Convention ging die für diese Armee bestimmte Instruction dahin, daß sie an den Feind rücken, denselben nicht aus dem Auge verlieren und mit ihm zu gleicher Zeit ankommen sollte, wenn er sich auf die Hauptarmee werfen würde; dabei aber sollten sie allen entscheidenden Gefechten ausweichen. Es war der ausdrückliche Wunsch des Kaisers Alexander, daß der Oberbefehl über die schlesische Armee einem preußischen Generale übertragen werde. Die Wahl fiel auf den General der Cavalerie v. Blücher, der ungeachtet seiner bereits erreichten 71 Jahre sich noch im Besitze der rüstigsten Kraft und des frischesten Muthes befand. Schon unter dem 4. Aug. erhielt der General Blücher durch den russischen General Barclay de Tolly die Nachricht von der auf ihn gefallenen Wahl der Monarchen und am 9. desselben Monats die Einladung nach Reichenbach zu einer mündlichen näheren Besprechung. Bei dieser am 10. Aug. stattfindenden Unterhaltung, bei welcher der russische Generalquartiermeister von Diebitsch zugegen war, erklärte der General Blücher, daß er ein Commando ablehnen müsse, bei welchem er so streng an die Defensive gebunden sei. Der General Barclay erwiderte hierauf, daß eine Armee von beinahe 100,000 Mann nicht auf eine strenge Defensive verwiesen werden könne und daß der General Blücher bei sich darbietender Gelegenheit seinen Feind nur angreifen und schlagen möge. Mit dieser mündlichen Interpretation seiner Instruction erklärte sich General Blücher zufriedengestellt und nahm das Commando über die schlesische Armee an.

Die schlesische Armee war aus zwei russischen und einem preußischen Corps zusammengesetzt. Den rechten Flügel bildete das Corps des russischen Generallieutenants v. Sacken, bestehend aus 18 Bataillonen Infanterie, 30 Escadrons Liniencavalerie, 11 Kosakenpulks und 60 Geschützen, im Ganzen circa 16,000 Mann stark. Das Centrum machte das erste preußische Armeecorps unter dem Generallieutenant v. York aus; es bestand aus den Brigaden von Steinmetz (1.), Prinz Karl von Mecklenburg (2.), von Horn (7.) und von Hühnerbein (8.), aus einem Reservecavaleriecorps unter dem Oberst v. Jürgaß und aus der Reserveartillerie unter dem Oberstlieutenant v. Schmitt; im Ganzen aus 44 Bataillonen, 44 Escadrons und 106 Geschützen, in einer Totalstärke von 37,738 Mann. Auf dem linken Flügel befand sich das Corps des russischen Generals der Infanterie Graf Langeron; bestehend aus 67 Bataillonen, 41 Escadrons, 13 Kosakenpulks und 176 Geschützen, zusammen aus 43,610 Combattanten. Von diesem Corps standen 47 Bataillone, 10 Escadrons und 150 Geschütze unter des Grafen Langeron unmittelbarem Befehle. Die übrigen 20 Bataillone, 31 Escadrons und 26 Geschütze bildeten ein Seitencorps (anfänglich unter dem General Grafen Pahlen, späterhin unter dem General Grafen St. Priest) mit der Bestimmung, die Verbindung mit der großen Armee in Böhmen zu unterhalten, von welcher zu gleichem Zwecke eine österreichische leichte Division unter dem General Grafen Neipperg auf das rechte Elbufer detachirt war. Die sämmtlichen Kosakenpulks standen an der Demarcationslinie und hielten diese vom Gebirge an bis nach Kanth besetzt.

Die russischen Corps befanden sich in einem höchst kriegstüchtigen Zustande, besonders waren die Mannschaften des Sacken'schen Corps alte, erprobte Soldaten, die Cavalerie war gut beritten, die Artillerie vorzüglich bespannt. Bei den preußischen Truppen waren Geist und Wille unübertrefflich, doch ließ das Material besonders bei der Landwehr viel zu wünschen übrig. Letztere hatte namentlich durch die Mängel einer sehr dürftigen Bekleidung zu leiden[1]), und entbehrte, da ihre Formation kaum erst beendigt war und es ihr an der gehörigen Zahl diensterfahrener Officiere fehlte, denjenigen inneren Halt, den nur eine längere Gewöhnung an den Dienst und ein unbedingtes Vertrauen auf die Vorgesetzten dem jungen Soldaten gewähren können.

Die Aufgabe, welche der General Blücher übernommen hatte, war jedenfalls eine höchst schwierige. Nach den Bestimmungen der trachenberger Convention war die schlesische Armee in eine fortwährende Abhängigkeit vom Feinde versetzt; sie mußte sich auf ein stetes Vor- und Zurückgehen gefaßt machen, immerwährend auf ihrer Hut bleiben und im Benutzen augenblicklicher Vertheidigung ebenso vorsichtig wie auf ein Vermeiden jeden erheblichen Nachtheils sorgfältig bedacht sein. Ermüdende, die Kräfte aufreibende Märsche waren vorauszusehen; nicht minder war zu befürchten, von den Unterbefehlshabern häufig misverstanden zu werden, da ihnen die trachenberger Operationsideen nicht mitgetheilt werden durften, und ohne deren Kenntniß die Anordnungen des Oberbefehls fast unvermeidlich das Ansehen gewinnen mußte, als werde die Heerführung von unsicheren Händen geleitet. Diese letzteren Schwierigkeiten steigerten sich durch die Charaktereigenthümlichkeiten der Unterbefehlshaber zu einer besonderen Erheblichkeit; abgesehen davon, daß schon im Allgemeinen die russischen Generale das Obercommando über eine Armee, die zum überwiegend größeren Theil aus russischen Truppen bestand, ungern in die Hände eines preußischen Generals gelegt sahen.

Der General Graf Langeron war ein französischer,

1) Die schlesische Landwehr war vorzugsweise mangelhaft bekleidet. Die Tücher hatten ohne Wahl genommen werden müssen und waren, ohne vorher gekrumpt worden zu sein, verarbeitet worden. Die Röcke liefen daher nach dem ersten Regen so ein, daß sie den Leib und die Arme nur kümmerlich bedeckten. Viele Bataillone hatten keine Stiefeletten bekommen und ließen zum großen Theil bei Bewegungen auf schwerem, durchweichtem Boden ihre Schuhe in demselben stecken. Die nur in einer Mütze bestehende Kopfbedeckung schützte weder gegen Hieb, noch Regen. Erst beim weitern Vorrücken nach Sachsen konnte diesen Uebelständen abgeholfen werden.

im Anfange der Revolution emigrirter Edelmann, ein Mann von Ehre und brav, der jedoch die Vorsicht für den besten Theil der Tapferkeit hielt und stets in Sorgen war, daß der bon sabreur, wie er den General Blücher nannte, ihn ins Unglück führen könne. Hierzu kam noch der besonders ungünstige Umstand, daß er ohne Wissen des Generals Blücher von den Verhandlungen der trachenberger Convention Kenntniß erlangt hatte, während ihm die in der Unterredung Blücher's mit dem General Barclay de Tolly zu Reichenbach dem ersteren mündlich gemachte Concession, welche den Stand der Dinge wesentlich veränderte, unbekannt geblieben war. Dadurch wurde der General Langeron zu einem Benehmen veranlaßt, welches so lange zu einem fortwährenden Widerstreben und mangelhaften Gehorsam gegen die Anordnungen des Oberbefehlshabers führte, bis der Feldherrnruf Blücher's durch seine glänzenden Erfolge festgestellt war.

Der General Baron von Sacken war eine echt kriegerische Natur, aber schon in der russischen Armee durch seinen Ungehorsam bekannt. Er war sogar schon durch ein Kriegsgericht wegen Insubordination verurtheilt, vom Kaiser Alexander aber, der ihn wegen seines kriegerischen Muthes sehr schätzte, begnadigt und wiederum mit einem Commando betraut worden.

General von York, umstrahlt von dem Glanze seines geschichtlich berühmt gewordenen Namens, war zwar ein sehr tüchtiger Corpsführer, auf welchen Blücher mit vollem Rechte zählen konnte, zugleich aber ein höchst schwieriger Untergebener. Schon vor dem Waffenstillstande war er mit dem General Blücher in Zwistigkeiten gerathen und die daraus entspringende Misstimmung York's setzte sich auch unter seinem nunmehrigen Verhältnisse zu dem Oberfeldherrn fort, den er ganz in den Händen seiner Umgebungen, des Generals von Gneisenau und des Obersten von Müffling, wähnte. Diese letzten hielt er aber für überspannt und unpraktisch und betrachtete daher alle vom Hauptquartier ausgehenden Anordnungen mit Mistrauen.

Zur Zeit des am 4. Juni 1813 zwischen den alliirten Monarchen von Rußland und Preußen und dem Kaiser der Franzosen zu Pläswitz abgeschlossenen Waffenstillstandes standen die Hauptkräfte der streitenden Parteien in Schlesien, getrennt durch einen zwei Tagemärsche breiten, für neutral erklärten Landstrich, den auf Seiten der Alliirten das strigauer Wasser, auf der feindlichen Seite der obere Bober und die Katzbach als sogenannte Demarcationslinien begrenzten. Am 10. Aug. wurde der Waffenstillstand von den Alliirten aufgekündigt; die Feindseligkeiten durften jedoch erst mit dem 17. Aug. beginnen, da in der Waffenstillstandsconvention eine sechstägige Frist zur Verbreitung der desfallsigen Benachrichtigungen ausdrücklich ausbedungen war. Um diese Zeit hatte die schlesische Armee folgende Stellung. Das Gros des Sacken'schen Corps stand zwischen Hundsfeld und Breslau auf dem rechten Oderufer; 1 Cavaleriedetachement, 2 Husaren- und 2 Kosakenregimenter (2213 Pferde) unter dem General Lanskoy befand sich bei polnisch Lissa; 9 Kosakenpulks (3743 Pferde) bildeten einen Cordon auf dem rechten Oderufer zwischen Steinau und Breslau. Das York'sche Corps stand bei Wernersdorf, nördlich von Zobten, theils im Lager, theils in engen Cantonirungen, und zwar die 2., 7. und 8. Brigade hinter der schweidnitz-breslauer Chaussee zwischen Rosenthal und Wernersdorf, die 1. Brigade dahinter, sämmtlich lagernd. Von der Reservecavalerie 2 Landwehrcavalerieregimenter im Lager dicht vor Rosenau; die übrigen Cavalerieregimenter in den Dörfern zu beiden Seiten und rückwärts des Infanterielagers. Die Fußbatterien der Reserveartillerielager in Zobten, Striegelmühle, Streebel und Prschiedrowitz, die reitenden Batterien in Grunau und Strachau. Die Pioniere standen in Rosenau. Das Hauptquartier befand sich in Rogau. Von dem Langeron'schen Corps stand die unter dem persönlichen Befehle des Grafen Langeron befindliche Haupttruppenmasse bei Jauernick; das unter dem Grafen Pahlen stehende Seitencorps im Gebirge bei Landshut.

Von der in Schlesien zurückgebliebenen französischen Armee standen zunächst der Demarcationslinie: Auf dem rechten Flügel das 11. Corps (Marschall Macdonald) in einer Stärke von 38 Bataillonen, 11 Escadrons und 44 Geschützen (im Ganzen 24,418 Mann, Franzosen, Italiener, Westfalen und Würzburger) in und um Friedeberg, in und um Lähn, in und bei Löwenberg, bei Schmottseifen und Greifenberg; das Hauptquartier in Hohlstein bei Löwenberg. In der Mitte: das 5. Corps (Divisionsgeneral Graf Lauriston) bestehend aus 37 Bataillonen, 3 Chasseurregimentern und 52 Geschützen (im Ganzen aus 38,566 Mann, meist Franzosen) in und um Goldberg und bei Steinberg, bei Neudorf am Gröditzberge und in und bei Haynau; das Hauptquartier in Goldberg. Auf dem linken Flügel: das 3. Corps (Marschall Ney) bestehend aus 63 Bataillonen, 10 Escadrons und 94 Geschützen (im Ganzen aus 40,000 Mann, Franzosen, Rheinbündner und Spanier) in und um Liegnitz, bei Lindenbusch, Pfaffendorf und Panten, bei Parchwitz, Steinau und Lüben; das Hauptquartier in Liegnitz. Diesem Corps wurde gegen Ende des Waffenstillstandes das 2. Cavaleriecorps unter dem Divisionsgeneral Sebastiani beigegeben, welches aus 52 Escadrons und 4 reitenden Batterien à 6 Geschützen bestand (im Ganzen aus einer Etatsstärke von 10,304 Pferden, die aber nur bis auf ⅔ derselben erreicht worden zu sein scheint). Dieses Cavaleriecorps stand während des Waffenstillstandes in der Umgegend von Freystadt und rückte erst beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten in die Nähe von Liegnitz.

Zunächst hinter dieser Armee stand in zweiter Linie das 6. Corps (Marschall Marmont) in und um Bunzlau. Dasselbe bestand aus 42 Bataillonen, 8 Escadrons und 62 Geschützen (im Ganzen aus 27,754 Mann, Franzosen, Rheinbündner und zum Kriegsdienst gezwungene Spanier). Die Infanterie der sämmtlichen Corps stand in Barackenlagern[2]), die Cavalerie und Artillerie in Cantonirungen.

---

2) Eine intessante Schilderung von dem Leben und Treiben in diesen Lagern, die auf Napoleon's ausdrücklichen Befehl zur besseren Gewöhnung der jungen Soldaten und ihrer möglichst guten Ausbildung bezogen wurden, befindet sich in dem Werkchen: „Die

Es lag in der Natur der Verhältnisse, daß jedem der sich gegenüberstehenden Heere sehr daran gelegen sein mußte, sich zuerst in den Besitz des zwischen ihnen liegenden neutralen Landstrichs zu setzen. Länger als zwei Monate von gänzlicher Einquartierungslast befreit und von allen Requisitionen verschont, welche die benachbarten Gegenden fast gänzlich erschöpft hatten, war das neutrale Gebiet in vollem Besitze ansehnlicher Verpflegungsmittel geblieben, und setzte daher diejenige der streitenden Parteien, die sich desselben zuerst bemächtigte, in einen um so erheblicheren Vortheil, als bereits auf beiden Seiten ein Mangel an Subsistenzmitteln einzutreten begann und wegen der ferneren Verpflegung der Truppen große Verlegenheiten zu befürchten standen. Für den Oberfeldherrn der schlesischen Armee war aber noch ein anderer, nicht minder wichtiger Beweggrund vorhanden, sobald als möglich in das neutrale Gebiet einzudringen; denn wenn es in der Absicht Napoleon's lag, seine sämmtlichen Streitkräfte in Sachsen zu concentriren und einen Hauptschlag gegen die große böhmische Armee zu führen, so hatten die hinter der Katzbach stehenden französischen Corps einen Vorsprung von zwei Tagemärschen vor der schlesischen Armee voraus, und die letztere war völlig außer Stande, die ihr ertheilte Aufgabe: „dem Gegner auf der Ferse zu folgen und mit ihm bei einem Unternehmen gegen die große alliirte Armee zugleich auf dem Entscheidungsplatze einzutreffen," zu lösen. Dessenungeachtet war der General Blücher, wie es actenmäßig feststeht, entschlossen, die Bedingungen des Waffenstillstandes auf das Strengste zu erfüllen und das neutrale Gebiet bis zum vollständigen Ablauf der Aufkündigungsfrist, also bis zum 17. Aug. zu respectiren. Da indessen am 13. Aug. von verschiedenen Seiten Meldungen einliefen, daß der Feind nicht nur Recognoscirungspatrouillen in das neutrale Gebiet habe vorgehen, sondern auch Fouragirungen in demselben vornehmen lassen, hielt sich auch der General Blücher nicht mehr für gebunden, die für die schlesische Armee vorgeschriebene Demarcationslinie zu beachten. Er ließ daher am 14. Aug. die Corps der schlesischen Armee vorrücken. Das York'sche Corps marschirte aus seinem Lager bei Wernersdorf bis nach dem strigauer Wasser und bezog ein Lager am Fuße der Höhen zwischen Laasen und Peterwitz. Die Cavalerie der Brigaden wurde als Vorposten bis an die zwischen Fastershausen und Puschkau liegenden Dörfer vorgeschoben. Die aus 6 Bataillonen, 8 Escadrons und 2 Batterien bestehende Avantgarde unter dem Obersten v. Lobenthal ging bis Wartschütz vor. Der rechte Flügel der schlesischen Armee, das Sacken'sche Corps, setzte sich in den Besitz von Breslau, ging aber statt bis an das schweidnitzer Wasser nur bis an die Lohe vor, stellte sich dort zwischen Pilsnitz und Schmiedefeld auf und schob seine aus 6 Kosakenpulks bestehende Avantgarde statt bis auf Neumarkt nur bis Lissa vor[3]). Der linke Flügel, das Langeron'sche Corps, rückte in die ihm bezeichnete Stellung bei Strigau und schob seine 7793 Mann, 3321 Pferde und 3 Batterien starke Avantgarde unter dem General Rudzewitsch bis Jauer vor. Das Seitencorps des linken Flügels unter General Graf Pahlen bezog eine Stellung bei Schmiedeberg; die Avantgarde desselben unter General Kaissaroff ging bis Hirschberg vor. Das Hauptquartier des Generals Blücher kam nach Würben.

Der an die Corpsbefehlshaber ertheilten Ordre zum Vorrücken wurde noch hinzugefügt, daß, da der Feind seine Demarcationslinie überschritten habe, derselbe, wo er im neutralen Gebiete angetroffen werde, anzugreifen sei; gegen einen innerhalb der ihm angewiesenen Demarcation in Position stehenden Feind dagegen kein Angriff unternommen und seine Demarcationslinie nicht überschritten werden solle, wenn er nicht durch Angriffe im neutralen Gebiete dazu Veranlassung geben würde.

Am 15. Aug. gingen bei Tagesanbruch von den Avantgarden sämmtlicher Corps starke Recognoscirungsabtheilungen, aus Cavalerie und Artillerie zusammengesetzt, gegen die feindliche Demarcationslinie vor, jedoch mit der wiederholten Weisung, nur den auf neutralem Gebiete angetroffenen Feind anzugreifen.

Am 16. Aug. erhielt der General Blücher von verschiedenen Seiten die übereinstimmende Meldung, daß der Feind seinen Rückzug anzutreten scheine und beschloß seiner Instruction gemäß den feindlichen Bewegungen sofort zu folgen. Demgemäß machte die schlesische Armee folgende Vorwärtsbewegung: das York'sche Corps bis Jauer, dessen Avantgarde unter dem Oberstlieutenant v. Lobenthal bis Peterwitz; das Langeron'sche Corps bis Bolkenhayn, dessen Avantgarde unter dem General Rudzewitsch nach Schönau; das Seitencorps des Generals Grafen Pahlen bis Hirschberg, dessen Avantgarde bis gegen Lähn; das Sacken'sche Corps in einer Stellung zwischen Oberwoys und Eisenberg, dessen Avantgarde bis nach Panzkau.

In dieser Stellung verblieb die Armee auch am 17. Aug.; um aber über die ferneren Bewegungen des Feindes Gewißheit zu erlangen, beauftragte der Oberfeldherr seinen Generalstabschef, den General v. Gneisenau, mit der Avantgarde des York'schen Corps von Peterwitz aus eine Recognoscirung gegen Goldberg vorzunehmen, zu welchem Zwecke ihm die unter dem Befehle des Obersten Jürgaß stehende Reservecavalerie beigegeben wurde. Der Feind wurde noch in seinen Lagern auf dem linken Ufer der Katzbach vorgefunden. Nach einigen Kanonenschüssen wurden die vorgeschickten Truppen bis auf die Höhen hinter Seichau zurückgezogen. In der Nacht zum 18. Aug. verließen die feindlichen Truppen ihre Stellungen auf dem linken Ufer der Katzbach und zogen sich gegen den Bober zurück, und zwar das 5. Corps (Lauriston) von Goldberg nach Löwenberg, das 3. Corps (Ney) und

großherzoglichen hessischen Truppen in dem Feldzuge von 1813 in Schlesien." (Darmstadt 1840.) S. 31—39.

3) Diese erste Nichtbefolgung der dem General Sacken mitgetheilten Disposition führte für den nächsten Marsch des Corps eine unverhältnißmäßige Anstrengung herbei und influirte auch nachtheilig auf die nächsten Bewegungen der beiden andern Corps, was dem General Sacken unter der Aufforderung, sich für die Folge stets pünktlichst an die gegebenen Bestimmungen zu halten, von Seiten des Generals Blücher misbilligend eröffnet wurde.

das 2. Cavaleriecorps (Sebastiani) von Liegnitz nach Haynau, das 6. Corps (Marmont) ebenfalls nach Haynau, das 11. Corps (Macdonald) bis in die Gegend von Löwenberg und Lauban.

Der General Blücher, dem am Morgen des 18. Aug. die bestimmte Nachricht von der Rückbewegung des Feindes zugegangen war, befahl sogleich, daß die schlesische Armee ungesäumt zur ferneren Verfolgung aufbreche und zwar das Sacken'sche Corps über Liegnitz nach Haynau, das York'sche Corps über Goldberg nach Löwenberg, das Langeron'sche Corps über Schönau nach Zobten, das Seitencorps des Generals Grafen Pahlen über Friedeberg nach Mank-Cossa. Außerdem wurden Streifcorps entsendet und zwar vom Langeron'schen Corps unter dem General Kaissaroff und vom York'schen Corps unter den Majoren von Boltenstern und von Falkenhausen. Die Avantgarden der verschiedenen Corps trafen bei Seifersdorf, Pilgramsdorf und Liegnitz auf den Feind und machten in kleinen Gefechten einige Hundert Gefangene.

Zu einem ernsteren Zusammentreffen mit dem Feinde kam es am 19. Aug. Die Avantgarde unter dem Oberstlieutenant von Lobenthal und die Reservecavalerie des York'schen Corps brachen schon um 2 Uhr des Morgens in der Richtung gegen Löwenberg auf. Von den Höhen von Deutmannsdorf aus entdeckten die preußischen Truppen den Feind, der den Hirseberg (Hirschberg) mit 2 Infanteriecolonnen besetzt hatte. Derselbe entwickelte zugleich eine bedeutende Infanteriemasse mit Artillerie, welche auf dem an Braunau anstoßenden Berge bivouakirt hatten; gleichzeitig marschirte in der Ebene bei Braunau die feindliche Cavalerie etwa 16 Escadrons stark auf. Es kam nun bei Deutmannsdorf zu einem ziemlich hartnäckigen Gefechte. In Folge der außerordentlichen Entschlossenheit und des wirksamen Feuers der preußischen Infanterie wurde der Feind von einer Position in die andere zurückgedrängt. Der Oberst von Katzler, welcher den Vortrab der Reservecavalerie führte, hatte in Folge der glücklichen Infanterieattaken eine solche Aufstellung gewinnen können, daß er ebenfalls den Feind angreifen konnte. Während dessen lief die Nachricht ein, daß der Feind, dessen Erscheinen in beträchtlicher Stärke vom Gröditzberge her schon früher gemeldet war[4]), seine, die Flanke und den Rücken der im Gefechte begriffenen preußischen Truppen bedrohende Bewegung fortsetze. Der Oberstlieutenant von Lobenthal ließ zur Sicherung seiner rechten Flanke und seines Rückens 3 Bataillone und 1 Batterie eine Stellung rückwärts nehmen, zu welchem Zwecke auch der Oberst Jürgaß einen Theil der Reservecavalerie zurücknahm. Mit den übrigen Truppen setzte der Oberstlieutenant von Lobenthal seine Angriffsbewegung weiter fort, in Folge deren der Feind sich bei Braunau und bei Sirgwitz über den Bober zurückzog. Da der Feind jenseits des Bobers eine sehr überlegene Truppenmasse zeigte, so wurde das Gefecht abgebrochen. Das Gros der Avantgarde bezog ein Bivouak zwischen Braunau und Deutmannsdorf; Braunau selbst wurde von einem Bataillon besetzt. Die französischen Truppen, die hier bekämpft wurden, gehörten zum 5. Armeecorps (Divisionsgeneral Lauriston). Die vom Gröditzberge her erschienenen feindlichen Truppenmassen, die sich besonders an Cavalerie stark zeigten, unternahmen keinen Angriff gegen die preußischen Truppen. Es kam nur zu Flankeurgefechten, die sich bis zum Abend fortsetzten, um welche Zeit der Feind seinen Rückzug nach Bunzlau antrat. In einigen kriegsgeschichtlichen Schriften wird angeführt, daß bei dieser Gelegenheit ein Theil der zur preußischen Avantgarde gehörigen Bagage in die Hände des Feindes gerathen sei. Diese Angabe beruht jedoch auf einem Irrthume, wie aus der Relation des mit der Bedeckung dieser Bagage beauftragten Rittmeisters von Kettelhold hervorgeht.

So sehr die Tapferkeit der preußischen Truppen und die Umsicht der Führer, welche am 19. Aug. bei Löwenberg gefochten, anerkannt werden müssen, so verdienen auch die von dem russischen Corps der schlesischen Armee an diesem Tage geleisteten Anstrengungen eine rühmliche Erwähnung. Das Gefecht bei Löwenberg war kein isolirtes, sondern stand in ziemlich nahem Zusammenhange mit einem noch viel hitzigeren, welches die Truppen des Langeron'schen Corps mit dem 11. französischen Armeecorps (Macdonald) zu bestehen hatten. General Rudzewitsch, Führer der Avantgarde des Langeron'schen Corps, war schon am Morgen des 10. Aug. bei Zobten angelangt und fand das linke Boberufer unbesetzt, aber alle Brücken, mit Ausnahme der steinernen bei Löwenberg, dort und weiter oberhalb zerstört. Die Russen passirten den Bober durch eine bei Zobten aufgefundene Furth und griffen das Dorf Siebeneichen an, welches durch eine feindliche Abtheilung besetzt war und sehr tapfer vertheidigt wurde. Diese feindlichen Truppen gehörten zum 11. Armeecorps und waren auf dem Rückzuge von Lähn begriffen; sie führten die Kriegskasse und vieles Gepäck bei sich. Das Dorf wurde dreimal genommen und wieder verloren, bis es endlich nach langem und blutigem Kampfe vom General Rudzewitsch mit dem Bayonnet erobert wurde. Gegen 600 Gefangene und eine reiche Beute an Geld und anderen werthvollen Gegenständen, darunter auch die Equipage des Marschalls Marmont, fielen den Siegern in die Hände. Nun aber rückten bedeutende Streitkräfte des 11. Armeecorps und auch eine Division des 5. Armeecorps (Lauriston) gegen den General Rudzewitsch zum Angriff vor, der, von allen Seiten angegriffen, vom Gros seines Corps abgeschnitten und einen Fluß ohne Brücken hinter sich, in eine sehr kritische Lage gerieth. Nur dem sehr entschlossenen und umsichtigen Benehmen des Generals Rudzewitsch und der vom General Langeron ihm zu Theil gewordenen Unterstützung mit Truppen von dem um 3 Uhr bei Zobten eingetroffenen Gros der Infanterie war es zu danken, daß die Truppen des Generals Rudzewitsch ihren Rückzug über den Bober mittels einer weiter oberhalb aufgefundenen Furth glücklich bewerkstelligen und sich mit dem Langeron'schen Corps wieder vereinigen konnten.

4) Diese feindlichen Truppen waren das 3. französische Armeecorps und das 2. Cavaleriecorps, mit denen der Marschall Ney an diesem Tage von Haynau aus seine Verbindung mit dem 5. Corps (Lauriston) und 11. Corps (Macdonald) zu bewerkstelligen suchte.

Das Sacken'sche Corps rückte am 19. Aug. in der Richtung nach Bunzlau weiter vor, dem 6. feindlichen Armeecorps (Marmont), welches Haynau verlassen hatte, folgend. Das letztere wurde bei dem Dorfe Kreibau von der russischen Avantgarde erreicht und nahm an den Bergen von Kaiserswaldau eine sehr vortheilhafte Aufstellung. Nach einem hartnäckigen Kampfe und nach einem nicht unbeträchtlichen Verluste an Mannschaften verließ es seine Stellung und setzte den Rückmarsch nach Bunzlau weiter fort. Das Sacken'sche Corps verfolgte den Feind heftig mit allen Waffen, indem die Division des Generals Nevorowsky demselben in die rechte Flanke ging, bis zu dem Dorfe Ober-Thomaswaldau, wo die hereinbrechende Nacht dem Gefechte ein Ende machte.

Der Verlust des schlesischen Heeres betrug in den verschiedenen am 19. Aug. stattgehabten Gefechten an Todten, Verwundeten und Vermißten gegen 2000 Mann; der Feind hatte einen noch stärkeren Verlust erlitten.

Das York'sche Corps lagerte in der Nacht zum 20. Aug. bei Neudorf am Gröditzberge; die Avantgarde unter Oberst von Lobenthal war auf General Blücher's unmittelbaren Befehl von den Höhen vor Löwenberg bis Hakenau zurückgegangen. Die Reservecavalerie war bei Deutmannsdorf aufgestellt. Das Hauptquartier der Generale Blücher und York befand sich in Neudorf.

Der General Graf Langeron nahm für diese Nacht sein Hauptquartier in Zobten und ließ sein Corps nach dem Gefechte bei Siebeneichen, welches im Ganzen 8 Stunden gedauert hatte und von beiden Seiten mit großer Tapferkeit durchgeführt worden war, mit Ausnahme einer bei Siebeneichen postirten Abtheilung auf dem rechten Boberufer, Bivouaks beziehen.

Die gegenüberstehenden feindlichen Truppen, das 11. und 5. Armeecorps standen zwischen Siebeneichen und Moys und bei Löwenberg. Das 3. Armeecorps und das 2. Cavaleriecorps befanden sich während dieser Nacht (zum 20. Aug.) auf dem Marsche vom Gröditzberge nach Bunzlau. Das 6. Armeecorps stand bei Bunzlau, die Avantgarde gegen Thomaswaldau vorgeschoben.

Am Morgen des 20. Aug. ging das Bestreben des Generals York zuvörderst dahin, so zeitig als möglich wieder in den sichern Besitz der Höhen von Löwenberg zu gelangen, auf welchen nach dem Abzuge der Avantgarde nur die Vorposten stehen geblieben waren und deren Besitznahme durch den Feind sehr zu besorgen war. Er setzte daher die Avantgarde schon frühzeitig von Hakenau aus in Bewegung und ließ die Cavalerie und die reitende Artillerie vorauseilen, um die Höhen von Löwenberg vorläufig zu besetzen. Auch der Oberst von Schmitt von der Artillerie wurde mit einer 12pfündigen Batterie der Avantgarde nachgesandt, um diese zur Sicherung des Postens von Löwenberg zu placiren. Man fand das Terrain diesseits Löwenberg glücklicher Weise noch ganz frei, obgleich man auf den Höhen jenseits des Bobers ansehnliche feindliche Streitkräfte (das 5. und 11. Armeecorps) in Schlachtordnung aufmarschirt gewahrte. Späterhin brach der Feind auf und marschirte förmlich auf der Straße nach Lauban links ab, machte aber, als seine Tete das Langenvorwerk erreichte, Halt und lagerte sich. Alle Brücken über den Bober hatte der Feind zerstört.

Das Gros des York'schen Corps verblieb am Vormittage des 20. Aug. in seiner am Abend vorher eingenommenen Stellung. Ueber das vom Gröditzberge abgezogene feindliche Corps waren die Nachrichten dahin eingelaufen, daß die sehr bedeutende Cavalerie desselben zwischen Mittelau und Altjäschwitz sich wieder aufgestellt hätte, von der Infanterie &c. aber Nichts mehr zu sehen wäre. Da nun auch die Cavaleriemasse sich gegen Mittag immer weiter in der Richtung nach Bunzlau entfernte und zuletzt ganz verschwand, so folgerte der General Blücher hieraus und aus den Vorgängen bei Löwenberg, daß im Laufe des Nachmittags das rechte Boberufer vom Feinde gänzlich verlassen sein werde, und daß, um eine gleichmäßige Verfolgung des wahrscheinlich nach Sachsen sich zurückziehenden Feindes ausführen zu können, das York'sche Corps ebenfalls an den Bober ungesäumt heranzuschieben sei. Demgemäß erhielt dieses Corps noch am Nachmittage den Befehl, in zwei Colonnen über Gähnsdorf und Ludwigsdorf bis Sirgwitz vorzurücken und dort eine Stellung zu nehmen. In Folge der schlechten Wege und der vielen Defileen gelangten indessen die Colonnen erst bei einbrechender Nacht bis Gähnsdorf und Ludwigsdorf, woselbst sie das Bivouak bezogen.

Der General York nahm sein Hauptquartier in Ludwigsdorf, der General Blücher in Hohlstein.

Das Sacken'sche Corps setzte am 20. Aug. seine Angriffsbewegung gegen das Marmont'sche Corps fort, welches letztere, obgleich es durch den Hinzutritt der Division Albert und Marchand verstärkt worden war, nach einigen Gefechten seine Stellung hinter dem kleinen Bober aufgab und nach Bunzlau abzog. Die Truppen des 3. und 6. französischen Corps, sowie des 2. Cavaleriecorps zogen durch Bunzlau nach den jenseitigen Thalhöhen und behielten die Stadt besetzt. Erst gegen Abend räumte der Feind auch Bunzlau, sprengte ein bedeutendes Pulvermagazin und einen Theil der Verschanzungen, die gleichzeitig mit jenem während des Waffenstillstandes mit einem großen Kostenaufwande angelegt worden waren, in die Luft und zerstörte nach dem Ueberschreiten des Bobers sämmtliche über diesen Fluß führende Brücken bis Eichberg hin. Der General Sacken ließ Bunzlau sofort durch Jäger besetzen und sein Corps zwischen dieser Stadt und Gnadenberg, wo er sein Hauptquartier nahm, das Bivouak beziehen. Längs dem Bober wurden Vorposten aufgestellt und am frühen Morgen 3 Regimenter Kosaken über Lichtenwaldau und Neudorf gegen Eichberg entsendet, um über die feindlichen Streitkräfte zwischen Bober und Queiß möglichst bestimmte Nachrichten zu erhalten.

Beim Corps des Generals Grafen Langeron hatte sich nichts Bemerkenswerthes zugetragen. Das Gros des Corps stand noch auf den Höhen bei Zobten, die Avantgarde unter General Rudzewitsch zwischen Zobten und Dippelsdorf; Siebeneichen war von russischen Vorposten besetzt. Der Feind, etwa 30 Bataillone und ebensoviel Escadrons stark geschätzt, stand auf den Höhen

diesseits Moys. Nach 10 Uhr fing er an mit etwa zwei Drittel seiner Stärke sich nach Löwenberg in Bewegung zu setzen. — Bei Lähn hatten in der Nacht 6 starke feindliche Colonnen gestanden, davon waren aber bei Tagesanbruch 5 Bataillone abgezogen; vermuthlich in einer rückgängigen Richtung, da der Commandeur des Seitencorps, Graf Pahlen, um 10½ Uhr meldete, daß der bei Brechtelsdorf ihm gegenüber gestandene Feind sich ebenfalls zurückgezogen habe.

Alle über die Bewegungen des Feindes gemachten Wahrnehmungen und das dabei von demselben beobachtete Verfahren, das Sprengen des Pulvermagazins und der Verschanzungen bei Bunzlau, das Zerstören sämmtlicher Brücken über den Bober, das Plündern und Abbrennen der Dörfer, sowie das Verwüsten der Vorräthe an Lebensmitteln, mußten im Hauptquartier der schlesischen Armee die Ueberzeugung begründen, daß der Feind zum Rückzug aus Schlesien ernstlich entschlossen sei. Diesen Entschluß hatten auch unstreitig die dort befehligenden französischen Marschälle gefaßt.

Mit einem solchen Entschlusse aber stimmte der Wille des Kaisers Napoleon keineswegs überein. Er traf am 21. Aug. gegen 9 Uhr im Lager bei Löwenberg (in Langen-Vorwerk) ein, wohin auch die Garden unter dem Herzoge von Treviso (Mortier) und das 1. Cavaleriecorps (Latour Maubourg) dirigirt wurden; auch das Marmont'sche (6.) Corps war ebenfalls nach Löwenberg herangezogen worden. Napoleon äußerte seine große Unzufriedenheit über die rückgängige Bewegung der französischen Corps in Schlesien und befahl sogleich, wieder zur Offensive überzugehen. Das 3. Corps hatte mit seiner Tete bereits die Gegend von Naumburg erreicht, als der Befehl zur Umkehr an dasselbe gelangte. Ebenso hatten die Truppen des 5. und 11. Corps sich schon zum Rückzug nach Lauban und Wünschendorf in Bereitschaft gesetzt. Die Brücken über den Bober mußten unverzüglich wiederhergestellt werden. Napoleon beabsichtigte mit 2 Colonnen von Löwenberg und Bunzlau aus gegen Goldberg vorzurücken, zu welchem Zwecke das 11. und 5. Corps bei Zobten, Löwenberg und Sirgwitz, das 3. Corps und das 2. Cavaleriecorps bei Bunzlau den Bober überschreiten sollten.

Der General Blücher, welcher am 21. Aug. mit seinen Truppen den vermeintlich im Rückzuge begriffenen Feind jenseits des Bobers verfolgen wollte, hatte noch in der Nacht die Brücke bei Sirgwitz wiederherstellen lassen und das mecklenburgische Husarenregiment zur Erhaltung der Verbindung mit dem Sacken'schen Corps gegen Neuwarthau, Altjäschwitz und Kunzendorf vorgehen lassen. Da die trübe Witterung bei Tagesanbruch die Aussicht sehr beschränkte, so ertheilte der General Blücher persönlich dem Major v. Sohr, der die Vorposten commandirte, den Befehl, mit einer Escadron brandenburger Husaren und einem Detachement leichter Infanterie bei Sirgwitz über den Bober zu gehen und den Feind zu recognosciren. Der Major Sohr vertrieb die jenseits des Bobers stehenden französischen Posten, stieß aber bald auf so überlegene feindliche Kräfte, daß er sich eiligst zurückziehen mußte und heftig verfolgt, kaum noch die eben hergestellte Brücke bei Sirgwitz abbrechen konnte. Die 8. Brigade wurde zur Sicherung des Uebergangspunktes hier, die drei anderen Brigaden des York'schen Corps bei Ludwigsdorf in Colonnen aufgestellt.

Nunmehr rückten feindliche Tirailleurs und Geschütze gegen den Bober vor und eröffneten ihr Feuer, welches vom Oberstlieutenant von Lobenthal erwidert wurde. Als der Tag sich mehr aufgeklärt hatte, entdeckte man eine bedeutende Vermehrung der Truppen im feindlichen Lager, auch erhielt man die Nachricht von der erfolgten Ankunft Napoleon's. Man war nun mit Recht für die linke Flanke besorgt, und der General Blücher ordnete daher an, daß von Seiten des Langeron'schen Corps der oberhalb Plagwitz gelegene Steinberg ungesäumt mit Infanterie und Artillerie besetzt werden sollte. Dieser Befehl wurde indessen sehr mangelhaft ausgeführt, indem nur eine Abtheilung von russischen Jägern auf den Abhang des Steinberges aufgestellt wurde, eine eigentliche Besetzung des Steinberges aber nicht eintrat. Es war dies ein Fehler, der gar nicht gerechtfertigt werden kann, und der nur darin seine Erklärung findet, daß der General Graf Langeron von der Ansicht ausging, der General en chef dürfe sich vermöge seiner Instruction bei einer ernstlichen Offensive des Feindes, wie es bei der Anwesenheit Napoleon's zu erwarten war, doch auf keinen hartnäckigen Widerstand einlassen, sondern müsse sofort den Rückzug antreten.

Der Feind hatte die sich ihm aus der mangelhaften Besetzung des Steinberges darbietenden Vortheile schnell benutzt. Zahlreiche feindliche Tirailleurs gingen unter dem Schutze einer sehr geschickt placirten Artillerie über den Bober, gewannen im schnellen Laufe den Steinberg und warfen die russischen Jäger nach kurzem Gefecht in das Dorf Plagwitz, welches durch das brandenburgische Füsilierbataillon besetzt war, zurück. Der Oberstlieutenant Lobenthal, welcher sah, daß von russischer Seite Nichts geschah, um den Steinberg zu behaupten, beorderte das Füsilierbataillon des 2. ostpreußischen Infanterieregiments, dem Feinde die Höhe wieder zu entreißen. Bevor aber das Bataillon vom Weinberge herunter den Ort seiner Bestimmung erreichen konnte, waren von den am jenseitigen Boberufer verdeckt aufgestellten feindlichen Massen immer neue Schwärme über und durch den Fluß gegangen, hatten die Tirailleurs auf den Höhen verstärkt und daselbst mit überraschender Schnelligkeit geschlossene Bataillone zum Angriff auf Plagwitz formirt. Es folgte nun (gegen 2 Uhr) in größter Eile ein fortgesetztes Defiliren von Colonnen aller Waffen, welche den Steinberg erstiegen, sich in der Richtung auf Höfel immer mehr ausbreiteten, Batterien placirten und so das Langeron'sche Corps vom York'schen abzudrängen drohten. Das Füsilierbataillon des 2. ostpreußischen Regiments drang zwar gegen den Steinberg vor, der Feind hatte sich aber bereits zu bedeutend verstärkt und wies daher nicht nur die Angriffe des Bataillons zurück, sondern drang selbst in Plagwitz ein und vertrieb aus demselben

die russischen und preußischen Truppen, die den heftigen Angriffen nicht länger Widerstand leisten konnten.

So war der Steinberg und Plagwitz in die Hände des Feindes gefallen, bevor das russische Infanteriecorps unter dem General Kapzewitsch, welches diese wichtigen Punkte decken sollte, herangekommen war. Der Oberstlieutenant von Lobenthal, der in seiner Front auf dem Weinberge nicht angegriffen wurde, und mit richtigem Blicke erkannte, daß es zur Sicherung des Rückzuges der Armee hauptsächlich darauf ankomme, den Feind am Debouchiren aus Plagwitz zu verhindern, zog allmälig seine Truppen vom Weinberge gegen Plagwitz herunter. Zu gleichem Zwecke hatte der General en chef die unter dem Befehle des Herzogs Karl von Mecklenburg stehende 2. Brigade zur Unterstützung der Avantgarde herangezogen und nach der Chaussee links abmarschiren lassen, um sich damit den Rückzug nach Goldberg und die Verbindung mit dem Langeron'schen Corps zu sichern. Zur vollständigen Erreichung des letzten Zweckes wurde die 8. Brigade (Hünerbein) nach Lauterseiffen dirigirt, mit dem Befehle, dort so lange zu verbleiben, bis das Langeron'sche Corps seinen Rückzug gegen Pilgramsdorf bewerkstelligt haben würde, dann aber nach dem Gröditzberge zu marschiren, wohin der Rückzug des York'schen Corps bestimmt war.

Nachdem der Prinz Karl von Mecklenburg mit seiner Brigade eine dem Zwecke seiner Aufgabe entsprechende Aufstellung genommen hatte, entspann sich ein sehr heftiges Gefecht zwischen dem Feinde, der aus Plagwitz debouchiren wollte, und den preußischen Truppen, die ihn an der Ausführung dieses Vorhabens zu verhindern suchten, während die auf den einander gegenüber liegenden Höhen aufgestellten beiderseitigen Batterien sich gegenseitig bekämpften, die preußischen Geschütze aber auch die aus Plagwitz vordringenden feindlichen Colonnen zurückzuwerfen suchten. Die preußischen Truppen hatten hier einen sehr schweren Stand, um sich gegen die bedeutende feindliche Uebermacht in ihren Stellungen zu behaupten; es bedurfte eines so ausgezeichneten Geistes der Truppen und eines so umsichtigen und entschlossenen Benehmens der Führer, um dieser schwierigen Aufgabe in so glänzender Weise zu genügen, wie dies hier geschah. Die Landwehr wetteiferte an Muth und Ausdauer mit den Linientruppen, namentlich zeichnete sich das vom Hauptmann v. Kossacki geführte 4. Bataillon des 5. schlesischen Landwehrregiments aus, welches zweimal den aus Plagwitz debouchirenden Feind mit dem Bayonnet angriff und ihn bis in die Gärten zurückwarf, demnächst unter dem feindlichen Kartätschensturme wieder in seine Stellung zurückkehrte. Auch die Tirailleurs des 2. ostpreußischen Infanterieregiments fochten mit großer Ausdauer, wurden aber nebst den freiwilligen Jägern des Regiments fast gänzlich aufgerieben. Der Oberst Katzler deckte mit der Cavalerie sehr erfolgreich die Tirailleurs, erlitt aber einen nicht unbedeutenden Verlust an Mannschaften und Pferden. Nur durch wiederholte Verstärkungen und mehrfachen Ersatz an Munition gelang es den preußischen Truppen, den immer aufs Neue vorbrechenden Feind fortgesetzt zurückzuweisen. Der General Graf Langeron wurde aufgefordert, mit vereinten Kräften die Höhen von Plagwitz im Rücken anzugreifen; er war indessen mit seinem Corps schon zu weit in der Richtung auf Lauterseiffen zurückgegangen, um dieser Aufforderung genügen zu können. Es rückte zwar endlich der General Kapzewitsch mit dem 10. Infanteriecorps von Zobten gegen Höfel vor, ließ sich jedoch nur auf eine Kanonade ein, da er die Höhe bei Plagwitz wol zu stark vom Feinde besetzt finden mochte.

So stand das Gefecht bei Plagwitz und Höfel längere Zeit. Die preußische Avantgarde behauptete sich auf dem Weinberge und am Fuße desselben gegen Plagwitz, die 2. Brigade auf den Höhen, parallel mit der Chaussee und in dem Gebüsche diesseits Plagwitz. Gegenüber war auf dem Steinberge eine zahlreiche feindliche Artillerie aufgestellt; am Fuße der Höhen standen Bataillonsmassen, welche ihre Tirailleurs nach Plagwitz vorgeschoben hatten und von Zeit zu Zeit in Colonnen und mit Geschütz vorbrachen. Während dessen setzten die Gros des York'schen und Langeron'schen Corps ihren Rückzug, das erste nach dem Gröditzberge, das letztere nach Pilgramsdorf, in aller Ruhe fort. Um 5 Uhr Abends befahl der General Blücher auch den Rückzug der bei Löwenberg fechtenden Truppen und zwar: die preußische Avantgarde über Deutmannsdorf, die 2. preußische Brigade über Lauterseiffen, die russischen Truppen unter dem General Kapzewitsch über Petersdorf. Der Oberstlieutenant von Lobenthal zog sich mit der Avantgarde in größter Ordnung, heftig verfolgt und immer fechtend, zurück; er ließ bis Deutmannsdorf seine Truppen wol zehnmal Front machen. Von hier aus gelang es ihm, seinen Rückzug über Hartliebsdorf bis Wilhelmsdorf ganz verdeckt und ohne irgend einen Verlust zu bewerkstelligen. Mit nicht minderer Ordnung setzte sich auch der Prinz Karl von Mecklenburg mit seiner 2. Brigade nach Lauterseiffen in Bewegung, ebenfalls von Feinden, besonders mit Cavalerie und Artillerie, stark gedrängt. Hinter Lauterseiffen machte die Brigade nochmals Front. Der Feind griff jedoch dieses Dorf nur mit Artilleriefeuer an, welches von der Batterie von Pfeil auf kurze Zeit erwidert wurde. Der Prinz zog sich demnächst allmälig an das York'sche Corps nach Neudorf, welches zwischen diesem Dorfe und Gröditz in Marschcolonnen bivouakirte, bereit, in zwei Colonnen über Leisersdorf und Ulbersdorf sich hinter die schnelle Deichsel zurückzuziehen. Das Hauptquartier des Generals York war in Neudorf. Die Avantgarde stand bei Wilhelmsdorf. Der Rückzug des Generals Kapzewitsch ging über Petersdorf, welches Dorf behauptet wurde. Die Nacht machte auch hier dem Kampfe ein Ende, worauf die Truppen ihren Rückzug fortsetzten; die Vorposten wurden im Hochwalde aufgestellt; die linke Flanke sicherten 4 bei Probsthain aufgestellte Escadrons; 1 Dragonerregiment nebst Tschernanovski'schen Kosaken bei Schönau unterhielten die Verbindung mit dem Pahlen'schen Seitencorps, welches sich zum Rückzug nach Schmiedeberg anschickte. Der General Graf Langeron, sowie der General en chef nahmen ihr Hauptquartier in Pilgramsdorf.

Das Sacken'sche Corps wurde von dem 3. franzö-

sischen Armeecorps (Ney) und dem 2. Cavaleriecorps (Sebastiani) um 10 Uhr Vormittags bei Bunzlau angegriffen. Nachdem die Franzosen die abgebrannten Brücken wiederhergestellt hatten, vertrieben sie die russischen Jäger aus der Stadt und debouchirten gegen Mittag, die 8. Division (Souham) an der Tete. Der General Sacken zog sich nach einem lebhaften Gefechte mit seinem Corps über Altwarthau und Mittelau, durch feindliche Cavalerie verfolgt, bis Modelsdorf zurück, wo er sein Hauptquartier nahm.

Auf der feindlichen Seite war der Marschall Ney mit dem Gros seines Corps über Jäschwitz auf Altgiersdorf marschirt, wo um 7 Uhr Abends die Bivouaks bezogen wurden; ein Theil des 3. Corps und das Gros des 2. Cavaleriecorps standen bei Hartmannsdorf; die 39. Division (Marchand) bei Gnadenberg. Das 5. Corps (Lauriston) und die beiden leichten Cavaleriedivisionen des 1. Cavaleriecorps (Latour M.) waren bis in die Höhe von Deutmannsdorf vorgerückt; dahinter standen die beiden Divisionen des Macdonald'schen (11.) Corps. Die Garden und die beiden Cuirassierdivisionen des 1. Cavaleriecorps waren in und bei Löwenberg verblieben. Das 6. Corps (Marmont) war ebenfalls nicht über den Bober gegangen, sondern bei Sirgwitz stehen geblieben.

Der Verlust der schlesischen Armee in dem Gefechte am 21. Aug. war nicht unbeträchtlich; er betrug im Ganzen 51 Officiere und 2095 Mann, von denen auf die im Gefechte gewesenen preußischen Truppen allein 30 Officiere und 1618 Mann kamen.

Am 22. Aug. trat das York'sche Corps in aller Frühe seinen Rückmarsch bis hinter die schnelle Deichsel in zwei Colonnen über Leisersdorf und Ulbersdorf an und postirte sich auf den Höhen hinter diesem Flusse. Die bisherige Avantgarde unter dem Oberstlieutenant von Lobenthal wurde, da sie zu viel gelitten hatte, aufgelöst und eine andere unter dem Oberst von Katzler formirt. Sie bestand aus 2 Linien-Cavalerieregimentern und 1 Landwehr-Cavaleriebrigade, sowie 8 Bataillone von der Linie und Landwehr der 7. und 8. Brigade; die Infanterie derselben stellte sich bei Neudorf auf, die Cavalerie wurde bis an den Grödițberg vorgeschoben.

Der General von Sacken hatte in Folge erhaltener Nachricht, daß der ihnen gegenüber gestandene Feind sich nach dem Centrum der schlesischen Armee dirigirt habe, sich mit seinem Corps nach Adelsdorf herangezogen und in Modelsdorf seine Avantgarde gelassen. Der General en chef bestimmte für den Fall seines erforderlichen weiteren Rückzuges, daß sich der General Sacken über Seifersdorf und Giersdorf nach Schmogwitz, der General York auf Dohnau und Kroitsch und der General Langeron auf Goldberg und Röchlitz hinter die Katzbach zurückziehen sollten, behielt sich aber vor, den Befehl zum Rückzug selbst zu ertheilen.

Feindlicherseits setzten auf Befehl Napoleon's um 11 Uhr Vormittags das 5. und 11. Armeecorps, sowie ein Theil des 1. Cavaleriecorps die Offensive gegen Goldberg fort; der Marschall Ney erhielt erst am Nachmittage den Befehl, über Haynau gegen Liegnitz vorzubringen; die Garden und das 6. Armeecorps verblieben hinter dem Bober.

Als die russische Avantgarde im Hochwalde vor Lauterseiffen aus durch ansehnliche feindliche Kräfte angegriffen wurde und der General Kapzewitsch sich seiner Instruction gemäß fechtend langsam auf Pilgramsdorf zurückzog, trat auch der General Langeron eigenmächtig seinen Rückzug auf Goldberg an und ließ dem General en chef nur eine Meldung hiervon machen. Der General Blücher, höchst unzufrieden mit dem Benehmen des Generals Langeron, mußte nun auch den anderen Corps den Befehl zum weiteren Rückzug geben. Gleichzeitig ertheilte der General en chef die Ordre, daß ein Theil der Avantgarde des York'schen Corps, die nunmehr die Arrièregarde bildete, unter dem Major v. d. Goltz sich ungesäumt nach Goldberg begeben solle, um die daselbst befindliche russische Arrièregarde zu verstärken und diesen Punkt kräftiger gegen den daselbst vordringenden Feind vertheidigen zu können. Der Major v. d. Goltz erreichte Goldberg glücklich vor dem Feinde und ließ sogleich die ihm überwiesenen 7 Bataillone die dem Zwecke entsprechenden Posten einnehmen und traf mit vieler Umsicht und Thätigkeit die zur Vertheidigung der Stadt erforderlichen Vorbereitungen. Der Flensberg wurde mit 1 Bataillon Infanterie und 7 Geschützen besetzt. Hinter demselben stand der Oberst von Katzler mit 6 Escadronen. Nahe an Goldberg auf der Straße nach Jauer hatten sich 2 russische Jägerbataillone, dahinter die Cavalerieregimenter der russischen Arrièregarde aufgestellt; noch weiter rückwärts auf der Straße nach Jauer befand sich das Corps des russischen Generals Kapzewitsch, welcher den Oberbefehl über alle in und bei Goldberg versammelten Truppen übernahm.

Das York'sche Corps erreichte erst spät in der Nacht die ihm angewiesenen Lagerplätze bei Dohnau und Niederkrayn, in welchem letzteren Orte die Generale Blücher und York ihre Hauptquartiere nahmen. Von dem nicht bei Goldberg verwandten Theile der Arrièregarde war die Cavalerie auf dem Plateau bei Hohberg halten geblieben, die Infanterie war in ihre Brigade eingerückt.

Der General Langeron, den die vom General Blücher ausgesandten Adjutanten im vollen Rückzuge auf der Straße nach Jauer bei Seichau antrafen, erhielt Befehl, sogleich wieder in die Stellung bei Goldberg zurückzukehren; das Corps konnte jedoch erst kurz vor Tagesanbruch wieder in Bewegung gesetzt werden. Das Seitencorps des Grafen Pahlen hatte sich nach Schmiedeberg zurückgezogen, mit seiner Avantgarde unter dem General Kaissaroff aber Hirschberg noch besetzt behalten.

Das Sacken'sche Corps lagerte bei Schmogwitz; das Hauptquartier des Generals Sacken war in Baben.

Der Marschall Ney war mit dem 3. Armeecorps, mit dem 2. Cavaleriecorps und mit der 39. Division aus den Bivouaks bei Altgiersdorf, Hartmannsdorf und Gnadenberg am Nachmittag und Abend aufgebrochen, um gegen die bunzlau-haynauer Straße und Adelsdorf vorzugehen. Die Avantgarde erschien in der Dunkelheit vor Haynau und griff daselbst den General Lanskoy, der

erst mit einem kleinen Theile seines Cavaleriedetachements angekommen war, so überraschend an, daß derselbe nicht mehr den geraden Weg nach Liegnitz einschlagen konnte, sondern sich über Vorhaus und Kaltwasser dahin zurückziehen mußte. Die Franzosen besetzten in der Nacht Haynau und standen über Kreibau bis Thomaswaldau echelonirt; der rechte Flügel dehnte sich bis Adelsdorf aus.

Das 5. französische Armeecorps (Lauriston) war bis Hermsdorf vor Goldberg und südlich gegen Neukirch vorgerückt; die Vorposten bis nahe vor Goldberg, wo sie noch am Abend mit der Besatzung am Oberthore einige Schüsse wechselten. Die beiden Divisionen des 11. Corps (Macdonald) lagerten links gegen den Weg von Ulbersdorf. Die beiden leichten Divisionen des 1. Cavaleriecorps waren nicht über Pilgramsdorf hinaus vorgegangen. Napoleon war bis auf den halben Weg nach Goldberg vorgeritten; dann aber auf die Meldungen von weiteren Rückzügen der Alliirten nach Löwenberg zurückgekehrt.

In der Nacht zum 23. Aug. hatte der Kaiser Napoleon von dem Vordringen der großen böhmischen Armee der Alliirten nach Sachsen Kenntniß erhalten. Diese Nachricht und die aus dem fortgesetzten Rückzuge der schlesischen Armee sich ergebende Wahrscheinlichkeit, daß er seine Gegner für jetzt doch nicht zur Annahme einer Schlacht würde bewegen können, bestimmten den französischen Kaiser, von der schlesischen Armee abzulassen und mit den Garden, dem 6. Armeecorps (Marmont) und dem 1. Cavaleriecorps (Latour M.) am 23. Aug. nach Görlitz aufzubrechen. Anfangs wollte Napoleon auch das 3. Armeecorps (Ney) nach Görlitz mitnehmen; änderte jedoch später seinen Entschluß dahin, daß nur der Marschall Ney für seine Person den Kaiser begleiten, das 3. Armeecorps dagegen unter dem Befehle des Divisionsgenerals Souham bei den Truppen, die gegen die Blücher'sche Armee in Schlesien zurückgelassen wurden und über welche der Marschall Macdonald den Oberbefehl erhielt, verbleiben sollte. Die Hauptaufgabe dieser etwa 100,000 Mann starken Boberarmee sollte nach dem Willen Napoleon's darin bestehen, die feindliche schlesische Armee in Schach zu halten, und sie zu verhindern, gegen die Verbindung der Armee des Kaisers oder gegen die Berlin bedrohende Armee des Marschalls Oudinot irgend etwas zu unternehmen. Zu dem Zwecke sollte der Marschall Macdonald den Feind bis über Jauer zurückwerfen und demnächst eine durch Verschanzungen verstärkte Stellung am Bober einnehmen.

Der General Blücher erhielt bald Nachricht davon, daß der Kaiser Napoleon mit einem beträchtlichen Theile seiner Truppen die ihm gegenüberstehende feindliche Armee verlassen und den Rückmarsch auf Görlitz angetreten habe. Gleichzeitig meldete ihm der Major v. d. Goltz aus Goldberg, daß der Feind seine linke Flanke bedrohe oder gar schon umgangen habe, wodurch der Rückzug des unter seinem Befehle stehenden Detachements höchst schwierig oder gar unmöglich werden würde, wenn ihm nicht schleunigst zu Hilfe gekommen werde. Der General Blücher erließ sogleich an den General Kapzewitsch den Befehl, die Deckung der linken Flanke der Besatzung von Goldberg zu übernehmen, und an den General York die Verfügung, behufs einer Deckung der rechten Flanke der in und bei Goldberg aufgestellten Truppen eine Brigade über die Katzbach vorgehen zu lassen, um den Feind zu verhindern, sich zwischen Goldberg und Röchlitz in das Thal der Katzbach zu werfen. Der General York bestimmte zu diesem Zwecke die unter dem Prinzen Karl von Mecklenburg stehende 2. Brigade. Dieselbe sollte sich mit dem linken Flügel an Niederau lehnen und mit dem rechten Flügel auf Hohberg aligniren, in dieser Stellung den Angriff des Feindes erwarten und nur vor einer zu großen Uebermacht sich langsam zurückziehen.

Das Corps des Grafen Langeron hatte sich noch vor Tagesanbruch von Seichau aus in Bewegung gesetzt und eine Stellung zwischen Prausnitz und Goldberg eingenommen; die Cavalerie der Avantgarde war auf Wolfsdorf gegen den Wolfsberg vorgegangen; noch weiter links standen russische Detachements, um die linke Flanke gegen eine Umgehung auf dem kürzesten Wege von Goldberg über Konradswaldau auf Jauer zu decken.

Die bestätigenden Nachrichten, daß bedeutende feindliche Streitkräfte auf der haynau-bunzlauer Straße ihren Rückzug angetreten hätten, bestimmten den General en chef zu der Ansicht, daß die zurückgebliebenen feindlichen Truppen nur den Zweck haben dürften, den Abzug der Hauptkräfte gegen die böhmische Armee zu maskiren. Um der ihm ertheilten Instruction: dem sich zurückziehenden Feinde auf dem Fuße zu folgen, genügen zu können, hielt der General en chef einen energischen Angriff auf die gegen ihn zurückgelassenen feindlichen Truppen für unumgänglich erforderlich und ertheilte demzufolge die nachstehende Disposition:

Disposition zum Angriff auf den 23. Aug. 1813.

„Die leichte Cavalerie des Generallieutenants Baron v. Sacken wird von Haynau gegen Bunzlau poussirt. Das Corps von Sacken selbst marschirt von Schmogwitz über Adelsdorf gegen den Gröditzberg und hat die Bestimmung, in der Reserve zu bleiben, um den Feind abzuhalten, dem Corps von York sowol von Bunzlau als von Löwenberg aus über Neudorf am Gröditzberge in den Rücken zu gehen."

„Das Corps von York marschirt gegen Ulbersdorf, detachirt Cavalerie mit reitender Artillerie von Ulbersdorf gegen Neuwiese, um dort den etwa vordringenden Feind festzuhalten und geht auf den linken Flügel, nach Umständen auf den Rücken des Feindes los, sodaß der rechte Flügel des Corps von York an Pilgramsdorf kommt. Auf den Höhen diesseits Pilgramsdorf bleibt eine zwölfpfündige Batterie und eine Brigade als Reserve stehen. Der Rest des Corps greift den Feind mit aller Energie an, ohne sich auf lange Kanonaden einzulassen. Die Reservecavalerie bleibt auf dem rechten Flügel."

„Sobald die Kanonade zeigt, daß das Corps von York im Besitze dieser Höhen ist, bricht das Corps vom Grafen Langeron, es sei nun selbst früher angegriffen oder nicht, in des Feindes rechte Flanke vor."

„Ich bleibe auf den Höhen von Goldberg beim Corps des Generals Grafen Langeron."

„Die Katzbach bleibt die Basis der Operationen."

„Alle Verwundete, Gefangene ꝛc. werden nach Jauer gebracht, wohin sogleich die 8 Bataillone, 12 Escadrons und 2 Batterien unter dem Oberstlieutenant Krauseneck von Liegnitz marschiren."

Blücher.

Der Befehl zum Aufbruch der Truppen sollte erst später ertheilt werden, wenn der Feind seinen Angriff mehr entwickelt haben würde.

Der Prinz Karl von Mecklenburg hatte sich schon um 7 Uhr Morgens mit seiner Brigade aus dem Bivouak zwischen Ober- und Niederkrayn in Bewegung gesetzt. Kaum aber waren die ersten Flanqueurs der Brigadecavalerie (gegen 9 Uhr) bei Niederau angelangt, als man drei weit überlegene feindliche Colonnen von Goldberg und Neudorf am Rennwege her eiligst anrücken und sich in Schlachtordnung formiren sah. Die Brigade mußte sich daher nach Rückwärts von Niederau auf dem Plateau des linken Ufers der Katzbach, mit dem linken Flügel an dem steilen Thalrande, mit dem rechten Flügel in der Richtung auf Hohberg aufstellen, welches Dorf zur Sicherung der rechten Flanke mit Tirailleurs besetzt wurde. In einiger Entfernung vor dem linken Flügel an den Gebüschen des Thalrandes und auf den Feldern des Eichvorwerkes lag ein großes französisches Hüttenlager, noch aus der Zeit des Waffenstillstandes herrührend.

Kaum hatte die 2. Brigade (an diesem Tage etwa 6400 Mann stark) die angegebene Stellung eingenommen, als der Feind, bestehend aus den beiden Divisionen des 11. Corps mit der Division Gerard an der Tete, der Cavalerie dieses Corps und einer leichten Brigade des 2. Cavaleriecorps (zusammen etwa in der Stärke von 20,000 Mann), sich entwickelt hatte und sofort die Kanonade mit 24—30 Geschützen eröffnete.

Das Gefecht begann mit großer Heftigkeit. Die so sehr überlegene feindliche Artillerie hatte bald 4 Geschütze der Brigadebatterie (Huet) demontirt und durch ihr Kugel- und Granatfeuer große Verheerungen in den preußischen Infanteriemassen angerichtet. Der Prinz ließ 2 Landwehrbataillone etwas zurücknehmen, um sie hinter einer Terrainwelle dem heftigen feindlichen Feuer mehr zu entziehen. Diese an und für sich sehr zweckmäßige Maßregel brachte indessen auf die noch nicht gehörig an das Feuer gewöhnten Landwehrbataillone eine sehr nachtheilige Wirkung hervor. Das Bataillon Dobrowsky (Neustädter) warf sich, ohne weiter auf die Commandos zu hören, zurück, brachte auch zwei andere Landwehrbataillone in Unordnung und verleitete sogar ein Linienbataillon, dessen Führer verwundet worden war, zu einer rückgängigen Bewegung, sodaß das ganze erste Treffen dem wüthenden Feuer wich. Das Bataillon Dobrowsky zerstreute sich gänzlich: wogegen es bei den anderen Bataillonen den Bemühungen der braven Führer und sämmtlicher Officiere gelang, die Ordnung wieder herzustellen. Den erwähnten Unfall abgerechnet, fochten die preußischen Truppen mit sehr rühmlicher Tapferkeit. Der Major Roßken, der sein Bataillon zuerst wieder gesammelt hatte, setzte sich zu Fuß an die Spitze desselben und warf sich, ohne einen Schuß zu thun, auf den vordringenden Feind. Diesem Beispiele folgten mehre andere Bataillone und der Feind wurde bis zu dem Hüttenlager zurückgetrieben, wo neu anrückende feindliche Massen das weitere Vordringen der Preußen aufhielten. Auch seine Ueberlegenheit an Cavalerie machte der Feind auf eine sehr nachdrückliche Weise geltend. Von einem Landwehrregiment, dessen Commandeur und sämmtliche Stabsofficiere verwundet gefallen waren, wurden zwei durch mehrfache Attaken und das heftige Feuer etwas aus einander gekommene Bataillone plötzlich von zwei Seiten durch feindliche Cavalerie angegriffen und ehe sie Quarrés formiren konnten, auseinandergesprengt. Das wirksame Flankenfeuer des Füsilierbataillons des 1. ostpreußischen Regimentes und die herbeieilenden Kosaken, welche der Graf Langeron dem Prinzen von Mecklenburg zu Hilfe geschickt hatte, hemmte die weitere Verfolgung, sodaß, was von dem Landwehrbataillon noch zu sammeln war, auf den linken Flügel der Brigade raillirt werden konnte.

Auch gegen den rechten Flügel hatte der Feind sehr heftige Angriffe gerichtet. Zwei feindlichen Angriffscolonnen ging der Oberstlieutenant v. Lobenthal mit zwei ostpreußischen Bataillonen entgegen und warf sie in großer Unordnung zurück. Mehre feindliche Cavalerieangriffe wies das 2. Bataillon des 1. ostpreußischen Regiments mit Ruhe zurück und trat mit den anderen ostpreußischen Bataillonen in festester Haltung seinen Rückzug in die Schlachtlinie der Brigade an. Die feindliche Cavalerie erschien jedoch immer zahlreicher und erneuerte ihre Angriffe, von einem heftigen Artilleriefeuer unterstützt. Die nur noch brauchbaren drei Geschütze der preußischen Brigadebatterie setzten in aller Ruhe ihr Kartätschenfeuer fort, geriethen jedoch jetzt in Gefahr, von der feindlichen Cavalerie genommen zu werden. In diesem kritischen Moment eilte der Prinz von Mecklenburg, von feindlicher Cavalerie verfolgt, auf das im Quarré formirte 2. Bataillon des 1. ostpreußischen Regiments und rief demselben zu: „Bataillon marsch!" Das Bataillon trat an und nahm den Prinzen auf, der die Fahne des Bataillons ergriff und unter dem Rufe: „Nun, Ostpreußen, gilts!" sich mit dem Bataillon der in breiter Front angreifenden Cavalerie mit „Hurrah" entgegenstürzte, sie zurückwarf und dadurch zugleich die bedrohten Geschütze rettete [5]). — Der Feind, den diese unerwartete Bewegung zum Stehen gebracht, ließ der Brigade Zeit, sich zu sammeln.

Durch den starken Verlust, den die preußischen Bataillone in dem mörderischen Gefechte erlitten hatten, sowie durch den Ausfall des neustädter Bataillons war in der Schlachtlinie eine bedeutende Lücke entstanden, welche, als der Prinz gegen die große feindliche Uebermacht seinen Rückzug antreten mußte, durch ein Linksschließen der übrigen Bataillone ausgefüllt werden sollte. Gegen diese schwierige Bewegung unternahm der Feind noch viele

5) Der Fahnenträger, Unterofficier Schorries, hatte innerlich geschwankt, ob er seine Fahne aus der Hand geben dürfe, sie daher auch nicht ganz losgelassen, sondern das untere Ende der Fahnenstange festgehalten.

Angriffe mit seiner überlegenen Cavalerie, die jedoch mit großer Tapferkeit zurückgewiesen wurden. Bei dieser Gelegenheit bewies abermals das 2. Bataillon des 1. ostpreußischen Regiments einen unerschütterlichen Muth, sowie auch die übrigen Bataillone dieses Regiments sich durch ihre Entschlossenheit und feste Haltung rühmlichst auszeichneten. Die preußische Cavalerie hieb mehrmals in den zurückgeworfenen Feind ein und deckte den Rückzug der Tirailleurs aus dem in Brand gerathenen Dorfe Hohberg, sodaß alle Waffen das Ihrige thaten, um den Feind in Respect zu halten.

Die beinahe auf zwei Drittel ihrer Stärke zusammengeschmolzene 2. Brigade würde nun nach einer so langen und tapferen Bekämpfung eines weit überlegenen Feindes eine genügende Veranlassung gehabt haben, ihren Rückzug fortzusetzen, dessen Bewerkstelligung auch jetzt ohne Gefahr möglich war, wenn der Prinz von Mecklenburg in seinem strengen Festhalten an der ihm ertheilten Disposition des Generals York sich nicht zu einem noch längeren Widerstande verpflichtet gehalten hätte. Dem zufolge nahm er auf der Höhe beim Brückenkretscham eine neue Aufstellung, wobei die 2. Brigade sehr zeitgerecht durch 2 russische Jägerregimenter unterstützt wurde, welche der General Kapzewitsch zu ihrer Verstärkung über die Katzbach vorgeschickt hatte. In dieser Aufstellung hielt sich die Brigade noch längere Zeit, bis nach 2 Uhr von dem General en chef der Befehl zum Rückzug eintraf. Der Prinz ging nun über die Katzbach bis hinter Röchlitz zurück, wo er auf den dortigen Höhen die Brigade halten ließ, um die Truppen vollständig zu sammeln und zu ordnen. Der Verlust der Brigade an Todten, Verwundeten und Vermißten betrug 28 Officiere, 1747 Mann und 64 Pferde.

Fast gleichzeitig mit dem Angriffe des Feindes auf die 2. Brigade (gegen 8½ Uhr) griff ein Theil des 5. Armeecorps (Lauriston) die Stadt Goldberg an. Eine starke Colonne, welcher eine Avantgarde vorausging, drang in die selzer Vorstadt ein, wurde aber durch das Feuer von 3 hier aufgestellten Compagnien mit großem Verluste zurückgewiesen. Die Franzosen gaben hier den Angriff auf und besetzten die zwischen dem selzer und Oberthore gelegenen Höhen, von wo aus sie ein lebhaftes Artilleriefeuer gegen die von den Preußen besetzten Häuser eröffneten. Das Gefecht dauerte hier mehre Stunden; die Landwehrmänner, obgleich zum ersten Mal im Feuer und als Tirailleurs agirend, wiesen die durch Kartätschenfeuer von den Höhen unterstützten, wiederholten Angriffe des Feindes mit Standhaftigkeit zurück. Auch mehre gegen das Oberthor gerichtete Angriffe wurden entschieden abgeschlagen, wobei die Franzosen durch das Feuer der Tirailleurs und der freiwilligen Jäger aus dem Thorhause, von der Mauer und aus den anliegenden Häusern einen bedeutenden Verlust erlitten. Als der Feind sich der nahe der Stadt gelegenen Häuser bemächtigt hatte und anfing aus denselben den Vertheidigern empfindlichen Schaden zuzufügen, ging der Lieutenant Hayne vom brandenburgischen Infanterieregiment unaufgefordert mit einem Detachement vor, stürmte eins dieser Häuser und tödtete oder nahm gefangen, was sich vom Feinde darin vorfand; der Lieutenant Hayne selbst wurde bei diesem Unternehmen verwundet.

Gegen 2 Uhr wurde dem Major v. d. Goltz gemeldet, daß der Wolfsberg vom Feinde genommen und der Rückzug der Besatzung Goldbergs gefährdet sei. Die Räumung der Stadt wurde daher befohlen und mit der größten Ordnung ausgeführt. Am Niederthore erhielt indessen der Major v. d. Goltz durch den Major v. Oppen die Nachricht, daß es scheine, als wenn die im Gefecht begriffene 2. Brigade sich behaupten werde und daß es dann von der äußersten Wichtigkeit sei, Goldberg noch länger zu halten. Die bereits am Niederthore versammelten Truppen gingen sogleich wieder auf ihre ihnen früher angewiesenen Plätze zurück. Der durch das Oberthor in Masse eingedrungene Feind wurde mit dem Bayonnet angegriffen und unter Hurrahrufen zur Stadt wieder hinausgeworfen; wer sein Heil nicht in der Flucht suchte, wurde niedergestoßen.

Nunmehr aber ging der bestimmte Befehl vom General Kapzewitsch ein, die Stadt unverzüglich zu räumen. Es geschah wiederum in der größten Ordnung, obgleich der Rückzug unter fortdauerndem feindlichen Artilleriefeuer bewerkstelligt werden mußte.

Der Verlust der preußischen Truppen bei der Vertheidigung Goldbergs betrug im Ganzen 10 Officiere und 487 Mann, worunter sich 81 freiwillige Jäger befanden.

Auch am Wolfsberge kam es am 23. Aug. zu einem hartnäckigen Kampfe. Der General Kapzewitsch ließ in Folge des ihm durch den General Rudzewitsch zugegangenen Befehls, für die Sicherung der linken Flanke der Besatzung Goldbergs zu sorgen, den Wolfsberg, diese im Süden von Goldberg belegene, bewachsene und das gegen Osten vorliegende Terrain dominirende Höhe durch Abtheilungen zweier russischer Jägerregimenter besetzen. Das Gros dieser Regimenter, sowie zwei Infanterieregimenter mit einiger Artillerie standen als Soutien hinter dem Wolfsberge. Die Cavalerie der Avantgarde des Generals Rudzewitsch stand links des von den Preußen besetzten Flensberges; hinter letzterem der Oberst Katzler mit 6 Escadrons. Die Cavalerie des Generals Kapzewitsch hatte sich rechts des Wolfsberges aufgestellt, sodaß sie im Stande war, einem Vorgehen des Feindes zwischen dem Wolfsberge und Goldberg entgegenzuwirken. Der Rest des russischen 10. Infanteriecorps befand sich auf den Höhen von Kopatsch, das Gros des Langeron'schen Corps nahe vor Prausnitz.

Gegen 10 Uhr rückte der Feind zum Angriff vor. Der rechte Flügel des 5. französischen Armeecorps (Lauriston) ging bei Seiffenau und oberhalb desselben über die daselbst nur niedrige Katzbach, drängte die russischen Posten zurück und griff bald darauf den Wolfsberg an, welcher gleichzeitig in den gegen Seiffenau liegenden Schluchten vom Feinde umgangen wurde. Die Russen wurden geworfen; die Franzosen besetzten den Wolfsberg und placirten seitwärts eine zahlreiche Artillerie, welche den Alliirten bedeutende Verluste zufügte. Es entstand nun ein sehr heftiger Kampf, in welchem der Wolfsberg

bald in den Händen der Franzosen, bald in den Händen der Russen war. Der Oberst Katzler, die Wichtigkeit des Besitzes des Wolfsberges für die Vertheidigung Goldbergs und den Position an der Katzbach erkennend, ließ ein Landwehrbataillon und eine Batterie (die 3pfündige Batterie von Oppen) vom Flensberge zur Unterstützung der Russen vorgehen. Das preußische Landwehrbataillon sollte nun in Gemeinschaft mit einem russischen Bataillon den Wolfsberg erstürmen. Sie hatten bereits unter einem heftigen Kartätschenfeuer den halben Hang des Berges erstiegen, als sich aus den Gebüschen auf der Kuppe eine dreifach überlegene feindliche Truppenmasse entwickelte und die Alliirten mit dem Bayonnet zurückwarf. Mehre noch unternommene Versuche, den Wolfsberg wieder zu gewinnen, blieben erfolglos.

Als der General Graf Langeron von dieser Lage des Gefechtes Meldung erhielt, ließ er die 15. Division zur Verstärkung auf den linken Flügel der fechtenden Truppen vorgehen und rückte selbst mit dem Reste seines Corps von Prausnitz bis über das vorliegende bebuschte Terrain hinaus. Der Feind aber verstärkte sich ebenfalls. Der eine große Heftigkeit annehmende Kampf zog sich in die zwischen dem Wolfs- und dem Flensberge liegende Ebene, sodaß die den letzteren besetzt haltenden preußischen Truppen (2 Bataillone und eine halbe Batterie) zur Theilnahme an demselben gelangten. Es wurde von beiden Seiten mit großer Tapferkeit gefochten; doch gelang es den Anstrengungen der Alliirten nicht, sich wieder in den Besitz des Wolfsberges zu setzen. Aber ebensowenig vermochte der Feind weiter vorzudringen; die Artillerie und die überlegene Cavalerie der Alliirten setzten seinem weiteren Vordringen entschiedene Hemmnisse entgegen. Bei den mehrfach gegen die feindlichen Tirailleurs mit günstigstem Erfolge unternommenen Cavalerieangriffen zeichneten sich die beiden Escadrons des brandenburgischen Husarenregimentes besonders vortheilhaft aus. Ein sehr lebhaftes Tirailleur- und Artilleriefeuer dauerte mehre Stunden fort.

So standen die Gefechtsverhältnisse am Wolfsberge bis gegen 2 Uhr. Auf der nördlichen Seite von Goldberg hatte der Prinz Karl von Mecklenburg mit seiner Brigade nach rühmlichstem Kampfe der feindlichen Uebermacht weichen müssen; noch sehr bedeutende Kräfte zeigte der Feind bei Neudorf am Rennwege. Was man am Wolfsberge gegen sich hatte, konnte man nicht übersehen und daher auch nicht beurtheilen, ob bei einem Versuche, mit Anwendung der Gesammtkräfte des Langeron'schen Corps, den Wolfsberg wieder zu gewinnen und die Franzosen über die Katzbach zurückzuwerfen, auf einen glücklichen Erfolg zu rechnen sei. Dazu kam die übereinstimmende Aussage aller Gefangenen, daß Napoleon bei der Armee anwesend sei, woraus eine größere Stärke der gegenüberstehenden feindlichen Kräfte und eine sehr energische Verwendung derselben mit Recht gefolgert werden mußte. Die am Morgen gegebene Disposition konnte augenscheinlich nicht mehr ausgeführt werden; wollte man sämmtliche in Bewegung gesetzte Truppen zum Angriff vorgehen lassen, so mußte es zu einer allgemeinen Schlacht mit ungewissem Ausgange kommen, welche eben zu vermeiden das schlesische Armeecommando in der ihm ertheilten Instruction auf das Bestimmteste angewiesen war. Alle diese Umstände bewogen nun den General Blücher, so schwer dieser Entschluß auch seinem Charakter werden mochte, um diese Zeit den allgemeinen Rückzug zu befehlen [6]).

Das Gefecht wurde demnach abgebrochen. Der General Langeron stellte die 9. Division unter General Udom vor Prausnitz auf, um die zurückgehenden Truppen aufzunehmen. Der General Rudzewitsch zog sich mit der Avantgarde der Cavalerie und der 15. Division über Prausnitz und Seichau, der General Kapzewitsch und die Besatzung von Goldberg über Kopatsch, Röchlitz und Lasnig zurück. Der Feind drängte heftig nach; der Major v. Zepelin, beauftragt, das Debouchiren des Feindes aus Goldberg mit dem 3. Bataillon des 12. Reserveregiments möglichst lange zu verhindern, wäre beinahe abgeschnitten worden. Der General en chef war bis zuletzt bei den hintersten Flanqueurs verblieben und schien auch für seine Person das Terrain so lange als möglich dem Feinde streitig machen zu wollen, welcher die Verfolgung nur mit leichten Truppen bis über Prausnitz hinaus fortsetzte. Der General Rudzewitsch besetzte mit der Avantgarde die Höhen von Seichau, das Gros des Langeron'schen Corps ging in die starke Stellung von Hammersdorf zurück, woselbst der Corpscommandeur sein Hauptquartier nahm.

Das York'sche Corps zog sich in Folge des erhaltenen Befehls in der Richtung auf Schlaupe zurück; nur die 8. Brigade blieb in Lasnig zurück, um dort die in musterhafter Ordnung sich zurückziehende 2. Brigade aufzunehmen. Nachdem dies geschehen, marschirten beide Brigaden über Arnoldshof und Schlaupe, passirten dort die wüthende Neiße und vereinigten sich demnächst mit ihrem Corps, welches auf den Höhen zwischen Ober- und Nieder-Weinberg und Bellwitzhof eine Aufstellung genommen hatte. Später erhielt das York'sche Corps indessen den Befehl, den Rückzug noch bis hinter Jauer fortzusetzen und bei Profen ein Lager zu beziehen. Die Truppen brachen sofort auf und marschirten in 2 Colonnen über Brechtelshof und Alt-Jauer in die ihnen zugewiesene Aufstellung, wo sie nach einem sehr beschwerlichen Nachtmarsche äußerst erschöpft das Lager bezogen. Eine Menge Leute, besonders von den Landwehren, waren aus Ermüdung unterwegs liegen geblieben. Das Hauptquartier des Generals York kam nach Profen. Der General Blücher hatte das seinige in Jauer genommen.

Das Sacken'sche Corps war nach minder bedeutenden Gefechten mit Truppen des 3. französischen Corps über Hochkirch und Mahlitsch gleichfalls in das Lager bei Profen gerückt, wo es den rechten Flügel einnahm.

---

6) In seinem Abends 9 Uhr an den König erstatteten Berichte sagt Blücher über die Motive seines Rückzuges am 23. Aug.: „Die Affaire am Wolfsberge hätte wahrscheinlich einen glücklicheren Ausgang genommen, hätte nicht die Verbindung des Ganzen, die Natur der Umstände und noch mehr die Allerhöchste Instruction erfordert, das Gefecht abzubrechen."

Die Arrièregarde des Generals Sacken scheint bei Mahlitsch stehen geblieben zu sein.

Die Reservecavalerie des York'schen Corps stand bei Brechtelshof und unterhielt die Verbindung mit der Arrièregarde der russischen Corps.

Die preußischen Truppen hatten in den Gefechten am 23. Aug. 40 Officiere und 2634 Mann verloren, mithin hatte die schlesische Armee im Ganzen an diesem Tage einen Verlust von mehr als 4000 Mann erlitten. Nachtheiliger aber noch als die seitherigen Verluste an Streitkräften war die moralische Einwirkung, welche die bisherige Operationsweise auf den Geist der Truppen ausübte. Die vielen Hin- und Hermärsche waren gewaltig ermüdend für alle Truppen und wirkten besonders zerstörend auf die schlesischen Landwehren, von denen bereits 3 Bataillone sich ziemlich aufgelöst hatten, einige andere ganz abhanden gekommen waren. Das Alles machte den General York sehr aufgeregt. Er kannte die eigenthümliche Aufgabe der schlesischen Armee nicht und ihm wie seinem Hauptquartier erschien die Verfahrungsweise des Armeecommandos, das fortwährende Hin- und Herziehen der Truppen, das Ertheilen und Widerrufen von Befehlen, als ein Schwanken in den Ansichten des Obercommandos, durch dessen Anordnungen sein Corps dem Verderben entgegengeführt würde. Bei einem am 25. Aug. erfolgenden Zusammentreffen mit dem General en chef hielt nun der General York seinen Unmuth nicht länger zurück und es kam zu einem sehr heftigen Auftritte in Gegenwart mehrer russischen Generale, bei denen ebenso wie bei den preußischen Unterbefehlshabern die Unzufriedenheit mit den bisherigen Anordnungen sehr groß war. Eine solche Scene war natürlich nur geeignet, das Vertrauen der Russen zu dem preußischen Oberfeldherrn noch mehr zu erschüttern.

Der General Blücher, der nach seiner Art das Rationelle der Kriegführung denen überließ, auf die er nach einem bewunderswürdig sicheren Tacte einmal sein Vertrauen gesetzt hatte, war selbst mit dem vielen Hin- und Hermarschiren, sowie mit den Resultaten der löwenberger und goldberger Gefechte nicht befriedigt. Er übersah mit großer Klarheit, daß ein fortgesetztes ähnliches Verfahren die ihm anvertraute Armee unfehlbar zu Grunde richten müsse. Die bereits beginnende Auflösung durch den Ungehorsam des Generals Langeron und durch das Widerstreben des Generals York fühlte er deutlich. Diese Reflexion erzeugte in seiner Seele den festen Entschluß, eine größere Schlacht herbeizuführen; eine solche daher anzunehmen, wenn der Feind zur Offensive weiter vorrücke, oder ihn selbst anzugreifen, wenn er in seiner angenommenen Position verbliebe. In diesem Entschlusse konnten den General Blücher keine Vorstellungen wankend machen, es war ihm vollständig klar, daß nur eine gewonnene Schlacht im Stande sei, die vorhandenen großen Uebelstände zu beseitigen und das Vertrauen und den guten Geist wieder herzustellen; mit dem Verluste einer Schlacht aber nicht mehr eingebüßt werde, als was ohnehin verloren gehen müsse, wenn man sich auf die bisherige Weise zu genau an die ertheilte Instruction binde.

Der am 26. Aug. 1813 erkämpfte glänzende Sieg an der Katzbach rechtfertigte auf das Vollkommenste die Richtigkeit der Ansicht des Oberfeldherrn. (*C. Baer.*)

GOLDBERGER'SCHE KETTEN. Im fünften Decennium dieses Jahrhunderts wurden unter diesem Namen gegen Rheumatismus (nebenbei aber auch noch gegen eine Anzahl anderer Leiden und selbst als Präservativ gegen Cholera) physikalische Apparate angepriesen und vielfältig von Kranken gekauft, die nach Angabe des berliner Erfinders genau nach Art der Volta'schen Säule construirt sein, daher auch die gleichen physiologischen Wirkungen äußern sollten. Sorgfältige kritische und experimentelle Untersuchungen, namentlich von einem Anonymus (Casper's Wochenschrift 1849. Nr. 40. 41) und von Dr. Küchenmeister (Deutsche Klinik. 1852. Nr. 11—13) haben aber dargethan, daß die physiologische Wirkung jener Goldberger'schen Rheumatismusketten in der ursprünglichen Construction nicht weiter geht, als bei einem einfachen in Contact gesetzten Plattenpaare. Eine stärkere elektrische Wirkung wurde durch die von Pulvermacher bewirkte Construction dieser Rheumatismusketten erzielt und es hat dann auch Goldberger seinen spätern Apparaten die Einrichtung gegeben, daß sie aus Metallplattenpaaren mit Zwischenkörpern bestehen.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

GOLDBLECH. Eigentliches Goldblech wird nie als Handelswaare, sondern nur zur unmittelbaren Verarbeitung verfertigt. Man stellt es durch Walzen dar, indem man einen gegossenen Stab oder eine gegossene Platte erst mit dem Hammer ausbreitet und dann unter die Walzen bringt. Siehe den Artikel Gold, wo unter V. Verarbeitung und Anwendung des Goldes das Nöthige gesagt worden. (*C. Reinwarth.*)

GOLDBRASSE, Chrysophrys, heißt eine artenreiche Gattung aus der Familie der Brassen oder Sparoideen, deren gemeine mittelmeerische Art schon Aristoteles beobachtete und untersuchte. Im Allgemeinen den eigentlichen Brassen (s. den Artikel Sargus) gleichend zeichnet sich diese Gattung im Besonderen aus durch sieben Kiemenhautstrahlen und 4—6 kegelförmige Vorderzähne in jedem Kiefer. Der schon im Alterthume gebräuchliche Name Goldbrasse ist von dem goldgelben Augenbande der gemeinen Art entlehnt, der Mehrzahl der außereuropäischen Arten fehlt aber dasselbe, sodaß es nicht als Gattungscharakter betrachtet werden darf. Die gemeine Art Chr. aurata im Mittelmeere wird 15 Zoll lang und wegen ihres zwar trocknen, aber doch schmackhaften Fleisches überall zu Markte gebracht. 20 blendende Goldstreifen schmücken das silberne Schuppenkleid. Seltener ist eine dickschnäuzige Art, Chr. crassirostris im Mittelmeere mit sehr dicker Schnauze und viel schlankerem Körper und nur mit Goldfleck auf der Schläfe. Andere Arten leben an der afrikanischen, der warmen asiatischen und der amerikanischen Küste. Am vollständigsten hat sie Valenciennes in seiner geschätzten Histoire naturelle des poissons beschrieben. (*Giebel.*)

GOLDCRONACH, bairische Stadt im Kreise Oberfranken, Landgerichtsbezirk Gefrees, 1354 Fuß über

dem Meeresspiegel, an der Cronach, im Fichtelgebirge zwischen hohen Bergen, zählt 940 Einwohner, hat zwei Mühlen und zwei Burgruinen, Hammerwerke und Branntweinbrennereien, ein Bergamt und treibt Bergbau auf Kupfer, Spießglanz, Vitriol, Antimonium, Serpentin und Marmor. Dieses schon im J. 1002 unter Kaiser Heinrich II. bekannte Städtchen war bei Anlegung eines ergiebigen Goldbergwerkes entstanden. Im J. 1365 erhielt das Bergwerks- und Stadtprivilegium der Burggraf Friedrich V. Im J. 1695 wurden aus dem daselbst gewonnenen Golde doppelte Dukaten geprägt. Auch noch in den Jahren 1772—1775 hat es eine Ausbeute an Gold und Silber gehabt. (*H. E. Hössler.*)

Golddraht, s. Gold S. 174 u. 183.

GOLDEMAR. Freiherr von Aufseß fand in einer Papierhandschrift, die größtentheils ärztliche Vorschriften von einer Hand des 14. Jahrh. enthält, vier Blätter versteckt, welche den Anfang eines verlorenen, aber schon von W. Grimm in der Deutschen Heldensage S. 174 und 338 vermutheten Gedichtes von dem Zwergkönige Goldemar darbieten, der nach unsern teutschen Denkmälern in den Sagenkreis von König Dietrich von Bern verflochten ist. Dieses zehn dreizehnzeilige Strophen (von denen die letztere jedoch unvollständig ist) enthaltende Bruchstück wurde sodann von Moritz Haupt in dessen Zeitschrift für deutsches Alterthum VI, 520 fg. im J. 1848 herausgegeben.

Der Inhalt desselben ist, abgesehen von dem theilweise dunkeln Eingange, in der Kürze folgender: Als Herr Dietrich von Bern einst zum Kampf gegen die Riesen ausritt, wurde demselben von großen Riesen Kunde gesagt, die in dem Waldgebirge, Trutmunt geheißen, wären. Dahin eilte der Held und fand in dem Walde einen Berg, den Zwerge erbaut hatten und besaßen. Da sah er bei ihnen eine Jungfrau, so schön er noch nie eine gesehen und freute sich darüber. Als er sie jedoch sehen wollte, vertraten ihm die Zwerge den Weg und führten sie in den Berg. Er suchte nun die Zwerge zu bewegen, ihm die Jungfrau sehen zu lassen, allein der mächtige König Goldemar barg dieselbe hinter sich, und als Dietrich darauf mit seinen Waffen drohend Kunde begehrte, von wannen sie die Frau genommen hätten oder wo sie herkäme, sprang Goldemar vor den Berg, mahnte ihn gegen die Sachsen zu ziehen, an ihm fände er hier Nichts zu kämpfen, doch wolle er ihm von seiner Frau Kunde geben. (Damit wird die letzte Strophe lückenhaft.)

Nach den Eingangsworten des Gedichtes vermuthet Haupt den Albrecht von Kemenaten, dessen Rudolf von Ems in seinem Wilhelm und Alexander als eines meisterlichen Dichters gedenke, als Verfasser, sodaß das Gedicht von Dietrich und Goldemar in den Anfang des 13. Jahrh. fallen würde und da dasselbe mit dem Sigenot und Eckenliede große Aehnlichkeit habe, so fühle man sich versucht, alle drei Gedichte Einem Verfasser zuzuschreiben. Allein gewiß mit Recht bemerkt K. Gödecke, Deutsche Dichtungen im Mittelalter S. 524: „bei dem Mangel aller weitern Nachrichten über diesen Albrecht und der Zweifelhaftigkeit der Bezeichnung im Bruchstücke selbst mag die Annahme alle Beachtung fordern dürfen, obwol sich nicht leugnen läßt, daß die Erwähnung Albrecht's der Art ist, daß sich ein Gegensatz seiner Auffassung Dietrich's gegen den Inhalt des Gedichts ergibt. Albrecht (sagt der Dichter unter Anrufung der Herren, die merken sollen) dichtete, daß Dietrich nie für Frauen in Liebe entbrannt war. Uns sagt man (die Handschrift hat wen, was Haupt in wan ändert), daß er auf Streit sann, bis er einst eine schöne Frau sah. Es würde sehr auffallen und ohne alle Analogie sein, wenn Albrecht sich selbst als Dichter nennte und unmittelbar darauf fortführe „„Doch sagt (er) uns,““ sodaß sich der Dichter in einem Athem mit Namen bezeichnete und auch wieder unter die Hörer seines Gedichtes rechnete."

Auf die Sage oder auf das Gedicht spielt eine Stelle des nicht vor 1291 gedichteten Reinfried von Braunschweig an; ein späteres Zeugniß zur Sage gibt die Vorrede des Heldenbuches; s. W. Grimm a. a. O. 174 und Gödecke a. a. O. Von der Sage weiß jedoch die altnordische Thidrekssaga Nichts.

Mit Wahrscheinlichkeit hat man vermuthet, daß dieser Zwerg Goldemar in dem Hausgeiste Goldemar oder Volmar wiedererscheine, der sich drei Jahre bei Neveling von Hardenberg auf dem Hardenstein an der Ruhr aufhielt. Siehe hierüber Gobelinus Persona, Meibom. script. I, 186, v. Steinen, Westfälische Geschichte S. 777—779, Grimm, Myth. 477 und die Irischen Elfenmährchen der Gebrüder Grimm S. LXXXIII; LXXXV; XCVIII. (*A. Raszmann.*)

GOLDENE AUE (die), ein äußerst fruchtbares Thal im Thüringerlande, in Bergreihen von Norden nach Süden am Flusse Helme hinziehend und darum früher Helmaue genannt. Sie beginnt unterhalb Nordhausen nach dem Kloster Roßleben zu im herrlichen Thale der Unstrut. Ihre Fruchtbarkeit ist sprüchwörtlich geworden und der Segen an Obst und Getreide wie an Oelsaat außerordentlich. Blos Nordhausen soll aus den Oelsaaten des Thales jährlich 17,000 Centner Oel schlagen. Hauptorte sind Heringen und Kelbra, beide an der Helme liegend. (*H. E. Hössler.*)

GOLDENE BULLE. Indem in Betreff des Allgemeinen (Anwendung, Material, Form u. s. w.) auf den Artikel Bulle in dieser Encyklopädie (1. Sect. 14. Bd. S. 11 fg.) verwiesen werden kann, ist hier nur über die wichtigeren Staatsactenstücke zu berichten, welche als „goldene Bullen" bekannt sind. Allem Anschein nach bedienten sich die byzantinischen Kaiser derselben zuerst; die griechischen Schriftsteller jener Zeit nennen sie χρυσόβουλλον oder σφραγὶς χρυσῆ; vergl. z. B. Anna Komnena in der Alexias und Kodinos (De offic. Palat. Constantinopol.). Angeblich soll schon Justinianos im J. 550 n. Chr. der Sophienkirche in Constantinopel eine goldene Bulle verliehen haben. Thulemar (De bull. c. 2) sieht Theophilos, den Sohn des Michael, als den ersten byzantinischen Kaiser an, welcher sich dieser Art von Siegeln bedient habe. Vergl. Anecdota ed. *Heimbach.* Vol. 2. Wäre diese Annahme richtig, so

würde man wol den ersten Gebrauch der goldenen Bullen den karolingischen Frankenkönigen zuschreiben müssen. — Als goldene Bulle wird ferner die Constitutio Basilii Porphyrogeniti bezeichnet, welche im Jus Graeco-Rom. des Leunclavius Vol. I. p. 118 sich vorfindet; ebenso die Constitutio Nicephori Botoniatae (ebendas. I, 123). Ueber eine Constitutio Alexii Comneni (vergl. c. 3) vergl. *Gothofred.* Corp. jur. Dieser Kaiser schenkte z. B. vermittels einer goldenen Bulle im April 1081 die Insel Patmos an den H. Christodulos, für den er zugleich auf derselben ein Kloster stiftete: diese Bulle ist abgedruckt in Roß, Reisen auf den griech. Inseln II, 179 fg. — Ferner gedenkt Niketas (Chron. I. p. 66 ed. Bonn.) einer goldenen Bulle des Kaisers Manuel Komnenos. — Im J. 1330 ließ der Kaiser Andronikos II. dem Herzoge Heinrich von Braunschweig eine goldene Bulle ausstellen, welche bei Thulemar (1697) commentirt ist. Noch Phrantz. (III, 1) berichtet endlich von einer goldenen Bulle der byzantinischen Kaiser [1]).

Vielleicht früher, jedenfalls aber etwa gleichzeitig mit diesen Fürsten bedienten sich der goldenen Bulle die fränkischen Karolinger. Ob aber Karl der Große (wie *Eckhart* in den Comm. de reb. Franciae Orient. II. p. 6 seq. behauptet) diese Siegelart angewendet habe, ist nicht genügend nachzuweisen. Die Angabe, daß er es gethan habe, beruht auf einer Stelle des Albericus de Rosate (ad Leg. I Cod. de summ. trin. 20), welcher dem Zeugnisse des Arth. Duckius (De auctor. jur. civ. II, 3) zufolge eine mit goldener Bulle versehene Urkunde Karl's des Großen für Venedig gesehen hat. Damit würde *Polydor. Vergil.* De rer. invent. VIII, 2 wol übereinstimmen, welcher den Beginn des Gebrauches der goldenen Bulle von Seiten römischer Kaiser Karl dem Großen zuschrieb. Ohne Zweifel aber auf Irrthum beruht es, wenn Rosiarius (Apparat. ad stemmata Lothar.) diesen Gebrauch bei den Frankenkönigen schon 200 Jahre früher nachweisen zu können meinte. Besser beglaubigt ist die Angabe, daß Ludwig der Fromme Goldsiegel angewendet habe; vergl. *Agobard.* De insolent. Judaeor. init.

Von Karl dem Kahlen an ist diese Thatsache authentisch beglaubigt; vergl. *Suger.* De administrat. sua bei Doublet p. 873 („cum appenditiis sigillis aureis"), Regest. I Parlam. Paris. f. 185 etc.

Bei den teutschen Königen und Kaisern dauerte der Gebrauch der goldenen Bullen vorzugsweise fort; ja Kaiser Ferdinand III. bezeichnet die Anwendung der goldenen Bullen gradezu als kaiserliches Vorrecht, indem er in seiner Capitulation (art. 46) sagt: „daß die güldne Bull als ein uhraltes insigne eines regirenden Römischen Kaisers oder Königs an kein ander diploma, als welches bei der Reichs-Canzley mit Kaiserl. Maj. Verwilligung außgefertigt wird, gehencket werden solle." Damit stimmt auch die Capitulation Ferdinand's IV. (c. 44) überein. Auf vielleicht absichtliche Unrichtigkeit aber kommt es hinaus, wenn Lancellotus (Templ. omn. jud. I. c. 1) behauptet, nur der vom Papste gekrönte Kaiser habe sich der goldenen Bulle bedienen dürfen. Vergl. dagegen z. B. *Canin.* Sur la bulle dorée p. 61 und *Thulemar.* de bullis p. 10. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn die goldenen Bullen teutscher Könige und Kaiser zahlreich waren.

a) Von Heinrich I. wird eine goldene Bulle erwähnt im Chron. Cassin. II, 31.

b) Eine goldene Bulle Otto's I. findet sich in *Goldast*, Constitutt. imp. I, 216; doch wird die Echtheit derselben angezweifelt.

c) In Betreff Heinrich's II. vergl. Vit. S. Meinwerci p. 32 und Leonis Ost. chron. Cassin. II, 31.

d) Ueber die goldene Bulle Heinrich's III. vergl. Chron. Cassin. II, 81 und III, 49; *Will. Hedae* Hist. episc. Ultraject. p. 290.

e) Einer goldenen Bulle Heinrich's IV. gedenkt *Otto Frising.* De gestis Frid. I, 55.

f) Nach Kleinsorg (Chron. Westphal. eccles. VI.) hat Konrad III. ein Privilegium für Corvey in Form einer goldenen Bulle erlassen. Eine goldene Bulle Konrad's vom Jahre 1145 ist bei *Buchel.* ad Will. Hedam p. 166 seq. abgedruckt.

g) Unter den goldenen Bullen Friedrich's I. Barbarossa (cf. *Gotfried*, Chron. ad ann. 1167; *Goldast*, Constitutt. imp. II, 8 u. a.) ist hervorzuheben diejenige vom Jahre 1180 die dem Erzstifte Cöln verliehenen Theile von Westfalen und Engern betreffend bei Ohlenschlager, Erläuterungen der goldenen Bullen, Urkundenbuch S. 67 fg.

h) In Betreff Heinrich's VI. *Buchelius* ad Will. Hedam p. 178.

i) Daß auch Philipp sich der goldenen Bullen bediente, bezeugt *Gelen.* Vit. S. Engilbert. p. 32.

k) Häufiger sind goldene Bullen Friedrich's II. Vergl. *Joh. Villan.* VI, 25; *Ludewig*, Reliqu. Mss. IV, 257; *Goldast*, Constitutt. imp. I, 73. 289 und 304; Goldast, Reichssatzungen S. 30 und Böhmische Beilagen p. 143; *Freher*, Scriptt. rer. Germ. I. app. p. 2; *Limnaei* Jus publ. V. c. 2. no. 30; Braunschweig. histor. Händel I, f. 28; Bemerkungen über die goldene Bulle Kaiser Friedrich's II. vom Jahre 1232 im städtischen Archive zu Halle (in den Neuen Mittheilungen d. Thüring.-Sächs. Vereins I, 1. S. 105 fg.). Friedrich's II. goldene Bulle vom Jahre 1235 wegen Errichtung des Herzogthums Braunschweig ist auch bei *Meibom*, Scriptores rer. Germ. III. p. 206 seq. abgedruckt.

l) In Bezug auf eine goldene Bulle Rudolf's I. s. *Layritz*, De burggraviatu Norico p. 21.

m) Bei weitem die wichtigsten aber sind die goldenen Bullen Karl's IV., von denen einige eine genauere Besprechung verdienen. Kurz nur möge gedacht werden der Urkunde, durch welche Karl Petrarca zum Pfalzgrafen erhob (cf. Petrarc. epist. XII, 2); ferner der Constitution von Recht und Gerechtigkeiten des Königreiches Böheim vom Jahre 1355 (bei Goldast, Reichssatz. I,

1) Vergl. noch die in der bonner Ausgabe des Cedrenus (2. Bd. S. 946) angeführten Stellen.

150 und **Ohlenschlager**, Erläuterungen zur g. B., Urkundenb. S. 74 fg.); damit hängt dann die goldene Bulle vom J. 1355 über die Incorporation der Lande in Polen und Schlesien zum Königreich Böhmen (bei **Goldast** a. a. O. II, 43 fg.) zusammen; ferner die goldene Bulle für Brabant, welche den Brabantern die Freiheit sicherte, daß sie sich nur vor einheimischen Gerichten zu stellen brauchten (1349)[2]; endlich vergl. *Goldast*, Constitutt. imp. I, 369 seq.; II, 1 und 93 seq. und Reichssatzungen S. 2. 45 fg. und 153.

Als goldene Bullen werden auch die beiden wichtigen Urkunden bezeichnet, von denen die erstere — datirt 4. Dec. 1355 — dem Markgrafen Friedrich von Meißen und seinen Brüdern Balthasar, Ludwig und Wilhelm ihre Fürstenthümer, Privilegien und Lehen bestätigt (vergl. *Rudolphi*, Gotha dipl. V. p. 214 seq.), die andere — datirt III. Id. Oct. 1359 — eine kaiserliche Zusicherung für den teutschen Klerus enthält, daß Personen und Güter der Geistlichen gegen jeden Angriff von Seiten weltlicher Personen sicher sein sollten (vergl. *Raynaldi* Ann. ecclesiast. Vol. XVI. p. 402 seq.). Vorzugsweise aber mögen hier die goldene Bulle des Jahres 1356 und die sogenannte sächsische goldene Bulle eine ausführlichere Besprechung finden.

Goldene Bulle Kaiser Karl's IV. vom Jahre 1356. — Die Auflösung aller rechtlich bestehenden Staatsverhältnisse in Teutschland, welche nach dem Sturze der Hohenstauffen eingerissen war, die Zerbröckelung der Macht des Reiches, die stete Gefährdung des Besitzes, ja des Bestandes aller Glieder des Reiches führten endlich zu einer Reaction, deren Ziel Wiederherstellung der Reichsorganisation war. Langsam, aber mächtig machte sich ein neuer Geist geltend und die fortdauernden Eingriffe der Päpste auch in die weltlichen Angelegenheiten Teutschlands, die Intriguen außerteutscher Fürsten, das bei jeder Gelegenheit mehr oder weniger offene Hervortreten des Ehrgeizes oder des Unabhängigkeitssinnes der teutschen Fürsten vermochten nicht zu hindern, daß Teutschland auf der Bahn zu diesem Ziele bedeutungsvolle Schritte vorwärts that. Das Papstthum war in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. moralisch schon von seiner Höhe herabgesunken und sich selbst schadete es nur noch durch den Uebermuth und die Hartnäckigkeit, womit es in Teutschland weltlichen Einfluß beanspruchte, während doch die Päpste in Avignon als abhängig von Frankreich erscheinen mußten. Dieser schroffe Gegensatz trug wesentlich dazu bei, die entscheidende Maßregel in das Leben zu rufen, welche 1338 der erste Kurverein zu Rense beschloß. Gegenüber den erniedrigenden Anforderungen des Papstes hatte Kaiser Ludwig die demüthigsten Anerbietungen gemacht und hatte sogar im October 1336 erklärt, daß er, um dem römischen Stuhle Genüge zu leisten, bereit sei, den römischen Kaisertitel abzulegen und persönlich den Papst um Wiederherstellung in Ehre und Stand zu bitten. So hatte der Kaiser selbst einen bestimmenden Einfluß des Papstes auf die Kaiserwahl zugestanden, was bei der teutschen Nation wie bei Männern der Wissenschaft jener Zeit vielseitigen Widerspruch erregte. Als Ausdruck der damals überwiegend gewordenen Ansicht kann der Beschluß von Rense gelten, „daß die kaiserliche Würde und Macht unmittelbar von Gott ist und daß nach dem Rechte und nach alten bestätigten Reichsgewohnheiten, sobald Einer zum Kaiser oder König von den Kurfürsten des Reiches entweder einstimmig oder vom größten Theil gewählt ist, daß dieser dann durch die bloße Wahl für den wahren König und römischen Kaiser zu halten und so zu nennen ist[3]), — daß er der Bestätigung von Seiten des Papstes nicht bedarf" u. s. w. Durch diesen Beschluß, welchen der Kaiser durch Proclamation vom 8. Aug. 1338 bekannt machte, wurde zunächst das Princip der unabhängigen Kaiserwahl durch die teutschen Wahlfürsten ausgesprochen; aber immer noch blieb den Intriguen bei der Durchführung desselben Thür und Thor geöffnet. Die nächsten zwölf Jahre bewiesen das deutlich. Die Königswahl Karl's IV. von Seiten einer Partei, die Anbietung der teutschen Krone an Eduard III. von England, dann an den Markgrafen Friedrich von Meißen, endlich an den Grafen Günther von Schwarzburg von Seiten einer andern Partei, die dadurch bedingten Parteiumtriebe und Kämpfe zeigten, daß nähere Bestimmungen über diese wichtige Verfassungsfrage getroffen und rechtsgültig zur Anerkennung gebracht werden müßten. Erst nach mehrjährigen Kämpfen und Unterhandlungen und in Wirklichkeit erst nach Abfindung seiner Rivalen durch sehr bedeutende Geldsummen konnte Karl sich unangefochten als Kaiser betrachten und den Zug nach Rom antreten, wo er sich am 5. April 1355 die Krone aufsetzen ließ. Bald nach seiner Rückkehr aus Italien berief er nun die Fürsten, Grafen und Herren, sowie die Abgeordneten der Städte[4]) für den 11. Nov. 1355 zu einem Reichstage nach Nürnberg[5]). Holzschuher und Ludewig (in der Vorrede zu seinen Erläuterungen der goldenen Bulle II. S. 56) geben aus einem Cod. Ms. Plothoianus ein Verzeichniß der Fürsten, welche in Folge dieser Ladung in Nürnberg zusammenkamen und der erstere berichtigt nicht nur diese Liste, sondern vervollständigt sie auch um 22 Namen, sodaß etwas über 60 Namen von Anwesenden hiernach bekannt sind. Eine große Zahl derselben ergibt sich

2) K. Karl IV. verlieh im J. 1349 eine goldene Bulle dem Herzoge Johann von Lothringen (herausgegeben von Thulemarius 1697). Zu bemerken ist hier freilich, daß das Actenstück selbst am Schlusse nicht ein goldenes Siegel, sondern nur ein angehängtes kaiserliches Siegel (sub nostrae majestatis sigillo) bezeugt. Aber bei den Irrungen, welche zwischen den Ständen des westfälischen Kaisers und der Regierung zu Brüssel in den Jahren 1582, 1594, 1598, 1603, 1641 und 1648 ausbrachen, wurde diese Urkunde als goldene Bulle bezeichnet; vergl. z. B. die burgundische Staatsschrift vom 19. Sept. 1641, welche bei *Thulemar*. De bull. abgedruckt ist. Eine goldene Bulle Kaiser Karl's IV. d. d. Prag den 3. Mai 1356 soll sich nach J. Chr. Bierling (Diss. de bullis Impp. aureis. Gorlicii 1709. 4.) im görlitzer Archive befinden.

3) Vergl. **Rospatt**, Die deutsche Königswahl bis auf ihre Feststellung durch die goldene Bulle S. 140 fg. 4) Vergl. z. B. *Wencker*, Apparat. archiv. p. 206. 5) Siehe *Holzschuher (C. S. E.)*, Oratio de comitiis a. 1356 Norimbergae celebratis etc. (Altorf. 1732. 4.)

auch aus den Zeugenverzeichnissen zu den verschiedenen Urkunden, welche vom 27. Nov. 1355 an der Kaiser auf dem Reichstage abfassen ließ [6]). Bedenkt man dann aber, daß dieser Reichstag fast zwei Monate andauerte, so läßt sich mit Recht die Frage erheben, ob alle Fürsten, Grafen, Herren und Städteabgeordnete, deren Anwesenheit in Nürnberg bezeugt ist, diese ganze Zeit über da gewesen seien und ob demgemäß die goldene Bulle unter Mitwirkung Aller berathen, beschlossen und ausgefertigt worden sei. Glaublich, aber durchaus nicht so sicher, wie Jacoby (in d. Zeitschr. f. d. ges. Staatswiss. XIII, 147 fg.) zu meinen scheint, ist es, daß zu den Berathschlagungen, welche nur die kurfürstlichen Vorrechte betrafen, auch nur die Kurfürsten zugezogen worden seien, während den übrigen, die man über die ganze Reichsverfassung oder auch andere allen Ständen gemeinsame Vorrechte pflog, Alle beiwohnten. Denn wenn auch in der goldenen Bulle (c. 3. §. 1) die principum electorum concors voluntas besonders erwähnt wird, so ist damit nicht gesagt, daß dieses Capitel, noch weniger aber daß irgendwelche andere Capitel unter ausschließlicher Zuratheziehung der Kurfürsten zum Beschluß gekommen sei. Im Gegentheil sind es nicht grade Angelegenheiten der Kurfürsten allein, in Betreff deren die Zustimmung der Kurfürsten hervorgehoben wird; vergl. c. 16. §. 2. in Betreff der Pfalbürger „de imperatorie potestatis plenitudine, omnium principum electorum ecclesiasticorum et secularium sano accedente consilio.“ Vergl. auch c. 12. §. 2.

Am 10. Jan. 1356 erfolgte der feierliche Schluß dieses Reichstages, obgleich nicht alle Gegenstände zur Berathung und Beschlußfassung gelangt waren, welche der Kaiser als Reichsgesetz angenommen zu sehen wünschte. Nur die ersten 23 Capitel wurden in Nürnberg promulgirt; die Vollendung der Bulle ward einem demnächst zu Metz zu haltenden Reichstage vorbehalten (vergl. G. B. c. 12. §. 2). Obgleich nun von Prag aus am 30. April 1356 die kaiserliche Ladung für Ende Mai erfolgte, so hinderten die Zeitereignisse doch den schleunigen Zusammentritt des Reichstags und erst im November konnten die Verhandlungen in Metz eröffnet werden. Gegen Weihnachten fanden die Berathungen ihr Ende und der Kaiser konnte nun auf feierliche Bekanntmachung seines Gesetzes denken. Zu diesem Zwecke ordnete er am 22. Dec. seinen festlichen Einzug in die Stadt an; mit ihm die Kurfürsten, gegen 40 andere Fürsten, über 100 Grafen und Herren, zahlreiche französische Große im Gefolge des Dauphin u. s. w. nahmen daran Theil [7]). Nach mehrfachen kirchlichen Festlichkeiten zogen am 25. Dec. Morgens der Kaiser und die zum Reichstage Versammelten in die Hauptkirche der Stadt, wohnten dem heiligen Abendmahle und Hochamte bei und begaben sich dann auf den festlich geschmückten Markt, wo die feierliche Verlesung der letzten 7 Capitel [8]) der Bulle stattfand. Ueber die daran sich knüpfenden weiteren Feierlichkeiten vergl. V. Jacoby in der Zeitschr. f. d. ges. Staatswiss. XIII, 150 fg.

Fragt man nach dem unmittelbaren Verfasser der goldenen Bulle, so muß eine besonnene Kritik eines bestimmten Urtheils sich enthalten, obgleich mehre Gelehrte einige mehr oder weniger haltbare Vermuthungen darüber zu begründen versucht haben. Aus dem Umstande, daß römische Rechtskenntniß aus der goldenen Bulle hervorleuchtet, ist noch nicht mit genügender Sicherheit zu schließen, daß Bartholus de Saroferrato der Verfasser sei, welcher freilich dem Kaiser zuweilen mit seinem juristischen Rathe an die Hand ging; jedenfalls erlebte er die endliche Abfassung und Veröffentlichung dieser Bulle nicht mehr. Andererseits weist man auf anscheinende Uebereinstimmungen hin, welche zwischen dieser Bulle und der vom Kaiser begonnenen Selbstbiographie obwalten. Die an sich wahrscheinlichste Meinung endlich ist die, daß die Abfassung der goldenen Bulle in der Canzlei des Kaisers stattgefunden haben möge; als Willkür ist dann aber zurückzuweisen, wenn man ohne überzeugenden Grund einen bestimmten Kanzler des Kaisers — z. B. Johannes de Novo Foro — oder auch den Geheimschreiber Rühl von Friedberg als Verfasser bezeichnet. Vergl. *Limn.* Jur. publ. I. c. 2. no. 82 und Prooem. ad bull. aur., obs. 30; Gundling, Discours über die A. B. Karl's IV. S. 14; *Thulemar.* De bull. aur. etc. p. 30 seq.; *Pagendarm*, Diss. de Carolo IV etc. (1734); Dacheröden, Untersuchung der Frage: Wer für den eigentlichen Verfasser der goldenen Bulle zu halten sei? — in Acta acad. Mogunt. ann. 1786 —1787 und besonders Jacoby a. a. O. S. 151 fg.

Die Abfassung geschah zuerst wol sicher in lateinischer Sprache, dann aber auch authentisch in teutscher Sprache cf. *Thulemar.* de bull. p. 31.

Die goldene Bulle wurde in mehren Originalexemplaren ausgefertigt. 1) Ex. Moguntinum im Reichsarchive, von Ludewig 1715 verglichen; s. dessen Comment. ad A. B. praef. Tom. II. §. 51. 2) Ex. Palatinum im kurpfälzischen Archive zu Heidelberg; s. *Ludewig* l. l. p. 46. 3) Ex. Francofurtanum im Archive; s. *Thulemar.* De bullis c. 8; *Ludewig* l. l. p. 45; *Lersner*, Chron. civit. Moenofrancofurt. continuatio p. 82. Beschreibung der Güldenen Bulle, besonders der frankfurter Urschrift. (Hildburghausen 1792.) 4) Ex. Norimbergense im Rathsarchive daselbst (aber mit Wachssiegel). 5) Ex. Trevirense; s. *Masenii* Ann. Trevir. lib. XVII. p. 229 und Friedemann, Das Churfürstl. Triersche Exemplar der Goldenen Bulle des Kaisers Karl IV. (in dessen Zeitschrift f. d. Archive Deutschl. I. S. 70 fg.). 6) Ex. Coloniense; s. *Thulemar.* De bull. c. 7. §. 3. 7) Ex. Pragense; s. *Goldast*, Constitutt. imp. I. p. 352. Ueber diese Originale und die wichtigern Abschriften vergl. *Holzschuher* (*C. S. E.*), Orat. de comitiis a. 1356 Norimbergae celebratis (Altorf. 1732.) p. 79 seq. Ebendaselbst ist eine Abbildung der beiden Seiten des Goldsiegels der goldenen Bulle gegeben. Jacoby (a. a. O.

6) Vergl. die Uebersicht derselben bei *Holzschuher* p. 53 seq.
7) Vergl. *Meurisse*, Hist. des évêques de Metz III, 510.
8) Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß die Capitelzählung erst später dabei Anwendung fand.

S. 155) meint wol mit Recht, daß die meisten vorhandenen Exemplare nicht mehr die ursprünglichen kurfürstlichen Originale sein möchten. Die Ausgaben verzeichnet Jacoby S. 161 fg., wo zugleich der übrige literarische Apparat aufgeführt ist. Den ersten Druck besorgte Fr. Creusner zu Nürnberg im J. 1474.

Die fünf Verordnungen, aus denen die goldene Bulle besteht, sind in 30 Capitel eingetheilt. Die einleitenden Worte weisen in energischer Sprache auf die Nothwendigkeit einer einheitlicheren und festeren Organisation des teutschen Reiches hin und heben dabei hervor, daß die sieben Kurfürsten die sichersten Stützen des Reiches seien. Die Kurwürde, welche schon der Sachsenspiegel (III, 57, 2) auf Mainz, Trier, Cöln, Rheinpfalz, Sachsen, Brandenburg und (bedingterweise) Böhmen beschränkt zeigt, wird in gleicher Beschränkung, aber nicht in gleicher Ordnung aufrecht erhalten und grundgesetzlich festgestellt. Seit der Abfassung des Sachsenspiegels aber waren mehre weltliche Kurgeschlechter in verschiedene Linien zerfallen und dieser Umstand hatte zu vielfachen Streitigkeiten über die Berechtigung zur Ausübung der Kurprivilegien gegeben. Diesem schwankenden Zustande wurde durch die goldene Bulle ein Ende gemacht, indem diese Streitigkeiten innerhalb jedes Kurgeschlechtes zu Gunsten einer Linie zu allgemein anerkannter Entscheidung gebracht wurden. Vergl. auch Schwabenspiegel c. 130. In Betreff der Kurstimme der Rheinpfalz war nach der Theilung des Geschlechtes in die pfälzische und bairische Linie dem Streite durch einen Wittelsbacher Hausvertrag (Pavia 3. Aug. 1329) zwar ein Ende gemacht worden, indem beide Linien in der Ausübung des Kurrechtes abwechseln zu wollen verabredeten, aber Kaiser Karl IV. hob ihn durch Beschluß vom 10. Jan. 1356 (vgl. bei Ohlenschlager, Erläut. d. G. B. Urkb. S. 5 fg.) zu Gunsten der Linie Pfalz auf, welche im thatsächlichen Besitze des Kurlandes war; eine gleiche Entscheidung ward in dem Streite der beiden sächsischen Linien zu Gunsten der wittenbergischen getroffen. (Vergl. Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgesch. III. S. 38.) Cap. 1 sichert den Kurfürsten und ihren Beauftragten sicheres Geleit zum Ort der Kaiserwahl und von da zurück; zur Wahl eines neuen Kaisers hat der Erzbischof von Mainz einzuladen und als bestimmter Wahlort wird Frankfurt festgesetzt (vergl. auch c. 28. §. 5). Das Wahlrecht kann nur persönlich oder durch (in vorgeschriebener Weise) Bevollmächtigte ausgeübt werden. Cap. 2 behandelt die Wahl des Königs, welche vermöge Stimmenmehrheit zu Stande kommen sollte. Vor der Vornahme der Wahl mußten die Anwesenden schwören, den Wahlort nicht vor geschehener Wahl verlassen zu wollen. Cap. 3 betrifft die drei geistlichen Kurfürsten und ordnet deren Rang und Platz bei der Wahl und in der Umgebung des Kaisers. Den Erzbischöfen von Mainz und Cöln waren die Plätze an den Seiten des Kaisers angewiesen, sodaß Letzterer innerhalb seiner Diöcese und in Italien und Frankreich, Ersterer überall in Teutschland (außer der cölner Diöcese) dem Kaiser zur Rechten saßen, dem Erzbischofe von Trier war stets der Platz dem Kaiser gegenüber angewiesen. Cap. 4 stellt dann fest, daß die zweite Stelle zur Rechten des Kaisers dem Könige von Böhmen [9]) gebühre, da er als König einen Vorrang besitze; nächst diesem erhalten auch die drei übrigen weltlichen Kurfürsten ihre bestimmten Plätze. Bei der Wahl sammelte der Erzbischof von Mainz die Stimmen, indem er seine eigene Stimme zuletzt abgab; die Ordnung der Stimmen war demnach Trier, Cöln, Böhmen, Pfalz, Sachsen, Brandenburg, Mainz. Der §. 5 betrifft die feierliche Ausübung der Reichsämter der vier weltlichen Kurfürsten. Cap. 5 bestimmte über die Vicariatsrechte von Pfalz und Sachsen: für die Länder sächsischen Rechtes übte der Herzog von Sachsen die genannten kaiserlichen Rechte aus, so lange der erledigte Thron noch nicht durch Neuwahl wieder besetzt; in den Ländern fränkischen Rechtes (nebst den Rheinlanden und Schwaben) [10]) kamen dieselben Rechte Rheinpfalz zu, dem §. 3 dann auch das Recht, über den Kaiser zu richten, zuspricht. Cap. 6 sichert den Kurfürsten den Vorrang vor allen übrigen Fürsten. Cap. 7 trifft Vorsorge, daß solchen Streitigkeiten in Betreff der Kurwürde, wie sie bis dahin wiederholt vorgekommen waren, vorgebeugt sein sollte. Wie die geistlichen Kurfürstenthümer untheilbar waren, so sollten es von da an auch die weltlichen sein und zu diesem Zwecke wurde die Vererbung des gesammten Kurlandes stets an den erstgeborenen Sohn angeordnet, sowie im Falle von dessen kinderlosem Sterben an seinen nächstalten Bruder weltlichen Standes oder dessen Erstgeborenen. Volljährig ward ein Kurfürst mit dem vollendeten 18. Lebensjahre. Wie diese Erbfolgeordnung später noch genauer ausgebildet wurde, zeigt z. B. Pütter, Entwicklung der Deutschen Staatsverfassg. I, 243 [11]). Cap. 8 sichert dem Könige von Böhmen und seinen Unterthanen bestimmte schon früher zugestandene Vorrechte zu, z. B. Priv. de non evocando et de non appellando, die eventuelle selbständige Königswahl der Böhmen u. a. Cap. 9 gesteht den Kurfürsten das Bergwerksregal zu (wodurch die Bestimmung des Sachsenspieg. I, 35 für sie außer Geltung gesetzt ward). Auch Judenschutz und Zölle erhielten die Kurfürsten. Cap. 10 betrifft das Münzrecht, welches gleichfalls den Kurfürsten bestätigt ward. Cap. 11 verleiht die Privilegien de non evocando und de non appellando auch den sechs übrigen Kurfürsten (neben Böhmen); nur nach gradezu verweigerter Rechtsverhandlung durfte eine Klage vor dem kaiserlichen Hofgerichte erfolgen (vergl. §. 4). Cap. 12 ordnete an (§. 2), daß die Kurfürsten jährlich einmal bald nach Ostern in irgend einer Stadt zusammenkommen sollten, um persönlich sich über die Reichsangelegenheiten zu berathen; nähere Bestimmung solle auf dem in Metz zu haltenden Reichstage erfolgen. Der Einfluß der Kurfürsten auf die Reichsregierung war

9) Vergl. Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgesch. III. S. 36 fg. 10) In Baiern und Oesterreich waren die Rechte des letzteren bestritten und Böhmen war nach Herkommen davon befreit; vergl. Oertel, Staatsgrundgesetze des deutschen Reichs S. 76. 11) Vergl. noch *Hiller (J. W.)*, Resolutio cap. VII. aureae bullae de successione electorum. (Basil. 1615. 4.)

hiermit anerkannt und wenn auch jene jährlichen Zusammenkünfte natürlich unterblieben, so übten die Kurfürsten doch jenen Einfluß — am hervortretendsten durch die sogenannten Willebriefe — seitdem aus. Cap. 13 betrifft die Außerkraftsetzung von Privilegien. Cap. 14 sollte den Intriguen und Unrechtlichkeiten vorbeugen, durch welche die Lehengüter der Fürsten beeinträchtigt wurden. Cap. 15 erneuerte das Verbot der Verbindungen zwischen Einzelpersonen und Gemeinden, welche häufig die fürstliche Gewalt zu beschränken drohten; nur wo es galt, den öffentlichen Frieden wirksam sicher zu stellen, waren Verbindungen solcher Art erlaubt. Auch die frühere Verordnung gegen die Aufnahme von Pfalbürgern von Seiten der Städte, welche (wie die vorige) der Kaiser wol zur Kräftigung seines Einflusses den Fürsten gegenüber hätte anwenden können, fand von Neuem Bestätigung in Cap. 16. Auf dieses Verbot wurde vorzügliches Gewicht gelegt, da in Betreff desselben eine besondere Verordnung vom 8. Jan. 1356 vom Reichstage zu Nürnberg beschlossen wurde; vergl. dieselbe bei **Holzschuher** S. 63 fg. Cap. 17 wiederholt die Verbote und Beschränkungen gegen das Fehderecht, indem die vorhergehende Aufsage der Fehde in bestimmter Form angeordnet ward. Cap. 18 gibt dann das Formular des an jeden Kurfürsten zu sendenden Wahlausschreibens, wie Cap. 19 das Formular der von den Kurfürsten auszustellenden Vollmachten, im Falle sie durch Beauftragte an der Kaiserwahl Antheil zu nehmen beabsichtigen. Cap. 20 bestimmte dann, daß die kurfürstlichen Privilegien auf den bestimmten Ländern haften, diese daher untheilbar und unveräußerlich sein sollten (vergl. c. 25). Cap. 21 setzte die Rangordnung fest, welche die geistlichen Kurfürsten bei feierlichen Aufzügen inne haben sollten. Cap. 22 ordnete eine solche in Betreff der weltlichen Kurfürsten an und schrieb endgültig vor, wer die Reichsinsignien zu tragen berechtigt sein sollte, da in dieser letzteren Beziehung Manches streitig geblieben oder geworden war. Cap. 23 übertrug die eingeführte Rangordnung der geistlichen Kurfürsten auch auf deren Berechtigung, in Anwesenheit des Kaisers in entsprechender Reihenfolge dem feierlichen Gottesdienste vorzustehen. — Diese in Nürnberg zum Beschluß erhobnen Sätze fanden natürlich von vielen Seiten Widerspruch und bedurften daher, wenn sie nicht gleich Anfangs illusorisch werden sollten, einer Bestätigung und Sicherstellung. Besonders die so hoch bevorzugte Stellung der Kurfürsten erregte mannichfachen Anstoß bei den übrigen Fürsten, von denen manche den auf solche Art Bevorzugten an Macht gleich standen. Darum ward auf dem Reichstage zu Metz zuerst Vorsorge getroffen (in Cap. 24), daß das kurfürstliche Ansehen keine Gefährdung erfahren möchte; zu diesem Zwecke wurde auf die Kurfürsten angewendet, was sich in L. 5 Cod. ad L. Jul. majestatis (IX, 8) zum Schutz der Mitglieder des Consistorium principis findet; sie nahmen an der Majestät des Kaisers Theil, was jedem Vergehen gegen sie den Charakter eines Majestätsverbrechens gab. Besonders wichtig ist dann auch Cap. 25, worin nicht nur die Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit der Länder und Oberhoheitsrechte der weltlichen Kurfürsten wiederholt ausgesprochen wird, sondern auch andere damit zusammenhängende Verhältnisse geordnet werden; das ausschließliche Erbfolgerecht des erstgeborenen Sohnes (wenn derselbe nicht regierungsuntüchtig ist) und die Dotirung von dessen jüngern Brüdern und Schwestern. Cap. 26 behandelt die kaiserlichen Hoftage, Cap. 27 die Ausübung der Reichsämter der Kurfürsten bei diesen feierlichen Gelegenheiten, Cap. 28 speciell bei den festlichen Kaisermahlen. Cap. 29 setzt die Ansprüche fest, welche die kaiserlichen Beamten bei Gelegenheit feierlicher Belehnungen geltend machen durften. Cap. 30 endlich wies auf die Nothwendigkeit hin, daß die Erben eines Kurfürstenthums eine vorzugsweise hohe Stufe geistiger Bildung zu erreichen haben sollten: die Erlernung der lateinischen, italienischen und slawischen Sprache wird ihnen auferlegt.

Vergl. über die goldene Bulle Kaiser Karl's IV. besonders **Ludewig**, Erläuterung der G. B. (1716 und 1719); **Ohlenschlager**, Erläuterung d. G. B. (1766); *Thulemar*, De bulla aurea etc. (1697); *Rumelini* Diss. ad aur. bullam (1655); *Arumaei* Discurs. ad aur. bullam; Le institutioni dell' Imperio contenute nella Bolla d'oro (Venetia), 1559. 4; *Caninius*, Sur la bulle dorée; **Pütter**, Entwicklung der Deutschen Staatsverfassg. (I, 237 fg.); **Leonhardi**, Ueber die G. B. (in **Wigand's** Wetzlarischen Beiträgen II, 1. S. 105 fg.); **Oertel**, Staatsgrundgesetze des Deutschen Reiches (S. 50 fg.); **Jacoby** u. a. m.

Sehr verwandten Inhaltes ist auch die sogenannte sächsische goldene Bulle, welche Kaiser Karl IV. erließ, um die obwaltenden Streitigkeiten in Betreff der sächsischen Kurwürde zu schlichten. In der Familie der ascanischen Herzoge von Sachsen, denen schon der Sachsenspiegel ein vorzügliches Anrecht an der Kaiserwahl zuschrieb, entstanden fast um dieselbe Zeit mehre Linien. Besondere Wichtigkeit hatte in dieser Beziehung nach dem Tode Albrecht's I. (1260) die Theilung der sächsischen Lande unter die beiden Söhne desselben. Der ältere Johann erhielt Lauenburg, der jüngere Albrecht II. Witenberg; der ältere also die erst später zum Herzogthum Sachsen hinzuerworbenen Gebiete. Es konnte füglich Streit entstehen, ob der ältere Sohn nicht vorzugsweise Anspruch zu machen habe auf die fürstlichen Rechte, welche sein Vater ausgeübt hatte, besonders das Recht der Kaiserwahl; dagegen wurde freilich gleich Anfangs mit Recht darauf verwiesen, daß dieses genannte Recht an dem Besitze des herzoglichen sächsischen Territoriums hafte. Aber beide sächsischen Linien hielten ihre Ansprüche seitdem fest und suchten sie geltend zu machen. Johann und Albrecht II. nennen sich beide gelegentlich Reichsmarschall; ersterer z. B. in einer Urkunde des Jahres 1274 (bei *Martene* und *Durand*, Thes. nov. anecdot. Vol. I. p. 1132); letzterer z. B. in einer Urkunde des Jahres 1290 (bei *Ludewig*, Reliq. Mss. Vol. V. p. 436). Das Hauptprivilegium der Familie, das Recht der Königswahl übten 1273 beide Brüder gemeinsam

aus [12]). Ungünstig für die Ansprüche der lauenburger Linie gestalteten sich die Verhältnisse, als 1285 Johann I. starb und seine Söhne minderjährig hinterließ. Dieser Umstand hinderte ihre Theilnahme an der Kaiserwahl Adolf's von Nassau; wie an dieser Herzog Albrecht II. von Sachsen-Wittenberg allein sich betheiligte, so wirkte derselbe ohne Zuziehung Lauenburgs auch allein an den Verhandlungen mit, welche die Absetzung Adolf's und die Wahl Albrechts von Oesterreich betrafen. Schon damals aber thaten die lauenburgischen Fürsten Schritte, um dem drohenden Verluste der Kurstimme vorzubeugen. Sudendorf (Registrum II, 173) führt zwei hierauf bezügliche Actenstücke an, in denen die Erzbischöfe von Cöln und Trier (11. Nov. 1298) bezeugen, daß die Herzoge Johann und Albrecht auf dem Reichstage zu Nürnberg durch Gesandte ihre Ansprüche auf das Reichsmarschallamt und das Recht der Königswahl geltend zu machen versucht hätten, indem sie sich auf ihre Herzogswürde [13]) und das Herkommen stützten. Der Erzbischof von Cöln erklärte am 10. Jan. 1300 sogar urkundlich, daß er Sachsen-Lauenburg als kurberechtigt anerkenne und eine ähnliche Erklärung gab am 13. März 1301 der Erzbischof von Mainz ab [14]). Bald nachher aber gaben die Herzoge von Lauenburg neue Veranlassung, ihre Ansprüche in Frage zu stellen, indem sie Landestheilungen (1305 u. a.) vornahmen. Dennoch gestalteten sich, als 1308 nach Albrecht's Tode eine neue Königswahl bevorstand, die Verhältnisse für die lauenburgische Linie Anfangs günstig. Von Neuem erboten sich diese Herzoge, ihre Rechte erweisen zu wollen und protestirten zugleich gegen Zulassung Wittenbergs zur Neuwahl. Der Erzbischof Heinrich von Cöln, welcher mächtigen Einfluß ausübte und welchem sich mehre Stimmen zur Verfügung stellten [15]), nahm sich ihrer an. Dennoch muß die Wahlberechtigung der Linie Lauenburg ebendamals starken Zweifeln unterlegen haben. Die Herzoge Johann und Erich von Lauenburg hatten ihre Stimmen auf den Markgrafen Waldemar von Brandenburg übertragen und dieser Thatsache geschieht im Wahldecret vom 11. Aug. 1309 [16]) mit folgenden Worten Erwähnung: „Et ego Waldemarus, marchio Brandenburgensis, praenarratus pro me et Magnifico Viro, Ottone, marchione Brandenburgensi, patruo meo, cujus vices in hac parte gero, necnon Illustrium Virorum, Johannis et Erici fratrum, ducum Saxoniae, qui etiam vices suas in hoc casu mihi commiserunt, si de jure vel de consuetudine repertum fuerit, eos fore in ipsa electione admittendos, vice et nomine“ etc. Vorher war ihnen nur (4. Aug. 1308) eine Bescheinigung in Betreff ihrer Protestation zugekommen. Wenn nun aber Phillips (a. a. O. S. 177 fg.) das alleinige Gewicht auf den für Albrecht II. allerdings günstigen Umstand der Minderjährigkeit seiner Neffen legt, welcher bewirkt habe, „daß er im Quasi-Alleinbesitze der Kur sich befand,“ so ist derselbe freilich nicht zu unterschätzen und hat jedenfalls auf die für Sachsen-Wittenberg günstige Entscheidung großen Einfluß gehabt, aber daneben wirkte sicher die Rücksicht auf den Besitz des eigentlichen Kurlandes schon mit ein, was Biener [17]) bereits andeutet. An Wittenberg war der sächsische Herzogstitel vorzugsweise geknüpft und Lauenburg war von da aus erst erobert worden; also war es nur Nebenland und participirte nicht an dem auf dem Hauptlande ruhenden Privilegium. Phillips gesteht dann aber wieder zu viel zu, indem er aus der oben angeführten Form, wie eine hypothetische Mitberechtigung der Linie Lauenburg an der Königswahl von den Mitwählern zugelassen wurde, schließt, „man habe wirklich gefunden, daß jener Linie ein solches Recht zustehe.“ Wie die oben angeführten erzbischöflichen Urkunden nur in höchst beschränkter Weise das etwaige Recht Lauenburgs wahren und ihm im Grunde nur zugestehen, daß dasselbe die Berechtigung seines Anspruches soll erweisen dürfen, so ist auch hier Alles davon abhängig gemacht, daß dieser Beweis erst erfolgen und rechtlich anerkannt werden muß. Man erkannte vielmehr thatsächlich das Kurprivilegium der Linie Wittenberg an und hielt es nur für gerecht, der Linie Lauenburg ihre Ansprüche vorzubehalten, bis der erforderliche Beweis geliefert und darüber rechtskräftig entschieden sein würde. In dieser Form, also wieder ohne unmittelbare Betheiligung der lauenburgischen Linie fand die Erwählung Heinrich's VII. zum König statt. — Als im J. 1313 der kaiserliche Thron wieder erledigt wurde, stellte Johann II. von Sachsen-Lauenburg seinem Bruder am 16. Oct. eine Vollmacht aus, vermöge deren er ihm seinen Antheil an der Kurstimme für dieses Mal übertrug. Gestützt vom Markgrafen Waldemar von Brandenburg, gaben die beiden lauenburgischen Fürsten ihre Stimme dem Herzoge Ludwig von Baiern, während Wittenberg für Friedrich von Oesterreich stimmte. Als aber Ludwig über diesen Gegner die Oberhand gewann, näherte sich Rudolf I. von Sachsen-Wittenberg dem siegenden Ludwig und vermied dadurch die Nachtheile, welche die Feindschaft des Reichsoberhauptes ihm voraussichtlich zugezogen haben würde. Sudendorf [18]) führt dann eine interessante Erklärung der Grafen von Schwerin und von Holstein aus dem Jahre 1328 an, worin sie für die Kurberechtigung des Herzogs Erich Zeugniß ablegten [19]). Die Absicht dieses Schreibens, sowie zweier andern aus dem Jahre 1334 ging darauf hinaus, den Papst für Erich's Anspruch günstig zu stimmen; Wittenberg halte es mit Ludwig gegen den Papst, Lauenburg dagegen habe sich von Ludwig losgesagt. Rudolf von Sachsen-Wittenberg verstand seine Zeit offenbar besser, indem er sich gegen die päpstliche Einmischung 1338 an den Kurverein von Rense anschloß. Die hier abgefaßte Urkunde wurde eins der wichtigsten Acten-

12) Vergl. Kobbe, Gesch. von Lauenburg II, 7. 13) Siehe Waitz in den Göttinger gel. Anz. 1859. S. 664 hierzu. 14) Bei *Sudendorf* Registr. II, 174 seq. 15) Vergl. über diese Angelegenheit besonders Phillips, Die deutsche Königswahl S. 176 fg. 16) Vergl. *Pfeffinger*, Corp. jur. publ. Vol. I. p. 644.

17) Siehe *Biener*, Opusc. acad. Vol. II. p. 243. 18) Vergl. sein Registr. II, 183. 19) Vergl. Phillips a. a. O. S. 180 fg.

stücke für die zwischen Wittenberg und Lauenburg schwebende Streitfrage (vergl. Ohlenschlager, Erläut. d. G. B., Urkundenb. no. 67). Anschließend an dieselbe war am 28. Aug. 1338 die wichtige Constitutio Ludovici IV. imp. et ordinum Imp. de jure et excellentia imperii et potestate electi regis Romanorum [20]). Nicht lange bewährte sich Ludwig als kraftvolles Haupt des Reiches und so wandten sich allmälig mehre der mächtigsten Reichsfürsten von ihm ab; unter anderen Herzog Rudolf. Diese traten am 11. Juli 1346 zu Rense zusammen und wählten Karl, den Sohn des Königs Johann von Böhmen, zum Gegenkönig. Nach Anfangs ungünstigem Kampfe erhielt diese Partei das Uebergewicht, als Ludwig am 11. Oct. 1347 unerwartet starb. Auch jetzt leistete die Linie Lauenburg der allgemeinen Anerkennung Karl's IV. als König Widerstand, während Wittenberg bei ihm treu ausharrte. Zum Dank dafür führte nun Karl IV. die Streitfrage wegen der Kur, wie es nach den vorliegenden Entscheidungsgründen auch kaum anders sein konnte, zu einer für die Linie Wittenberg günstigen Entscheidung. Schon in der sogenannten prager goldenen Bulle vom 4. Oct. 1355 [21]), worin die Worte „Rudolfus dux, avunculus noster dilectus, et nemo alius tanquam Saxonie dux et sacri Imperii Archimarschallus verus et legitimus Princeps elector existat“ etc. schon feststellen, was bald nachher durch die sogenannte sächsische goldene Bulle vom 27. Dec. 1356 ausführlicher und feierlicher beurkundet wurde. Den Text, begleitet mit einer Einleitung und erläuternden Abhandlungen, hat Mich. H. Gribner (Ad Caroli IV. bullam auream Saxonicam, dat. Metis an. 1357. 6. Kal. Januar. dissertatio. Lips. 1728. 4) herausgegeben. Es heißt darin: — „jus, vox, dignitas et potestas eligendi Romanum regem moderno Rudolfo, Saxoniae duci, sacri Imperii archimarschallo et principi electori, avunculo nostro dilecto, heredibus et successoribus suis legitimis illaesa perpetuo et incommutabilia permaneant“ etc.; dann folgt fast wörtlich nochmals die oben angeführte Stelle aus der Bulle vom J. 1355. Im weitern Verlaufe des Textes wird Vorsorge getroffen, daß ein erneuerter Zwiespalt wegen der Kurprivilegien nicht eintreten könne; in dieser Beziehung sind die Worte hervorzuheben: „Et ne inter heredes et successores ipsius, eo defuncto, super jure hujusmodi dubitationum, quaestionum aut litium exsurgant materiae temporibus affuturis, decernimus et imperiali statuimus edicto, quod post ejus obitum primogenitus filius ipsius, vel eodem decedente, antequam filios procrearet, secundogenitus seu senior ordine geniturae, laicus duntaxat, in praescriptis principatibus et officio mareschalliae cum omnibus suis dominiis, juribus et pertinentiis sibi succedat, et quod eidem vox, jus, auctoritas et potestas competat, quoties necesse fuerit, Romanum regem eligendi. Si vero praefatum Rudolfum, modernum Saxoniae ducem, sine legitimis masculini sexus heredibus laicis, de lumbis ejus procreatis, mori contigerit, extunc principatus, vox, jus, auctoritas et potestas electionis hujusmodi modo praemisso ad seniorem fratrem ejus per veram paternalem lineam descendentem et ab eodem ad primogenitum seu seniorem filium ejusdem — devolvi debet pleno jure.“ Durch diese Verfügung wurde für das Kurfürstenthum Sachsen eine feste Erbordnung [22]) und (was der Hauptgewinn war) Untheilbarkeit eingeführt. Wenn daher in den einleitenden Sätzen auch das Recht der wittenberger Linie als ein hergebrachtes bezeichnet wird, was mit der Ansicht von G. Phillips wesentlich übereinstimmt, so ist doch auch hier die Vererbung des ungetheilten „principatus“ mit der daran haftenden Kurstimme ausgesprochen und um diese Auffassung unzweifelhaft zu machen, genügt es, auf die eigentlich (nürnberg-metzer) goldene Bulle zu verweisen, wo es in Cap. 7. §. 2 heißt: „Sane generaliter longe lateque est publicum et quasi per totum orbem notorie manifestum, Illustres regem Boemie nec non comitem palatinum Reni, ducem Saxonie et marchionem Brandenburgensem *virtute regni et principatuum suorum* in electione regis Romanorum in Cesarem promovendi — jus, vocem et locum habere“ etc. Da die Entscheidung des Kaisers sich auf die Zustimmung der meisten mächtigern teutschen Fürsten stützte, mußte der Herzog Julius Heinrich von Sachsen-Lauenburg sich begnügen, eine Art von Protestation zu veröffentlichen, welche unter dem Titel: „Dan. Mithof's Bericht, wie die Herzöge zu Sachsen um ihre Wahlgerechtigkeit gekommen,“ in Ludewig's „Erläuterung der goldenen Bullen“ (2. Bd. S. 239 fg.) abgedruckt vorliegt. Als dann Herzog Erich von Lauenburg dennoch fortfuhr, sich der Titel Kurfürst und Reichsmarschall zu bedienen, wurde er vom Kaiser zur Verantwortung gezogen (vergl. *Sudendorf*, Registr. II. p. 193) und 1361 durch kaiserlichen Ausspruch für unberechtigt zur Führung dieser Titel erklärt [23]). Die Fürsten der wittenbergischen Linie ließen sich später die ihnen verliehene sächsische goldene Bulle bei verschiedenen Gelegenheiten von Neuem bestätigen. Die eine Bestätigungsurkunde, welche Karl IV. von Frankfurt aus am 10. Juni 1376 erließ, ist aufgenommen in die oben erwähnte Abhandlung Gribner's über die sächsische goldene Bulle (S. 81 fg.) [24]); sie war ebenfalls mit einer goldenen Bulle versehen. Eine zweite — datirt von Aachen, 8. Nov. 1414 — ließ Kaiser Sigismund dem Herzoge Rudolf zu Sachsen ausfertigen; auch diese ist bei Gribner (S. 90 fg.) abgedruckt.

20) Siehe bei *Schmauss*, Corp. jur. publ. no. V. p. 9. 21) Vergl. *Goldast*, De majoratu p. 133 seq. Doch findet sich in dieser Urkunde keine Angabe, daß sie mit einem Goldsiegel versehen gewesen sei.

22) Die in den teutschen Kurstaaten ohnehin rechtsgültige Linealerbfolge (vergl. *J. W. Textor*, Successio linealis per se et in electoratibus imperii secularibus defensa. Francof. 1698. 4.) ward hier für Kursachsen besonders bestätigt. 23) Vergl. Phillips, Die teutsche Königswahl S. 182. 24) Siehe auch *Goldast*, Collect. constitt. imp. I. p. 368 seq.

Die spätern goldenen Bullen bedürfen nur einer oberflächlichen Erwähnung.

n) Im J. 1431 erließ Kaiser Sigismund von Nürnberg aus eine goldene Bulle, die Pfalbürger betreffend (vergl. Ludewig, Erläuterungen der G. B. I. Vorrede S. XXVI); außerdem vergl. *Goldast*, Constitutt. imp. II. p. 2 u. 143. Zweier goldenen Bullen des Kaisers Sigismund (d. d. Perusii ann. 1433), welche sich im görlitzer Archive befinden sollen, gedenkt Bierling a. a. O.

o) Ueber Karl V. vergl. *Limnaei* Jus publ. V. c. 2. no. 35 und Bierling a. a. O.

p) Ueber die goldenen Bullen, welche die Kaiser Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolf II. der Stadt Friedberg verliehen, s. Chelius.

q) Einer Stiftungsurkunde der Universität zu Münster in Form einer goldenen Bulle gedenkt *Mallinckrodt*, De archicancellar. imp. I. p. 116 und eine Urkunde Ferdinand's II. vom 18. Nov. 1625, worin den männlichen Erbfolgern des Landgrafen Ludwig von Hessen der Eintritt der Majorennität mit dem 18. Lebensjahre zugestanden wird, war eine goldene Bulle (nach *Reink.* De reg. sec. I. d. 3. c. 12. no. 57).

r) Von Ferdinand III. führt Thulemar, De bullis, als goldene Bullen an: 1) das Privileg für die Stiftung einer Universität für Friedrich von Holstein vom 26. April 1652 (*Thulemar.* p. 50 seq.) und 2) das Privileg vom 16. April 1654 für den Herzog Jacob von Kurland, Verleihung des Reichsfürstenrechtes betr. (*Thulemar.* p. 58 seq.)

s) Endlich von Leopold I. sind zu erwähnen als goldene Bullen: 1) Urkunde vom 14. Oct. 1674, wodurch dem Grafen Albert Ernst von Oettingen der Fürstentitel verliehen wurde (cf. *Imhof*, Notit. procer. imp. Germ. V. c. 11); 2) Urkunde vom 14. Dec. 1677, wodurch den Fürsten von Anhalt-Dessau der Titel Durchlaucht zugestanden ward (vergl. *Thulemar.* p. 61 seq.), und 3) Urkunde vom 22. Dec. 1691 für den Grafen Christian Wilhelm von Schwarzburg (cf. *Tenzel*, Dial. mens. Aug. ann. 1694). Selten war die Anwendung der goldenen Bulle der großen Kosten wegen immer gewesen und aus demselben Grunde hörte sie seit Beginn des 18. Jahrh. auf.

Daß aber die teutschen Kaiser den Gebrauch der goldenen Bulle als ihnen allein zukommendes Vorrecht mit Unrecht und vergeblich in Anspruch nahmen, wird durch das Vorkommen derselben in andern Staaten erwiesen. Zum Theil in Beibehaltung fränkischen Gebrauchs, zum Theil in Nachahmung desselben wandten manche Fürsten verschiedener Länder und Zeiten gelegentlich goldene Bullen an. So sind unter den Grafen von Spoleto, welche 891 und in den folgenden Jahren die Kaiserkrone in Anspruch nahmen, Guido und sein Sohn Lambert durch Veröffentlichung von goldenen Bullen hervorgetreten. Vergl. Puricell. in Ambros. Basilic. p. 282. Von goldenen Bullen apulischer Herzoge spricht Chron. Cassin. III, 57 u. V, 10. Unter den sicilischen Königen wird besonders Wilhelm (1154—1160) als Urheber von goldenen Bullen genannt (*Baron.* Ann. ad ann. 1156. Auch vergl. *Romuald. Salern.* Chron. ad ann. 1166; *Brompton* p. 1114; *Nicol. Trivett.* Chron. ad ann. 1178; *Falc. Benevent.* ad ann. 1137; Notit. Sic. I. p. 123. 404 u. s. w.). Auch Dogen von Venedig, z. B. Andreas im J. 1345, sollen goldene Bullen veröffentlicht haben.

In Frankreich, wo Urkunden von St. Denys die Goldsiegel mehrmals unter der Bezeichnung *Byzantius* erwähnen (cf. *Duchesne*, Glossar. s. v. bulla), veröffentlichten, abgesehen von Ludwig VII. und Philipp II. August, auch spätere Fürsten goldene Bullen: vergl. z. B. den Bundesvertrag Philipp's VI. mit dem Fürsten Leolinus von Nordwales (*Duchesne* l. l.); in den Regesta parlam. Paris. Ordinatt. Barbin. f. 37 findet sich ferner eine goldene Bulle Karl's VII. vom 7. Oct. 1437 zu Gunsten der Kirche zu Mende; daß die Bündnißurkunden, welche Franz I. und Heinrich VIII. von England austauschten, beide mit goldenen Bullen versehen waren, weisen *Spelman.* Glossar. s. v. bulla plumb. und *Peiresc.* Adversar. Mss. nach; endlich soll noch Ludwig XIV. bei Friedensverträgen die goldene Bulle angewandt haben, wie angeblich das Reichsarchiv zu Mainz einen so besiegelten Vertrag enthielt.

In Betreff englischer Könige — abgesehen von Heinrich VIII. — vergl. z. B. *Matth. Paris.* p. 172; *Wilhelm. Thorn.* II. c. 15; *D'Achery*, Spicileg. V; spanische Könige als Urheber von goldenen Bullen erwähnen *Matth. Paris.* p. 584 u. 598; *Florent. Wigorn.* p. 357; *Marca*, Hist. Beneharn. VII, 8. Einer goldenen Bulle des Königs Peter von Aragonien gedenkt Corbonel im Chron. Petr. Aragon. VII, 13. Nach Spelman (Glossar. s. v. bulla aur.) verlieh im J. 1254 Alfonso X. von Castilien, der Urheber der Siete partidas, dem englischen Prinzen Eduard durch eine goldene Bulle Anspruch auf die Provinz Vasconia.

Unter den verschiedenen goldenen Bullen der ungarischen Fürsten (Bela III., Emerich, Andreas II., Bela IV., Matthias Corvinus, Ferdinand I. und II., Maria Theresia) hat vorzugsweise diejenige Wichtigkeit, welche Andreas II. im J. 1222 veröffentlichte. Wenn schon der allgemeine Charakter der Zeit darauf hinausging, fast überall die Macht und den Einfluß weltlicher Herrscher zu zersplittern, so war das in Ungarn unter den spätern Arpaden in besonders hohem Grade der Fall. Die Geistlichkeit und die weltlichen Großen suchten in ihrer jeweiligen Verbindung mit dem Königthume meist nur ihren eigenen Vortheil; nur durch Belehnung mit Krongütern und durch Ueberlassung von Kronprivilegien vermochten sich diese Fürsten Anhänger zu sichern. Ungewöhnliche Klugheit und Charakterstärke gehörte dazu, um das allseitige eigennützige Andrängen in seine Schranken zurückzuweisen. Diese Beraubung des Thrones überschritt endlich alles Maß, als König Andreas II. im J. 1217 einen Kreuzzug unternahm. Die hohe Geistlichkeit überließ sich nun völliger Zügellosigkeit; sie und der höhere Adel hatten sich in den Besitz königlicher Güter, Einkünfte und Rechte gesetzt, und der gemeine Mann, der die Gesetzlosigkeit und die drückende Willkür

der ersten Stände täglich vor sich sah, erlaubte sich endlich die gröbsten Gewaltthätigkeiten. Während Andreas nun beim Papste Hilfe suchte, fühlte sein Sohn Bela sich so empört, daß er ausgesprochenermaßen den Plan zu verfolgen anfing, daß alle frühern (nun in Lehen gegebenen) Krongüter wieder eingezogen werden sollten. Für diesen Zweck schlossen sich ihm zahlreiche Mitglieder des niedern Adels an und bildeten eine wachsende Partei, welcher die großen Barone vergebens Schwierigkeiten in den Weg legten. Auf Bela's Vorstellung machte sogar der Papst dem Könige ernste Vorstellungen wegen der Zersplitterung der Krongüter. Um nun den Forderungen des Papstes, gegen welchen die Großen auf das Heftigste sich sträubten, wenigstens zum Theil nachzukommen, erließ Andreas 1221 mehre Edicte: 1) daß die gewaltsam der Krone entzogenen Güter wieder eingezogen werden sollten, 2) daß die adeligen Castrenses wieder den königlichen Schlössern zugewiesen werden sollten, und 3) daß die den adeligen Castrenses entzogenen Grundstücke denselben wiedergegeben werden sollten. Das genügte aber Bela und seiner Partei nicht und endlich griff Bela zu den Waffen, um die Widerrufung aller königlichen Schenkungen zu erzwingen. Die großen Barone nöthigten Andreas, seinem Sohne mit Heeresmacht entgegenzutreten. Ehe es aber zur Schlacht kam, vermittelte die Geistlichkeit unter Androhung der Excommunication einen Frieden zwischen Vater und Sohn, in dessen Folge Andreas durch die goldene Bulle vom Jahre 1222 seinem Sohne wesentliche Concessionen machte. Gleich Anfangs aber blieb diese Rechtsurkunde angefochten und 1231 erzwang Bela eine neue Urkunde. Erst später ging man auf den Inhalt dieser goldenen Bulle zurück und begründete auf sie wesentlich die Verfassung des ungarischen Staates. Die sieben ersten Ausfertigungen, welche an verschiedenen Orten niedergelegt werden sollten, sind sämmtlich verloren und nur in Bestätigungsurkunden von den Königen Ludwig I. (1351), Maria (1384), Wladislaw I. (1440), Matthias (1464) ist der Text uns erhalten. Nachdem in den einleitenden Sätzen die Veranlassung zur Abfassung dieser Urkunde dargelegt ist, behandeln die einzelnen Artikel Folgendes.

Art. 1: Jährliche Feier zum Gedächtniß des heil. Stephan.

Art. 2: Niemand soll verhaftet werden, ohne vorher vor Gericht gefordert und verurtheilt worden zu sein.

Art. 3: Abgabenfreiheit der Güter der Kirche und des niedern Adels (servientes).

Art. 4: Vererbungsrecht der Besitzungen der Vasallen.

Art. 5: Rechtspflege der Parochialgrafen und Bilochi des Königs.

Art. 6: Einschreiten gegen Diebe.

Art. 7: Die Vasallen hatten dem Könige Heeresfolge zu leisten; außerhalb der Reichsgrenzen aber auf Kosten des Königs.

Art. 8: Befugnisse des Palatinus und der Richter.

Art. 9: Befugniß des Hofrichters (comes curialis).

Art. 10: Vergünstigungen gegen die Söhne derer, welche im Kriege ihren Tod finden.

Art. 11: Ausländer dürfen nur mit Zustimmung des Staatsrathes öffentliche Aemter im Lande erhalten.

Art. 12: Den Frauen soll ihre Mitgift bleiben, selbst wenn ihre Männer unehrenvoll gestorben sind.

Art. 13: Der gemeine Mann soll durch die Mächtigen nicht unterdrückt werden.

Art. 14: Strafe gegen Druck von Seiten der Burggrafen.

Art. 15: Schutz für die Besitzungen der Vasallen.

Art. 16: Ganze Comitate und andere Würden sollen nicht erblich verliehen werden.

Art. 17: Rechtlich erworbener Besitzungen soll Niemand beraubt werden.

Art. 18: Befugnisse, Bela betr.

Art. 19: Die Hörigen und die Fremden sollen die vom Könige Stephan ihnen bewilligten Freiheiten behalten.

Art. 20: Beibehaltung der Zehnten.

Art. 21: Zehnten betr.

Art. 22: Schweine des Königs sollen nicht auf dem Grund und Boden der Vasallen weiden.

Art. 23: Regulirung des Münzwesens.

Art. 24: Königliche Steuerverwalter sollen Edle sein, nicht aber Juden oder Ismaeliten.

Art. 25: Salzwerke.

Art. 26: Grundbesitz soll nicht an Ausländer verliehen werden.

Art. 27: Die Abgabe der marturinae dauert fort.

Art. 28: Gegen Ausspruch des Gerichtes soll ein Mächtiger Niemanden in Schutz nehmen wollen.

Art. 29: Einkünfte des Grafen und des Königs.

Art. 30: Nur der Palatinus, Banus und die Hofrichter des Königs und der Königin dürfen zwei Aemter zugleich führen.

Art. 31: Sicherstellung der vorhergehenden 30 Artikel; dem Könige, wenn er Abweichungen sich erlaubt, soll jeder Bischof oder weltliche Große widersprechen und Widerstand leisten dürfen. Somit erhielt die Nation ausdrücklich das Recht, ihre Freiheiten gegen die etwaigen Beeinträchtigungen von Seiten der Krone zu vertheidigen. — Den Text dieser goldenen Bulle findet man, abgesehen vom Corpus juris Hungarici, auch in der siebenbürgischen Rechtsgeschichte von F. Schuler v. Libloy, 1. Bd. S. 36 fg. Ueber die wesentliche Umbildung, welche die staatliche Stellung einzelner Stände dadurch erhielt, vergl. besonders Engel, Gesch. des ungarischen Reiches. 1. Bd. S. 307 fg. u. s. w. Daß diese Verfassung später mannichfache Umbildungen erfuhr und daß namentlich Art. 31 aufgehoben wurde, bedarf nur der Erwähnung.

Endlich rührt in Dänemark von Christian V. eine goldene Bulle her. Daß die Zaren von Moskau sich ihrer bedienten, bezeugt *Limnaeus* ad Capitulat. Imp. Ferdin. III. art. 46; ebenso in Betreff der bulgarischen Könige Acta Innocentii IV. p. 54 seq. und *Leo Gramm.* p. 503, und ebenso in Betreff der Sultane

von Iconium Duchesne in der Hist. ducum Burgund., probatt. p. 136. (Dr. *H. Brandes.*)

GOLDENE GESELLSCHAFT in Sachsen, gestiftet im J. 1590. Diese aus den rühmlichsten Motiven hervorgegangene Ordensgesellschaft hatte den Kurfürsten Christian von Sachsen (geb. den 3. Nov. 1560, gest. den 25. Sept. 1591), den Sohn des Kurfürsten August, nach dessen am 11. Febr. 1586 erfolgtem Tode er die Regierung antrat, zum Stifter, erlosch aber nach kaum einjährigem Bestande durch den unerwartet schnellen Hintritt seines Protectors wieder, ohne daß bisher über Zahl und Namen seiner Mitglieder etwas Quellenmäßiges in die Oeffentlichkeit gekommen wäre. Ueber diese „güldene" Gesellschaft findet sich in einer aus der Zeit ihrer Entstehung stammenden Druckschrift*) in wörtlicher Entlehnung folgende ausführliche Nachricht: „Es hat Churfürst Christianus für nöhtig erachtet, sich umbzusehen und zu vorwahren, das Sein Churf. G. sich mit Churfürstlichen, Gräfflichen und Herren Standespersonen in sonderlich verbündniß einliesse, auch solche treue Diener stets um und bei sich haben möchte, denen er sich kühnlich vertrauen und in eines jedern Schoß, im fall der noth, sicher schlafen könnte, die Seiner Churf. G. auch mehr denn andere mit treuer vereydung verpflichtet worden. Als hat unser gnedigster Churfürst und Herr zur anzeigung seines christlichen gemüts und willens und zu steter erinnerung jeden mit einem güldenen kleinodt an einem güldenen kettlein, welches die güldene Gesellschafft genannt, verehret, das sie stets, sowol auch der Churfürst selbst angetragen. Es war aber auf dem kleinodt in der mitten auf beiden seiten ein durchsichtig roth hertz, dardurch ein schwerdt und pfeil gesteckt und auff dem hertzen auff einer seit die Tugendt Fides, in der rechten Hand ein Crucifix haltende und unten ein Kelch, umb das hertz stehen die wort: Virtutis amore, überm hertzen ist eine Trew, mit einem rothen hertzlein und stehet darauff seiner Churf. G. symbolum: F. S. V., die bedeuten die wort: Fide sed vide, Traw und Schaw. Auff der andern seiten steht auffen hertzen die tugend Constantia, Bestendigkeit, welche bei ihr hat einen Ancker und auff beiden seiten, im eusserſten zirckel die wort: Qui perseveraverit usque ad finem, salvus erit. Was nun der fromme, trewhertzige Churfürst hiemit gemeinet und seine vertraweste erinnern wollen, kan ein jeder leichtlich selbst verstehen." (*J. E. Volbeding.*)

Goldene Horde, s. Mongolen.

GOLDENE (güldene) **ROSE** (Rosa aurea), die kunstreich aus Gold und Moschus gefertigte, mit edeln Steinen besetzte Rose, welche der Papst jährlich am Sonntage Lätare in einer Kirche Roms oder in einem Oratorio seiner Residenz in Gegenwart des Cardinalcollegiums durch Gebet in besonders dazu bestimmter liturgischer Fassung, durch Beräucherung und Weihwasser weiht und entweder sofort einer eben gegenwärtigen fürstlichen Person oder später gelegentlich einer solchen oder einer sonst hochstehenden und verdienten Persönlichkeit, einer Stadt, einer Kirche oder einem Kloster als besondere Auszeichnung zu verehren und feierlich überreichen zu lassen pflegt [1]). Ueber die Zeit, in welcher der eben angegebene Gebrauch der goldenen Rose aufgekommen ist, hat sich historisch völlig Zuverlässiges bis jetzt nicht ermitteln lassen und bei den gegen früher in den Beziehungen zur Curie gänzlich veränderten Zeitverhältnissen dürfte es kaum noch der Mühe werth erscheinen, auf genauere Erörterungen deshalb einzugehen, selbst wenn die Sitte der päpstlichen Consecration der goldenen Rose noch jetzt unverändert fortbestände, was sich bei der Zähigkeit, mit welcher Rom an seinen Traditionen hängt, wol annehmen läßt, es sei denn, daß vielleicht zufällig aus den jetzt zugänglicher gewordenen Archiven ein in dieser Beziehung völlig sicheres Datum sich ergäbe, das, bisherige Zweifel lösend, dem Bereiche der Kirchengeschichte zugewiesen werden könnte. Man führt die Sitte der Weihe der goldenen Rose in der Regel auf die Zeit Papst Leo's IX. um 1050 zurück; doch kann es leicht der Fall sein, daß man längst vorhandene und liturgisch ausgebeutete allegorische und mystische Beziehungen zur Rose, die auf Grund der heiligen Schrift (Mich. 4, 8) nach kirchlicher Seite hin gewöhnlich waren, misverständlich angenommen hat. Sicherer scheint es, bei der späteren Zeit der Päpste Urban IV. und V., namentlich des letzteren, der im J. 1372 den päpstlichen Stuhl bestieg, stehen zu bleiben. Die von den Stoffen, aus welchen die goldene Rose besteht, hergenommenen allegorischen und mystischen Deutungen, die sich in den katholischen liturgischen Bestandbüchern, zumal den älteren von Casalius, Durandus, Hospinianus u. a. angegeben finden, consolidiren sich bei allem scheinbaren Auseinandergehen wesentlich in die Beziehungen zu dem Feste Mariä Verkündigung, welches in die Nähe des vierten Sonntags der großen Fasten, des einzigen hohen Freudentages in ihrem sonst traurigen Verlaufe, fällt [2]). Doch ist es nicht nöthig, hier auf diesfallsige nähere Nachweisungen einzugehen, da man diese mit leichtester Mühe in älteren und neueren liturgischen und kirchlich-archäologischen Nachschlagebüchern, an denen die Literatur so ungemein reich ist, ausführlicher und gedrängter vorfindet. Es reicht völlig aus, die angedeuteten Beziehungen aus dem Gebete, welches der Papst in der für die Weihe der Rose besonders festgestellten Liturgie zu sprechen hat, zu

*) Laurentius Faustus, Pfr. zu Schirmenitz: „Herrn Christiani weil. Hertzogen und Churfürsten zu Sachsen Ankunfft, Leben, Regiment, Glauben, seligster Abschied und was demselben mehr anhengig." (Leipzig, bei Mich. Lantzenberger, 1592. 4.) fol. 9.

1) Rechenberg faßt die bei der hier in Rede stehenden „goldenen Rose" zunächst und vorzüglich in Betracht kommenden Incidenzpunkte in seiner weiterhin ausführlich anzugebenden akademischen Gelegenheitsschrift an deren Spitze in dem Satze zusammen: „Aurea Rosa est insigne mysticum, quod ad exprimendum gaudium, ortum ex Salvatoris conceptionis annunciatione, Rom. Pontifex ex auro, musco et balsamo confectum Dominica Laetare ordinarie Romae in Basilica S. Crucis solemniter consecrat et deinde regi aut principi potenti vel tali simili ad eliciendam gratiam aut praesenti ipsemet dat aut absenti dono transmittit." 2) Vergl. Schröckh, Chr. Kirchengesch. 28. Bd. S. 291.

entnehmen. Es ist folgendes: „Prudentiae Deus, cuius verbo et potentia facta sunt omnia et cuius nutu universa diriguntur, qui es laetitia et gaudium omnium fidelium, maiestatem tuam supplices exoramus, ut hanc rosam, odore visuque gratissimam, quam hodierna die in signum spiritualis laetitiae in manibus gestamus, benedicere et sanctificare tua pietate digneris, ut plebs tibi dicata ex iugo Babylonicae captivitatis educta, per unigeniti Filii tui gratiam, qui est gloria et exultatio plebis Israel, illius Hierosolymae, quae sursum est mater nostra, sinceris cordibus gaudium repraesentet. Et quia ad honorem numinis tui Ecclesia tua hoc signo hodie exultat et gaudet: tu ei, Domine, verum et perfectum gaudium largiaris et devotionem eius accipias, peccata dimittas, fide repleas, indulgentia foveas, misericordia protegas, adversa destruas, prospera cuncta concedas. Gloria per fructum boni operis in odorem unguentorum illius floris transeat, qui, de radice Jesse productus, flos campi et lilium convallium mystice praedicatur. Cum quo in superna gloria cum sanctis omnibus sine fine laetetur, qui tecum vivit et regnat in unitate Spiritus S. Deus per omnia secula seculorum. Amen“ [3]). Die theilweise energische Fassung dieses Gebetes wird Niemand verkennen. Von dieser Ceremonie der Rosenweihe heißt der vierte Sonntag der großen Fastenzeit in der katholischen Kirche, neben seiner von der evangelischen Perikope hergenommenen gewöhnlichen Bezeichnung der Dominica de panibus, auch der **Rosensonntag** [4]). Die Weihe selbst geschah in der Regel in der Kirche des heiligen Kreuzes zu Rom, wohin der Papst sich mit seinem großen Cortège in feierlichem Zuge begab und nach vorheriger Messelesung die Weihe nach dem vielfach complicirten Rituale vollzog. Zuweilen geschah es auch in der Peterskirche; ihre Vollziehung zu Venedig durch Papst Alexander III. war ein Ausnahmefall [5]). War ein regierender Fürst an jenem Sonntage in Rom gegenwärtig, so empfing er die geweihete Rose knieend vor dem Altare aus den Händen des heiligen Vaters [6]). In der Regel aber ward sie unter eigenthümlichem Gepränge durch einen außerordentlichen Bevollmächtigten den auszuzeichnenden Personen oder Orten ausgehändigt. Es leidet keinen Zweifel, daß in jenen Zeiten, wo noch ein unangetasteter Gloriennimbus das Haupt des Papstes umwallte, auch die Verleihung der goldenen Rose vielfach dazu gedient haben möge, die Interessen Roms zu befestigen und die Belege dafür würden sich leicht aus der Geschichte beibringen lassen; daß jedoch dieses Mittel nicht immer zog, bezeugt das Beispiel des aufgeklärten trefflichen Kurfürsten von Sachsen, Friedrich's des Weisen, das aus der Reformationsgeschichte ausreichend bekannt ist. In der neuesten Zeit ist von solcher päpstlichen Verleihung Nichts zur öffentlichen Kunde gekommen.

(*J. E. Volbeding.*)

3) Siehe *Adam. Rechenberg*, De aurea rosa, quam Rom. Pontifex quotannis consecrat solemniter (Lips. 1666. 4., rec. ibid. 1672.) fol. 2. §. 10. *Zach. Grapius*, De rosa aurea, a Papa R. quotannis solemniter consecrata (Lips. 1696. 4.) sect. II. §. 8. 4) Siehe *Rechenberg* l. l. f. 3. §. 2; *Grape* l. l. sect. I. §. 4. 5) *Grape* l. l. II. §. 7; *Rechenberg* l. l. 3. §. 1. 6) Eine lange Reihe gekrönter Häupter und sonst ausgezeichneter Personen, welche von Rom aus durch die Verleihung der goldenen Rose geehrt wurden, s. bei *Grape* II. §. 10 seq.; auch berühmte Frauen erscheinen in diesem Register; ein Insinuationsbreve hat der fleißige Sammler mitgetheilt und mehre solche nachgewiesen.

GOLDENE SONNTAGE heißen die Sonntage nach den vier Quatembern, die dem Volksaberglauben zufolge besonderes Glück bringen sollen. Wer an den goldenen Sonntagen geboren ist, kann alle Gespenster ohne Schaden sehen. Indessen gilt dies in vielen Gegenden von allen Sonntagskindern, z. B. in der Gegend von Pforzheim, s. Journal von und für Deutschland. 1787. II, 341—345. Auch daß Sonntagskinder überhaupt glücklicher sind als andere, behauptet die Rockenphilosophie bei Grimm, Deutsche Mythologie Nr. 243. Das Geistersehen wird in Schottland the second sight genannt, in Niederteutschland heißen die damit begabten Leute: „Vorkieker.“ Theodor von Kobbe (Erinnerungen aus dem akademischen Leben S. 172 und 176) berichtet solche Fälle aus der neuesten Zeit, wie dergleichen auch mitgetheilt sind von Bende Bendson in **Eschenmayer**, Archiv für den thier. Magnetismus, 8. Bd. 3. Heft S. 60 fg. und ebendas. 10. Bd. 2. Heft; vergl. auch Indian Gazette in Calcutta vom 8. März 1830. Mehr darüber s. F. Nork, Sitten und Gebräuche der Deutschen u. s. w. S. 740 fg. Außerdem knüpfen sich an die goldenen Sonntage noch folgende abergläubische Meinungen: Wer mit einem Messer, am goldenen Sonntage gewetzt, verwundet wird, kann niemals, oder nur schwer geheilt werden. Wer an einem goldenen Sonntage die rechte Hand mit einem Faden oder Stricke, daran ein Dieb am Galgen gehangen, umwindet, soll im Zielschießen stets das Schwarze treffen. Sonst versteht man unter dem goldenen Sonntage blos das Dreieinigkeitsfest. Den hier einschlagenden Aberglauben findet man bei Joh. Christoph Männling, Denkwürdige Curiositäten derer sowohl Inn- als Ausländischer Albertäten u. s. w. (Frankfurt und Leipzig 1713. 8.) **Paulini**, Zeitkürzende Erbauliche Lust 3. Th. S. 283. und **Tenzel**, Monatliche Unterredungen 1679. S. 782. (Dr. *F. L. Bösigk.*)

GOLDENER (der), ein Meistersänger aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrh., von dem sich in dem jenaischen Minnesängercodex nur Weniges erhalten hat, was in v. d. Hagen's Minnesinger-Sammlung wieder abgedruckt worden. Zwei Randstrophen von ihm befinden sich in Docen's Miscellaneen zur Geschichte d. Literatur 1. Bd. S. 98 fg. *). (*Heinrich Döring.*)

GOLDENER ADLERORDEN ist ein würtembergischer Jagdorden, im J. 1702 von Herzog Eberhard Ludwig, in seiner Eigenschaft als Reichsjägermeister

*) Vergl. **Müller's** Sammlung altdeutscher Gedichte. 2. Th. S. 46. **v. d. Hagen** in s. Grundriß der Geschichte der deutschen Poesie S. 484 und in dem Museum für altdeutsche Literatur. 1. Bd. St. 1. S. 162.

(daher im würtembergischen Wappen drei schwarze übereinanderliegende Hirschhörner mit vier und mit drei Enden) gestiftet, nicht aber, wie Einige wollen, von Herzog Friedrich Karl, dem gewesenen Vormunde jenes, da Eberhard Ludwig bereits im J. 1693 von Kaiser Leopold I. für mündig erklärt worden war. Dieser „für Tugend, Verdienst und Freundschaft" gegründete Jagdorden oder Orden vom goldenen Adler wurde von Herzog Karl Alexander zum andern Mal erneuert, dann von König Friedrich I. in seiner jetzigen Gestalt erneuert (am 6. März 1807) und endlich mit dem noch jetzt in drei Classen bestehenden Civilverdienstorden unter dem Namen des Ordens von der würtembergischen Krone vereinigt (am 23. Sept. 1818). Er sollte ein Verein von Männern sein, „die durch hohe und edle Herkunft über Andere erhaben und durch eigne Ausübung der Tugend und Erwerbung großer erhabener Verdienste dem Stande ihrer Geburt Ehre machen und nur in Verdienst und Tugend den echten Grund wahrer Freundschaft erkennen." Die Söhne des Stifters erhielten den Orden mit der Taufe, die des Kronprinzen nach dem ersten, die der übrigen Söhne des Königs, sowie die Enkel des Kronprinzen nach dem siebenten und die andern Prinzen nach dem vierzehnten Jahre. Die Zahl der Ritter, zu deren Würde mindestens Generalmajorsrang nöthig ist, beläuft sich auf 50. Die Devise heißt: Virtutis amicitiaeque foedus. Der König ist Großmeister. Das Ordenszeichen der ersten Classe besteht in einem rothen, goldgeränderten Malteserkreuze, den goldenen Adler auf der einen und den königlichen Namen F. R. auf der andern Seite, zwischen den Flügeln des Kreuzes mit vier goldenen Adlern und zwischen den Strahlen jedes Arms mit einem goldenen Hifthorne geziert. Es wird an einem breiten, rothen Bande über die linke Achsel getragen. Außerdem tragen die Ritter erster Classe einen achtspitzigen silbernen Stern mit dem Namenszuge und der Devise. Vergl. Gustav Adolph Ackermann, Ordensbuch S. 55 und Ferdinand v. Biedenfeld, Geschichte der Ritterorden 2. Th. S. 451 fg. (Dr. *F. L. Bösigk.*)

GOLDENER BUND, geschlossen in Luzern im J. 1586. Um die eben gedachte Zeit füllte der Streit zwischen der katholischen und evangelischen Partei fast die ganze europäische Welt; namentlich war dies in der Schweiz der Fall, wo theils die wegen der eigenthümlichen Bodenbeschaffenheit mehr als anderwärts zusammengedrängte Bevölkerung häufigeren und größeren gegenseitigen Reibungen nach allen Seiten, auch nach der religiösen hin, ausgesetzt war, theils die Nähe Italiens den aufrecht zu erhaltenden Interessen der römisch-katholischen Kirche immer neue Nahrung zuführte, zumal wenn besondere Richtungen irgend einer Art dergleichen Einflüsse absichtlich und augenscheinlich verstärkten. Eine starke Anregung dieser Art ging damals von dem Cardinalerzbischofe zu Mailand, Karl Borromeo, einem schwärmerischen Anhänger des römischen Stuhles, aus. Als sogenannter päpstlicher Protector der Schweiz bot er alles Mögliche auf, dort für die römische Kirche zu erhalten und zu retten, was sich nur erhalten und retten ließ. So hatte er im Laufe seiner unermüdlichen bischöflichen Thätigkeit für die Schweiz Namhaftes geleistet. Weil die katholischen Cantone verhältnißmäßig gegen die reformirten nur wenig für den Schulunterricht thaten, hatte er im J. 1570 in Mailand eine eigene Priester- und Lehrerschule für die Schweiz begründet, das sogenannte helvetische Collegium oder Seminarium; er ließ die Schweiz ununterbrochen durch seine eifrigen Emissaire bereisen, um an Ort und Stelle zur Erhaltung des römischen Glaubens das Nöthige zu veranlassen. Zu demselben Zwecke regte er für die katholischen Cantone die Stiftung eines engeren Bundes für die Erhaltung der römischen Kirche an: es mögen sich jene enger verbinden und gegenseitige Zusage geben, ihrer Religion treu zu bleiben, auch, wenn einer von ihnen durch die Reformirten angegriffen werde, allesammt hilflich herbeizueilen und auszuharren bis an das Ende des Kampfes. Der Erzbischof Borromeo fand mit seinem Vorschlage vielen Eingang. Am 10. Oct. 1586 kamen Gesandte der katholischen sieben Orte, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Solothurn und Freiburg, in Luzern zusammen, brachten den beabsichtigten und durch Unterhandlungen länger bereits vorbereiteten Bund für die Erhaltung der römischen Kirche wirklich zum Abschluß und beschworen ihn feierlichst. Man nannte ihn den „goldenen" oder „Borromeischen." Allein er bewirkte nicht, was man von ihm sich versprochen hatte. Statt enger zu verbinden, erweiterte er nur die finstere Kluft, welche sich zwischen Eidgenossen und Eidgenossen aufgethan hatte, noch mehr; denn die katholischen Orte hielten es von da ab lieber mit Ausländern als mit den Schweizern evangelischen Glaubens und das Ausland freute sich darüber, da es Vortheil von der Zwietracht hatte. Kabalen der Herrschsucht zerstückelten und lähmten den schweizerischen Staatskörper, Selbstsucht trat an die Stelle der früheren, fast sprüchwörtlich gewordenen Vaterlandsliebe, Anarchie und Gesetzlosigkeit nahmen überhand; der Reichthum und Stolz einzelner Familien machte sich geltend und die Blindheit des gemeinen Mannes half vollends die weisen Verordnungen der Väter zertreten und unwirksam machen. Hatte man schon früher des Religionszankes übergenug gehabt, so ward er nur immer bedenklicher, da er sich in immer weitern Dimensionen in das politische Gebiet verzweigte. So hatte Rom von dem goldenen Bunde auch keinen reellen Vortheil; er trat bald wieder in Vergessenheit zurück und lebte nur noch in den Registraturen der Archive fort*). (*J. E. Volbeding.*)

GOLDENER HIRSCHORDEN war ein Jagdorden, den der letzte schlesische Herzog aus dem Hause der Piasten, Georg Wilhelm von Liegnitz, am 23. Aug. 1672 zu Brieg bei einer Lustjagd im Thiergarten daselbst stiftete. Das Ordenszeichen war ein von Gold geschlagenes Eichenblatt, mit einem Hirsche auf der einen und einem roth emaillirten Herzen nebst weißem Kreuze

*) Man vergl. H. Zschocke, Die drei ewigen Bünde im hohen Rhätien. (Zürich 1798.) 2. Bd. S. 76 fg. Derselbe, Des Schweizerlandes Geschichten (Aarau 1822.) S. 151—155.

auf der andern Seite, das von den Mitgliedern während der Jagdfeste, oder wo sie sich sonst in Jägerkleidung befinden mochten, an einem grünen mit Gold durchwirkten Bande auf der Brust getragen werden mußte, bei Strafe von drei Dukaten im Contraventionsfalle eventuell bei Verlust der Ordensmitgliedschaft nach §. 5 der Statuten. Dieselben sind datirt vom Aegidientage (den 1. Sept.) 1672 und ernennen zu den ersten sieben Mitgliedern die in der Matrikel benannten Personen, welche bei der Fällung des ersten Hirsches zugegen waren. Ferner wurde bestimmt, daß jährlich nicht mehr als sieben Personen aufgenommen werden sollten, die Zahl aller Mitglieder der Gesellschaft aber 24 nicht übersteigen dürfe, es sei denn, heißt es in §. 2, daß Se. Durchl. „sonsten noch einen Supernumerarium aus sonderbahren Considérationen hierzu thun wollten." Exspectanzen wurden erst durch Todesfall realisirt. Recipirt wurden nach §. 4 nur Leute „von Adelicher Extraction" oder „so eine Adeliche Charge" besaßen. Mehre Paragraphen füllen die Pflichten und Obliegenheiten, denen zufolge die Ritter geloben mußten, „über die alte und wohlhergebrachte übliche Rechte und löbliche Gewohnheiten, Immunitäten und Privilegien der Jäger- und Wayde-Leute, insonderlich deren in den Fürstenthümern Liegnitz, Brieg und Wohlau zu halten." Sie mußten theilweise den Landesherrn auf seinen Jagdbelustigungen begleiten, sollten jährlich ein Ordensschießen mit Stutzen um einen vom Herzoge ausgesetzten Preis halten u. s. w. Der Vetter des Letztern, August Graf von Liegnitz, auf Cantersdorf, Neudorf, Prieborn und Kurzwitz, wurde zum Statthalter und Ordensvicar, Caspar Ernst von Döbner und Dobenhausen auf Cöln zum Oberjägermeister, Friedrich Günther Freiherr von Wolzogen und Wissingdorf zum Marschall, August Friedrich Bone aber zum Ordenskanzler ernannt. Jährlich sollten sie aus der herzoglichen Küche und Keller Wildpret mit Ungarwein geliefert bekommen, um bei ihrer Anwesenheit am Hofe „sich auf der ganzen Ordensgesellschaft Gesundheit nebst guten Freunden lustig und fröhlich zu machen und die Jägermusik dabei anstimmen zu lassen." Es ging diesem Orden wie so vielen anderen Schöpfungen jener an solchen Producten überreichen Zeit, er ging wahrscheinlich mit dem Tode des Stifters schon wieder ein. Spätere Spuren von ihm finden sich nirgends. Nachrichten von ihm haben seiner Zeit gegeben: A. Gryphius, Entwurf der geistl. u. weltl. Ritterorden. Heinrich Anshelm v. Ziegler und Klipphausen, Historisches Labyrinth der Zeit. (Leipzig 1701. gr. Fol.) 3. Bd. Kurze Notizen enthält auch Gustav Adolph Ackermann, Ordensbuch (Annaberg 1855. gr. 8.) S. 194 und einen etwas umfänglicheren Bericht: Ferdinand Freiherr v. Biedenfeld, Geschichte der Ritterorden u. s. w. (Weimar 1841. 4.) 1. Bd. S. 159—161.

(Dr. *F. L. Bösigk.*)

GOLDENER RINGORDEN, dessen Mitglieder „Ritter des goldenen Ringes" oder equites annuli aurei hießen, war ein Mäßigkeitsverein nach damaligen Begriffen und nach dem Maßstabe des Ritterlebens jener Zeit, den im J. 1524 Friedrich II. von der Pfalz stiftete, an dessen Spitze ein Prinz des Hauses als Großmeister stehen sollte, der aber wahrscheinlich noch mit dem Gründer wieder erlosch. Das Symbol des Vereines war ein goldener Ring, der ihm auch den Namen gegeben hat, über dessen anderweitige besondere Zeichen jedoch Nichts bekannt ist. Als Zweck des Bundes gibt die Urkunde an: „zu gänzlicher, oder am wenigsten halber Abstellung des greulichen Lästerns, Fluchens und Trinkens." Ein Rundschreiben an die Ritter des Landes besagt dasselbe mit der Ermahnung: „ahmet uns treulich nach, überlasset euch nicht mehr den Greueln des Lästerns, Fluchens und Sichbesaufens, oder unterlasset es wenigstens fortan zur Hälfte." Diese Verbindung steht nicht vereinzelt da, wie man gleich sehen wird, ist aber um so merkwürdiger, als sie sich in ihren Artikeln mit richtiger Menschenkenntniß nur ein erreichbares Ziel setzt, eine Minderung und Milderung, nicht eine Aufhebung und Abstellung jener gerügten Laster. In demselben Jahre 1524, noch voll von dem schrecklichen Eindrucke der Excesse bei dem Armbrustschießen zu Heidelberg, thaten sich Markgraf Casimir von Brandenburg, Landgraf Philipp von Hessen, die Bischöfe von Trier, Speier, Würzburg, Regensburg, und fünf Pfalzgrafen bei Rhein für das Turnier von Heilbronn zu einem Entsagungsbunde zusammen, dessen Gesetze das Meiden des ungeheuren Trinkens und Fluchens nicht blos den Mitgliedern zur strengsten Pflicht machten, sondern auch allen Hof- und Dienstmannen einschärften. Auf Grund dieser Uebereinkunft stiftete Pfalzgraf Friedrich II. seinen goldenen Ringorden, von dem die Hauptsätze seiner Statuten dann wieder in die Regeln des hessischen Temperanzordens übergingen und auch mit dem sächsischen Orden gegen das Fluchen ziemlich übereinstimmen. Die Gesetze des Ordens von der Mäßigkeit in Hessen, Temperanzorden, hat Christoph v. Rommel, Neuere Geschichte von Hessen 2. Bd. S. 357 fg. wörtlich und vollständig mitgetheilt. Sie sind wieder abgedruckt in Ferdinand v. Biedenfeld, Geschichte u. s. w. aller Ritterorden 1. Thl. S. 141 fg., vergl. auch Gust. Ad. Ackermann, Ordensbuch S. 196. Von den wichtigsten Orden, Gesellschaften und Vereinen zu gleichem oder ähnlichem Zwecke sind namhaft zu machen der Herzogl. Sächs. Orden gegend die Untugend des Fluchens u. s. w.; vergl. Biedenfeld a. a. O. S. 139 fg. Der Orden der Mäßigung von St. Christoph in Oesterreich, Biedenfeld a. a. O. S. 127. Jenen stiftete Herzog Friedrich Wilhelm I. von Weimar, diesen ein Graf Dietrichstein. Alle diese wohlgemeinten Institute fruchteten wenig, da es daneben oder ihnen gradezu entgegen Vereine gab, die, wie der Orden vom Hopfen in Burgund 1418 von Herzog Johann dem Unerschrockenen gestiftet, nach dem Zeugnisse eines alten Liedes grade das Gegentheil bezweckten. Nicht minder sind unter den illüstren Antipoden jener teutschen Mäßigkeitsvereine zu nennen in Frankreich: l'ordre de la boisson de l'étroite observance, sowie l'ordre de la Méduse und l'ordre de la grappe in der Provence. Interessante Beiträge zu der Geschichte des teutschen Nationallasters finden sich bei (Vulpius) Curiositäten 7. Bd. S. 455 fg.; ebendas.

S. 382 u. 383 ein edelmännischer Revers über das Sichnichtbetrinkenwollen urkundlich ausgestellt. Endlich ebendas. S. 44 fg. wird auch das Capitel von den Trinkgefäßen, namentlich von den sprüchwörtlich gewordenen riesigen teutschen Weinfässern erörtert. Im Allgemeinen sind über diesen Gegenstand nachzulesen: *Janus Thaddaeus* (*Vindobonensis*), De Germanorum veterum aviditate bibendi ad C. C. Taciti de Germania cap. 4 excursus. (Lips. 1751. 8.) (Joh. Wilh. Petersen) Geschichte der deutschen Nationalneigung zum Trunke. (Leipzig 1782. 8.) C. K. C. Huelpeden, Vom Durste der alten Deutschen in Schlözer's Briefwechsel.

(Dr. *F. L. Bösigk.*)

GOLDENER SPORN, Orden vom goldenen Sporn. Einen solchen stiftete Karl von Anjou, König von Neapel, im J. 1266 nach dem Siege bei Benevent über Manfred; er erlosch aber so schnell wieder, daß weder von seinen Insignien noch von deren Inhabern etwas bekannt geworden ist. Desto berühmter ward der noch bestehende päpstliche Militairorden, dessen Stiftung insgemein dem Papste Pius IV. im J. 1559 zugeschrieben wird, obgleich diese Annahme nicht über allen Zweifel erhoben ist[1]). Die Ritter dieses Ordens hießen sonst Comites palatii Lateranensis (lateranische Hofpfalzgrafen), und nach der Analogie mit andern Hofhaltungen früherer Zeiten mag er wol auch an solche vergeben worden sein, welche sich um die katholische Religion, den päpstlichen Stuhl und die Wissenschaft verdient gemacht hatten. Allmälig präponderirte das militairische Moment, das jetzt meist maßgebend ist. Ohne Unterschied aber werden die Komthure und Ritter dieses Ordens, die resp. auf 150 und 300 festgesetzt sind, in den Ernennungsbreven Auratae militiae equites (Ritter der goldenen Miliz) genannt. Der Hauptcollator des Ordens ist der Papst; doch hatten an seiner Vergebung auch die Prälaten des obersten päpstlichen Gerichtshofes, die Nuntien und durch den Begründer des Ordens das Haus Sforza-Cesarini Antheil an der Verleihung dieses Ordens. Durch Misbräuche in derselben bis zur Verkäuflichkeit fast kam der Orden in großen Miscredit, bis er neuerdings durch die Energie mehrer Inhaber des päpstlichen Stuhles[2]) wieder zu Ehren kam, ausschließlich zu einem Militairorden bestimmt. Erst Benedict XIV. gab dem Ordenskreuze die jetzige Form. An einem rothen Bande getragen, besteht es in einem goldenen und weiß emaillirten Malteserkreuze; an den beiden Spitzen des untern Theiles ist ein kleiner goldener Sporn befestigt. Der Orden ist mit zahlreichen Privilegien bedacht. Bei Dambreville[3]) wird davon in folgenden Worten ein Beispiel angeführt, indem es von ihm heißt: „C'étoit même le seul avec les marques du quel les ministres de Venise à Rome pussent faire leur entrée solemnelle dans le sénat de cette république, au retour de leur légation.“

(*J. E. Volbeding.*)

GOLDENER STICH war eine vordem in der Chirurgie gebräuchliche Bezeichnung für Fälle, wo behufs der Zusammenschnürung eines Theils ein goldener Faden statt der gewöhnlichen Ligatur umgelegt und zusammengezogen wurde. So wurde z. B. bei Hernien, die einer radicalen Heilung zugeführt werden sollten, der Bruchsackhals mit einer Nadel umstochen und mittels dieser ein goldener Faden umgelegt, womit die Zusammenschnürung des Halses bewirkt wurde.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

GOLDENES BUCH (Libro d'Oro) in Venedig, eine Art von einheimischer Adelsmatrikel, welche, in ihren Aufzeichnungen vom Jahre 1319 anhebend und in dem Verschlusse der obersten Staatsbehörde sorgfältig verwahrt, mit Ausschluß der ältesten, irgend einer Anerkennung nicht bedürfenden Patrizierhäuser von Venedig ein Verzeichniß der zweiten Classe der sogenannten Nobili enthielt. Diese mußten sich über Abkunft, Reinhaltung des Stammbaumes und unverdächtiges kirchliches Bekenntniß als gute Katholiken befriedigend ausweisen können. Wenn nach Erfüllung aller gesetzlicher Erfordernisse die Buchung eines Hauses geschehen war, so mußte der betr. Nobile, sobald ihm ein Sohn geboren ward, diesen in das goldene Buch einschreiben lassen, weil er sonst als adelig nicht anerkannt wurde. Auch findet man angegeben, daß Nachweisungen über Familienbesitzthum, über Zuwachs zum Stammvermögen u. dgl. m. Gegenstände der Niederschreibungen im goldenen Buche ausmachten, sodaß bei Verheirathungen, Processen und andern Gelegenheiten Fälle genug vorkamen, wo man sich das goldene Buch aufschlagen zu lassen Veranlassung hatte, sodaß es seine eigene Registratur hatte. Das Hochstehend-Wichtige seines Innern, verbunden mit dem Köstlich-Glänzenden seines Aeußern mag den passend angewendeten tropischen Namen veranlaßt haben. Als sich in Folge der Fortwirkungen der französischen Revolution auch in Italien die Verhältnisse der sonst mächtigen und selbständigen venetianischen Republik allmälig wesentlich zu ändern begannen, war das „goldene Buch“ schon zu einer Art von Reliquie geworden, deren Erhaltung jedoch für Geschichtsforschung, namentlich in den Fächern der Genealogie und Heraldik, von nicht geringem Werthe gewesen sein würde. Allein unter den Stürmen der auch nach Venedig sich fortpflanzenden Umsturzperiode ward das „goldene Buch“ am 4. Juni 1797, dem sogenannten ersten Jahre der italienischen Freiheit, am Fuße eines Freiheitsbaumes in Venedig feierlich verbrannt. Die dadurch angewinkten Zeittendenzen gaben sich charakteristisch genug auch durch Folgendes zu erkennen: Der Marcuslöwe hielt seit unvordenklicher Zeit ein offenes Evangelium in der rechten Klaue, auf dem geschrieben stand: „Pax tibi, Marce, evangelista meus.“ An die Stelle dieser Worte setzte man: „Droits de l'homme et du citoyen!“ — „Endlich hat der Löwe die Seite umgeschlagen,“ sagte ein venetianischer Gondeliere.

(*J. E. Volbeding.*)

---

1) Am ausführlichsten hat sich über diese Zweifel *P. H. Helyot*, Hist. des ordres monastiques et milit. Tom. 8. p. 392 ausgelassen. Vergl. auch *E. Dambreville*, Abrégé de l'hist. des ordres de chevalerie (Par. 1807.) p. 225 s. 2) So entzog Papst Gregor XVI. dem genannten Hause im November 1841 das bezeichnete Privilegium. 3) a. a. O. S. 226.

GOLDENES KALB, ein in der Geschichte des israelitischen Volkes oft vorkommendes Idol ägyptischen Ursprunges (Ezech. 20, 7—8). Denn in Aegypten wurden zwei lebende Stiere, Apis als lebendiges Symbol des Osiris in Memphis, und Mnevis als Repräsentant des Sonnengottes in Heliopolis, verehrt. Unter dem Bilde des — nicht hölzernen, mit Gold überzogenen, sondern massiv — goldenen Kalbes ward Jehovah von den Israeliten schon am Berge Sinai angebetet (2 Mos. 32, 1 fg.); denn Aaron gab, als Moses 40 Tage auf dem Sinai verweilte, dem Andringen des zum ägyptischen Bilderdienste sich hinneigenden Volkes nach. Moses zertrümmerte das Idol; wie er dies aber in der 5 Mos. 9, 21 speciell angegebenen Weise — „verbrannte es mit Feuer, zerschlug es, zermalmte es, bis es Staub ward und warf den Staub in den Bach, der vom Berge fließt" — bei der specifischen Beschaffenheit des Goldes bewirkt habe, ist Gegenstand abweichender Forschungen der Gelehrten geworden [1]). Später nach der Trennung der Reiche ward unter und seit Jerobeam dieser Kälberdienst durch Errichtung der betreffenden Symbole des Jehovahcultus zu Dan und Bethel gesetzlich organisirt (1 Kön. 12, 28 fg.) [2]), um dadurch die politisch bedenkliche Verbindung seiner Unterthanen mit Jerusalem zu beseitigen, obschon diese Maßregel eine bedeutende Emigration nach Juda zur Folge hatte. Das Rindersymbol bekam und behauptete aber bekanntlich in der Ornamentik des Tempels seine Stelle (Ezech. 1, 10; 1 Kön. 7, 29) [3]). (*J. E. Volbeding.*)

Goldenes Vliess, s. Chrysomallos, vergl. Argonautenfahrt und Jason.

GOLDENES VLIESS, Orden des goldenen Vließes (Ordre de la toison d'or, el Toyson de oro, el Tusan, in den frühesten Zeiten auch der Ritterorden des güldenen Lämmleins von Burgund oder des belgischen Schäpers), einer der ältesten und angesehensten weltlichen Ritterorden. Er ward von Philipp III. (dem Guten), Herzog von Burgund, bei Gelegenheit seiner mit der Prinzessin Isabelle, Tochter König Johann's I. von Portugal, seiner dritten Gemahlin, gefeierten Vermählung am 10. Jan. 1430 (nach abweichender vlämischer Zählung 1429) zu Brügge gestiftet. Herzog Philipp erklärte sich zum Großmeister desselben mit der Festsetzung, daß diese Würde auf seine Nachfolger in der Regierung übergehen solle; ein nachträglicher Artikel der Statuten d. d. 30. Nov. 1431 bestimmte, daß, wenn die burgundische Dynastie in männlicher Linie erlösche, der Gemahl der Tochter und Erbin des letzten Herrschers Großmeister des Ordens sein solle, sodaß nach Karl's des Kühnen unvermuthetem Tode vor Nancy am 5. Jan. 1477 der Gemahl seiner Erbtochter Maria, Maximilian I. von Oesterreich, das Großmeisterthum überkam [1]). Nach den sichersten geschichtlichen Ermittelungen war der Hauptzweck des Ordens Beschützung der Kirche durch Erhaltung des katholischen Glaubens und Wahrung unbefleckter Ehre des Ritterthums [2]). Er war daher der Jungfrau Maria (Nostre Dame de Bourgogne) gewidmet und hatte den Apostel und Martyr Andreas zum Schutzpatron, an den sich Herzog Philipp mit seinen Gebeten vorzugsweise nach seinem Lieblingsspruche: „Mon joye Saint Andrieu" hielt. Daher ward er auch bald nach seinem Hervortreten vom Papste Eugen IV. im J. 1433 bestätigt und später nachträglich von Leo X. mit den wichtigsten Privilegien bedacht. „Il donna au chancelier de l'ordre, qui devoit être un dignitaire ecclésiastique, le pouvoir d'absoudre les chevaliers, aussi bien que les officiers de l'Ordre, de tous cas réservés, de commuer leurs voeux, d'accorder une indulgence plénière, chaque année et à l'article de la mort. Il permit aux chevaliers de manger des oeufs et du laitage en carême, de choisir deux autels dans une église, à la visite desquelles il attacha toutes les indulgences des stations de Rome. Il leur permit encore de faire célébrer la messe chez eux et à leurs femmes et filles, d'entrer dans les monastères de l'ordre de Sainte Claire et des autres religieuses" etc. [3]). Andere Beweggründe für die Stiftung dieses Ordens mögen allerdings subsidiarisch mit eingewirkt haben. In den Anecdotes historiques sur l'Ordre de la Toison d'Or [4]) erscheint fast maßgebend des Stifters „désir, de s'attacher les grands seigneurs des Pays-Bas en les réunissants souvent autour de sa personne sous les banniers de

1) Siehe *A. G. Ludwig,* De modo, quo comminutus est a Mose vitulus aureus. (Altorf. 1745. 4.) 2) Das Ausführlichere bei *Pet. Zorn,* De moscholatria populi israelitici, in dessen Opusc. sacra II. p. 417 seq. 3) G. B. Winer, Bibl. Real-Wörterbuch. 1. Bd. (3. Aufl.) S. 614.

1) Nach Karl's des Kühnen unvermuthetem Falle vor Nancy hatte König Ludwig XI. von Frankreich die Absicht, sich zum Großmeister des Ordens vom goldenen Vließe zu machen, hielt es jedoch unter seiner Würde, den Orden eines Fürsten, den er zu seinen Vasallen zählte, also zu ehren. Es war nicht das einzige Mal, daß sich der sonst so schlaue Regent in seinem Calcul irrte und reelle Vortheile aus der Hand gab. 2) Die Stiftungsurkunde beginnt mit den Worten: „Philippe, par la grace de Dieu Duc de Bourgogne — — — — sçavoir faisons à tous présens et advenir, que pour la très grande et parfaite amour, que avons au noble estat et ordre de Chevallerie, dont de très-ardente et singulière affection desirons l'honneur et accroissement: Parquoy la vraie foy catholique, l'estat de notre mère saincte Eglise et la tranquillité et prosperité de la chose publique soient comme être peuvent défendues, gardées et maintenues, Nous à la gloire et louange du tout puissant nostre Createur et Redempteur en réverence de sa glorieuse Vièrge Mère et à l'honneur de Monseigneur sainct Andrieu Apostre et Martyr, à l'exaltation de la foy et de saincte Eglise et excitation de vertus et bonnes moeurs" etc. Vergl. *G. H. Ayrer,* Magnum magisterium equestris ordinis aur. vell. etc. (Gotting. 1748. 4.) p. 50. Daher auf dem Sarkophage des Herzogs die Inschrift:

Pour défendre l'église qui est de Dieu maison,
Je mis sus le noble ordre, qu'on dit de la Toison.

3) Siehe *E. Dambreville,* Abrégé de l'histoire des ordres de chevalerie etc. (Par. 1807. 8.) p. 179 seq. 4) Abgedruckt in den Annales des voyages, de la géographie et de l'histoire, publ. par Malte-Brun. Tom. IX. (Par. 1809.) p. 179—212.

l'amitié et de la fraternité. C'est ce qui prend presque le caractère de la certitude, quand on réfléchit, que conformement aux premiers statuts de l'Ordre le souverain, qui en même temps en étoit le chef héréditaire, ne pouvait faire la guerre ni la paix sans prendre l'avis de ses confrères, les chevaliers de la Toison d'Or. Ces chevaliers avoient même le droit d'assister à tous les conseils du souverain et d'y dire leur avis. Une autre belle idée profondement politique étoit d'avoir attribué au chapitre assemblé le droit et même le devoir de faire des enquêtes sur la conduite des membres, même sur celle du chef et souverain, de les reprendre quand on les trouvoit en faute et de leur infliger diverses punitions et amendes." Wie sehr es aber dem Herzoge Philipp Ernst war, solche Statuten des Ordens aufrecht zu erhalten, beweisen die Auszüge, welche, entnommen brüsselschen Archiven, in den angeführten „Anecdotes historiques" [5]) aus Ordenscapiteln der Jahre 1431—1545 mitgetheilt werden und es verdienen, daß wenigstens einige hierher verpflanzt werden: „An 1431. Le 6 de mai après midi les chevaliers étant assemblés le Sire de Vauldray entra au chapitre et demanda au souverain le collier de l'ordre pour Louis Chalon, prince d'Orange. Philippe lui repondit, qu'il étoit informé, que ce prince, se trouvant l'année précédente dans une action en Dauphiné à la tête d'un corps de troupes avoit contre les statuts de l'Ordre fait battre en retraite et que pour cette raison il s'etoit determiné à ne pas lui donner le collier qu'il sollicitait" [6]). — „An 1468. Le comte de Nevers, accusé de sortilége et cité au chapitre, n'ayant pas comparu et ayant renvoyé son collier, son blazon fut ôté de l'église" [7]). Selbst Karl V. konnte als Ordens-Großmeister einer scharfen Censur des Capitels nicht entgehen. Es wurde ihm im J. 1531 insinuirt „qu'on avoit trouvé qu'il étoit lent dans l'expédition des affaires, qu'en son particulier il s'occupait beaucoup de petites et négligeoit les plus importantes, que son conseil, qu'il consultoit peu ou point, n'étoit pas composé d'un nombre suffisant de conseillers, qu'il ne pourvoyoit pas à ce que les tribunaux de justice, où d'ailleurs les affaires se traitoient avec beaucoup de lenteur, fussent composés de personnes convénables, qu'il payoit fort mal les gens de sa cour ainsi que ses gens d'armes. L'empereur, qui reçut cette remontrance avec bonté et reconnoissance, rejeta la faute de cette prétendue mauvaise administration de la justice sur ceux, qu'il avait chargés d'y pourvoir pendant son absence, ainsi que sur les grandes occupations qui lui survenoient continuellement et qui l'avoient empêché jusqu'alors de donner tous ses soins tant pour l'arrangement de ses affaires particulières que pour la conduite de celles de ses sujets; ajoutant pour ce qui étoit de son conseil, que, faute de trouver des gens assez experimentés et affectionnés à son service sur lesquels il pouvoit se réposer, il avoit été obligé de se charger seul du soin de beaucoup d'affaires, qu'il auroit pu, sans cela, partager avec d'autres. Du reste il promit de mettre tout en usage pour remédier promptement aux différens abus que l'assemblée venoit de rélèver" [8]). — Noch stärker trat das Ordenscollegium in einem später gehaltenen Capitel gegen ihn auf; es deutete ihm an, daß er im Fall des Verzichtens auf Burgund die Großmeisterwürde aufgeben müsse und unter anderen Correptionen warf es ihm namentlich seine vielen Schulden vor, „qui donnoient occasion aux créanciers de murmurer hautement." Auch dieses Mal war der Kaiser „très satisfait du zèle des chevaliers ses confrères" und im Punkte der Schulden „il fit connoitre, que ses occupations l'avoient empêché jusqu'alors de prendre des arrangemens pour les acquitter, que cependant il étoit d'intention de ne plus différer de le faire, ayant déjà donné ordre au trésorier Streck de former un état specifique de tout ce qu'il devoit; qu'au reste, s'il avoit failli, c'étoit plutôt par inadvertance, que dans quelque vue sinistre. Finalement il assura l'assemblée que désormais il serait plus attentif à remplir exactement ses devoirs" [9]) — Verhandlungen, die selbst für eine umfassende Charakteristik Karl's V. von Wichtigkeit bleiben. Aber bereits unter König Philipp II., der allein schon durch sein Verfahren gegen den eigenen Sohn Don Carlos Ursache hatte, die Rügen des Capitels zu scheuen, hörte diese wechselseitige heilsame Sittenpolizei auf und — so heißt es wörtlich in der bisher benutzten Quelle — „l'ordre de la Toison d'Or devint ainsi peu à peu un établissement de parade, les décorations devinrent le prix d'un servile attachement à une cour despotique" [10]). — Was aber sonst noch nach dieser Seite hin als Motiv der Stiftung des goldenen Vließordens geltend gemacht wird, ist theils unerheblicher, theils als frivol zurückzuweisen. Denn daß die üppige Fruchtbarkeit Burgunds und namentlich der daselbst gewonnene Reichthum an Wolle einen Grundgedanken zur Stiftung des Vließordens abgegeben habe [11]), ist gradezu gegen den Geist der damaligen Zeit. Es liegt auf der Hand, welche Rolle bei dieser Interpretation das Wort „vellus" spielt, und es heißt in der Abhandlung von Weise nicht unangemessen: „Prudentis est, ab invidia, quae gloriae comes esse solet, sibi cavere, illorum praesertim, qui animo non

5) S. 184—207. 6) a. a. O. S. 184. 7) Ebendas. S. 185.

8) Ebendas. S. 200. 9) Ebendas. S. 206 fg. 10) Ebendas. S. 208. 11) Davon ist die Rede in der akademischen Gelegenheitsschrift von Joh. Weise, De origine ordinis aurei velleris (Viteb. 1730. 4.), wo es unter Namhaftmachung der betr. Gewährsmänner S. 30 heißt: „Putant alii, per vellus aureum intelligi auream regionis foecunditatem ac lanae copiam, cum Burgundiae ac Belgii facultates duabus his rebus inprimis augeantur.

aequo alienam opulentam intuentur fortunam eamque vel singuli vel icto cum aliis foedere labefactare possunt. Haud igitur existimandum videtur, Philippum venditato in ordinis sui insignibus aureo vellere, magnificum sui suarumque opum ostentatorem esse sic voluisse, ut aemulatione aliorum commota multa sibi graviaque odia conflaret“ [12]). Endlich aber wird die frivole Erklärung, welche die Stiftung des in Rede stehenden Ordens mit der Maitressenwirthschaft [13]) an Philipp's Hofe, die bei der Vermählung mit der portugiesischen Prinzessin ernstlich in Frage kam, doch jedenfalls zurückzuweisen sein [14]). Der Zusammenhang aber, welcher bei der Namengebung des Ordens zwischen ihm und dem altmythologischen kolchischen Vließe sich aufthut und sonst ohne Noth weitläufig auseinandergesetzt zu werden pflegte [15]), beschränkt sich geschichtlich nur darauf, daß Herzog Philipp's Vater, Johann der Kühne, einst von den Türken in Kolchis gefangen gehalten wurde und dem heiligen Andreas mag er deshalb mit gewidmet sein, weil dieser Apostel in jenem Lande das Evangelium gepredigt habe.

Die Zahl der Ritter war ursprünglich auf 31 [16]) — nicht 24 — festgesetzt. Später ward sie mehr als einmal erweitert, so durch Kaiser Karl V. um 26 Ritter; allmälig aber scheint sie eine unbeschränkte geworden zu sein. Allein mit der Machtausdehnung Karl's V. begann des Ordens Verfall, als er indiscrétement, wie es heißt, an zahlreiche castilianische und teutsche Große vergeben ward, welche der Kaiser und König sich verpflichten wollte [17]).

Statutenmäßig darf und soll neben dem goldenen Vließe kein anderer Orden getragen werden und länger als ein Jahrhundert ward diese Clausel streng und ohne Ansehen der Person aufrecht erhalten. Im J. 1468 hatte der König von Portugal seinen Wunsch und Vorsatz zu erkennen gegeben, in eine Vacanz des Ordens einzutreten; „mais ayant été observé, qu'il étoit de l'ordre de la Jarretière, dont il n'étoit pas le chef et souverain, on déclara, que tant et si long-temps qu'il seroit de cet Ordre, il ne pourroit être reçu dans celui de la Toison d'Or“ [18]). Später, als durch die Vermehrung der Ritterorden Collisionen immer häufiger eintraten, ward von dieser Clausel fast immer dispensirt, was um so leichter war, da das Ordenscapitel selbst die Neuwahl seiner Mitglieder besorgte. Auch die Beschränkung, daß kein Vließritter in fremde Kriegsdienste treten solle, war mit leichter Mühe umgangen. Feigheit vor dem Feinde und Hochverrath machen des Ordens verlustig.

Die Statuten verordnen, daß die Ritter keinen anderen Gerichtsstand anerkennen, als eine Versammlung der Ordensritter unter Vorsitz des Großmeisters oder eines von diesem bevollmächtigten Ritters. Man kann sich leicht denken, wie eifersüchtig die Ritter dieses Privilegium sich zu wahren suchten, ohne immer damit durchzudringen, wenn die Gewalt sich geltend machte. „En 1513 la duchesse Marguerite, gouvernante de Pays-Bas, osa faire arrêter un chevalier sans l'avoir fait condamner par le chapitre de l'Ordre. Cette infraction de leurs priviléges souleva les chevaliers; ils firent des remonstrances solenelles à cette princesse hautaine, qui finit par leur dire, qu'ils avoient beau jeu en s'appuyant sur leurs statuts, puisqu'ils les interprétoient à leur guise; mais que si elle estoit homme comme elle estoit femme, elle les feroit chanter leurs statuts par livre et apporter ces statuts avant“ [19]).

Die Vorrechte und Privilegien der Ordensritter, außer dem eben erwähnten, sind bedeutend. Sie sind frei von allen Abgaben, welchen Namen sie auch haben und zu welchem Zwecke sie auch ausgeschrieben werden mögen. Sie haben überall, namentlich bei Hoffeierlichkeiten, Vorrang und Vortritt vor Allen, außer gekrönten Häuptern und Personen von Geblüt. Den spanischen Rittern des Ordens ertheilte Philipp das Recht, gleich den Granden des Reiches in Gegenwart des Königs das Haupt bedecken und in die königlichen Gemächer unangemeldet eintreten zu dürfen.

Das Ordenszeichen ist das Bild eines Widders (mouton), darüber ein goldener, blauemaillirter Feuerstein und die einem Hemistich des Claudian entlehnten Worte:

„Pretium non vile laborum.“

Nach des Stifters Willen sollte die Decoration an einer Halskette, aus Feuerstählen und Feuersteinen zusammengesetzt, woraus Flammen springen, dem alten Sinnbilde des Hauses Burgund, getragen werden, mit der Inschrift:

„Ante ferit, quam flamma micat.“

Später war dies nur noch bei Festen und Ordensfeierlichkeiten der Fall und jetzt ist die Ordenskette ausschließend die Decoration des Großmeisters; die Ritter erhalten blos das Ordenszeichen, das sie, im Amte, an einem rothseidenen, um den Hals gehenden Bande auf der Brust tragen. Für den gewöhnlichen Gebrauch wird das Insigne an einem Knopfe des Rockes befestigt. Die sonstige ursprüngliche Ordenskleidung von Kopf bis zu den Knöcheln herab wird ausführlich bei Ayrer [20]) und Chifletius [21]) beschrieben. Nach der Absicht des Stifters bildete Wolle den materiellen Hauptbestandtheil; schon unter

12) S. 33. 13) Die Namen seiner 24 Maitressen findet man in den bereits citirten Anecdotes historiques etc. S. 182 fg. aufgeführt. 14) Man s. Weise a. a. O. S. 35 fg. Dazu: *Prince de Ligne:* Mémoires sur l'ordre de la Toison d'Or, in dessen Mélanges etc. Tom. 30. 15) Man s. Weise a. a. O. S. 9 fg. und sonst. Auch in *J. Chiffletii* Breviar. hist. inclyti ordinis velleris aurei (Antv. 1652. 4.) p. 21. 16) Ausdrücklich heißt es im ersten Artikel der Statuten: „Premièrement ordonnons, que l'ordre devant dit aura trente et un chevaliers;“ s. Ayrer a. a. O. S. 56. 17) „De cette époque date la décadence des institutions chevaleresques, qui étoient l'âme de l'Ordre. La puissance immensement aggrandie du prince fit décroitre dans la même proportion le crédit et l'influence de l'Ordre.“ Anecd. hist. a. a. O. S. 195. 18) Ebendas. S. 187.

19) Ebendas. S. 195. 20) a. a. O. S. 52 fg. 21) a. a. O. S. 36 fg.

Karl dem Kühnen wurden kostbarere Stoffe (Seide und Purpur) an ihre Stelle gesetzt und der Luxus nahm allmälig überhand. In der Mantelgewandung, Kopfbedeckung und Fußbekleidung der Ritter bei Versammlungen und sonstigen Feierlichkeiten änderte sich im Laufe der Zeit, schon durch Kaiser Karl V., sehr Vieles; doch wird noch jetzt das Antike darin möglichst beibehalten.

Der Orden zählte in den ersten Jahrhunderten seines Bestandes viele und ausgezeichnete Kriegshelden und eine genauere Ausbeutung der Ordensarchive, die vielleicht noch erwartet werden darf, würde viele Züge wahren Heldenmuths wieder an das Licht bringen. Zum Schluß der wiederholt angezogenen „Anecdotes historiques“ heißt es nach dieser Seite hin: „Ceux qui dans le quinzième siècle faisoient partie de l'Ordre, moururent pour la plupart sur le champ de bataille. Au contraire les dix-septième et dix-huitième siècles n'ont vu périr de cette sorte qu'un très-petit nombre de chevaliers. Cependant l'illustre maison d'Aremberg cite avec orgueil une particularité, qui est arrivée à trois de ses membres, père, fils et petit-fils. A la bataille de Dettingen en 1743 un duc d'Aremberg reçut un coup de fusil qui cassa sa toison d'or; son fils, le duc Charles, reçut une balle à la bataille de Torgau en 1760 au même endroit de la poitrine et le prince Auguste, fils de celui-ci, a reçu aux Indes la même blessure par un coup qui lui auroit aussi cassé la toison s'il avoit été chevalier de cet Ordre au lieu de l'être de Saint-Hubert“ [22]).

Es sollen auch Fälle vorgekommen sein, daß Frauen honoris causa mit den Insignien des goldenen Vließordens geziert wurden.

Zur Geschichte des Ordens bis in die neueste Zeit hinein sei in Hauptumrissen noch Folgendes hinzugefügt:

Als nach dem Tode Karl's V. — er hatte das letzte Vließ-Ordenscapitel im J. 1559 zu Gent gehalten — die burgundischen Besitzungen an die burgundisch-spanische Linie des Hauses Oesterreich gefallen waren, behaupteten zunächst die Könige von Spanien das Amt der Großmeister des goldenen Vließordens; unangefochten hielten sie diese Würde fest und von den Niederlanden aus war das Archiv und der Schatz des Ordens nach Madrid übersiedelt worden. Im spanischen Successionskriege prätendirte Karl III. (der nachherige römische Kaiser Karl VI.) nicht weniger als König Philipp V. von Spanien das Vorrecht des Großmeisterthums des Vließordens. Als nach Beendigung des Krieges Karl die sogenannten spanischen (von da ab österreichischen) Niederlande erhalten hatte, behauptete er gegen den spanischen Hof noch immer sein Recht auf diese Würde, nahm auch, als er Spanien verließ, das Ordensarchiv und den Schatz mit und feierte im J. 1713 in Wien die Erneuerung des Ordens. Dagegen legte Spanien auf dem Congresse in Cambray 1721 förmlichen Protest ein; aber es kam im wiener Frieden zu Wien 1725 zu keiner Einigung, sondern vorläufig sollten die Regenten beider Staaten das Recht behalten, Ritter des goldenen Vließes zu ernennen mit dem unterscheidenden Beisatze: österreichischer oder spanischer goldener Vließorden. Als nach Karl's VI. Tode im J. 1741 Maria Theresia ihrem Gemahle, Franz I., das Großmeisterthum übertrug, erneuerte Philipp V. bei dem Wahlconvente in Wien und Frankfurt seinen Protest. Im Frieden zu Aachen 1748 erschien diese Angelegenheit Frankreich, England und Holland wichtig genug, die definitive Beilegung dieses Streites zu einem besonderen Artikel des Friedensinstrumentes zu machen. Spanien aber erklärte, daß es einer Beilegung des Streites gar nicht bedürfe, indem jene Würde mit der Krone Spanien unzertrennlich verknüpft sei. So blieb die ganze Sache, wie noch bis jetzt, in suspenso; der Orden besteht in zwei Fractionen fort; beide Kronen vertheilen ihn, ohne den Orden des Andern anzuerkennen. In Beziehung auf die Verfassung hat allerdings die Familienähnlichkeit nicht vertilgt werden können; doch ist des Unterscheidenden immerhin genug. In Spanien geschieht die Vertheilung ohne Rücksicht auf das Religionsbekenntniß, doch bedarf es vorkommenden Falles der päpstlichen Dispensation; in Oesterreich muß der Ritter katholisch sein. In Spanien kam in der Ordenstracht der Mantel in Wegfall. Auch König Joseph Napoleon erneuerte im J. 1809 den Orden, während er alle andern spanischen Orden aufhob. Nach der Restauration wurde das Meiste in integrum restituirt [23]).

In Wien wird jährlich am St. Andreastage oder an dem nächsten Sonntage das Ordensfest des goldenen Vließes gefeiert; am Dreikönigstage ist stets Toisonamt in der Hofkirche. Der Orden hat in Wien seine eigene Kanzlei, bei welcher ein Kanzler, Schatzmeister, Greffier und Wappenkönig ständig angestellt sind. Die Ordenskleidung des österreichischen goldenen Vließordens ist „ein hochrother sammetner, mit weißem Taffet gefütterter Talar, darüber ein purpurfarbiger, mit weißem Atlas gefütterter langer Mantel, mit Stickerei eingefaßt, in welcher Feuersteine und Stahl mit hervorsprühenden Flammen angebracht sind; der äußere Saum des Mantels ist von weißem Atlas, darauf die Denksprüche von Philipp dem Guten: Autre n'auray, oder Karl dem Kühnen: Je l'ay empri in Gold gestickt sind; den Kopf bedeckt eine Mütze von purpurfarbenem, goldgesticktem Sammet mit herabfallendem Mäntelchen und daran auf der linken Seite eine herabhängende glatte Streifbinde; Schuhe und Strümpfe roth“ [24]). Im J. 1851 zählte der Orden in Oesterreich 6 Großkreuze, 20 Commandeure und 161 Ritter.

22) Ebendas. S. 211 fg.

23) Die ältere Geschichte des Ordens spanischen Antheils ist in: *Jul. de Piredo y Salazar*, Historia de la insigne Orden del Toyson de Oro (Madr. 1788. fol. 3 vols.) niedergelegt. 24) Pierer's Universallexikon (4. Aufl. Altenb. 1859.) 7. Bd. S. 451. Gutes geschichtliches Material zur Geschichte des österreichischen goldenen Vließordens bei: *J. C. de Pogrell*, Vindiciae austriacae pro aurei velleris ordine. (Hal. 1738. 4.) Vergl. auch Koner, Repertorium akadem. Abhandlungen auf dem Gebiete der Geschichte. 1. Bd. S. 546.

Der Verfasser der öfters angezogenen Anecdotes historiques etc. sagt[25]): „Les Autrichiens traitent l'ordre espagnol de fausse loge; en effet les archives et le trésor sont à Vienne. Il est probable, que Philippe le Bon, s'il pouvoit sortir de sa tombe, ne reconnoîtroit ni l'un ni l'autre et qu'il penseroit, que c'est à l'empereur des Français (im J. 1809 geschrieben ist Napoleon I. gemeint), maître de tous les anciens états de Bourgogne, qu'il appartient de rétablir cette illustre chevalerie.“ Vielleicht war es ein solcher Gedanke, der Napoleon's Seele durchfluthete, als er zu Schönbrunn den 15. Aug. 1809 einen Orden der drei goldenen Vließe proclamirte, der aber niemals zu Stande gekommen ist. (*J. E. Volbeding.*)

Goldenes Zeitalter, s. Zeitalter.

GOLDENSTEIN, 1) Stadt in Mähren, Kreis Olmütz, nördlich von Schömberg, auf der rechten Seite des Bord, mit 1040 Einwohnern, einem Schlosse, treibt Flachsbau.

2) Ein dem Stifte St. Peter zu Salzburg gehöriges Schloß bei Salzburg mit 365 Fenstern und schöner Aussicht auf das Salzachthal. (*H. E. Hössler.*)

GOLDENTRAUM, Flecken im preußischen Regierungsbezirke Liegnitz, Kreis Lauban, in Schlesien bei Greifenberg, am linken Ufer des Queis, auf dem Goldberge, an dessen Fuße der Queis fließt, mit 456 Einwohnern, welche Leinweberei treiben. Hat früher Bergbau auf Gold gehabt. (*H. E. Hössler.*)

GOLDFASAN heißt der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. durch die Portugiesen aus Asien in Europa eingeführte prachtvoll gefärbte Fasan, Phasianus pictus, dessen Eigenthümlichkeiten bereits im Artikel Phasianus angegeben worden sind. (*Giebel.*)

GOLDFERCH, ein goldborstiges junges Ferkel, das dem Gotte Frôho-Freyr als Opfer dargebracht und bei dem feierlichen Opferschmause zu Ehren des Gottes verzehrt wurde. Siehe den Artikel Götterbilder und Göttertempel S. 401, vergl. auch den Artikel Gullinborst. (*A. Raszmann.*)

Goldfisch, s. Goldkarpfen.

GOLDFLIEGE, ist die teutsche Benennung einiger metallischglänzenden Fliegenarten der Linné'schen Gattung Musca (s. d. Art.). (*Giebel.*)

GOLDFUSS (Georg August), geb. zu Thurnau bei Baireuth am 18. April 1782, war 1810 Hauslehrer beim Freiherrn von Winckler zu Hemhofen unweit Erlangen und wurde 1812 Privatdocent in Erlangen. Er machte sich frühzeitig durch seine zoologischen Arbeiten bekannt und erhielt deshalb bereits 1818 den Ruf als Professor der Zoologie und Mineralagie und als Director der naturhistorischen Museen nach Bonn, wo er bis zu seinem Tode (2. Oct. 1848) als Lehrer und Schriftsteller thätig gewesen ist. Außer mehrfachen Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften und Sammlungen, unter denen die paläontologischen in den Nova Acta Acad. Leopold. besonders bemerkenswerth sind, hat Goldfuß folgende Werke verfaßt: Enumeratio Insectorum eleutheratorum Capitis bonae Spei totiusque Africae etc. (Erlang. 1805.) Naturbeschreibung der Säugethiere. 2. Abth., mit 36 Kupfertafeln. (Erlangen 1809—1812.) Die Umgebungen von Muggendorf. Ein Taschenbuch für Freunde der Natur- und Alterthumskunde. (Erlangen 1810.) Physikalisch-statistische Beschreibung des Fichtelgebirges von Ge. Aug. Goldfuß und K. Gust. Ch. Bischoff. 2 Theile. (Nürnberg 1816.) Ueber die Entwickelungsstufen des Thieres. (Nürnberg 1817.) Handbuch der Zoologie, in zwei Abtheilungen. (Nürnberg 1818—1820.) (Bildet den dritten Band von Schubert's Handbuch der Naturgeschichte zum Gebrauch bei Vorlesungen.) Ein Wort über die Bedeutung naturwissenschaftlicher Institute und über ihren Einfluß auf die humane Bildung. (Bonn 1821.) Naturhistorischer Atlas, mit ausführlicher Erläuterung. (Düsseldorf 1824 u. fg.) Grundriß der Zoologie für Vorlesungen. (Nürnberg 1826.) (Gehört zu Buchner: Vollständiger Inbegriff der Pharmacie.) Petrefacta Germaniae tam ea, quae in museo Univ. Rhen. servantur, quam alia quaecunque in museis Hoeninghusiano, Muensteriano aliisque extant, iconibus et descriptionibus illustrata. (Abbildungen und Beschreibungen der Petrefacten Deutschlands und der angrenzenden Länder, unter Mitwirkung des Herrn Grafen Georg zu Münster herausgegeben.) (Düsseldorf 1826 fg.) Auch ist Goldfuß Herausgeber der Hefte 65—69 von Schreber's Säugethieren in Abbildungen. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GOLDFUSSIA, der Name einer zu den Acanthaceen gehörigen Pflanzengattung, welche Nees von Esenbeck nach Georg August Goldfuß, einst Professor der Zoologie und Mineralogie zu Bonn, benannte. Diese Gattung ist durch folgende Merkmale charakterisirt: Die Zipfel des fünftheiligen Kelchs sind fast gleich groß. Die trichterförmige Blumenkrone hat einen fünftheiligen, stumpfen Saum. Die Staubgefäße sind in der Blumenkrone eingeschlossen, zweimächtig, oft sehr kurz und zurückgeschlagen. Die Staubbeutel nicken, die eiförmigen, häutigen Fächer stehen an einem hakenförmigen, drüsigen Mittelbande schief. Die Narbe ist einfach, pfriemlich, an der einen Seite gekerbt. Die Kapsel ist sechsfächerig, zweiklappig, ihre Klappen lösen sich leicht von der Scheidewand, die Fächer sind unten zweisamig. Die Samen sind scheibenförmig.

Die zu dieser Gattung gehörigen strauchigen Arten wachsen in Ostindien und haben gesägte, fiedernervige Blätter, deren Nerven alle nach der Spitze gehen, ohne sich zu berühren. Die wenigen, von zwei später abfälligen Deckblättern begleiteten Blüthen stehen in einem Köpfchen, selten in Aehren.

Hierher gehören folgende Arten:

1) G. lamiifolia *Nees von Esenbeck.* Die Blätter sind fast rundlich, zugespitzt, gleichgroß, gekerbt; die Aehren sind endständig, eiförmig, in Folge des Abfalles der Deckblätter bald nackt und verlängern sich; der

25) a. a. O. S. 209.

Stengel ist strauchartig, kriechend. Hierher gehören Ruellia lamiifolia *Wallich* und R. rotundifolia *Don.*

Diese Art ist in Nepal einheimisch. Der Stengel ist 1—2 Fuß lang, gegliedert, an den Gliedern kriechend. Die Blätter sind mit dem 3/4 Zoll langen Blattstiele ungefähr 2 1/2 Zoll lang, 1 1/2 Zoll breit, fast rundlich, kurz zugespitzt, gekerbt. Die schöne Blumenkrone ist 1 1/2 Zoll lang, etwas weichhaarig, purpurroth und stimmt in der Form mit der Blüthe von Digitalis purpurea überein.

2) G. Zenkeriana *Nees von Esenbeck.* Der Stengel ist strauchartig; die Blätter sind eiförmig, zugespitzt, am Grunde spitz, schwielig-gesägt, kahl; die gestielten, achselständigen, länglichen Aehren sind von länglichen, kahlen, etwas gewimperten Deckblättern fast eingehüllt; die Kelchzipfel sind pfriemlich-zugespitzt, kahl, am Rande gewimpert; die Blumenkrone ist regelmäßig; die Staubgefäße des zweiten Paares sind sehr kurz.

Sie wächst auf dem Nilgherrigebirge in Ostindien. Der Stengel ist vierkantig, kahl, glatt, undeutlich fein gestreift, an den Gelenken geknickt. Die Blätter sind ein wenig ungleich, mit dem 3/4 Zoll langen Blattstiele 3 Zoll lang, 1 1/4 Linie breit, zugespitzt, am Grunde spitz und in einen rinnenförmigen Blattstiel ausgehend, dicht schwielig-gesägt, oberseits glänzend. Die Blumenkrone ist zolllang, himmelblau.

3) G. Leschenaultiana *Nees von Esenbeck.* Der Stengel ist krautartig, aufsteigend nebst den eiförmigen, zugespitzten, am Grunde stumpfen, schwielig-gesägten Blättern kahl; die Aehre ist endständig, fast cylindrisch, kurz gestielt; die Deckblätter sind aus fast eiförmigem Grunde linealisch-geschwänzt, stumpf oder zurückgekrümmt und nebst den lanzettlichen, dreinervigen Kelchzipfeln weichhaarig-drüsig; die Blumenkrone ist unbekannt.

Auf dem Nilgherrigebirge einheimisch. Von der ähnlichen G. Zenkeriana unterscheidet sie sich durch die endständige Aehre und die aus eiförmigem oder verkehrt-eiförmigem Grunde in eine linealische, ziemlich breite, abstehende Spitze verlängerten Deckblätter, welche nebst den viel breitern Kelchen drüsig-weichhaarig sind. Die untersten lanzettlichen, stiellosen Deckblätter bilden eine Hülle. Der Stengel ist 8—10 Fuß hoch. Die Blätter sind oberseits dicht mit Linien belegt. Die Kapsel ist ein wenig kürzer als der Kelch, in der Mitte viersamig.

4) G. biceps *Nees von Esenbeck.* Der Stengel ist strauchartig; die Blätter sind elliptisch, kurz bespitzt, am Grunde keilförmig, gestielt, gekerbt, kahl, ungleich, vielnervig; die Aehren sind achsel- und endständig, gepaart, eiförmig; die länglich-lanzettlichen Deckblätter haben mit der Aehre gleiche Länge; die Deckblättchen und die Kelche sind rauhhaarig. Diese Art wächst bei Toongdong im Reiche Ava in Hinterindien. Ihre Aeste sind holzig, abstehend-gabelspaltig, schwarzbraun, gegliedert. Die Blätter sind 3 1/2—8 Zoll lang, 1 1/2—3 Zoll breit, kurz zugespitzt, in den langen schmalen Blattstiel keilförmig verschmälert, ungleich gekerbt. Die kahlen, ungefähr zolllangen Blüthenstiele tragen an der Spitze zwei eiförmige, 1/2 Zoll lange Aehren. Die Blumenkrone ist einen Zoll lang.

5) G. sessilis *Nees von Esenbeck.* Die ganze Pflanze ist kahl; die Blätter sind ungleich, eiförmig-kreisrund, kurz bespitzt, nach der Spitze zu gesägt und sitzen mit keilförmigem Grunde; die Blüthenstiele sind achselständig, 1—3ährig, so lang als das Blatt; die Aehren sind kugelig, nickend; die Deckblätter fallen ab; die Kelche sind drüsig-rauhhaarig.

Diese Art wächst in Assam. Ihr Stengel ist aufsteigend, kantig. Das eine Blatt ist doppelt oder dreimal kleiner als das andere. Die zolllange, himmelblaue Blumenkrone hat einen aufgeblasenen Schlund. Die Deckblätter sind klein, länglich, stumpf.

6) G. discolor *Nees von Esenbeck.* Die Blätter sind elliptisch, lang zugespitzt, am Grunde keilförmig, schwielig-gesägt, kahl, unterseits meergrün oder purpurroth, ungleich, vielnervig; die Blüthenstiele sind achsel- und endständig, 1—3ährig, kürzer als das Blatt; die Aehren sind fast kugelig; die Deckblätter länglich-lanzettlich, abfällig und nebst den Kelchen drüsig-kurzhaarig.

Im Thale des Ganges und auf dem Himalaya einheimisch. Von der ähnlichen G. biceps unterscheidet sie sich namentlich durch die kleinern Köpfchen und die drüsigen Kelche. Der kahle, vierkantige Stengel scheint krautartig zu sein. Die größeren Blätter sind mit dem Stiele 5 1/2—7 Zoll lang, 1 1/2—2 3/4 Zoll breit, am Grunde keilförmig in den Blattstiel verschmälert, zugespitzt und daselbst ganzrandig, sichelförmig, am übrigen Theile des Randes dicht- und stumpf-gesägt, unterseits meergrün, mit sieben Nerven versehen. Die Blüthenstiele sind selten einfach, meist dreitheilig, dreiährig, die endständigen dreifachgabeltheilig. Die fast kugeligen Aehren sind meist fünfblüthig, deckblattlos. Die drüsig-kurzhaarigen, einen halben Zoll langen Kelche haben linealische, ziemlich spitze Zipfel, von denen drei größer sind. Die himmelblaue Blumenkrone ist fast 1 1/2 Zoll lang und hat eine einwärts gekrümmte Röhre. Die sechskantige Kapsel ist kürzer als der Kelch.

7) G. Edgeworthiana *Nees von Esenbeck.* Die Blätter sind elliptisch, zugespitzt, am Grunde keilförmig, schwielig-gesägt, oberseits und am Rande mit kleinen Borsten bestreut, ungleich groß und vielnervig; die Blüthenstiele sind achsel- und endständig, dreifachgabelspaltig, klein beblättert oder einfach und kürzer als das Blatt; die eiförmigen Aehren sind zuletzt entweder verlängert und am Grunde unterbrochen oder kopfförmig, kurz und wenigblüthig; die Deckblätter sind eiförmig, abfällig und nebst den Kelchen drüsenlos, aber weichhaarig.

In Ostindien und im Thale Adek auf dem Himalaya einheimisch. Von G. discolor unterscheidet sich diese Art außer den angegebenen Merkmalen im Allgemeinen auch durch eine schlankere Tracht, durch die mehr getheilten Blüthenstiele, durch die kleineren, verschmälerten Kelchzipfel und durch die schmäleren Blumenkronen.

8) G. glomerata *Nees von Esenbeck.* Der Stengel ist strauchartig, rauhhaarig; die Blätter sind ungleich, das eine ist eiförmig, zugespitzt, ungleich gezähnt-gekerbt, vielnervig, das andere ist viel kleiner, eiförmig oder fast rundlich, am Grunde stumpf, sehr ungleich und

nebst den achselständigen, gegenüberstehenden, einzelnen, kugeligen, sehr kurz gestielten Aehren rauhhaarig; die Deckblätter sind lanzettlich, ganzrandig, die innern überragen das Köpfchen. Hierher gehört Ruellia glomerata *Wallich*.

Diese Art wächst in Ostindien in der Provinz Sillet. Von G. capitata unterscheidet sie sich durch den von allen Arten am stärksten gegliederten, knotigen und gedrehten, von langen, starren Borsten rauhhaarigen, nicht weichwolligen Stengel, durch die breiteren (6 Zoll langen, 3¼—3¾ Zoll breiten), am Grunde stumpfen, sehr ungleichen und nicht in einen kurzen Blattstiel herablaufenden, beiderseits von langen Borsten sehr rauhhaarigen, oberseits mit Linien, nicht mit Höckern belegten Blätter, durch die kaum zollangen, kugeligen, sehr kurz gestielten Köpfchen, von denen die unteren sitzen, die oberen einzeln an der Spitze der Aeste stehen und gleichsam eine geknäulte, unterbrochene Aehre bilden, durch die ¾ Zoll langen, lanzettlichen, stumpfen, ganzrandigen, aufrecht-abstehenden, das Köpfchen überragenden inneren Deckblätter und die länglichen, stumpfen, an der Spitze abstehenden, ganzrandigen, kürzeren, äußeren Deckblätter. Von G. biceps unterscheidet sie sich durch die rauhe Behaarung, durch die am Grunde stumpfen, ungleichen, stark gezähnt-gekerbten, breiteren und nicht mit schmalem Grunde in den Blattstiel herablaufenden Blätter, durch die längeren, gegipfelten, inneren Deckblätter und durch die verlängerten Blüthenäste.

9) G. capitata *Nees von Esenbeck*. Der Stengel ist strauchartig, rauhhaarig; die Blätter sind elliptisch, zugespitzt, am Grunde spitz und fast doppelt gesägt, ungleich, vielnervig und nebst den achsel- und endständigen, büscheligen und kugelförmigen Aehren rauhhaarig; die eiförmigen, an der Spitze gezähnten Deckblätter haben mit der Aehre gleiche Länge. Hierher gehört Ruellia capitata *Wallich*.

Die Heimath dieser Art ist Nepal. Von G. biceps unterscheidet sie sich durch die kurzen, etwas rauhhaarigen Blätter und Stengel, durch die oberseits mit kleinen, rauhen Wärzchen oder hin und wieder mit kleinen, nicht dicht gedrängten Linien versehenen, fast gesägt-gezähnten Blätter, deren Sägezähne nicht selten abwechselnd kleiner sind, durch die oft zusammengesetzten, büscheligen oder doldigen Blüthenstiele, durch die größeren, eiförmigen, stumpfen, nach der Spitze zu gezähnt-gesägten Deckblätter und die länglichen, stumpfen, häutigen, rauhhaarigen, nicht borstig-gewimperten, kurzen Deckblättchen und durch die kürzeren Kelchzipfel, von denen der obere ein wenig länger ist als die übrigen. Von G. glomerata ist sie namentlich durch die am Grunde spitzen, nicht stumpfen Blätter, durch die zahlreicheren achselständigen, länger gestielten Aehren und die kürzeren, aber breiteren, gezähnten, dachziegelig sich deckenden Deckblätter verschieden.

10) G. bracteata *Nees von Esenbeck*. Der Stengel ist aufrecht, vierkantig, rauhhaarig; die Blätter sind elliptisch, zugespitzt, mit keilförmigem Grunde sitzend, gleich, gesägt, vielnervig, weichhaarig-rauh; die Köpfchen sind achselständig, gehäuft und endständig, doldig. Hierher gehört Ruellia bracteata *Wallich*.

Die Heimath dieser Art ist Ostindien. Ihr Stengel ist krautartig, 2 Fuß hoch und darüber, aufrecht, ziemlich steif, vierkantig und an den Kanten flügelförmig berandet. Die Blätter sind 9 Zoll lang, 3½ Zoll breit, kurz und schmal zugespitzt, am Grunde keilförmig in den Blattstiel verschmälert, stachelspitzig-gesägt mit einwärts gekrümmten Sägezähnen. Die Blüthenstiele stehen in den Blattwinkeln zu zwei oder drei beisammen und sind ungleich, der mittlere ist unterhalb der Theilung mit zwei länglichen Blättern besetzt, die übrigen sind kürzer, einköpfig, blattlos. Das mittlere Köpfchen ist von zwei größeren, lang zugespitzten Deckblättern gleichsam eingehüllt. Die Blumenkrone ist ¾ Zoll lang, weichhaarig.

11)? G. bibracteata *Nees von Esenbeck*. Die Pflanze ist krautartig; der Stengel ist sehr ästig, ausgebreitet, niederliegend; die Blätter sind länglich-lanzettlich, an beiden Enden verschmälert, gesägt, weichhaarig, vielnervig und laufen in einen mäßig langen Blattstiel spitz zu; die Köpfchen sind achsel- und endständig, kurzgestielt, zweiblüthig; die beiden Deckblätter sind eiförmig, blattartig, gesägt und decken sich klappenartig. Hierher gehört Strobilanthes bibracteata *Blume*.

Das Vaterland dieser Art ist Java. Die Blätter sind weich, ungleich, das größere ist 4—5 Zoll lang und ¾—1¼ Zoll breit. Die ährentragenden Aeste sind kurz, abstehend und mit einem Paar kleiner Blätter besetzt. Die Hüllblätter sind etwas ungleich, 1 Zoll lang, 6 Linien breit, spitz und nach der Spitze zu stumpf gesägt. Die beiden allgemeinen Deckblätter sind fast gegenständig, linealisch-länglich, aderig, 6—7 Linien lang, kahl, häutig, an der Spitze ein wenig breiter, dünner, stumpf, spitz 5—6zähnig. Die Deckblättchen sind kürzer als der Kelch. Die Kelchzipfel sind häutig, linealisch-lanzettlich. Die lange Blumenkrone ist schmal trichterförmig. Die Staubbeutel sind ei-herzförmig, kurz, stumpf und haben am Rande häutige Klappen.

12) G. Myrtinia *Nees von Esenbeck*. Die Pflanze ist krautartig, kahl; der Stengel ist sehr ästig; die Blätter sind gleich groß, lanzettlich, an der Spitze stumpflich, ungleich wellenförmig-gekerbt, vielnervig; die Köpfchen sind achsel- und endständig, kurz gestielt, zweiblüthig; die vier Deckblätter stehen kreuzständig und sind ganzrandig, stumpf, die äußeren länglich und doppelt kürzer als die eiförmigen inneren. Hierher gehört Myrtinia lanceolata *Macrae*.

Die Heimath dieser Art ist Ceylon. Die äußeren Hüllblätter sind ¾ Zoll lang. Der gefärbte, papierartige, einen halben Zoll lange Kelch hat linealisch-lanzettliche, rinnenförmige, etwas spitze, kahle Blätter. Die lanzettlichen, stumpfen, zarten Deckblättchen sind doppelt kürzer als der Kelch. Die Blumenkrone ist zolllang.

13) G. nutans *Nees von Esenbeck*. Die Blätter sind eiförmig, am Grunde und an der Spitze spitz, ungleich, gesägt, vielnervig, rauhhaarig; die Aehren sind achsel- und endständig, länglich, kahl, nickend, zur Fruchtzeit oft aufrecht, die Deckblätter sind eiförmig, abfällig;

der Stengel ist strauchartig, am Grunde kriechend. Hierher gehören **Ruellia glomerata** *Wallich* (zum Theil), **Ruellia strobilina** *Wallich* und **Ruellia hirta** *Don* (nicht *Vahl*).

Diese Art wächst auf Bergen in Ostindien in den Provinzen Sillet und Nepal. Ein kleiner, nur 1—2 Fuß hoher, am Grunde dreigabelig-ästiger, fast stielrunder, unterwärts niederliegender, bisweilen mit einzelnen Fasern kriechender, knotiger Strauch mit vierfurchigen, etwas zusammengedrückten, rauhhaarigen jungen Aesten. Die oberen Blätter sind größer, 4—5 Zoll lang, 1¾—2 Zoll breit, an beiden Enden spitz, nach der Spitze zu ziemlich groß gesägt, mit ziemlich breiten, schwielig-stachelspitzigen Sägezähnen, beiderseits mit Borsten besetzt. Der Kelch ist 2½ Linien lang. Der Schlund der zolllangen Blumenkrone ist auf dem Rücken bärtig.

14) **G. Dalhousiana** *Nees von Esenbeck*. Die Blätter sind eiförmig, am Grunde und an der Spitze zugespitzt, ungleich, gesägt und nebst dem krautartigen Stengel rauhhaarig; die Aehren sind endständig (vielleicht auch achselständig), eiförmig, kahl; die Blüthenstiele sind aufrecht, steif; die Deckblätter sind fast rundlich, concav, abfällig.

Diese Art kommt gleichfalls in Ostindien vor. Von der ähnlichen **G. nutans** unterscheidet sie sich durch den krautartigen, aufrechten Stengel, durch die steiferen Blätter, durch die kürzeren Aehren auf den starken, steifen, aufrechten Blüthenstielen und durch die doppelt kleineren, fast runden Deckblätter.

15) **G. flexuosa** *Nees von Esenbeck*. Die Blätter sind elliptisch-länglich, an beiden Enden verschmälert, ungleich, gesägt, vielnervig; die Köpfchen sind endständig; der Stengel ist kriechend. Hierher gehört **Ruellia flexuosa** *Wallich*.

In Ostindien einheimisch. Der Strauch ist 1½—2 Fuß und vielleicht noch höher, vom Grunde an getheilt und niederliegend. Das eine Blatt ist ungefähr 3 Zoll lang, 1 Zoll breit, in eine stumpfe Spitze verschmälert und läuft in den kurzen Stiel keilförmig herab, in der Mitte stumpf-schwielig-gesägt, oberseits mit feinen Linien belegt, auf beiden Flächen an den Nerven weichhaarig-rauh und mit 5—6 Seitenrippen versehen, das andere Blatt ist fast doppelt kleiner, hat einen kürzeren Stiel und nach Verhältniß des übrigen Theils eine längere Spitze, im Uebrigen dem ersten ähnlich. Der Blüthenstiel ist an den Aesten endständig oder bisweilen gepaart. Das beinahe kugelige Köpfchen ist fast doppelt größer als eine Erbse.

16) **G. penstemonoides** *Nees von Esenbeck*. Die Blätter sind elliptisch-länglich, an beiden Enden verschmälert, ungleich, gesägt, vielnervig; die Aehren sind endständig, Anfangs kopfförmig, später verlängert, deckblattlos; der Stengel ist aufrecht, steif, vierkantig. Hierher gehören als Synonyme **Ruellia penstemonoides** *Wallich*, **Ruellia cephalotes** *Wallich* und **Ruellia capitata** *Don*.

Diese Art wächst in Nepal und auf dem Himalaya. Von der ähnlichen **G. flexuosa** unterscheidet sie sich durch den aufrechten, steifen, abwechselnd tief-vierkantigen, purpurrothen, kahlen Stengel, durch die kahlen Blätter, durch die länger gestielten, am Stengel und an den Aesten zu zwei oder drei fast ebensträußig stehenden Köpfchen, durch die trapezoidischen, stachelspitzigen (nicht kreisrunden und ausgerandeten) Deckblätter, durch die doppelt kleinen Deckblättchen. Die Zipfel der einen Zoll langen oder noch längeren himmelblauen Blumenkrone sind ausgerandet. Die Pflanze ändert übrigens mit einer einzelnen endständigen Aehre ab.

17) **G. paniculata** *Nees von Esenbeck*. Der Stengel ist krautartig, vierkantig und nebst den eiförmigen, lang zugespitzten, ungleich gekerbt-gezähnten Blättern kahl; die kleinen fast kugeligen Aehren stehen an den rispenartigen, breitheiligen Aesten; die Deckblätter sind klein, eiförmig-länglich und nebst den Deckblättchen und den lanzettlich-länglichen, stumpfen, starren Kelchzipfeln geschlitzt-gewimpert; die Zipfel der Blumenkrone sind zweitheilig.

In Wäldern auf Java einheimisch. Von der vorigen unterscheidet sich diese Art durch die ein- bis zweimal breitheiligen, langen, gegenüberstehenden Blüthenäste, durch die fast zolllangen, von der kleinen, eiförmig-rundlichen Aehre begrenzten Zweige und durch die starren, gewimperten Deckblätter, welche zugleich mit den Deckblättchen und dem Kelche nach Art der Compositen gleichsam einen Hauptkelch bilden. Die Blumenkrone ist blaßblau, weichhaarig, ½—¾ Zoll lang, am Schlunde aufgeblasen, ihre Saumzipfel sind eiförmig, zweispaltig, stumpf. Die vier Staubgefäße sind zweimächtig, wie bei **Strobilanthes**; die Staubbeutel sind eiförmig, unbegrannt. Der Fruchtknoten ist viereiig. Die größeren Blätter sind mit Einschluß des einen Zoll langen Stiels 6 Zoll lang, 2 Zoll breit, die kleineren mit Einschluß des ½ Zoll langen Blattstiels 4 Zoll lang und kaum 1¼ Zoll breit, alle laufen in eine lange, schmale Spitze aus und sind kahl oder hin und wieder mit einer Borste bestreut. Die Pflanze ändert übrigens ab:

b. alata *Nees von Esenbeck* mit stärkeren, fast vierflügeligen Blüthenstielen und an der Spitze fast ganzrandigen Deckblättern. Hierher gehört **Strobilanthes? alata** *Blume*.

18) **G. Clusia** *Nees von Esenbeck*. Die Blätter sind eiförmig-elliptisch, gleich, gezähnt, vielnervig; die Köpfchen stehen in Trauben. Hieher gehört **Ruellia Clusia** *Wallich*.

In Ostindien in der Nähe von Gongachora einheimisch. Der Stengel ist dick; die Aeste sind kahl, warzig, braun, vierkantig, abwechselnd rinnig, in der Jugend mit feinen, pulverartig-filzigen, von Blatt zu Blatt herablaufenden Langstreifen belegt, an der Spitze in eine dreigabelige Rispe getheilt. Die Blätter sind fast gleich, 6—7 Zoll lang, 2½—2¾ Zoll breit, deutlich zugespitzt, in den Blattstiel spitz herablaufend, im ganzen Umfange dicht gezähnt. Die dreiblüthigen, gestielten, gegenständigen Köpfchen bilden 1—1½ Zoll lange, ährenförmige Knäulchen. Die Blumenkrone ist 1½ Zoll lang, schmal trichterförmig, kahl.

19) G. anisophylla *Nees von Esenbeck.* Die Blätter sind länglich, lang zugespitzt, das gegenüberstehende ist sehr klein. Hierher gehören Ruellia anisophylla *Hooker* und R. amygdalaefolia *Steudel.*

In Ostindien in den Provinzen Sillet und Assam einheimisch.

20) G. isophylla *Nees von Esenbeck.* Die Blätter sind lanzettlich, gleich, entfernt gesägt, siebenfach generot.

Diese Art wächst gleichfalls in Ostindien. Von der vorigen durch die schlankeren Aeste und Blätter verschieden. Letztere sind paarweise gleich groß, $2^1/_2$ Zoll lang, 5 Linien breit, lanzettlich, zugespitzt, am Grunde verschmälert, in einen zwei Linien langen Blattstiel herablaufend, entfernt angedrückt-gesägt, kahl. Die Blüthenstiele sind gegenständig, meist dreispaltig. Die Blumenkrone ist über einen Zoll lang.

21) G. filiformis *Nees von Esenbeck.* Die Blätter sind eiförmig-länglich, lang zugespitzt, kahl, am Grunde stark verschmälert, schwielig-gesägt, ungleich, gestielt, vielnervig; die Blüthenstiele sind achselständig, einfach oder dreitheilig, an der Spitze zweiblätterig; die Blüthen stehen in kurzen, bald nackten Aehren; die Deckblätter fallen bald ab und sind nebst den Kelchen drüsig-weichhaarig. Hierher gehört Strobilanthes filiformis *Blume.*

Diese Art wächst auf Java. Das eine Blatt eines jeden Paares ist nebst dem Blattstiele fast 3 Zoll lang, $^3/_4$ Zoll breit, das andere um die Hälfte kleiner. Die Aehren sind Anfangs fast kopfförmig, bald aber nach dem Abfalle der Deckblätter und der Verlängerung der Spindel ungefähr einen halben Zoll lang, nickend.

22) G. divaricata *Nees von Esenbeck.* Die Blätter sind länglich, zugespitzt, gesägt, ungleich, fast stiellos, vielnervig; die Blüthenstiele sind achselständig, dreitheilig; die Blüthen stehen in Aehren, die Früchte sind zurückgeschlagen. Hierher gehört Ruellia divaricata *Wallich.*

Die Heimath dieser Art ist Nepal. Ein kleiner Strauch mit gewundenen, gegliederten, an den Gliedern knotigen, vierkantigen, kahlen Aesten, $^3/_4$ Zoll langer Blumenkrone und 4 Linien langer Kapsel.

23) G. colorata *Nees von Esenbeck.* Die Pflanze ist kahl; die Blätter sind eiförmig-länglich, zugespitzt, schwielig-gekerbt-gesägt, das gegenüberstehende ist kleiner; die Köpfchen stehen in Rispen; die Verzweigungen der Rispe sind kahl. Hierher gehört Ruellia colorata *Wallich.*

Die Heimath dieser Art ist Ostindien. Die ganze Pflanze ist unbehaart und glatt. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach, vierkantig. Die unteren Blätter sind 7—8 Zoll lang, $2^1/_2$ Zoll breit, die darauf folgenden haben einen kürzeren Blattstiel und sind am Grunde stumpfer, das oberste ist fast sitzend und $2^1/_2—2^3/_4$ Zoll lang, jedes gegenüberstehende Blatt ist um die Hälfte kleiner. Die sehr zusammengesetzte, dreigabelige Rispe ist fußlang, ihre Aeste sind aufrecht, schlank, die äußersten fast fadenförmig; der Kelch ist tief fünftheilig, kahl, seine Zipfel sind lanzettlich-linealisch oder länglich-linealisch, stumpf, ausgerandet, papierartig-häutig. Die trichterförmige Blumenkrone ist über einen Zoll lang.

24) G. crinita *Nees von Esenbeck.* Die Blätter sind länglich-eiförmig, zugespitzt, schwielig-gesägt, am Grunde verschmälert, gleichgroß und nebst dem Stengel kahl; die Blüthenstiele sind achselständig, dreigabelig, schlank, abstehend-behaart und fließen in einen endständigen nackten Stiel zusammen; die Kelche sind deckblattlos, kahl, ihre Zipfel lanzettlich, stumpflich; die trichterförmige Blumenkrone ist zolllang.

Diese Art wächst in Assam.

25) G. tristis *Wight.* Die Pflanze ist strauchartig, aufrecht; die Blätter sind ungleich, elliptisch-lanzettlich, zugespitzt, spitzgesägt, beiderseits kahl; der Blüthenstand ist rispig-ährig; die Aehren sind fast kopfförmig, lang gestielt, nickend, wenigblüthig, von Deckblättern umgeben; die langen Kelchzipfel sind an der Spitze gewimpert; die trichterförmige Blumenkrone hat einen regelmäßigen Saum und eine innen sehr behaarte Röhre; die Kapsel ist viersamig.

In Ostindien einheimisch. (*Garcke.*)

GOLDGELD, GOLDMÜNZE. Die edeln Metalle, Gold und Silber, sind schon vor Jahrtausenden als Maß der Werthe gebraucht worden. Sie bilden den Schlüssel zum Verständniß der materiellen Zustände eines Volkes, sie begleiten die Bewegungen des Verkehres und Handels, und geben in der Culturgeschichte den Gradmesser der allgemeinen und besonderen Entwickelungen für den Wohlstand der Nationen ab. Die alte Geschichte stellt uns hauptsächlich nur den Tauschhandel als gegenseitige Vergleichung auf. Gold und Silber waren schon in den ältesten Zeiten im Handel gangbar, allein das edle Metall hatte weder bestimmte Form noch Werth: es wurde vielmehr zugewogen. So wurden Goldstangen und Silberbarren wol beträchtliche Geldstücke, allein für den gewöhnlichsten und alltäglichen Geldgebrauch waren sie viel zu groß, um schlechthin bequeme Geldstücke zu heißen. Daher prägte man später diesen Metallklumpen ein gewisses Zeichen auf, bis dieselben endlich durch die fortschreitende Cultur eine angemessene Form nebst Gepräge erhielten. Das Gepräge, oder das Bild und die Ueberschrift, machten Gold und Silber zur Münze. Numisma ideo moneta vocatur, quia nota inscripta monet nos autoris et valoris, wie schon *Isid.* lib. XV. *Orig.* c. 15 ausspricht. Wahrscheinlich waren die Aegypter das erste Volk, welches Münzen prägte, die aber für uns verloren gegangen sind. Die Griechen können wir als dasjenige Volk ansehen, von welchem wir die ältesten Münzen besitzen. Die älteste Goldmünze im Antiken-Kabinete zu Wien ist von Kyzikus, einer Stadt in Mysien, aus dem 7. Jahrh. v. Chr. Zur Zeit des trojanischen Krieges gab es, wie wir aus Hesiod und Homer ersehen, noch keine Münzen: man berechnete den Werth einer Sache nach Kupfer oder Erzstücken, häufiger aber noch nach Ochsen, Schafen, Fellen u. dergl. Allein nicht lange darauf finden wir die deutlichsten Spuren vom Münzwesen. Zu den Gegenständen, die sehr häufig bei Ausgrabungen aufgefunden worden und sich in den meisten Gräbern der Alten nebst Gefäßen u. a. finden, gehören Münzen. Selten sind Goldmünzen, häufiger Silbermünzen. So wurden im J. 1824 bei Szubin,

zwischen Bromberg und Erin, 39 Silber- und Goldmünzen von altgriechischem Gepräge gefunden, die aus Aegina, Kyzikus, Athen und wahrscheinlich Olbia, etwa aus der Zeit zwischen 460—358 v. Chr. herstammen. Dann kamen auch Münzen von Demetrius Poliorcetes, der Insel Thasos, der Städte Syrakus und Panormus und anderer zum Vorschein, ebenso von den byzantinischen Herrschern.

Das geprägte Silbergeld, Elektrum, war schon durch den argivischen König Phidon um die erste Olympiade an die Stelle des früheren Stabgeldes, wie man diese Metallstücke κέρματα nannte, gekommen und Aegina ist als die erste Stadt, wo Münzen geprägt wurden, bekannt. Lange Zeit begnügte man sich mit den einfachen Zeichen, roh angedeuteten Schildkröten auf Aegina, mit Schildern in Böotien, Bienen in Ephesos. Von den Königreichen, die vor Alexander dem Großen bestanden, ist eine nur geringe Anzahl Münzen auf uns gekommen. Die, welche man mit Zuverlässigkeit als die ältesten betrachten kann, fallen in die Zeiten des Amyntas. Den größten Theil liefern jene Reiche, in welche sich die Fürsten und Feldherren Alexander's nach seinem Tode getheilt hatten, von denen sich besonders Makedonien, Syrien und Aegypten auszeichnen. Die Münzen der griechischen, parthischen und indoskythischen Könige von Baktrien und den Ländern am Indus waren größtentheils Silber- und Kupfermünzen. Die Ausprägung des Goldes mag nur gering gewesen sein, da von 260 v. Chr. an nur wenig Goldmünzen von ihnen gefunden sind. Im Allgemeinen haben alle griechischen Könige von Baktrien und den Reichen am Indus meistens viereckige Kupfermünzen prägen lassen, die edeln Metalle wurden nur zugewogen.

Nach Herodot wurden unter Polykrates von Samos um die sechzigste Olympiade, etwa 500 v. Chr., Goldmünzen ausgeprägt. Nach demselben Geschichtsschreiber (I, 94) wurde Gold wie auch Silber zuerst in Lydien geprägt. Kröfos ließ den von ihm genannten goldenen Stater schlagen, und Dareios Hystaspes' Sohn ließ die Dareiken vom feinsten Golde prägen, welche in den Verkehr der Hellenen übergingen und auch in den Kassen Athens und anderer hellenischen Staaten vorkamen. Auf der einen Seite war das Bild des Königs, auf der anderen das eines Bogenschützen, meist mit einem Fuße knieend, sehr schön ausgeprägt. Sie hießen daher Τοξόται, sagittarii, und deshalb sagte einst Agesilaus: daß 30,000 Bogenschützen ihn aus Persien vertrieben hätten, da die spartanischen und thebanischen Großen durch diese Summe bestochen seine Zurückberufung bewirkten. Ihr Gewicht, welches Philipp von Makedonien, Alexander und Lysimachos und andere Fürsten und Staaten in ihren Goldmünzen beibehielten, betrug ziemlich zwei attische Drachmen, daher von den Grammatikern ihr Werth auf 20 Drachmen Silbers bestimmt wird und beim Truppensold, namentlich in Kleinasien, fünf auf eine Mine, 300 auf das Talent gerechnet werden, nach dem Verhältnisse des Goldes zum Silber wie 10 : 1. Nach *Xenophon*. Anab. I, 3, 21 und Cyrop. 1 gab es auch halbe Dareiken von ganz feinem Golde. Athen prägte Gold, namentlich unter dem Archon Antigenes, ein Jahr vor Aristophanes Fröschen, Olymp. 93 mit goldenen Bildern der Siegesgöttin, welche Aristophanes, da sie wahrscheinlich stark mit Kupfer versetzt waren, schlechte Kupferstücke nennt (Aristoph. Frösche 732). Ebenderselbe stellt das neue Gold (καινὸν χρυσίον) dem alten Gelde (ἀρχαῖον νόμισμα) entgegen, worunter offenbar Silbergeld gemeint ist. Die Goldprägung wird daher in Athen selten und nicht früh gewesen sein, wie denn überhaupt der größte Theil des Schatzes nur in attischem Silbergelde bestand, wenn gleich in den Rechnungen verschiedene Goldsorten aufgeführt werden. Vergl. A. Böckh, Die Staatshaushaltung der Athener, und dessen Abhandlung über die laurischen Silberbergwerke.

Unter den makedonischen Fürsten prägten Philipp und Alexander die schönsten Münzen aus Gold und Silber und Gold. Das Gemisch der letzteren hatte die Farbe des Bernsteins und wurde Elektron genannt. In dieser Zeit war es auch Sitte, ausgezeichnete Begebenheiten, Sieg im Kriege und in Spielen u. a., durch Münzembleme zu bezeichnen. Ueberhaupt war in dem makedonischen Zeitalter viel Gold in den östlichen Küstenländern des Mittelmeeres, und schon in den ältesten Zeiten gab es Falschmünzer, welche falsche Münzen in Umlauf setzten, obwol, wie aus Demosthenes erhellt, auf dieses Verbrechen Todesstrafe gesetzt war. Die Münzen der späteren Sasaniden waren von feinem Silber, wenig von Gold.

Die Hebräer bedienten sich Anfangs der persischen und griechischen Münzen, bis endlich Simon Maccabäus um 142 v. Chr. echte jüdische Nationalmünzen ausprägen ließ, 1 Macc. 15, 6. Die im alten Testamente vorkommenden Münzbenennungen sind theils nur Gewichte oder Münzwährungen, theils hebraisirte Namen fremder Münzsorten, als der persischen, phönizischen, griechischen und römischen. Obgleich die Phönizier als das älteste handeltreibende Volk bekannt sind und mit ihnen eine ausgebreitete Bekanntschaft der Münzen vorliegt, so sind doch sämmtliche vorhandene Münzen mit phönizischen Inschriften entweder aus der Zeit Alexander's des Großen, oder der Seleuciden und Römer. Sie sind fast nur von Silber oder Kupfer, selten von Gold.

Im Reiche der Khalifen legte Abuschafar al Mansur, der Abasside, der Erbauer von Bagdad daselbst eine Münze an, in welcher Silbermünzen (Dirhems) und Goldmünzen (Dinars) geprägt wurden. Der Dinar war nach Art der griechischen Denare geprägt; er führte auf beiden Seiten kufische Schrift: „Es ist nur ein einziger Gott." — „Es ist kein Gott außer Gott." —

In Rom wurden nach Plinius erst im J. 547 nach Erbauung der Stadt Goldmünzen geprägt. Die Römer schätzten schon bei Gründung ihrer Republik Gold und Silber sehr hoch, wenngleich sie es erst später als Geld oder Münze in den Handel brachten. Das erste Gepräge auf den römischen Münzen waren Bilder von Thieren, da ihr hauptsächlichster Reichthum in Heerden bestand, daher Plinius (Hist. nat. 18, 2) die bekannten Worte

sagt: Pecunia ipsa a pecore appellabatur, und hinzusetzt, König Servius habe die ersten Bronzemünzen mit Stier- und Widderköpfen prägen lassen. Auch heißt es: Servius primus signavit aes. Aber einen Hauptgegenstand in der Münzkunde der Römer gibt erst die Kaiserzeit. Das Recht, Gold- und Silbermünzen zu prägen, behielten die Kaiser sich allein vor, die von Erz überließen sie dem Senate. Es war ein geheiligtes Vorrecht der Regenten, ihr Bildniß auf die Münzen setzen zu lassen. Die Goldmünzen aus diesen Zeiten, von Julius Cäsar bis auf den letzten Kaiser Romulus Augustus, sind ziemlich rein. Auf dem Rosenauberge bei Augsburg wurden in den Jahren 1844 und 1845 ungefähr 300 römische Münzen gefunden, die von Augustus vom J. 14 n. Chr. an bis zu Arkadius vom J. 383 eine gute Reihe von Kaisermünzen darbieten. Ebenso waren unter den zu Nordendorf 1844 ausgegrabenen die ältesten Stücke von Augustus, die jüngsten von Valens. In der Sammlung des Vereines zu Rottweil ist noch ein Zeno (474—491) und ein Anastasius, starb 518, beide von Gold und in der Umgegend gefunden. Aehnliche Fundstätten sind am Rheine, wo sich römisches Leben und römische Thätigkeit für lange Zeiten entfalteten. Das römische Gold- und Silberpfund war im Werthverhältnisse von 12:1 in 12 Unzen oder 24 Loth abgetheilt. Die Goldmünze hieß schlechtweg nur *aureus*, und gingen Anfangs 48, später 72 auf 1 Pfund, sodaß also eine anfänglich $\frac{1}{4}$, später $\frac{1}{6}$ Unze schwer gewesen ist. Jene hieß didrachmalis, diese sextularis, beide führten den Namen *solidus*, der Werth derselben war aber verschieden, je nachdem das Verhältniß des Goldes zum Silber wechselte. Vergl. *Plinius*, Hist. nat. 33, 3. Seit dem Anfange des 8. Jahrh. der Stadt, als man den aureus, 40 auf das Pfund, auf 25 Denare stellte, stand das Gold in Münz- und Handelswerth gegen das Silber $11\frac{19}{21}$. Später hat es, nach einem Gesetze im Theodosischen Codex, den Werth von 14,4. Im J. 422 der christlichen Zeitrechnung war das Gold bis auf 18 gestiegen. Als Cäsar Gallien geplündert hatte, verkaufte er das Gold um drei Viertel des damaligen Preises, das Pfund zu 3000 Sesterzen statt 4000 (Sueton im Cäsar 54. *Polyb.* XXXIV, 10). Mit der Zertrümmerung des weströmischen Reiches verschwanden auch die Goldmünzen, nur im oströmischen Reiche erhielten sie sich, aber das Gepräge derselben zeigte im Verlaufe der Zeit merkwürdige Veränderungen, welche mit dem Verschwinden des heidnischen Cultus und der veränderten Kunstrichtung zusammenhängen.

Die byzantinischen Kaiser ließen als Goldmünzen ebenfalls solidi prägen, wie sie denn selbst den solidus zum Fuße der allgemeinen Rechnung annahmen, und denselben, wie die Römer das Pfund oder as in 12 Unzen, in 12 milliaresia theilten. Ein Milliareston war gleich dem römischen Denar und war eigentlich der 1000ste Theil von einem Pfunde Gold. Nach dem Codex Theodos. galten 24 Pfund Kupfer einen Solidus, 120 ein Pfund Silber und 1728 ein Pfund Gold. Nach dem Codex Just. galten 20 Pfund einen Solidus und fallen daher die übrigen Verhältnisse auf resp. 100 und 1440 herab. Der Solidus wurde durch Constantin den Großen, welcher aus den Kleinodien der heidnischen Tempel Geld prägen ließ, eingeführt. Er blieb die gangbarste Goldmünze im ganzen Mittelalter, hatte nach jetzigem Münzfuße etwa 3 Thaler Werth und wurde auch von anderen Völkern mit Beibehaltung desselben Münzfußes nachgeprägt. Die darauf befindlichen Buchstaben CONOBS erklärt man: Constantinopoli obsignata sc. moneta. Auch gab es halbe Soliden, Semisses, Drittel, Tremisses und Viertel, Quadrantes.

Die Goldmünze der fränkischen Könige war ebenfalls der Solidus, der aber auch als Silbermünze bestand. Eigentliche Silbermünzen waren die Denare. Der fränkische Solidus hatte Anfangs einerlei Gewicht mit dem aureus Byzantinus, war aber geringer an Werth als dieser. Erst später erlangte er mit diesem gleichen Gehalt von ganz feinem Golde. Die Solidi von Silber hießen später Schillinge und die Denare wurden Pfennige genannt. Anfangs gingen 2 Schillinge auf eine Unze, und 24 auf ein Pfund, auf einen Schilling aber gingen 12 Pfennige, 24 auf eine Unze und 288 auf ein Pfund. Ein Solidus oder Schilling von Gold hatte 40 Pfennige oder galt $3\frac{1}{3}$ Schilling von Silber, sodaß also damals das Verhältniß zwischen Gold und Silber wie 10:1 stand. König Pipin verordnete im J. 775, daß nur 22 Schillinge, oder 264 Pfennige auf ein Pfund gehen sollten, daß aber ein Schilling von Gold 40 Pfennige gelten, das Verhältniß also wie 11:1 gelten solle. Noch später verordnete Karl der Große, daß nur 20 Schillinge, also 240 Pfennige auf ein Pfund und 20 Pfennige auf eine Unze gehen sollen. Da ein Schilling von Gold aber ferner 40 Pfennige gelten sollte, so änderte sich unter ihm das Verhältniß des Goldes zum Silber wie 12:1. So ist von den Franken auf die teutschen Länder die Art nach Pfunden, Schillingen und Pfennigen zu rechnen gekommen. Allein der aureus oder der Schilling von Gold war etwas kleiner als bei den Franken: es gingen nicht 72, sondern 80 auf ein Pfund. Daher galt ein solcher Schilling in Gold so viel als 3 Schillinge in Silber oder 36 Pfennige und ein Pfund Gold hatte so viel Schillinge in Silber, als ein Pfund Silber Pfennige hatte. Ein Schilling in Silber war so viel als ein Pfennig in Gold und das Pfund Silber hatte $6\frac{2}{3}$ Schillinge in Gold, was eine Unze ausmachte. Vergl. Sachsenspiegel c. I.

In den ersten Anfängen des teutschen Lebens wurden viel gebrauchte Gegenstände des Verkehres als Maß der Werthe benutzt. Es herrschte nach einfacher uralter Sitte der Tauschhandel. Später standen die den Römern näher wohnenden Stämme, die Ubier am rechten Rheinufer bis zur Mündung des Main, mit den Galliern in Verkehr und lernten zu Cäsar's Zeiten Gold und Silber schätzen. Tacitus (De mor. Germ. c. 5) sagt hierüber von den Germanen: Argentum et aurum propitii an irati Dii negaverint, dubito. Nec tamen adfirmaverim, nullam Germaniae venam argentum aurumve gignere. Possessione et usu haud perinde adficiuntur. Est videre apud illos argentea vasa, legatis et Princi-

pibus eorum muneri data, non in alia vilitate, quamquae humo finguntur: quamquam proximi, ob usum commerciorum, aurum et argentum in pretio habent, formasque quasdam nostrae pecuniae agnoscunt atque eligunt: interiores simplicius et antiquius permutatione mertium utuntur. Pecuniam probant veterem et diu notam, ferratos, bigatosque. Argentum quoque magis quam aurum sequuntur, nulla affectione animi sed quia numerus argenteorum facilior usui est promiscua ac vilia mercantibus.

Es geht aus diesem Berichte hervor, daß die Germanen in damaliger Zeit noch kein eigenes Geld besaßen, vielmehr Gut gegen Gut, Vieh und Frucht, Waffen und Schmuck tauschten. Aber einige Jahrhunderte später sind die Franken mit dem römischen Goldsysteme schon völlig vertraut. Sie trafen in Gallien das im Werthverhältnisse von 12 : 1 abgetheilte römische Gold- und Silberpfund und nahmen es an. Obgleich nun die Geschichtsschreiber besondere Münzen der Germanen nicht erwähnen, wir vielmehr nur wissen, daß in Gallien fortwährend bis zu den Merowingern einheimische Münze coursirte, in Teutschland aber auf das römische Geld das merowingische, dann das karolingische folgte, so finden wir doch im Süden und Westen Teutschlands durch Ausgrabungen und Forschungen der historischen Vereine Alterthümer, welche neue Elemente in das Münzwesen bringen. Nächst vielen römischen Münzen, welche von dem lebhaften Völkerverkehre besonders da, wo die Niederlassungen der Sieger und die festere Besetzung des Landes dem Handel größere Sicherheit boten, Zeugniß abgeben, sind Münzen gefunden, welche wir mit den Namen: Regenbogenschüsselchen, guttae Iridis, Himmelringschüsselchen, Sterngeschosse, meteorische Pfennige, die der Regenbogen aus seinem Schooße fallen lasse, und wie sonst der Aberglaube sie bezeichnet, aufgeführt finden. Es sind eigentliche Goldmünzen. Außer vereinzelten Funden zeichnen sich von diesen Schüsselmünzen folgende aus: Im J. 1751 wurden zu Gaggers (im bairischen Landgerichte Friedberg) 1300—1400 Stück in einem kupfernen Gefäße gefunden. Ferner fanden sich bei Podmokl in Böhmen im J. 1771 einige Tausend derartiger Münzen, die über 80 Pfund Gold ohne Zusatz lieferten. Es waren fast durchgängig Asterisken, d. h. Stücke mit dem Bilde der Sonne und des Mondes, ohne Aufschriften. Ueberhaupt ist grade Böhmen reich an solchen Regenbogenschüsselchen, ihre Fundstätten dehnen sich weit aus. Auch bei Conters, im Oberhalbstein, Canton Graubündten, wurden 1786 zwei in einander liegende Kupferkessel mit einem derartigen reichen Inhalte ausgegraben. Aehnliche Funde machte man ferner bei Oedenbach in der bairischen Rheinpfalz 1835 und ganz neuerdings, im April 1858, am rechten Donauufer bei Irsching, Vohburg und Stockolding in Baiern. Bei Irsching wurden bei Herstellung eines Grabens gegen 1000 Stück derselben aufgefunden, von denen jedes einen Werth von mindestens 11 Gulden hatte. Der Form nach werden dieselben als „rund und mit einem schnabelartigen Ausbuge" versehen geschildert. Sie sind durchgehends von Außen gewölbt und auf der inneren Seite hohl, somit schüsselartig. Die meisten Stücke zeigten auf der erhabenen Seite einen Vogelkopf mit einem großen gebogenen Schnabel, oder Schlangen; vier Stücke nur hatten jugendliche Köpfe mit großgelockten Haaren. Die innere Seite enthielt drei, vier bis sechs erhabene Kügelchen, einige zeigten in der Mitte einen Stern. Dieser Beschreibung entsprechen auch viele der in anderen Gegenden gefundenen Münzen, wie im J. 1822 bei Binswangen in Baiern, bei Aislingen, bei Haldendwang, wo sie gleichzeitig mit einer römischen Goldmünze von Constantin dem Großen vom J. 337 gefunden sind. Die Typen zeigen eine enge Verwandtschaft, der Vogelkopf mit dem gekrümmten Schnabel, die einzelnen zerstreuten oder durch Fäden zusammenhängenden oder ins Dreieck gestellten Kügelchen, das Dreieck, besonders innerhalb eines Kranzes, das Bild der Sonne, die Mondhörner oder Halbmonde, die Sterne sind Typen, die besonders oft vorkommen. Nicht selten zeigt sich auch auf diesen Münzen Schrift, die aber mit genügender Sicherheit nicht zu deuten ist. Goethe in dem Aufsatze: „Münzkunde der deutschen Mittelzeit" (XXXI, 349) schreibt ihren Ursprung einem unbekannten Volke zu, das sich einer wohlersonnenen Technik bei einem rohen Münzwesen bediente, und meint, daß sie aus einer Zeit stammen, in welcher Franken und Teutsche noch für Eine Völkerschaft gehalten wurden und die Herrscher bald diesseits bald jenseits des Rheines größere Macht aufzubieten wußten. Die gegenwärtige Forschung nimmt an, daß diese Münzen, welche sich von Gold, Goldsilber, Silber und Bronze, auch als Fälschung von Eisen mit Silber plattirt finden, von keltischen Völkerschaften und zwar in Nachahmung der antiken, zuerst der griechischen, dann der römischen Münzen ausgingen. Die treueren Nachahmungen der griechischen Vorbilder wichen in unseren Gegenden allmälig den Darstellungen bloßer Symbole und Zeichen und während in Gallien, der ältesten Heimath dieser Alterthümer, die römischen Münzen nur neue Elemente in das keltische Münzwesen brachten, wurde in unserem germanischen Süden dieses durch jene nach und nach im Laufe der Zeit ganz verdrängt. Die bisherigen Funde enthalten bisweilen noch vereinzelte keltische und römische Münzen zusammen; diese Funde gehören einer Uebergangsperiode an und mit dem weiteren Vordringen der Römer von Westen und Süden her mußten die ersteren aus dem Verkehre allmälig verschwinden.

Wie weit übrigens römische Goldmünzen in Umlauf gekommen sind, wie weit das Vordringen der Römer stattgefunden hat, bezeichnen die reichlichen Münzfunde. Namentlich sind es die nördlichen Küsten, die Provinzen an der Ostsee, an welchen ein lebhafter Völkerverkehr durch den Bernsteinhandel gewesen ist. Auf dem Landwege entlang durch Schlesien wird das Vordringen der Römer von vielen Münzfunden bezeichnet. Viele goldene Kaisermünzen wurden in der Nähe von Braunsberg ausgepflügt, von denen die älteste eine Münze des Kaisers Gordian war, die meisten dem Arkadius, Honorius und Theodosius II. gehörten. Die Lande auf der rechten Seite der Oder (Hinterpommern), Mecklenburg

und Schleswig-Holstein haben Fundorte der Münzen von Tiber, Claudius und Nero, und selbst Dänemark gibt römische Münzen aus den Jahren 50—200 n. Chr. Nachdem das Römerreich sich in das ost- und weströmische theilte, eröffnete sich wieder eine Verbindung des Nordens mit Byzanz, wodurch die sogenannten Byzanter aus dem 5. und 6. Jahrh. dort in Umlauf kamen. Die meisten von den in Nordeuropa vorkommenden Goldmünzen gehören der Zeit vom 4.—6. Jahrh. an, wie solche vom Kaiser Theodosius dem Großen und Leo I. in der Nähe von Cöslin im J. 1839 aufgefunden sind.

Die aus diesen Zeiten herrührenden Goldbrakteaten haben nicht als Münzen, sondern als Schmuck gedient. Sie sind meistens Nachahmungen von Geprägen byzantinischer Kaiser, aber es erscheinen auch solche von angelsächsischen und karolingischen Münzen und mit kufischen Inschriften. Ihre Heimath ist vorzugsweise der skandinavische Norden. Sie haben mitunter die Größe einer Viertelelle. Die Brakteaten als Münzen sind Hohl- oder Blechmünzen, welche von Gold, Silber und Kupfer vom 11.—14. Jahrhundert in Umlauf gekommen sind und von den Sorben und Wenden zuerst geschlagen sein sollen. Man hat sie von verschiedener Größe mit den verschiedensten Bildern und Zeichen, als Scepter, Schwert, Fahne, Krummstab u. dergl., mit wenigen Buchstaben, die vielfache Deutungen zulassen. Die meisten Brakteaten sind von Silber. König Wenzeslaus von Böhmen ließ zu Prag 1286 im Gegensatz der dünnen, aus Silberblech bestehenden Brakteaten die sogenannten grossos, crassos, Groschen prägen, welcher Name nach und nach den kleineren Geldstücken zufiel.

Wenn wir in den Anfängen der Cultur nur den Tauschhandel gefunden haben, so tritt bei dem Fortschritte derselben immer mehr und mehr das gemünzte Geld hervor. Je nach dem Reichthume der Völker an Metallen wurde das Kupfer, das Silber, endlich das Gold als Maß der Werthe gebraucht. Die Kostbarkeit des Goldes macht es möglich, dasselbe überall rein zu erhalten; sie erleichtert dessen Erhaltung, es geht beinahe nicht anders verloren, als durch unmerkliche Abnutzung und die Scheidungskosten sind nur unbedeutend gegen den Werth des geschiedenen Metalles. Die Unzerstörbarkeit des Goldes erleichtert auch dessen Aufbewahrung, Luft und Wasser greifen es nicht an, und wir haben Goldmünzen aus den Zeiten Alexander's des Großen in der Erde verborgen gefunden, ohne daß sie die Schärfe des Gepräges merklich verloren haben. Die Kostbarkeit des Goldes erleichtert seine Versendung und der Werth desselben ist in einem hohen Maße unabhängig von Zeit und Ort. Man bemerkt allerdings in einzelnen Gegenden und Zeiten bald einen Ueberfluß, bald einen Mangel an Gold, aber keineswegs in solchem Umfange, als bei anderen Gegenständen des Verkehres, und die Veränderung der Goldpreise, welche hieraus entsteht, ist geringer, als bei allen anderen Erzeugnissen der Natur oder Kunst. Das Silber kommt dem Golde an Kostbarkeit und Unzerstörbarkeit am nächsten. Sein Werth ist daher ebenfalls von Zeit und Ort weniger abhängig, als der Werth aller anderen Gegenstände des Verkehres außer dem Golde. Dies ergibt sich besonders aus den Ermittelungen der Werthe beider Metalle gegen einander (vergl. den Artikel Gold, Abschnitt: Werth des Goldes). In dem Verhältnisse dieser Werthe sind viel geringere Veränderungen vorgekommen, als in den Werthen aller anderen Gegenstände des Verkehres, obgleich vom Golde oder Silber ebenso gut gesagt werden kann, es sei theuerer oder wohlfeiler geworden im Verhältnisse der übrigen Waaren, als von diesen, sie seien theuerer oder wohlfeiler geworden, als Gold oder Silber; doch hat die beständige Mehrproduction des Silbers sowol dem Gewichte als auch dem Werthe nach den Stand desselben herabgedrückt. Zwar legt schon Xenophon seiner Lobrede auf das Silber (vergl. Xenophon, Vom Einkommen 3, Aristoph. Frösche 730—736) den Gedanken zum Grunde, daß des Goldes Werth veränderlicher ist als des Silbers, welches, wie für die anderen Waaren, auch für das Gold als Maßstab der Preise angesehen werden kann. Allein sieht man von den früheren Zeiten ab, betrachtet man den freien Verkehr unter den gebildeten Völkern zunächst in diesem Jahrhundert, in dem die reichsten Entdeckungen gemacht sind, so finden wir keine großen Werthverschiedenheiten. Zu Anfang der 1820ger Jahre standen beide Werthe in dem Verhältnisse 1 : 15,80. Seitdem ist der Werth des Goldes nur wenig gefallen, er ist fast überall jetzt 1 : 15,75 oder 1 : 15,50, und sind solche geringe Schwankungen einflußlos auf den allgemeinen Verkehr.

In dem größten Theile von Europa, namentlich in ganz Teutschland, werden die Werthe in der Regel nach Silber bestimmt. Die Münzgesetze der einzelnen Staaten bestimmen das Gewicht des reinen Silbers, welches unter einer angenommenen Benennung bei dem Messen der Werthe als Einheit dienen soll. Es ist die wesentlichste Eigenschaft einer guten Münze, daß sie sehr genau das Gewicht und die Masse enthalte, welche sie nach den deshalb bestehenden Gesetzen haben soll. In der Kunstsprache der Münzmeister heißt das Gewicht der Münzen ihr Schrot, und der Gehalt der Münzen an edlem Metalle ihr Korn, die Bestimmung des Metallwerthes aber, welche durch Schrot und Korn den Geldstücken gegeben werden soll, der Münzfuß. Die nach diesem erlaubte Abweichung einzelner Geldstücke in Schrot und Korn heißt das Remedium. Da auf die Goldmünzen wegen des höheren Werthes der einzelnen Stücke mehr Sorgfalt verwendet werden kann, als auf die Silbermünzen, so gestatten die Gesetze auch nur eine geringere Abweichung bei denselben. Gold und Silber werden nur in sehr seltenen Fällen unvermischt zu Münzen verarbeitet, es wird vielmehr eine Legirung, das ist ein Zusatz von geringerem Metalle, in der Regel für nothwendig erachtet (vergl. den Artikel Gold, Verarbeitung des Goldes). Bei dem Golde besteht dieser Zusatz zuweilen aus Silber, am gewöhnlichsten aber aus Kupfer.

Bei dem Wiegen des Goldes wurde in Teutschland die cölnische Mark, von der es gewöhnlich heißt, daß sie die Hälfte eines cölnischen Pfundes ausmacht,

in 24 Karat, der Karat aber wieder in 12 Grän getheilt, wonach also die Mark 288 Grän enthält. Um den Feingehalt von legirtem Golde zu bezeichnen, wird nach Karaten und Gränen, oder auch nur nach Gränen allein angegeben, wie viel reines Gold in einer Mark von dieser Metallmischung enthalten ist. Beim Wiegen des Silbers wurde auch die Mark gebraucht, aber nicht in Karate, sondern in 16 Lothe getheilt, deren jedes 18 Grän enthält. So wurden z. B. die preußischen Friedrichsd'or gesetzlich zu 21 Karat 8 Grän, oder 260 Grän fein ausgeprägt; das ist in 35 Stück Friedrichsd'oren, welche grade eine Mark wiegen, befinden sich 260 Grän reines Gold und folglich 28 Grän Zusatz, der in der Regel aus Kupfer besteht. Beim Silber wurde der Feingehalt durch Angabe des Gewichtes an reinem Silber bezeichnet, welches sich in einer Mark der Masse befindet. Nach dem Vierzehn-Thalerfuße lieferte dem zufolge die feine Mark 14 Thaler; das Korn eines Thalerstückes ist also $^1/_{14}$ Mark = $^{16}/_{14}$ oder $1^1/_7$ Loth. Da nun das Thalersilber 12 Loth (drei Viertel oder 750 Tausendstel) fein hält, so gehen auf die Mark legirten Silbers — rauhe, beschickte oder Bruttomark — nur $^3/_4 + 14 = 10^1/_2$ Thalerstücke.

Durch die wiener Münzconvention vom 24. Jan. 1857 ist für die teutschen Zollvereinsstaaten das Pfund in der Schwere von 500 Gramm als Grundlage der Ausmünzung für Gold und Silber angenommen, worauf wir im weiteren Verlaufe dieses Artikels kommen werden.

Wir haben oben erwähnt, daß die Art nach Pfunden, Schillingen und Pfennigen zu rechnen von den Franken nach den teutschen Landen übergegangen ist. Bis zur ersten allgemeinen Reichsmünzordnung aus dem J. 1524 durch Kaiser Karl V. und der zweiten auf dem Reichstage zu Augsburg 1551 erlassenen, waren verschiedene Goldmünzen im Umlaufe. Es herrschte überhaupt eine große Münzfälschung und Münzverwirrung. Wenngleich schon Karl der Große das Recht der Münzprägung sich allein vorbehielt, so wurde dasselbe doch schon von den folgenden Kaisern an Fürsten und auch an Stände des Reiches vertheilt. Besonders machten die geistlichen Fürsten hiervon einen willkürlichen Gebrauch. Das Recht, Goldmünzen zu prägen, wurde durch die goldene Bulle Kaiser Karl's IV. de a. 1356, tit. 10 den Kurfürsten förmlich verliehen. Nach der Bestimmung der goldenen Bulle sollten aber diese Goldmünzen auf den Fuß der florenzer Gulden geprägt werden. Der Florenus, Goldgulden, wurde zuerst 1252 zu Florenz geprägt. Diese Goldgulden, Fiorini d'oro, hatten auf der einen Seite das Bildniß Johannis des Täufers, auf der andern eine Lilie mit der Inschrift **Florentia.** Der lateinische Name **Florenus** hat entweder von **Florentia** oder **a flore lilii** seinen Namen erhalten. Im Teutschen hießen sie auch Liliengulden. Da sich diese Münze wegen des damaligen ausgedehnten Handels der Florentiner sehr weit verbreitete und wegen des inneren guten Gehaltes sehr geschätzt wurde, so prägten bald darauf fast alle europäischen Regenten, nach eben der Form und demselben Gehalte, nur mit einigen kleinen Unterscheidungszeichen, dieselben nach. Die Florentiner sahen sich daher veranlaßt, gegen diejenigen, welche sich ferner die Nachprägung erlauben sollten, bei dem Papste Johann XXII. ein Verbot bei Strafe des Bannes auszuwirken, obgleich dieser Papst selbst dergleichen hatte ausprägen lassen. Vor allen ließen die rheinischen Kurfürsten aus den Goldwäschen bei Selz solche Goldgulden, rheinische Gulden, prägen. Sie führten auf der Hauptseite den heiligen Petrus, oder den Erzbischof auf dem Kathedrale sitzend, auf der Rückseite das Wappen in einem Dreipaß eingeschlossen. Die alten sächsischen aus der Goldgrube zu Richmannsdorf bei Saalfeld führen auf der Hauptseite den Reichsapfel, auf der Rückseite den heiligen Johannes, ein Buch und ein Lamm mit der Siegesfahne, das Stadtwappen von Saalfeld im Arme haltend. Von den ersten florenzer Gulden gingen 8 auf eine Unze, 64 auf eine Mark. Sie werden zuweilen auch als byzantiner Gulden oder **Bezants d'or**, deren sechs auf eine Unze gingen, in den Urkunden erwähnt. Zu Zeiten Kaiser Karl's IV. hieß die eine Gattung dieser Gulden **moneta regalis**, und gingen 63 Stück auf die rauhe Mark zu $23^3/_4$ Karat fein; von der anderen Art gingen $68^1/_4$ Stück auf dieselbe Mark. Im J. 1409 errichteten die drei geistlichen Kurfürsten am Rheine einen neuen Münzverein, nach welchem sie die feine Mark in 72, jedes Karat in 3 Stück ausbrachten. Nach der Reichsmünzordnung von 1524 gingen 89 solcher Goldgulden auf 22 Karat feine Mark, und die Münzordnung von 1551 bestimmte, der rheinische Goldgulden solle so gemünzt werden, daß 107 Stück $1^1/_2$ cölnische Mark wiegen und $18^1/_2$ Karat fein halten. Nach der dritten und letzten allgemeinen Reichsmünzordnung des Kaisers Ferdinand I. v. J. 1559 sollen 72 Goldgulden eine $18^1/_2$ Karat feine und 67 Dukaten eine 23 Karat 8 Grän feine Goldmark halten; auch solle der Goldgulden nicht höher als gegen 75 Kreuzer und der Dukaten nicht höher als 104 Kreuzer gelten, den Reichs-Silbergulden zu 60 Kreuzer gerechnet, was einen Goldwerth von 11,436 und 11,535 ergibt. Nach dieser Münzordnung wurden also zwei goldhaltige teutsche Reichsmünzen, der Dukaten und der Goldgulden zugelassen. Es gab aber in den teutschen Ländern fortwährend Streitigkeiten und Münzverfälschungen; die Verhältnisse des Silbers zum Golde schwankten hin und her, es herrschte die größte Verschiedenheit, auf wie viel Kreuzer der Reichsthaler und der Goldgulden nebst dem Dukaten zu rechnen sei. Fast jede Stadt nahm das Münzrecht in Anspruch, und Falschmünzer fand man unter weltlichen, vorzugsweise aber unter den geistlichen Fürsten. Die Reichsmünzordnung wurde wenig oder gar nicht beachtet, selbst die Kaiser achteten nicht mehr auf diese Verordnungen, das Münzgepräge blieb einem jeden willkürlich überlassen. Die Ungleichheit der Münzen nahm fortwährend zu, es entstand eine totale Verschlechterung derselben, die verschiedensten Werthe kamen zur Geltung. Die für Teutschland so unglückliche Kipper- und Wipperzeit der Jahre 1622 und 1623, wo durch Noth und Betrug alle guten Münzen eingeschmolzen

wurden, um durch Zusatz unedler Metalle zwar mehr, aber sehr geringhaltige zu gewinnen, rief eine fast völlige Entwerthung derselben hervor. Der Dukaten kam auf 110 Kreuzer, ein Goldgulden auf 80 Kreuzer, ein Reichsthaler auf 72 Kreuzer und ein Guldenthaler auf 64 Kreuzer zu stehen, die Mark Silber wurde zu 90 und mehr Gulden, ja sogar zu 200 – 300 Gulden ausgebracht. Das Münzwesen gerieth gänzlich in Verfall. Da schufen Sachsen und Brandenburg im J. 1667 den zinnaischen Münzfuß, durch welchen der Goldwerth auf $13^{5}/_{9}$ zu stehen kam. Der im J. 1690 errichtete leipziger Münzfuß, von den Häusern Sachsen, Brandenburg und Braunschweig-Lüneburg gestiftet, nahm den Goldwerth zu 15,1 des Silbers an und erlangte eine fast allgemeine Gültigkeit. Die allgemeine Reichsversammlung zu Regensburg im J. 1737 bestätigte denselben als einen „im römischen Reiche durchgängig zu autorisirenden und zu beobachtenden im Reichsschrot und -Korn gleichhaltigen Münzfuß." Hiernach sollten 67 Reichsdukaten 23 Karat 8 Grän enthalten, 1 Dukaten aber 4 Gulden Silbergeld werth sein, 72 Goldgulden sollten aber $18^{1}/_{2}$ Karat fein Gold, 1 Mark fein Gold $15^{7}/_{71}$ Mark fein Silber, 1 Mark fein Gold endlich 18 Gulden Silber werth sein. Es wurde festgesetzt, daß 72 Goldgulden aus einer rauhen Mark zu prägen wären, die 18 Karat 10 Grän feines Gold, 3 Karat 8 Grän feines Silber und noch 1 Karat 6 Grän Kupfer enthielte. Die fortdauernden Widersprüche und Unterhandlungen der übrigen teutschen Staaten über den leipziger Münzfuß wurden endlich durch den Krieg 1740 abgebrochen. Nach erfolgtem Frieden im Jahre 1748 wurde der leipziger Münzfuß vom Kaiser gradezu und öffentlich außer Acht gesetzt, indem er die feine Silbermark zu 10 Speciesthaler als 20 Gulden ausprägte und überdies auch den Goldwerth auf $14^{11}/_{71}$ herabsetzte. Im J. 1753 wurde der österreichisch-baierische Conventionsfuß eingeführt, nach welchem 67 Dukaten aus einer 23 Karat 8 Grän feinen cölnischen Goldmark geprägt werden sollten. Ein Dukaten solle 4 Gulden 40 Kr. Silbergeld gelten, und die seit 1732 und 1740 in Würtemberg und Baiern gemünzten Carolinen oder Max- und Karl-d'or dem Dukaten gleich proportionirt werden. Mithin solle der Mard'or als ein an Schrot und Korn des aufrechten Goldguldens doppelter Goldgulden, also 6 Gulden 8 Kr., der halbe Mar-d'or als einfacher Goldgulden auf 3 Gulden 4 Kr., der ganze Carolin, und jedes ihm ganz gleiche pfälzische und würtembergische sogenannte 10-Guldenstück als dreifacher Goldgulden auf 9 Gulden 12 Kr. gesetzt werden. Allein schon nach wenigen Jahren änderten sich die Goldwerthe. Der größte Theil der coursirenden Goldmünzen hatte nicht $14^{11}/_{71}$, sondern nur zwischen 13 und 13,5 Werth. Der augsburger Münzreceß von 1761 stellte daher den Fürsten völlig frei, für ihr Land einen geringeren Goldwerth anzunehmen, setzte aber als Conventionsfuß den Dukaten zu 4 Gulden 10 Kr., 67 Dukaten = $23^{2}/_{3}$ Karat fein Gold, 1 Karat fein Gold = $14^{11}/_{71}$ Karat fein Silber fest. Dabei war es aber gleichzeitig erlaubt, den Dukaten bis auf 4 Gulden, den Werth also auf 13,588 und nach diesem Verhältnisse zugleich auch alle übrigen Goldmünzen herabzusetzen. Es folgte nun hierauf im J. 1763 das Münzpatent des fränkischen Kreises, welches das Verhältniß des Goldes zum Silber wie $14^{11}/_{71}$: 1 zwar festhielt, aber die feine Mark Silber zu 20 Gulden, den Dukaten zu 5 Gulden annahm. Hiernach sollten gute Karld'or = 11 Gulden, franz. Louisd'or = 10 G. 36 Kr., Mard'or = 7 G. 20 Kr., Friedrichsd'or = 8 G. 50 Kr. gelten. Der hierauf folgende frankfurter Münzreceß von 1765 behielt den Goldwerth von 14 höchstens $14^{11}/_{71}$ bei, die cölnische Mark fein Gold solle zu 283 G. 5 Kr. ausgebracht werden, 67 Dukaten sollen eine Goldmark ausmachen, welche 23 Karat 8 Grän fein hält; auch solle dieser Dukaten den Maßstab aller übrigen Geldsorten abgeben.

König Friedrich II. von Preußen erkannte damals die Unmöglichkeit, den alten teutschen Münzfuß im preußischen Staate aufrecht zu erhalten; er hielt es für rathsam, von dem zeither inne gehaltenen leipziger Reichsfuße abzugehen. Die Holländer galten damals für die ersten Kenner im Handel mit Geld und edeln Metallen; er bediente sich daher zur Einführung eines neuen Münzsystems eines holländischen Kaufmanns Graumann, welchen er als Vorsteher des preußischen Münzwesens in seine Dienste nahm. Auf dessen Rath wurden für die preußischen Länder von 1750 an die Mark feines Silber zu 14 Thaler oder 21 Gulden und 35 Stück Friedrichsd'or auf eine $21^{2}/_{3}$ Karat feine Goldmark ausgeprägt. Der Goldwerth wurde hierdurch auf $13^{11}/_{13}$ Mark feines Silber herabgesetzt. Allein die Zeiten des Krieges von 1756—1763 brachten abermals schlechtere Münzen in Umlauf. Die Friedrichsd'or mit den Jahreszahlen 1755, 1756, 1757 und 1763 und mit dem Buchstaben A bezeichnet, sowie die von Sachsen geprägten Mittel-Augustd'or waren nur 15 Karat $4^{1}/_{2}$ Grän, der Augustd'or von 1758 sogar nur 7 Karat 6 Grän fein. Nach dem hubertsburger Frieden und namentlich durch das preuß. Münzedict vom 29. März 1764 wurde der alte Gehalt, der Graumann'sche Münzfuß, das Verhältniß des Goldes zum Silber auf 1 : 13,85 wieder eingeführt. Als Friedrich II. dieses Verhältniß annahm, hatte solches für Preußen den Vortheil, daß diese Proportion durch die von Oesterreich und verschiedenen anderen teutschen Staaten gleichzeitig angenommene von 1 : 14,16 um ungefähr 2,24 Proc. überstiegen ward; ein Grad der Erhöhung, der Preußen gegen Münzschaden sicherte. Seitdem änderten die commerciellen Verhältnisse der edeln Metalle sich bedeutend und Oesterreich steigerte daher durch ein Edict vom 12. Jan. 1786 die zeitherige gesetzliche Proportion zwischen Gold und Silber um 8 Proc., indem es diese von der zeitherigen von 1 : 14,16 auf 1 : 15,28 hinaufsetzte. Dagegen behielt Preußen das Verhältniß von 1 : 13,85 unwandelbar bei. Der preußische Friedrichsd'or wird seit 1770 stets zu 21 Karat 8 Grän fein ausgeprägt. Noch im Münzgesetze vom 30. Sept. 1821 wurde die Goldwährung und die Silberwährung scharf getrennt, aber bestimmt, „daß bei allen an die Staatskasse in Silbergeld zu leistenden Zahlungen der Friedrichsd'or zu dem festen Course von

$5\frac{2}{3}$ Thaler angewendet werden solle." Während dieser Zeit setzten andere Münzstätten den Feingehalt ihrer Goldmünzen (Pistolen) auf 21 Karat 7,6 und selbst noch weniger Grän herab. Der alte teutsche Goldgulden, welcher aus einer Mischung von 222 Grän Gold, 44 Grän Silber und 22 Grän Kupfer geprägt wurde, kam ganz außer Gebrauch, die meisten teutschen Länder prägten Pistolen, und Hanover erklärte durch das Münzgesetz vom 8. April 1834 diese neuen Pistolen, von denen $35\frac{1}{6}$ aus der rauhen Mark geprägt wurden und die 258 Grän feines Gold enthielten, für die Goldmünze des Landes. Ueber den Silberwerth derselben sollte von Zeit zu Zeit durch das Finanzministerium das Erforderliche festgestellt werden, wie solches im Laufe der Zeit auch geschehen. In den übrigen nordteutschen Staaten ging es grade so, und wir haben, was den Silberwerth der Pistolen betrifft, die außerordentlichsten Schwankungen erlebt, während die preußische Pistole, der Friedrichsd'or, im In- und Auslande ihren festen Stand behielt. In den Jahren 1821—1857 wurden in $\frac{2}{1}$, $\frac{1}{1}$ und $\frac{1}{2}$ Friedrichsd'or nicht weniger als 21,562,065 Thaler Gold ausgeprägt und in Cours gesetzt. Neben den 22karatigen Goldmünzen und den aus der Verminderung ihres Feingehaltes hervorgegangenen Pistolen haben sich aber in Europa, also auch in Teutschland fortwährend die Dukaten erhalten, welche man wenigstens zu $23\frac{1}{2}$ Karat fein annimmt, die aber oft noch besser sind und nur 4 Grän Zusatz, also 23 Karat 8 Grän reines Gold in der Mark enthalten.

Die oben oft erwähnten Dukaten stammen aus der Mitte des 12. Jahrh. König Roger II. von Sicilien, Herzog von Apulien, prägte die ersten im J. 1140 mit dem Bilde Christi und der Umschrift: **Sit Tibi, Christe, Datus, Quem Tu Regis Iste Ducatus**, wovon sie den Namen erhielten. Sie wurden 1280 in Venedig, 1300 in Genua, 1440 in Portugal, Spanien und endlich in der Mitte des 16. Jahrh. in Teutschland nachgeahmt. Unter allen Goldmünzen wurden die Dukaten in der Handelswelt am weitesten und häufigsten verbreitet, sie waren die am meisten geachtete und als einfache, doppelte und vierfache Dukaten bekannteste Goldmünze. Fast alle münzberechtigten teutschen Reichsstände ließen sonst Dukaten prägen, sie verdrängten sogar die Florinen oder Goldgulden. Kaiser Ferdinand I. erhob den Dukaten zur teutschen Reichsmünze durch die Münzordnung von 1559. Der Goldwerth in den Goldgulden wurde hier = 11,436, in den Dukaten aber = 11,535 bestimmt. 67 Stück einfache Dukaten sollten eine cölnische rauhe Mark wiegen, $67\frac{67}{71}$ Stück auf eine feine Mark, oder 4824 Stück auf 71 Mark fein Gold gehen. Ein solcher Dukaten wurde zu 104 Kreuzer angenommen. Von etwas besserem Gehalte waren die kremnitzer oder ungarischen Dukaten. Das Gold, welches Ungarn hervorbrachte, wurde schon seit 1365 fast ganz rein, nur mit einem Zusatze von etwa $\frac{1}{72}$ Kupfer zu Dukaten verprägt, wovon 67 eine Mark wiegen. Die Umschrift derselben lautete: **Patrona regni Hungariae.** Besonders für den Handel mit Polen, Rußland und dem mittleren Asien wurden die Dukaten in großer Menge in den vereinigten Niederlanden aus dem Golde geprägt, welches sich die Holländer aus Ostindien verschafften. Die holländischen Dukaten sind 23 Karat 7 Grän fein; es geben 67 auf die rauhe, 68,1 auf die feine Mark. Die Regierung der Niederlande betrachtete diese Dukaten nicht als eigentliche Staatsmünze, sondern als Waare. Jeder Kaufmann, auch ein ausländischer, jede fremde Regierung konnte in der Staatsmünze solche Dukaten prägen lassen. Mit Bewilligung der holländischen Regierung ließ sogar die russische Regierung in Rußland unter holländischem Stempel solche prägen. Daher sind die holländischen Dukaten die häufigsten, allein auch keine der neueren Münzen ist von Falschmünzern so häufig und so geringhaltig nachgeprägt worden als diese. Daher die vielen „unechten Holländer." Den geringsten Werth hatten die russischen Dukaten (3 Silberrubel); sie enthalten nur 23,3 Karat Gold. So beliebt der Dukaten als Handelswaare wurde, so ist er dennoch deshalb eine sehr mangelhafte Münze, weil er zu klein ist, um bei bequemem Durchmesser noch eine zweckmäßige Randirung zu erhalten. Der leicht eingekerbte Rand, den seine geringe Dicke nur gestattet, nutzt sich schnell ab, und ist auch an befeilten Stücken sehr leicht wieder herzustellen. Daher wird es unvermeidlich, die Dukaten stückweise nachzuwiegen, wenn man ihrer Vollwichtigkeit sicher sein will. Deshalb ist der Dukaten in neueren Zeiten, außer in den österreichischen Staaten und Holland, wenig mehr geprägt worden; auch dort wird er hauptsächlich nur für den Handel mit dem Orient beibehalten, und auf den teutschen Wechselplätzen ist es gewöhnlich geworden, den Dukaten nur als eine Waare nach dem Gewichte ungezählt zu kaufen.

Die italienischen Staaten hatten eine dem Dukaten am Werthe sehr nahe kommende Goldmünze, welche zum Theil sogar aus ganz reinem Golde bestand, und unter der Benennung

Zechine, Zechino, bekannt ist. Ihr Name ist von dem Worte zecca, Münzstätte, abgeleitet; sie wurde 1280 in Venedig dem apulischen Dukaten nachgeprägt. Die Venetianer, diese Phönizier des Mittelalters, wurden durch ihre Handelsverbindungen mit den Goldländern des fernen Orients und Afrika's bekannt; bei ihnen besonders zeigte sich zuerst in Europa in den nach den Stürmen der Völkerwanderung entstandenen Staaten ein Goldreichthum. Vom Kaiser Konrad I. erhielt im J. 915 die Handelsrepublik Venedig Münzgerechtigkeit, und Rudolph I. verlieh ihr das Recht, Goldmünzen auszuprägen. Der Zechino wurde so die eigentliche Nationalmünze, erhielt Dukatengröße, wurde von 24karatigem Golde mit dem Bilde des heiligen Marcus und dem Namen des Dogen geprägt und ist dem kremnitzer Dukaten ganz gleich an Werth. Die italienischen Staaten prägten bald auch diese Goldmünze nach; so hießen die florentiner Zechinen Gigliati.

Unter dem allgemeinen Namen Pistolen sind in ganz Teutschland Goldmünzen eingeführt, welche ursprünglich aus Spanien stammen, und weil sie äußerst dünn

waren, ihren Namen von Piastola, Plättchen, haben. In solchen Münzen, wovon auch häufig doppelte oder Duplonen, und vierfache oder Quadrupel geprägt und welche Pistoles d'Espagne genannt wurden, brachte Spanien das Gold in Umlauf, welches es aus Amerika erhielt. Diese Münzen kamen bald auch nach Frankreich, gefielen dort und fanden Nachahmung. Ludwig XIII. und Ludwig XIV. ließen ebenfalls diese Münzen schlagen, und da sie mit den Brustbildern dieser Könige geziert waren, nannte man sie goldene Ludwige oder *Louis d'or*, eine Benennung, welche im nördlichen Teutschland noch jetzt gebräuchlich ist. Als im J. 1685 Ludwig XIV. die Hugenotten zur Auswanderung aus Frankreich veranlaßte und sich viele derselben in Teutschland, besonders in Preußen niederließen, wo sie unter dem großen Kurfürsten eine gastliche Aufnahme fanden, brachten dieselben die sogenannten Louisd'or mit nach Teutschland, und sie wurden auch hier bald so beliebt, daß Friedrich Wilhelm I. 1713 sie ebenfalls schlagen ließ. Diese neuen Goldmünzen erhielten den Namen Friedrichd'or. Der allgemeine Name für alle damals und später geprägten derartigen Goldmünzen ist aber Pistole. Von Preußen aus verbreiteten sich die Pistolen in dem übrigen Teutschland, insbesondere kamen sie in solcher Menge nach der freien Stadt Bremen, daß diese von jener Zeit an die Goldwährung annahm, das Silber in ein festes Verhältniß zu dem Golde brachte und es nur zur Ausgleichung in den Geschäften zuließ. Was in Beziehung auf den Werth der Dukaten oben gesagt worden, gilt beziehungsweise auch von den Pistolen. Sie wurden außer in Frankreich und Teutschland, auch in Dänemark und Rußland, aber fast immer mit geringen Abweichungen des Feingehaltes geprägt, wiewol auch bei Prägung dieser Münzsorte, ohne daß grade diesfallsige Vereinigungen stattgefunden hätten, das Bestreben nach Einheit im Werthe, wie in der Gestalt derselben u. s. w. hervortritt. Der Nennwerth der Pistolen wurde übrigens überall zu fünf Thaler Gold, in Rußland die Imperialen oder halben Pistolen zu 5 Rubel, angenommen. Gewöhnlich prägte man 35 Stück aus der rauhen Mark; ihr Feingehalt betrug 21⅔ Karat; auf eine feine Mark gingen daher $38^{10}/_{13}$ Stück. Wie schon erwähnt, wurden die Pistolen eine sehr beliebte Goldmünze, da mit ihnen schnell und leicht gezahlt werden konnte, weil man große Werthe in einer kleineren Masse hatte. Nach obigem Münzfuße wurden hanöverische Georgd'or, sächsische Augustd'or, braunschweigische Karld'or oder Fünfthalerstücke, Friedrichd'or und Friedrich Wilhelmd'or, dänische Christiand'or u. s. w. geprägt.

Bevor wir zur neuesten Goldmünze, der Krone, übergehen, geben wir hier kurz folgenden Rückblick auf die üblichsten Goldmünzen. Diese lassen sich in Bezug auf ihren Feingehalt so ziemlich in drei Classen bringen. Davon ist

1) Die niedrigste etwa 18½ Karat fein; ihr gehören an die Goldgulden, Carolinen, Mard'or, die russischen Andreasdukaten.

2) Die mittlere ist von 21½—22 Karat fein, als spanische Pistolen, die Karld'or, Georgd'or, Friedrichd'or, die genfer Pistolen, die sardinischen Carolini, die englischen Guineen, holländischen Reuter, die Souverains, die russischen Imperialen u. a.

3) Die höchste Classe geht von 23⅓ bis nahe 24 Karat. Die bekanntesten Namen in dieser Classe sind Dukaten und Zechinen. In Teutschland besonders hatte man auf den Goldgulden-, Dukaten- und Pistolenfuß zu achten. Beim Goldgulden war das Muster der rheinische Goldgulden, von welchem 72 Stück = 18½ Karat fein Gold hielten, das Stück zu 75 Kreuzer angenommen wurde. Der ganze, halbe und Viertelcarolin machte 3, 1½ und ¾ rheinische Goldgulden, und der doppelte, einfache und halbe Mard'or einen 4, 2 und 1fachen Goldgulden aus. Bei Einführung des 24 Guldenfußes wurde der ganze Carolin auf 11 Fl., der einfache Mard'or auf 7 Fl. 20 Kr. und der Goldgulden auf 3 Fl. 40 Kr. gesetzt. Beim Dukaten sollte der gesetzmäßige deutsche Reichsdukaten so ausgeprägt werden, daß 67 Stück aus einer 23 Karat 8 Grän feinen Goldmark hervorgehen. Von den nach dem Pistolenfuße geprägten Goldmünzen sollten aber 35 Stück eine 21 Karat 8—9 Grän feine Goldmark enthalten.

Die älteren teutschen Silbermünzen waren von entschieden besserem Gehalte als die neueren, da sie in entsprechenden Werthverhältnissen zu den damaligen Goldmünzen stehen sollten. Als nun im Laufe der Zeit in Teutschland die Silbermünzen von geringerem Werthe geprägt wurden, stieg der Werth der Goldmünzen, und so geschah es, daß Preußen, einen gewissen Werth des Goldes gegen das Silber annehmend, seine Friedrichd'or fortan auf $5^2/_3$ Thaler Courant stellte, aber den Nominalwerth derselben 5 Thaler Gold im Gepräge beibehielt. Andere Staaten, wie z. B. Hanover, ließen während dessen ihre Pistolen, welche im gemeinen Verkehre ein gewöhnliches Zahlungsmittel blieben, von geringerem Gehalte prägen, von denen nicht 35, sondern $35^1/_6$ Stück eine Mark wogen, deren Tauschverhältniß man dem Handel zu regeln überließ. Unter diesen Umständen neigte sich namentlich im preußischen Staate sowol die öffentliche Verwaltung als auch der Privatverkehr immer mehr dahin, alle Rechnung in Gold, den Friedrichd'or zu 5 Thalern angenommen, gänzlich aufzugeben, dagegen den Silberthaler, der gesetzlich $^1/_{14}$ der Mark feines Silber sein soll, ausschließlich als Maßstab aller Werthe zu gebrauchen und Goldgeld nur als ein untergeordnetes Zahlungsmittel zu benutzen, dessen Werth von dem Preise abhängt, den Gold auf den Märkten von edeln Metallen hat, wenn es als Waare mit Silbergeld erkauft wird.

Als Zwischenglied in allen diesen Münzverwirrungen figurirte seit 1806 die Einführung des neuen französischen Münzsystems. Es verschwand mit der französischen Herrschaft in den teutschen Staaten gegen Ende 1813 und nach dem pariser Frieden 1814, auch in den teutschen Ländern der linken Rheinufer, die durch den Frieden zu Lüneville an Frankreich waren abgetreten worden. Dieses

an sich sehr gründliche und zweckmäßig ausgearbeitete System war das, was die teutschen Länder unter der französischen Herrschaft am wenigsten zu beklagen hatten. Nach demselben ist das Verhältniß des Goldes zum Silber angenommen wie 1:15,5. Ueberdies hat es den Vorzug nicht nur einer bequemen Stufenfolge der Gold- und Silbergeldsorten (in Gold 40 und 20 Francsstücke), sondern auch einer auf das Nöthige und Nützliche beschränkten Anzahl ihrer Gattungen. In Gold ließ König Jerome von Westphalen nicht nur 20- und 10-Francsstücke, sondern auch im J. 1813 Fünffrancsstücke schlagen.

Die neueste Zeit, welche überall die praktischen Seiten des Lebens hervorhebt, hat für die Geldwirthschaft wesentliche Verbesserungen eingeführt, das Münzwesen dauerhafter geordnet. Die Regierungen des größten Theiles von Teutschland haben sich durch die wiener Münzconvention vom 24. Jan. 1857 vereinbart, die groben Münzen möglichst vollhaltig auszuprägen und in Betreff der groben Silbermünzen sich verpflichtet, dieselben niemals gegen den ihnen beigelegten Werth herabzusetzen, sie vielmehr auch im abgenutzten Zustande stets bei den öffentlichen Kassen zum vollen Werthe anzunehmen und dieselben, wenn sie in Folge längerer Circulation und Abnutzung eine erhebliche Verminderung des ihnen ursprünglich zukommenden Metallwerthes erlitten haben, allmälig zum Einschmelzen einzuziehen.

In Betreff der Goldmünze hat man eine solche Verpflichtung der Annahme zum vollen Werth auch im abgenutzten Zustande nicht übernommen, sondern die Berücksichtigung eines Mindergehaltes, welcher mehr als das Passirgewicht, 2½ Tausendtheile, beträgt, ausdrücklich ausgesprochen und nur festgesetzt, daß solche abgenutzte Goldstücke, wenn sie zu Zahlungen bei öffentlichen Kassen verwandt sind, nicht wieder von diesen dem Verkehre übergeben werden sollen. Durch diese Bestimmung erscheint die stete Vollgültigkeit und der Vollgehalt der Goldmünze gesichert und Silbergeld und Goldgeld werden fortan im Tauschverhältnisse kaum von ihrem Nennwerthe abweichen können. Für die teutschen Vereinsländer ist somit die schon früher bestandene Silberwährung festgehalten, das Gold wird nur als ein Surrogat des Silbers erscheinen, aber für alle Vereinsländer wird nach denselben Grundsätzen eine Goldmünze, die Krone geprägt, deren gleicher Silberwerth von Zeit zu Zeit näher bestimmt wird. Die neue Goldmünze hat somit den Charakter einer Handelsmünze erhalten. Durch diese Münzconvention sind an Stelle der bisherigen cölnischen Mark von 233,8555 französischen Gramms alle Gewichtsangaben in dem Pfunde, Vereinspfund, Zollpfund, zu 500 franz. Gramms ausgedrückt. Zum Prägen wird nicht reines Gold verwendet, sondern ein Zusatz von Kupfer genommen, also daß $^9/_{10}$ fein Gold und $^1/_{10}$ Kupfer die Legirung bilden. Aus einem Pfunde fein Gold werden 50 Stück Kronen geprägt, sodaß also mit Berücksichtigung des Zusatzes 45 Kronen oder 90 halbe Kronen ein Pfund wiegen. Zur Erleichterung der Rechnung wird die Krone in zehn Theile unter der Benennung Kronzehntel eingetheilt. Die Vereinsstaaten theilen diese Kronzehntel nach dem Decimalsystem weiter in 100stel, 1000stel u. s. w. Hanover dagegen hat das Kronzehntel in dreißig 300stel zerlegt und ein 300stel wieder in zehn 3000stel, sodaß $^1/_{300}$ den Namen Krongroschen und $^1/_{3000}$ den Namen Kronpfennig führen.

Durch diese Convention sind die alten Münzwerthe des Goldes ganz beseitigt. Nur Oesterreich hat sich vorbehalten, Dukaten, deren es in der 26jährigen Periode von 1823—1848 durchschnittlich jährlich circa 450,000 Stück prägte, in bisheriger Weise bis zum Schluß des Jahres 1865 auszuprägen. Nimmt man den Preis der zeitherigen Mark Gold zu 214½ Thaler an, so stellt sich der Werth einer Krone auf circa 9 Thlr. 6 Sgr. Da es aber oft darauf ankommt, wegen der alten nach Pistolen, Friedrichsd'oren abgeschlossenen Verträge das Verhältniß der Krone gegen die Pistole anzugeben, so ist bei Gleichstellung des Friedrichsd'ors mit 5⅔ Thlr. Silbercourant und bei dem Course der Krone zu 9 Thlr. (1 Pfund Gold = 450 Thlr.) der Werth einer Krone gleich

1,657828748	Stück	Friedrichsd'or
1,678635480	„	Pistolen
2,90537	„	österr. Dukaten
34,444	„	Franken
1,36569	„	Sovereigns
9 Thlr. 11,830841		Silbergroschen.

In Preußen, das im J. 1858 und 1859 bereits 41,683 Stück in $^1/_1$ und $^1/_2$ prägen ließ, wurde die Krone zu $8^1/_{10}$ Thlr. Gold oder (100 = 110) zu 9 Thlr. 7 Sgr. 2 Pf. Silber angenommen.

Das Mischungsverhältniß der durch die Convention vom 24. Jan. 1857 ins Leben gerufenen Vereinssilbermünzen wurde auf 900 Tausendtheile Silber und 100 Tausendtheile Kupfer festgesetzt, sodaß die Werthe der Silbermünzen in den ebenfalls entstandenen drei Münzfüßen, welchen die Bezeichnung: Thalerwährung, österreichische Währung, südteutsche Währung entspricht, ausgedrückt sind, da 30 Thaler, 45 österreich. Gulden oder 52½ südteutsche Gulden ein Pfund fein Silber enthalten.

So viel Unvollkommenes diese neue Convention für die Geldwirthschaft auch noch hat, so liegt doch in ihr ein großer Fortschritt für den Verkehr im Handel, da das nach gleichem Münzfuße ausgeprägte Gold- und Silbergeld nicht nur einen wechselseitigen freien Umlauf im gemeinen Verkehre, sondern auch in den öffentlichen Kassen hat. Allein so lange jeder einzelne Bundesstaat seine eigene abgesonderte und selbständige Münzverwaltung besitzt, so lange besteht auch die Gefahr, daß bei dem Silbergelde ebenso wie bei dem Goldgelde Abweichungen von dem in gemeinsamer Uebereinkunft angenommenen Münzfuße stattfinden, diese aber Verringerungen des Durchschnittswerthes des umlaufenden Geldes herbeiführen können. Die dauerhafte Gestaltung des teutschen Münzwesens muß daher der Zeit überlassen werden, welche die Vereinigung zu einer Gesammtverwaltung des Münz-

wesens herbeiführt, welche den Besitz einer selbständigen Münzverwaltung als ein wesentliches Hoheitsrecht jedes einzelnen Staates abwirft. Wie schon erwähnt, ist das Silbergeld als Maß für die Werthe aller Sachen und Dienste festgesetzt; die Valuta, worin Jedermann zahlt und rechnet, sind Thaler oder Gulden. So beliebt die Dukaten und die Pistolen als ein auf dem größten Theile der civilisirten Erde gangbares Geld auch sein konnten, so waren und blieben sie doch immer im gemeinen Verkehre fast nur eine Ehrensache bei Geschenken und Honoraren und wurden als Zahlung nur gern gesehen in unsicheren Zeitläufen, in denen es viel leichter fortzuschaffen und zu verbergen ist als Silbergeld. In wie weit die neue Goldmünze, die Krone, den Handelsverhältnissen entsprechend ist, muß freilich erst die Erfahrung an die Hand geben, allein zu den wichtigsten Goldmünzen anderer nichtteutschen Länder ist sie eine Nichts weniger als bequeme. Es wäre besser gewesen, eine der bereits vorhandenen Welthandelsmünzen, namentlich das Zwanzig-Frankenstück, anzunehmen, durch welches der Uebergang zur Zahlung und Rechnung im Goldwerthe leichter angebahnt ist. Auch viele andere Staaten des europäischen Festlandes entbehren eine Goldmünze, die bequem in ihre Rechnung paßt, und dieses Misverhältniß ist wohl geeignet, denjenigen Ländern den Ankauf von Gold zu erleichtern, worin es zu Münzen verbraucht wird, die für deren Verkehr so bequem sind, wie der Sovereign in England, das Zwanzig-Frankenstück in Frankreich.

Das Münzwesen in Frankreich ist ebenfalls den häufigsten Veränderungen unterworfen gewesen. Die ersten Münzen legten die Römer an, als sie ihre Herrschaft über Gallien ausdehnten. Als die Franken das Land eroberten, lernten sie dort, wie schon oben erwähnt, das römische Goldsystem kennen, und die merowingischen Könige sind die ersten, von denen man die ältesten französischen Münzen aufzuweisen hat. Die Rechnung nach livres, sols und deniers kommt noch von den fränkischen Königen her. Lange Zeit war ein doppelter Münzfuß gebräuchlich: der königliche in Paris und der ständische zu Tours, bis endlich Ludwig XIV. 1667 denselben aufhob. Von den älteren Goldmünzen hat man gehabt: solsd'or, gros roiaux, Parisis, agnels, agnelets, moutons, lions, chaises, masses, pavillons, anges, saluts, franc, fleurs de Lys, écus, écus heaumes, écus à la couronne, écus au soleil, écus au porc épi, écus à la salamandre, écus à la croisette, Lysd'or, Henrid'or und Louisd'or. Jede besonders feine Münze wurde roial genannt, écus aber nannte man die Münzen mit Wappenschildern. Die ersten Louisd'or wurden von Ludwig XIII. nach den Münzedicten von 1640 und 1641 den spanischen Pistolen ähnlich gemünzt. Es gingen $36\frac{1}{4}$ Louisd'or aus einer 22 Karat feinen Mark Gold, die Mark zu 24 Karat von 32 Theilen das Karat. Sie führten auf dem Revers die Chiffre des Königs L und den Wahlspruch: Christus vincit, regnat, imperat. Unter Ludwig XIV. gewannen die Louisd'or sehr an Verbreitung, allein ihr Feingehalt war sehr veränderlich, und erst unter Ludwig XV. wurden sie von vermehrtem Schrote, 20 Stück aus der rauhen Mark geprägt. Ihr Zahlwerth war damals 30 Livres; sie hießen Louisd'or de Noailles, nach dem Duc de Noailles, der damals Director der Finanzen war. Die in diesen Zeiten auch coursirenden billon-d'or, Goldbillon, waren Goldmünzen, in denen das Gold weniger als zwölfkaratig neben Kupfer enthalten war. Im J. 1718 wurde eine allgemeine Einschmelzung der bisherigen Goldmünzen angeordnet, es wurden 25 Louisd'or aus der rauhen Mark geprägt und im Zahlwerthe auf 36 Livres gesetzt. Diese Louisd'or hießen Chevaliers, da sie das Ludwigskreuz auf ihrem Revers hatten. Die von 1723—1726 geprägten Louisd'or hießen Mirlitons, zu 27 Livres Zahlwerth. Am längsten hielten sich die Louisd'or aus dem J. 1726, wo 30 aus einer 22 Karat feinen Goldmark im Zahlwerthe zu 24 Livres geprägt und bis 1785 in Umlauf gesetzt wurden. Die nach dem Fuße von 1640 geprägten Louisd'or waren viel im nördlichen Teutschland verbreitet, wurden schlechthin Louisd'or, später alte Louisd'or genannt. Die Louisd'or seit 1726—1785 nannte man neue Louisd'or. Unter Ludwig XVI. erschien den 30. Oct. 1785 eine Declaration du Roi, nach welcher alle zeitherigen Goldmünzen außer Cours gesetzt und eingeschmolzen wurden und bestimmt wurde, daß jede Mark feines Gold $15\frac{1}{2}$ Mark feines Silber gelten und mit 828 Livres 12 Sous, nach dem Preise von 53 Livres 9 Sous 2 Deniers pro Mark Silber, Gold in Stangen und fremden Münzen aber das Karat mit 34 Livres 10 Sous 6 Deniers bezahlt werden solle. Die neu geprägten Louisd'or wurden ebenso fein gemünzt als die zeitherigen, aber es gingen 32 Louis auf die rauhe Mark, jede 24 Livres Zahlwerth, 6 Deniers schwer. In Teutschland wurden diese Louis unter dem Namen neue Schild-Louisd'or bekannt, $30\frac{2}{3}$ Stück machten eine $21\frac{2}{3}$ Karat feine cöln. Mark. Die Stürme der Revolution brachten ein neues Gewichtsmaß, ein neues Münzwesen. Nach dem Beschlusse des Nationalconvents von 1793 wurde die künftige Haupteinheit des Gewichtsmaßes Grave = 18,841 Grains genannt, Schrot und Korn der Münzen wurden, wie alle übrigen Werthe, durch numerische Namen der Decimalrechnung angezeigt, Gold- und Silbermünzen der Republik hielten 9 Theile feines Metall nebst 1 Theil Zusatz, die Haupteinheit der neuen Gold- und Silbermünze wog den 100sten Theil eines Grave. Als Remedium am Schrote wurde festgesetzt, daß die Silbermünze höchstens um $\frac{1}{200}$, die Goldmünze höchstens um $\frac{1}{400}$ schwerer oder leichter wiege, als das Gesetz besagt. Als Remedium am Goldkorne wurde für die Feinheit des Goldes ein Spielraum von 6 Tausendel, zur einen Hälfte unter, zur anderen über dem gesetzmäßigen Feingehalte (L'approximation du titre qui est toléré pour l'or, est de six millimes, dont la moitié en dedans, et la moitié en dehors du titre fixé par la loi). Der für die Feinheit des Silbers geduldete Spielraum war $\frac{1}{14000}$. Statt aller bisherigen Gold- und Silbermünzen wurden eingeführt: Eine Silbermünze vom neuen Fein-

gehalte, $^1/_{100}$ des Grave an Gewicht, genannt Republicain; eine fünf mal schwerere, genannt 5 Republicains; eine Goldmünze vom neuen Feingehalte, $^1/_{100}$ des Grave an Gewicht, genannt Francd'or. Der letztere hielt 187,674 holländ. As feines Gold, was bei der Werthrelation von $15^1/_2$ einen Silberwerth von 8 Thlrn. gibt.

Das spätere französische Münzgesetz vom 28. März 1803 hat als Einheit des franz. Münzwesens den Frank, als 5 Gramm Silber von $^9/_{10}$ Feinheit, anerkannt. Nach dem Gesetze sollen aus einem Kilogramm Münzsilber zu $^9/_{10}$ fein 200 Francs in Silber und aus einem Kilogramm Münzgold $^9/_{10}$ fein 3100 Francs geprägt werden. Dies gibt demnach $222^2/_9$ Francs auf 1 Kilogramm feines Silber und $3444^4/_9$ Francs auf 1 Kilogramm feines Gold. Da ein jetziges teutsches Münzpfund grade die Hälfte eines Kilogramms ist, so müssen $111^1/_9$ Silberfranken und $1722^2/_3$ Goldfranken auf ein solches Münzpfund zu 500 Grammen schwer gerechnet werden. Hiernach stellt sich der Werth eines Franken in Silber auf $8^1/_{10}$ Silbergroschen im 30 Thalerfuße auf $40^1/_2$ Neukreuzer oder Hundertel in Oesterreich, und auf $28^7/_{20}$ Kreuzer südteutsche Währung. Aus den Verhandlungen, welche dem Erlasse jenes Münzgesetzes vorangegangen sind, geht deutlich hervor, daß es die Absicht war, die Silbervaluta als das unveränderliche Fundament des französischen Münzwesens anzunehmen, und neben dieser den Goldmünzen nur eine secundaire Bedeutung einzuräumen. Die Berechtigung der Goldwährung beruht nur auf dem Artikel 6 des Münzgesetzes: Es sollen Goldstücke geprägt werden zu 20 Franken und zu 40 Franken, wobei dann noch festgesetzt wird, daß das Kilogramm Gold von $^9/_{10}$ Feinheit zu 155 Zwanzigfrankstücken ausgeprägt werden soll, was die Werthrelation von 1 : $15^1/_2$ ergibt. Hiernach wurden an Goldmünzen wirklich geprägt: 100, 50, 40, 20, 10 und 5 Francsstücke, die Prägung der 40 Francsstücke wurde aber später eingestellt.

Die Handelsbeziehungen Frankreichs haben aber seit 1848 in sofern eine wesentliche Veränderung angenommen, als der Import der Producte Indiens und China's, wie z. B. Thee, Droguen und feine Gewürze, Seide, Kaffee, Zucker, Wolle, Baumwolle, bedeutend gestiegen und bei dem traditionellen Hange der Inder und Chinesen, sich nur mit Silber bezahlen zu lassen, die Silberausfuhr nach dem äußersten Osten hervorgerufen ist. England namentlich importirt darin so ungeheure Massen, daß schon daraus allein die Unentbehrlichkeit jener Artikel herzuleiten ist. Man weiß, daß der Osten von Asien die einzige Heimath derselben, daß Seide, der wichtigste dieser Artikel, als ganz unentbehrlich und selbst von der europäischen Production und Fabrikation durch radicale Veränderung ihrer Einrichtungen als legitim anerkannt ist. Auch Frankreich führt schon seit mehren Jahren die meisten der Exportartikel des Ostens selbst ein, und schmälert dadurch, und daß es hauptsächlich für englische Rechnung Silber ausführt, seine großen Silbervorräthe. Das französische Gold dient somit mit Ausnahme eines kleinen Antheils von Belgien, Sardinien und der Schweiz meist allein dem Verkehre in Frankreich, in welchem factisch die Valuta jetzt in Goldgeld besteht. Zu 457 Thalern das Münzpfund feinen Goldes gerechnet, stellt sich der Werth eines Goldfranken auf wenig über 7 Sgr. $11^1/_2$ Pf. Nähme man den Franc zu 8 Silbergroschen an, so würde dies einem Goldpreise von $458^1/_2$ Thalern entsprechen. Da nach dem Gesetze $5^{25}/_{31}$ Grammen feinen Goldes in einem Francsstücke enthalten sein sollen, und deren $7^{129}/_{400}$ auf einen englischen Sovereign gehen, so stellt sich der Werth eines Goldfranken auf 9,52 Pence.

Durch den oben bezeichneten Handelsverkehr ist in Frankreich seit 1850 und 1851 eine außerordentliche starke Goldausmünzung entstanden. Der größere Theil des aus den kalifornischen und australischen Goldminen gewonnenen und in Europa importirten Goldes nahm sofort seinen Weg in die pariser Münze, von welcher damit die vollhaltigen silbernen Fünffrankstücke zum Einschmelzen und zur Ausfuhr aufgekauft wurden und Provenü dieses Silberexports wieder zum Ankauf von Gold diente, um die nämliche gewinnreiche Procedur zu wiederholen. So ist es gekommen, daß Europa im Stande gewesen ist, in den Jahren 1852—1857 Silber zum Werth von 448 Mill. Thaler nach Ostasien zu versenden, daß Frankreich in Folge seiner Zollgesetzgebung von England, in welchem die Goldvaluta allein der Werthmesser aller Waaren gesetzlich eingeführt ist, nur mit Gold bezahlt werden kann, und daß aus den commerciellen und socialen Folgen dieser Verhältnisse eine wahrscheinliche Werthverringerung des Goldes abgeleitet wurde. Eine Autorität, der geistreiche französische Statistiker Michel Chevalier, gibt in dem in der „Revue des deux mondes," October, November 1857 enthaltenen Aufsatze „La Caisse probable de l'or" den Rath, das Gold zu demonetisiren und die Silbervaluta aufrecht zu erhalten und zwar ohne irgend welche Verminderung des Feingehaltes, welchen das Gesetz, wie schon bezeichnet, zu $^9/_{10}$ oder $4^1/_2$ Gramm fein für den Franken bestimmt. Chevalier's Rath beruht auf der Ansicht, daß das Gold einer bedeutenden Entwerthung entgegengehe, oder was das Nämliche, eine allgemeine Steigerung der Preise in Aussicht sei, hiergegen aber allein die Silberwährung schütze. Wir haben bereits in dem Artikel Gold, Abschnitt: Werth des Goldes, nachzuweisen versucht, wie unwahrscheinlich diese Befürchtungen sind, so lange in Frankreich noch vollhaltiges Silbergeld im Umlaufe ist, die Werthrelation des Goldes zum Silber aber nicht erheblich unter das Verhältniß von circa 29 Centigrammen Gold zu $4^1/_2$ Gramm Silber, oder von 1 : 15,5 sinkt. Die Gold- und Silberprägung in Frankreich betrug in den Jahren:

von VIII. — 1848	= 1186	Mill. Gold,	3891	Mill. Silber
„ 1848 — 1849	= 170	„ „	172	„ „
„ 1850 — 1856	= 2177	„ „	318	„ „
„ 1857 — 1858	= 800	„ „	100	„ „
Zusammen	= 4333	Mill. Gold,	4481	Mill. Silber.

Das Verhältniß von Silber gegen Gold hat sich von 3 : 1 während der ersten 50 Jahre, auf 1 : 7 während

der letzten neun Jahre verändert, sodaß das Mengeverhältniß für beide am Schlusse der ganzen Periode sich gleich gestaltete. Aber hauptsächlich in den letzten Jahren gingen der pariser Münze ungeheure Quanta an Gold durch die Ausbeutungen in Californien und Australien durch englische Vermittlungen zu. Die Ausprägungen betrugen

1850	=	85	Mill.	Gold,	86	Mill.	Silber
1851	=	270	ʒ	ʒ	59	ʒ	ʒ
1852	=	27	ʒ	ʒ	72	ʒ	ʒ
1853	=	313	ʒ	ʒ	20	ʒ	ʒ
1854	=	526	ʒ	ʒ	2	ʒ	ʒ
1855	=	447	ʒ	ʒ	25	ʒ	ʒ
1856	=	509	ʒ	ʒ	54	ʒ	ʒ

In dem einen Jahre 1857 prägte die pariser Münze Gold zum Werth von 572,561,225 Franken, also täglich über 1½ Millionen und in den acht Jahren von 1850—1857 wurden 2,749,693,490 Franken französische Goldmünzen der Circulation übergeben, während davon in den 45 Jahren vor 1848 im Ganzen nur 1186 Millionen geprägt wurden. Diese außerordentliche starke Goldausmünzung hat bisher dem Sinken des Goldwerthes ein Hinderniß entgegengestellt, welches die französischen Münzverhältnisse in Zulassung der Doppelwährung selbst haben, da in ihr für die Convertirung der Silbervaluta in die Goldvaluta ein stabiler Anhaltepunkt liegt. Durch den großen Silberexport zu dem Handel nach China, Hinterindien und dem britischen Ostindien sind die Silbervorräthe bedeutend verringert. Für Frankreich betrug im Jahre

1846	die Silbereinfuhr =	106	Mill.,	die Ausfuhr	60	Mill.
1847	ʒ ʒ ʒ	138	ʒ	ʒ ʒ	84	ʒ
1848	ʒ ʒ ʒ	233	ʒ	ʒ ʒ	19	ʒ
1849	ʒ ʒ ʒ	291	ʒ	ʒ ʒ	46	ʒ
1850	ʒ ʒ ʒ	147	ʒ	ʒ ʒ	82	ʒ
1851	ʒ ʒ ʒ	178	ʒ	ʒ ʒ	100	ʒ
1852	ʒ ʒ ʒ	180	ʒ	ʒ ʒ	182	ʒ
1853	ʒ ʒ ʒ	112	ʒ	ʒ ʒ	229	ʒ
1854	ʒ ʒ ʒ	100	ʒ	ʒ ʒ	263	ʒ
1855	ʒ ʒ ʒ	121	ʒ	ʒ ʒ	318	ʒ
1856	ʒ ʒ ʒ	110	ʒ	ʒ ʒ	393	ʒ
	Zusammen	1716	Mill.		1776	Mill.

In den ersten 6 Jahren betrug die Ausfuhr blos 36 Proc. der Einfuhr, während der 5 folgenden Jahre aber überstieg sie die Einfuhr um 124 Proc., es stellte sich für die bezeichneten 11 Jahre ein Deficit von 60 Millionen heraus; während der letzten 5 Jahre beträgt dasselbe 762 oder 152 Millionen pro Jahr, in den letzten 2 Jahren steigt es sogar auf 480 oder pro Jahr 240 Millionen. Noch größer ist die Silberausfuhr in den ersten 6 Monaten des Jahres 1859 geworden. In dieser kurzen Zeit sandte England die ungeheure Summe von 8,301,265 Pf. Sterl. Gold nach Frankreich, um das theils direct empfangene, theils für englische Rechnung über die Mittelmeerhäfen nach Ostasien versandte Silber zu ersetzen. Es handelte sich also hier um einen halbjährlichen Export von 207 Millionen, durch welchen die Silberprägung bedeutend zurückgehalten wurde und noch mehr und mit großem Einflusse auf die übrigen europäischen Staaten zurückgehalten werden wird, so lange der Werth der aus dem Osten nach Europa und selbst Amerika ausgeführten Producte dauernd Jahr für Jahr beträchtlich größer bleibt als der Werth der in den Ländern Asiens Absatz findenden europäischen und amerikanischen Waaren. Die Nachfrage nach Silber muß, da die Bevölkerungen des Orients vornehmlich den Silbermünzen zugethan bleiben, England nur Goldvaluta hat, in Frankreich aber die Substitution der Goldmünzen an die Stelle des groben Silbergeldes factisch vollzogen ist, eine Steigerung des Silberpreises zur Folge haben. Für die größeren Staaten Europa's wird daher, wie bereits für Frankreich geschehen, die alleinige Goldwährung Ziel und culturhistorische Nothwendigkeit werden. Und auch Teutschland, vornehmlich der preußische Staat, der jetzt Handelsverbindungen mit China und Japan anzuknüpfen gedenkt, wird dereinst dieser Nothwendigkeit nicht entgehen, in seiner Goldmünze ein Maß für die Werthe aller Sachen und Dienste anzunehmen. Der ausschließliche Silberfuß ist, je lebhafter der Verkehr im Handel eines Staates wird, unter den jetzigen Zeitverhältnissen und Verbindungen der verschiedensten Länder und Völker nicht zu halten, desto leichter aber wird sich auch der Betrag seines im innern Verkehre umlaufenden Goldgeldes ändern. Wer im Großhandel ausländische Goldmünzen erhält, kann sie leicht in die Münzstätte seines Landes schicken, um inländisches Goldgeld daraus zu prägen. Die Bequemlichkeit zum Gebrauch im inländischen Verkehre vergütet leicht die geringen Umprägungskosten, welche wenigstens um das Vierfache wohlfeiler als die Prägung des gleichen Betrages in Silbergeld sind. So wandert das Gold von Staat zu Staat, in schnellem Wechsel das Gepräge derselben annehmend.

Großbritannien, das verkehr- und gewerbreichste Land der Erde, hat durch den natürlichen Gang der Ereignisse eine Gestaltung des Münzwesens angenommen, welche die Metallgoldmünze allein zu dem Maße der Preise aller nach Geld schätzbaren Dinge macht.

Als Julius Cäsar die Eroberung Britanniens versuchte, fand er bei den dortigen Bewohnern nur eine Art Silberblech, Kupfer und Eisen als Geld und Geldeswerth vor. Die Römer legten darauf Münzstätten an. Die später einwandernden Angelsachsen brachten Gold-, Silber- und Kupfermünzen mit, ihre Könige aber ließen Münzen prägen. Die silbernen Pfennige, Penning und Sceatta, werden für die ältesten gehalten. Seit König Inas wurden 726 die Peter-pence, Petergroschen, eingeführt. Als die Normannen nach Britannien kamen, nannten sie die von den sächsischen Königen geschlagene Münze moneta Sterlingorum oder Esterlingorum, i. e. regum Saxonum, Völker, die nach Osten hin wohnen. Aus diesen Zeiten hat sich die spätere Bezeichnung Sterling übertragen. Andere leiten dieselbe vom angelsächsischen Worte stevre, d. i. Regel oder Gesetz, ab. Unter Richard I. kam im J. 1190 die älteste

englische Münze als Sterling in Silber auf. Die Entstehung der Goldmünzen finden wir um das Jahr 1257 unter Heinrich III. Um das Jahr 1344 ließ Eduard III. Florenen prägen und gleichzeitig erschienen die Nobel vom feinsten Golde, von der darauf geprägten Rose auch Rosennobel und von den verschiedenen späteren Regenten Eduards-, Heinrichsnobel u. s. w. genannt. An ihre Stelle kamen später die Sovereigns, Schiffs- oder Heinrichsnobel; zur Zeit Johann's I. 1205 wurden sie Rosereal und Thistle crown genannt. Unter Heinrich VIII. kamen die Angels, nachdem schon Heinrich VII. die doppelten Realen oder Sovereigns geprägt hatte. Karl II. ließ 1663 aus guineischem Golde Münzen prägen, welche mit dem Namen *Guinée* (Ginny) bezeichnet wurden und lange Zeit die einzige Goldmünze in England ausmachten. Es wurden 44½ Guineen aus einem Pfunde Gold geprägt, eine war 20 Schillinge in Silbermünze werth, später galt sie 21 Schillinge. Auf den Vorschlag Isaak Newton's, der der englischen Münzstätte vorstand, wurde 1718 das Gold zum gesetzlichen Zahlmittel erhoben. Ein Pfund gesetzmäßiges Gold wurde zu dem Zahlwerthe von 44½ × 21 = 934½ Schillinge vermünzt, oder die Unze zu 77 Sch. 10½ P. = 3 Pfd. Sterl. 17 Sch. 10½ P. Man nannte dies den Münzpreis des Goldes. Die Münze bezahlte jede Unze gesetzmäßiges Gold, die ihr angeboten wurde, zu diesem Preise, ohne irgend etwas für Münzkosten anzurechnen; die letzteren bestritt die Regierung aus der Staatskasse, verbot aber die Ausfuhr der Münzen, nicht aber der rohen Münzmetalle. Die Guineen wurden aus einer Masse, welche $^{11}/_{12}$ ihres Gewichts, das ist zu 22 Karat, reines Gold enthält, geprägt. Halbe und Viertheile von diesen Stücken sind wol auch gemünzt worden, aber niemals im Umlaufe beliebt gewesen.

Als Silbermünze wurde seit der Regierung der Königin Elisabeth der Schilling aus einer Masse geprägt, die nur $^{3}/_{40}$ ihres Gewichts Kupfer Zusatz hatte; aus einem englischen Münzpfunde verfertigte man 62 Schillinge. Bei der Festsetzung des Werthes der Guinee auf 20 Schillinge war vorausgesetzt, daß ein Pfund reines Gold sehr nahe $14^{33}/_{68}$ Pfund reines Silber werth sei. Da man zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf den Geldmärkten außer England mehr Silber für ein Pfund Gold kaufen konnte, so verlor sich das Goldgeld aus dem Umlaufe; alle Baarzahlungen in das Ausland wurden in Gold entrichtet, alle Rückzahlungen nach England bestanden dagegen in Silber. Um dem Lande sein Gold zu erhalten, wurde daher im J. 1728 die Guinee auf 21 Schillinge gesetzt; man gab hiernach in vollhaltigem Gelde nach den Münzgesetzen für ein Pfund reines Gold nahe $15^{9}/_{43}$ Pfund reines Silber. Das war damals nicht blos hinreichend, um dem Lande sein Goldgeld zu erhalten, sondern man konnte nun auch umgekehrt für Gold mehr Silber in England erhalten als im übrigen Europa. Es floß also jetzt Gold nach England, um Silber dafür zu kaufen und hierin lag ein Reiz, das neue Silbergeld, sowie es aus der Münze kam, ins Ausland zu senden. Sehr strenge Verbote konnten nicht verhindern, daß dieses durch den Schleichhandel geschah. So verlor England die Möglichkeit, neues vollhaltiges Silbergeld im Umlaufe zu erhalten; es blieb nur so viel von der alten Silbermünze zurück, als für den kleinen Verkehr ganz unentbehrlich war; und dieses Silbergeld wurde durch den langen und schnellen Umlauf endlich bis zur gänzlichen Unkenntlichkeit des Gepräges abgenutzt. Daher kam es, daß es auch dann noch ganz unmöglich blieb, neues vollhaltiges Silbergeld neben dem alten abgeschliffenen im Umlaufe zu erhalten, als man in ganz Europa das Gold mit mehr Silber bezahlte, als es nach den englischen Münzgesetzen gelten sollte. Hierzu wurden neben den alten Guineen fortwährend neue in Umlauf gesetzt, das Silbergeld wurde gleichsam nur eine größere Scheidemünze und die Nation ward so gewöhnt, Gold als das Maß aller Werthe zu betrachten: Banknoten und Wechsel wurden mit Gold eingelöst und der Wechselcours zwischen Großbritannien und dem übrigen Europa bildete sich unter der Voraussetzung, daß alle Zahlung in Pfund Sterlingen durch sehr nahe vollhaltige Guineen zu 21 Schilling erfolge. Hiernach wurden aus einem Pfunde englischen Münzgoldes, welches $^{1}/_{12}$ seines Gewichts Zusatz hat, 44½ Guineen geprägt, das Pfund wurde also zu einem Nennwerthe von 46 Pfd. 14½ Schilling ausgemünzt, die Unze, das ist $^{1}/_{12}$ dieses Pfundes, wurde, wie schon erwähnt, zu 3 Pfd. 17 Schill. 10½ Pence ausgebracht. Am offenen Markte in London kostete die Unze solchen Goldes 3 Pfd. 17 Schill. 6—9 Pence, also sehr nahe das, wozu sie in Goldmünzen verprägt wurde. Später änderte sich aber dieses Verhältniß. Durch den französischen Revolutionskrieg sah sich Großbritannien zu großen Zahlungen genöthigt, es mußte sein Goldgeld nach Auswärts versenden, vom Jahre 1797 ab löste die Bank ihre Noten gegen Guineen nicht ein, das Umlaufsmittel für alle größeren Zahlungen wurden nur Banknoten von einem Pfunde Sterling und darüber. Für den kleinen Verkehr unter einem Pfunde Sterling coursirte das abgeschliffene Silbergeld, es wurden sogar Nothmünzen, die sogenannten Bankzeichen aus Piasterfilber geprägt. Diese Verhältnisse währten bis zum Frieden im J. 1815. Bei dem fortwährenden Bedarfe an edlem Metalle ging der Preis so in die Höhe, daß die Unze Münzgold weit über 4 Pfd. Sterl. bezahlt werden mußte. Das Pfund Sterling, die Einheit, welche das Maß aller Werthe in England sein sollte, war hierdurch nicht mehr ein bestimmtes Gewicht von 22karatigem Golde, sondern wurde etwas Ideales, dessen Metallwerth in dem Maße sank, worin der Preis des Goldes, in Banknoten ausgedrückt, stieg. Hieraus ging die Unsicherheit aller damaligen Werthsverhältnisse hervor. Erst im J. 1819 kam die Unze 22karatigen Goldes wieder auf 3 Pfd. 17 Sch. 10½ P. zu stehen und erst von jetzt an konnte mit Sicherheit neues Goldgeld ausgeprägt werden. Von Ende des Jahres 1820 bis in das Jahr 1822 wurde die große Summe von 15,827,062 Pfd. Sterl. ausgeprägt, diesen Goldstücken wurde aber nicht die Benennung Guineen, sondern Sovereigns beige-

legt. Durch eine Parlamentsacte vom J. 1817 war bereits für das vereinigte Königreich Gold, die Troyunze von $\frac{11}{12}$ Feinheit zu $77\frac{7}{8}$ Schill. gerechnet, als das allein gesetzliche Zahlungsmittel für alle Zahlungen über zwei Pfund Sterling ohne allen Vorbehalt festgestellt worden. Jede auf 2 Pfd. Sterl. lautende Zahlungsverbindlichkeit verspricht durch diese Acte nicht mehr und nicht weniger als ein genau bestimmtes Gewicht Gold von gewisser Feinheit. Die neuen Goldstücke, Sovereigns, bestehen ebensowol aus 22karatigem Golde wie die Guineen, aber sie haben nur $\frac{20}{21}$ des Gewichts und folglich auch nur $\frac{20}{21}$ des Metallwerthes derselben. Galt daher die Guinee 21 Schilling, so muß der Sovereign 20 Schilling, das ist grade 1 Pfund Sterling gelten. Die englische Nation erhielt hierdurch eine neue Münze als Zahlungsmittel, welches besser zu der gewohnten Rechnungsart paßt, als die Guinee.

Es werden also 1869 solcher Sovereigns aus 40 Troypfunden $\frac{11}{12}$ feinen Goldes (1 Troypfund = 373,2416 Grammen) geprägt und soll das Gewicht eines Stückes $123\frac{171}{623}$ Troygrän, das Gewicht des in demselben enthaltenen feinen Metalls $113\frac{1}{623}$ Troygrän sein. Stücke, welche weniger als $122\frac{3}{4}$ Grän wiegen, sollen nicht als gesetzliches Zahlungsmittel gelten. Der Feingehalt des Münzgoldes, welcher also $\frac{11}{12}$ oder 916,6 Tausendel ist, wird **standard** (**étalon**, Werthmesser) genannt und gehen daher auf eine Unze Standardgold 3 Pfd. 17 Sch. $10\frac{1}{2}$ P. Es berechnet sich demnach das Münzpfund à 500 Grammen feinen Goldes auf 68,28 Sovereigns und 100 teutsche Kronen sind = 136,56 Sovereigns oder Pfund Sterling. Nimmt man das teutsche Münzpfund Gold = 500 Grammen zum Preise von 457 Thalern an, so stellt sich der Werth eines Pfundes Sterling

auf 6 Thlr. 20,8 Sgr. im 30 Thalerfuße,
„ 10,04 Gulden „ 24 Fl.-F.,
„ 11 Fl. 42,8 Kr. „ $52\frac{1}{2}$ Fl.-F.; ferner
„ 25 Frcs. $27\frac{1}{2}$ Cts. Francs,
„ 13 M. $3\frac{2}{3}$ Sch. hamburger Banco,
„ 6 Silber-Rubel 4 Kopeken in Rußland (1 Pfd. = 338 S.-R.),
„ 4 Doll. 85 Cts. in der Goldvaluta der Vereinigten Staaten.

Geprägt werden Stücke zu 5 und 2 Sovereigns, 1 und $\frac{1}{2}$ Sovereign. Die Goldausprägung geschieht nur in sofern von der Regierung, als sie dieselbe für ihren eigenen Bedarf durch Vermittlung der Bank von England bewerkstelligen läßt. Die Hauptmasse des circulirenden Goldgeldes wird unter Aufsicht der Regierung für Rechnung von Privaten geprägt, doch darf ein Posten nicht weniger als 10,000 Pfund betragen. Ein Abzug für Prägekosten findet nicht statt, jeder kann aber sein Rohgold gegen Sovereigns in der Münze austauschen. Das Remedium beträgt 12 Grän auf das Troypfund und $\frac{1}{2}$ Grän an Feingehalt. Der Feingehalt, **standard weight**, wird mit **24 Carats à Grains** bezeichnet. Ist das Gold besser als **standard (22 carats fein)**, so wird der Unterschied in **carats** und **graini** mit **B (better)** oder **M (more)** bezeichnet; ist es geringer mit **W (worse)**. Ein bedeutendes Sinken der Goldmünze unter den Nennwerth wird durch die stete Garantie ihrer Vollhaltigkeit fast unmöglich gemacht und diese Garantie wird durch die fortwährende Controle vermittelt. Jedes Goldstück nämlich, welches in die Bank von England, das Herz des englischen Geldverkehrs, eingeht, wird vermittels einer sinnreichen Vorrichtung gewogen und falls es $1\frac{1}{2}$ Proc. von seinem ursprünglichen Metallwerthe verloren hat, dem Zahlenden zerschnitten zurückgegeben.

Seit der großen Ausmünzung von 1820—1822 besaß Großbritannien so viel Goldgeld, daß es einen großen Theil der umlaufenden Banknoten einziehen konnte. Das Aufgeld auf Gold gegen Silber stieg in dieser Zeit in ganz Europa beträchtlich. In den Jahren 1817 und 1818 wurden 7,137,711 Pfd. Sterl., von 1820—1822 aber 15,827,062 Pfd. St. in Sovereigns ausgeprägt. In dieser Zeit gab man nach Berechnungen, welche auf Grund des Standes der Friedrichd'or an der Börse zu Berlin angelegt wurden, für eine Mark reines Gold im mittleren Durchschnitte an reinem Silber:

im Jahre	1817	15,236	Mark
„ „	1818	15,242	„
„ „	1819	15,283	„
„ „	1820	15,548	„
„ „	1821	15,874	„
„ „	1822	15,863	„
„ „	1823	15,996	„

Als aber England für seine nach Californien direct und indirect abgesetzten Waaren und ferner aus Australien, wo Gesetz und Handelsverhältnisse dem Mutterlande ein Monopol geben, ungeheure Mengen an Gold bezog, vermehrte es die Ausmünzung bedeutend. In den Jahren 1848—1858 wurden circa 60 Mill. Sovereigns ausgeprägt. Dabei duldet die Regierung im innern Umlaufe als gesetzliches Zahlungsmittel nur Gold unter ihrem Stempel. Die großen Summen ausländischer Goldmünzen, welche der Welthandel herbeiführt, sind nur eine Waare wie Goldbarren und können nur durch Umprägung in Sovereigns in Großbritannien und Irland gangbares Geld werden. Die stete Bewegung, worin der Handel das Goldgeld erhält, veranlaßt zwar ein häufiges Prägen neuer Goldmünzen, allein weil diese als Werthe im täglichen Verkehre des Volkes seltener vorkommen, weil sie bei Versendungen sorgfältiger in feste Rollen verpackt werden, erleiden sie weniger Abnutzung als Silbermünzen. Seit diesen ungeheuren Ausmünzungen und Beziehungen ist der Preis des Goldes gegen Silber etwas gesunken. Während das durchschnittliche Werthverhältniß in den Jahren 1831—1847 an den beiden Hauptmetallmärkten Europa's, in London 1 : 15,79, in Hamburg 1 : 15,64 gewesen ist, war es im Durchschnitte der folgenden Jahre in

	London	Hamburg
1848	1 : 15,84	1 : 15,12
1849	1 : 15,79	1 : 15,75
1850	1 : 15,73	1 : 15,61

	London	Hamburg
1851	1 : 15,64	1 : 15,34
1852	1 : 15,59	1 : 15,42
1853	1 : 15,33	1 : 15,34
1854	1 : 15,33	1 : 15,22
1855	1 : 15,36	1 : 15,32
1856	1 : 15,34	1 : 15,31
1857	1 : 15,29	1 : 15,24
1858	1 : 15,36	

Während Californien und Australien in diesen zehn Jahren hauptsächlich durch die Vermittlung Englands, welchem die Rolle der Vertheilung überkam, die Welt um nicht weniger als 160 Mill. Pfd. Sterl. Rohgold bereicherte, während in Frankreich die Goldprägung in demselben Verhältnisse vorwärts ging, als dort das Silbergeld schwand, ist das Silber gestiegen, da das Bedürfniß desselben zur Deckung der Importe aus Indien und China sich vermehrte. Allein da die Münzung des Goldes ein Monopol des Staates ist, so liegt hierin eine wirksame Schranke gegen ein unnatürliches Ueberfließen der Geldmassen über den wirklichen Bedarf eines Landes hinaus. Der größte Theil des englischen Silbergeldes besteht aus einfachen Schillingsstücken; nächst diesen kommen halbe Kronen und Sechs-Pencesstücke am häufigsten vor. Alle Werthe unter dem halben Schillinge müssen mit Kupfergeld ausgeglichen werden, wovon Stücke von einem, einem halben und einem Viertelpenny im Umlaufe sind. Das Münzsystem der britischen Regierung gewährt daher den Vortheil, den Metallwerth der Einheit, das ist das Pfund Sterling, welches der vollhaltige und vollwichtige Sovereign darstellt, mit verhältnißmäßig geringen Kosten festzuhalten. In allen diesen Verhältnissen liegt ein nicht geringer Grund gegen die so vielfach gefürchtete Goldentwerthung. Die Consumtion, der Bedarf des Goldes äußert sich hauptsächlich in dessen Verwendung zu gemünztem Golde. Das Bedürfniß desselben aber wird stets in denselben Verhältnissen wachsen, in welchen Handel und Industrie fortschreiten. Daß für eine solche Vermehrung noch ein großes Feld offen ist, beweist die Steigerung des Verkehrs durch Schiffahrt und Eisenbahnen, durch welche der Austausch der Producte in die entferntesten Länder geführt werden. Für jede Zufuhr von Metallwerthen in Gold, wie solche in großen Mengen in dem letzten Decennium stattgefunden, ist aber ein Abfluß des beinahe gleichen Werthes in Silber eingetreten und hierdurch ist, da auch in Frankreich die Goldmünzen dem groben Silbergelde substituirt worden, dieses aber von Frankreich und England und selbst von Nordamerika für den Handel nach Ostasien ausgeführt wird, die Nachfrage nach Silber, also der Preis desselben, gestiegen. Und in sofern auch andere europäische Länder durch diesen internationalen Verkehr betroffen werden, wird auch ihnen eine Aenderung des Goldwesens bevorstehen. Man hat daher namentlich in Teutschland, wo die Silberwährung durch die neueste wiener Convention neu gekräftigt worden, alle Ursache, der ferneren Entwickelung der Handelsverhältnisse nach Ostasien, dem Verkehre mit England und Frankreich und den Vereinigten Staaten mit Aufmerksamkeit zu folgen. In England vermochte man mittels der Goldwährung, welche zunächst nur gewählt war, um durch die Trümmer des alten Münzsystems im Wiederaufbau eines geordneten Geldwesens nicht beengt zu werden, dem Schwanken der Münze zum Metalle entgegen zu wirken. Durch die stete Garantie der Vollhaltigkeit der Münze ist dort ein Sinken derselben unter den Nennwerth fast unmöglich gemacht. Die Annahme der Goldwährung hat sich dort nicht allein zur Verhütung der aus dem Preisschwanken zwischen Gold und Silber als Metall entspringenden Uebelstände, sondern auch als ein sicheres und zweckmäßiges Mittel gegen jedes bedeutende Schwanken der Münze zum Metall bewährt. Bereits sind auch schon andere Länder, namentlich Portugal und Brasilien, dem Beispiele Englands gefolgt.

Vorzüglich reich an Goldmünzen ist das Königreich

Portugal, in welchem durch die große Verbreitung der Handelsgeschäfte und die im J. 1500 gemachte Entdeckung von Brasilien das Gold Eingang gewann und das Münzwesen gehoben wurde. Eine große Anzahl Goldmünzen wurde unter König Emanuel um das Jahr 1500, die sogenannten Portugaleser, an Werth 20⅓ Thlr., geprägt. Nach dem Gesetze vom 29. Juli 1854 ist mit dem Jahre 1855 an die Goldvaluta eingeführt, das Silbergeld wird nur als Scheidemünze geprägt. Die Ausprägung besteht von da an nur aus:

Goldkronen	17,735	Grammen schwer,	11/12 fein,	Werth:	10	Milreïs.
Halbe desgl.	8,868	" "	do.	"	5	"
Fünftel desgl.	3,547	" "	do.	"	2	"
Zehntel desgl.	1,774	" "	do.	"	1	"

Das Remedium für Feingehalt und Gewicht der Goldmünzen beträgt 2 Proc. Der alte Gold-Peso, wenn vollwichtig, d. h. 14,188 Grammen schwer, ist auf 8 Milreïs, der engl. Sovereign auf 4½ Milreïs valvirt. Rechnet man 68,304 engl. Sovereigns auf ein teutsches Münzpfund zu 500 Grammen, so ist der Werth eines Milreis über England etwa 44½ Silbergroschen. Mit Berücksichtigung des Remediums können 237³/₇ Milreïs auf ein Pfund feines Gold gerechnet werden.

Spanien begründete erst in den Zeiten der Isabella und unter Ferdinand dem Katholischen, im J. 1497 durch die pragmatische Sanction, einen festen Münzfuß, indem der Tit. 118 derselben verordnete, daß aus einer Mark Gold 65⅓ Dukaten zu 11 Reales und 1 Meravedi Zahlwerth gemünzt werden sollen. Ueber die Feinheit wurde Nichts bestimmt, man ist aber der Meinung, daß das Gold etwa 23¾ Karat fein, das Verhältniß zum Silber aber wie 1 : 10,4 gewesen ist. Man hörte aber bald auf Dukaten zu schlagen, denn schon Karl V. ließ im J. 1537 Kronen (halbe Pistolen) 68 Stück aus einer

22 Karat feinen Goldmark prägen. Späterhin sind mehre doppelte Kronen, Doppie, Doublons oder Pistoles d'Espagne ausgeprägt, denen die französischen Louisd'or im J. 1640 nachgemünzt wurden. Das Verhältniß zum Silber war wie 1 : 13⅓, erlag aber bald vielfachen Veränderungen, stieg sogar bis 16⅙, je nachdem sich der Zufluß des Goldes und Silbers vermehrte oder verminderte. Unter **Philipp III.** wurde das Kupfer um das Doppelte in seinem Werthe erhöht, was zur Folge hatte, daß von andern Völkern diese Kupfermünzen nachgeprägt, in Spanien eingeführt und dafür Gold und Silber dem Lande entzogen wurde. Man rechnet, daß vom J. 1492 bis 1780 an 6680 Millionen Piaster an Gold und Silber aus Amerika nach Spanien gebracht worden sind, und dennoch gab es 1619 in ganz Spanien nicht mehr als 200 Millionen Piaster und 1724 nicht mehr als 100 Millionen Piaster Gold und Silber, Münze und verarbeitetes, auch das reiche Kirchengeräthe mitgerechnet. Erst seit 1772 und 1779 stellte sich ein geordnetes Verhältniß heraus, das Gold in den Münzen wurde etwa 15,807 mal höher als das Silber ausgebracht. Die alten Goldmünzen waren von unförmlicher Gestalt und Dicke. Das neuere Münzwesen ist durch das Fortbestehen der Provinzialausprägungen zu Madrid, Sevilla, Segovia und Cuenca wol etwas verwickelt, aber doch durch ein Gesetz vom Jahre 1848 geregelt. Nach diesem werden geprägt in Gold: der Doblon de Isabel à 100 Realen oder 5 Duros, 27⁷⁄₁₀ Stück auf die rauhe span. Mark ⁹⁄₁₀ fein. Von früheren Goldausprägungen circuliren noch:

der Doblon oder Quadrupel, auch Onça genannt	= 16	Silber-Piaster	
die halbe Onça	= 8	"	"
die Pistole oder Doppia	= 4	"	"
der Escudo de oro	= 2	"	"
der Escudillo oder Durillo	= 1	"	"

Von fremden Goldmünzen gebraucht man fast ausschließlich nur das französische 5 Francs-Stück, das im Werthe zu 19 Realen circulirt.

Von den Goldmünzen der

Niederlande (unter Napoleon **I.** das Königreich Holland) sind, wie schon oben erwähnt, am meisten bekannt geworden und in allen Welttheilen in Umlauf gekommen, die **Dukaten**, welche fast nur für den ausländischen Handel geprägt wurden. Das Gepräge derselben war nach den Provinzen verschieden und führte Namen und Wappen derselben. Als die Holländer im J. 1609 die Bank zu Amsterdam errichteten, behalfen sie sich immer noch mit den Münzen ihrer ehemaligen spanischen Regenten. Die Ducatons wurden als die besten zum Grunde gelegt, aber nur nach Gewicht angenommen. Die sogenannten **goldenen Reiter** (**Ruyder**) waren eine Goldmünze, die als Landesmünze zum inländischen Handel verwendet und zu ¹¹⁄₁₂ fein ausgeprägt wurde. Sie galt 14 Gulden Silbergeld, da die ganze Mark feines Gold zu 374 Gulden ausgebracht wurde. Die bekannten **holländischen Dukaten** sollten, wie der Stempel versicherte, ad legem imperii, d. i. nach den Münzgesetzen des teutschen Reichs geprägt sein, also sollten 67 Stück eine 23 Karat 8 Grän feine cölnische Mark enthalten. Allein die Holländer gaben ihren Dukaten lieber etwas mehr Gewicht, ließen dagegen gern an Feingehalt fehlen. Der bekannte Graumann versichert in seinen gesammelten Briefen, daß die Holländer, wenn auch ihre Dukaten, wie sie aus der Münze kommen, im Ganzen genommen das richtige Gewicht halten möchten, doch nur die leichteren für das Ausland aussonderten. Er sagt ferner, daß, wenn man den holländischen Münzern Gold bringe, um Dukaten daraus prägen zu lassen, man gefragt werde, ob man die Dukaten für Polen, Rußland oder Teutschland brauchen wolle, da hiernach Gewicht, Feinheit und Preis gestellt werde. Später wurden die Dukaten zu 67 Stück auf eine Bruttomark zu 23½ Karat fein ausgemünzt, was die feine Mark Gold zu 216 Thlrn. in Berlin oder einen Cours von circa 114⅘ Proc. gibt. Die jetzigen einfachen Dukaten werden 3,494 Gramm schwer und 983 Tausendel, im Werthe etwa 3 Thlr. 4 Sgr. 4½ Pf. (das Pfund feines Gold zu 500 Gr. = 458 Thlr.) ausgemünzt. Außerdem kommen noch doppelte und einfache Wilhelmd'or (Goulden Willems) vor. Die einfachen sollen 6,729 Gramme wiegen mit 1½ Tausendel Remedium, bei einem Feingehalte von ⁹⁄₁₀; ihr Werth stellt sich hiernach auf 5 Thlr. 16 Sgr. 5 Pf. Goldmünzen wurden sonst auch à 10 und 5 Fl. geprägt, sie werden aber eingezogen, seitdem die niederländische Valuta nur auf Silbergeld beschränkt worden ist.

Von den in den **teutschen Staaten** coursirenden Goldmünzen, den **Dukaten**, **Goldgulden**, **Pistolen** und der neuesten Schöpfung im Münzwesen, der **Krone**, ist schon im Eingange dieses Artikels die Rede gewesen. Aeltere Goldmünzen aus den Zeiten der römisch-teutschen Kaiser, von Karl dem Großen an bis zum Ende des Kaiserthums 1806, kommen nur als Seltenheiten und als Denkmünzen vor. Bei der Armuth Teutschlands an edeln Metallen war es hauptsächlich nur Oesterreich, welches aus seinen Bergwerken Gold gewann und vermünzte. Von den übrigen Staaten sind nur Baiern, Hanover und Braunschweig, Preußen und Baden mit geringen Quantitäten zu nennen. Fast alle, welche Goldmünzen prägen, erwerben das Gold aus dem Welthandel. Daher sind Goldmünzen stets nur Nebengeld gewesen und sind es noch. Silbermünzen, wozu die inländischen Bergwerke den Hauptstoff in hinreichender Menge liefern, sind das Hauptgeld.

Zu erwähnen bleiben die Münzen der alten Könige von Böhmen, welche das Gold ihres Landes ausprägten (vergl. den Artikel **Gold**, **Böhmen**). Kaiser Karl **IV.** schreibt auch in der goldenen Bulle, daß den Königen in Böhmen von Alters her das Recht zugestanden habe, Münzen von Gold in allen Orten und Theilen ihres Königreichs prägen und schlagen zu lassen. König Johann ließ 1325 zuerst Goldgulden prägen und unter Kaiser Karl **IV.** wurden von der Ausbeute der Goldbergwerke bei Prag, die Eule genannt, die **Eulendukaten** ausgemünzt.

Das an edeln Metallen so reiche **Ungarn** prägte in allen Zeiten Goldmünzen. Die Goldgulden der älteren Zeit wurden **Mattenasch** genannt und waren den italischen nachgeprägt. Dukaten kommen schon 1360 vor. Die unter Matthias Huniad I. ausgeprägten, wegen des Corvinischen Wappens **Rabendukaten** genannt, waren sonst wegen geheimer Kräfte, die ihnen der Aberglaube beilegte, sehr beliebt. Am bekanntesten sind die **kremnitzer Dukaten**, die noch jetzt geschlagen werden. Nach dem jetzigen Münzfuße gehen 144,85 Stück auf das Münzpfund feinen Goldes, sodaß zu 457 Thlrn. das Pfund der Werth eines Stückes = 3 Thlr. $2\frac{1}{6}$ Sgr. im 30 Thalerfuße = 4 Fl. $61\frac{1}{6}$ Neukreuzer im 45 Fl.-Fuße und = 5 Fl. $22\frac{1}{2}$ Kr. im $52\frac{1}{2}$ Fl.-Fuße.

Bei der wiener Convention vom 24. Jan. 1857 hat sich Oesterreich die Prägung von Dukaten bis 1865 vorbehalten, wird aber die **Vereins-Goldkrone** der Convention gemäß schlagen. Das Verhältniß des inneren Werthes der Krone zu dem des kaiserlichen Dukaten ist: 1 Krone = 2,9052 Dukaten, 1 Dukaten = 0,3442 Krone. Der Cours der Krone bei den kaiserlichen Kassen ist = 13 Fl. 75 Kr., der der neuen Dukaten = 4 Fl. 89 Kr.

Von den übrigen jetzt in Teutschland coursirenden Goldmünzen verdienen als die gangbarsten erwähnt zu werden in

Preußen: Friedrichd'or = $5\frac{2}{3}$ Thlr. Silbergeld.
Sachsen: Augustd'or = $5\frac{2}{3}$ Thlr. „
Hanover: Wilhelmd'or (Pistole) = 5 Thl. 18 Sgr.
Neben der Silbervaluta gilt hier auch die Goldvaluta.
Baiern: Karolin (= 3 Goldgulden) = 7 Thlr. 1 Sgr. 8 Pf.
Mard'or (= 2 Goldgulden) = 4 Thlr. 21 Sgr. 2 Pf.
Würtemberg: Karolin = 7 Thlr. 1 Sgr. 8 Pf.
Dukaten = 3 Thlr. 7 Sgr.
10 Guldenstücke = 5 Thlr. 18 Sgr. 0,9 Pf.
Baden: Dukaten = 3 Thlr. 7 Sgr. (Rheingold-Dukaten).
10 Guldenstücke = 5 Thlr. 25 Sgr.
10 Thalerstücke (doppelter Ludwigd'or) = 9 Thlr. 21 Sgr. 8 Pf.
Braunschweig: Dukaten = 3 Thlr. 7 Sgr.
Doppel-Karld'or (Doppel-Pistole) = 11 Thlr. 8 Sgr. 8 Pf.
Doppel-Wilhelmd'or = 11 Thlr. 5 Sgr. 9 Pf.
Bremen hat nur Goldvaluta; der Thaler, **Goldthaler**, wird nicht geprägt, sondern ist Rechnungsmünze. Seit neuester Zeit ist festgesetzt, daß ein Pfund fein Gold = 420 Thlr. Gold oder = 84 Pistolen zu 5 Thlrn. gerechnet werden soll. Die Silbermünze ist nur Scheidemünze. 100 Thlr. Gold gelten 109 Thlr. im 30 Thalerfuße.

In den skandinavischen Ländern werden in **Dänemark** und **Schweden** Goldmünzen ausgeprägt, **Norwegen** hat nur Silbermünzen. In Dänemark coursiren Frederik- und Christiand'ore, das einfache Stück 5 Thlr. 17 Sgr. 8,3 Pf. an Werth. Schweden prägt einfache, doppelte und vierfache Dukaten, 147 einfache Stück auf ein teutsches Münzpfund, ein Stück = 3 Thlr. 5 Sgr. $8\frac{2}{5}$ Pf.

Je weiter wir nach dem Osten von Europa gehen, desto mehr treffen wir das grundherrliche Verhältniß vorherrschend, die Geldwirthschaft ist großentheils noch auf die Grundherren und Kaufleute beschränkt und abhängig von der Wandelbarkeit des Absatzes, welcher oft nur durch die größten Anstrengungen errungen wird. Gehen wir auf früheste Zeiten zurück, so geht schon aus Ptolemäus hervor, daß die Römer zur Zeit des Kaisers Marcus Aurelius Antoninus wenigstens auch die Küsten bis zur Newa hin befuhren, bis der nach Kaiser Constantin dem Großen immer mächtiger werdende Andrang der nordischen Völker sie zwang zurückzuweichen. In dem Zeitraume zwischen der Mitte des 8. und dem Anfange des 11. Jahrh. treffen wir wieder einen lebhaften arabischen Verkehr mit den Chasaren und Bulgaren. Nach arabischen Nachrichten tauschten die Araber gegen die Spezereien und Früchte Indiens, Wein, leinene, seidene und baumwollene Zeuche, als Gegenartikel Pelze, Honig, Wachs, Seeotterfelle, Bernstein, Salz ein. Die **Vermittlung zwischen dem Süden und den Küstenländern übernahmen vorzugsweise die Russen.** Ehe aber das schwarze Meer der Schiffahrt eröffnet war, mußten Volhynien, Podolien und die Ukraine ihren Ueberfluß an Erzeugnissen oft 150 und 200 teutsche Meilen weit bringen, um Geld dafür zu erhalten. So ging ein großer Theil des Gewinnes durch die Kosten der Anfuhr verloren und erst in den letzten Decennien, in welchen die Communicationsmittel die regsten Handelsverbindungen hervorgerufen haben, hat sich die Geldwirthschaft auch in diesen Gegenden gehoben. Das Entstehen von Fabriken, das Aufblühen der Rhederei, das Emporkommen örtlicher Anstalten für die Sicherheit, Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Lebens, der Betrieb der Bergwerke haben auch in

Rußland eine regere Geldwirthschaft hervorgerufen. Wir treffen in ihm Goldmünzen zur Zeit des Iwan Basilowiz, doppelte und einfache Dukaten, die man aber nur als Prämien für die Soldaten betrachtete. Später errichtete der Zar Michael Fedorowiz Münzstätten zu Moskau, Nowgorod, Twer und Pleskow, wo er Dukaten mit dem Bilde des Ritters St. Georg prägen ließ. Aber erst unter Peter dem Großen im J. 1721 erhielt das russische Münzwesen einen festeren Fuß, welchen später die Kaiserin Katharina II. im J. 1763 mehr ausbildete. Während des Jahrhunderts, welches der Regierung der Katharina vorherging, oder genauer von 1664—1762 wurden in Rußland Goldmünzen für 2,445,000 Silber-Rubel geprägt, die aber bereits sämmtlich außer Umlauf gekommen sind. **Peter der Große** ließ 1701 den **ersten Dukaten** prägen, 118 Stück aus

einem 93 Solotnik feinen Pfunde Gold. Der holländische Dukaten gab hierzu das Muster. Er prägte ferner zuerst 1718 Doppel-Rubel aus Gold; sie hießen häufig Andreas-Dukaten, weil sie das Gepräge des heiligen Andreas besaßen. Unter Elisabeth wurde 1755 eine ganz neue Goldmünze, Imperialen, ganze und halbe, jene $3\frac{85}{96}$ und diese $1\frac{90}{96}$ Solotnik schwer, beide 88 Solotnik fein, geprägt, im Zahlwerthe zu 10 und 5 Rubel. Die Kaiserin Katharina II. ließ den ganzen Imperial zu $3\frac{3}{44}$, den halben zu $1\frac{47}{48}$ Solotnik ausmünzen. Ein russisches Pfund Gold von diesem Gehalte wurde daher zu 312 Rubel $88\frac{8}{9}$ Kopeken vermünzt, das Pfund feines Gold also zu 341,333... Rubel ausgebracht. Das russische Pfund feines Silber wurde zu 22,755... Kopeken vermünzt, das Werthverhältniß war daher genau wie 1 : 15. Unter der Regierung der Katharina II. von 1762—1796 wurden Goldmünzen im Werthe zu 15,938,000 S.-R. und unter Paul I. von 1796—1801 im Werthe zu 2,169,000 S.-R. geprägt. Diese Münzen aus beiden Perioden sind jetzt außer Cours. Unter Alexander I. von 1801—1826 wurden für 43,146,000 S.-R. und unter Nicolaus von 1826—1850 für 246,010,045 S.-R. Goldmünzen ausgeprägt. Die Gesammtmasse des russischen Goldgeldes betrug im Anfange 1851 = 190 Mill. S.-R., die der Silbermünzen = 136 Mill. S.-R. Bei der großen Ausdehnung des Reiches und dem alten Volksgebrauche, Geld zu verstecken und sogar zu vergraben, war diese große Summe aber minder wahrnehmbar, als man glauben sollte. Seit der Steigerung der Goldgewinnung in den asiatischen Provinzen und zwar namentlich am Ostabhange des Ural, in Sibirien und am Kaukasus (vergl. den Artikel Gold, Abschnitt: Geschichte und Verbreitung) hat sich auch die Goldausmünzung vermehrt. Von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zu Anfang des Jahres 1851 wurden in Allem 21269,43 Pud reines Gold gewonnen, von welchen 0,868 Proc. oder 18,460 Pud auf die zweite Hälfte der Periode kommen und dem petersburger Münzhofe übergeben sind. Wie in Frankreich so ist auch in Rußland das Werthverhältniß des Silbers zum Golde gesetzlich bestimmt. Jeder kann die Ausprägung des Rohmetalls nach dem Verhältnisse von 1 : 15 verlangen, die Schuldner können nach Belieben Gold oder Silber zahlen, durch ein Aufgeld von 3 Proc. ist aber das Werthverhältniß von 1 : 15,45 erhöht. Gerechnet wird nach Silber-Rubeln zu 100 Kopeken. Es sollen 100 Silber-Rubel gesetzlich $5\frac{1}{16}$ Pfund (à 409,516 Grammen) wiegen und gehen 27,783 S.-R. auf ein Münzpfund von 500 Grammen; der Werth eines Silber-Rubels ist hiernach circa 1 Thlr. 2 Sgr. 4 Pf. im 30 Thalerfuße. Geprägt werden gegenwärtig in Gold: halbe Imperialen oder 5 Rubelstücke, 1 Solotnik 51 Doli schwer, $\frac{11}{12}$ fein; jetzt 5 Rubel 15 Kop. in Silber, an Zahlwerth 5 Thlr. 19 Sgr. 0,8 Pf. Die Dukaten mit holländischem Gepräge haben etwa 3 Thlr. 6 Sgr. $3\frac{4}{5}$ Pf. Werth. Außerdem kommen aus früherer Zeit noch vor: ganze Imperialen, 10 Rubelstücke, gegen Silber jetzt 10 Rubel 30 Kop. geltend; Andreas-Dukaten zu 2 S.-R. und ganze und halbe Gold-Rubel. Vor Ausprägung des Rubels bediente man sich einer Silbermünze, Denga, deren 100 einen Rubel ausmachten. Beim Abzählen dieses Geldes brauchte man ein Stück Holz, in welches, so oft 100 Dengen gezählt waren, ein Einschnitt gemacht wurde. Dieser Einschnitt hieß Rubel.

Einen großen Fortschritt in der Geldwirthschaft, wie wir dieselbe durch den Handel und die Fabrikation in England, Frankreich, den Niederlanden, an der teutschen Nordseeküste bis in das Herz von Teutschland hin haben, finden wir ferner in Belgien, in der Schweiz und Oberitalien.

Belgien besitzt ganz das französische Münzsystem, hält aber auf dieser Basis den reinen Silberstandard fest und wird so in der jetzigen Zeit Gegenstand der Silberausbeute für Frankreich. Nach dem Gesetze vom Jahre 1847 prägte es Goldmünzen, 25 und 10 Frankstücke aus, allein schon seit 1851 ist diese Ausmünzung sistirt. Im Gegensatze zu Frankreich überläßt Belgien die Werthung des Goldes dem Markte.

In der Schweiz waren die ersten Landesmünzen Brakteaten von Gold und Silber, später gab es Goldgulden. Nachdem die schweizerische Industrie auf einen Höhepunkt gekommen, der weit über die Grenzen dieses kleinen Landes hinaus ein hohes Ansehen erlangt hat, wurden die verschiedenen Cantonal-Währungen aufgehoben. Durch Bundesgesetz vom 7. Mai 1850 wurde in der ganzen Schweiz das französische metrische System, als Münze der französische Frank in der Silberwährung eingeführt. Goldmünzen werden nicht geprägt.

Italien, längst schon ein Land der Unruhe und Eroberungssucht, zerspalten in verschiedene kleine Staaten, welche bald an diesen, bald an jenen Herrscher fielen, hat die verschiedenartigsten Münzen. Von den ältesten und älteren Zeiten weist das Museum Campana in Rom die schönsten Exemplare nach. Von den gangbarsten neuesten Goldmünzen sind zu bezeichnen:

In Mailand, welches aber 1859 an Sardinien gekommen, der
- Sovrano zu 40 Lire = 9 Thlr. 13 Sgr. 2,4 Pf.
- Zechinen = 3 Thlr. 6 Sgr. 1,2 Pf.
- Doppien oder Pistolen = 5 Thlr. 9 Sgr. 4,8 Pf.

In Venedig:

Scudo d'oro, Goldkrone	= 39 Thlr. 2 Sgr. 10,8 Pf.
Osella d'oro	= 13 Thlr. 1 Sgr. 7,6 Pf.
Zechinen	= 3 Thlr. 7 Sgr. 0,4 Pf.
Ducato d'oro, Golddukat	= 2 Thlr. 1 Sgr. 1,4 Pf.
Doppia (Pistole)	= 5 Thlr. 22 Sgr. 3,3 Pf.

Toscana, das alte Etrurien, prägt Goldmünzen von reinem Golde, und zwar: 80 Fioriniſtücke, 31,618 Grammen schwer = 30 Thlr. 5 Sgr. 6 Pf.
- Ruspono, 3facher Zechino, zu 40 Lire oder 60 Paoli oder 24 Fiorini, 10,463 Grammen schwer = 9 Thr. 20 Sgr. 4,8 Pf.
- Ruspono des Königreichs Etrurien = 9 Thlr. 23 Sgr. 11,4 Pf.

Zechino (Dukaten, Gigliati) zu $13\frac{1}{3}$ Lire oder 20 Paoli, 3,487 Grammen schwer = 3 Thlr. 6 Sgr. 9,6 Pf.

Parma und Piacenza hat als Rechnungsmünze die Lira italiana, auch Franco genannt, welche dem franz. Franc gleich ist. Aus älterer Zeit hat es Pistolen und Zechinen als Goldmünzen. Seit 1815 prägt es 40 Lire italiene Stücke zu 10 Thlr. 23 Sgr. — und 20 „ „ „ „ 5 Thlr. 11 Sgr. 6 Pf.

Modena prägt dieselben Goldmünzen wie Parma.

Das Königreich Sardinien prägt seit 1827 in Gold Stücke zu 100, 50, 20 und 10 Lire. Vorher auch Stücke zu 80 und 40 Lire; die 20 Lire-Stücke werden Doppien genannt. Die Doppien von 100 Lire gelten 26 Thlr. 27 Sgr. 6 Pf., die Doppiette zu 10 Lire nuove gilt 2 Thlr. 27 Sgr. 6 Pf. Außerdem circuliren noch verschiedene ältere savoyische und piemontesische Münzen, als: Karolinen oder 5 Doppien = 38 Thlr. 25 Sgr. 5,7 Pf., Pistolen zu 7 Thlr. 21 Sgr. 7,6 Pf. Von den genuesischen Goldmünzen circuliren: Zechine = 3 Thlr. 7 Sgr. 1,6 Pf.; Genovine zu 100 Lire = 23 Thlr. 29 Sgr. 3,9 Pf. und 4 Pistolen-Stücke zu 96 Lire der ligurischen Republik von 1798 = 21 Thlr. 14 Sgr. 3,9 Pf.

Der Kirchenstaat mit der Capitale Rom prägt nach dem Gesetze vom 10. Jan. 1835 in Gold Stücke von 10, 5, $2\frac{1}{2}$ Scudi und 1 Scudo. Die 10 Scudi- oder 100 Paoli-Stücke gelten 14 Thlr. 13 Sgr. 2 Pf. Außerdem circuliren Zechinen = 3 Thlr. 5 Sgr. 2 Pf.; Doppien von Pius VI. = 4 Thlr. 19 Sgr. 8 Pf.; neue Doppien seit 1818 = 4 Thlr. 21 Sgr. 3,4 Pf.

Das Königreich Neapel mit Sicilien hat, wie schon früher erwähnt, von Roger II. seit 1140 Ducati, d. h. herzogliche Münzen, wovon jeder 8 Romesina galt. Unter Kaiser Friedrich II., der von 1197—1250 über Sicilien als König herrschte, wurden zu Messina und Brundusi Goldmünzen, Augustales, ausgeprägt. Unter König Joachim von 1809—1813 wurden 40 Lire-Stück zu 10 Thr. 27 Sgr. 3,4 Pf. und 20 Lire-Stücke zu 5 Thlr. 13 Sgr. 7,7 Pf. gemünzt. Nach dem Sturze der französischen Herrschaft wurde die Rechnung in Ducati di Regno à 10 Carlini à 10 Grani à 10 Cavalli, im Großhandel jedoch nur in Ducati à 100 Grani eingeführt. Der Ducato gilt in Italien $4\frac{1}{4}$ ital. Liren und in Frankreich ebenso viele Francs. In neuester Zeit wurden in Gold geprägt Stücke zu 30, 15, 6 und 3 Ducati, welche letztere Oncette heißen, an Gewicht 85 Acini. Hiernach gelten: 10 Oncette-Stücke zu 30 Ducati = 35 Thlr. 12 Sgr. 11,5 Pf. und eine Oncette zu 3 Ducati = 3 Thlr. 16 Sgr. 3,5 Pf.

Auf der Insel Malta im mittelländischen Meere gilt die englische Goldvaluta. Bis etwa 1800 sind hier von den ehemaligen Besitzern der Insel, den Malteserrittern, Gold-Zechinen, Doppien oder Pistolen gangbar gewesen, welche einen Werth von 6 Thlr. 17 Sgr. 10,5 Pf. haben.

Griechenland prägt seit 1833 in Gold: Stücke zu 40 und 20 Drachmen, letztere 5,776 Grammen schwer zu $\frac{9}{10}$ fein. Die Gold-Drachme ist in England zu $8\frac{1}{2}$ Pence, die Silber-Drachme zu $8\frac{3}{5}$ Pence tarifirt worden, was für ein Pfund Sterling einem Pari von 28,165 Drachmen in Gold, 28,55 Drachmen in Silber gleich kommt. Im 30 Thalerfuße beträgt ein 40 Drachmenstück = 9 Thlr. 19 Sgr.

Im türkischen Reiche circuliren eine Menge Goldmünzen, von denen solche mit dem Gepräge der fremden Regierungen, welche durch den Handel zugeführt werden, oft mehr Glauben und Ansehen fanden als die eigenen. In früherer Zeit war der Münzfuß stets der Willkür eines jeden Sultans anheim gestellt und selbst die Statthalter der einzelnen, namentlich entfernteren Provinzen veränderten diesen nach Belieben. Erst in neuester Zeit ist ein geregelter Münzfuß eingeführt. Nach diesem werden 100 Piasterstücke à 7,216 Grammen und 50 Piasterstücke à 3,608 Grammen schwer in einem Feingehalte von 0,916 mit 2 Milligramm Remedium gemünzt. Unter einem Beutel (Chise, Kize) Gold versteht man eine Summe von 30,000 Piastern; unter einem Beutel Silber eine von 500 Piastern. Der Werth eines Goldpiasters (das Münzpfund fein Gold zu 457 Thlrn. gerechnet) stellt sich auf $21\frac{3}{4}$ preuß. Pfennige, $9\frac{7}{16}$ österr. Hundertel, $6\frac{11}{24}$ südt. Kreuzer. Der Werth der 100 Piasterstücke in Gold ist gesetzmäßig = 6 Thlrn. 6 Sgr. 3,4 Pf. Von fremden Goldmünzen circuliren: engl. Sovereigns zu 124 Piastern, russ. Halbimperialen zu 102, 20 Francsstücke zu 100, österr. Dukaten zu 58 Piastern. Die älteren Münzen sollen allmälig eingezogen werden, circuliren aber noch. Von ihnen sind am gangbarsten: die Fonduk-Zechine von 1773 = 2 Thlr. 19 Sgr. 2,8 Pf.; die Rebia-Zechine = $\frac{1}{4}$ Fonduk = 18 Sgr. 3 Pf.; die Zermahbub-Zechine = 1 Thlr. 22 Sgr. 9,5 Pf.; die Onikilik-Zechine zu 12 Piastern = 1 Thlr. 7 Sgr. 10,7 Pf.

Persien prägte früher nur Goldmünzen, wenn ein König den Thron bestieg. Diese Goldstücke, Shereft oder Tela genannt, unseren Dukaten ähnlich, wurden unter die Großen des Reichs vertheilt, waren daher bloße Denk- oder Auswurfsmünzen. Im Handel kamen nur Silbermünzen vor, welche bei größeren Geldgeschäften in Säcken zugewogen wurden. In neuester Zeit ist die Goldvaluta eingeführt; man rechnet nach Tomans à 200 Schahi. Es werden von feinem Golde ganze und halbe Tomans geprägt, aber sehr unvollkommen, daher sie oft beschnitten und deshalb im Handel gewogen werden müssen. Auf ein Pfund feines Gold können 146 Tomans gerechnet werden und stellt sich daher der Werth eines Toman auf nahe 3 Thlr. 4 Sgr. Er wird gewöhnlich 50 Stück türkische Piaster gerechnet; $1\frac{3}{4}$ Tomans sind = 1 russischen Halbimperial tarifirt. Von fremdem Gelde circulirt namentlich russisches und türkisches Gold; auch österr. Dukaten, die einem Toman gleich gerechnet werden.

Ostindien, dieses von so vielen Fürsten und Radschas, durch englische, französische, portugiesische und niederländische Besitzungen zerstückelte Reich, besitzt eben so vielerlei Münzen. Seit Stiftung des mongolischen Reiches

durch Sultan Babur, 1504, und noch mehr durch einen seiner Nachfolger, Sultan Akbar, wurden viele Gold-, Silber- und Kupfermünzen ausgeprägt. Von den Goldmünzen zeichneten sich die Pagoden aus, klein und dick, mit einem sitzenden oder stehenden Götzenbilde, auch mit einem Sterne bezeichnet. Unter Akbar's Nachfolger, Gehan Ghir, auch Selim genannt, wurden von dessen Gemahlin, die ihn um die unumschränkte Regierung auf 24 Stunden gebeten hatte, goldene Münzen mit den zwölf Himmelszeichen geprägt. Eine allgemeine Münze ist die Goldrupie oder Mohur, welche besonders von Hyder Aly in dem von ihm 1763 gestifteten, aber schon 1799 von den Engländern unterjochten Reiche Mysore gemünzt wurde. Sie zeichnete sich durch reines Gepräge, arabische und persische Aufschrift vor allen indischen Münzen aus. Der Fanam, Fano ist besonders in Bengalen von schlechtem Golde (Horngold) und der Größe einer Linse ausgemünzt. Seitdem die Europäer bedeutende Besitzungen in Indien erworben haben, sind von ihnen Münzen zur Ausgleichung der indischen geprägt und walten namentlich Goldrupien (Company's Rupee) in den englischen Besitzungen vor. Ihr allgemeiner Werth ist 10 Thlr. 1 Sgr. 3,7 Pf. Besonders sind in

Bengalen und Calcutta: Alte Sicca-Rupien, die etwa $6\frac{5}{8}$ Proc. besser sind als die Company's-Rupien, im Werthe zu 11 Thlr. 16 Sgr. 4,5 Pf. Die älteren Mohurs oder Goldrupien haben einen Werth von 11 Thlr. 15 Sgr. 11 Pf. Die Zahlungsvaluta des Landes ist auf Silber gegründet.

Bombay hat alte Rupien im Werthe zu 10 Thlr. 10 Sgr. 4,6 Pf. und Goldrupien = 10 Thlr. — 9,1 Pf.

Madras hat dasselbe Münzsystem wie Calcutta. Die Goldrupie gilt gewöhnlich 15 Silberrupien. Eine Silberrupie hat den Werth von circa $22\frac{1}{8}$ Pence in England, 2 Fr. 36 Cent. in Frankreich oder $19\frac{1}{3}$ Sgr. Von Goldmünzen circuliren noch Star-Pagoden im gesetzlichen Werthe zu 2 Thlr. 21 Sgr. 0,7 Pf., sie werden aber nicht mehr geprägt.

Mysore hat als Goldmünzen: Sultan-Mohurs à 4 Pagoden, im Werthe zu 11 Thlr. 2 Sgr. 0,1 Pf.; ferner circuliren: Alte Ekaira-Pagoden = 2 Thlr. 21 Sgr. 0,9 Pf. und Neue Star-Pagoden = 2 Thlr. 21 Sgr. 2,6 Pf.

Goa, im portugiesischen Gebiete auf der Küste von Malabar, hat die St. Thomas-Pagode, aus habessinischem Golde, im Werthe zu 2 Thlr. 13 Sgr. 3,2 Pf.

Die französischen Niederlassungen zu Pondichery haben Pagoden mit dem Halbmonde auf der Rückseite. Man rechnet nach solchen Pagoden zu 24 Fanams oder Fanons à 60 Cash. Es gilt die Pagode 8 Francs, die Rupie nur 2 Fr. 40 Cent.

In den holländischen Niederlassungen auf Java sind die ursprünglich batavischen Goldrupien von sehr verschiedener Ausprägung seit 1826 außer Umlauf gesetzt. Es gab Mohurs im Werthe zu 11 Thlr. 4 Sgr. 10,5 Pf. und 10 Thlr. 18 Sgr. 7,3 Pf. Die Valuta besteht in der des Mutterlandes (s. Niederlande) und in sogenanntem ostindischem Golde.

China hat weder Gold- noch Silbermünzen. Vor langer Zeit existirten doppelte und einfache Goldschout zu 200 und 100 Dukaten, und wir dürfen bei der frühen Reife der materiellen Civilisation der Chinesen annehmen, daß sie schon in ältester Zeit Münzen geprägt haben. Allein da Betrügereien und Verfälschungen zu sehr vorwalteten, wurden Gold und Silber als Münze abgeschafft. Im größern Verkehre bedient man sich der edeln Metalle in Barren oder unregelmäßiger, oft prismatischer Stücke, welche von sehr verschiedenem Gewichte und Gehalte sind und daher jedesmal gewogen und probirt werden müssen. Ebenso verfährt man mit den spanischen Piastern, die durch Ausschneiden und Stempeln sehr verunstaltet vorkommen. Da die Goldbarren häufig ausgebohrt und mit Blei ausgefüllt werden, so gibt man dem Blattgolde den Vorzug, das in der Gestalt der nordteutschen einthalerigen Kassenscheine, mit chinesischer und englischer Schrift versehen, in den Handel kommt. Die Schrift nennt den Goldschmied, von dem die Blätter herrühren, und die Angabe, ob 100 oder weniger Touches fein. So hatte z. B. ein in neuester Zeit nach Europa gekommenes Blatt 1 Decimeter Breite und $6\frac{1}{2}$ Decimeter Höhe, an drei Seiten chinesische Schrift, und zeigte in der Mitte die Worte: Kee Sing. One hundred touch. Es wog 1,94 Grammen. Dieses Blattgold wird nach dem Gewichte verkauft; es galt 1858 circa 22 Doll. 40 Cts. per Tael Gewicht. Da ein Tael Gewicht = 580 engl. Troy-Grän, ein neues preuß. Pfund (à 500 Gr.) = 7716 Troy-Grän ist, und wenn das Pfund fein Gold zu 458 Thlrn. angenommen wird, so ist der Werth eines solchen Taels in feinem Blattgolde auf $34\frac{5}{12}$ Thlr., in Dollars aber nur auf $32\frac{1}{6}$ Thlr., was das Pfund fein Gold auf noch nicht 428 Thlr. bringt. Das Gold hätte demnach in China gegenwärtig einen um mehr als 6 Proc. niedrigeren Werth als in Teutschland. Es werden 50 Taels Gewicht gewöhnlich in ein Holzkästchen gepackt und eine ausführliche Garantie des Goldschmieds auf Papier gedruckt und gestempelt beigelegt. Die im größern Handel vorkommenden Gold- und Silberbarren sind von verschiedenem Gewichte, die Goldbarren im Feingehalte von 92—98, die Silberbarren im Feingehalte von 80—100 Toques (Touch = Hunderttheil). Syceesilber ist angeblich ganz feines Silber (in Wirklichkeit 0,96 fein) in Gestalt eines abgestumpften Kegels von verschiedenem Gewichte. Die Stelle des Münzfußes vertritt ein Decimalgewicht. Man rechnet nach dem Tael oder Liang zu 10 Mace oder Thsian à 10 Condorin oder Fen à 10 Li oder Zin. Die Engländer sagen: ein Tael hat 10 Mace à 10 Cash; die Holländer sagen, 1 Tael hat 10 Mas à 10 Pitjes. Für den innern Verkehr dienen die Li, Zin, Cash, Pitjes, runde, auf einer Seite mit chinesischer Schrift versehene Metallstücke aus einer Mischung von 3 Th. Kupfer und 2 Th. Zink, in der Mitte mit einem viereckigen Loche versehen, um sie zu Hunderten auf eine Schnur zu reihen. Von wirk-

lichen Landesmünzen gibt es nur den Li (Cash); alle übrigen sind eingebildet, sind nur Rechnungsgrößen. Es werden je 100 zusammengerechnet und ein Bündel à 1000 Stück soll eigentlich = 1 Tael sein; doch bleibt sich dies nicht immer gleich, da der Werth des Silbers schwankt.

Auch das japanesische Reich hat, wie China, schon in frühester Zeit Münzen gehabt, und bei dem großen Reichthume der japanesischen Inseln an edeln Metallen wurden daher auch Goldmünzen geprägt. Sie waren theils rund, theils unregelmäßig geformt, weder mit Bildern noch Zahlen, sondern mit verschiedenen Schriftzeichen und Stempeln verziert. In Europa sind sie nur Raritäten, da es streng verboten ist, dieselben auszuführen. Sie bestehen alle in dünnen länglichrunden Plättchen, sind aber dessenungeachtet auf beiden Seiten mit Schriftzügen versehen. Seit Ende des vorigen Jahrhunderts sind auch runde Münzen gangbar geworden. Geprägt werden in Gold: Cobangs (Koban) zu 60 Maces und darüber, besonders zu Batavia gangbar, im Werthe von 6 Thlr. 4 Sgr. bis 6 Thlr. 27 Sgr.; sie werden oft noch höher, bis 7 Thlr. 21 Sgr. bezahlt. Eine alte, nicht mehr gangbare Goldmünze ist: Itchebo oder Itjib, an Werth = 2 Thlr. 11 Sgr. Neue, gangbare dergleichen haben etwa 2 Thlr. — Sgr. 5,6 Pf. Werth. Da sowol die Gold- als auch die Silberstücke nicht eigentlich als Münzen, sondern als Metallplatten anzusehen sind, so werden dieselben bei der Annahme gewogen. In Folge des zwischen Japan und den Vereinigten Staaten von Nordamerika 1854 geschlossenen Handelsvertrags sind jetzt einige Häfen dem Verkehre geöffnet. Bei der Leistung von Zahlungen soll hierbei der Werth des von den Amerikanern gebrachten Geldes durch Abwägung mit japanesischem Gelde, d. h. Gold mit Gold, Silber mit Silber, oder mit Gewichten, welche japanesisches Geld darstellen, festgestellt werden. Nachdem der Werth des amerikanischen Geldes so festgestellt worden, soll den Japanern für die Ausgabe der Umprägung 6 Proc. bewilligt werden.

Amerika hatte zur Zeit seines Bekanntwerdens nur Münzen derjenigen europäischen Staaten, welche die Oberhoheit über einzelne Landestheile besaßen. Die ursprünglichen Bewohner bedienten sich der Muscheln statt des Goldes. Die Spanier, welche wir in Peru und Mexico zuerst als Eroberer im schlimmsten Sinne des Wortes haben auftreten sehen, welche zuerst Südamerika colonisirten und die Bergwerksproduction ausbeuteten, transferirten meistens die edeln Metalle nur nach Europa. Erst später wurden in Rio de Janeiro von Seiten Portugals und in Mexico von Seiten Spaniens Münzstätten errichtet. Nach der Unabhängigkeits-Erklärung der einzelnen südamerikanischen Staaten wurden für Brasilien eigene Goldmünzen geprägt und die Goldvaluta eingeführt.

Das jetzige Kaiserthum Brasilien rechnet, wie Portugal, nach Reïs; 1000 Reïs nennt man ein Milreïs, eine Million aber ein Conto de Reïs. Seit 1849 ist Gold das gesetzliche Zahlmittel und es sollen 20 Milreïs 5 Octavas Gold von $^{11}/_{12}$ Feingehalt wiegen. Silbermünzen sind sämmtlich nur Scheidemünzen in Bezug auf die gesetzliche Goldwährung. Rechnet man das Münzpfund fein Gold zu 457 Thlrn. und zu 68,42 Sovereigns, so ist der Werth eines Milreïs = 22 Sgr. 7 Pf. in Preußen, 2 Francs 79 Centimes. Aeltere Goldmünzen sind: Dobra (doppelter João) zu 12,800 alten Reïs = 24 Thlr. 21 Sgr.; Meca Dobra (João) zu 6400 alten Reïs = 12 Thlr. 10 Sgr. 6 Pf.; Moeda (Moeda de ouro, Moidor) zu 4000 Reïs = 6 Thlr. 28 Sgr. 4,9 Pf. Die südamerikanischen Freistaaten Bolivia, Chile, Ecuador, Mittel-Amerika, Neu-Granada, Paraguay, Peru, Rio de la Plata, Uruguay und Venezuela haben im Allgemeinen die Silberpiaster, Pesos Macuquina, zu 8 Realen für den Kleinhandel, die Pesos duros zu 9 Realen oder auch à 100 Cents als Zahlungsmittel. Das Münzwesen ist daher hauptsächlich auf Silber basirt. Der Peso, Piaster, Dollar zu 8 Realen hat einen Werth von 1 Thlr. $13^5/_8$ Sgr. Bei der reichen Production an Gold werden auch in großen Summen Goldunzen oder Doblonen, deren Werth gewöhnlich zu 16 Piaster, Onças genannt, aber sehr verschieden ist. Es coursiren in

Chile und Bolivia: Onza oder Doblon zu 16 Silberpiaster = 22 Thlr. 3 Sgr. 7,8 Pf.
Columbien: Onza de oro = 8 Escudos de oro (Bogota) = 21 Thlr. 28 Sgr. 8 Pf.
Onzas vom Jahre 1823—1837 = 22 Thlr. 2 Sgr. — Pf.
Onzas vom Jahre 1823—1836 (Popayan) = 21 Thlr. 22 Sgr. 3,5 Pf.
Ecuador (Quito): ½ Onzas = 10 Thlr. 22 Sgr. 0,2 Pf.
Mittelamerika: Onza von 1833 = 21 Thlr. 4 Sgr. 7 Pf.
Peru: Onzas aus Lima = 21 Thlr. 28 Sgr. 10,5 Pf.
Onzas aus Cuzco = 22 Thlr. 1 Sgr. 7,9 Pf.

Seit 1857 werden aber in Gold geprägt:

Sol	zu 20 Silberpiaster,	569 Granos schwer		
½ Sol	= 10 = =	284½ = =		
Doblon	= 5 = =	142¼ = =		zu $^9/_{10}$ fein.
Escudo (Thaler)	= 2 = =	56,9 = =		
½ Escudo	= 1 = =	$28^9/_{20}$ = =		

Der Werth eines Goldpiasters stellt sich auf 42 Pence Sterling.
Die Mark Gold ist = 50 Castellanos. Die Mark Goldstaub hat 8 Unzen.

Rio de la Plata oder Argentina: Doblones (Onzas, Quadruples) à 17 Silberpiaster = 22 Thlr. — Sgr. 6 Pf.

Onzas patrios (Nationaldublonen) = 21 Thlr. 4 Sgr. 7 Pf.

Mexico prägt in Gold: Onzas oder Doblones zu 8 Escudos oder 16 Pesos, durchschnittlich 418 Grains schwer und 0,875 fein. Die Onzas werden auch in Stücke à 1/2, 1/4, 1/8 und 1/16 ausgeprägt. Es werden 21 1/10 Onzas auf ein Pfund feines Gold gerechnet und stellt sich daher das Verhältniß zwischen Gold und Silber auf 1 : 16 3/8, während es in Teutschland auf 15 7/30 sich stellt. Der Werth einer Onza zu 8 Escudos ist gewöhnlich = 22 Thlr. 7 Sgr. 4,8 Pf.

Nordamerika hatte in den ersten Zeiten seiner Colonisation die englische Landesmünze, bis unter König Georg I. von England im J. 1724 in London eine eigene Münzstätte für die nordamerikanischen Staaten errichtet wurde. Nach der Losreißung dieser Staaten von englischer Oberhoheit und nachdem der neue Freistaat errichtet worden war, führte man das Decimalsystem ein, nach welchem seit 1786 Goldmünzen geprägt wurden. Die erste Goldmünze war der Eagle (Adler) zu 10 Dollars, im Werthe zu 14 Thlr. 29 Sgr. 8,4 Pf. Das Wappen auf der Hauptseite stellt die Göttin der Freiheit dar, auf deren Umschlage das Wort Liberty sich befindet; zur Seite sind 13, auch 15 Sterne, welche auf die Anzahl der verbundenen Provinzen hindeuten. Die Rückseite ziert ein Adler, im Schnabel ein Band haltend mit den eingeprägten Worten: e pluribus unum. In der rechten Kralle hält der Adler ein Bündel Pfeile, in der linken einen Lorbeerzweig; auf neueren Münzen umgekehrt. Die Umschrift lautet: United States of America.

Die Eagles zu 10 Dollars aus dem Jahre 1792 gelten 15 Thlr. 1 Sgr. 11,4 Pf.
Die vom Jahre 1834 . . 14 Thlr. 3 Sgr. 7,7 Pf.
Die vom Jahre 1837 . . 14 Thlr. 4 Sgr. 0,1 Pf.

Als im J. 1824 in den südlichen Unionsstaaten die Goldwäschereien (s. den Art. Gold) aufkamen, wurden in der Münze von New-York aus inländischem Golde die ersten Golddollars geprägt. Anfangs bestanden die Dollars in Papiergeld, später in Silbermünzen, die 416 Troy-Grän wogen und 371 1/4 Grän an Korn hatten. Durch das Gesetz vom 21. Febr. 1853 wurde die Silberwährung aufgehoben und die Goldvaluta eingeführt. Silbermünzen gelten von da an nur als Scheidemünzen.

Der neue Golddollar ist 25 1/5 Troy-Grän schwer und 9/10 fein, ist also auf 23,22 Troy-Grän fein Gold festgesetzt. Rechnet man daher 332,35 Stück auf ein Münzpfund von 500 Grammen, das Pfund feinen Goldes aber zu 457 Thlrn., so ist der Werth eines Golddollars = 41 1/4 Sgr. und es vergleichen sich 100 Pfund oder Sovereigns mit circa 485 5/8 Golddollars, sodaß 100 Dollars à 4 1/2 Schilling = 109 1/4 Golddollars sind. Geprägt werden jetzt Stücke zu 20, 10, 5, 3 und 1 Dollar. Die Stücke zu 10 Dollars werden auch jetzt noch Eagles genannt; sie wiegen 258 Grains und sind 9/10 fein. Vor 1837 wogen sie 270 Grains und waren 11/12 fein. Die älteren Goldmünzen der Vereinigten Staaten gaben 6 Proc. Agio, d. h. 106 neue Dollars für 100 alte. In den Jahren 1848—1858 betrug die Goldausmünzung über 450 Mill. Dollars. Im Course gelten:

Spanische Dublonen (Onzas, Quadrupels) 16 Dollars 60 Cents für ein Stück.

Engl. Sovereigns . . .	4	Dollars	88	Cents
20 Frcs.-Stücke . . .	3	"	85	"
Niederl. 10 Fl.-Stücke	3	"	98	"
Dukaten, holländ. . .	2	"	22	"

Die Unze Gold in Barren zu 9/10 fein gilt circa 18 Doll. 65 Cents.

Die Unze Silber 1 Doll. 21 Cents.

Die Unze Goldstaub aus Californien 16—17 1/2 Doll., je nach Beschaffenheit.

Jedermann kann 9/10 feines Gold und Silber unentgeltlich durch eine der Münzen prägen lassen, doch muß das Eingebrachte mindestens 100 Doll. betragen. Die Hauptmünzstätte der Vereinigten Staaten ist in Philadelphia.

Australien. Die britischen Besitzungen auf dem Festlande Australiens haben die Münzen wie in England. In der zu Sydney seit 1855 eröffneten Münze werden goldene Sovereigns, nach Art der englischen, aber mit den Aufschriften: Sydney Mint und Australia, geprägt. Das aus den australischen Minen zur Ausmünzung gebrachte Gold schwankt im Feingehalte zwischen 0,840 und 0,990. In

Afrika finden wir zunächst Goldmünzen in dem uralten Culturlande Aegypten. Nach Herodot sollen die Aegypter zuerst die edeln Metalle als allgemeines Tauschmittel erfunden und zu wirklichen Münzen umgeformt haben. Die in neueren Zeiten in Mumiensärgen aufgefundenen Münzen sind aus der Zeit der saitischen Alleinherrschaft, etwa 600 v. Chr. Es sind Gold- und Silbermünzen vom feinsten Gehalte, gemeinhin Todtenpfennige genannt. Die unter dem Namen ägyptische Königsmünzen bekannt gewordenen Goldmünzen der Ptolemäer sind schwierig zu entziffern, da alle diese Könige den Namen Ptolemäus führten, der ohne weiteren Unterschied vielen aufgeprägt wurde. Die unter römischer Herrschaft für Aegypten ausgeprägten Goldmünzen haben größtentheils ein Krokodil im Gepräge. Die von den Türken oder deren Paschen für Aegypten ausgeprägten Goldmünzen sind: Myssra und der zu Kairo geprägte Sherif. Der Münzfuß richtete sich sonst sehr nach der Habsucht des herrschenden Pascha, hat aber seit 1839 eine geregelte Reform erlitten. Seitdem werden Gold und Silber nach dem Derhem (Drachme) zu 16 Kirat à 4 Grän gewogen, und Goldmünzen werden ausgeprägt im Feingehalte von 0,874

Stücke zu 100 Piaster (Bedidlik) = 7 Thlr. 1 Sgr. 0,2 Pf.
" " 50 " (Nussflik) = 3 " 15 " 6,1 "

Stücke zu 20 Piaster (Kairie Hasfhreen) = 1 Thlr. 12 Sgr. 2,4 Pf.
" " 10 Piaster (Kairie Basfhireh) = 21 Sgr. 1,2 Pf.
" " 5 Piaster (Catea Hamsee) = 10 Sgr. 6,6 Pf.

In Silber wird nach Piastern (arab. Resch oder Risch genannt) gerechnet, und ist ein Piaster = 25⅕ preuß. Pfennige, oder 10½ neue österr. Kreuzer oder 7⅟₂₀ Kreuzer süddeutscher Währung. Die Course für die Goldmünzen sind:

100	Piaster für	einen engl. Sovereign
315	" "	eine span. Dublone
46	" "	einen Dukaten
19½	" "	ein franz. 5 Francsstück.

Die zur **Berberei** gehörigen Staaten **Algier**, **Tunis** und **Tripolis** hatten früher eigene Goldmünzen, als: Mabuf von Dukatengröße, in der Türkei Berberesk genannt, etwa 2 Thlr. werth = 120 Para; Zian, etwa ½ Dukaten; Rubbeh = einem Viertel Zermabub, 30 Para oder 20 Sgr. an Werth. Das durch die Franzosen colonisirte Algier hat seit 1849 die französischen Goldmünzen, außerdem coursirt aber die Zechine oder Sultanine, von schwankendem Werthe gegen Silber (4½—5 Budschuh, d. i. Piaster von Algier).

In **Feß** und **Marocco** ist wegen der vielen Unruhen stets ein sehr unsicheres Münzwesen ausgeübt; gewöhnlich haben die Juden die Aufsicht über dasselbe, und diese prägen, da das Land selbst keine edeln Metalle producirt, die eingehenden fremden Münzsorten in Landesmünzen um, wobei sie dieselben stets auf einen schlechten Fuß stellen. Die Goldmünzen haben wie die Silbermünzen arabische Schrift und Zahlzeichen. Im J. 1788 ließ der Kaiser mit Bewilligung des Königs von Spanien seine Gold- und Silbermünzen zu Madrid prägen, wodurch sie an Gehalt und Gepräge gewannen; allein dieser Vertrag dauerte nur ein Jahr, und die alte schlechte Wirthschaft trat wieder ein. Aeltere Goldmünzen sind: Matbu, ehedem in Spanien geprägt, auch zehnfache zu 13⅚ Thlr. Werth; **Mitkul Deheb**, halbe Dukaten. In neuerer Zeit sind goldene Landesmünzen: goldene Metikals (auch Dukaten genannt), und Bendikys oder 2 Piasterstücke, an Werth 27 Unzen. In neuester Zeit circuliren:

Madridia, Doublone von 10 Rials oder spanischen Piastern = 14 Thlr. 14 Sgr. 1,5 Pf.
Bendoki (Butaca) = 2 Rials (auch ½ in Verh.) = 2 Thlr. 26 Sgr. 9,9 Pf.
Mitskal (Mitkul) Deheb = 1 Thlr. 12 Sgr. 10,7 Pf.

Von fremden Münzsorten sind spanische Dublonen und Piaster, oder Dollars vorzüglich im Umlaufe.

Habessinien oder **Habesch** besaß früherhin nur Krystalle von Steinsalz in ziemlicher Größe als Ausgleichungsmittel, und noch jetzt macht es sowie Glaskorallen (Borjookes) daselbst die eigentliche Scheidemünze aus. Nach Angabe von Lobo (Voyage hist. d'Abyssinie. Paris 1728) sollen die Bewohner aber eine Goldmünze, Derime genannt, gehabt haben. Nach den neuesten Nachrichten hat das Land eigenthümliche Münzen nicht. Große Zahlungen leistet man in Goldbarren und Goldstaub, und berechnet sie nach dem Wakea oder Wakih, der habessinischen Unze, welche 400 engl. Troy-Grän gleichkommt. Ein Wakih Gold, etwa 22 Karat fein, gilt jetzt nahe an 12 Patacos oder, das Münzpfund (500 Grammen schwer) zu 458 Thlrn. preuß. Silbergeld, etwa 21¾—22 Thlr.

Im **Sudan** ist schon seit langer Zeit die Kauris (Porzellanschnecke, das Otterköpfchen, Cypraea moneta) und der Goldstaub (Tibbar) das Zahlmittel. Die älteste Erwähnung, daß diese Muscheln als Münzen gebraucht wurden, findet sich bei den arabischen Reisenden des 9. Jahrh., welche uns erzählen, daß auf den 1900 Inseln zwischen dem Meere Herkend und Allarewy, womit sie in der Sprache der damaligen Geographie die Malediven bezeichnen, Muschelgeld coursire. Einen überraschenden Effect hat die Einführung der Kauris als Geld an der afrikanischen Goldküste gehabt. Goldstaub circulirte wol als Zahlungsmittel, allein die Quantitäten waren zu gering und die Wertheinheit zu groß für die kleinen Bedürfnisse. Sie wurde daher populair als Scheidemünze. Man rechnet 400 Kauris auf ein Goldstück und 6⅔ Goldstücke auf eine span. Unze. Der Goldstaub wird in ledernen Beuteln, eine Unze enthaltend, verkauft. Silber hat gegen Gold einen hohen Werth; so rechnet man auf die cöln. Mark fein Silber circa 10,725 Kauris, wonach 1 Thaler preuß. Silbergeld auf 766 Kauris kommt. In Sansanding bezahlt man den Dollar oft mit 8000 Kauris, wonach sich der Werth des Goldes zu dem Silber wie etwa 3:2 verhält. Das hier übliche Goldgewicht heißt Minkalli; es soll 80 engl. Troygrän oder ⅙ Unze wiegen, wonach also 45,1 Minkalli = 1 cöln. Mark sind. 1 Minkalli fein Gold gilt etwa 12½ engl. Schilling oder 3000 Kauris. In Timbuctu rechnet man 24 Ruaith Goldstaub = 1 Mizam und 5,9 Mizam = 1 span. Unze oder Golddublone, wonach 1 Mizam 101½ holl. As wiegt. Auch in dem großen westafrikanischen Küstenlande

Guinea, das so reich an Gold und Silber ist, von welchem die **Goldküste** mit dem Reiche Tonauwah oder Aschanti für den Handel so wichtig geworden ist, circuliren die Kauris als Scheidemünze. Im J. 1850 war die Einfuhr von Kauris nach den englischen Plätzen der Goldküste auf 150 Tonnen (3000 Ctr.) gestiegen. Der Werth der Tonne wird auf 360 Dollars geschätzt, indem 2400 Muscheln auf einen Dollar gerechnet werden und 864,000 Stück eine Tonne wiegen. Gold berechnet man nach Unzen und Ackeys; 6 Ackeys oder 16,000 Kauris machen eine Unze, welche Berechnung besonders in Andrah, Whidah und Popo im Lande Benin gilt. Eine Unze = 20,396 Grammen. Auf der Küste von Angola, in Sierra Leone, rechnen die Eingeborenen nach Macutas zu 2000 Kauris. Die Macuta ist in zehn Theile getheilt; sie ist der Maßstab, die Austauschung zu schätzen. Im Allgemeinen besteht hier der Großhandel nur im Tausche europäischer Waaren gegen Landesproducte.

Durch die Ausbreitung des Handels treffen wir hier in Afrika ähnliche Erscheinungen als in der ältesten Zeit. Wir finden hier noch den Tauschhandel, bei dem als Ausgleichungsmittel die Muscheln, besser gekannt unter ihrem morgenländischen Namen Kauris, gebraucht werden. Wir haben also hier ein Beispiel von der Entstehung des Geldes, welches unter den gebildeten Völkern, die überhaupt Begriffe von Geld haben, in Gold und Silber anerkannt wird. Gold und Silber sind das conventionelle Geld der Welt und Mittel des Umsatzes in alle Welt geworden. Feinheit des edeln Metalles bestimmt den Werth und das Gewicht ist das Maß. Uncultivirte Völker wägen ihren Goldsand und ihre Goldklümper, civilisirte die in Formen gegossenen Massen sich zu, aber gleichviel in welcher Gestalt es präsentirt wird, natürlich oder künstlich gemischt, verschlackt oder legirt, blos der reine Gehalt des Metalles wird für Geld geachtet. Wo der Verkehr damit sehr groß ist, wird das edle Metall in Stangen und Barren gegossen, für den Handel und das Gewerbe bedarf man nur der geringeren, aber bestimmten Theile, um die Verhältnisse, den Maßstab der Werthe zu bezeichnen. Die edeln Metalle, Gold und Silber, sind zur Bezeichnung der Werthe bestimmt, weil ihre Förderung aus dem Schooße der Erde in der Regel eben so viel kostet, als der Werth beträgt, der ihnen im Verkehre beigelegt wird, weil sie mit verhältnißmäßig geringeren Kosten in ihrer Reinheit dargestellt werden können, und so als durchaus gleichartige Körper erscheinen, gleichviel ob das Gold aus Californien oder aus Sibirien, das Silber aus Mexico oder aus Sachsen stammen, sobald beides nur von den fremdartigen Beimischungen abgeschieden wird. Je größer die hieraus geprägten Geldstücke werden, desto mehr wird an Münzkosten erspart; allein die Größe wird beschränkt, daß die gemünzten Stücke nie zu klein werden können. Aus den Rückblicken auf die üblichsten Goldmünzen geht hervor, daß auch die kleinsten Münzen, welche noch zweckmäßig aus Gold geprägt werden können, dennoch einen viel zu großen Werth haben, um für die Bedürfnisse des gemeinen Verkehrs im täglichen Leben zu dienen. Daher ist Silber das gewöhnlichste Material zu Münzen der Ausgleichung, für den täglichen Verkehr sind sogar Münzen nöthig, deren Werth viel zu gering ist, um noch in Silber gegeben oder empfangen zu werden, aber das edelste Metall, Gold, ist immer ein bequemes Zahlmittel für den Großhandel und selbst für alle größeren Ausgaben im gemeinen Verkehre. Dem Bedürfnisse, große Summen schnell und leicht zu zahlen, oder beträchtliche Werthe auf Reisen ohne Unbequemlichkeit bei sich zu führen, kann außer dem Papiergelde oder kaufmännischen Anweisungen, nur durch Goldmünzen abgeholfen werden. Allein dazu kann nur führen, wenn die Valuta, worin gerechnet und gezahlt wird, in Goldwerthen besteht, wenn eine Goldmünze gewählt wird, deren Durchschnittsmetallwerth dem Nennwerthe so nahe gebracht wird, daß beider Unterschied für den Großhandel durchaus unerheblich ist. Für ein Pfund reines Gold wird jetzt in Europa ungefähr $15\frac{1}{2}$—$15\frac{3}{4}$ Pfund reines Silber gegeben, das Gewicht eines Stückes ganz reinen Goldes verhält sich aber zu dem Gewichte eines gleichen großen Stückes ganz reinen Silbers nahe wie 28 zu 15; eine Münze aus ganz reinem Golde wird daher 29,4 mal so viel werth sein als eine gleich große Münze von reinem Silber. Hat daher die kleinste noch bequeme Goldmünze einen Werth von circa 5—6 Thalern, so wird die kleinste Silbermünze einem fast dreißigfach geringeren Werthe entsprechen. Zu den Eigenschaften einer guten Goldmünze gehört daher nicht allein möglichste Reinheit im Gehalte, sondern auch eine für den Verkehr bequeme Größe und ein Werth, der zu der landesüblichen Rechnung paßt. Allein nur wo diese in Goldwährung besteht, kann nur Gold gemünzt ausgeführt werden. Der Vortheil, daß Gold mit verhältnißmäßig sehr viel geringeren Kosten als Silber zu Münzen verarbeitet werden kann, entscheidet für seinen Gebrauch als Maß aller Werthe, und die Staaten, welche, wie Großbritannien und Nordamerika, Portugal und Brasilien und in neuester Zeit factisch auch Frankreich, die Goldvaluta eingeführt und solche als praktisch bewährt befunden haben, benutzen Silbergeld nur zur Bestreitung des kleinen Verkehrs. Mit Berücksichtigung der sorgfältigeren Behandlung des Goldes zu Münzen ist die Prägung von Goldmünzen mindestens um das Vierfache wohlfeiler als die Prägung des gleichen Betrages in Silbergeld. Durch die steigende Bedeutung, welche das Gold als Handelsmünze erhalten hat, wird die Stabilität desselben im Tauschwerthe zu allen übrigen Waaren gestärkt werden, da ohnehin bedeutende Veränderungen im Preise desselben nur langsam und in größeren Zeiträumen erfolgen.

(*C. Reinwarth.*)

GOLDGLÄTTE nennt man eine besondere Farbennüance des Bleioxyds oder der Bleiglätte (Lithargyrum). Wenn nämlich durch anhaltendes Erhitzen des Bleies beim Zutritt der Luft oder durch Glühen von salpetersaurem Blei im Schmelztiegel Bleiglätte dargestellt wird, so bekommt diese je nach dem Grade des Glühens bald mehr eine gelbliche Färbung und wird dann auch Silberglätte (Argyritis) genannt, bald mehr eine röthliche Färbung, wo sie dann als Goldglätte (Chrysitis) bezeichnet wird. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GOLDHAGEN (Eustachius Moritz), Pfarrer zu Kleinwerther bei Nordhausen in der Grafschaft Hohenstein, seit 1774 zu Nohra, Wollmsleben und Möhrsbach, erhielt einige Jahre später (1778) die Stelle eines Generalsuperintendenten des Fürstenthums Minden und ersten Predigers zu Petershagen, wo er 1783 starb. Neben der Theologie, in der er gründliche Kenntnisse besaß, hatten Sprachstudien von jeher ein entschiedenes Interesse für ihn gehabt. Mit den griechischen und römischen Classikern, vorzüglich mit den ersteren, beschäftigte er sich fleißig in den Mußestunden, die ihm die gewissenhafte Erfüllung seines Berufs gönnte. Gegenstände dieser Art boten ihm reichhaltigen Stoff zu seiner Unterhaltung mit dem Dichter v. Göckingk, der ihn aus der kaum zwei Meilen entfernten Stadt Ellrich, wo er bei der dortigen Kammer als Kanzleidirector angestellt war,

mitunter besuchte. Beide traten bald mit einander in ein sehr freundschaftliches Verhältniß. Besonders angesprochen fühlte sich Goldhagen von der heiteren Lebensphilosophie in Göckingk's poetischen Episteln, unter denen mehre an ihn gerichtet waren [1]). Die erste dieser Episteln vom J. 1771 bezieht sich zum Theil auf die mannichfachen Irrungen und Verdrießlichkeiten, denen Goldhagen nicht entging, als er mit Zustimmung seiner aufgeklärten Kirchenpatrone in seiner Diöcese zu Kleinwerther, neben dem gewöhnlichen Gesangbuche, die berliner Sammlung geistlicher Lieder einführte. Von einer nicht unvortheilhaften Seite zeigte er sich als Homilet in vier Predigten, in denen er „Ueber die knechtische Furcht vor Gott" sprach (Nordhausen 1774. 8). Eine zweite Predigtsammlung gab er ebendaselbst 1778 heraus. Wichtiger war seine Beschäftigung mit den alten Classikern. Er benutzte dazu jede Mußestunde. Die tragische Hoheit und Würde der Uebersetzung des Sophokles von Steinbrychel (Zürich 1763. 8.) erreichte Goldhagen nicht völlig in der seinigen, doch zeichnete sich diese durch größere Gewandtheit der Sprache aus [2]) und ward erst später durch die Uebersetzung des Grafen Christian zu Stolberg übertroffen. Goldhagen hatte den Sophokles in Prosa übersetzt, obgleich er Anfangs Willens gewesen war, ihn im Versmaße des Originals zu übertragen. Zu Mitau erschien 1778 der erste Band dieser Tragödien, auf den kein zweiter gefolgt ist. Darin befanden sich der Philoktet, die Antigone, der Ajax und die Trachinerinnen. Proben einer von Goldhagen verfaßten metrischen Uebersetzung des Oedipus findet man in der von Klotz herausgegebenen Bibliothek der schönen Wissenschaften St. 21 u. 22 und in der Sammlung der zerstreuten besten Uebersetzungen der Griechen S. 242 fg. [3]). (*Heinrich Döring.*)

GOLDHAGEN (Hermann), geb. 1718 zu Mainz, ward nach dem Austritte aus dem Jesuitenorden, dem er seine gelehrte Bildung verdankte, Doctor und Professor der Theologie auf der Universität zu Mainz. Später lebte er zu München mit dem Titel eines kurfürstlichen geistlichen Raths. Er starb am 22. April 1794. Mit großem Eifer hatte er seine philosophischen und theologischen Studien betrieben. Er besaß zugleich gründliche Sprachkenntnisse. Für die verschiedenen grammatikalischen Classen des Jesuitenordens schrieb er: Institutiones linguae Graecae et Latinae. (Manhem. 1750—1758.) Institutiones styli soluti et ligati. (Ibid. 1752.) Institutiones oratoriae et poeticae (ibid. 1759.); eine Phraseologia Germanico-Latina. (Mogunt. 1752.) Rhetorica explicata et adplicata ad eloquentiam civilem et ecclesiasticam. (Ibid. 1753. Edit. II. Bamb. 1772. 8.) In den Varianten einer von ihm besorgten Ausgabe des neuen Testaments in griechischer Sprache (Mainz 1753. 2 Thle. gr. 8.) suchte er die Authentie und Uebereinstimmung der vorhandenen griechischen Codices des neuen Testaments mit der lateinischen Vulgata darzuthun. Dieser Ausgabe hatte er ein Lexicon Graeco-Latinum beigefügt, das er gleichzeitig auch einzeln abdrucken ließ. Besonders empfahl er das Studium der griechischen Sprache. Dahin gehören seine Institutiones compendiariae ad linguam graecam (Mogunt. 1755.), nicht minder aber auch das fleißige Lesen der heiligen Schrift durch seinen Hodegetus biblicus, sive nova methodus SS. biblia intra annum cum fructu legendi horae quadranti quot diebus impenso. (Mogunt. 1763.) Mit Anwendung auf die katholische Glaubens- und Sittenlehre verfaßte er Lebensbeschreibungen der Heiligen, deren göttliche Verehrung er aufs Dringendste empfahl. Die alleinseligmachende Kirche und ihre Lehren vertheidigte er mit einer Leidenschaftlichkeit, die ihn über die Grenzen der Toleranz weit hinausführte. Als einen Zeloten und Feind aller Aufklärung zeigte er sich in einem nicht kleinen Theile seiner Schriften. Dahin gehören die drei Theile seiner Introductio in S. Scripturam Vet. et Nov. Testam., maxime contra Theistas et varii nominis incredulos (Mogunt. 1765—1768.), sein nöthiger Unterricht in den Religionsgründen gegen die Gefahren der heutigen Freidenkerei (Mannheim 1769. 8.), sein Denkbüchlein gegen die Gefahren der Zeit (Mainz 1772.) und vor allen sein anonym herausgegebenes Religionsjournal, von welchem 1776—1785 zehn Jahrgänge erschienen, jeder sechs Hefte enthaltend *). (*Heinrich Döring.*)

GOLDHAGEN (Johann Eustachius), geb. 1701 zu Nordhausen, erwarb sich frühzeitig durch anhaltenden Fleiß gründliche Kenntnisse in den alten Sprachen. Längere Zeit beschäftigte er sich mit Privatunterricht, bis er 1744 als Rector an dem Gymnasium seiner Vaterstadt Nordhausen angestellt ward. Er eröffnete sein Lehramt mit dem Programm: De imaginaria scholarum perfectione. (Nordhusiae 1744. 4.) In seinen gründlichen und klaren Lehrvorträgen vermied er den Fehler der Weitschweifigkeit, vor dem er in einem seiner Programme (De superfluis in docendo fugiendis. Nordhusiae 1745. 4.) gewarnt hatte. Sein Muster war ein vielfach verdienter Schulmann, Johann Clajus aus Herzberg, dem er später (1751) ein biographisches Denkmal stiftete. Manche Verbesserung verdankte ihm das Gymnasium zu Nordhausen, dessen Einrichtung er 1746 in einer eigenen Schrift geschildert hatte. Den Vortrag in lateinischer Sprache hielt er nicht blos in Schulen, sondern auch besonders auf Universitäten für zweckmäßig [1]). Aus-

1) Siehe Göckingk's Gedichte. (Frankf. a. M. 1821.) 1. Th. S. 3 fg. 57 fg. 127 fg. 209 fg. Die erste dieser Episteln ist aus dem J. 1771, die letzte vom Juni 1777 datirt. Vergl. Zeitgenossen. Dritte Reihe. Heft 4. S. 11. 2) Vergl. die Lemgoer Bibliothek. 12. Bd. S. 676 fg. Allgem. Deutsche Bibliothek. 36. Bd. St. 1. Den Leipziger Musenalmanach. 1778. S. 1115. 3) Vergl. Degen in der Literatur der deutschen Uebersetzungen der Griechen. 2. Bd. S. 407. 414. Baur's Neues histor.-biograph.-literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 472 fg. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 478.

*) Vergl. Baur's Neues histor.-biograph.-literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 473. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 278 fg.

1) Siehe sein Progr. de ratione Latini sermonis in Academiis colendi (Nordhus. 1751. 4.) und ein bereits früher ge-

führlich sprach er sich darüber aus in seinem zu Nordhausen 1751 gedruckten Progr. de ratione Latini sermonis in Academiis colendi. Einige Jahre später (1753) war er Rector der Domschule zu Magdeburg geworden. Neben seinen Berufsarbeiten beschäftigten ihn antiquarische Forschungen, deren Resultate er in einzelnen Schriften veröffentlichte, unter anderen in einer Beschreibung des schwarzburg-rudolstädtischen Bergschlosses Strausberg. (Nordhausen 1752. 4.) Ungleich wichtiger waren die Schriften, die für seine gründliche Kenntniß der griechischen und römischen Sprache ein vollgültiges Zeugniß ablegten. Dahin gehörten besonders seine teutschen Uebersetzungen des Herodot[2]), Xenophon[3]) und Pausanias[4]). Zu Brandenburg 1767 erschien auch von ihm in zwei Octavbänden eine griechische und römische Anthologie mit erläuternden Anmerkungen. Allgemein geschätzt als Schulmann und Alterthumskenner starb Goldhagen am 7. Oct. 1772[5]). (*Heinrich Döring.*)

GOLDHAGEN (Johann Friedrich Gottlieb), geb. 1742 zu Nordhausen, wo sein Vater Johann Eustachius Goldhagen Rector des Gymnasiums war, erhielt eine sorgfältige Erziehung und erwarb sich besonders gründliche Sprachkenntnisse. Auf der Universität Halle studirte er Arzeneikunde. Durch die Vertheidigung seiner Inauguraldissertation: Dubitationes de quadam motus muscularis explicatione (Halae 1765. 4.) erlangte er den medicinischen Doctorgrad. Er habilitirte sich in Halle als Privatdocent. Im J. 1769 erhielt er dort eine ordentliche Professur der Philosophie und Naturgeschichte. Später (1778) ward ihm ein außerordentliches Lehramt der Medicin übertragen. Gleichzeitig ward er zum Stadtphysicus ernannt. Im J. 1787 erhielt er den Charakter eines königl. preußischen Oberbergraths. Er starb am 10. Jan. 1788. Seine Vorlesungen und seine ärztliche Praxis entzogen ihm die Muße zu literarischen Arbeiten. Außer einigen kleinen Schriften: De sympathia partium corporis humani (Halae 1767. 4.); De tensione nervorum (ibid. 1769. 4.) hinterließ er eine Einleitung in die Vieharzneikunde, gedruckt in dem Braunschweigischen Journal. 1789. St. 1. S. 14 fg. — Vor der von dem Professor Reil herausgegebenen Krankheitsgeschichte des Professors Goldhagen (Halle 1788. 8.) befindet sich seine Silhouette*). (*Heinrich Döring.*)

GOLDHÄHNCHEN ist der sehr gebräuchliche Name für die Arten aus der Gattung Regulus in der Familie der meisenartigen Singvögel. Die Vergleichung mit den Meisen selbst und den übrigen Familienmitgliedern erweist mehre generische Eigenthümlichkeiten. Zunächst ist der gerade pfriemenförmige Schnabel gegen die Spitze zusammengedrückt und hat hier eine feine Kerbe, längs des Rückens ist er deutlich gekantet. Jedes Nasenloch wird von einer Haut röhrenartig umrandet und von einer steifen, kammartig eingeschnittenen Feder überschattet. Die Läufe sind gestiefelt und die große Hinterzehe trägt einen sehr ansehnlichen Nagel. An den weichfederigen Flügeln verkürzt sich die erste schmalspitzige Schwinge ungemein, die zweite ist zwar viel länger, aber erst die dritte und vierte verlängern die Flügelspitze. Der kurze weiche Schwanz stutzt seine zwölf Steuerfedern stumpfwinkelig ab und verkürzt die mittlere ein wenig. Die Rückenflur des sehr zarten Contourgefieders erweitert sich hinter den Schultern zu einem sehr breiten Sattel. In dem schön rothen Rachen liegt eine harte platte Zunge mit kurzen Borsten an der Spitze. Der Fächer im Auge reicht bis an die Linse heran und besteht aus 22 winkelig geknickten Falten. Der Magen ist nur schwach muskulös und der Darm von der Länge des befiederten Körpers und mit verschwindend kleinen Blinddärmchen versehen. Die Nieren theilen sich durch einen randlichen Einschnitt in je zwei gleich lange Lappen. — In Gefieder, Lebensweise, Aufenthalt und Charakter sind die Goldhähnchen echte Meisen. Sie bewohnen vornehmlich als Strich- und Zugvögel die Nadelholzwaldungen Europa's und Amerika's, fiedern sehr zart und locker mit feinfedriger Scheitelhaube, fressen meist Insekten, nur zeitweise auch Sämereien und weben ein sehr künstliches Nest. In Teutschland und dem größten Theile Europa's kommen nur zwei Arten vor, die man früher für nur eine hielt, bis Brehm ihre Unterschiede sicher nachwies. 1) Das gelbköpfige Goldhähnchen, Regulus flavicapillus, dehnt sein Vaterland bis in den höchsten Norden Europa's und Asiens aus und kommt von hier schon zeitig im Herbste familien- und schaarenweise in unsere Nadel- und Laubwälder an, streicht mit den hier ansässigen von Ort zu Ort und zieht bei sehr strengen Wintern weiter nach Süden, um erst im Frühjahre zurückzukehren. Es hascht Insekten aller Art geschickt im Fluge und pickt sie auch von den Aesten und vom Boden auf, im Winter aber verschluckt es Samenkörner. Sein Nest versteckt es sorgfältig am Ende langer Zweige unter Laub, baut es kugelrund mit oberer Oeffnung, groß, dickwandig, innen mit Wolle und Federn schön ausgepolstert. Sechs bis

schriebenes: De studio Romanae et Graecae linguae in Academiis continuando. (Ibid. 1750. 4.)

2) Des Herodotus neun Bücher der Geschichte; aus dem Griechischen übersetzt und mit einem Register versehen, in welchem einige nöthige Erläuterungen mit eingeschaltet sind. (Lemgo 1756. 8.) Vergl. Heilmann's Prüfung einer neulich herausgekommenen Uebersetzung des Herodot. (Osnabrück 1757. 4.) *Heilmanni* Opuscula. (Jenae 1778.) Tom. II. p. 1 seq. 3) Des vortrefflichen Weltweisen und Feldherrn, Xenophon, sieben Bücher der griechischen Geschichte, aus der griechischen in die deutsche Sprache übersetzt und mit einigen Anmerkungen erläutert. (Berlin 1762. 8.) 4) Des Pausanias ausführliche Reisebeschreibung von Griechenland; aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen erläutert. (Berlin und Leipzig 1766. 8. 2 Bde. Zweite verbesserte Ausgabe. Erster Theil. 1. u. 2. Bd. Berlin 1798. Zweiter Theil. 3. Bd. Ebendas. 1799. gr. 8. 5) Siehe *Saxii* Onomast. literar. P. VIII. p. 160 seq. Degen in der Literatur der deutschen Uebersetzungen der Griechen. 1. Bd. S. 318 fg. 2. Bd. S. 180 fg. 546. Adelung's Fortsetz. und Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. Baur's Neues histor.-biograph.-literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 472. Meusel's Lexicon der vom J. 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 281 fg.

*) Siehe Baur's Neues histor.-biograph. literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 472. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 283.

eilf fast nur erbsengroße Eier liegen darin. Von Charakter ist das Goldhähnchen unruhig, hüpft, schnurrt, schwirrt beständig umher, ist zugleich aber harmlos und zutraulich und stets froher Laune. Der Gesang des Männchens ist zu schwach, um angenehm genannt zu werden. Es mißt 3½ Zoll Körperlänge und doppelt so viel in der Flügelspannung. Die gelblich grauweiße Umgebung des Auges ist sehr charakteristisch. Der dünne, an der Wurzel ziemlich breite Schnabel pfriemt sich spitz, das große Nasenloch deckt eine schwarzbraune Feder und an den Mundwinkeln stehen schwarze Borsten. Die lange Scheitelholle bilden schön orangefarbene Federn, welche niedergelegt von einem schwarzen Streif umgeben werden. Am Halse herab und über dem Rücken hin herrscht einförmig schmutzig olivengrün, die Kehle scheint gelbbräunlich weiß, die Flügel bräunlich schwarz mit zwei weißen Binden und die ebenso dunkeln Steuerfedern lichten ihre Außenränder gelblich grün. — 2) Das feuerköpfige Goldhähnchen, R. ignicapillus, unterscheidet sich durch einen weißen Streif über dem Auge und einen schwarzen durch dasselbe. Eine gelblich hellbraune Feder deckt das kleine ovale Nasenloch und die Scheitelholle brennt feuergelb über einem sammetschwarzen Streifen. Auch ein Strich vom Mundwinkel abwärts ist schwarz. Der ganze Oberkörper grünt schön olivenfarben, die unteren Theile halten sich gelbbräunlich weiß. In Naturell und Lebensweise kaum merklich von voriger Art abweichend zieht diese im Herbste von uns fort und kehrt erst im März oder April zurück. — Unter den nordamerikanischen Arten wird **R. satrapa** fast 4 Zoll lang und berandet seine feuerfarbene Scheitelholle schwefelgelb, **R. calendula** in Georgien wird noch größer, ist nur am Scheitel und Hinterkopfe scharlachroth, hält die Kehle gelblichweiß und berandet die zwei letzten Steuerfedern breit weiß. Unter den Südamerikanern rundet **R. Azarae** den Schwanz ab und nimmt dunkelblau am Hinterkopfe auf, **R. tyrannulus** mischt seine schwarze Haube grün und scharlachroth. (*Giebel.*)

Goldhirsch, s. **Sonnenhirsch.**

GOLDING (Arthur), Dichter und Uebersetzer, gebürtig aus London, nach den Zeugnissen der Erscheinungsjahre seiner literarischen Erzeugnisse vorwiegend der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. angehörend; an genaueren Nachrichten über den Verlauf seines Lebens fehlt es ganz. Er gehörte einer adeligen Familie an und die Tradition läßt ihn in dem Hause des Staatssecretairs Leicester (in Cecilhouse) am Strande leben. Auch sonst stand er mit den angesehensten Männern seiner Zeit — den Grafen Rob. Essex und Heinr. Huntingdon, den Lords Will. Cobham und Walt. Mildmay, den Gelehrten Christopher Hatton und Phil. Sidney u. A. [1]) — in freundschaftlichen Beziehungen. Abgesehen von einigen Gelegenheitsgedichten, die er in Schriften Anderer, sie bevorwortend und empfehlend, einrücken ließ, ist sein: **Account of the earthquake that happened in England and other places in 1580** (Lond. 1580. 8.) seine einzige Originalschrift. Desto fleißiger war er als Uebersetzer und als solcher steht er ehrenvollst neben Googe, Haywood, Nevile, Phaer, Stanyhurst u. A. In der Periode von 1562, wo er zuerst als Uebersetzer auftrat, bis in das J. 1580 hat er mehr als 30 Uebersetzungen lateinischer Classiker, lateinisch geschriebener Schriften teutscher Theologen und einiger französischer Werke ans Licht treten lassen, und erfolgreicher fast als irgend einer seiner Competenten hat er dadurch, ganz abgesehen von der materiellen Förderung des Wissens seiner Zeitgenossen, auf die Fortbildung der englischen Prosa eingewirkt. Cäsar, Justin, Pomponius Mela, Seneca (De beneficiis) und Solinus gehören in die Reihe der alten Lateiner, die er in englischem Idiome neu ins Leben rief. Seine Uebersetzungen mehrer Werke schweizerischer und teutscher Theologen, eines Calvin, Chyträus u. A. bekunden ihn zugleich als einen eifrigen Protestanten [2]) und sein „Englischer Psalter" (London 1571. 4.) fand große Verbreitung. Seine Bearbeitung des Drama's von Theod. Beza: „Das Opfer Abraham's" hat ihm eine Stelle in der britischen dramatischen Literatur erwirkt. Am festesten aber hat sich die Erhaltung seines Namens an seine gepriesene Uebersetzung von Ovid's Metamorphosen geknüpft; sie kennzeichnete ihn als echten Dichter und hat sich auf die Fortbildung der englischen Poesie einen maßgebenden Einfluß errungen [3]). Die ersten vier Bücher traten im J. 1565 „aus Cecilhouse" hervor, erschlossen England eine ungeahnte neue Welt der Wunder und machten den glücklichen Uebersetzer in der Literatur zum Helden des Tages. Die Gesammtausgabe der 15 Bücher erschien zuerst 1575; es folgten sich dann die neuen Ausgaben von 1587, 1603, 1612. 4. u. ö. Wie Phaer's Vergil'sche Aeneide ist sie in gereimten Alexandrinern abgefaßt; ohne sich sklavisch an das Original anzuschließen, verwischt sie in reizendem gefälligen Flusse der Sprache doch Nichts von dessen poetischen Schönheiten. Proben derselben finden sich in allen Geschichten der englischen Nationalliteratur und auch von hier aus sei Freunden der Dichtkunst der Anfang des zweiten Buches, enthaltend die Schilderung des Palastes der Sonne, zur Vergleichung mit dem überall sofort erlangbaren Originale vermittelt:

> The princely pallace of the Sun stood gorgeous to behold,
> On stately pillars builded high, of yellow burnisht gold;
> Beset with sparkling carbuncles, that like to fire did shine,
> The roofe was framed curiously, of yuorie pure and fine.
> The two-doore-leves of siluer clere, a radiant light did cast:
> But yet the cunning workemanship of thinges therein far past

1) Thom. Warton hat in seiner weiterhin näher zu bezeichnenden Schrift S. 334 Anmm. mehre Dedicationen der Uebersetzungsarbeiten an namhafte Männer verzeichnet.

2) Warton a. a. O. sagt über diese Uebersetzungen: „He has left versions of many modern Latin writers, which then had their use, and suited the condition and opinions of the times; and which are now forgotten, by the introduction of better books, and the general change of the system of knowledge." Er setzt ihn über Phaer. 3) Warton beurtheilt sie also: „His style is poetical and spirited, and his versification clear; his manner ornamental and diffuse, yet with a sufficient observance of the original." — Alex. Pope sagt von ihr: „G—'s translation of O. M. is a good one, considering then time, when it was written."

The stuffe whereof the doores were made: for there a perfect plat
Had Vulcane drawne of all the world, both of the sourges that
Embrace the earth with winding waves, and of the stedfast ground,
And of the heauen itself also, that both encloseth round.
And first and foremost of the sea, the gods thereof did stand,
Loude-sounding Tryton, with his shrill and writhen trumpe in hand,
Unstable Protew, changing aye his figure and his hue,
From shape to shape a thousands sights, a list him to renue.

Eine der letzten Arbeiten Golding's war die Vollendung der Uebersetzung der Mornay'schen Schrift: Sur la vérité du christianisme, welche Phil. Sidney begonnen hatte; sie erschien im J. 1587, vielleicht schon nach Golding's Tode [4]). (*J. E. Volbeding.*)

GOLDINGEN (lettisch Kuldiga), Kreisstadt in Kurland an der Windau unter 56° 58′ 20″ nördl. Br., 19° 38′ 29″ östl. L., eine der ältesten Städte Kurlands, von den teutschen Ordensrittern angelegt. In einem ihr ertheilten Privilegium vom Jahre 1355 werden schon ihre Bürgermeister, Rathmänner und Bürger erwähnt. Das jetzt nicht mehr vorhandene Schloß war der Sitz eines Commenthurs. Sie war eine blühende Handelsstadt, in welcher auch die Herzoge zuweilen residirten. Jetzt zählt sie gegen 11,000 Einwohner, Teutsche, Letten und Juden, und hat eine katholische, eine evangelische Kirche, eine Synagoge, eine Kreisschule, eine Leimsiederei, eine Papiermühle und ist der Sitz einer ökonomischen Gesellschaft. (*H. E. Hössler.*)

GOLDINGER THAL (das), ein etwa vier Stunden langes, im Districte Uznach des Cantons St.-Gallen gelegenes fruchtbares Bergthal, mit etwas über 1000 Einwohnern, vorwaltend katholischen Bekenntnisses, welche zusammen die Gemeinde Goldingen bilden. Es wird von dem goldinger Bach (auch Goldbach)*) durchströmt und führt seinen Namen nach einer Höhle am sogenannten Chamberg, aus welcher goldführende Erde gewonnen wird. Im Juli 1816 wurden die Kirche und mehre Häuser durch einen Bergsturz zerstört. Dieses Naturereigniß ist nicht mit einem ähnlichen, aber in seinen schrecklichen Folgen viel umfassenderen zu verwechseln, welches zehn Jahre früher das Dorf Goldau (s. d. Art.) im Canton Schwyz zerstörte. (*J. E. Volbeding.*)

GOLDIUS nannte de Koninck in den Nouveaux Mém. Acad. Bruxelles XIV. p. 6 eine neue Trilobitengattung, die er auf den weit verbreiteten, zuerst von Goldfuß beschriebenen Bronteus flabellifer begründete. Die Gattung ist jedoch von andern Paläontologen nicht anerkannt worden und somit auch der durch sprachwidrige Abkürzung aus Goldfuß gebildete Name Goldius nur noch als bloßes Synonym hin und wieder aufgeführt zu finden. (*Giebel.*)

GOLDKARPFEN oder GOLDFISCH heißt eine im Anfange des vorigen Jahrhunderts aus China in Europa eingeführte Karpfenart, Cyprinus auratus (s. den Artikel Cyprinus), welche jedoch von Nilsson zur Karausche, von Giebel und einigen andern in die Gattung Carassius versetzt worden ist. Dieselbe begreift nämlich alle Karpfenarten ohne Bärteln am endständigen Maule und mit vier spatelförmigen Schlundzähnen jederseits. (*Giebel.*)

GOLDKRONE, eine der fünf Gattungen von englischen Goldmünzen, welche König Heinrich VIII. hat schlagen lassen. Wie unter seinem Vater wurden in Golde Sovereigns, Reals, Angels oder Angelots und Georg-Nobels, endlich Kronen ausgeprägt, die aber sämmtlich durch die von genanntem Könige beliebten Münzverordnungen in einen sehr schlimmen Ruf kamen, da nicht allein der Gehalt an sich vermindert, sondern auch noch der Kupferzusatz vermehrt wurde und königliche Edicte noch überdies den Nominalwerth bedeutend erhöhten, sodaß mit Nothwendigkeit eine allgemeine Theuerung im ganzen Lande aus diesen Maßregeln hervorging, die dem Könige bei seiner Prachtliebe und Kriegslust geboten waren. Eine solche Goldkrone zeigte auf dem Avers unter einer großen Krone eine vorwärts gesetzte doppelte Rose zwischen den beiden gekrönten Buchstaben des königlichen Namens: H. und R., d. h. Henricus Rex. Die Umschrift lautet: HENRIC.[vs] VIII. RVTILANS. ROSA. SINE. SPI[n]A. Der Revers enthält das von dem englischen und französischen Wappen quadrirte königliche Wappen und in der Umschrift die Fortsetzung des Titels: DEI. G.[ratia] R.[ex] A[n]GLI[a]E. Z. [&] FRANC.[iae] D[omi]N[v]S. HIBERNIE. Die Rose auf dem Gepräge der ersten Seite ist nicht eine einfache oder eine einzelne und gefüllte, sondern eine zweifache oder doppelte Rose, die den durch Heinrich's VII. aus dem Hause Tudor bei seiner Vermählung mit Elisabeth, König Eduard's IV. Tochter, geschlichteten Krieg zwischen den Häusern Lancaster und York oder der weißen und rothen Rose andeuten soll. Gemalt mußten also die fünf äußern Blätter roth und die fünf innern Blätter weiß sein. Noch unter der Regierung der Königin Elisabeth kommt diese zweifach zusammengesetzte Rose auf einigen Münzen vor, dahingegen von König Jacob I. nur eine Goldkrone mit diesem Symbol (auf der andern Seite mit der gekrönten Distel für Schottland) bekannt ist und mit der Umschrift: DEVS TVEATVR VNITA. Die Geschichte der Münzveränderung oder -Verschlechterung in England unter diesem tyrannischen Könige findet man im Umrisse mitgetheilt bei Köhler, Münzbelustigungen. 17. Th. Stück 48 vom 1. Dec. 1745. S. 377—384, wo auch eine Viertels-Goldkrone abgebildet ist. Daselbst sind Stimmen seiner Zeitgenossen mitgetheilt, von denen nächst *Comdenus*, Hist. Elisabethae ad ann. 1560. P. I. p. 53 hervorzuheben ist Thomas Morus mit einem Epi-

4) Ueber ihn: *Thom. Warton*, History of english poetry (Lond. 1840.) Vol. III. p. 331—335; *S. Austin Allibone*, Critical dictionary of english literature and british and american authors (Philadelph. [London] 1859.) Vol. I. p. 687.

*) Verschieden davon ist Dorf Goldach, auch im Canton St.-Gallen, District Rorschach, am gleichnamigen Flusse, der in den Bodensee einmündet; s. W. Hoffmann, Encyklopädie der Erdkunde ꝛc. S. 884.

gramm auf diese Vereinigung der beiden Rosen. Der Schluß desselben lautet anzüglich auf jenen Spruch:

„Nempe etiam spinas flos habet iste suas.“

Während alle Könige von England, um dies noch hinzuzufügen, sich seit dem Jahre 1171 nur Herren von Irland genannt hatten, wie auch Heinrich VIII. noch eine Zeit lang beibehielt, legte er sich doch, dem Papste zum Trotz, im J. 1542 eigenmächtig den Titel eines Königs von Irland bei; vergl. *Seldenus*, De tit. honor. P. I. Cap. 4. §. II. p. 63—69 und *Waraeus*, De Hibernia Cap. IV. p. 30. (Dr. *F. L. Bösigk*.)

GOLDKÜSTE wird der Theil der Küste von Oberguinea in Westafrika, welcher sich zwischen der Elfenbein- und Sklavenküste von dem Cap der drei Spitzen (Cabo de tres puntas) bis zur Mündung des Flusses Volta (Adirri oder Amoo) hinstreckt, genannt. Nach Norden zu stößt sie im Innern an noch wenig bekannte Negerländer. Die Ausdehnung der Küste von Westen nach Osten beträgt etwa 48 geographische Meilen; die Breite derselben läßt sich nicht bestimmen und darum beruht die Annahme des Flächeninhalts, der zu 3000 □Meilen angegeben wird, nur auf einer ungefähren Schätzung.

Der westliche Theil dieses im Ganzen einförmigen Küstenstriches ist von der Küste an bis Akkra von bewaldeten Höhen bedeckt, die nach Nordosten immer höher emporsteigen und bei Tantum steil zum Meere abfallen; der östliche Theil ist eine flache, sandige, unfruchtbare, mehre Tagereisen breite, nur mit niedrigem Gebüsche bedeckte Ebene, während einige Meilen landeinwärts sich Bergzüge mit dichtem Urwalde von Woll- und Heuschreckenbäumen hinziehen, zwischen denen gut angebaute und bewässerte Thäler mit großartiger Vegetation sich befinden. Den nördlichsten Landstrich bilden weite, waldlose, aber grasreiche Ebenen, die sich bis zu dem Konggebirge ausdehnen.

Der Boden besteht aus rothem Thon, Sand und Sandstein, in Aſhanté aus Granit. Unter den Vorgebirgen ist das bemerkenswertheste das schon genannte Cap der drei Spitzen (Cabo de tres puntas), welches sich unter 4° 20′ nördl. Br. weit in das Meer hinaus erstreckt. Die namhaftesten Flüsse sind der Volta (Adirri oder Amoo), der 40 Fuß tiefe Prah oder Bossum-Prah, d. i. heiliger Strom, der die Grenze zwischen der Aſhantees und Fantees bildet und im Norden der Tendo oder Tande.

Das Klima ist in den Küstenstrichen heiß (74° bis 95° Fahrenh. im Schatten) und wird als ungesund bezeichnet, während es in dem höheren Binnenlande weniger heiß und deshalb gesünder ist. Es scheinen sich diese Angaben vorzugsweise auf die trockene Sommerzeit zu beziehen, denn in der im März beginnenden, im September endenden Regenzeit ist die Luft gemäßigt, die Nächte manchmal sogar kühl. Im Innern soll es zwei Regenzeiten und deshalb auch zwei Ernten geben. Neben den regelmäßigen Winden stellen sich zuweilen furchtbare Stürme, Travaden, ein, welche von Wirbelwinden, Regengüssen, Donner und Blitz begleitet sind und gewöhnlich aus Nordost kommen. Der Harmattan, ein regelmäßig wiederkehrender Nordostwind weht auf der ganzen Küste im December, Januar und Februar, erscheint mit trockenem Nebel, dörrt Alles aus, wirkt aber nicht so nachtheilig auf die menschliche Gesundheit, als man glauben möchte; sein Eintritt bringt vielmehr den meisten Kranken Genesung.

Aus dem Mineralreiche zieht man bei dem Mangel geordneten Bergbaues zur Zeit hauptsächlich nur Gold und Salz. Man wäscht das Gold, von welchem die Portugiesen seit der Entdeckung des Landes namhafte Mengen ausgeführt haben, im Schuttlande des Küstenstriches aus dem Sande. Im J. 1846 hat man die jährliche Goldausfuhr auf 100,000 Unzen berechnet.

Je ärmer hiernach das Mineralreich erscheint, desto reicher treten die Flora und Fauna des Landes auf.

Das Pflanzenreich bietet an Getreidearten hauptsächlich Reis und Mais und eine kleine Art Hirse; an Gartengewächsen und Gemüsen Yamswurzeln (Dioscorea), Arums (Arum), Wassermelonen (Cucumis citrullus *L.*?), Ananas (Bromelia Ananas *L.*), Erdeicheln (Arachis hypogaea) aus der Familie der Cäsalpinien mit netzaderigen Hülsen, welche sich nach dem Verblühen zur Erde senken und in derselben reifen, Erbsen und Bohnen, den fünfblätterigen Pillenbaum (Cleome pentaphylla *L.*), Judenpfeffer, Kohlportulak, Zuckerrohr, Bataten (Convolvulus Batatas *L.* oder Ipomoea Batatas), Tabak, Paradieskörner (Amomum granum paradisi *Afzel.*), auch Guineakörner, ein angenehm riechendes und wohlschmeckendes Gewürz, nach welchem die Pfefferküste oder Malaghetteküste benannt ist, Ingwer, Maniok- (Jatropha Manihot) oder Kassavewurzeln; von Bäumen insbesondere Kohlpalmen (Euterpe oleracea *Mart.*?), Dattelpalmen (Phoenix dactylifera *L.*), Weinpalmen (Mauritia vinifera *Mart.*?), Oelpalmen, Käsebäume, Melonen- oder Papayabäume (Carica Papaya *L.*) mit kürbisartigen Beeren, Pomeranzen, Citronen, Granatäpfel u. a. m.

Das Thierreich ist vertreten durch Rindvieh, kleine haarige Schafe, Ziegen, schlechte Schweine, schöne Esel, kleine häßliche Pferde. Katzen und Hunde werden als Hausthiere betrachtet, die letzteren als Leckerbissen verspeist.

Zu den nicht gezähmten Thieren zählen Elephanten, Flußpferde, Büffel, Leoparden, Tigerkatzen, Hyänen, Schakals, Hirsche, Rehe, Antilopen, wilde Schweine, Schuppenthiere, Stachelschweine, Igel, Zibethkatzen, Bisamratten und verschiedene Vierhänder, namentlich Paviane. An Geflügel ist die Küste reich. Gemeine Hühner, Perlhühner, Truthühner, Gänse, zahme und wilde Enten, türkische Enten, Fasane, Repphühner und Wachteln, Kraniche, Reiher, Kronvögel (oder Fetischvögel, weil für heilig gehalten), Tauben, Krähen, Rohrdommeln, Möven, Adler, Geier, Eulen, Schwalben und Papageien, auch Sperlinge kommen in Menge vor. Unter den Reptilien zählt man sehr viele, auch giftige Schlangen, Krokodile und andere Eidechsen, auch den Legnan, Schildkröten, Frösche und Kröten, als eine besondere Merkwürdigkeit die melodisch

singende Rana gibbosa. Nicht minder groß ist der Reichthum an Fischen sowol im Meere als in den Flüssen. Doraden, Albekoren, Boniten, Rochen, Brassen, Makrelen, Häringe, Sardellen u. s. w. gibt es in Menge. Am meisten schätzt man aber die Meeräschen. Eine Art Hornfisch wird Fetischfisch oder heiliger Fisch genannt. Von wirbellosen Thieren wollen wir nur erwähnen: Bienen, gewöhnliche Ameisen und Termiten, Fliegen und Mücken, Spinnen und Scorpione, Krebse und Krabben, und neben den Austern und schönen Conchylien noch die schädlichen Pfahl- und Nervenwürmer.

Die eingeborenen menschlichen Bewohner des Landes gehören der Negerrace an. Sie gehören, wie man aus der Verschiedenheit der Sprache zu schließen berechtigt ist, zu verschiedenen Stämmen oder doch zu verschiedenen Zweigen Eines Stammes. Es würde ganz vergebene Mühe sein, die Uebereinstimmung oder Verschiedenheit einzelner Zweige bestimmt nachweisen zu wollen und deshalb beschränken wir uns darauf, als die zwei Hauptstämme oder Zweige die der Ashantees und der Fantees zu erwähnen.

Die Neger der Goldküste gelten im Allgemeinen als gut gebaute, wohlgebildete Menschen von mittlerer Größe und nicht unbedeutenden Geistesanlagen, deren gehöriger Ausbildung ihre Trägheit entgegensteht. Sie sind gutartig, fröhnen aber als sinnliche Naturkinder allen Leidenschaften, namentlich der Wollust, der Schwelgerei, der Habsucht und dem Jähzorne. Der Dieberei machen sie sich nur gegen Fremde schuldig, gegen die sie sonst höflich, gastfrei und dankbar sich bezeigen.

Ihre Wohnungen bestehen meist aus kleinen, niedrigen, armseligen Hütten. Doch gilt dies heut zu Tage besonders von den Armen, während die Reicheren bereits angefangen haben, sich Wohnungen nach europäischer Art zu bauen. Auch stechen die Ortschaften im Innern vortheilhaft gegen die an der Küste liegenden ab. Die Hausgeräthe sind äußerst einfach. Die gewöhnliche Kleidung besteht in den bloßen Pagnos oder Leibtüchern von verschiedenem Stoffe; dagegen tragen sie als putzsüchtige Menschen allerhand Flittertand an sich, namentlich halten sie viel auf Kopfputz. Die Männer tragen am liebsten Hüte.

Obwol sie gern und auch viel essen, so begnügen sie sich doch aus Sorglosigkeit und Trägheit mit sehr einfacher, geringer Kost. Die gemeinen Leute leben fast nur von Vegetabilien; außerdem werden Fische, die aber stinken müssen, viel häufiger gegessen, als anderes Fleisch, welches überdies häufig roh, mit spanischem Pfeffer bestreut, genossen wird. Palmwein ist das gewöhnlichste Tischgetränk, wiewol auch zu rohem Fleische Branntwein getrunken wird.

Wenn ein Neger heirathen will, kauft er das Mädchen, das er sich ausersehen, dem Vater, mit dem er sich zuvor verständigt haben muß, meist um den Preis einer Sklavin ab und jeder nimmt so viele Frauen, als er bezahlen und ernähren kann. Es findet auch eine Art Trauung statt, die durch einen Fetischpriester vollzogen wird. Ehebruch und Hurerei sind allgemeine Laster; es gibt sogar besonders dazu bestellte Lustdirnen. Die Frauen haben nicht blos die häusliche, sondern auch die Feldarbeit zu verrichten. Ackerbau und Viehzucht werden nachlässig betrieben, der Fischfang mit Geschick, in Ausübung der Handwerke haben die Neger den Europäern mancherlei abgelernt. Es gibt unter ihnen nicht ungeschickte Schmiede, Töpfer, Zimmerleute, Mattenflechter, Weber und Hutmacher.

Die Religion ist trotz der Annahme eines höchsten Wesens ein grober Fetischdienst. Jeder Neger hat seinen eigenen Fetisch, außerdem gibt es noch öffentliche Fetische, denen geopfert wird. Sie glauben an Zauberei, Hexerei und Gespenster, die Zauberer und Gaukler sind zugleich die Aerzte. Die in verschiedene Classen zerfallenden Fetischpriester ertheilen auch Orakelsprüche.

Das ganze Volk wird in 5 Classen eingetheilt. Zur ersten gehört der König mit seiner Familie, zur zweiten rechnet man die Kaboschiren oder Minister, Räthe und Häuptlinge, die dritte, welche eine Art Adel bildet, besteht aus den Kaufleuten und den Reichen, welche keine Arbeit verrichten, in der vierten stehen die Fischer oben an, dann folgen die übrigen Handwerker, Ackerbauer und Arbeiter, die fünfte umfaßt die Sklaven. Die Könige sind entweder Wahlkönige, oder erben die Königswürde. Das Regiment ist despotisch, die Rechtspflege roh. Verbrecher werden um Geld oder am Leben gestraft. Auch ist noch ein Art Gottesurtheil in einem Reinigungstranke in Gebrauch. — Kriege werden sehr häufig geführt und jedesmal feierlich angekündigt; die in das Feld Ziehenden beschmieren und entstellen den Körper so gut als möglich und behängen sich über und über mit Fetischen. Ihre Waffen bestehen in Hassagaien, Bogen und Pfeilen, Schilden, häufig auch in Flinten; ja einige Völkerschaften haben sich Kanonen angeschafft.

Ihre verschiedenen Musikinstrumente sind roh gearbeitet; die hauptsächlichsten sind Trommeln, eine Art Trompeten aus Elephantenzähnen, ein Saiteninstrument und Pfeifen. Die beliebteste Volksbelustigung ist der Tanz. Die Trauer um die Todten wird durch lautes Geheul ausgedrückt, die Todten werden begraben. — Der sehr lebhafte Handel ist hauptsächlich in den Händen der Europäer, welche Niederlassungen daselbst haben. Eingeführt werden hauptsächlich europäische Fabrikate, Metall- und kurze Waaren, allerhand Flittertand zum Putz, Geschütz und Munition, Branntwein. Die Ausfuhr dagegen besteht in Gold und Elfenbein, früher auch in Negersklaven.

Bis zum Jahre 1806 waren die Fantees (Fantis) das wichtigste Negervolk; seit dieser Zeit ist es aber von dem mächtigen, kriegslustigen Stamme der Aschantis unterjocht, der sich alle umwohnenden Stämme unterworfen hat und selbst den Europäern furchtbar geworden ist. Die Aschantis, deren ausgedehntes Reich gegen $1\frac{1}{2}$ Millionen Bewohner zählen soll, gehören zu den rohesten Negern und stehen unter einem mit unbeschränkter Willkür herrschenden Könige. Sie können 100,000, nach anderen Angaben sogar 200,000 Streiter ins Feld rücken lassen. Ihre Hauptstadt Kumassi im eigentlichen Aschanti unter 6° 30′ nördl. Br., die theils durch einen Sumpf,

theils durch einen Wall geschützt ist, zählt 15,000 Einwohner. Die unterjochten Völker haben ihre Könige behalten, stehen aber unter der Aufsicht eines Aschantibeamten, müssen Tribut zahlen und müssen ihre Militairmacht mit der der Aschantis vereinigen.

Alle kleinen mehr oder minder abhängigen Negerstaaten aufzuführen, von denen wir nicht viel mehr als die Namen wissen, wäre überflüssig. Wir erwähnen deshalb nur die Küstenländer Adampi am Rio Volta mit der Stadt Ningo und Akkra und nördlich davon Aquapim und Akim, außerdem östlich vom Flusse Busempra das Gebiet der Fantis mit den Städten Mankasim und Päntri und westlich vom Busempra das reiche Goldland Ahanta mit der Stadt Bussua und das Land Amanahea oder Apollonia mit der Stadt Assinie.

Von den zahlreichen europäischen Niederlassungen, die allerdings entweder bloße Handelsfactoreien oder Forts zur Sicherstellung des Verkehrs waren, sind seit der Abschaffung des Sklavenhandels viele verlassen. An englischen Besitzungen verdienen jetzt nur noch genannt zu werden: das schöne im J. 1691 sehr regelmäßig erbaute Fort Dircove, die westlichste ihrer Besitzungen, Cape Coast Castle am Gweh, welches im J. 1824 von den Aschantis belagert wurde und von welchem die Belagerer 1825 nur durch Brandraketen vertrieben werden konnten, und Annamabu und Akkra. Die Niederländer besitzen noch das Fort St. Georg el Mina auf einer Halbinsel am Flusse Benga und Crevecoeur, die Dänen Christiansborg, Friedensburg oder Ningpo. (*H. E. Hössler.*)

GOLDLACK ist der teutsche Name für Cheiranthus Cheiri. (*Garcke.*)

GOLDLAUTER, evangelisches Pfarrdorf in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Schleusingen, in der Nähe von Suhl, mit 1598 Einwohnern. Es hat seinen Namen von den beiden dort fließenden Bächen, der Lauter und dem Goldbache. Die Bewohner nähren sich von Kohlenbrennen, Holzhauen und einigen Handwerken. (*H. E. Hössler.*)

GOLDMACHERKUNST, GOLDMACHEREI, GOLDMACHEN. Die Alchemie, jene Kunst, welche von ihren Anhängern auch die heilige, göttliche, ägyptische, hermetische oder spagyrische Kunst genannt wird, hat die Verwandlung unedler Metalle in Gold oder Silber zum Zweck. Die vollkommenen Meister dieser Kunst nannte man Adepten, die werdenden aber Alchemisten, insgemein nannte man aber die Kunst selbst Goldmacherei, Goldmachen. Sie stellte sich hauptsächlich zur Aufgabe, aus Körpern, die kein Gold enthalten, durch Kunst wahres, vollkommenes und beständiges Gold darzustellen, und behauptete, dasselbe Präparat der Kunst, welches in Gold tingirt, sei vor seiner völligen Ausfertigung eine der wohlthätigsten Arzneien, eine Panacee des Lebens.

Beschäftigung mit metallurgischen Operationen und Unkenntniß der dabei stattfindenden, oft complicirten, chemischen Processe, wobei z. B. das von anderen Stoffen abgeschiedene Gold und Silber für ein Erzeugniß der Kunst angesehen, oder gar das aus zink- und kupferhaltigen Substanzen gebildete Messing mit echtem Golde verwechselt wurde, haben wol zuerst den Glauben an eine Verwandlung und Veredlung der Metalle erregt. Als später Luxus die Bedürfnisse steigerte und die Krankheiten mehrte, vermehrte sich auch die Sucht und der Glaube, die Begierde nach Reichthum und langem Leben auf chemischem Wege zu befriedigen. Der Ursprung dieser Kunst ist dunkel und ungewiß, und bis zu Plinius' Zeiten, der ihrer nicht erwähnt, erfahren wir Nichts. Plinius sagt zwar in seiner Naturgeschichte (XXXIII. c. 4) vom Caligula: „Die Goldbegier hat den Cajus verleitet, große Massen von Auripigmentum ausschmelzen zu lassen, und in der That hat man ein vortreffliches Gold erhalten, aber so wenig, daß es die Kosten nicht lohnte;" allein diese Stelle handelt offenbar nicht von Metallveredlung, sondern von einem metallurgischen Versuche, den öfter vorkommenden Goldgehalt des Schwefelarsenik auszuscheiden. Wenn mehrfach die Ausdrücke aurum facere, aurum conficere vorkommen, so bedeuten dieselben nichts Anderes, als Gold gewinnen, Gold zugutemachen, auch wol verarbeiten, wie denn aurifex auch nicht Goldmacher, sondern Goldarbeiter bezeichnet. Andere setzen die Kunst Gold zu machen in die frühesten Zeiten der Aegypter und Griechen, allein die Beweise für die Alchemie der Aegypter bestehen nicht in der Prüfung und werden um so unwahrscheinlicher, wenn man vergleicht, was Agatharchides von Knidos (vergl. *Diodor.* III, 11) in seiner Beschreibung des rothen Meeres von dem Goldbergbau der Aegypter meldet. Ebenso sind die Zeiten der älteren Griechen frei von alchemistischen Umtrieben. Manche erklären den Democritos von Abdera in Thracien, welcher im 5. Jahrh. v. Chr. lebte, für einen Adepten; allein Democrit, der nicht blos Griechenland, sondern auch das Land der Aegypter und Chaldäer kannte, war ein zu großer Naturforscher, und aus seinen Lebensbeschreibungen, wie solche aus den zerstreuten Nachrichten von Laertios, Aelian, Valerius Maximus, Cicero, Plinius, Gellius, Plutarch, Strabo und Celsus zusammengesetzt werden kann, spricht Nichts dafür, daß er sich mit der Kunst, Gold zu machen, befaßt habe.

Erst unter den alexandrinischen Griechen nach Christi Geburt finden sich unzweideutige Anzeigen vom Dasein der Goldmacherkunst. Die berühmte Hochschule von Alexandria ist es, von welcher die wissenschaftliche Idee derselben, das Bestreben, die Metallveredlung zu erfinden, ausging, und in diesem Sinne ist allerdings Aegypten das Mutterland der Alchemie, der Vater aber ein griechischer Philosoph. Eine Reihe von alchemistischen Schriftstellern, die Lehrer an jener Hochschule waren, beschäftigte sich mit der Idee und der Kunst, Gold zu machen. An der Spitze dieser Reihe steht ein Pseudo-Democritus als Verfasser eines Buches, welches Φυσικὰ καὶ Μυστικὰ betitelt ist. Ein anderer war Synesios von Kyrene zu Ende des 4. Jahrh. n. Chr. Ihm folgten Philippos von Side in Pamphylien, Heliodoros von Emesa in Phönizien, Zosimos von Panopolis in Aegypten u. a., welche in der ersten Hälfte des 5. Jahrh. zu Alexandrien lebten. Ihre Schriften

sind sämmtlich in jenes mysteriöse Gewand gehüllt, welches einen wesentlichen Charakter der Alchemie bildet. Später schrieb Stephanos Alexandrinos, ein Naturforscher und Arzt, welcher um 615 zu Alexandria lehrte, *Περὶ χρυσοποιίας πράξεις ἐννέα*, Neue Ausführungen von der Goldbereitung. Pappos schrieb ein *Μυστήριον χημικόν*, und Kosmas schrieb eine *Χρυσοποιία* oder Abhandlung von der Bereitung des Goldes, von welcher die pariser Bibliothek noch Handschriften enthält.

Von den Griechen ging die Alchemie zu den Arabern, die im J. 642 Aegypten eroberten und die alexandrinische Bibliothek zerstörten, über. Mit den Arabern fing gleichsam ein neues Zeitalter der Chemie an, und wenn gleich bei ihnen alchemistische und neuplatonische Phantasien sehr mit der Chemie verschwistert waren, so sind doch die Arbeiten eines ihrer berühmtesten Schriftsteller Geber oder Djaber (Abu-Mussah Dschafar al-Kufi) und die viel späteren des Razes (Abu Bekr Arrasi) von den wichtigsten Folgen gewesen. Geber, der in der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. lebte, war ein praktischer Chemiker von vielen metallurgischen Kenntnissen. Seine zahlreichen Schriften wurden von Sevilla in Spanien, wo er alle Theile der griechisch-arabischen Philosophie lehrte, verbreitet. Razes lebte als Arzt im Orient und starb 932 zu Bagdad. Die Bereitung von Schwefel- und Salpetersäure, von Königswasser, Quecksilber-Präparaten und anderen Metalloxyden, die Kenntniß des alkoholischen Gährungsprocesses bezeichnen hauptsächlich den Werth der Schriften beider. Sie räumen sogar die Möglichkeit einer Metallverwandlung ein, und verleihen ihr durch die Lehre von der Zusammengesetztheit der Metalle aus drei Elementen einen theoretischen Haltpunkt. Bis zum Beginn des dreizehnten Jahrhunderts läßt sich die Reihe alchemistischer Schriftsteller bei den Arabern verfolgen. Sie schrieben: Das Buch der Reichthümer, das Buch vom Stein der Weisen, von der Färbung der Metalle, Schlüssel des Erbarmens und Leuchte der Weisheit, Buch der Geheimnisse, consilium conjugii Solis et Lunae und viele andere, welche sämmtlich handschriftlich in den größeren Bibliotheken Europa's, namentlich zu Paris, Leyden und Wien erhalten sind und aus welchen allen das Bestreben, Gold zu machen, die Goldkunst zu verbessern, mehr oder weniger hervorgeht. Vieles erzählt hierüber Leo Afrikanus in: De viris quibusdam illustribus apud Arabes, edit. Hottinger.

Mit Beginn des 13. Jahrh. fand die Goldmacherkunst auch in Teutschland und dem übrigen Europa Eingang durch die Gelehrten, welche die Universitäten in Frankreich und Italien besuchten. Besonders war es die höhere Geistlichkeit, welche mit Eifer und Aufwand der Goldkunst oblag. Albrecht von Vollstädt, gewöhnlich *Albertus Magnus* citirt, 1193 zu Lauingen an der Donau geboren, studirte zu Padua, trat 1223 in den Dominikanerorden, war der erste alchemistische Schriftsteller teutscher Nation. In seiner Geschichte der Metalle und Mineralien, lib. III. tract. II. c. 6, sagt er: „Aus dem Silber entsteht leichter Gold als aus einem anderen Metalle; denn an ihm braucht man nur Farbe und Gewicht abzuändern und das geschieht ohne Mühe." Andere alchemistische Schriftsteller dieser Periode sind: Thomas von Aquino, Christoph von Paris und Roger Baco, der an der Spitze der englischen Alchemisten des 13. Jahrh. steht. Noch andere waren Peter von Albano, Peter von Toledo, Arnold Bachuone, Guido de Montanor, denen als Ehrenmitglied in der Reihe der Alchemisten noch Alphons X., König von Castilien, hinzugefügt werden kann. Mit dem 13. Jahrh. entwickelte sich die Sucht der Goldmacherei vollständig durch eine große Anzahl mysteriöser und vielversprechender Schriften, fast sämmtlich hervorgegangen aus den gelehrten Schulen der Araber in Spanien. Im 14. Jahrh. ist Raimund Lullus der berühmteste Alchemist. Sein Ruf verbreitete sich über ganz Europa, und selbst König Richard III. von England leistete ihm großen Vorschub. Die Zahl der Lullus'schen Schriften wird überhaupt auf fünfhundert geschätzt, von denen viele in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien vorhanden sind. Andere Schriftsteller über Alchemie sind: John Cremer, Abt zu Westminster in London; Peter von Ferrara, Magister der freien Künste zu Pola in Istrien; Antonius von Abbatia, ein italienischer Mönch; Ottmar, gewöhnlich *Magister Odomarus* genannt, Mönch zu Paris; *Jean de Roquetaillade*, Mönch zu Aurillac in der Auvergne. Von den vielen französischen Alchemisten hatte *Nicolas Flamel*, ein Büchercopist zu Paris, den meisten Ruf. Auch Karl VI., König von Frankreich, wird zu dieser Reihe französischer Alchemisten als arrière-garde gezählt.

In dem 15. Jahrh. glänzte ganz besonders Basilius Valentinus, der angeblich 1413 im St. Peterskloster zu Erfurt als Mönch gelebt hat und „in Arzneikunst und Naturforschung bewundernswerth" gewesen ist. In seinem Testamente bekennt er sich ausdrücklich dazu, daß er den Stein der Weisen selbst bereitet habe, und die Tinctur, das Aurum potabile, für eine wahre Universalmedicin erkenne. Von seinen Schriften ist eine lateinische Ausgabe gesammelt unter dem Titel: Basilii Valentini Scripta chymica. Hamburg. 1700. Unter diesen sind bemerkenswerth: De Magno Lapide antiquorum Sapientum; Tractatus de rebus naturalibus et supernaturalibus metallorum et mineralium; Apocalypsis chemica und Basilii Testamentum ultimum. In England hatte die Alchemie seit Cremer's Zeit in sofern eine andere Richtung genommen, als man Gold und Silber durch Legirung mit anderen Metallen zu vermehren suchte; man misbrauchte die vermischte Karatirung, um hochgoldfarbige Compositionen von geringem Gehalte darzustellen. Schon Heinrich IV. veranlaßte daher 1404 durch ein Gesetz, die Vermehrung des Goldes und Silbers bei Strafe der Felonie zu verbieten. Aber König Heinrich VI. war ein großer Verehrer und Liebhaber der Astrologie, Magie und Alchemie, er begünstigte die Alchemisten, und erließ sogar von 1440 an Patente, Gold zu machen und nebenbei Lebenselixire zu verkaufen. Das Resultat war

falsches Gold und falsche Münze, die man mit den Stempeln der Rosennobel prägte und nach Frankreich spedirte. In Frankreich figurirte während dieser Zeit *Jaques le Cor* als großer Alchemist, den der König Karl VII. zu seinem Finanzrathe ernannte. Er schuf aus dem aurum sophisticum die falschen französischen Schildkronen, um den Misbrauch der falschen Rosennobel zu vergelten. An den teutschen Höfen wurde in dieser Zeit Barbara, Gemahlin des Kaisers Siegmund, als Alchemistin bekannt. Nicht minder eifrig laborirte der zweite Sohn Friedrich's I., Kurfürst von Brandenburg, Markgraf Johannes, in der Geschichte Johann der Alchemist genannt. König Eduard IV. von England ertheilte 1476 sogar die Erlaubniß, Gold aus Quecksilber zu machen. Georg Ripley aus der Grafschaft Yorkshire wurde von den Alchemisten zu den Epopten der hermetischen Mysterien gerechnet, allein er war mehr ein erfahrener Chemiker als Adept. Mit Ludwig von Neus oder Neisse aus Schlesien beginnt auch die durch mehre Jahrhunderte fortlaufende Reihe der fahrenden Alchemisten, die von einem Orte zum anderen umherzogen, unter glänzenden Versprechungen zu theueren alchemistischen Processen verleiteten, und dabei am Ende sich allein auf Kosten der Hintergangenen bereicherten. Die Alchemisterei wurde eine förmliche Landplage. Fast alle damals bekannten unedeln Metalle wurden großen und kostspieligen Versuchen unterworfen, und vorzüglich glaubten die Alchemisten mit Quecksilber, welches nach ihrer Meinung flüssiges lebendiges Silber war, die Grundlage ihres großen Werkes zu finden. Unter allen fahrenden Alchemisten jener Zeit hat Salomon Trismosinus, ein Teutscher, den meisten Ruf erlangt. Er versichert in seinen Schriften, mit seiner Tinctur große Massen Gold erzielt zu haben, die arzneiliche Wirkung seiner Tinctur offenbare die Wunder der Panacee, Uebertreibungen, die mit dem Panaceisten auch den Alchemisten in den Augen der Gemäßigten verwarfen. Allein nichtsdestoweniger gesellten sich in dieser Periode, die bis in das 16. und 17. Jahrh. hineinreichte, Thorheiten und Schwärmereien aller Art zur Alchemie, es kamen zu ihr noch Theosophie, Kabbala, Chiromantie, Nekromantie, Astrologie und Magie.

Das 16. Jahrh. eröffnete seine Reihen in *Giovanni Aurelio Augurelli*, einem Römer, der vom Steine der Weisen sagte:

> Illius exigua projecta parte per undas
> Aequoris, argentum vivum si tunc foret aequor,
> Omne vel immensum verti mare posset in aurum.

Er schrieb unter dem Titel: Chrysopoeia ein episches Gedicht, und dedicirte es 1514 dem Papste Leo X. Der schlaue Papst, der allerdings das Gold sehr liebte, sich dasselbe aber auf einem sicheren Wege, durch den Ablaßhandel zu verschaffen wußte, nahm zwar das Gedicht höflich an, verehrte aber lächelnd dem Poeten einen leeren Beutel mit den Worten: „wer solche Kunst besitze, dem fehle nur noch der Beutel, um das Gold hinein zu thun." Viele Italiener, zum Theil der Priesterschaft angehörend, widmeten sich der Alchemie. Giovanni Francesco Pico, Principe della Mirandola, schrieb 1515 eine gelehrte lateinische Abhandlung: De Auro, worin er theils die Möglichkeit der Metallveredlung philosophisch darzuthun sucht, theils historische Beweise ihrer wirklichen Ausübung beibringt. In Spanien zeigten sich damals noch Alchemisten, die später ausstarben, als durch Amerika's Schätze ihre Kunst überflüssig ward. In Teutschland führte die Reformation eine freiere Publicität herbei. Die Aufhebung der Klöster zerstörte manche Werkstatt der Alchemisten, brachte viele Schriften der hermetischen Kunst in Umlauf, allein eine Veränderung im Stande der Sache wurde nicht hevorgebracht. Melanchthon nannte die Alchemie: imposturam quandam sophisticam, aber Luther war, wie er in seiner Canonica sich ausspricht, immer noch ein Gönner der Alchemie. Außer Heinrich Cornelius Agrippa ist noch ein blendenderes Irrlicht jener Zeit Philippus Aureolus Paracelsus Theophrastus Bombast von Hohenheim, der größte Marktschreier in der Geschichte der Arzneikunst und Goldmacherei. Von seinen vielen Schriften gehören besonders hierher: De tinctura Physicorum; Thesaurus thesaurorum Alchemistarum; De metallorum transmutationibus et caementis; Aurora Philosophorum; De Mercuriis metallorum u. a. Georg Agricola, ein berühmter Metallurg, gestorben 1555 zu Chemnitz in Sachsen, schrieb alchemistische Abhandlungen, sagte sich aber in höheren Jahren von der Alchemie los und widmete seine ausgebreiteten Kenntnisse mehr dem praktischen Berg- und Hüttenfache. In Teutschland, Frankreich und Italien kamen eine große Menge, allen Classen angehörende Anhänger, vorzugsweise aber unter den Geistlichen und Aerzten zum Vorschein, welche den Gläubigen Gold versprachen und ihnen ihr Silber abnahmen. Leibärzte waren es besonders, welche der Goldmacherkunst den Zutritt bei den Höfen verschafften. Wir können nicht umhin an die Worte von Hans Sachs in seinem Gedichte: „Geschichte Keyser Maximiliani mit den Alchimisten" zu erinnern. Er erzählt darin, daß ein Venediger im J. 1513 an des Kaisers Hofe gelebt und demselben zehn Mark Gold gemacht, sodann aber sich heimlich entfernt und folgende Zuschrift hinterlassen habe:

> O Keyser Maximilian!
> Wellicher dieser Künste kan,
> Sieht dich noch römisch Reich nit an.
> Daß er dir solt zu Gnaden gan.
> Wer diese Kunst recht weiß und kann,
> Der beut um Geld sie Niemand an.

Unter allen aber glänzte Kaiser Rudolph II., er war gleichsam Fürst der Alchemisten, und seine Residenz Prag der Sonnenpunkt der Goldmacherkunst. Die Alchemisten nannten ihn den teutschen Hermes Trismegistos und rühmten seine Wissenschaft an den Kreuzwegen. Der gekrönte Dilettant umgab sich nur mit Eingeweihten der Astrologie, Magie und Alchemie. Tycho de Brahe und Kepler mußten ihre Talente seinen astrologischen Berechnungen leihen, seine Leibärzte, Thaddäus von Hayek, Michael Mayer und Martin Ruhland, waren Alchemisten, und alle fahrenden Alchemisten waren

bei ihm willkommen und fanden gute Aufnahme. Unter diesen stand besonders der Engländer Edward Kelley, den der Monarch zum Freiherrn von Böhmen ernannte, in hoher Gunst. Mit einem einzigen Tropfen eines blutrothen Oeles verwandelte Kelley ein ganzes Pfund zuvor erhitztes Quecksilber in gutes Gold, und schrieb eine lateinische Abhandlung vom Steine der Weisen. Allein nicht blos in Prag, sondern auch an anderen teutschen Höfen fanden die fahrenden Alchemisten gute Aufnahme. Zu letzteren gehört Hieronymus Scotus, ein Schotte, der seit 1575 in Teutschland reiste und zu Nürnberg, Cöln und anderwärts Gold machte. Er lebte 1590 am Hofe des Markgrafen Johann Friedrich von Ansbach, in Coburg wurde er von dem Herzoge Johann Casimir geehrt. Auch der sächsische Hof hatte seinen Alchemisten. Kurfürst August von Sachsen arbeitete eigenhändig und fleißig am Stein der Weisen. Er hatte sein eignes Laboratorium zu Dresden, welches nur das Goldhaus genannt wurde. Die Gemahlin des Kurfürsten, Anna von Dänemark, leistete ihrem Gatten mit großer Ausdauer Hilfe, und die Alchemisten David Beuther und Sebald Schweetzer standen lange in ihren Diensten. Auch August's Nachfolger, Kurfürst Christian, arbeitete fleißig in der Goldmacherkunst, und nicht minder eifrig war der Herzog Friedrich von Würtemberg, der in alchemistischen Versuchen die Einkünfte seines Landes verschwendete und 1608 starb. Unter seinen alchemistischen Gästen befand sich Georg Honauer, der durch seine Vorspiegelungen den Herzog um zwei Tonnen Goldes betrog, aber an einem eisernen, mit Flittergold vergoldeten Galgen und mit einem vergoldeten Kleide 1597 aufgehängt wurde.

Im 17. Jahrh. vermehrte sich die Zahl der Alchemisten bedeutend. Die Fürsten selbst hatten ein zu gutes Beispiel gegeben, um aufzumuntern und anzuregen. Selbst offenbare Betrügereien, die, wenn sie entdeckt, sehr oft an Leib und Seele gestraft wurden, vermochten nicht den Glauben an die Kunst, Gold zu machen, zu erschüttern. Goldgierde oder zerrüttete Finanzen öffneten ihr immer aufs Neue die Thür der Großen und ebenso fanden sich auch stets neue Abenteurer. Am meisten begünstigte die um das Jahr 1610 zuerst zusammengetretene Brüderschaft der Gold- und Rosenkreuzer, welche alle Grundsätze der alten Kabbala in Lehre und Leben vortrug und ausführte, das Possenspiel der Goldmacherei. Zu ihnen gehörte Andreas Libau aus Halle in Sachsen, ein ausgezeichneter Chemiker, der aber in vielen Schriften der Alchemie das Wort redete. Als fruchtbare Schriftsteller der Alchemie machte sich Benedict Töpfer, bekannt unter dem Namen *Benedictus Figulus,* geltend. Sein Witz verleitete ihn u. a. in seinem Rosarium (R. novum olympicum et benedictum) zu lehren, wie man Gold aus Juden machen könne. Er versichert, daß 24 Juden ein Loth Gold geben, berechnet auch, daß bei täglicher Wiederholung des Processes jährlich aus 100 Juden, nach Abzug der Festtage, 1248 Loth Gold zu machen sind. Andere waren Joachim Tank aus Perleberg, Oswald Croll aus Hessen, Heinrich Roll, Arzt zu Steinfurt, Johann Graßhof, Syndikus zu Stralsund, Ambrosius Siebmacher aus Nürnberg, Johann Clajus, Pfarrer zu Bardeleben u. a. m. Auch Italien und Frankreich hatten ihre Alchemisten. In letzterem machte Dubois großes Aufsehen. Er verwandelte in des Königs und des Cardinals Richelieu Gegenwart die Flintenkugeln der Schildwache in Gold, wurde aber als Betrüger erkannt und aufgehängt. Unter den englischen Alchemisten zeichnete sich John Thornbourgh, Bischof von Winchester, aus. Er schrieb eine Abhandlung: Nil, aliquid, omnia, in gratiam eornm, qui artem auriferam physico-chymice et pie profitentur. Oxonii, 1621. Auch Robert Fludd a Fluctibus, gebürtig aus Kent und Arzt in London, war ein eifriger Gold- und Rosenkreuzer. Der dreißigjährige Krieg unterbrach nicht allein nicht die Geschäftigkeit der fahrenden Alchemisten, sondern begünstigte sie noch. Mitten im Gewühle des Krieges traten dergleichen Figuranten auf, reisten von Hof zu Hof, und fanden meistens sehr freundliche und willfährige Aufnahme, namentlich bei dem Herzoge Franz II. von Sachsen-Lauenburg, dem Herzoge Ernst von Baiern, dem Herzoge Heinrich Julius von Braunschweig, dem Landgrafen Moritz von Hessen, dem Fürsten Rudolph von Anhalt-Zerbst, dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, dem Markgrafen Friedrich von Baden, dem Grafen von Stolberg u. s. w. Der König Christian IV. von Dänemark ernannte 1647 den Münzmeister Kaspar Harbach zu seinem Leibalchemisten, der vorgab, ein Geheimniß zu besitzen, vermöge dessen er die aus den norwegischen Gruben eingelieferten Metalle in Gold verwandeln könne. Der König empfand es übel, als seine Unterthanen den geheimen Kräften Harbach's mistrauten und gab ihnen einen goldenen Verweis. Auf seinen Befehl wurden aus dem künstlichen Golde neue Dukaten geprägt, welche auf der Bildseite den König in ganzer Figur mit seines Namens Umschrift darstellten, auf der Rückseite aber eine große Brille mit der Beischrift: Vide mira Domi. 1647 enthielten. Diesen Brillendukaten gegenüber ließ man in Holland eine Spottmünze schlagen, die von Kupfer, aber einseitig vergoldet war. Auf der gelben Seite las man: Aus Noord komt Gold, auf der rothen hingegen: Mar wenig.

Als Kaiser Ferdinand III. 1648 in Prag war, brachte ihm ein gewisser Richthausen einen Gran rothen Pulvers mit dem Bericht, das sei der berühmte Stein der Weisen. Mit dem erhaltenen Gran Tinctur wurde in Gegenwart des Kaisers und seines Oberbergmeisters Grafen Ruß eine Projection auf drei Pfund Quecksilber veranstaltet. Man erhielt davon beinahe dritthalb Pfund feines Gold. Der hoch erfreute Kaiser ernannte Richthausen zum Freiherrn von Chaos und ungarischen Kammergrafen, und ließ aus dem erhaltenen Golde eine einzige Denkmünze von 300 Dukaten schlagen. Eine andere Transmutation führte der kurpfälzische Oberjägermeister, Baron Pfenniger, auf Blei aus. Aus dem erhaltenen Golde ließ der Kaiser eine Medaille mit folgendem Herameter schlagen: Aurea progenies plumbo

36 *

prognata parente. Von den Schriftstellern dieses Jahrhunderts zeichnet sich Johann Rudolph Glauber aus. Er betrieb die technische Chemie mit großem Eifer, war Alchemist, gestand aber selbst in seiner Continuatio miraculi mundi und im Opus minerale, daß er zur Zeit nicht den geringsten Nutzen in Verbesserung der Metalle gehabt habe. Johann Adam Osiander, Professor der Theologie zu Tübingen, schrieb Experimenta de Sole, Luna et Mercurio. In Nürnberg entstand 1654 eine alchemistische Gesellschaft, in welche auch der ausgezeichnetste Philosoph Teutschlands im 17. Jahrh., Gottfried Wilhelm Leibnitz als Secretair und Geheimschreiber der Gesellschaft aufgenommen wurde. Selbst er konnte noch in den letzten Jahren seines Lebens sich nicht entschließen, die Alchemie ganz zu verleugnen. Einer der thätigsten Alchemisten dieser Zeit war auch Johann Joachim Becher, Professor und Leibarzt des Kurfürsten von Mainz. Allein zu rechtschaffen zum Betrug und zu schroff in seinen Aeußerungen hielt er sich nicht lange. In den Niederlanden wurde in diesen Zeiten auch Johann Friedrich Schweitzer, bekannt unter dem latinisirten Namen *Helvetius*, Leibarzt des Prinzen von Oranien, berühmt. Seine Schrift: Vitulus aureus, quem mundus adorat et orat, Amstelodami, 1667 stempelt ihn zu einen Gläubigen der Goldmacherkunst. Selbst der berühmte Benedict Spinoza spricht sich in seinem 45. Briefe an Jarrig Jellis zu Gunsten Helvetius' aus. Von anderen Niederländern gab Goosen van Breeswyck drei alchemistische Abhandlungen in holländischer Sprache heraus, als 1) De roode Leeuw of het Sout der Wysen. Amsteldam 1672, 2) De gröne Leeuw of het Light der Wysen, Amsteldam 1674, 3) De goude Leeuw of de Azyn der Wysen. Amsteldam 1675. In Frankreich erschienen in diesen Zeiten verschiedene Schriften, von denen besonders die von Isaac Chartier: De la science du plomb sacré des Sages, ou Antimoine, à Paris 1651 Interesse gewährt. Selbst in der Türkei nahm man jetzt an der Idee der Metallveredlung regen Antheil. Muhammed Kiuperli, Großvezier unter Muhammed IV., wird als Liebhaber der Alchemie genannt, und Paul Lucas, ein französischer Arzt, welcher in den Jahren 1699—1705 Reisen durch Aegypten, Syrien, Persien, Armenien, die Türkei und Griechenland machte, erzählte in seinen Reisebeschreibungen, wie sehr die Orientalen an eine Metallveredlung glauben und wie gut die Araber es verständen, diese Kunst ihren Zöglingen, den Türken, beizubringen.

In Teutschland erregte in der letzten Hälfte des 17. Jahrh. eine Schrift von Wilhelm von Schröder: Nothwendiger Unterricht vom Goldmachen, Leipzig 1684, viel Aufmerksamkeit. Als Adept reiste ein Baron von Wagnereck in den Jahren 1680—1683 umher, nahm aber ein trübseliges Ende. Einer der frechsten Betrüger war Christian Wilhelm Freiherr von Krohnemann, welcher von 1677—1686 am Hofe des Markgrafen Georg Wilhelm von Baireuth die Rolle des Adepten spielte, zuletzt aber zu Culmbach aufgehängt wurde mit der Beischrift: „Ich war zwar, wie Merkur wird fir gemacht, bedacht; doch hat sichs umgekehrt, und ich bin fir gemacht." Eine besonders wissenschaftliche Richtung in seinen alchemistischen Arbeiten hatte Johann Kunkel, geboren 1630 zu Rendsburg, gestorben 1702 zu Stockholm als Bergrath und Freiherr von Löwenstern. Seine mehr als dreißigjährige alchemistische Praxis führte ihn auf die Entdeckung des Harnphosphors, des Rubinglases und anderer chemischen Erfindungen, die sein Andenken ehren. Seine Ueberzeugung von der Möglichkeit der Metallveredlung beruhte hauptsächlich auf Versuchen, durch oft wiederholtes Schmelzen des Goldes mit Salmiak die Farbe desselben bis zum Rothgelben zu erhöhen. Dagegen ward feines Gold durch oft wiederholtes Schmelzen mit Borax so bleich, daß es nicht mehr zum Vergolden gebraucht werden konnte. Wenn demnach, so schloß er in seinem Laboratorium S. 556, die Kunst vermag, das Gold in einem Falle zu übergolden, im anderen zu entgolden, d. h. hinauf- oder herabzustimmen, so ist das schon ein Anfang zur Zusammensetzung oder Zerstörung, wonach die Neuerzeugung nicht unglaublich erscheint. Auch in dem Engländer und berühmten Naturforscher Robert Boyle erhielt die Alchemie unerwartet einen Vertheidiger. Seine Schrift: Historical Account of a degradation of Gold, made by an Anti-Elixir, a strange chemical Narrative. London 1678, gibt zu, daß seine Versuche freilich keine Veredlung, sondern eine Veruneblung darstelle; indessen werde durch das Eine die Möglichkeit des Anderen dargethan.

Das 18. Jahrh. zeigt uns die Eigenthümlichkeit, daß höchste Blüthe und Verfall der hermetischen Kunst ihm angehören. Wol hatten die Fürsten, nachdem sie Jahrhunderte hindurch selbst eifrig mit Retorten und Tiegeln operirt hatten, um die köstliche Tinctur zu bereiten, von der ein Tropfen große Mengen von Blei oder Quecksilber in Gold verwandeln sollte, endlich erkannt, daß sie Spielbälle in den Händen schlauer Betrüger gewesen, die man sich nun auf nicht sehr glimpfliche Weise vom Halse schaffte. So wurde der berüchtigte Vagant Caëtano, Graf von Ruggiero, der nach vielen Irrfahrten endlich nach Berlin verschlagen war und hier versprochen hatte, den königlichen Schatz um beliebige Summen zu bereichern, 1709 in einem mit Flittergold beklebten Kleide an einen vergoldeten Galgen aufgehängt. Ein gleiches Schicksal theilte ein teutscher Industrieritter, Hektor von Plettenberg, der dem italienischen in Nichts nachstand. Auf Befehl August's II. von Sachsen und Polen wurde er 1720 auf dem Königsteine enthauptet. Solche Mittel brachten zwar die fahrenden Adepten zum Verschwinden, aber die große Kunst blühte mehr denn je. Von den Höfen dem Scheine nach verscheucht, wurde sie jetzt zum ersten Mal Gemeingut des Volkes. Wie sehr die Epidemie grassirte, ersehen wir aus den poetischen Klagen einiger Adepten, die ihrem Zorne darüber, daß die heilige Kunst in den Koth getreten wurde, in Versen Luft machten. So schrieb Einer:

Wer im gemeinen Dienst dem Staat nichts nützen kann,
Wer jung als Passagier sein Hab und Gut verthan,

Will nun in Müßiggang, aus Gläsern, Rauch und Kohlen
(Schaut doch das Wunderwerk) des Schadens sich erholen.

Und ein Anderer:

Es will fast Jedermann ein Alchemiste heißen,
Ein grober Idiot, der Junge mit dem Greisen;
Bartscheerer, altes Weib, ein kurzweiliger Rath,
Der kahlgeschorne Mönch, der Priester und Soldat.

Doch Einzelne sind leichter zu betrügen als Viele, und so mußte sich denn die geheime Kunst bald wieder ihre Anhänger unter den Gebildeten suchen. Die Verhaftung des aus Berlin entflohenen Adepten Johann Friedrich Böttcher aus Schleiz im Voigtlande im J. 1703 zu Dresden auf Befehl Königs August II. lieferte eines der erfreulicheren Beispiele, da sie 1704 zur Entdeckung des braunen Jaspisporzellans und 1709 des weißen Porzellans Anlaß gab. Nach Georg Ernst Stahl's Lehre vom Phlogiston waren die Metalle zusammengesetzte Körper, gebildet aus kalkartigen Stoffen und einem räthselhaften Körper, dem Phlogiston. Letzteres konnte man den Metallen nehmen, wodurch diese in Metallkalke verwandelt wurden, und diesen konnte man es wieder zuführen, d. h. wieder Metalle aus ihnen machen. Aber für sich darstellen konnte man diesen Stoff nicht, er war unfaßbar. Außer anderen merkwürdigen Eigenschaften war ihm auch die eigen, die Körper, mit welchen er sich verbunden hatte, leichter zu machen, als sie vor dem Hinzutreten des neuen Körpers gewesen waren. In dieser Widersinnigkeit sah Stahl auffallenderweise eine Stütze seiner Ansicht, indem er sagte: „Da das Phlogiston leichter ist als Luft, so sucht es den Körper, mit dem es sich verbunden hat, zu heben, wodurch dieser einen Theil seines Gewichtes verliert." Man entnahm aus dieser Lehre die von Geber übernommene Ansicht von der Zusammengesetztheit der Metalle für eine unantastbare Wahrheit, durch welche noch viele Schwärmer und Unwissende zur alchemistischen Thätigkeit angezogen wurden und einem Wahne folgten, dem unter den Vereinzelten zuweilen noch die ersten Geister huldigten. Selbst Preußens großer König Friedrich II. war nicht ganz frei davon. Im J. 1751 erschien eine Frau van Pfuel mit zwei schönen Töchtern in Potsdam und machte so, indem sie den Reigen der fahrenden Adepten schloß, das alte Wort derselben wahr, daß die Goldmacherei eine wahre Frauenarbeit sei. Die Operationen dieser schönen Damen kosteten dem erleuchteten Könige zehn Tausend Thaler, ohne daß er dafür die Seele des Goldes erlangte. Der Spott, mit dem er später die Alchemie reichlich geißelte, war also theuer erkauft. Auch Goethe finden wir vertieft in dem Studium der Koryphäen der Alchemie und ging er mit nichts Geringerem um, als den Stein der Weisen — die Universalmedicin — zu finden. Die schönste Frucht, welche uns die durch viele Jahrhunderte betriebene geheimnißvolle Kunst geliefert hat, ist Goethe's Faust. Doch ist das 18. Jahrh. noch reich an Experimenten, und unter den Laboranten führen wir noch an: den Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt, den dänischen Kanzleirath Dippel, den Professor der Chemie Barchusen zu Utrecht, den Professor Hensing zu Gießen. Großes Aufsehen erregte eine in der Officin der Franke'schen Stiftungen zu Halle 1750 vorgekommene Transmutation. Von der Richtigkeit dieser Thatsache war selbst ein seiner Zeit sehr geschätzter Gelehrter, der Berg- und Salinendirector von Leysser (1774), überzeugt. Ein anderer hallischer Gelehrter, der berühmte Theolog Semler, beschäftigte sich 1786 direct mit der hermetischen Kunst. Er suchte eifrig nach der Universalmedicin, um den sterblichen Menschen das verlorene Paradies wenigstens theilweise wieder zu verschaffen. Bei diesen Versuchen sah er nun leibhaft vor seinen Augen das reinste Gold hervorwachsen. Der berühmte Chemiker Klaproth sollte die Zweifel gegen dieses Wunder entwaffnen, weshalb Semler vor dessen Augen und in Gegenwart einer glänzenden Gesellschaft in Berlin operirte, wobei er aber Nichts als Spott und Hohn erntete, denn es ergab sich, daß der Goldmacher von einem Soldaten, dem er Gutes gethan, in der wohlgemeinten Absicht, seinem Wohlthäter Vergnügen zu machen, betrogen worden war.

Der Glaube an die hermetische Kunst ist bis in die neueste Zeit nicht untergegangen, obgleich derselbe seinen Todesstoß durch die über alle Theile der Naturwissenschaften verbreiteten Kenntnisse und die stets erweiterten Erfahrungen im Gebiete der Chemie, hauptsächlich durch das antiphlogistische System, welches die Einfachheit der Metalle als einen ihrer Grundsätze ausgesprochen, erhalten. Einzelne halten stets noch hartnäckig daran fest. Im J. 1796 stiftete der bekannte Verfasser der Jobsiade, Dr. Kortüm in Bachum mit dem Dr. Behrens zu Schwerte bei Dortmund die hermetische Gesellschaft, deren Werke wir bis 1819 verfolgen können. Im J. 1832 erschien in der Buchhandlung des Waisenhauses zu Halle eine Geschichte der Alchemie vom Professor Dr. Schmieder, der vollkommen davon überzeugt war, daß die Verwandlung der Metalle möglich sei und daß der Stein der Weisen zu verschiedenen Zeiten wirklich existirt habe. Einzelne Familien glauben noch hier und da im Besitze dieses Geheimnisses zu sein. So wurde 1837 dem Gewerbevereine in Weimar eine Tinctur übergeben, die aber bereits Gold enthielt, damit sich jeder von der freilich sehr schwachen Kraft derselben überzeugen könne. In Paris ist die Sache sogar bis in die neueste Zeit wissenschaftlich betrieben worden, wie wir dies aus dem 1844 erschienenen Lehrbuche der Chemie von Baudrimont ersehen. Nach ihm hat sich ein gewisser Javary vielfach mit Versuchen beschäftigt, bei denen der Sauerstoff das mächtige, die Verwandlung bewirkende Princip abgibt, deren Resultate mit der Zeit ein Gelingen in Aussicht stellen. Im J. 1853 wurde ferner an die pariser Akademie eine Schrift eingereicht, die folgenden Titel führte: „Die Metalle sind keine einfachen Körper, sondern zusammengesetzte. Die künstliche Darstellung der edeln Metalle ist möglich, ist eine Thatsache." An der gewohnten Marktschreierei und Unverschämtheit fehlt es aber dieser kleinen Schrift auch nicht. In ihr wird Lavoisier, der bekanntlich seit dem letzten Viertel des 18. Jahrh. in Folge seiner Entdeckungen die Chemie zu einer Macht gehoben, als ein Irrlehrer hingestellt, der den Forschern einen falschen

Weg gebahnt habe. Der Verfasser, Tiffereau, legte sogar 1855 der französischen Akademie von Neuem das sechste Memoire über die „Transmutation der Metalle" vor. (Comptes rendus. T. XXXIX, 205.) Auch Teutschland ist nicht zurückgeblieben. Ein gewisser Schechner hat der pariser Akademie (Compt. rend. l. c. 1035) angezeigt, daß nach seinen Untersuchungen gewisse Metalle mit Unrecht für einfache Körper gehalten werden. Er will jedoch seine großen Entdeckungen nur gegen eine Belohnung veröffentlichen. Sonderbar, daß grade die Goldmacher, für die doch das Gold gar keinen Werth haben sollte, da sie es ja in unbegrenzten Mengen selbst fabriciren zu können vorgeben, so sehr darauf erpicht sind!

Es ist nicht zu leugnen, daß aus dem Jahrhunderte lang fortgesetzten Streben, Gold zu machen, manche reelle Entdeckung hervorgegangen ist und daß große Schwierigkeiten zu besiegen waren, ehe man zu einer klaren Einsicht in die chemische Natur der Körper gelangte. Allein ein Gewinn für die Wissenschaft ist jetzt aus dem Studium der Goldmacherei nicht zu erwarten. Die Chemie hat in neuerer und neuester Zeit über alle Erwartung den alten Ruf, daß sie Gold machen könne, dadurch gerechtfertigt, daß sie nicht allein die Grundlagen zu mannichfachen neuen Schöpfungen der Industrie geliefert, sondern vornehmlich dazu beigetragen hat, daß die Bedürfnisse der Menschen auf ungleich leichtere Art zu befriedigen sind, wodurch die Behaglichkeit des Lebens für weite Kreise zugänglich geworden ist. Daß es trotz aller Fortschritte der Wissenschaft immer noch Männer gibt, welche eine vierzehn Jahrhunderte lang von einer Generation zur anderen fortgepflanzte Meinung für die Wirklichkeit der Goldmacherkunst zugeben und behaupten, beruht mehr in der Thatsache, daß in dem bearbeiteten Stoffe von Anfang an Gold enthalten gewesen und dieses der Aufmerksamkeit entgangen ist. Ueberhaupt ist das Gold verbreiteter in der Natur, als man gewöhnlich denkt. Versuche, welche in der Bergschule zu London angestellt worden sind, haben ergeben, daß das Gold als merkliches Quantum in jeder britischen und ausländischen Bleisorte, Mennige, Bleiweiß und Bleizucker, sowie endlich in allen im Handel vorkommenden Sorten Wismuth enthalten sei (Phil. Mag. Vol. V. p. 310). Die Untersuchungen werden mit den verschiedenartigsten Mineralien fortgesetzt, sodaß also noch weitere Erfolge bevorstehen. Daß aber dergleichen rohe Schmelzversuche, wie solche vom größten Theile der fahrenden Alchemisten unternommen sind, keine Zersetzung der Metalle bewirken können, ist eine ebenso ausgemachte Sache, als dieselben gewöhnlich Betrüger waren, welche sich gutmüthig Betrogene auswählten, oder goldgierige und habsüchtige Menschen täuschten.

Die historischen Untersuchungen von den Lehren der Goldmacherkunst, wie solche aus der großen Anzahl von Schriften der Alchemisten hervorgehen, führen zu folgenden Resultaten: 1) Es gibt ein Präparat, von fester Gestalt und rother Farbe — genannt der Stein der Weisen, das große Elixir, das große Magisterium, die rothe Tinctur — welches, wenn es in kleinen, ganz geringen Dosen auf fließendes Silber, Quecksilber, Blei oder sonst ein unedles Metall geschüttet wird, eine Umwandlung (Transmutatio) desselben in Gold bewirkt, eine vollständige, wenn es recht bereitet ist (dann universalis transm. genannt), eine theilweise, wenn das Entgegengesetzte stattfindet (dann particularis transm. genannt). — 2) Dasselbe Präparat, in homöopathischer Dosis als Arznei innerlich angewandt, heilt vielerlei Krankheiten, verjüngt das Alter und verlängert das Leben, daher es denn Panacee des Lebens oder, weil es in aufgelöster Form genommen werden soll, Trinkgold (Aurum potabile) genannt wird. Das sind die Glaubensartikel der Adepten und Alchemisten. Wol gab es unter ihnen redliche Männer, welche aus Eifer für die Wissenschaft theilnahmen an den alchemistischen Beschäftigungen, die zu vielen Entdeckungen führten, welche das große Gebiet der chemischen Wissenschaften vorbereiteten für eine glänzende Entwickelung. Aber der Schatz, der gesucht ward, liegt ungehoben. Ließen sich die Metalle durch Zusammenschmelzen mit irgend einem bekannten Körper zerlegen oder in einander verwandeln, so müßte das Problem der Goldmacherkunst längst gelöst sein. Bis jetzt aber fehlt es immer noch an einem beglaubigten Factum, daß es irgend einem Menschen gelungen sei, ein Metall in ein anderes zu verwandeln. Derjenige, welcher Gold machen will, muß vor allen Dingen die Bestandtheile dieses Metalles kennen, bis jetzt aber sind alle Metalle noch als einfache Körper zu betrachten, indem es noch keinem Chemiker gelungen, irgend eins zu zerlegen. So lange bis dieses geschehen, bis die Zerlegung des Goldes, oder irgend eines anderen, sich in jeder Beziehung als reines Metall darstellenden Stoffes geschehen, muß die Goldmacherkunst entweder als eine unwissenschaftliche Träumerei oder als eine Triebfeder zum Betrug angesehen werden. (*C. Reinwarth.*)

GOLDMAULWURF heißt eine von Cuvier unter dem Namen Chrysochloris von der Linné'schen Gattung Talpa abgetrennte, durchaus eigenthümliche Gattung. Sie hat zwar im Allgemeinen die Körpertracht des typischen Maulwurfes, unterscheidet sich aber sogleich von diesem durch den gänzlichen Mangel des Schwanzes und die ganz andern Vorderpfoten, welche nämlich nur drei Krallen haben, von denen die äußere längste sehr breit und sichelförmig gekrümmt ist und in einer Höhlung die mittle und innere aufnehmen kann. Die Hinterfüße sind fünfzehig und kurz bekrallt. Auch die innere Organisation bietet sehr charakteristische Eigenthümlichkeiten. Die Zähne zunächst sind durch kleine Lücken von einander getrennt, zehn in jeder Reihe hinter einander. Der erste in jedem Kiefer gleicht einem starken, einwurzeligen Eckzahne; die beiden folgenden, um die Hälfte kleiner, sind ebenfalls eckzahnartig, stehen noch im Zwischenkiefer und sind also Schneidezähne. Der vierte obere ist klein, comprimirt dreizackig und steht auf der Naht des Zwischen- und Oberkiefers, ist daher Eckzahn. Die sechs folgenden nehmen Anfangs an Größe zu und dann wieder ab, sind viel breiter als lang und bilden gleichsam quere Platten mit zwei breiten Zacken außen und einem höhern innen; die Backzähne des Unterkiefers zeigen die um-

gekehrte Anordnung der Zacken. Der Schädel erscheint bei der Vergleichung mit dem des gemeinen Maulwurfs kürzer und im Hirntheile breiter und höher. Eine schmale Querleiste, welche bis zur Ohröffnung herabläuft, scheidet das Occiput vom Vorderkopfe und an ihrer Endigung beginnt mit breiter Basis der zarte stabförmige Jochbogen, dessen vordere Basis von dem Infraorbitalloche durchbrochen ist. Die große, etwas zusammengedrückte Pauke communicirt bisweilen mit einer kugeligen, in die Schläfengrube vorspringenden Blase. Der Zwischenkiefer endet vorn jederseits mit einem hakigen Vorsprunge, dem Unterkiefer fehlt der Kronfortsatz, aber er hat einen sehr breiten Eckfortsatz. Der Atlas gleicht einem sehr schmalen Ringe ohne Flügelfortsätze, der Epistropheus ist frei, die folgenden Wirbel ohne Dornen und ihre Bogen viel breiter als bei dem gemeinen Maulwurfe; 19—20 Wirbel tragen Rippen, 3—4 sind rippenlos, 10—12 bilden die Kreuz- und Schwanzgegend. Die langen Rückendornen liegen völlig auf einander, und da auch die breiten Dornfortsätze der Lendenwirbel ganz nach Hinten geneigt sind, so fehlt die Antiklinie ganz. Die erste Rippe gleicht einer ungeheuer breiten Knochenplatte. Die Handhabe des Brustbeines ist sehr stark, unten mit vorspringendem hohen Kiel, nach den Seiten aber flügelförmig erweitert, dahinter folgen 7—8 kleine vierseitige Wirbelkörper und zuletzt der längliche Schwertfortsatz mit breitem halbmondförmigen Knorpelblatte. Ganz abweichend von dem gemeinen Maulwurfe sind die Schlüsselbeine sehr lang und dünn, das Schulterblatt dagegen breiter mit viel höherer Gräte. Auch die Gliedmaßenknochen zeigen bei weiterer Vergleichung beachtenswerthe Unterschiede.

Die Arten, weich behaart und in schönem Metallglanze schimmernd, bewohnen ausschließlich das südliche Afrika und scheinen in Naturell und Lebensweise eben nicht von unserem europäischen Maulwurfe abzuweichen. Man hat deren schon eine ziemliche Anzahl unterschieden, doch lassen sich nur folgende drei als hinlänglich begründet betrachten:

1) Der gemeine Goldmaulwurf, Chrysochloris inaurata *Wagn.* (= Talpa inaurata *Schreb.*, T. asiatica *L.*, Chrysochloris capensis *Desm.*), in der Nähe der Capstadt häufig, ist etwas dicker als unser Maulwurf, kleinköpfiger und mit kurzer, breiter, nackter Nase. Sein dunkelbrauner Pelz schillert schön grün und kupferfarbig; die Augengegend und ein Streif zum Mundwinkel hin sind matt braungelb, die Kehlgegend grünlich, der Grund des Pelzes dagegen schieferfarben. Die Körperlänge beträgt 5 Zoll.

Auf nur geringfügige Differenzen im Gebiß und Knochenbau unterscheidet A. Wagner eine besondere Art als Chr. affinis, aber nur nach einem Knochengerüste. Lichtenstein's Chr. holosericea hat braungelbe Behaarung, A. Wagner's Chr. albirostris prächtig kastanienfarbene mit weiß im Gesichte, dessen Chr. rutilans hat keinen Metallschimmer und noch weniger eigenthümlich erscheinen Smith's Chr. hottentotta und Ogilby's Chr. damariensis. Wenn nicht erneuete Untersuchungen erheblichere Eigenthümlichkeiten nachweisen, müssen alle diese Arten als blos zufällige Abänderungen der gemeinen betrachtet werden.

2) Der stumpfschnäuzige Goldmaulwurf, Chr. obtusirostris *Peters*, in Mossambique, ist kleiner als der vorige und hat eine sehr breite Schnauze, deren nackte lederhäutige Nase doppelt so breit wie lang ist, oben mit wulstiger Falte, unten platt und deren bogenförmige Nasenlöcher durch vier vorspringende Läppchen sternförmig werden. Die Vorderpfoten sind vierzehig. Der Pelz dunkelt braun und schimmert grün, goldig und kupferig, Lippen, Kopfseiten und Kehle sind gelblichweiß. Peters hat in seinem schönen Reisewerke auch die anatomischen Verhältnisse dieser Art speciell beschrieben.

3) Der langhaarige Goldmaulwurf, Chr. villosa *Smith*, am Port Natal, ist von gesetztem und gedrungenem Bau, sehr lang und straff behaart, oben schimmernd gelblichbraun und schwach dunkelbraun gesprenkelt, unten gelblichbraun. Körperlänge 5 Zoll. (*Giebel.*)

GOLDMAYER (Franz Johann Kaspar), Gelehrter, geb. im J. 1775 zu Würzburg, gest. daselbst den 28. Juli 1838. Er hatte seine Schul- und Universitätsstudien in seiner Vaterstadt gemacht und in ihr als Professor der Literaturgeschichte und als Oberbibliothekar gewirkt, mußte sich aber, seiner angegriffenen Gesundheit wegen, bereits im J. 1819 in den Ruhestand versetzen lassen. Er gab seit 1803 die „Würzburgische Literaturzeitung" heraus. Weitere Schriften von ihm sind: Ueber die Gelehrsamkeit und deren Geschichte. (Würzburg 1804.) Relationum de libris rarioribus specimen (akadem. Schrift). (Herbip. 1808.) Beiträge zur neuesten Geschichte der Universität zu Würzburg; 2 Lieff. (Würzburg 1817—1819.) *). (*J. E. Volbeding.*)

GOLDMAYR (Andreas), Mathematiker und Astrolog, geb. im J. 1603 zu Gunzenhausen im ehemaligen Ansbachischen, jetzt zu Baiern gehörig, gestorben im J. 1664 zu Nürnberg. Er studirte von 1629 an zu Altdorf, anfänglich Medicin, wandte sich aber weiterhin ausschließlich mathematischen und astronomischen Studien zu, die bei seiner lebhaften Phantasie bald in rein astrologische umschlugen, für welche seine Zeit so große Vorliebe hatte. Ein Theil der Schuld an dieser verkehrten Richtung fällt auf den Lehrer zurück, an welchen sich Goldmayr in Altdorf vorzugsweise angeschlossen hatte, auf den Prof. matheseos Daniel Schwenter, welcher in seinen Vorlesungen mehr auf das Unterhaltende und Wunderbare, als auf das Gründliche und Gemeinnützige seiner Wissenschaft einzugehen pflegte, unstreitig in der an sich guten Absicht, das Studium der Mathematik seinen Zuhörern anziehend zu machen und das unleugbar Trockene, das ihm anhängt, zu verhüllen, ohne dabei zu bedenken, daß schwächere Gemüther dadurch leicht auf Abwege gerathen können, wie es bei Goldmayr der Fall war. Dieser ging nach absolvirten akademischen Studien im J. 1632 nach Strasburg, wo er aus der Zurückgezogenheit, in welcher er sich in seine astrologischen

*) Vergl. seinen Nekrolog in Gersdorf, Repertorium der ges. deutschen Literatur. Jahrg. 1838. 17. Bd. Liter. Miscellen S. 18.

Studien vertieft hatte, dadurch zu einer öffentlichen Person ward, daß er mit großer Zuversicht verkündete, in den Sternen gelesen zu haben, wie sehr bald, noch im Laufe des Jahres 1632, ein hoher regierender Monarch plötzlich-gewaltsamen Todes sterben werde. Man mag daran zweifeln, daß er seine Vorhersagung so speciell durch Zeit-, Ort- und Artangabe angedeutet habe, daß ihm der Schwedenkönig Gustav Adolf persönlich gleichsam vorgeschwebt habe, wie es jetzt häufig erzählt wird. Unstreitig wird Goldmayr seine Vorhersagung so allgemein und auf Schrauben gestellt proclamirt haben, daß er bei jeder eintretenden Eventualität mit ihr bestehen konnte, daß man also, was er verkündete, auf Kaiser Ferdinand ebenso gut als auf Gustav Adolf oder irgend einen andern Kronenträger deuten durfte und konnte. Aber da es damals gefährlich war, solche Gedanken-Attentate, welche im Kampfe der religiösen Parteien die innersten und versteckteſten Wünsche verlautbaren lassen konnten, auf die hohen und höchsten Personen zu richten, welche in dem kriegsbewegten Teutschland an der Spitze standen, so kann man es der obrigkeitlichen Behörde von Strasburg nicht verdenken, daß sie es bedenklich fand, einen solchen Unglücksprophеten in ihren Mauern zu dulden. Goldmayr ward daher aus Strasburg verwiesen und nahm seine Zuflucht nach Tübingen. Als nun aber Gustav Adolf am 6. Nov. 1632 auf dem Schlachtfelde bei Lützen geblieben war, stand der Ruf des neuen Propheten fest. Unangefochten kehrte er nach Strasburg zurück und ward umdrängt von Personen aller Art, die sich ihr Horoskop von ihm stellen ließen; er war ein Mann des Tages geworden. Er schlug eine Professur, die ihm im J. 1635 an der Universität zu Strasburg angeboten ward, aus, sowie er sich auch im folgenden Jahre in gleicher Art von Altdorf nicht fesseln ließ. Er wendete sich nach Nürnberg, wo er das Nativitätstellen gleichsam als Handwerk trieb; der Magistrat daselbst ernannte ihn zum Aufseher des Kalenderwesens der Stadt und wies ihm dafür einen kleinen Gehalt an; Kaiser Ferdinand ernannte ihn für seine Mitwirkung bei den Verhandlungen über die Reform des Kalenderwesens auf dem Reichstage zu Regensburg zum kaiserlichen Pfalzgrafen — freilich damals ein sehr verbrauchter Titel ohne Mittel — und halb in den Himmel gehoben, halb gründlich verachtet und als Lügenprophet verlacht, vegetirte er in Nürnberg fort, wo er in äußerster Dürftigkeit im Hospitale starb. Mit dem Verzeichnisse seiner Schriften füllt Adelung in der weiter unten aufzuführenden Schrift fast vier volle Seiten. Aber man würde sich einer Raumverschwendung schuldig machen, wenn man diesen Ballast wieder hierher umladen wollte; für die Wissenschaft unserer Tage geben sie keine Ausbeute mehr. Vielleicht steckt noch einiges Curieuse wenigstens in den Beschreibungen einiger teutschen Städte, wie Augsburg, Bamberg, Leipzig, Marburg, Strasburg, Würzburg ꝛc., die er in den Jahren 1644 u. fg. herausgab und welche vielleicht manches Culturgeschichtliche bieten, was jetzt gern wieder hervorgezogen wird. Aber auch hier streut er seine astrologischen Deuteleien mit ein, wie er es denn in seiner „Chronik von Strasburg" (das. 1636. 4.) glücklich herausgerechnet hatte, daß diese Stadt in dem Jahre 2683 nach Schöpfung der Welt am 14. Juni, einer Mittwoch, Nachmittags um 1 Uhr 40 Minuten gegründet worden sei *). (*J. E. Volbeding.*)

Goldmünzen, s. Goldgeld.

GOLDNER (Georg Ludwig), teutscher Schulmann, am 21. März 1667 zu Heilbronn in Franken, wo sein Vater Schullehrer war, geboren, widmete sich zu Leipzig und Wittenberg den philologischen Studien und wurde, nachdem er im J. 1690 auf der letzteren Universität die philosophische Doctorwürde erlangt hatte, zuerst Conrector und dann im J. 1695 Rector an der Schule zu Hof. Im folgenden Jahre kam er in derselben Eigenschaft nach Gera im Voigtlande, wo er viele Jahre mit unermüdlichem Fleiße und großem Erfolge wirkte und am 19. April 1741 starb. Seine Ausgaben der Lobrede des jüngeren Plinius auf Trajan (Plinii Panegyricus ad emendatiss. Codd. recensitus. Gera 1698. 12.), der Schrift des Kirchenvaters Lactantius von der Erschaffung des Menschen (Lactantii de opificio Dei liber unus. Gera 1712. 8.) und der Biographie Cicero's von Lambin (Ciceronis patria, genus, vita etc. a Dionysio Lambino collecta. Gera 1712. 8.), sowie seine eigenen Schriften (Curiöse Denk- und Ehrenmahle den hohen Namen und unsterblichen Tugenden aller durchl. Häupter in dem Gymnasio zu Gera aufgerichtet. Leipzig 1704. 8. 2 Thle. Neue Ausgabe unter dem Titel: Solenne Redübungen bei hohen Freud- und Trauerfällen. Gera 1718. 8. Dissertationes scholasticae selectae actibus oratoriis publicis praemissae. Gera 1704. 8. 2 Voll. Die unüberwindliche Tapferkeit des Römischen Adlers in einem Triumphbogen mit historischen Bildern ausgeziert. Gera 1705. 4. und eine große Menge von Schulprogrammen, deren nähere Bezeichnung sehr überflüssig wäre) verrathen einen großen Fleiß und eine ehrenhafte Gesinnung, aber wenig Geschmack und sind jetzt vergessen †). (*Ph. H. Külb.*)

GOLDNESSEL ist der teutsche Name für Galeobdolon luteum. (*Garcke.*)

GOLDONI (Carlo), geb. 1707 in Venedig, wo sein aus Modena gebürtiger Großvater Carlo Goldoni eine Art von Generalpachter der sämmtlichen, im venetianischen Gebiete liegenden Güter des Herzogs von Massa und Carara war. Der im J. 1712 erfolgte Tod dieses vielseitig gebildeten Mannes, der in Padua studirt und sich mannichfache Kenntnisse erworben hatte, doch durch seinen übermäßigen Aufwand tief in Schulden gerathen war, versetzte die Familie aus ihrem bisherigen Wohlstande in drückende Verhältnisse. Goldoni's Vater, Giulio

*) Man vergl. J. Chr. Adelung, Geschichte der menschlichen Narrheit ꝛc. 4. Bd. (Leipzig 1787.) S. 210—220; die letzten drei Seiten werden mit dem schon erwähnten Verzeichnisse seiner Schriften gefüllt. Biogr. univ. Tom. XVII. (nouv. édit.) p. 133. 134.

†) Vergl. *J. G. Bidermanni* Acta scholastica (Lipsiae 1741 seq. 4.) Vol. I. p. 387 seq. Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1517.

Goldoni, hatte, ungeachtet es ihm nicht an Kopf fehlte, nicht die Erziehung erhalten, um das großväterliche Amt verwalten zu können. In so trauriger Lage verließ er seine Familie und begab sich nach Rom. Seine Gattin, die ihm außer Carlo noch einen Sohn geboren hatte, blieb in Venedig zurück.

Goldoni war ein sanfter, folgsamer, in sich gekehrter Knabe. „In meinem vierten Jahre," berichtet er selbst, „konnte ich lesen, schreiben, wußte meinen Katechismus auswendig und bekam einen Hauslehrer. Ich liebte die Bücher sehr, lernte mit Leichtigkeit die Grammatik und die Anfangsgründe der Geometrie und des Rechnens. Meine Lieblingslectüre waren komische Schriftsteller, mit denen die kleine Bibliothek meines Vaters ziemlich versehen war. Jeden freien Augenblick wendete ich auf das Lesen dieser Bücher und schrieb sogar die Stücke ab, die mir am meisten gefielen." Einen ähnlichen Zeitvertreib hatte ihm früher ein Marionettentheater verschafft, das sein Vater ihm hatte bauen lassen und es mit einigen seiner Freunde selbst in Bewegung setzte. Besondern Geschmack fand Goldoni's lebhafte Phantasie an den damals sehr beliebten Intriguenstücken des Lustspieldichters Cicognini. Er hatte sogar die Kühnheit, in seinem achten Jahre selbst eine Komödie zu entwerfen. Die Schicksale dieses Products schildert Goldoni selbst mit den Worten: „Die erste Person, der ich mich anvertraute, war meine Wärterin. Sie fand meine Komödie vortrefflich. Meine Tante lachte mich aus, meine Mutter gab mir einen Verweis und umarmte mich zu gleicher Zeit. Mein Lehrer behauptete, es wäre mehr Witz und Verstand in dem Stücke, als sich mit meinem Alter vertrüge. Das Sonderbarste bei der Sache war, daß mein Pathe, ein Rechtsgelehrter, der mehr Geld als Einsicht besaß, sich durchaus nicht überzeugen ließ, das Stück für meine eigene Arbeit anzuerkennen. Er behauptete, mein Lehrer habe es durchgesehen und verbessert. Dieser fand dieses Urtheil unanständig und beleidigend. Der Streit wurde heftiger. Zum Glück kam eine dritte Person hinzu, die ihn schlichtete. Das war Herr Vallé, der nachherige Abt von Bergamo, ein Freund vom Hause. Er hatte mich an diesem Stücke arbeiten sehen und ich hatte ihn gebeten, gegen Niemand etwas davon zu sagen. Mein Geheimniß hatte er treulich bewahrt. Bei dieser Gelegenheit aber brachte er den Ungläubigen zum Schweigen und ließ meinem Talente Gerechtigkeit widerfahren."

Goldoni's Vater, der sich noch immer in Rom aufhielt, hatte dort den Leibarzt Clemens' XI., Lancisi mit Namen, kennen gelernt und auf dessen Rath sich dem Studium der Medicin gewidmet. Nach Verlauf von vier Jahren hatte er die Doctorwürde erhalten und sich in Perugia als praktischer Arzt niedergelassen. Dort erhielt er eine Copie der vorhin erwähnten Komödie. Den Eindruck, den das Talent seines Sohnes auf ihn machte, schilderte dieser später mit den Worten: „So roh diese Komödie der Natur der Sache nach sein mußte, fühlte er sich doch unendlich dadurch geschmeichelt. Er berechnete nach den ersten Grundsätzen der Arithmetik: wenn neun Jahre vier Quentchen Witz geben, so könnten achtzehn Jahre zwölf Quentchen geben und endlich könnte man es wol bis zum Grade der Vollkommenheit bringen." Er verlangte seinen Sohn bei sich zu haben, wozu seine Gattin nur mit Widerstreben ihre Einwilligung gab. In späteren Jahren schrieb Goldoni über diese Trennung: „Von den Thränen meiner zärtlichen Mutter sage ich Nichts. Wer Kinder gehabt hat, kennt diese grausamen Augenblicke. Ich war meiner Mutter herzlich zugethan, ihr, die mich unter ihrem Herzen getragen, die mich erzogen und geliebkost hatte. Die Vorstellung einer Reise war jedoch eine zu reizende Vorstellung für einen jungen Menschen."

In dem Jesuitencollegium zu Perugia sollte Goldoni nach seines Vaters Wunsch seine in Venedig begonnenen Studien fortsetzen. Von der stolzen Höhe, zu der er sich als dramatischer Dichter emporgeschwungen zu haben glaubte, stürzten ihn jedoch beim Eintritt in das erwähnte Institut seine grammatikalischen Kenntnisse wieder herab. „Das Schuljahr," erzählt Goldoni, „war schon weit vorgerückt. Man nahm mich daher als einen sehr gebildeten und für die obere Classe hinlänglich unterrichteten Schüler in die untere Classe auf. Man fragte mich, ich antwortete schlecht; man ließ mich übersetzen, ich stotterte; ich sollte ins Lateinische übersetzen, welche Menge von Barbarismen und Solöcismen! Man verhöhnte mich, ich ward der Gegenstand des Spotts unter meinen Kamaraden; sie forderten mich zu Wettstreiten auf und alle meine Kämpfe waren Niederlagen. Mein Vater gerieth ganz außer sich. Auch ich war erstaunt und auf der empfindlichsten Seite angegriffen. Ich konnte mirs nicht anders erklären, ich mußte behext sein." Durch ein während der Ferien ausgearbeitetes Specimen, latino del passagio genannt, setzte sich jedoch Goldoni bei seinen Lehrern und seinen Mitschülern wieder so in Achtung, daß er sofort in die obere Classe aufgenommen ward. Darüber hoch erfreut, ließ Goldoni's Vater, der seines Sohnes Theaterliebhaberei theilte, in einem Saale des Palastes Antinori eine kleine Bühne errichten. Damals durfte in den päpstlichen Staaten kein Frauenzimmer die Bühne betreten. Daher wurden Goldoni meist die Mädchenrollen übertragen, die er auch, bei seinem hübschen und zierlichen Aeußern, recht gut ausführte und in der berühmten Sorellina di Don Pisone des Dichters Gigli großen Beifall einerntete.

Auch Goldoni's Mutter, die Venedig verlassen und sich nach Perugia begeben hatte, war Zeugin von dem Talente ihres Sohnes. Sie konnte sich jedoch in ihrem neuen Aufenthalte keines gesunden Tages erfreuen. „Die Luft des Landes," sagt Goldoni, „war ihr zuwider. Geboren in dem milden Klima von Venedig, hatte sie sich so daran gewöhnt, daß sie die rauhe Witterung eines Gebirgslandes nicht ertragen konnte. Sie litt viel und sah sich mehr als einmal dem Rande des Grabes nahe. Dennoch ertrug sie alle Mühseligkeiten und Gefahren so lange, als sie meinen Anfenthalt in dieser Stadt für nöthig hielt. Denn mehr als Alles fürchtete sie, daß meine Studien, in denen ich so weit fortgerückt war, unterbrochen werden möchten. Mein Cursus war

mit der Rhetorik beendigt. Sie drang daher in meinen Vater, ihre Wünsche zu erfüllen und er ließ sich um so williger dazu finden, da er von dem Neide der Aerzte in Perugia schon seit längerer Zeit wegen seiner glücklichen Curen viel zu leiden hatte. Er faßte den Entschluß, Perugia zu verlassen und sich wieder den Sümpfen des adriatischen Meeres zu nähern."

Goldoni war von seinen Aeltern, die sich nach Venedig begaben, in Rimini zurückgelassen und dort bei dem Bankier Battaglioni, einem Freunde seines Vaters, in Pension gethan worden. Ueber seine Studien, die er in Rimini bei den Dominikanern fortsetzte, berichtet Goldoni: „Mein Hauptlehrer war der Professor Landini. Aber dieser weitberühmte Mann machte mir bei aller seiner Klugheit, Sanftmuth und Gelehrsamkeit tödtliche Langeweile. Er hatte in der That nicht geringe Verdienste, hing aber mit Leib und Seele an der Lehre des Thomas von Aquino und wagte nicht, sich ein Haar breit von seiner hergebrachten Methode zu entfernen. Seine scholastischen Umschweife kamen mir unnütz vor. — Ich schrieb nach, was er dictirte; aber statt zu Hause meine Hefte zu repetiren, nährte ich meinen Geist mit einer nützlicheren und anmuthigeren Philosophie. Ich studirte den Plautus, Terenz, Aristophanes und die Fragmente des Menander." An diese Aeußerungen knüpft Goldoni das Geständniß: „Ich glänzte eben nicht in dem Cirkel anderer Bekannten; doch besaß ich Geschicklichkeit genug, ihnen fühlen zu lassen, daß es weder dumme Faulheit, noch plumpe Unwissenheit wäre, die mich gegen den langweiligen und ermüdenden Unterricht unseres Lehrers so gleichgültig machte. Zum Glück fand ich Mehre, die eben so dachten wie ich. — Die moderne Philosophie," fügt Goldoni hinzu, „hatte damals die beträchtlichen Fortschritte noch nicht gemacht, die ihr in der Folge geglückt sind. Damals mußte man sich noch, und vorzüglich mußten es die Geistlichen thun, entweder zu der Philosophie des heiligen Thomas oder der Philosophie des Duns Scotus, oder zur peripathetischen bekennen, die aber sämmtlich, ohne Ausnahme, sich gleich weit von der Philosophie des gesunden Menschenverstandes entfernten."

In dieser Stimmung, gedrückt von Langeweile, suchte Goldoni Zerstreuung und fand sie bei einer umherwandernden Schauspielertruppe, die in Rimini Vorstellungen gab. Er sah zum ersten Mal Frauenzimmer auf der Bühne. Der Eindruck, den diese Erscheinung auf ihn machte, war mächtig. „Ich betrachtete sie," schreibt er, „mit verschämten Blicken; sie aber sahen mir steif ins Auge. Nach und nach ward ich zahmer; ein Wort gab das andere, eine Frage die andere. Sie erfuhren, daß ich ein Venetianer wäre. Sie waren alle Landsleute von mir und überhäuften mich mit Höflichkeiten und Liebkosungen. Selbst der Director wußte sich nicht verbindlich genug gegen mich zu benehmen. Er bat mich zum Mittagsessen. Ich ging hin und dachte nun nicht mehr an den ehrwürdigen Professor Landini." Die Zeit eilte indessen heran, wo die Truppe Rimini verlassen mußte. Sich von ihr zu trennen ward ihm so schwer, daß er sich, wider den Rath seiner Freunde, entschloß, sie heimlich nach Chiozza zu begleiten, wo damals seine wieder zusammenlebenden Aeltern wohnten. „An dem Tage der Abreise," erzählt Goldoni, „steckte ich zwei Hemden und eine Nachtmütze in meine Taschen, ging an den Hafen, trat zuerst in das Fahrzeug und versteckte mich im Vorderraume. In einem Schreiben an Hrn. Battaglioni entschuldigte ich mich bestens. Es wäre," sagte ich, „das lebhafteste Verlangen, meine Aeltern zu sehen, dem ich nicht widerstehen könnte. Ich bat ihn, meine Habseligkeiten der guten Frau zu schicken, die mich während meiner Krankheit gewartet. Ich erklärte endlich gradezu, daß ich in Begriff wäre, abzureisen. Das war," fügt Goldoni hinzu, „ein großer Fehler, den ich machte, ich gestehe es, aber ich habe deren noch mehre begangen."

Goldoni's Aeltern verziehen ihm zwar seinen Leichtsinn, aber sein Vater dachte nun ernstlich an die Wahl eines Lebensberufs für seinen Sohn. Goldoni sollte sich der Medicin widmen. Mit seiner Neigung harmonirte dies Studium nicht. „So wenig ich auch," gestand er selbst in spätern Jahren, „an der Arzneikunde Geschmack fand, so durfte ich mich doch nicht widersetzen. Man hatte mir vorgeworfen, ich wolle gar Nichts thun." Von seinem Vater ward Goldoni einstweilen bei seinen Krankenbesuchen mitgenommen. Der Beruf, dem er sich widmen sollte, ward ihm jedoch, so wenig er es seinem Vater merken ließ, immer mehr zuwider. Einigermaßen ward sein Unmuth verbannt durch die theatralischen Vorstellungen, die er fleißig besuchte. Als jedoch die Schauspieler, denen er nach Chiozza gefolgt war, diese Stadt verließen, bemächtigte sich seiner eine trostlose Stimmung. „Ich war," sagt Goldoni, „von Natur munter, hatte aber doch von Jugend auf hypochondrische Launen, die mitunter düstere Nebel über meinen Geist verbreiteten. In einem neuen Anfalle dieser Krankheit sann ich vergebens auf Mittel, mich zu zerstreuen. Meine Komödianten waren abgereist. Chiozza hatte keine Belustigung mehr nach meinem Geschmacke. Die Arzneiwissenschaft war mir zuwider. Ich ward traurig, tiefsinnig und nahm sichtbar ab."

Seinen Aeltern konnte die Veränderung in seinem ganzen Wesen nicht entgehen. Ihnen gestand Goldoni offen seine entschiedene Abneigung gegen die Medicin. Nicht ohne Widerstreben gab sein Vater die Einwilligung zum Studium der Jurisprudenz, dem er sich in Venedig widmen sollte. Bald nachher verschaffte ihm jedoch einer seiner Verwandten eine Freistelle in dem päpstlichen Collegium auf der Universität zu Pavia. Mit seinem Fleiße schien es ihm Anfangs Ernst zu sein. „Ich benutzte," erzählt Goldoni, „die Bibliothek des Professors Lanzio, las die Institutionen des römischen Rechts und füllte meinen Kopf mit einer Menge von Kenntnissen aus dem Fache an, wofür ich bestimmt war." Lebhaft aber regte sich in ihm bald wieder das Interesse an der Poesie und den schönen Wissenschaften. „Nicht immer," erzählt er, „blieb ich allein bei den juristischen Büchern. Ich fand in der Bibliothek einen Schrank mit einer Sammlung alter und neuer Schauspiele. Das war meine Lieblingslectüre. Ich nahm mir vor, so lange mein Aufenthalt

in Pavia dauern würde, meine Zeit genau in das Studium der Rechtswissenschaft und das Studium der komischen Dichter zu theilen; aber mein Eintritt ins Collegium brachte mich mehr zu Zerstreuungen als zum Fleiß. — Ich las nun zum zweiten Mal mit mehr Einsicht und mehr Vergnügen die griechischen und römischen Dichter. — Bei weiterem Suchen in der Bibliothek fand ich englische Theater, spanische Theater, französische Theater, aber nirgends ein italienisches Theater. Hier und da fiel mir ein einzelnes italienisches Stück aus der alten Zeit in die Hände, aber keine Folge von Schauspielen, keine Sammlung, die Italien hätte Ehre machen können. Ich entdeckte mit Verdruß, daß diese Nation, die die dramatische Kunst früher als irgend ein anderes neueres Volk gekannt hatte, einen so wesentlichen Mangel litt. Ich konnte nicht begreifen, warum und wie Italien diese Kunst so vernachlässigt, erniedrigt und herabgewürdigt habe. Ich fühlte eine brennende Begierde, mein Vaterland auch hierin sich neben anderen Ländern erheben zu sehen und versprach mir, hierzu etwas beizutragen."

Durch solche Beschäftigungen und noch mehr durch den Umgang mit seinen Commilitonen, die meist ziemlich lockere und leichtsinnige Leute waren, ließ sich Goldoni zu mannichfachen Zerstreuungen hinreißen, die das Interesse an der Jurisprudenz, der er sich widmen sollte, gänzlich verdrängten. Er betrieb dies Studium völlig als Nebensache, desto eifriger das Tanzen, Reiten, Fechten, die Musik und das Spiel. Indessen versäumte Goldoni doch nicht ganz, wenn er auch sein eigentliches Berufsfach vernachlässigte, seinen Geist mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern. Seine poetischen und rhetorischen Anlagen erwarben ihm manche Freunde, aber auch Feinde, denn der Witz, der ihm zu Gebote stand, traf oft sehr scharf. Längere Zeit beschäftigte ihn die Idee, eine Komödie im Geschmacke des Aristophanes zu schreiben. Er fühlte sich jedoch dieser Arbeit nicht gewachsen. Auf den Antrieb einiger jungen Leute, die ihn nachher verriethen, schrieb er eine satyrische Posse, die er eine Atellane nannte, worin er mehre Individuen und angesehene Familien in Pavia dem Spotte preisgab. Die Folge davon war, daß er aus dem Collegium und selbst aus der Stadt verwiesen ward, nachdem die Bemühungen seiner Gönner zu seinem Besten fruchtlos geblieben waren. Goldoni schildert seine Empfindungen in den Worten: „Man denke sich mein Entsetzen, meine Gewissensbisse, meine Reue! Alle meine Hoffnungen waren auf einmal vereitelt, alle meine Pläne zertrümmert, meine Zeit verloren! Aeltern, Gönner, Freunde, Bekannte, Alles mußte gegen mich sein. Ich war trostlos, kam nicht aus meinem Zimmer, besuchte Niemanden und Niemand besuchte mich. Es war der schmerzhafteste Zustand, die unglücklichste Lage! So lebte ich in meiner Einsamkeit, von Traurigkeit zu Boden gedrückt, schlug mich mit schwermüthigen Gedanken herum und machte Entwürfe, die jeden Augenblick wieder anderen weichen mußten. Der Schade, den ich mir selbst und das Unrecht, das ich anderen Personen zugefügt hatte, schwebte mir unaufhörlich vor den Augen und die Ueberzeugung von dem Letzteren quälte mich noch mehr als mein eigenes Unglück, das ich, wie ich mir selbst gestehen mußte, nur zu sehr verdient hatte."

Den abenteuerlichen Plan, nach Rom zu gehen, um dort in irgend einer Weise sein Glück zu versuchen, gab Goldoni wieder auf. Er reiste nach Chiozza, um seine Aeltern um Verzeihung zu bitten. Sein Vater nahm ihn mit sich nach Udine in Friaul, wo Movelli, einer der berühmtesten Juristen der damaligen Zeit, ihn an dem Unterrichte im weltlichen und geistlichen Rechte, den er einigen seiner Verwandten ertheilte, in der uneigennützigsten Weise Theil nehmen ließ. „Ich gestehe," sagt Goldoni, „daß ich hier in sechs Monaten mehr lernte, als ich in Pavia in drei Jahren gelernt hatte. An Lust zum Studiren fehlte es mir nicht. Aber ich war noch jung und brauchte Zerstreuungen." Dadurch ward Goldoni wieder zu manchen leichtsinnigen Streichen verlockt, die ihn mehrmals nöthigten, seinen Aufenthalt zu verändern, bis er zu dem Vicekanzler des Criminalgerichts zu Chiozza als Secretair kam und diesem Beamten nach Feltre folgte. Den Entschluß, sich mit ganzem Eifer seinem Berufe zu widmen, hätte eine Schauspielertruppe, die er in Feltre fand, leicht wieder wankend machen können. Nach seinen eigenen Aeußerungen enthielt er sich jedoch einige Monate aller Zerstreuungen. „Ich beschäftigte mich," sagt Goldoni, „um so ernstlicher mit meinen Arbeiten, da ich hoffen konnte, nach Verlauf dieses zweiten Gouvernements, bei dem ich als Coadjutor angestellt war, Kanzler zu werden. Ich durchsuchte die Papiere der Kanzlei und fand eine Commission vom Senate, die von meinen Vorgängern vernachlässigt worden war. Ich gab meinem Principale Nachricht davon und dieser beauftragte mich, sie nach meinen besten Kräften zu besorgen. Es war ein Criminalproceß, der die Fällung von Bauhölzern in den Forsten der Republik betraf. Mehr als 200 Personen waren in diese Veruntreuung verwickelt. Nöthig war es, den Ort selbst zu besuchen und das Corpus delicti in Augenschein zu nehmen. Ich verfügte mich in Begleitung von Feldmessern und Soldaten über Felsen, Stämme und Abgründe dahin. — Zum Glück endigte sich das große Unternehmen wie die Niederkunft des Berges in der Fabel. Die Republik begnügte sich damit, ihre Forste in Zukunft gesichert zu sehen; der Kanzler verlor Nichts dabei und der Coadjutor wurde für seine Furcht entschädigt."

Nach ernsten Berufsgeschäften war die Bühne Goldoni's liebste Erholung. Die vorhin erwähnte Schauspielertruppe in Feltre spielte leidlich. Noch mehr fesselte ihn ein in dem Palaste des Gouverneurs errichtetes Liebhabertheater, auf welchem er selbst auftrat, nachdem er mit Bewilligung des Kanzlers sich als Director an die Spitze der Gesellschaft gestellt hatte. „Gern hätte ich," sagt Goldoni, „komische Stücke aufführen lassen. Wo aber sollten wir gute Komödien hernehmen? Ich zog also tragische Stücke vor. Da man damals die Opern des Metastasio, selbst ohne Musik, spielte, so löste ich auch die Arien in Recitative auf. Ich gab mir alle

Mühe, den Styl dieses anmuthigen Dichters so genau als möglich nachzuahmen und wählte die Dido und den Siroe zu unseren Vorstellungen. Ich vertheilte die Rollen, die nach dem Personale meiner Acteurs eingerichtet waren. Ich kannte meine Leute und behielt nur die kleinsten Rollen für mich. Daran that ich sehr wohl," fügt Goldoni hinzu, „denn im Tragischen war ich ein elender Schauspieler." — Auch als dramatischer Dichter war Goldoni thätig. „Ich hatte," erzählt er, „zwei kleine Stücke verfertigt, in denen ich zwei Charakterrollen spielte. Was ich in den tragischen Stücken verdorben hatte, machte ich hier wieder gut. Das erste von diesen Stücken war: „Der gute Vater" (Il buon padre), das zweite „Die Sängerin" (La Cantatrice). Man fand beide gut und mein Spiel, für einen bloßen Liebhaber, ganz leidlich. Das letzte Stück sah ich einige Zeit nachher in Venedig. Ein junger Advocat hatte sich desselben bemächtigt, gab es für seine Arbeit aus und nahm die Complimente, die man ihm darüber machte, selbstgefällig an. Er war sogar so unverschämt, es unter seinem Namen drucken zu lassen; nur aber hatte er den Verdruß, sein Plagiat entdeckt zu sehen."

Goldoni's Vater war indessen als Arzt zu Bagnacavallo mit einem festen Gehalte angestellt worden. Er verlangte, sein Sohn solle bei ihm leben. Kaum war Goldoni jedoch dort angekommen, als sein Vater (1731) starb und die Familie in mislichen Umständen zurückließ. Jetzt beschloß Goldoni, sich mit ganzem Ernste der Jurisprudenz zu widmen. An dem Advocaten Radi in Padua, wo er sich auch den Doctorhut erwerben wollte, fand er einen tüchtigen Lehrer, der seinen mangelhaften Kenntnissen nachhalf. Goldoni gestand in späteren Jahren: „So wenig ich unwissend war und so sehr eine gewisse Kühnheit, die ich mir im Umgange mit der Welt erworben hatte, mir zu statten kam, so gestehe ich doch, daß ich die wichtigen und feierlichen Mienen meiner Richter fürchtete. Mein Freund Radi lachte mich aus und versicherte mir, daß ich gar Nichts zu fürchten hätte. Es wären bloße Ceremonien, die vorgenommen würden und man müßte sehr unwissend sein, wenn man nicht den akademischen Lorbeer davon tragen sollte." Um diesen Lorbeer, den juristischen Doctorhut, zu erlangen, mußte sich Goldoni zuvor einer Prüfung vor der juristischen Facultät unterwerfen. „Mein Examinator," sagt Goldoni, „war der Abt Arrighi. Er schonte mich nicht und sprang von dem justinianeischen Codex auf die Sätze des kanonischen Rechts, von den Digesten auf die Pandekten über. Ich antwortete, wie es kam, gut und schlecht, vielleicht öfter schlechter als gut, zeigte aber immer dabei noch Kenntnisse genug und viel Unerschrockenheit." Diese verließ ihn auch nicht bei der Disputation. „Als ich," sagt Goldoni, „auf den Hauptinhalt der beiden Theses, die ich vertheidigen sollte, wieder zurückkam, setzte ich an die Stelle der scholastischen Methode die Gelehrsamkeit, die Raisonnements und die Untersuchungen der Compilatoren und Ausleger. Ich machte aus dem Stegreife eine Abhandlung über die Lehre von der Succession ab intestato in ihrem ganzen Umfange. Jedermann gab seinen lauten Beifall zu erkennen. Ich sah, daß man mir meine Kühnheit verzieh und ging plötzlich aus dem bürgerlichen Rechte in das geistliche über, kam auf den Punkt von der Bigamie und behandelte ihn wie den vorigen. Ich ging alle Gesetze der Griechen und Römer durch und führte die Schlüsse der Concilien an. Das Glück hatte mich in der Zutheilung dieser Materie begünstigt. Ich war hier wie zu Hause und erntete viel Ehre ein. — Es kam nun zum Stimmen. Der Protocollist publicirte das Resultat. Ich ward Licentiat nemine penitus penitusque discrepante, d. h. nicht Eine Stimme war gegen mich. Mein Promotor setzte mir den Doctorhut feierlich auf und machte mir eine Lobeserhebung. Da ich aber nicht den gewöhnlichen Weg betreten hatte, so that er auch etwas Besonderes. Er sagte aus dem Stegreife nicht allein Prosa, sondern auch lateinische Verse her, die mir und ihm viel Ehre machten."

Begeistert von der phantastischen Idee, daß ein tüchtiger Advocat, dem es weder an Ansehen noch an Credit fehlte, jährlich ohne große Mühe 10,000 Thaler verdienen könnte, begab sich Goldoni nach Venedig, um dort zu advociren. „Ich war dort," sagt er, „im Gerichtshofe vorgestellt worden und es fehlte mir an Nichts als an Clienten. Täglich besuchte ich den Palast, um den gerichtlichen Verhandlungen der Meister in der Kunst beizuwohnen und mich nach allen Seiten umzusehen, ob meine Physiognomie etwa einem Kläger anständig wäre, der die Güte haben wollte, mich in einer Appellationssache debütiren zu lassen." Nur sparsam fanden sich jedoch die Clienten ein und die Lage des jungen Advocaten ward dadurch so bedenklich, daß er sich nach einem Nebenerwerbszweige umsehen mußte. „Es stand mit mir nicht zum Besten," sagt Goldoni. „Meine Oekonomie war zerrüttet und mein Beutel ziemlich leer. Meine Geschäfte brachten mir Nichts ein. Ich mußte durchaus meine Zeit auf anderweitige Weise zu benutzen suchen." Er nahm zum literarischen Erwerb seine Zuflucht. Unter dem Titel: „Die Erfahrung der Vergangenheit" und die „Prophezeihung der Zukunft" schrieb Goldoni einen „Kritischen Almanach auf das Jahr 1732," den er folgendermaßen beschreibt: „Voran stand ein allgemeiner Discurs über das Jahr und vier Discurse über die vier Jahreszeiten, in Terzinen nach Art des Dante, die Kritiken über die Sitten des Jahrhunderts enthielten. Bei jedem Tage im Jahre stand ein Prognostikon, das eine Plaisanterie, eine Kritik, oder sonst einen witzigen Einfall in sich faßte. — Die kleine Arbeit machte mir, so geringfügig sie auch war, doch viel Vergnügen. — Die Kritiken und Einfälle meines Almanachs waren wirklich voll komischer Laune und jedes Prognostikon hätte zu einem ganzen Lustspiele Stoff geben können. Auf einmal erwachte in mir wieder die Lust zu meinem alten Plane. Ich entwarf einige dramatische Stücke. Da mir aber die komische Gattung sich eben nicht zu dem langen feierlichen Amtskleide, das ich trug, zu passen schien, so wählte ich die Majestät der tragischen Muse als mehr analog mit meinem Stande. Ich ward Thalien untreu und ging zur Fahne der Melpomene über. Ich

verfertigte eine lyrische Tragödie unter dem Titel: Amalisonte."

Dieser dramatische Versuch fand Beifall. Aber nicht blos als Autor, auch als Rechtsgelehrter schien Goldoni's Schicksal eine günstigere Wendung nehmen zu wollen. Der glückliche Ausgang eines Processes, bei welchem der erste Advocat Venedigs, Cordelian mit Namen, sein Gegner war, erwarb ihm Ruf. Seine Einkünfte verbesserten sich und er hätte ein wenigstens von drückenden Sorgen befreites Leben führen können, wenn nicht ein unglücklicher Liebeshandel seine Ruhe gestört hätte. Ein übereilt gegebenes Eheversprechen führte endlose ökonomische Bedrängnisse für ihn herbei. In trüber Stimmung begab er sich nach Mailand. Dorthin nahm er seine früher erwähnte Oper „Amalisonte" mit als einzige Habe, durch die er sein Glück zu machen hoffte. „Ich rechnete darauf," sagt Goldoni, „daß die Theaterdirection in Mailand, die in den Händen des Adels war, meine Oper annehmen würde und daß die 100 Zechinen dafür mir nicht entgehen könnten."

Er fand sich jedoch in seiner Hoffnung bitter getäuscht. Dem Grafen Parmenio Trissino, den er in früher Jugend in Venedig als einen Verehrer der dramatischen Poesie gekannt hatte, theilte Goldoni seine Oper mit. Allein der Graf fertigte ihn mit einem kalten Lobe ab. Er rieth mir, beim Komischen zu bleiben, wozu ich Anlage hätte. „Ich gestehe," sagt Goldoni, „es verdroß mich, daß er meine Oper nicht vortrefflich fand. Aber ich schrieb seine Kälte seinem eigenthümlichen Geschmacke zu, der, wie er selbst sagte, sich mehr auf die Seite des Lustspiels neigte." Fruchtlos blieben seine mannichfachen Versuche, seine Oper auf die Bühne zu bringen. Der berühmte Sänger Caffarelli, an den er sich wandte, empfing ihn mit dem bäurischen Stolze, der gefeierten Histrionen so leicht eigen wird und einer der Theaterdirectoren ließ ihn merken, daß seine Oper gar nicht in Musik gesetzt werden könnte. Getäuscht in allen seinen Hoffnungen, opferte er sein dramatisches Product den Flammen. „Mit kaltem Blute," sagt Goldoni, „ja sogar mit einer Art von Vergnügen, sah ich mein Manuscript auflodern. Ich mußte meinen Verdruß und meinen Zorn auslassen. Gegen mich selbst richtete ich meine Rache und glaubte nun Genugthuung zu haben. Alles war vorüber, ich dachte nicht mehr an das Stück. Ich rührte die Asche mit der Feuerzange auf und raffte die Trümmer des Manuscripts zusammen, um das Opfer zu vollenden."

An dem Residenten der Republik Venedig, Bartolini, dem Goldoni das Schicksal seiner Oper mitgetheilt hatte, fand er einen Gönner, der sich lebhaft für ihn zu interessiren schien. Er nahm ihn als Gesellschafter zu sich und räumte ihm ein Paar artige Zimmer ein. „Beim Lichte besehen," äußerte Goldoni in späteren Jahren, „hatte ich bei meinem Unglück mehr gewonnen als verloren. Meine Geschäfte bestanden in Nichts als in einigen angenehmen Aufträgen, z. B. durchreisende Venetianer von Adel zu becomplimentiren, oder in Geschäften der Republik einen Gang zu dem Gouverneur und dem Stadtmagistrat zu thun. Die Fälle waren überdies nicht häufig, sodaß ich alle mögliche Zeit hatte, mich nach meinem Gutdünken zu beschäftigen und zu belustigen." Für eine in Mailand anwesende Schauspielertruppe verfertigte er einige kleine Stücke, unter anderen ein musikalisches Intermezzo, der „venetianische Gondolier" betitelt, das mit Beifall aufgeführt ward. „Es war," sagt Goldoni, „der erste Versuch in der komischen Gattung, der von mir öffentlich auf dem Theater und nachher im Drucke erschien."

Einen störenden Einfluß äußerten um diese Zeit (1733) die Kriegsereignisse in Italien auf Goldoni's literarische Arbeiten. Der König von Sardinien hatte sich für den Prinzen Don Carlos erklärt und seine Waffen mit den Waffen Frankreichs und Spaniens gegen das Haus Oesterreich vereinigt. Goldoni hatte keine Ruhe mehr in Mailand. Er lebte abwechselnd in Cremona, in Pizzighetone, in Parma u. a. Städten. Auf dem Wege nach Modena ward er von Marodeurs geplündert. Er erlebte noch manche andere ebenso traurige Schicksale. Einer Schauspielertruppe, auf die er in Verona gestoßen war, folgte er endlich nach seiner Vaterstadt Venedig. Dort schien ihm, nach so trüben Lebenserfahrungen, das Glück wieder zu lächeln. Ein von ihm noch in Mailand geschriebenes Trauerspiel, den „Belisar," brachte er in Venedig am 24. Nov. 1734 auf die Bühne. „Mein Stück," sagt Goldoni, „ward mit einer außerordentlichen, in den italienischen Theatern ganz ungewöhnlichen Stille angehört. Das Publicum, an Geräusch gewöhnt, hielt sich in den Zwischenacten schadlos und bezeigte dem Verfasser und den Schauspielern durch Freudengeschrei, Händeklatschen und gegenseitige Zeichen zwischen dem Parterre und den Logen, den vollkommensten Beifall. Am Ende des Stückes verdoppelten sich alle diese Ausbrüche einer ungewöhnlichen Zufriedenheit, sodaß die Schauspieler aufs Innigste dadurch gerührt wurden. Einige weinten, Andere lachten und doch war es nur Eine Empfindung, nur Eine Freude, die diese verschiedenen Wirkungen hervorbrachte. — Selbst die Kunstkenner konnten sich nicht enthalten, meinem Stücke, bei allen seinen Unvollkommenheiten, ihren Beifall zu schenken. Sie nahmen auf die Vorzüge Rücksicht, die mein Stück in der That vor den das Theater damals beherrschenden Possenspielen hatte. Sie versprachen sich von diesem Versuche für die Folge noch viel Gutes, das Nacheiferung erregen, zu einer Verbesserung des italienischen Theaters die Bahn brechen könnte. — Der Hauptfehler meines Stückes war, daß Belisar mit ausgestochenen blutigen Augen die Bühne betrat. Dies abgerechnet, hatte mein Stück, das ich eine Tragicomödie genannt hatte, viel Angenehmes. Es interessirte die Zuschauer durch eine rührende und natürliche Behandlung des Gegenstandes. Meine Helden waren Menschen und keine Halbgötter, ihre Leidenschaften hatten den Grad von Anstand und Adel, der ihrem Range angemessen war; und doch zeigten sie uns die Menschheit so, wie wir sie kennen; sie trugen weder ihre Tugenden noch ihre Laster zu einer Höhe, die nur in der Einbildung stattfinden kann. — Mein Styl war nicht elegant

meine Verse nie erhaben; aber eben das ward erfordert, um ein Publicum, das an Hyperbeln, Antithesen und an lächerliche, riesenmäßige und romantische Ideen gewöhnt war, nach und nach auf den rechten Weg zurückzubringen. Auf alle Fälle," fügt Goldoni hinzu, „war der Gewinn auf meiner Seite nicht gering. — Ich erwarb mir die allgemeine Hochachtung meiner Landsleute und ward auf die schmeichelhafteste, ausgezeichnetste Weise ermuntert, fortzufahren."

Goldoni befand sich jetzt in leidlichen Umständen. Seine lebhafte Phantasie und sein leidenschaftlicher Charakter führten ihn jedoch oft auf Irrwege. Ein beständiger Wechsel seines Aufenthalts schien ihm zur Gewohnheit und zum unentbehrlichen Bedürfnisse geworden zu sein. Seine unstäte Lebensweise mit einer geregeltern zu vertauschen, harmonirte nicht mit seinen Neigungen, die immer von augenblicklichen Eindrücken beherrscht wurden. Am wenigsten konnte er der Lockung widerstehen, an umherwandernde Schauspielertruppen sich anzuschließen, für die er dann eine Zeit lang als dramatischer Dichter thätig war. Dadurch ward er aber in eine Menge von Intriguen und Liebeshändeln verwickelt, die meist unglücklich endeten und ihrer Natur nach so enden mußten. Ihm fehlte durchaus eine ruhige Ueberlegung, um ihn vor übereilten Schritten zu bewahren, die er nachher bereute. Für eine Schauspielertruppe, der er nach Padua und von da nach Udine gefolgt war, verfertigte er ein Divertissement in drei verschiedenen Theilen, welche die drei Acte einer gewöhnlichen Vorstellung ausfüllten. „Der erste Theil," sagt Goldoni, „stellte eine literarische Versammlung vor. Wie der Vorhang aufging, sah man alle Schauspieler der Truppe in bürgerlicher Kleidung sitzen. Der Director eröffnete die Versammlung mit einer Rede über die Schauspiele und die Pflichten der Schauspieler und schloß mit einem Compliment an die Zuschauer. Die Acteurs und Actricen recitirten, wie die Reihe an sie kam, Lieder, Sonette und Madrigale, die nach ihren Fächern eingerichtet waren, und die vier Masken sagten, mit unbedecktem Gesichte, Verse her, in den verschiedenen Mundarten der Personen, die sie vorstellten. — Der zweite Theil enthielt eine skizzirte Komödie aus dem Stegreife in Einem Act, wo ich mich bemüht hatte, den neuen Schauspielern interessante Situationen zu liefern. — Der dritte Theil enthielt eine komische Oper in Versen und in drei Acten, welche die „Erbauung von Venedig" hieß. Dies kleine Stück war vielleicht die erste komische Oper, die man in den venetianischen Staaten sah."

In Venedig äußerte Goldoni's Mutter, die er dort nach längerer Zeit wiedersah, den lebhaften Wunsch, daß er seine bisherige Lebensweise verlassen und sich wieder dem Advocatenstande widmen möchte. „Dagegen," sagt Goldoni, „stellte ich ihr vor, daß ich einmal mein Vaterland verlassen und in einem ganz verschiedenen Aufzuge dort wieder erschienen wäre; daß ich schwerlich von Neuem auf das Zutrauen, dessen ich mich unwürdig gemacht, rechnen dürfte, dahingegen die Laufbahn, die ich betreten, ebenso ruhmvoll wäre und mit der Zeit auch einträglich werden könnte. Meine Mutter sagte mir hierauf mit Thränen in den Augen: sie wage es nicht, sich meinen Neigungen zu widersetzen. Sie müßte es sich so schon vorwerfen, mich von meinem Plane, in den Criminalkanzleien mein Glück zu suchen, abwendig gemacht zu haben. Sie wisse, daß ich Vernunft, Ehrgeiz und Thätigkeit besitze und lasse mir daher vollkommene Freiheit, mir eine Lebensart nach meinem Geschmacke zu wählen."

Für die früher erwähnte Schauspielertruppe, die aus Udine nach Venedig gekommen war, unterzog sich Goldoni der Bearbeitung eines spanischen Drama's, das in Italien unter dem Titel: Il convitato di Pietra, in Frankreich als Festin de Pierre seit längerer Zeit bekannt war, und obgleich eine mittelmäßige Posse, sich auf der Bühne erhalten hatte. „Nie wäre ich," sagt Goldoni, „von selbst auf den Einfall gekommen, diesen Gegenstand zu bearbeiten. Da ich aber in der Zeit Französisch genug gelernt hatte, um das Stück lesen zu können, und da Molière und Thomas Corneille sich damit beschäftigt hatten, so faßte ich den Entschluß, auch meine Landsleute mit demselben Stücke zu regaliren und den Teufel mit mehr Anstand reden zu lassen. Ich gab dem Stücke, wie Molière, die Aufschrift: „Don Juan" und setzte nur noch hinzu: oder der Lüderliche. Den Blitz, der Don Juan erschlägt, glaubte ich nicht hinweglassen zu dürfen, da der Bösewicht immer gestraft werden muß. Aber ich richtete diesen Vorfall so ein, daß er sowol eine unmittelbare Folge des göttlichen Zorns sein, als auch aus einer Verbindung niederer Mächte, die aber nach den Gesetzen der Vorsehung handeln müssen, entstanden sein konnte." In diesem versificirten Lustspiele, das mit großem Beifall mehrmals aufgeführt ward, rächte sich Goldoni zugleich an der Treulosigkeit einer Schauspielerin, mit der er in einem vertrauten Verhältnisse gestanden hatte.

Für diese bittere Erfahrung schien ihn sein Glück entschädigen zu wollen, indem es ihn in dem Lotto zu Genua eine Ambe von 100 Pistolen gewinnen ließ. „Mich erwartete aber," sagt Goldoni, „in Genua ein noch viel größeres Glück, das mir alle Kümmernisse des Lebens versüßte. Ich heirathete eine junge, wohlerzogene, brave, reizende Person, die mich für alle schlimmen Streiche, welche die Weiber mir von jeher gespielt hatten, entschädigte und mich wieder mit dem schönen Geschlechte versöhnte." Es war die Tochter eines Notars, Namens Conio, der bei der Bank in Genua angestellt war. „Unsere Verbindung," sagt Goldoni, „ward auf den Monat Juli festgesetzt. Wir wurden bald über die Mitgift einig und unterzeichneten den Contract. — So war ich der zufriedenste, glücklichste Mensch von der Welt. Allein ich war verdammt, kein Glück zu genießen, das nicht sogleich mit einer Unannehmlichkeit verknüpft ward. Mich überfiel ein Fieber und die Blattern, die ich schon in meiner ersten Jugend in Rimini gehabt hatte, brachen zum zweiten Mal aus. Zum Glück waren sie nicht gefährlich und ich ward nicht häßlicher, als ich schon war."

Durch Goldoni's Rückkehr nach Venedig, in Begleitung seiner jungen Frau, ward nicht blos seine Mutter, sondern auch die dortige Schauspielertruppe um so freudiger überrascht, da er ihr ein neues Stück: „Rinaldo von Montalban," eine versificirte Tragicomödie in fünf Acten, mitbrachte. „Es war," sagt Goldoni, „ein ursprünglich italienischer Stoff. Ich hatte das Stück von seinen groben Fehlern zu reinigen gesucht und demselben so viel als möglich von dem wahren Geiste der Ritterzeiten und einen Ton und Zuschnitt gegeben, der einem Stücke, in welchem Karl der Große auftrat, angemessen war. Das Publicum, gewohnt, den Rinaldo, einen französischen Paladin, mit einem zerrissenen Mantel im Kriegsrathe erscheinen, den Harlekin das Schloß seines Herrn vertheidigen und die Soldaten des Kaisers mit Fischkesseln und zerbrochenen Töpfen auf den Boden strecken zu sehen, sah nunmehr mit Vergnügen den verleumdeten Helden seine Sache mit Würde vertheidigen, und war nicht unzufrieden, die platten und übelangebrachten Possen ausgemerzt zu sehen." — Das Stück erhielt Beifall, obgleich in geringerem Grade als „Belisar" und „Don Juan."

Abgelenkt von seinen theatralischen Arbeiten ward Goldoni für einige Zeit, als er durch den Einfluß der Familie seiner Frau die Stelle eines genuesischen Consuls erhielt. „Im Schooße meines Vaterlandes," sagt Goldoni, „führte ich nun die Geschäfte und geheimen Angelegenheiten einer fremden Republik. Es kostete mir Zeit, ehe ich mit den Geschäften meines Amtes, das mir noch etwas fremd war, bekannt wurde. Die Genueser hatten keinen andern Minister in Venedig als ihren Consul. Ich mußte daher für Alles sorgen und schickte alle acht Tage meine Depeschen fort. Ich stattete Bericht ab von Neuigkeiten und wagte mich sogar in die Politik. Diese Kunst hatte ich in Mailand gelernt und noch nicht vergessen. Meine Berichte, meine Betrachtungen und Conjecturen erhielten in Genua Beifall und auch bei den auswärtigen Ministern in Venedig stand ich nicht übel angeschrieben."

Seinen theatralischen Arbeiten entsagte Goldoni unter diesen heterogenen Geschäften nicht gänzlich. Der Beifall, mit dem seine Oper: „Orontes, König von Sicilien" aufgenommen ward, steigerte sich noch bei der Vorstellung eines kleinen Stücks, der „Bankrott" betitelt. „Mein neues Amt," sagt Goldoni, „hatte mir die Bekanntschaft einer Menge von Kaufleuten verschafft. Ich hörte von Nichts als von Fallimenten und bemerkte, daß Alle, die sich zurückzogen, retteten oder ertappen ließen, ihr Verderben einzig dem Stolze, den Ausschweifungen und der Unordnung zuzuschreiben hatten. Ich erinnerte mich des Eindrucks der Komödie: Ridendo castigat mores, und glaubte, das Theater dürfte sich wol zu einem Lyceum erheben, den Misbräuchen zuvorzukommen und ihre Folgen zu verhüten. Doch griff ich nicht allein die Bankrottirer in meinem Stücke an; ich stellte zugleich diejenigen aus, die das Meiste zu ihren Ausschweifungen beitragen, und hielt mich vorzüglich an die Rechtsgelehrten, die den Gläubigern Staub in die Augen streuen und dadurch den betrügerischen Bankrottirern Zeit lassen, ihre Fallimente einträglicher und sicherer zu machen. Ob mein Stück einen Menschen bekehrt hat, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß es durchgehends Beifall erhielt, und daß die Handelsleute, deren Empfindlichkeit ich am meisten zu fürchten hatte, die Ersten waren, die mir ihre Zufriedenheit, einige von Herzen, andere aus Politik, zu erkennen gaben."

Goldoni's Freude über die Anerkennung seines Talents wurde jedoch bald wieder getrübt durch eintretende Lebenssorgen. „Als man mir," sagt er, „das Consulat von Genua anbot, nahm ich es mit Dank und tiefem Respect an, ohne mich nach der mit dieser Charge verbundenen Besoldung zu erkundigen. Das war auch eine von meinen Sottisen, die mir ebenso theuer zu stehen kam, wie die übrigen. Im Anfange dachte ich an Nichts, als wie ich mich des Wohlwollens der Republik, die mich mit ihrem Zutrauen beehrte, würdig machen wollte. Ich miethete ein Quartier, das mich in den Stand setzte, den Besuch von fremden Ministern anzunehmen. Ich vermehrte meine Bedienung, meine Tafel, mit einem Worte Alles, und glaubte, daß es so sein müßte. Nach Verlauf einiger Tage schrieb ich an den Staatssecretair, mit dem ich in Briefwechsel stand, und berührte auch den Punkt meines Gehalts. Er meldete mir: mein Vorgänger habe 20 Jahre gedient, ohne Einkünfte von seiner Charge zu genießen. Der Krieg mit Corsica aber setze die Republik vor der Hand außer Stand, sich eine Ausgabe aufzubürden, an die sie seit langer Zeit nicht gedacht habe. Welch eine traurige Nachricht für mich, da sich die Einkünfte meines Amtes kaum auf 100 Thaler jährlich beliefen. Ich wollte auf der Stelle abdanken, ließ mich jedoch bereden, meinen Posten noch eine Weile zu behalten."

Nur zu bald sah sich Goldoni in die Nothwendigkeit versetzt, anderwärts ein Auskommen zu suchen. Im J. 1741 verließ er Venedig und lebte mit seiner Familie abwechselnd in Bologna, Modena und Rimini, wo er für die dortigen Schauspielergesellschaften arbeitete und sich eine leidliche Subsistenz sicherte. Er machte indessen auch manche bittere Lebenserfahrung. Auf dem Wege nach Pesaro traf ihn das Unglück, von österreichischen Husaren rein ausgeplündert zu werden. Ein schurkischer Postillon ließ ihn und seine Gattin unterwegs auf freiem Felde sitzen und fuhr davon. Auf seinem Rücken trug Goldoni seine Gattin durch einige ausgetrocknete Flüsse und langte endlich, allen Hindernissen Trotz bietend, im österreichischen Hauptquartiere an, wo er sein ihm geraubtes Eigenthum wiedererhielt. In Rimini, wohin sich Goldoni hierauf begab, übernahm er die Direction des Theaters. Dort, wie später in Florenz und Siena, lebte er einige Zeit in Wohlhabenheit und Behaglichkeit. Manche Umstände vereinigten sich jedoch, seine Einkünfte in nicht unbedeutendem Grade zu vermindern. In der mismüthigen Stimmung, die sich seiner bemächtigte, gab er während eines längern Aufenthalts in Pisa dem Rathe seiner dortigen Freunde Gehör, wieder in den Advocatenstand zurückzutreten.

„Meine Freunde," sagt Goldoni, „versprachen mir Clienten und Bücher. Ich ließ mich also kühn und keck als Civil- und Criminaladvocat einschreiben. Die Pisaner hielten mir in Allem Wort und ich hatte das Glück, ihre Erwartungen nicht zu täuschen. Ich arbeitete Tag und Nacht. Man bot mir mehr Processe an, als ich annehmen konnte. Endlich fand ich ein gutes Mittel, die Zahl derselben, zu großer Zufriedenheit der streitenden Parteien, zu verringern. Hatten sie Unrecht, so suchte ich ihnen ihr Unrecht zu beweisen und sie mit ihren Gegnern zu vergleichen. Sie bezahlten mir gern meine Consultationen und wir waren alle zufrieden. Indessen meine Sachen täglich besser liefen und mein Cabinet beständig so voll war, daß es den Neid aller meiner Collegen erregte, führte der böse Feind eine Schauspielertruppe nach Pisa. Ich konnte es nicht über das Herz bringen, sie nicht zu besuchen, und der Kitzel stach mich so, daß ich ihnen sogar eins von meinen Stücken gab. Sie waren jedoch zu mittelmäßig, um ihnen ein Charakterstück anvertrauen zu können. Ich gab ihnen daher das skizzirte Lustspiel: „Die hundert und vier Abenteuer in Einer Nacht" (Cento ed quattro accidenti in una notte). Der schlechte Beifall meines Stücks machte mich jedoch so mismüthig, daß ich mir fest vornahm, die Komödianten nicht wiederzusehen und nicht wieder an das Schauspielhaus zu denken. Dafür verdoppelte ich meinen Eifer in juristischen Arbeiten und gewann einmal drei Processe in Einem Monate. — Eine Criminaldefension machte mir vorzüglich viel Ehre. Ich wurde nach und nach immer vertrauter mit einem Geschäfte, das mir zu gleicher Zeit Ruhm, Vergnügen und einen billigen Gewinn verschaffte."

Der Jurisprudenz, in deren Gebiet er sich, nach seinem eigenen Geständnisse, einheimisch fühlte, wäre Goldoni beinahe wieder abtrünnig geworden durch einen Brief, den er um diese Zeit (1741) aus Venedig erhielt. In diesem Schreiben theilte ihm der in komischen Rollen ausgezeichnete Schauspieler Sacchi den Stoff zu einem Lustspiele mit, von dem er sich eine große Wirkung versprach. „Welch eine Versuchung für mich!" sagt Goldoni. „Das Lustspiel war von jeher meine Leidenschaft gewesen. Ich fühlte, daß der ehemalige Geschmack, dasselbe Feuer, derselbe Enthusiasmus wieder in mir erwachte. Der Gegenstand, den er mir vorschlug, war: „Der Diener zweier Herren" (Il Servitore di due Patroni). Ich hatte schon den Plan gemacht, wie ich diesen Stoff benutzen wollte; ich sah den Hauptacteur, der das Stück spielen sollte, im Geiste vor mir; ich brannte vor Begier, noch Einen Versuch zu wagen. Aber wie sollte ich es machen? Die Processe, die Clienten strömten mir von allen Seiten zu. Und doch dachte ich, mein armer Sacchi! Nur dies einzige Mal noch! Kurz, ich schrieb, ich antwortete, ich versprach es ihm. Den Tag über arbeitete ich in meinen Geschäften und die Nacht über an meinem Lustspiele. Ich wurde fertig damit und schickte es nach Venedig. Niemand wußte darum; meine Frau war meine einzige Vertraute. So lange ich an meinem Stücke arbeitete, hatte ich, sobald es dunkel ward, meine Thür verschließen lassen, und meine Abende nicht, wie gewöhnlich, in dem Kaffeehause der Arcadier zugebracht."

Die Mitglieder dieser gelehrten Gesellschaft, in die er unter dem Namen Polinisso Fegelo aufgenommen worden war, machten ihm Vorwürfe über sein langes Ausbleiben. Goldoni entschuldigte sich mit Berufsarbeiten. „Die Herren," sagt er, „sahen mich gern beschäftigt; aber sie wollten nicht, daß ich darüber den ergötzenden Zeitvertreib der Dichtkunst vergessen sollte. — Meine Beschäftigungen hinderten mich eigentlich auch nicht, von Zeit zu Zeit Sonette, Oden und andere lyrische Gedichte für die Sitzungen der Akademie zu verfertigen." Er machte aber höhere Anforderungen an sein Talent. Seine bisherigen Leistungen genügten ihm nur theilweise. „Mochten die Pisaner," sagt Goldoni, „immerhin mit mir zufrieden sein, ich war es nicht. Ich lasse mir nicht mehr als Gerechtigkeit widerfahren, wenn ich sage, daß ich nie ein guter Dichter gewesen bin. Vielleicht war ich es, was die Erfindung betrifft. Das Theater ist ein Beweis davon. Wenigstens hing mein ganzes Genie nach dieser Seite."

Dem Entschlusse, sich seinen juristischen Arbeiten zu widmen und allen theatralischen Beschäftigungen zu entsagen, ward Goldoni wieder untreu, als der früher erwähnte Komiker Sacchi ihm den großen Beifall meldete, den das Lustspiel: „Der Diener zweier Herren" bei der Vorstellung in Venedig gefunden und zugleich daran die dringende Bitte um ein neues Drama knüpfte. Mit dem Lustspiele: „Harlekin's verlorenes und wieder gefundenes Kind" (Il Figlio d'Arlechino perduto e ritrovato), das Goldoni für das Theater zu Venedig schrieb, schien er ungeachtet des ungewöhnlichen Beifalls, den es auf der Bühne fand, Nichts weniger als zufrieden. „Ich verfertigte," sagt er, „dies Stück zu einer Zeit, wo mein Geist in großer Unruhe und Bewegung war. Ich gab dem Stücke interessante Situationen, aber ich hatte nicht Zeit, sie mit der Kunst herbeizuführen, die eine gute Arbeit dieser Art charakterisiren muß. Es waren vielleicht Diamanten, aber in Kupfer gefaßte Diamanten. Man sah, daß die einzelnen Scenen von einem geübten Manne herrühren mußten. Das Ganze aber schien das Werk eines Schülers zu sein. Ich gestehe, die Entwicklung dieses Stückes könnte vielleicht für ein Meisterwerk gelten, wenn nicht wesentliche Fehler gegen das Ganze einnähmen. Der hauptsächlichste Fehler dieses Lustspiels war der Mangel an Wahrscheinlichkeit. Ich habe es immer mit kaltem Blute betrachtet und mich nie durch den Beifall, den es erhalten, verführen lassen. Sobald ich damit fertig war, las ich es mit Aufmerksamkeit durch. Ich fühlte alle Schönheiten, die es angenehm machen konnten und alle Fehler, mit denen es angefüllt war. Italien hatte bisher nur die ersten Versuche meiner vorhabenden Theaterreform erhalten. Anhänger der alten Komödie gab es noch genug und ich konnte sicher darauf rechnen, daß mein Stück, ohne sich viel von dem gewöhnlichen betretenen Wege zu entfernen, gefallen und sogar durch die Mischung des Komischen und Pathetischen, die ich mit vieler Kunst getroffen hatte, über-

raschen werde. In der Folge erfuhr ich, wie glänzend der Beifall gewesen, den mein Stück erhalten. Ich wunderte mich nicht darüber. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich später in Frankreich sah, daß mein Lustspiel auf dem Theater der italienischen Komödie Zulauf hatte, Beifall fand und fast bis in den Himmel erhoben ward. Es ist eine ausgemachte Sache, daß die Zuschauer immer mit eigenen Ideen und mancherlei Vorurtheilen das Theater besuchen. So applaudirten die Franzosen von der italienischen Bühne ein Stück, das sie auf dem Theater ihrer Nation verdammt haben würden."

Nachdem Goldoni sein Lustspiel dem Komiker Sacchi in Venedig gesendet hatte, kehrte er wieder zu seinen juristischen Berufsgeschäften zurück, die er mit großem Eifer und so günstigem Erfolge betrieb, daß er einige Processe gewann. Eine Zurücksetzung in seinem Amte verleidete ihm seinen Beruf. Ohnedies müde, fortwährend Rechtshändel zu verfechten, die doch mit seinen eigentlichen Neigungen wenig harmonirten, fand er sich veranlaßt, abermals der Jurisprudenz zu entsagen, um einer Schauspielergesellschaft als Theaterdirector nach Mantua zu folgen. Ueber diesen Schritt äußert sich Goldoni in seinen Memoiren mit den Worten: „Ich gestehe, daß ich bisweilen in Versuchung gerieth, mich als eine Art von Phänomen zu betrachten. Ohne Ueberlegung hatte ich mich dem komischen Genius überlassen, der mich mit sich hinriß. Drei- bis viermal hatte ich die herrlichsten Gelegenheiten versäumt, mein Glück zu machen. Immer war ich von Neuem in dieselbe Schlinge gefallen. Doch müßte ich lügen, wenn ich sagen wollte, es thäte mir leid. Vielleicht würde ich sonst überall ein bequemeres Auskommen gehabt, aber schwerlich vergnügter gelebt haben. — Mit meiner Lage," fügt Goldoni hinzu, „und mit den mir gemachten Bedingungen war ich sehr zufrieden. Meine Stücke wurden angenommen, ohne daß ich nöthig hatte, sie nur vorzulesen, und wurden bezahlt, ohne den Erfolg abzuwarten. Eine einzige Vorstellung brachte mir so viel wie 50 ein. Wandte ich indessen mehr Aufmerksamkeit und Fleiß auf meine Arbeiten, als ich nöthig zu haben schien, so war es die Ehre, die mich anspornte und der Ruhm, der mich belohnte."

Nach seinem mit der Schauspielergesellschaft abgeschlossenen Contracte konnte Goldoni noch ein halbes Jahr in Pisa bleiben, ehe er sich nach Mantua begab, um die Theaterdirection zu übernehmen. „Ich hatte," sagt er, „demgemäß hinreichende Zeit, meine Geschäfte in Pisa in Ordnung zu bringen, meine angefangenen Processe auszuführen, diejenigen, die ich nicht fortsetzen konnte, Anderen zu überlassen, von meinen Richtern und Clienten Abschied zu nehmen und der Akademie der Arcadier ein poetisches Lebewohl zu sagen. Ich erfüllte alle meine Schuldigkeiten und reiste im April 1742 nach Mantua ab. — Dort brachte ich einen Monat nicht in den besten Gesundheitsumständen und fast immer im Bette zu. Die Luft dieses sumpfigen Landes war mir nicht zuträglich." Dessenungeachtet ruhte seine literarische Thätigkeit nicht. „Der Director," sagt Goldoni, „bekam von mir zwei neue Lustspiele. Sie schienen ganz nach seinem Geschmacke zu sein und er war sehr zufrieden, daß ich einstweilen nach Modena, wo er den Sommer zuzubringen dachte, vorausgehen und ihn dort erwarten wollte. Daran that ich sehr wohl. Auf der ersten Poststation fühlte ich mich schon um Vieles besser und kam völlig gesund in Modena an."

Der Director der Schauspielergesellschaft, an die er sich angeschlossen hatte, Medebec mit Namen, hatte das Theater St. Angelo in Venedig gepachtet. Darüber empfand Goldoni eine große Freude, weil er nun wieder nach seiner Vaterstadt zurückkehren konnte, von der er fünf Jahre entfernt gewesen war. Dort sah er auch seine Mutter wieder, an der er mit großer Zärtlichkeit hing. Für das Theater St. Angelo war Goldoni nun, seiner Gewohnheit nach, sehr thätig. Sein Lustspiel: „Schön Antonchen" oder „Der Betrüger" (Tonio Bella Grazia, o il Frappatore) fand jedoch nicht den Beifall, den er erwartet hatte, und fiel sogar völlig durch. „Ich will," äußert Goldoni, „Nichts weiter zu meiner Vertheidigung sagen, als daß ich damals, als ich dies Lustspiel schrieb, vier Jahre außer Uebung gewesen war. Ich hatte den Kopf voll Berufsarbeiten, Kummer, üble Laune und zum größten Unglück fanden die Schauspieler dies Stück gut. Wir begingen also die Thorheit gemeinschaftlich und mußten auch gemeinschaftlich dafür büßen." Einen fast ungetheilten Beifall erhielt dagegen Goldoni's Lustspiel: „Der vorsichtige Mann" (L'Uomo prudente). „Ich hatte," sagt Goldoni, „dies Stück in Pisa entworfen, als ich eben mit einigen Criminalvertheidigungen beschäftigt war. Die Fabel war nicht ganz von meiner Erfindung. Das Verbrechen war zu meiner Zeit in der Gegend von Toscana begangen worden. Uebrigens war es mir lieb, daß ich bei dieser Gelegenheit meinen Landsleuten merken lassen konnte, womit ich mich während meiner fünfjährigen Abwesenheit beschäftigt hatte. Dies Lustspiel erhielt in Venedig den vollkommensten Beifall. Das Gift, die Rede in einem peinlichen Falle und die Tiraden, mit denen es überladen ist, waren freilich nicht im Geschmacke der guten Komödie. Aber Pantalon bekam dadurch die herrlichsten Gelegenheiten, in den verschiedenen Nüancen, die er auszudrücken hatte, die ganze Größe seines Talents zu zeigen."

Ein öffentliches Urtheil über seine dramatischen Leistungen hatte Goldoni bisher nicht vernommen. „Plötzlich," sagt er, „fiel es einigen müßigen Leuten ein, in den Weihnachtsferien, wo sie das Vergnügen des Theaters entbehren mußten, verschiedene Broschüren gegen mich und die Schauspieler drucken zu lassen. — Diese Kritiken waren zum Theil gut, zum Theil schlecht; der Tadel theils gegründet, theils aus der Luft gegriffen. Ein Paar spitzige Einfälle wurden durch Lob und Aufmunterung wieder aufgewogen. Im Ganzen hatte ich nicht Ursache, unzufrieden zu sein. Es war mit der ganzen Sache überhaupt mehr auf die Truppe des Medebec abgesehen. Man nannte sie eine Gauklerbande. Diese Benennung war um so boshafter, da sie wirklich einigen Schein von Wahrheit für sich hatte."

Mit dem von Goldoni verfaßten Lustspiele: „Die schlaue Witwe“ (La vedova scaltra) waren die Fastnachtsvorstellungen des Jahres 1748 eröffnet worden. Den Charakter der Heldin des Stückes schildert Goldoni mit den Worten: „Sie ist ernsthaft bei dem Engländer, flatterhaft bei dem Franzosen, gravitätisch und streng bei dem Spanier und verliebt bei dem Römer. Durch Hilfe der Maske, der Tracht und der verstellten Stimme hintergeht sie ihre Liebhaber so glücklich, daß die drei ersten in die Schlinge fallen und ihre Landsmännin der Italienerin vorziehen. Der Graf ist der einzige, der den Versuchen der Unbekannten widersteht, um keine Untreue an seiner Geliebten zu begehen. — Ich hatte,“ fügt Goldoni hinzu, „schon einige Stücke gegeben, die viel Glück gemacht hatten, keins aber noch in solchem Grade wie dieses. Es erhielt 30 Vorstellungen hinter einander und ward überall mit demselben Beifalle gegeben. Der Anfang der Theaterreform, die ich im Sinne hatte, konnte nicht glücklicher sein. Ich war sehr zufrieden mit einem Publicum, das nach und nach anfing, die Komödie dem Possenspiele und Anstand und Schicklichkeit den Scurilitäten vorzuziehen.“

Die Stellung, welche Goldoni der öffentlichen Kritik gegenüber einnahm, bezeichnet er durch die nachfolgenden charakteristischen Aeußerungen: „So lange ich alte Gegenstände des italienischen Theaters bearbeitete und Stücke lieferte, die nur zum Theil geschrieben, zum Theil skizzirt waren, ließ man mich ungestört den Beifall des Parterre genießen. Sobald ich mich aber als Schriftsteller, Erfinder, Dichter ankündigte, erwachten die Geister der Nation aus ihrer Schlafsucht und hielten mich ihrer Aufmerksamkeit und ihrer Kritiken werth. Meine Landsleute, die seit so langer Zeit an alltägliche Possenspiele, an regellose und ungeheure Staatsactionen gewöhnt waren, wurden auf einmal strenge Richter meiner Werke. Man hörte in allen Gesellschaften die Namen Aristoteles, Horaz, Castelvetro und meine Arbeiten machten die Neuigkeiten des Tages aus. — Die Richter meiner Charakterstücke hatten mir weder in Rücksicht auf die Einheit der Handlung, noch auf die Einheit der Zeit das Geringste vorzuwerfen. Dagegen beschuldigten sie mich, daß ich die Einheit des Orts verletzt hätte. Die Handlungen aller meiner Lustspiele gehen in einer und derselben Stadt vor sich, die Personen verlassen sie niemals. Sie begeben sich zwar an mehre Orte, aber diese liegen immer innerhalb derselben Mauern und ich war überzeugt und bin es noch, daß ich die Einheit des Orts auf diese Weise hinlänglich beobachtet hatte. — Ich gestehe, daß ich nie, weder in der Poetik des Aristoteles, noch in der Poetik des Horaz ein deutliches, allgemeines und bewiesenes Gesetz für die unbedingte Einheit des Orts entdecken konnte. Ich richtete mich also nur in sofern mit Vergnügen darnach, als der Gang meines Stücks es erlaubte. Ueberwinden konnte ich mich jedoch nicht, einen Stoff, von dem ich mir etwas versprach, einem Vorurtheile aufzuopfern, das ihn vielleicht verderbt haben würde.“

Der Vorwurf, die Einheit des Orts verletzt zu haben, konnte ihn unter allen seinen Stücken, am wenigsten in dem Lustspiele: „La Bottega di Café“ treffen, wo er die Scene, dem Titel gemäß, in ein Kaffeehaus verlegt hatte, in welchem, nach Goldoni's eigenen Worten „mehre Handlungen auf einmal vor sich gehen und wohin verschiedene Personen durch verschiedenes Interesse geführt werden. Dies Lustspiel,“ fügt er hinzu, „erhielt einen glänzenden Beifall. Die Vereinigung und der Contrast der Charaktere konnten ihre Wirkung nicht verfehlen. Der Charakter des Verleumders in diesem Stücke ward auf mehre bekannte Personen gedeutet. Eine davon entrüstete sich vorzüglich über mich. Man drohte mir und sprach von Degen, Messerstichen und Pistolen. Da man aber wahrscheinlich auf die 16 von mir versprochenen Stücke in Einem Jahre neugierig war, so fristete man mir, um sie vollenden zu können, großmüthig das Leben.“

Goldoni erinnerte sich, in Florenz auf einem Liebhabertheater den Menteur von Corneille in einer italienischen Uebersetzung gesehen zu haben. Dieses Lustspiel gefiel ihm. Er hielt jedoch den Charakter eines Lügners noch einer weit komischeren Behandlung fähig. Ueber die Wahl des Stoffes zu einem neuen Lustspiele lange nachzudenken fehlte es ihm an Zeit. Er blieb daher bei diesem Sujet stehen. „Meine Einbildungskraft,“ sagt Goldoni, „war damals sehr lebhaft; sie bot mir eine solche Menge komischer Züge dar, daß ich in Versuchung gerieth, einen ganz neuen Lügner zu schaffen. Ich gab jedoch dies Project bald wieder auf. Corneille hatte mir die erste Idee dazu gegeben. Ich schätzte meinen Meister und rechnete es mir zur Ehre, nach ihm zu arbeiten. Doch nahm ich mir die Freiheit, so viel hinzuzusetzen, als ich zur Befriedigung des Geschmacks und zur Dauer meines Stückes für nöthig hielt. So erfand ich z. B. einen schüchternen Liebhaber, der den kühnen Charakter des Lügners unendlich erhebt und ihn in sehr komische Situationen versetzt.“

Durch den Charakter des Lelio, eines mehr komischen als lasterhaften Lügners, den er in dem Lustspiele: „Il Bugiardo“ auf die Bühne gebracht hatte, ward Goldoni veranlaßt, einen weit schlimmern und gefährlichern Charakter, den Schmeichler, zum Theaterhelden zu stempeln. Der Adulateur von Rousseau hatte in Frankreich kein Glück gemacht. Desto mehr Beifall fand in Italien der gleiche Stoff, den Goldoni zu seinem Lustspiele: L'Adulatore benutzte. „Der Grund davon,“ sagt Goldoni, „lag unstreitig darin: der französische Dichter hatte diesen Gegenstand mehr wie ein Philosoph als wie ein Komiker behandelt. Ich hingegen, obgleich ich auch gegen den Lasterhaften Abscheu zu erwecken suchte, hatte mich doch bemüht, meinem Stücke durch komische Episoden und hervorstechende Züge ein munteres Ansehen zu geben. Ich war übrigens,“ fügt Goldoni hinzu, „mit meiner Reform noch nicht so weit gediehen, als ich sollte und als ich es in der Folge brachte. Ich erlaubte mir noch einige Freiheiten im Geschmacke der Nation und war zufrieden, wenn ich nur eine natürliche und auffallende Entwickelung gefunden hatte.“

Das Interesse, mit welchem damals Grandison's

Pamela in ganz Italien gelesen ward, weckte in Goldoni die Idee, den Stoff dieses Romans zu einem Schauspiele zu benutzen. Er stieß dabei jedoch auf einige Swierigkeiten. „Ich kannte das Werk," sagt Goldoni, „und war nicht verlegen, mich in den Geist desselben zu versetzen und es in die Enge zu ziehen. Aber der moralische Zweck des Verfassers vertrug sich weder mit den Sitten, noch mit den Gesetzen meines Vaterlandes. In London schadet ein Lord seinem Adel nicht, wenn er eine Bäuerin heirathet. In Venedig hingegen beraubt ein Patrizier, der ein Bürgermädchen zur Gattin wählt, seine Kinder der Vorrechte des Adels und sie verlieren ihre Rechte auf die Souverainetät. — Die Komödie, die eine Sittenschule ist, oder es wenigstens sein sollte, darf die menschlichen Schwachheiten in keiner anderen Absicht schildern, als um sie zu bessern. Ist es aber erlaubt, eine unglückliche Nachkommenschaft, unter dem Vorwande, die Tugend zu belohnen, aufzuopfern? — Ich war wirklich entschlossen, den Lockungen dieses Romans nicht zu folgen. Aber in der Nothwendigkeit, in der ich mich befand, viele Stücke zu liefern und sowol in Mantua, als in Venedig umringt von vielen Personen, die mir anlagen, diesen Stoff zu bearbeiten, gab ich endlich nach. Doch legte ich nicht eher die Hand ans Werk, als bis ich eine Entwicklung ausgedacht hatte, die, anstatt gefährlich zu sein, tugendhaften Liebenden zum Muster dienen und zugleich die Katastrophe angenehmer und interessanter machen konnte. Das Publicum fand das unter dem Titel: Pamela von mir geschriebene Lustspiel oder Drama, wie es die Franzosen nennen würden, unterhaltend und belustigend und es trug vor allen meinen bisherigen Arbeiten den Preis davon."

Diesem sentimentalen Stücke ließ Goldoni ein anderes folgen, das sich auf die Gebräuche der bürgerlichen Gesellschaft bezog. Es hieß: „Der Mann von Geschmack" (Il Cavaliere di buon gusto). „In Frankreich," sagt Goldoni, „bezeichnet der Ausdruck Homme de goût einen Mann, der in schönen Wissenschaften und Künsten unterrichtet ist. Der Italiener von Geschmack aber, den ich in einem Lustspiele schilderte, ist ein Mann, der die Kunst versteht, mit einem mäßigen Vermögen sich ein schönes Haus, auserlesene Bedienten und einen vortrefflichen Koch zu verschaffen, der in Gesellschaften als der reichste Mann glänzt, ohne sich Schaden zu thun und seine Umstände zu zerrütten. — Das Stück fand ziemlichen Beifall, allein es hatte das Unglück, auf die Pamela zu folgen, die den Leuten die Köpfe verdreht hatte. Bei seinem Wiedererscheinen im folgenden Jahre hatte der „Mann von Geschmack" mehr Glück."

Ein ähnliches Schicksal traf den „Spieler" (Il Giocatore), das neunte von den Stücken, welche Goldoni zu schreiben versprochen hatte, doch mit dem Unterschiede, daß sich dieses Lustspiel nicht wie das vorige wieder erhob. In einem seiner früheren Stücke, dem Bottega di Café, hatte Goldoni bereits einen Spieler auftreten lassen. „Ich glaubte," äußert er, „noch nicht genug über diese unglückliche Leidenschaft gesagt zu haben und nahm mir vor, diese Materie von Grund aus zu behandeln. Allein der „Spieler" als Nebenbuhler im Kaffeehause fand mehr Beifall als dieser, der die Hauptperson eines eigenen Stückes ausmachte. — Ich muß noch erinnern, daß um diese Zeit alle Glücksspiele in Venedig geduldet wurden. — Es war also nicht der klügste Einfall von mir, die Folgen dieser gefährlichen Belustigung, die Kunstgriffe gewisser Spieler und die Ränke jener Leute, in deren Häusern die Spieler ihre Auflagen hatten, zu enthüllen. — Ich möchte den Grund von dem Falle meines Stückes nicht in äußeren Umständen suchen. Es scheiterte, es war also schlecht; und ich war zufrieden, daß von 16 Lustspielen nur dieses einzige fiel."

Die zahlreichen, rasch auf einander folgenden Stücke Goldoni's hatten seinen Feinden kaum Zeit gegönnt, ihrem Neide und Hasse Luft zu machen. In den Weihnachtsferien ließen sie jedoch eine Broschüre drucken, die mehr Injurien als Kritiken und unter Anderem die Aeußerung enthielt: „Goldoni habe sich erschöpft und sein Stolz werde bald gedemüthigt werden." Diese letzte Aeußerung kränkte ihn aufs Empfindlichste. „Man hätte," sagt er, „mich einer Unvorsichtigkeit zeihen können, daß ich ein Versprechen that, das mich um meine Gesundheit oder um meinen Ruf bringen konnte. Aber Stolz habe ich nie gehabt oder wenigstens nicht an mir bemerkt. — Ich würdigte der Schmähschrift keiner Aufmerksamkeit; allein ich überzeugte mich immer mehr von der Nothwendigkeit, auf meinem Theater das Interesse, die Munterkeit, den Unterricht und den alten Credit wieder herzustellen. Das Lustspiel: „Der wahre Freund" (Il vero Amico), das ich zu Anfange des Carnevals gab, that allen meinen Absichten Genüge. Eine wahre Anekdote lieferte mir den Stoff und ich behandelte ihn mit aller Delicatesse, die dieser Gegenstand verdiente." Goldoni hielt das Lustspiel für vorzüglich gelungen und freute sich, daß es auch im Publicum großen Beifall fand.

In dem Lustspiele: „Die eingebildete Kranke" (La finta Ammalata) hatte Goldoni sich die Freiheit herausgenommen, die Gattin des Directors Medebec, die voll Liebe für die Kunst, oft aus bloßer Laune sich über ihr Unwohlsein beklagte, auf die Bühne zu bringen. „Sie mochte," sagt Goldoni, „wol etwas davon merken. Da ihr aber die Rolle außerordentlich wohl gefiel, so übernahm sie sie gern und spielte sie ganz meisterhaft." In Bezug auf die drei Aerzte, die nebst einem Chirurgus in diesem Stücke auftreten, bemerkt Goldoni: „Ich bin der Sohn eines Arztes und bin es selbst eine Zeitlang gewesen. Unmöglich aber kann ich die Inconsequenz der Leute billigen, welche die Arzneiwissenschaft ohne Ausnahme erheben oder tadeln. Da ich mir vornahm, von dieser Kunst zu reden, die man für den Nothfall nicht verachten darf, so ließ ich in meinem Stücke drei Aerzte auftreten: einen klugen und braven Mann, einen Charlatan und einen Ignoranten. Dies sind die drei Classen, worunter sie sich alle bringen lassen. Gott behüte uns vor den beiden letzteren, wiewol im Grunde der zweite der gefährlichste von allen ist." — Einen großen Theil des Beifalls, den dieses Stück fand, hatte es, bei der Einfachheit des Plans, wol dem Spiele der Actrice zu

verdanken, der es Vergnügen machte, sich selbst zu spielen und die es ohne Anstrengung und Zwang that. Die drei verschiedenen Charaktere der Aerzte und ein tauber Apotheker, ein Neuigkeitskrämer, der Alles die Quere versteht und die Zeitungen lieber liest als Recepte, trugen nicht weniger zu dem Beifalle bei, den das Stück erhielt."

Eine Art von historischer Grundlage hatte das von Goldoni geschriebene Stück: L'Aventuriere onorato. Er sagt darüber: „Wenn gleich „Der ehrliche Abenteurer," der diesem Lustspiele den Namen gab, nicht mein eigenes Portrait war, so hatte er wenigstens eben so viel Abenteuer erlebt und eben so viel Beschäftigungen getrieben und da überhaupt das Publicum, bei dem Beifalle, mit dem es dieses Stück aufnahm, die Gefälligkeit hatte, mir Handlungen und Grundsätze zuzuschreiben, die mir Ehre machten, so darf ich wol gestehen, daß ich mich wirklich während der Arbeit ein wenig vor Augen hatte. Sie wurde, sowol was das Historische als die Fabel betrifft, sehr günstig aufgenommen. „Der ehrliche Abenteurer" erhielt entschiedenen und dauernden Beifall und ich genoß zugleich das Glück, welches das Stück machte und die Ehre der Allegorie."

Die zahlreichen rasch auf einander folgenden Stücke Goldoni's bewiesen, wie leicht es ihm ward, einen dramatischen Plan zu entwerfen und auszuführen; gleichwol stand er damals schon in seinem 43. Jahre. Die anhaltende Arbeit hatte jedoch seine Gesundheit erschöpft. „Ich ward krank," sagt Goldoni, „und mußte für meine Thorheit büßen. Schon oft war ich hypochondrischen Zufällen unterworfen gewesen, die zugleich den Körper und den Geist angriffen. Jetzt spürte ich, daß ich einen heftigern Angriff als jemals zu erwarten hatte. Die Anstrengung hatte mich erschöpft, aber der Verdruß war nicht weniger schuld an meinen Umständen."

In der Zeit von einem Jahre hatte Goldoni 16 Stücke geliefert. Mit Lobeserhebungen und Complimenten war er überhäuft worden. Außer dem bestimmten Honorar für seine Stücke konnte er jedoch durchaus keiner Erkenntlichkeit von Seiten des Directors Medebec, ja nicht des kleinsten Geschenks sich rühmen. Durch seinen Fleiß war dieser Mann reich geworden. Goldoni blieb arm und hatte mit Lebenssorgen zu kämpfen. Als er eine billige Vergütung seines angestrengten Fleißes forderte, erhielt er Nichts, als die magere Erlaubniß, alle Jahre einen Band seiner dramatischen Werke herausgeben zu dürfen. Merkwürdig war es, daß Medebec ihm sogar die Schriftstellerrechte auf seine Arbeiten unter dem Vorwande, daß er sie gekauft habe, streitig zu machen suchte. „Unser Contract," sagt Goldoni, „war noch nicht ganz um. Ich konnte oder vielmehr ich mochte nicht mit Personen, die ich täglich sehen mußte, in Proceß leben. Auch liebte ich den Frieden zu sehr, um ihn dem Interesse aufzuopfern. Ich gab also meine Forderungen auf und begnügte mich mit der Erlaubniß, jährlich einen Band meiner Werke drucken zu lassen. Ich merkte aus dem sonderbaren Ausdrucke Erlaubniß, daß Medebec glaubte, mich Zeitlebens an sich attachirt zu haben, während ich doch Nichts als den Ablauf des fünften Jahres erwartete, um mich von ihm loszumachen. Vier von meinen Stücken gab ich nun dem Buchhändler Antonio Bettinelli, der die erste Ausgabe meines Theaters unternahm und den ersten Band 1751 in Venedig herausgab."

In der Hoffnung, daß ein verändertes Klima etwas zur Wiederherstellung seiner noch immer leidenden Gesundheit beitragen möchte, folgte Goldoni der Schauspielertruppe, die sich nach Turin begab, wo sie den Frühling und Sommer zubringen wollte. Da er beschlossen hatte, über Genua zu gehen, nahm Goldoni auch seine Frau auf dieser Reise mit. Seine Stücke fanden in Turin meistens Beifall. „Es gab indessen," sagt er, „eine Menge sonderbarer Leute, die bei jedem neuen Stücke äußerten: Recht gut! aber freilich nicht von Molière. — Diese Leute erwiesen mir mehr Ehre, als ich verdiente. Ich hatte mir nie einfallen lassen, mit diesem französischen Dichter in Vergleich gestellt zu werden. Doch tröstete ich mich damit, daß diejenigen, die so unbestimmte, nichtssagende Urtheile fällten, aus keiner anderen Ursache in das Schauspielhaus kämen, als durch die Logen zu streifen und mit den Damen zu plaudern. — Ich kannte Molière, und wußte ihn so gut zu schätzen, als die Piemontesen. Ich bekam Lust, ihnen davon einen überzeugenden Beweis zu geben. Auf der Stelle verfertigte ich ein Lustspiel in fünf Aufzügen, in Versen, ohne Masken und Veränderung der Scene, dessen Titel und Hauptinhalt Molière selbst war. Zwei Anekdoten aus seinem Privatleben gaben mir den Stoff dazu an die Hand. Die eine betraf seine projectirte Heirath mit Isabelle, der Tochter der Madame la Bayard, die andere seine Vertheidigung des Tartuffe. Diese beiden historischen Facta fügte ich so in einander, daß die Einheit der Handlung nicht im mindesten dabei litt."

Das Lustspiel „Molière" war Goldoni's erstes Stück in gereimten Versen. In reimlosen hatte er schon früher einige Tragicomödien geschrieben. Er war bereits nach Genua abgereist, als das Stück in Turin aufgeführt ward. Von dem Beifalle, den es gefunden, gab ihm der Director Medebec Nachricht, als Goldoni im October 1751 nach Venedig zurückgekehrt war. Dort erwarteten ihn manche angenehme Ueberraschungen. Der erste Band seiner dramatischen Werke war erschienen. Außer dem Honorar erhielt er eine goldene Uhr, eine goldene Dose, ein silbernes Theeservice &c. „Es waren," sagt er, „Geschenke von den Personen, denen ich meine vier ersten Lustspiele zugeeignet hatte."

Alle Sorgfalt, die er seiner Erfahrungen und seiner feinen Beobachtungsgabe verdankte, widmete Goldoni einem neuen Lustspiele, „Der Hausvater" (Il Padre di Famiglia) betitelt. „Ich hatte," sagt er, „in der Welt nachgiebige Mütter, ungerechte Stiefmütter, verderbte Kinder und gefährliche Hofmeister gesehen. Alle diese verschiedenen Objecte vereinigte ich nun in Einem Gemälde, und stellte einen klugen und vorsichtigen Vater auf zur Besserung des Lasters und zum Muster der Tugend. — Meine Absicht war, den Nutzen der häuslichen Erziehung zu zeigen. Das Publicum verstand mich recht gut und stimmte mir bei."

In einem früheren Lustspiele, dem „Vorsichtigen Mann" (L'Uomo prudente) hatte Goldoni ein Bild von seinem ehemaligen Criminalamte in Toscana gegeben. In dem „Venetianischen Advocaten" (L'Avvocato Veneziano) wollte er seine Landsleute daran erinnern, daß er auch ein Civilamt bekleidet und Sachwalter in Venedig gewesen war. „Jedermann," sagt Goldoni, „war mit meinem Stück zufrieden, und meine Collegen, gewohnt sich in den alten extemporirten Stücken lächerlich gemacht zu sehen, waren sehr zufrieden mit dem ehrenvollen Gesichtspunkte, unter welchen ich ihren Stand gestellt hatte." Dennoch fehlte es nicht an Leuten, die ihm bei diesem Lustspiele allerlei unredliche Absichten zur Last legten. Man behauptete, das Stück wäre nichts Anderes als eine Satyre auf die Advocaten. Die Hauptperson wäre ein bloßes Geschöpf der Phantasie des Verfassers, der blos einen unbestechlichen Advocaten geschildert habe, um die Schwäche und Habsucht so vieler anderen Sachwalter in ein helleres Licht zu stellen. „Kaum sollte man glauben," sagt Goldoni, „daß der Urheber dieser Kritik selbst ein Mitglied jenes verehrungswürdigen Standes war. Der kühne Mann war so unvorsichtig, sich selbst dessen zu rühmen. Allgemeine Verachtung war seine Strafe, und er sah sich sogar genöthigt, ein anderes Gewerbe zu ergreifen."

Zu dem Lustspiele „Il Feudatario," worin die Hauptperson die muthmaßliche Erbin eines Lehens war, das in fremde Hände gerathen, konnte Goldoni einen ziemlichen Vorrath von lächerlichen Situationen benutzen, den er einige Jahre zuvor in Sanguinetto im Veronesischen gesammelt hatte, wo er für den Grafen Leoni, den Besitzer eines Lehngutes, ein Protokoll aufnehmen sollte. Ein ähnliches Glück, wie dies Lustspiel, machte auf der Bühne eine Art von Seitenstück zu dem früher erwähnten „Padre di Famiglia." Das Stück hieß: „Die gehorsame Tochter" (La Figlia obediente). Das Publicum gab diesem Lustspiele sogar vor dem immer gern gesehenen „Hausvater" beinahe den Vorzug. „Ich suchte," sagt Goldoni, „den Grund dieser Erscheinung auf, und fand ihn in dem Reize des Komischen, womit dies Stück im Ueberfluß versehen war, da hingegen das Hauptverdienst des „Hausvaters" in der Kritik und Moral bestand. Dies beweist zugleich," fügt Goldoni hinzu, „daß man sich gewöhnlich lieber belustigen als belehren läßt."

Nach so angestrengter Thätigkeit bedurfte Goldoni der Zerstreuung. Er fand sie in Bologna, wohin er die Schauspielergesellschaft begleitete. So viel es seine noch immer leidende Gesundheit ihm vergönnte, blieb er auch dort noch für die Bühne thätig. Durch keine Ueberredung ließ er sich jedoch, als er wieder nach Venedig zurückgekehrt war, von dem Entschlusse abbringen, seinen Contract mit dem Director Medebec aufzulösen. Einen neuen Contract schloß er mit dem Eigenthümer des Theaters San Luca, Vendramini mit Namen. Bis zum Schluß der Vorstellungen des Jahres 1752 hatte Goldoni jedoch noch für das Theater San Angelo zu arbeiten. Er war so fleißig, daß Medebec die ihm gelieferten Stücke nicht alle spielen lassen konnte, und mehre übrig behielt, die erst, nachdem Goldoni sich von ihm getrennt, zur Aufführung kamen. Das letzte Stück, welches Goldoni dem Director Medebec contractmäßig zu liefern hatte, waren „Die neugierigen Weiber" (Le Donne curiose), worin Goldoni, was der Titel dieses Lustspiels nicht vermuthen ließ, unter einer ziemlich deutlichen Allegorie eine Freimaurerloge dargestellt hatte. Seine Uneigennützigkeit zeigte Goldoni dadurch, daß er dem Director Medebec bei der Trennung noch drei Lustspiele (La Castalda, Il Contratempo und La Donna vendicativa) unentgeltlich überließ.

Goldoni hatte keine Ursache zu bedauern, daß er seinen Contract mit Medebec aufgelöst hatte. Sein Verhältniß zu Vendramini, dem Eigenthümer des Theaters San Luca, schien sich ungleich günstiger zu gestalten. „Ihm gab ich," sagt Goldoni, „meine Stücke und bekam sogleich die Bezahlung noch vor der Vorlesung meiner Arbeiten. Das Honorar war beinahe doppelt so stark wie bei Medebec. Ich hatte völlige Freiheit, meine Arbeiten drucken zu lassen, wann und wie ich wollte, und war nicht gezwungen, der Truppe auf das feste Land zu folgen. Kurz, die Bedingungen waren in jeder Hinsicht einträglicher und zugleich vortheilhafter für mich." Bald trafen ihn jedoch von einer anderen Seite manche Verdrießlichkeiten. Von der früher erwähnten Ausgabe seiner dramatischen Werke waren zwei Bände erschienen. Es befremdete ihn daher, als der Buchhändler Bettinelli das von Goldoni ihm überbrachte Manuscript mit der Erklärung zurückwies: er könne kein Manuscript mehr annehmen; er bekäme es aus Medebec's Händen, und würde die Ausgabe für Rechnung dieses Schauspielers besorgen. „Es war vielleicht zu unbedachtsam," sagt Goldoni, „daß ich auf Bettinelli's Namen das Privilegium meiner Werke hatte ausstellen lassen. Dieser Mann war durch Geld gewonnen worden, und ich hatte nunmehr gegen den Director, der mir das Eigenthum meiner Stücke streitig machte und gegen den Buchhändler zu kämpfen, der im Besitze der Erlaubniß war, sie drucken zu lassen. Ich würde meinen Proceß ohne Zweifel gewonnen haben; allein ich hätte eine förmliche Klage erheben müssen, und die Chikane treibt überall ihr Wesen. Ich ergriff also den kürzesten Weg. Ich ging auf der Stelle nach Florenz und fing da eine neue Ausgabe an. Medebec und Bettinelli ließ ich freie Hand, in Venedig zu machen, was sie wollten. Ich gab jedoch einen Prospectus heraus, der sie gänzlich zu Boden schlug. Ich kündigte eine Ausgabe mit Veränderungen und Verbesserungen an. Mit Paperini, einem angesehenen und redlichen Buchhändler in Florenz, ward ich bald über die Bedingungen einig und im März 1751 gaben wir den ersten Band unter die Presse. Von dieser Ausgabe in zehn Bänden in Octav, auf Subscription, und auf meine Kosten gedruckt, wurden 1700 Exemplare abgedruckt, die bei der Erscheinung des sechsten Bandes ziemlich abgesetzt waren."

Die beiden Lustspiele: L'Avaro geloso (Der eifersüchtige Geizige) und La Donna di testa debole (Die

schwachköpfige Frau) machten in Venedig, wo sie Goldoni im October 1751 auf die Bühne brachte, kein sonderliches Glück. „Ich hatte," sagt Goldoni, „zu spät einige Umstände bemerkt, die für mich und die Schauspieler sehr ungünstig waren. Diese waren noch nicht hinlänglich mit der neuen Methode meiner Schauspiele bekannt. Ich hatte noch nicht Zeit gehabt, ihnen jenen Geschmack, jenen Ton, jene natürliche und ausdrucksvolle Manier beizubringen, wozu die Schauspieler auf dem Theater San Angelo gebildet waren. Ein anderer Umstand kam noch hinzu. Das Theater von San Luca war viel größer; alle einfachen und schwach ausgedrückten Handlungen, alle Feinheiten, Scherze, mit Einem Worte, das wahre Komische verlor viel. — Ich mußte das Publicum durch große, auffallende Gegenstände und Handlungen einzunehmen suchen, die sich, ohne sich in das Riesenmäßige und Ungeheuere zu versteigen, doch über den niedrigen Flug des Lustspiels erhoben. Das war mein erster Gedanke. Aber die Besorgung der Ausgabe meiner Werke nahm mir zu viel Zeit weg, sodaß ich erst bei dem dritten Stücke den entscheidenden Streich thun und die ganze Kraft meines Geistes und meiner Imagination anwenden konnte, die nöthig war, mich mit Ehren in das neue Theater einzuführen, wo ich die Reform fortsetzen und meinen erworbenen Ruhm erhalten und erweitern sollte."

Goldoni's nächstes Lustspiel: „Die persische Braut" (La Sposa Persiana) erhielt so großen Beifall, daß er, auf dringendes Verlangen, noch zwei Fortsetzungen dieses Stückes lieferte (Ircana in Julfa und Ircana in Ispana). Minder günstig ward „Das geistreiche Kammermädchen" (La Cameriera brillante) vom Publicum aufgenommen, das sich jedoch wieder für den „Englischen Philosophen" (Il Filosofo Inglese) mit einer Art von Enthusiasmus interessirte. Das Publicum hatte Verse verlangt und Goldoni hatte diesen Wunsch in dem eben erwähnten Lustspiele befriedigt. „Gern hatte ich," sagt er, „das Publicum mit Versen gesättigt. Aber die Prosa hatte auch ihre Anhänger. Meine Schuldigkeit war es, dem einen Theil zu genügen, ohne den andern zu degoutiren. Ich gab daher für die Liebhaber des wahren Lustspiels La Madre amorosa (Die zärtliche Mutter). Der Triumph der mütterlichen Liebe in diesem Stücke ließ die Liebhaber der Verse vergessen, daß es in Prosa geschrieben war. Es ward mit ausgezeichnetem Beifalle aufgenommen. Die Weiber brüsteten sich mit der Tugend der Donna Aurelia, und vielleicht war nicht Eine unter ihnen, die ähnlichen Aufopferungen fähig gewesen wäre."

Mit der Aufnahme seiner Werke konnte Goldoni im Allgemeinen zufrieden sein. Nach seinen eigenen Aeußerungen hielt er sich für den glücklichsten Menschen in der Welt. „Ich würde aber," sagt er, „mein Glück noch besser genossen haben, wenn ich nicht zu sehr ermattet gewesen wäre. Ich fühlte noch die unermeßliche Arbeit, die ich für das Theater San Angelo übernommen hatte; und die Verse, an die ich das Publicum sehr unklug gewöhnt hatte, kosteten mir unendlich mehr Mühe als die Prosa. Meine Hypochondrie überfiel mich von Neuem mit ungewöhnlicher Heftigkeit. — Ich brauchte die Gesundheit nöthiger als jemals, und die Furcht, sie einzubüßen, machte das Uebel ärger. Bei meinen Zufällen lagen sowol physische als moralische Ursachen zu Grunde. Bald stiegen mir Dünste in den Kopf und erhitzten die Einbildungskraft, bald zerrüttete Furcht die animalische Oekonomie. Unser Geist," fügt Goldoni hinzu, „ist so genau mit unserem Körper verbunden, daß wir ohne die Vernunft, die das Erbtheil der menschlichen Seele ist, Nichts als Maschinen sein würden."

Daß in dem Zustande, worin er sich befand, Bewegung und Zerstreuung ihm heilsam sein mußte, leuchtete ihm ein. Er entschloß sich daher zu einer kleinen Reise. In Modena befiel ihn ein Brustfieber. „Jedermann," sagt er, „fürchtete für mich, ich fürchtete Nichts. So bin ich immer gewesen: in der Gefahr herzhaft, und lächerlich furchtsam, wenn mir Nichts fehlte. — Meine Krankheit ließ nach. Ich war vollkommen wieder hergestellt; aber zur Erholung, zu Belustigungen fehlte es mir an Muße. Meine Schauspieler waren in Mailand und ich reiste ihnen nach. Den Aufwand scheute ich nicht. Die Ausgabe meiner Werke hatte großen Absatz. Das Geld strömte mir von allen Seiten zu; es war nie gewohnt gewesen, sich lange bei mir zu verweilen."

Goldoni's Gesundheit hatte sich wieder befestigt, seine hypochondrischen Launen waren größtentheils verschwunden. Seine Zufriedenheit, seine Ruhe war jedoch von keiner Dauer. Der plötzliche Tod eines trefflichen Schauspielers aus Mailand, Angeleri mit Namen, ging ihm so nahe, daß dies Ereigniß seine Reizbarkeit bis zu einem ungewöhnlichen Grade steigerte. „Mitten unter den schrecklichen Bildern meiner kranken Phantasie," sagt Goldoni, „sah ich dennoch meine Thorheit ein und schämte mich, daß ich mich so hatte überrumpeln lassen. So sehr ich aber auch die Vernunft zu Hilfe nahm, hatte doch die Revolution so stark auf meine Nerven gewirkt, daß ich in eine Krankheit verfiel und mehr Mühe hatte, meinen Geist als meinen Körper zu curiren. Mein Arzt, der Doctor Baronio, gab mir eines Tages, nachdem er alle Mittel seiner Kunst nur mit zweideutigem Erfolge angewendet hatte, folgende gute Lehre, der ich meine ganze Gesundheit zu verdanken habe. Betrachten Sie, sagte er, Ihr Uebel wie ein Kind, das sie mit einem bloßen Degen angreift. Wenn Sie sich in Acht nehmen, so kann es Ihnen nicht schaden. Aber bieten Sie ihm die Brust dar, so ist das Kind im Stande, Sie umzubringen. Diesem Apolog bin ich meine Gesundheit schuldig. Ich habe ihn nie vergessen und seine Hilfe immer nöthig gehabt."

Einen unzweideutigen Beweis für seine Liebe zum Theater gab ein ziemlicher Vorrath von dramatischen Arbeiten, mit denen Goldoni, nachdem er wieder genesen, sich beschäftigt hatte und ihn nach Venedig mitbrachte. Die dortigen Vorstellungen eröffnete er mit der „Landpartie (La Villeggiatura), einem Lustspiele, in welchem er durch die verschiedenen contrastirenden Charaktere ein komisches, wahres und anziehendes Sittengemälde entworfen hatte. Das Stück, obgleich in Prosa

geschrieben, fand mehr Beifall, als er selbst vermuthet hatte. Noch mehr Glück auf der Bühne machte „Die entschlossene Frau" (La Donna forte). Goldoni sagt darüber: „Kenner versicherten mich, dies Stück würde in Prosa so gut sein Glück gemacht haben als in Versen. Der Stoff, der Gang, die Verwickelung, die Moral, Alles wäre gut und die Entwickelung noch besser als alles Uebrige."

In der Hoffnung, daß sein Lustspiel: „Der liebenswürdige Alte" (Il Vecchio bizarro) wenigstens ebenso viel Beifall erhalten würde als der „Venetianische Cortesano," das vor 15 Jahren auf dem Theater San Samuel gut aufgenommen worden war, sah sich Goldoni aufs Furchtbarste getäuscht. Das Misfallen des Publicums äußerte sich so laut, daß die Vorstellung kaum beendigt werden konnte unter dem allgemeinen Pfeifen und Zischen. „Ich entfernte mich," sagt Goldoni, „schnell aus dem Theater, um allen bösen Complimenten zu entgehen. In meinen Mantel gehüllt, mischte ich mich unter den Schwarm, der nach Endigung des Schauspiels sich in dem Redoutensaale versammelt, und dort hatte ich Zeit und Gelegenheit, die Lobpreisungen anzuhören, mit denen man mich und mein Stück überhäufte. Ich horchte auf Kritiken und fand Nichts als Unwissenheit und Erbitterung. Ich ging nach Hause, blieb die Nacht über auf und sann auf ein Mittel, mich an den Lachern zu rächen. Endlich fand ich es. Mit Anbruch des Tages fing ich ein Lustspiel in Versen an, unter dem Titel: Festino (Der Bürgerball). In diesem Stücke lenkte ich das Gespräch auf den „Liebenswürdigen Alten." Ich ließ alle lächerlichen Einfälle, die ich auf der Redoute gehört, wiederholen und die Personen für und dawider sprechen. Das Händeklatschen des Publicums bewies, daß es meine Vertheidigung billigte. Man sah ein, daß ich mich, so zuversichtlich man es auch behauptet, noch nicht erschöpft hatte. Es gibt," fügt Goldoni hinzu, „kein besseres Mittel, sich an dem Publicum zu rächen, als wenn wir es zwingen, uns seinen Beifall zu schenken."

Keine Partei war und blieb ihm jedoch abgeneigter als die Verfechter der sogenannten Commedia dell' arte oder der auf den italienischen Theatern noch immer sehr beliebten Komödie aus dem Stegreife. Sie stellte in jedem Stücke vier verlarvte Personen auf, fast immer unter demselben Namen und demselben äußern Charakter (Pantalone, il Dottore, Brighella und Arlecchino). Diese Charaktere harmonirten völlig mit dem Geschmacke des italienischen Volkes, das gern Personen erscheinen sah, deren Aeußeres, Namen und Sprache ihm schon zum Voraus einen Begriff von ihrem Charakter und ihren Verhältnissen zu den Uebrigen gaben und das Gemüth für gewisse Empfindungen stimmten und vorbereiteten. Jede dieser Personen sprach einen andern Dialekt und diese Mischung der Sprachen hatte für das Ohr des Volkes eine ungemein komische Kraft. Um so größere Sensation mußte die Reform erregen, durch welche Goldoni das Possenspiel von allen italienischen Theatern zu verbannen, die ernsthafte Gattung in Aufnahme zu bringen und auch dem wirklichen Lustspiele durch einige skizzirte Komödien eine anständigere Gestalt zu geben suchte.

„Was die Gemüther gegen mich empörte," sagt Goldoni, „war hauptsächlich die Abschaffung der Masken, die mein System zu drohen schien. Diese Personen, hieß es, haben Italien zwei Jahrhunderte hindurch belustigt, und es ist ungerecht, diesem Lande eine Gattung rauben zu wollen, die es selbst geschaffen, so glücklich ausgebildet und im Gange erhalten hat. — Die Maske aber," fährt Goldoni fort, „muß der Action des Schauspielers immer im Wege sein. Er mag freudig oder betrübt, lustig oder aufgebracht sein, so sieht man doch immer nur dieselben Mienen auf dem gemalten Leder. Er mag gesticuliren und den Ton ändern wie er will, so kann er doch nicht durch die Gesichtszüge — die wahren Dolmetscher des Herzens — die verschiedenen Leidenschaften ausdrücken, die seine Seele bestürmen. — Diese Gründe bewogen mich, auf die Abschaffung der Masken zu denken und an die Stelle von Possenspielen wahre Lustspiele zu setzen. Allein die Klagen nahmen immer mehr überhand, und es war mir in die Länge ekelhaft, das Publicum in zwei Parteien getheilt zu sehen. Ich begnügte mich also, beide Theile zu befriedigen, und lieferte einige skizzirte Stücke, ohne meinen Charakterstücken deshalb zu entsagen. Ich ließ in jenen die Masken auftreten und wandte in diesen nur das interessante und edle Komische an."

Die Klagen über seine Reform erstreckten sich zu einem Vorwurf, der ihn ganz besonders kränkte. Während eines kurzen Aufenthaltes in Bologna mußte er wiederholt von mehren Standespersonen hören, daß er die Cicisbeos lächerlich gemacht und selbst den Adel nicht geschont habe. „Ich hatte," sagt er, „keine Lust, mich deshalb zu entschuldigen und noch weniger mich zu bessern. Aber ich legte doch zu viel Werth auf den Beifall der Bologneser, als daß ich mich nicht hätte bemühen sollen, die Misvergnügten zufrieden zu stellen und ihre Achtung zu verdienen. Ich dachte mir daher ein Lustspiel aus, dessen Inhalt des Landes, wo Kunst und Wissenschaften und Literatur mehr als sonst wo cultivirt wurden, würdig wäre. Zum Helden des Stückes wählte ich Terenz, den Afrikaner, wie ich es vor einigen Jahren mit dem französischen Terenz gethan hatte. — Dies Stück kostete mir viel Mühe, aber der Erfolg belohnte sie reichlich. Es erhielt den Beifall fast aller Bologneser." Bescheiden fügt Goldoni hinzu: „Sollte ein französischer Dichter dies Stück seiner Aufmerksamkeit werth achten, so dürfte er in meinen schlechten Versen hinreichenden Stoff zu sehr guten Versen finden."

Zu Bagnoli, einem Landgute im Districte von Padua, wo Goldoni bei dem reichen und liberalen Grafen Widiman einen Sommer zubrachte, ließ er sich bereden, auf einem Liebhabertheater in einigen kleinen skizzirten Stücken als Schauspieler aufzutreten. „Die Damen," sagt er, „nöthigten mich, eine Liebhaberrolle zu übernehmen, was ihnen denn reichlichen Stoff gab, auf meine Kosten zu lachen und sich lustig zu machen. Dies pikirte mich; ich entwarf daher am folgenden Tage ein kleines Stück

unter dem Titel: „Der Jahrmarkt" und statt Einer Rolle machte ich deren vier: einen Charlatan, einen Beutelschneider, einen Schauspieldirector und einen Liederhändler. In den drei ersten Rollen machte ich es den Gauklern auf dem St. Marcusplatze nach und unter der Maske des vierten recitirte ich einige allegorische Couplets und schloß mit einer Klage des Verfassers, daß man sich über ihn aufgehalten habe. Dieser Scherz fand Beifall und ich hatte mich auf meine Art gerächt."

In Venedig, wohin ihn aus Bagnoli die Eröffnung des Theaters zurückrief, brachte Goldoni das Lustspiel: „Die Landpartie" (La Villeggiatura) auf die Bühne. Durch den ungemeinen Beifall, den das Stück fand, ward er noch zu drei Fortsetzungen desselben veranlaßt. Es waren die Lustspiele: La Smanie della Villeggiatura (Die Sucht des Landlebens), Le Aventure della Villeggiatura (Die Abenteuer auf dem Lande) und Il Ritorno della Villeggiatura (Die Rückkehr vom Lande). Die Lectüre der Lettres d'une Péruvienne boten ihm den Stoff zu dem Lustspiele: „Die Peruvianerin" (La Peruviana). „Ich folgte," sagt Goldoni, „genau dem Gange des Romans und rückte nur die Begebenheiten näher zusammen. Zugleich bemühte ich mich, den simpeln und naiven Styl der Zilia in dem Original der Madame de Greffigny nachzuahmen. Ich machte ein romantisches Stück, welches das Glück hatte zu gefallen." Auf eine wahre Geschichte gründete sich das Lustspiel: Un curioso accidente. Es war ein drolliger und sonderbarer Vorfall, der einem holländischen Kaufmanne begegnet war und einen brauchbaren Stoff zu einem Lustspiele darbot. „Dies Stück," sagt Goldoni, „erhielt ungemeinen Beifall. Man fand den Gang desselben äußerst fein und regelmäßig, die Details angenehm und ausgearbeitet ꝛc. Es war eins von meinen Lieblingsstücken." Das Lustspiel: L'Impresario di Smirna verdankte seine gute Aufnahme großentheils der darin enthaltenen scharfen Rüge der Ungezogenheit und Unverschämtheit der Acteurs und Actricen und der Nachsicht und Unthätigkeit der Theaterdirectoren.

Im März 1756 war Goldoni nach Parma gerufen worden, um für den Infanten Don Philipp, der dort ein französisches Theater unterhielt und für dasselbe auch eine italienische Oper zu haben wünschte, einige neue Stücke zu liefern. Den Eindruck, den das Hoftheater in Parma auf ihn machte, schildert Goldoni mit den Worten: „Es war das erste Mal, daß ich französische Schauspieler sah. Ihr Spiel entzückte mich und ich erstaunte über die Stille, die in dem Saale herrschte. Ich erinnere mich des Stücks nicht mehr, das man eben aufführte. Aber ich entsinne mich ganz deutlich, daß in einer Scene, wo der Liebhaber seine Geliebte mit Inbrunst umarmt, diese so natürliche Handlung, die den französischen Schauspielern erlaubt und den italienischen durchaus verboten ist, einen solchen Eindruck auf mich machte, daß ich aus vollem Halse: Bravo! Bravo! rief. Der Prinz erkundigte sich, wo die unbekannte und unbescheidene Stimme herkäme. Man nannte mich ihm und er verzieh einem italienischen Dichter diese Ueberraschung. Diese kleine Unvorsichtigkeit war übrigens Ursache, daß mich die ganze Noblesse umringte, als ich aus dem Theater ging, wo ich viele Bekanntschaften anknüpfte, die mir in der Folge den Aufenthalt in Parma sehr angenehm, allein die Abreise auch sehr schwer machten."

Die von Goldoni für das Theater zu Parma geschriebenen Opern: La buona Figliuola (Die gute Tochter), Il Festino (Der bürgerliche Ball) und I Viaggiacoli ridicoli (Die lächerlichen Reisenden) von Duni, Piccini u. a. berühmten Tonkünstlern in Musik gesetzt, machten viel Glück auf der Bühne. Goldoni hatte alle Ursache, zufrieden zu sein. „Ich ward," sagt er, „reichlich belohnt für meine Zeit und Mühe und verließ Parma mit dem Titel eines Hofpoeten und wirklichen Dieners Sr. königl. Hoheit und einer jährlichen Pension, die der regierende Herzog die Gnade hatte, mir auszusetzen."

In Parma hatte Goldoni das von der Madame Greffigny geschriebene Drama Cenie aufführen sehen. Es hatte ihm so ungemein gefallen, daß er nach diesem Muster ein Lustspiel: Il Padre per amore entwarf und sich darin, so viel es mit dem italienischen Geschmacke irgend verträglich war, dem französischen Originale accommodirte. Es war ein rührendes Drama, völlig frei von allen komischen Situationen.

Die Auszeichnung, die ihm in Parma zu Theil geworden war, reizte den Neid und Haß seiner Gegner in Venedig, die sogar dort das Gerücht verbreiteten, er sei gestorben. „Als ich nun aber," sagt Goldoni, „gesund und wohlbehalten heimgekehrt war, suchte die Bosheit meiner Feinde mir auf alle Weise zu schaden. — Tagtäglich erschienen Broschüren gegen mich. Doch fehlte es mir auch nicht an Vertheidigern. Dabei hatte ich den Vortheil voraus, daß die Personen, die sich für mich interessirten, durch ihre Sitten, ihre Talente und ihren Namen zu den rechtschaffensten und angesehensten Personen in Italien gehörten. — Vorzüglich war es," fügt Goldoni hinzu, „der k. k. Secretair Suplinga in Mailand, der es unternahm, mich gegen die Pfeile der Satyre, die man auf mich abdrückte, zu decken, und seine männliche Prosa that noch mehr Wirkung als das Flittergold der Verse und der poetischen Phrasen. — Einer von den Punkten, über die man mich am lebhaftesten angriff, war die Reinheit der Sprache. Ich war ein Venetianer und hatte den Nachtheil, mit der Muttermilch einen Dialekt eingesogen zu haben, der sehr angenehm, sehr verführerisch, aber nicht toscanisch ist. Ich studirte meine Muttersprache nach Regeln und in den Schriften der besten italienischen Autoren. Aber die ersten Eindrücke kamen doch bisweilen wieder, so aufmerksam ich auch war, sie zu vermeiden. Ich machte eine Reise nach Toscana und brachte vier Jahre dort zu, um mir diese Sprache geläufig zu machen. Ich ließ sogar die erste Ausgabe meiner Werke in Florenz unter den Augen und der Censur der dortigen Gelehrten veranstalten, um sie von Sprachfehlern zu reinigen. Alle diese Vorsicht aber war nicht im Stande, die Rigoristen zu befriedigen. Immer hatte ich noch dieses und jenes nicht recht ge-

macht; immer ward mir die Erbsünde des venetianischen Dialekts vorgeworfen. — Von ungefähr gerieth ich über die fünf Bände des Wörterbuchs della Crusca. Ich fand mehr als tausend Wörter und eine Menge Ausdrücke, welche die Akademie gebilligt und der Sprachgebrauch verworfen hatte. Ich blätterte in einigen alten Schriftstellern, die man, obgleich sie Muster der Sprache sind, dennoch heutzutage nicht nachahmen dürfte, ohne sich Vorwürfen auszusetzen. Dies brachte mich auf den Gedanken, daß man zwar gut Italienisch, aber doch so schreiben müsse, daß man in allen Ländern Italiens verstanden werden könne. Tasso hatte, meiner Meinung nach, Unrecht, daß er sein Gedicht umschmolz, um es den Akademikern zu Danke zu machen. Sein „Befreites Jerusalem" liest die ganze Welt, aber sein „Erobertes Jerusalem" liest Niemand."

Den eben erwähnten Dichter zur Hauptperson eines Lustspiels zu wählen, war ein Gedanke, mit dem sich Goldoni einige Zeit beschäftigte. „Den Terenz und Molière," sagt er, „hatte ich schon auf die Bühne gebracht. Jetzt that ich ein Gleiches mit dem Tasso, der selbst im dramatischen Fache kein Fremdling war. Seinen „Amint" hielt ich für ein Meisterstück und seinen „Tarrismonde" für eine sehr gute Tragödie. Das Leben des Tasso gab mir die interessantesten Anekdoten zu einem Theaterstücke an die Hand und seine Liebesintriguen, die Quelle aller seiner Unglücksfälle, namentlich sein Verhältniß zu der Prinzessin Eleonore, der Schwester des Alphons von Este, Herzogs von Ferrara, bildete den Hauptinhalt meines Stückes, in welchem ich jedoch, wegen der in ganz Italien verbreiteten Achtung für das berühmte Haus Este, die Prinzessin in eine Marchese verwandelt hatte. — Das Stück," bemerkt Goldoni, „erhielt einen so allgemeinen und dauernden Beifall, daß die Stimme des Publicums es in die Classe meiner glücklichsten, wenn auch nicht meiner besten Arbeiten setzte."

Eine besonders gute Aufnahme fand das von Goldoni geschriebene Volksschauspiel: „Der Marktplatz" (Il Campiello). „Vornehme und Geringe," sagt Goldoni, „waren ergriffen von der Wahrheit dieses Stückes, die Jedem gleich einleuchtete. Ich hatte meine Zuschauer allmälig gewöhnt, die Simplicität dem Flitterkrame und die ungeschminkte Natur den Ausschweifungen der Phantasie vorzuziehen." Diesem lustigen Stücke ließ Goldoni ein moralisches folgen: La buona Famiglia (Die gute Familie). Dieses Stück erlebte jedoch nur wenige Vorstellungen und ward öfter in Privathäusern als auf den öffentlichen Theatern gespielt. Goldoni selbst legte diesem Producte keinen sonderlichen Werth bei und meinte: „Die gute Familie," die auf dem Theater kein großes Glück gemacht, würde es noch weniger beim Lesen machen."

In der Fastenzeit des Jahres 1758 war Goldoni einer Einladung nach Rom gefolgt, um für das Theater Tordinona einige neue Schauspiele zu liefern. Die Bedingungen waren so gut, daß er sich um so bereitwilliger zeigte, die Reise nach Rom anzutreten, da er noch nie in dieser Stadt gewesen war. Mit Begeisterung schildert Goldoni den Eindruck, den die Peterskirche auf ihn machte. „Ich stand," sagt er, „in meinem 52. Jahre, als ich diesen Tempel zum ersten Mal sah. Von meiner Kindheit an hatte ich immer mit Enthusiasmus davon sprechen hören. Ich hatte die Geschichtsschreiber und Reisebeschreiber durchlaufen, die sehr genaue Schilderungen und raisonnirende Zergliederungen davon lieferten und glaubte, wenn ich diesen Tempel selbst zu sehen bekommen sollte, so würde die gar zu große Erwartung das Erstaunen und die Ueberraschung schwächen. Aber grade das Gegentheil fand statt. Alles, was ich davon gehört hatte, blieb weit hinter dem zurück, was ich sah. Alles, was ich in der Ferne für übertrieben gehalten hatte, vergrößerte sich noch unendlich vor meinen Augen. Ich bin kein Kenner der Baukunst und werde nun nicht erst anfangen, die Kunstausdrücke derselben zu studiren, um das Entzücken, das ich empfand, zu schildern. Aber ich bin überzeugt, daß dieses Entzücken die Wirkung der genau beobachteten Verhältnisse bei aller der ungeheuern Ausdehnung des Gebäudes war."

Dem mittelmäßigen Spiele der Truppe und ihrer noch fast schlechteren Declamation, über die sich Goldoni bitter beklagte, maß er die Schuld bei, daß sein Lustspiel: La Vedova spiritosa (Die geistreiche Witwe) bei der Vorstellung auf dem Theater Tordinona gänzlich durchfiel. Die Schauspieler des Theaters Capranica entschädigten ihn für den „förmlichen Schiffbruch," den er nach seinen eigenen Worten gelitten hatte. „Dieses Theater," sagt er, „hatte sich seit einigen Jahren meinen Stücken gewidmet. Es gab damals eben mein Lustspiel: „Pamela." Dieses Stück ward so gut vorgestellt und machte so viel Vergnügen, daß es sich die ganze Spielzeit hindurch auf dem Theater erhielt und vom 26. Dec. bis Aschermittwoch ununterbrochen gegeben ward." Auf dringendes Verlangen lieferte Goldoni noch eine Fortsetzung dieses Lustspiels unter dem Titel: Pamela maritata (Die verheirathete Pamela). „Ich bildete mir ein," sagt Goldoni, „eine Komödie gemacht zu haben, die, ohne sich von dem gewöhnlichen Gange der Natur zu entfernen, einen sehr interessanten und fein behandelten Gegenstand enthielt. Ich sah dieses Stück nicht spielen, erfuhr aber, daß es in Rom weniger Beifall gefunden als das erste Stück. Ich wunderte mich gar nicht darüber. Es war mehr Kunst und Feinheit im zweiten, allein mehr Interesse und Handlung im ersten Stücke. Das eine war für das Theater, das andere für das Cabinet gemacht."

Im September 1758 war Goldoni wieder nach Venedig zurückgekehrt. Unter den mannichfachen Zerstreuungen in Rom, namentlich zur Zeit des Carnevals, hatte seine bisherige Thätigkeit größtentheils geruht. „So arbeitsam ich war," sagt Goldoni, „war ich doch auch immer ein großer Freund des Vergnügens. Meine Versprechen und Engagements vergaß ich zwar nie; aber ich benutzte doch jeden Augenblick, den ich mir frei machen konnte. Ich kannte meine Leichtigkeit im Arbeiten und wußte, daß es mir immer besser von statten ging, je mehr ich gedrängt ward. Ich muß dabei aber auch in

Anschlag bringen, daß ich durch Zeit, Erfahrung und Gewohnheit so vertraut mit der dramatischen Kunst geworden war, daß, wenn ich die Sujets einmal erfunden und die Charaktere gewählt hatte, alles Uebrige fast mechanische Arbeit für mich war. Gewöhnlich nahm ich vier Operationen vor, ehe ich zur Vollendung und Verbesserung eines Stückes kam. Nach dem Plane mit der Eintheilung der drei Hauptstücke: der Exposition, der Verwicklung und Entwicklung ging ich zur Vertheilung der Handlung in Acte und Scenen über. Hierauf beschäftigte ich mich mit dem Dialog der interessantesten Scenen und endlich mit dem allgemeinen Dialog des ganzen Stückes. Oft begegnete mirs, daß ich, ehe ich noch zu dieser letzten Operation kam, Alles das geändert hatte, was ich in der zweiten und dritten gemacht. Die Ideen entwickelten sich, eine Scene brachte die andere hervor, ein durch einen Zufall gefundenes Wort gab einen neuen Gedanken an die Hand und nach einiger Zeit brachte ich diese vier Operationen auf eine einzige zurück. Sobald ich den Plan und die drei Eintheilungen im Kopfe hatte, fing ich gleich an zu schreiben: Erster Act, erste Scene, doch immer mit Beobachtung der Regel, daß alle Linien auf einen bestimmten Punkt gerichtet sein mußten, das heißt, auf die Entwicklung der Handlung, die der wichtigste Theil der Handlung ist, um dessen Willen alle Maschinen in Bewegung gesetzt werden. — Ich habe selten in meinen Entwickelungen gefehlt. Das kann ich kühn behaupten, da die ganze Welt es gesagt hat. Ueberhaupt scheint mir die Sache so schwierig nicht. Es ist sehr leicht, eine Entwicklung herbeizuführen, wenn man sie im Anfange gut vorbereitet und im Laufe der Arbeit nicht aus den Augen verloren hat."

Noch größeren Beifall als das in 14 Tagen geschriebene Lustspiel: „Die Verliebten" (Gl' innamorati), zu welchem ihm zwei Personen den Stoff darboten, die er in Rom kennen gelernt und ein oftmaliger Zeuge ihrer unseligen Leidenschaft gewesen war, fand, so wenig sich Goldoni davon versprochen hatte, sein Lustspiel: La Casa nova (Das neue Haus). Eine Veränderung seiner Wohnung gab ihm, der überall nach Stoff zu Lustspielen sich umsah, die nächste Veranlassung zu diesem Lustspiele, das eine subjective Schilderung der mannichfachen, mit einem Auszuge verbundenen Verdrießlichkeiten enthielt.

In der „Eigensinnigen Frau" (La Donna stravagante) hatte Goldoni ein so böses Wesen geschildert, daß die Damen, wie er meinte, sich gewiß empört haben würden, wenn sie diesen Charakter für ein Gemälde nach der Natur gehalten hätten. „Ich sah mich daher gezwungen," sagt Goldoni, „ihn für eine bloße Erfindung auszugeben." Manche selbst erlebte Scenen benutzte er bei dem Entwurfe einer Volkskomödie oder eines Possenspiels, wie er es selbst nennt. Es führte den Titel: Le Baruffe Chiozziane (Die Zänkereien des Pöbels von Chiozza). „Ich war," sagt Goldoni, „in meiner Jugend ein Coadjutor des Criminalkanzlers in Chiozza gewesen und hatte mit der zahlreichen und unruhigen Nation von Fischern, Matrosen und Weibern zu thun gehabt, die keinen anderen Versammlungsort haben, als die öffentliche Straße. Ich kannte ihre Sitten, ihre sonderbare Sprache, ihre Munterkeit und Bosheit. Ich war also im Stande sie zu schildern und die Hauptstadt, die kaum eine Meile von Chiozza liegt, kannte meine Originale wohl. Das Stück erhielt den glänzendsten Beifall und machte den Schluß des Carnevals."

Auch in anderer Weise zeigte sich, wie geschätzt Goldoni als dramatischer Schriftsteller war. Um den vielen Nachdrücken der florentiner Ausgabe seines Theaters zuvorzukommen, hatte er beschlossen, eine neue Ausgabe zu veranstalten. Sie sollte im Verlage des Buchhändlers Pasquale in Venedig erscheinen und war auf 30 Octavbände berechnet. In einer Gesellschaft von 18 Personen unterzeichneten diese, als ihnen der Subscriptionsplan vorgelegt ward, insgesammt und zwar Jeder für zehn Exemplare. Auch auswärts zeigte sich das Interesse an seinen dramatischen Werken. Sein italienisches Theater ins Französische zu übersetzen, war ein Antrag, den ihm ein französischer Schriftsteller (Poinsinet) machte, den jedoch Goldoni, so sehr er sich auch dadurch geschmeichelt fühlte, für gut befand, abzulehnen.

Eine eigenthümliche Wendung nahm Goldoni's Schicksal um diese Zeit durch einen Ruf nach Paris, wo seine dramatischen Arbeiten, namentlich das früher erwähnte Lustspiel: „Harlekin's verlorenes und wiedergefundenes Kind" (Il Figlio d'Arlecchino perduto e ritrovato), großen Beifall gefunden hatten. Nicht ohne reifliche Ueberlegung entschloß sich Goldoni zur Reise nach Frankreich. „Man hatte mich dahin," sagt er, „nur auf zwei Jahre gerufen. Ich sah aber voraus, daß es mir Mühe kosten würde, in mein Vaterland zurückzukehren, wenn ich es einmal verlassen hätte. Meine jetzige Lage war ungewiß. Ich mußte mich durch mühsame und anhaltende Arbeiten ernähren und ich fürchtete die traurigen Tage des Alters, wo die Kräfte ab- und die Bedürfnisse zunehmen. Ich sprach mit meinen Freunden und Gönnern in Venedig darüber. Ich sagte ihnen, daß ich die Reise nach Frankreich als eine bloße Lustpartie betrachtete. Aber die Vernunft geböte mir, den Antrag nicht abzulehnen, weil ich mir auf diese Weise vielleicht ein bestimmtes Auskommen verschaffen könnte. Ich fügte hinzu, daß ich vermöge der Qualität eines Advocaten auf alle Arten Aemter und selbst auf den Posten einer Magistratsperson Anspruch machen dürfte, und schloß mit der Erklärung, daß ich, falls man mir ein gewisses Auskommen in Venedig, es sei nun durch ein Amt oder eine Pension, verschaffen wollte, mein Vaterland der ganzen Welt vorziehen würde." Zu einer solchen Begünstigung zeigten sich keine Aussichten. Goldoni entschloß sich daher zur Reise, die er im April 1761 antrat.

Noch vor seiner Ankunft in Paris war dort das italienische Theater mit der Oper vereinigt worden. Den Eindruck, den diese Neuerung auf ihn machte, als er in dem Hotel de Bourgogne eine Vorstellung der komischen Oper: Le Peintre amoureux de son modèle beiwohnte, schildert Goldoni mit den Worten: „Es war das erste Mal, daß ich diese sonderbare Mischung von

Prosa und kleinen Arien hörte. Ich fand, daß, wenn das musikalische Drama an und für sich ein unvollkommenes Werk ist, diese Neuerung es noch viel monströser machte. Doch überlegte ich nachher die Sache weiter. Ich konnte mit dem italienischen Recitativ unmöglich zufrieden sein, noch weniger aber mit dem französischen und da man einmal in der komischen Oper alle Regeln und Wahrscheinlichkeit aufgeben muß, so hielt ichs doch noch für besser, einen guten Dialog zu hören, als die Einförmigkeit eines langweiligen Recitativs auszuhalten."

Auf einer weit niedrigeren Stufe als die komische Oper stand das italienische Theater in Paris. Goldoni's Landsleute gaben fast Nichts als abgenutzte Stücke und extemporirte Komödien von der schlechtesten Art, wie er sie längst in Italien verbannt hatte. Diese Stücke mußten, nach Goldoni's Ansicht, durch bessere ersetzt werden, durch Stücke, in denen sich Charaktere und Empfindungen mit einem regelmäßigen Gange, Plane und Style vereinigten. „Diese Ideen," sagt Goldoni, „theilte ich meinen Schauspielern mit. Einige munterten mich auf, meinen Plan auszuführen, andere verlangten Nichts als Possenspiele. Jene, die geschriebene Stücke verlangten, waren die Liebhaber, diese die komischen Schauspieler, die nicht gewohnt, auswendig zu lernen, den Ehrgeiz hatten, glänzen zu wollen ohne die Mühe des Studirens. Ich nahm mir vor, eine Weile zu warten, ehe ich den Anfang machte. Ich verlangte vier Monate Zeit, den Geschmack des Publicums auszuforschen, um mich in der Art, wie man in Paris gefallen könnte, zu unterrichten. Ich that aber in der ganzen Zeit Nichts als sehen, herumschwärmen, spazieren gehen und genießen. Meine gewöhnliche Lebensart setzte ich auch in Paris fort, indem ich, ohne mich Ausschweifungen zu ergeben, nur erlaubte Vergnügungen liebte. Je mehr ich indessen vorwärts ging, desto mehr verlor ich mich unter den verschiedenen Ständen. Ich wußte nicht mehr, was ich war, was ich wollte, noch was aus mir werden sollte. Der Wirbel hatte mich gänzlich verschlungen. Ich sah indessen doch die Nothwendigkeit ein, wieder zu mir selbst zu kommen, obgleich ich die Mittel dazu nicht fand, oder besser zu sagen, nicht suchte. Zum Glück für mich ging der Hof nach Fontainebleau. Die Schauspieler mußten gleichfalls mit. Ich folgte ihnen kurz darauf und fand in diesem herrlichen Aufenthalte die Ruhe und Stille, die ich in den Vergnügungen der Hauptstadt aufgeopfert hatte."

Das früher erwähnte Lustspiel: „Harlekin's verlorenes und wieder gefundenes Kind" fand in Fontainebleau nicht den Beifall, den es in Paris gefunden hatte. Die extemporirten Späße, welche sich die Schauspieler erlaubten, waren nicht im Geschmacke des Hofes und das Stück fiel durch. „So wenig Werth ich auch auf dies Lustspiel legte," sagt Goldoni, „so verdroß es mich doch, es fallen zu sehen. Dieses unangenehme Ereigniß überzeugte mich noch mehr von der Nothwendigkeit, dialogirte Stücke zu geben. Ich kam mit dem festen Vorsatze nach Paris. Aber ich hatte nicht mehr mit meinen Schauspielern in Italien zu thun. Ich war hier nicht Herr, wie ich es dort gewesen war."

Die Rückkehr nach Paris brachte ihn zum Nachdenken über sich selbst. „Ich sah ein," sagt Goldoni, „daß die Verwirrung, die ich gespürt, weder ein physischer noch moralischer Fehler des Landes war. Ich gestand offenherzig, Neugier und Ungeduld wären die Ursachen meiner Betäubung gewesen und man könne in Paris genießen und sich amüsiren, ohne sich zu ermüden und ohne seine Zeit und Ruhe aufzuopfern. Ich hatte bei meiner Ankunft zu viel Bekanntschaften auf einmal gemacht und nahm mir vor, sie zwar zu erhalten, aber mäßig zu genießen. Ich bestimmte den Morgen zur Arbeit und den Rest des Tages zur Gesellschaft."

Diese Eintheilung seiner Zeit war um so nöthiger, da er sich mit seinem Debüt beschäftigen mußte. Er sah ein, daß er auf der französischen Bühne mit einem Stücke erscheinen mußte, das die günstige Meinung, die das Publicum von ihm gefaßt, bestätigte. „Die Ansichten meiner Schauspieler," sagt Goldoni, „waren noch immer verschieden. Einige bestanden auf geschriebene, andere auf skizzirte Stücke. Man hielt meinetwegen eine Versammlung. Ich war zugegen und zeigte den Uebelstand, dem Publicum einen Dichter ohne Dialog vorzustellen. Es ward beschlossen, ich sollte mit einem dialogirten Stücke den Anfang machen. Ich war es zufrieden, aber ich sah voraus, daß die Schauspieler, die aus der Gewohnheit gekommen waren, ihre Rollen auswendig zu lernen, mir, auch ohne bösen Willen, schlechte Dienste leisten würden. Ich sah mich daher genöthigt, innerhalb der Mittelmäßigkeit des Sujets zu bleiben und kein Werk zu wagen, das eine größere Genauigkeit der Arbeit erforderte. Doch schmeichelte ich mir, sie nach und nach zu der Reform zu bringen, die mir bei meinen Schauspielern in Italien gelungen war."

Das von ihm geschriebene Lustspiel: **L'Amour paternel** (Die väterliche Liebe) ward kalt aufgenommen. Es war weder nach dem Geschmacke des Publicums, noch der Schauspieler, die keine anderen als skizzirte Stücke haben wollten. Goldoni mußte Possenspiele liefern, wenn er den herrschenden Geschmack befriedigen wollte und er entschloß sich dazu, da er seinen auf zwei Jahre abgeschlossenen Contract nicht auflösen wollte, so große Selbstüberwindung ihm auch sein Entschluß kostete. „Ich konnte," sagt Goldoni, „nicht anders Beifall erlangen, als durch interessante Situationen, durch komische Züge, die mit Kunst vorbereitet und gegen willkürliche Veränderungen der Schauspieler gesichert sein mußten. Es glückte mir mehr, als ich erwartete. Das Schicksal meiner Stücke mochte jedoch sein, wie es wollte; ich ging gar nicht hin, sie zu sehen. Ich besuchte das französische Theater, um mich zu vergnügen und zu unterrichten."

An dem Lustspiele: **Le Misanthrope** von Molière, das er auf den eben erwähnten Theater vorstellen sah, rühmte Goldoni, außer der Regelmäßigkeit des Ganges der Handlung und den Schönheiten des Details, das Verdienst der Erfindung und die Neuheit der Charaktere. „Die alten und neuen komischen Dichter," sagt Goldoni, „hatten bisher die Laster und Fehler der Menschen im Allgemeinen aufs Theater gebracht. Molière

war der erste, der es wagte, die Sitten und Thorheiten seines Jahrhunderts und seiner Nation auf die Bühne zu bringen." Neben dieser Anerkennung des berühmten Lustspieldichters ließ er auch dem Verdienste der französischen Schauspieler vollkommene Gerechtigkeit widerfahren. Den Wunsch, eins seiner Stücke von ihnen spielen zu sehen, konnte er nicht unterdrücken. Auch das beste unter seinen Stücken hielt er nicht so viel werth als das schlechteste von Molière's Lustspielen. Indessen meinte er doch, die Thätigkeit und der Eifer der französischen Schauspieler könnten seinem Stücke einen Werth geben, den es in Italien nicht erhalten konnte. „Auf dem französischen Theater," sagt Goldoni, „fand ich die wahre Schule der Declamation. Es herrschte hier nicht der geringste Zwang, weder in den Geberden, noch im Ausdrucke. Die Schritte, die Arme, die Blicke, die stummen Scenen, Alles war ausstudirt; aber die Kunst verbarg das Studium unter dem Scheine der Natur. Lebhaft regte sich, als ich das Theater verließ, der zwiefache Wunsch in mir, es entweder dahin zu bringen, daß ich den französischen Schauspielern ein Stück von mir geben könnte, oder meine Landsleute in Stand zu setzen, es ihnen gleich zu thun."

Nicht so unausgesetzt, wie bisher, konnte Goldoni seine Zeit seinen theatralischen Beschäftigungen widmen, als er durch die Gunst des französischen Hofes und namentlich der Dauphine die Stelle eines Lectors und Lehrers der italienischen Sprache bei den Töchtern Ludwig's XV. erhalten hatte. „Ich nahm nun," sagt Goldoni, „Abschied von der italienischen Komödie, die es vielleicht nicht ungern sah, mich los zu werden. — Mit einem so ehrenvollen Amte und so mächtiger Protection hätte ich vielleicht ein glänzendes Glück in Frankreich machen können. Es war ganz meine Schuld, wenn ich nur ein mäßiges machte. Ich war am Hofe, aber kein Hofmann."

Sein dramatisches Talent, das eine Zeit lang geschlummert hatte, erwachte wieder unter den glänzenden Festlichkeiten, welche die im J. 1770 gefeierte Vermählung des Dauphin mit der Erzherzogin Marie Antoinette, der später so unglücklichen Fürstin, veranlaßte. Außer einigen Festgedichten kam ihm die Idee, ein Lustspiel in französischer Sprache zu schreiben. Nach seinen eigenen Aeußerungen hielt er es selbst für eine Kühnheit, daß ein Fremder, der in seinem 53. Jahre mit einer sehr oberflächlichen Kenntniß der französischen Sprache nach Frankreich gekommen, es wage, nach einem kaum neunjährigen Aufenthalte in diesem Lande ein Drama für das französische Nationaltheater zu schreiben. Das von ihm verfaßte Lustspiel: Le Bourru bien-faisant ward am 1. Nov. 1771 in Paris und am folgenden Tage in Fontainebleau aufgeführt. „Es erhielt," sagte Goldoni, „am Hofe und in der Stadt gleichen Beifall. Vom König empfing ich ein Geschenk von 150 Louisd'or, auf dem Theater brachte es mir ein Beträchtliches ein, und mit meinem Buchhändler hatte ich nicht weniger Ursache zufrieden zu sein. Ich sah mich mit Ehre, mit Freude und Vergnügen überhäuft."

Wie Goldoni sich den ungemeinen Beifall erklärte, den sein „Wohlthätiger Murrkopf" gefunden, geht aus seinen eigenen Aeußerungen hervor. „Ich hatte," sagt er, „das Glück gehabt, in der Natur einen Charakter zu entdecken, der für das Theater noch neu war, den man überall antraf, und der dennoch der Aufmerksamkeit der älteren und neueren dramatischen Dichter entgangen war. Vielleicht glaubten sie, ein heftiger Mann müßte auf dem Theater ebenso widrig sein, als er im Umgange lästig ist. Von dieser Seite thaten sie recht wohl daran, ihn nicht in ihren Werken anzubringen, und ich würde mich selbst davor gehütet haben, wenn andere Aussichten mich nicht hätten hoffen lassen, ihn mit Wirkung benutzen zu können. Die Wohlthätigkeit machte den Hauptgegenstand meines Stückes aus, und die Lebhaftigkeit des Wohlthätigen lieferte das Komische, das von der wahren Komödie unzertrennlich ist. Die Wohlthätigkeit ist eine Tugend der Seele, und das auffahrende Wesen ein Fehler des Temperaments. Beides vertrug sich recht gut in Einer Person. Nach diesen Grundsätzen hatte ich meinen Plan entworfen."

Einer der berühmtesten Schriftsteller Frankreichs, Rousseau, war um diese Zeit von Genf nach Paris zurückgekehrt. So unzugänglich und von seltsamen Launen und Vorurtheilen dieser Mann auch war, hatte sich Goldoni keine Mühe verdrießen lassen, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Es gelang ihm. Der Begierde, ihm sein Lustspiel zu zeigen, von welchem in dem Gespräche mit ihm nur beiläufig die Rede gewesen war, konnte Goldoni nicht widerstehen. Er gab indessen diese Idee wieder auf. „Rousseau," sagte Goldoni, „war ein Murrkopf; das hatte er selbst in manchen Streitigkeiten mit seinen Freunden gestanden. Es fehlte also Nichts, als daß er sich im Verdacht der Wohlthätigkeit gehabt hätte, und ich wäre für den Vorwurf nicht ganz sicher gewesen, als wollte ich ihn selbst in der Person des „Wohlthätigen Murrkopfes" aufs Theater bringen. Ich hütete mich daher, mich den Ausbrüchen seiner übeln Laune auszusetzen."

Nach dem glänzenden Beifalle, den das eben erwähnte Lustspiel gefunden, hatte Goldoni scherzweise geäußert: er wolle nun auf seinen Lorbeeren ausruhen. „Im Grunde aber," sagt er, „war es Furcht, zum zweiten Mal nicht so glücklich zu sein als das erste Mal, was mich abhielt, dem Verlangen meiner Freunde und mir selbst zu genügen. Endlich aber gab ich doch den Vorstellungen Anderer und den Wünschen meiner Eigenliebe nach. Ich warf meine Augen auf den „Prachtliebenden Geizigen" (L'Avare fastueux). Dieser Charakter war so ganz in der Natur, daß ich Nichts als die zu große Menge von Originalen zu fürchten hatte. Ich nahm meine Hauptperson aus der Classe von Leuten, die sich aus dem Staube in die Höhe gearbeitet hatten, um mich nicht der Gefahr auszusetzen, die Großen vor den Kopf zu stoßen." Dies Lustspiel, auf dem Theater zu Fontainebleau aufgeführt, hatte ein sonderbares Schicksal. Die Vorstellung ging zu Ende ohne das geringste Zeichen von Zufriedenheit oder Tadel. „Die Kälte, mit

der man mein Stück angehört hatte," sagt Goldoni, „konnte von der Leere des Hauses herrühren. Aber ich bemerkte doch auch, daß verschiedene Schauspieler sich in der Art der Darstellung geirrt. Sie hatten nicht Zeit gehabt, sich die abgebrochenen Redensarten geläufig zu machen, die viel Feinheit erfordern, um den Zuschauern auch das zu verstehen zu geben, was der Schauspieler nicht ganz aussprechen durfte."

Zu einer nochmaligen Aufführung seines Stückes auf dem pariser Theater war Goldoni schwer zu bewegen. „Meine Freunde," sagt er, „ließen mir keine Ruhe, als sie erfuhren, daß ich es zurückgenommen hatte. Sie stellten mir vor, wie meine Stücke, die bei der ersten Vorstellung gefallen wären, sich bei den folgenden wieder gehoben hätten. Sie hatten vielleicht Recht, und ich würde auch ihr Verlangen befriedigt haben, hätten die Schauspieler nur die geringste Lust gezeigt, es von Neuem zu spielen. Wahrscheinlich waren sie eben so sehr davon degoutirt als ich selbst. Mein Stück war unter einem bösen Gestirn geboren, dessen Einfluß ich fürchten und es lieber zur Vergessenheit verdammen mußte. Meine Strenge ging so weit, daß ich es sogar den Personen, die es zum Lesen verlangten, abschlug."

Ein nicht viel besseres Schicksal, als das eben erwähnte Stück, hatte eins von Goldoni's älteren Lustspielen: Un curioso Accidente (Ein lustiger Vorfall), das in einer französischen Uebersetzung unter dem Titel: Le Dupé de soi-même 1785 mit Goldoni's Zustimmung auf die Bühne gebracht ward. Es fiel völlig durch. Goldoni bemerkt darüber: „Eine Stelle in diesem Stücke, die in Italien sehr gefallen hatte, empörte das pariser Publicum. Ich kannte die französische Delicatesse, und hätte es voraussehen sollen. Da aber ein Franzose die Uebersetzung verfertigt, und die Schauspieler sie unverbesserlich gefunden hatten, so ließ ich mich hinreißen. Vielleicht würde ich die Gefahr geahnt haben, wenn ich den Proben hätte beiwohnen können. Zum Unglück aber war ich krank, und die Schauspieler wollten keine Zeit verlieren, das Stück auf die Bühne zu bringen."

„Mein Friseur war der erste, der mir am folgenden Morgen mit Thränen in den Augen eine ausführliche Beschreibung von dem Falle des Stückes machte. Ich nahm es auf der Stelle zurück. Längst an Schicksale aller Art, gute und böse gewöhnt, hatte ich es endlich dahin gebracht, dem Publicum Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ohne meine Ruhe dabei zuzusetzen. Was mich am meisten verdroß, war, daß sich Niemand sehen ließ, Niemand sich nach meinem Befinden erkundigte. Ich schrieb an meine Freunde, und fragte, ob mein Stück sie auf irgend eine Weise beleidigt habe? Nichts weniger als das. Aus zu großer Freundschaft, aus zu großer Empfindsamkeit hatten sie es nicht gewagt, ihren Verdruß in meiner Gegenwart zu äußern. Endlich sahen wir uns wieder, und ich verrichtete nun das Amt des Tröſters."

Sein längerer Aufenthalt in Paris hatte ihm mehrfache Gelegenheit gegeben, den Charakter der Franzosen von mehren Seiten kennen zu lernen. In Bezug auf ein ungewöhnliches Rechtsverfahren, das im Mai 1785 fast zehn Monate lang der tägliche Gegenstand des Gesprächs in allen pariser Cirkeln war, bemerkt Goldoni treffend: „Das ist der Ton der Nation. Wenn die Franzosen eine Schlacht verlieren, so ist ein Epigramm hinreichend, sie zu trösten; wenn eine neue Auflage sie drückt, so entschädigt sie oft ein Vaudeville; wenn eine ernsthafte Sache sie beschäftigt, so versetzt ein Liedchen sie gleich in die muthwilligste Laune, und der simpelste, naivste Styl wird immer durch kleine boshafte Züge und pikante Einfälle gehoben."

Um eine Veränderung der Luft zu genießen, pflegte Goldoni mitunter einige Tage in der Umgegend von Paris, zu Passy, Clignancour u. a. Orten zuzubringen. „Den übrigen Theil der Zeit lebe ich gewöhnlich in der Stadt. Um 9 Uhr des Morgens stehe ich auf. Mein Frühstück besteht aus einem Paar Tassen Gesundheitschocolade. Dann arbeite ich bis Mittag, und gehe bis gegen 2 Uhr spaziren. Ich liebe die Gesellschaft, ich suche sie auf, und speise oft in der Stadt, oder zu Hause mit den Bekannten meiner Frau. — Nach dem Mittagsessen liebe ich weder die Arbeit noch die Promenade. Bisweilen gehe ich ins Schauspiel; am häufigsten aber mache ich meine Partie bis 9 Uhr Abends. Vor 10 Uhr gehe ich immer nach Hause, und nehme zwei oder drei Diablotins [1]) mit einem Glase Wein und Wasser zu mir. Das ist mein ganzes Abendessen. Ich plaudere bis gegen Mitternacht mit meiner Frau. Dann gehe ich zu Bette. Ich schlafe geschwind ein, und bringe die Nächte ruhig zu. Bisweilen geht mirs auch wol wie Jedem, dem etwas im Kopfe steckt und den Schlaf verscheucht. In diesem Falle habe ich ein sicheres Mittel, mir Schlaf zu verschaffen. Schon seit langer Zeit hatte ich mir vorgenommen, ein Wörterbuch des venetianischen Dialekts zu verfertigen. — So oft ich mich mit dieser langweiligen Arbeit beschäftigte, bemerkte ich auch, daß mir der Schlaf in die Augen kam. Ich legte es also bei Seite, benutzte aber dies schlafmachende Mittel. Geschieht es nun einmal, daß mein Geist in einiger Wallung und Bewegung ist, so nehme ich auf Gerathewohl ein Werk aus meiner Muttersprache und übersetze es ins Toscanische und Französische. Auf eben diese Art gehe ich noch einige Wörter durch, wie sie in alphabetischer Ordnung auf einander folgen. Ich kann sicher darauf rechnen, bei der zweiten oder dritten Uebersetzung einzuschlummern. Dieses Opiat verfehlt nie seine Wirkung. Es ist nicht schwer, dies Phänomen zu erklären. Eine lästige Idee braucht nur durch eine entgegengesetzte oder gleichgültige verdrängt zu werden. Ist die Unruhe des Geistes einmal gestillt, so kommen auch die Sinne zur Ruhe, und der Schlaf spannt sie bald gänzlich ab. So vortrefflich aber dies Mittel auch ist, so würde es doch nicht Jedermann helfen. Ein allzu lebhafter, reizbarer Mann würde nicht weit damit kommen. Man muß das Temperament haben, mit welchem die Natur mich begünstigt hat. Das Moralische

---

1) Kleine, mit einer Zuckerrinde überzogene Tafeln von Chocolade.

stimmt bei mir mit dem Physischen überein. Ich scheue weder die Wärme noch die Kälte, und lasse mich weder vom Zorn außer Fassung bringen, noch von der Freude berauschen."

Ein wichtiges literarisches Unternehmen, das in höherem Alter den größten Theil seiner Zeit und Kraft in Anspruch nahm, waren die von Goldoni in französischer Sprache geschriebenen Memoiren zur Geschichte seines Lebens und des Theaters seiner Zeit. Sie erschienen zu Paris 1787 in drei Octavbänden unter dem Titel: Mémoires de Mr. Goldoni, pour servir à l'histoire de sa vie et celle de son théâtre [2]). Nur der Schriftsteller selbst, meinte Goldoni, könne ein treues und vollständiges Gemälde von seinem Charakter und seiner literarischen Thätigkeit entwerfen. Wenn er eine solche Selbstbiographie bei seinen Lebzeiten herausgäbe und ihm von seinen Zeitgenossen nicht widersprochen würde, so dürfte auch die Nachwelt seine Erzählungen auf Treue und Glauben annehmen. Neben der Geschichte seines Lebens und seiner wechselvollen Schicksale beabsichtigte Goldoni in diesem Werke das Historische seiner sämmtlichen Stücke zu schildern, die äußeren Umstände, die ihm oft den Stoff dazu an die Hand gegeben, die gute oder schlechte Aufnahme seiner Lustspiele, den Neid und Haß, den der Beifall derselben ihm zugezogen, die Cabalen, die er verachtet, die Satyren, die er schweigend ertragen, und die Intriguen der Schauspieler, die er zu Schanden gemacht. „Man wird sehen," sagt Goldoni in der Vorrede zu seinen Memoiren, „daß die Menschheit sich überall gleicht, daß man nirgends dem Neide und der Eifersucht entgehen kann, und daß es endlich dem ruhigen, kaltblütigen Manne immer doch gelingt, sich beim Publicum beliebt zu machen und die Rachsucht seiner Feinde zu ermüden."

Goldoni hatte sein achtzigstes Jahr erreicht, als er 1787 die Geschichte seines Lebens beendigte, die noch in demselben Jahre im Drucke erschien. Nach seinem eigenen Geständnisse fühlte er sich sehr erschöpft von der fortwährenden Geistesanstrengung. „Ich hatte," sagt Goldoni, „eine Arbeit unternommen, die für meine Jahre zu lang und zu mühsam war. Drei Jahre habe ich darauf verwendet, und mußte immer fürchten, daß ich nicht das Vergnügen haben würde, sie vollendet zu sehen. Indessen bin ich, Gott sei Dank, noch am Leben, und ich schmeichle mir noch, meine drei Bände gedruckt zu sehen, ausgegeben, gelesen .... und wenn man sie nicht loben sollte, hoffe ich wenigstens, daß man sie nicht verachten wird. Man wird mich nicht der Eigenliebe und Zuversichtlichkeit beschuldigen, wenn ich einige Funken Nachsicht für diese Memoiren zu erhalten hoffe. Hätte ich geglaubt, ganz und Jedermann zu misfallen, so würde ich mir nicht so viel Mühe gegeben haben, und sollte etwa in dem Guten und Bösen, das ich von mir selbst sage, die Wagschale sich auf die gute Seite neigen, so gestehe ich, daß ich der Natur mehr als dem Studium zu danken habe. Alle Mühe, die ich mir bei Verfertigung meiner Stücke gegeben, bestand darin, die Natur nicht zu verderben, und mein ganzes Bestreben bei diesen Memoiren ging dahin, Nichts als die Wahrheit zu sagen. Kritiken über meine Stücke könnten die Verbesserung der Komödie zum Endzwecke haben, Kritiken über meine Memoiren aber können der Literatur keinen Vortheil gewähren. Sollte sich indessen doch irgend ein Schriftsteller, blos in der Absicht, mir Verdruß zu machen, mit diesem Werke beschäftigen, so würde er seine Zeit umsonst verderben. Ich bin von Natur zum Frieden geneigt; ich habe immer mein kaltes Blut erhalten. In meinem Alter lese ich wenig und lese Nichts als unterhaltende Schriften."

Seinen Aufenthalt in Frankreich betrachtete Goldoni immer als die glücklichste Periode seines Lebens. Dort hatte er nach seinen eigenen Worten, „Ruhe, Bequemlichkeit und ein gemächliches Leben gefunden." Aber das Schicksal hatte ihm noch trübe Tage vorbehalten. In seinem hohen Alter erlebte er noch die Stürme der französischen Revolution, die Hinrichtung Ludwig's XVI. und die vielen furchtbaren Ereignisse, welche jene Staatsumwälzung begleiteten. Auch auf seine eigenen Verhältnisse äußerte sie, wenn er auch von persönlicher Gefahr befreit blieb, den nachtheiligsten Einfluß. Er verlor seine auf die Civilliste des Königs angewiesene Pension von 3600 Livres. Durch ein Decret des Nationalconvents ward dem 85jährigen Dichter, auf Chenier's Antrag, zwar für die Folge sein Jahrgehalt und die Auszahlung des Rückstandes zugesichert. Aber das Decret vom 7. Jan. 1793 fand ihn bereits im Sterben. Den Tag darauf beschloß er seine irdische Laufbahn in einem Alter von beinahe 86 Jahren. Seine Witwe erhielt außer dem rückständigen Gehalte eine Pension.

Goldoni war einer der merkwürdigsten Schriftsteller des 18. Jahrh. An Fruchtbarkeit ist er nicht leicht von irgend einem dramatischen Dichter, Lope de Vega etwa ausgenommen, übertroffen worden. In der Zeit von 72 Jahren hatte er 200 Theaterstücke geschrieben [3]), darunter Lustspiele, Tragikomödien, Opern und Intermezzos, die ihm unter den ersten dramatischen Dichtern seiner Nation einen ehrenvollen Platz sicherten, so sehr auch der Abt Chiari und später der Graf Gozzi sich bemühten, ihm jenen Platz streitig zu machen. Unbestrittenes Verdienst erwarb sich Goldoni um die Reform des komischen Theaters der Italiener. Diese Idee beschäftigte ihn schon lebhaft, als er noch seine Advocaturgeschäfte betrieb. Natur und Popularität sollten, nach seiner Ansicht, die Seele der komischen Darstellungen einer Schauspielergesellschaft sein, mit der er auf einer Reise in Verbindung gekommen war.

2) Etwas verkürzt in der zu Paris erschienenen Collection des Mémoires sur l'art dramatique; teutsch unter dem Titel: Goldoni über sich selbst und die Geschichte seines Theaters. Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen von G. Schatz. (Leipzig 1788. 8. 3 Bde.) Mit dem Bildnisse Goldoni's.

3) G. Schatz hat seiner teutschen Uebersetzung von Goldoni's Memoiren (Gotha 1787. 3. Bd. S. 363—404) ein chronologisches Verzeichniß der sämmtlichen Theaterstücke Goldoni's beigefügt. Auch die teutschen Uebersetzungen und Bearbeitungen einzelner Lustspiele sind dort namhaft gemacht.

Aber auch die moralische Nutzanwendung sollte aus jedem ihrer Stücke deutlicher hervorleuchten als aus den Dramen, die dem Geschmacke des italienischen Publicums bisher besonders zugesagt hatten. Viele Stimmen erhoben sich jedoch gegen Goldoni und ein heftiger Parteienkampf entstand, als er der alten, allgemein beliebten Kunst- und Charakterkomödie (Commedia dell' arte) gradezu den Krieg erklärte, die Masken von der Bühne verbannte und den Schauspielern das bis dahin übliche Improvisiren untersagte, um auf diese Weise die Ehre des italienischen Theaters vor dem Spotte der Franzosen zu retten.

Das Talent der natürlichen Darstellung besaß Goldoni in einem Grade, wie wenige Lustspieldichter nach und vor ihm. Mit scharfem Blicke betrachtete er die Sitten der Menschen, die ihn umgaben, und zeichnete sie in bestimmten Umrissen mit aller Leichtigkeit des komischen Dialogs. Unter seinen zahlreichen Lustspielen gab es kaum ein einziges, das nicht, wenn es mit italienischer Lebhaftigkeit gespielt ward, den Zuschauer in beständiger Aufmerksamkeit erhalten hätte. Seine unerschöpfliche Laune und scharfe Beobachtungsgabe setzte ihn in Stand, sich in den verschiedensten Gattungen der dramatischen Poesie meistens mit Glück zu versuchen. Was seinem Talente besonders zusagte, war das Charakter- und Intriguenstück. Bewundernswerth war die Reichhaltigkeit seiner Erfindungsgabe in der Anlage seiner Stücke, die fast immer den Reiz der Neuheit hatte, und nicht minder ausgezeichnet die Naturgemäßheit und Treue der Zeichnung seiner Charaktere in den verschiedenartigsten Situationen. Goldoni betrachtete aber auch, wie bereits erwähnt, das Theater als eine Sittenschule. Tugenden zu empfehlen und den Nachtheil der Laster und Thorheiten zu schildern, ließ er sich mit mehr Ernst als andere Lustspieldichter angelegen sein. Echt komische Kraft war die Seele der wahren Komödie, war jedoch nicht allen seinen dramatischen Arbeiten eigen. Durch treue Darstellung der Thorheiten des wirklichen Lebens konnte er diesen Mangel nur schwach ersetzen. Von dem wahren Witze hatte er keinen klaren Begriff. In mehren seiner Lustspiele fanden sich Belege dafür, daß er mitunter ein geistloses Geschwätz für komischer Natur hielt, wenn nur etwas Mürrisches in dem Betragen der Personen lag, denen er solche Reden in den Mund legte. Er schien vergessen zu haben, daß auch die Komödie ein Gedicht sein muß [4]), und daß nur der ein wahrer Lustspieldichter sein kann, der mit poetischem Blicke aus der Fülle der Natur blos das Merkwürdige, was unmittelbar interessirt, hervorzuheben versteht. Dieser Mängel ungeachtet, hatte sich Goldoni's Ruhm auch außerhalb Italien weit verbreitet. Er erhielt die schmeichelhaftesten Briefe von berühmten Dichtern, die sein Lob in Prosa und in Versen verkündeten. Voltaire, den er, als dieser Dichter in den letzten Jahren seines Lebens von Ferney nach Paris kam, persönlich kennen lernte, steigerte sein Lob bis zu der Behauptung: man müsse Goldoni's Lustspiele wie die Epopöe Trissin's „Die Befreiung von den Gothen" nennen, denn durch ihn sei zuerst das italienische Theater der gothischen Barbarei entrissen worden. Dadurch fühlte sich Goldoni so geschmeichelt, daß er, nachdem er die Masken der Commedia dell' arte bereits vom Theater verbannt, noch immer in seinen Stücken zur Abwechselung einen Pantalone und Brighella auftreten ließ, um zu zeigen, daß er auch diese Charaktere wohl zu behandeln wisse, wenn er nur wolle.

Die vorhin erwähnten Mängel in Goldoni's Stücken waren, wenigstens zum Theil, eine Folge der Umstände, unter denen er sie schrieb. Ein Dichter, der das Theater mit 200 Schauspielen, von denen er, nach seinem eigenen Geständnisse, sechszehn in einem einzigen Jahre geschrieben, bereichert hatte, mußte dem Zufalle viel überlassen, und seinen ersten Ideen folgen, ohne auf den bedenklichen Zuruf der Kritik zu hören. Immer behielten seine Stücke die ursprüngliche Form und Gestalt. Weder die schnelle Folge seiner dramatischen Producte, noch der ganze Zustand der Schauspielkunst in Italien erlaubte ihm, nochmals einen Blick auf seine Arbeiten zu werfen. Er mußte Alles hervorsuchen, was einen starken und schnellen Eindruck auf der Bühne machen konnte. Das von ihm gelieferte neue Stück ward, wenn es Beifall gefunden, so lange wiederholt, als das Interesse des Publicums dauerte, im nächsten Jahre vielleicht noch einmal gegeben, und dann für immer bei Seite gelegt. Das mußte Goldoni sich gefallen lassen. So war ihm als dramatischer Dichter ein Ziel gesteckt, zu welchem er nicht durch das Gebiet des wahrhaft Schönen, sondern des conventionellen Reizes gelangte.

Offenbar würden Goldoni's Lustspiele mindern Beifall gefunden haben, wenn er nicht, indem er das Abenteuerliche und Possenhafte von der Bühne verdrängte, das Publicum in anderer Weise dafür zu entschädigen gesucht hätte. Die Darstellung einheimischer Gegenstände gab seinen Dramen einen besonderen Reiz. Es war das locale Interesse, was ihnen eine günstige Aufnahme verschaffte. Mehre von Goldoni's Stücken waren nur für seine Vaterstadt Venedig geschrieben. Sie ergötzten durch die treue Schilderung von Menschen, die man täglich sah. Die Form des Ganzen und die wesentlichen Schönheiten desselben kamen bei den Zuschauern weniger in Betracht als die conventionelle Anmuth einzelner Scenen. Zu den Stücken, die ganz auf den venetianischen Horizont berechnet waren, gehört unter anderen das Lustspiel: „Die Köchinnen" (Le Massaere), in welchem Goldoni den Stoff aus der niedrigsten Classe der bürgerlichen Gesellschaft genommen hatte. Er äußert in Bezug auf dies Stück: „Ich begnüge mich zu sagen, daß dies Lustspiel, ungeachtet seiner Schwäche, viel Vergnügen machte. Das ist nicht zu verwundern. Eine Komödie in Versen, ein

4) In einer Sammlung von Gelegenheitsgedichten in Stanzen und Terzinen, die Goldoni unter dem Titel: Componimenti diversi zu Venedig 1764 in zwei Bänden herausgegeben hatte, sagt er von sich selbst:

> Veglia ebbi sempre, d'essere Poeta,
> *Ma in stesso non sò quel chi i' mi sia*,
> Poich' è sentenza madornale e vieta,
> Ch' altro son Versi, ed altro è Poesia.

Stoff aus der venetianischen Welt, am Schluß des Carnevals — dies zusammengenommen mußte seine Wirkung thun." Auch „Die Zänkereien des Pöbels in Chiozza" (Le Baruffe Chiozzotte) gehören zu der Gattung von Dramen oder vielmehr Possenspielen, mit denen Goldoni die Vorstellungen während des Carnevals zu beschließen pflegte, um den größeren Theil des Publicums durch den letzten Eindruck für sich zu gewinnen. Die Gondolierscenen in dem Lustspiele: La Putta onorata gewannen ihm die Gunst der genannten Volksclasse, gaben aber auch seinen Feinden Anlaß zu der Aeußerung: er habe in Venedig blos die Ohren des Pöbels und die Herzen der Gondoliere gefesselt, die er sich durch seine Schmeicheleien zu Freunden gemacht habe. — Hierher könnte man auch das Lustspiel: „Der venetianische Advocat" (L'Avvocato Veneziano) rechnen. Die vollständige Verhandlung eines trockenen Processes konnte schwerlich irgend wo anders, als an dem Orte gefallen, wo das Publicum gewohnt war, an dem Ruhme eines Advocaten und an dem Ausgange eines Rechtshandels öffentlich Antheil zu nehmen.

Die Berücksichtigung des subjectiven Geschmacks der Menge, von deren Beifall die Subsistenz des Dichters und seiner Schauspielertruppe großentheils abhing, war es jedoch nicht allein, was auf Goldoni's Talent nachtheilig einwirkte und den freien Schwung seiner Phantasie oft lähmte. Auch die Schauspieler verlangten besondere Rücksichten. Ihr vorzügliches Talent für diese oder jene Gattung, Sitten und Charakter, ihre Mängel und selbst ihre gegenseitige Eifersucht bestimmten nicht selten die Wahl der Stücke und den Gang der Handlung. Um so bewundernswerther erscheint unter diesen Umständen, was Goldoni geleistet. Von dem wahren Wesen der Kunst und ihren Regeln besaß er überdies nur geringe Kenntnisse. Bereits früher ist erwähnt worden, wie er die von ihm selbst als willkürlich betrachtete Aristotelische Regel von der Einheit des Ortes hinlänglich befolgt zu haben glaubte, wenn er die Handlung innerhalb der Mauern einer Stadt vorgehen ließ. Ebenso leicht wußte er sich von dem Zwange zu befreien, den ihm das Gesetz der Einheit der Handlung und das Interesse auferlegte. Ueber sein Lustspiel: La Famiglia dell' Antiquario sagt er in seinen Memoiren: „Ich hatte mein Stück anfänglich nach der Hauptperson ganz kurz „Der Antiquar" überschrieben; aber ich fürchtete, die Streitigkeiten zwischen seiner Frau und seiner Schwiegertochter möchten ein doppeltes Interesse hervorbringen. Ich gab also meinem Stücke einen Titel, welcher Alles in sich faßt: „Die Familie des Antiquars."

Während Goldoni die abenteuerlichen und romantischen Situationen von der Bühne zu entfernen und die Natur wieder in ihre Rechte einzusetzen suchte, stieß er mitunter an die entgegengesetzte Klippe. Er gab der Handlung ein schwächeres Interesse, als die Bühne unbedingt zu verlangen schien. Oft brachte er wirkliche Begebenheiten aufs Theater, oder er suchte wenigstens die Handlung den wirklichen Begebenheiten so analog als möglich zu machen. Er schien nicht einzusehen, daß die treue Nachahmung der Natur nie das höchste Princip der wahren Kunst werden kann, und daß manche Begebenheit, die in der wirklichen Welt bedeutend genug ist, in der Darstellung doch nur ein schwaches Interesse erregt.

Aus dem Streben, eine glückliche Katastrophe herbeizuführen, entstanden die unerwarteten und oft nicht hinreichend motivirten Auflösungen in Goldoni's Stücken. Ein merkwürdiges Beispiel dieser Art lieferte der „Eifersüchtige Geizige" in dem Lustspiele, das diesen Titel führt. Dieser Mann, das verworfenste und schmutzigste Geschöpf von der Welt, entsagt in dem Augenblicke, wo er des Wuchers angeklagt wird, seiner unsinnigen Eifersucht und seinem beispiellosem Geize. Er zeigt sich in seinem ganzen Wesen so verändert, daß seine Gattin, die schon im Begriffe stand, sich von ihm zu trennen, nun glücklich mit ihm zu leben glaubt. Die Worte, welche Goldoni ihm am Schlusse des Stücks in den Mund legt, sind jedoch weniger eine Rechtfertigung des Dichters, wofür man sie zu halten sich versucht fühlt, als vielmehr die schärfste Kritik des Stücks. Donna Eufemia sagt: „Diese augenblickliche Veränderung ist ein außerordentlicher Zufall, der vielleicht keinen Glauben finden würde, wenn ihn Jemand erzählte oder auf die Bühne brächte. Aber der Vorsehung ist Nichts unmöglich und manches wunderbare Ereigniß ist in der Ordnung der Natur. Meine Treue hat die Eifersucht meines Gatten besiegt; die Gefahren und die Gewissensbisse haben ihn von seinem Geize geheilt. Die furchtbarste Eifersucht, der hartnäckigste Geiz ist zerstört. Rechtschaffenheit und Geduld haben eine unglückliche Frau glücklich gemacht."

In den meisten Stücken Goldoni's ist die Handlung ernsthaft. Sie nähern sich in dieser Hinsicht der Gattung, welche die Franzosen Dramen nennen. Nur in wenigen seiner theatralischen Arbeiten war er echt komisch, wie unter anderen in dem „Lügner" (Il Bugiardo), einem Lustspiele, zu welchem Goldoni den Stoff von dem französischen Theater entlehnte. Die einfache Handlung in diesem Stücke dreht sich um zwei Personen, einem schüchternen Liebhaber (Florindo), der sich scheut, seine Liebe zu erklären und dem unverschämten Lelio, der sich das Verdienst aller Geschenke und Galanterien Florindo's anzumaßen versteht und dadurch eine Menge komischer Situationen von selbst herbeiführt. Dadurch und durch den Reichthum von komischen Charakteren, die er zuerst auf die Bühne brachte, erwarb sich Goldoni ein selbst von seinen entschiedensten Gegnern anerkanntes Verdienst. Es gab fast keinen Stand, kein Verhältniß der menschlichen Gesellschaft, das er nicht geschildert hätte. Zu bedauern war nur, daß er mehr ein Beobachter der Menschen als der menschlichen Natur war und kein Bedenken trug, auch manchen unwahrscheinlichen und abenteuerlichen Charakter, blos weil er selten und originell war, auf die Bühne zu bringen. Das Haschen nach solchen Charakteren führte ihn jedoch, da sie selten mehr als eine originelle Seite hatten, oft zur Einseitigkeit, sodaß die Farben in seinen dramatischen Gemälden,

wenn auch lebhaft und frisch, doch immer fast dieselben waren.

Der Leichtigkeit, womit Goldoni Charaktere zu entwerfen und zu zeichnen verstand, dankten diejenigen seiner Lustspiele ihre Entstehung, in denen er eine große Anzahl nicht durchaus nothwendiger Personen auf die Bühne brachte. Diese Stücke ergötzten, wie eine Reihe beweglicher Gemälde, wenn sie auch nicht den vollen Effect einer dramatischen Handlung hervorbrachten. Mit dem Lustspiele: Il Teatro comico verband Goldoni noch die besondere Absicht, von seiner Manier und der Form der Schauspiele, die er in Aufnahme zu bringen bemüht war, eine Art von Rechenschaft abzulegen. Er wollte die Kritiken seiner Gegner widerlegen und gründlichere Regeln für die dramatische Kunst aufstellen, als bisher in Italien gegolten. Von seinem Stücke sagte er selbst: „Es sei weniger eine Komödie als eine Poetik und zwar eine in Handlung gebrachte Poetik.“ Darin täuschte er sich jedoch. Was in diesem Schauspiele theoretisch ist, hat mit der Handlung wenig oder Nichts gemein.

Nirgends zeigte sich Goldoni's Talent in vollerem Glanze als in denjenigen seiner dramatischen Producte, wo er gleichsam ein Thema durch die verschiedensten Töne variirte. In dem Impresario delle Smirne (Dem Operndirector für Smirna) waren die Hauptpersonen Sänger und Sängerinnen, Menschen von einerlei Grundlage des Charakters und doch wesentlich von einander verschieden. Auch in dem Lustspiele: Li Rusteghi (Die Grobiane) ließ Goldoni vier venetianische Bürger auftreten, sämmtlich eifrige Anhänger der alten Zucht und Sitte und die entschiedensten Gegner aller Moden, Vergnügungen und Gesellschaften der jüngern Welt. Bei aller ihrer Aehnlichkeit war doch Jeder durch seine Individualität von den Uebrigen verschieden. In Gemälden dieser Art offenbarte sich ganz vorzüglich Goldoni's Talent und der Reichthum seines schöpferischen Geistes.

Minder glücklich war er in der Schilderung weiblicher Charaktere. Seine gelehrten und geistreichen Frauen hatten meistens den Anstrich von Pedanterie und lächerlichem Schönthun. Besser gelangen ihm die geschwätzigen, die eiteln, die verleumderischen und verschmitzten Weiber. Ganz vorzüglich aber wußte er den Ausdruck der Herzlichkeit und Naivetät in weiblichen Seelen zu treffen. Unter den männlichen Charakteren, namentlich den Vätern, gab Goldoni dem Pantalone in einigen seiner Lustspiele durch einen reichen Schatz von Witz und Humor ein besonderes Interesse. Belege dafür finden sich in den „Häuslichen Zwisten“ (Pontigli domestici) und in dem „Liebenswürdigen Alten“ (Il Vecchio bizarro). Aber auch der „Wohlthätige Murrkopf“ in dem Lustspiele dieses Namens darf nicht übersehen werden — dieser redliche, leidenschaftliche Greis, der mit der ganzen Welt zankt und der ganzen Welt Gutes thut.

Bei der Eilfertigkeit, mit der Goldoni, oft dazu gezwungen, arbeitete, überließ er sich einer gewissen Bequemlichkeit, die sich vorzüglich in der Gruppirung seiner Charaktere zeigte. An die Hauptperson verschwendete er alle Farben; nur für sie schien er besorgt, während er die übrigen Personen so behandelte und ordnete, daß sie ihm seine Mühe erleichterten. Er vergaß aber, daß in einem vollkommenen dramatischen Gemälde auch die Nebenfiguren ihr Licht der Hauptperson mittheilen müssen und daß diese nicht in ihrer vollen Kraft erscheint, wo jene Figuren nur Schatten sind. Sein Lustspiel: „Die schlaue Witwe“ (La Vedova scaltra) liefert ein schlagendes Beispiel, wie Goldoni durch die schon an und für sich auffallende Gruppirung von vier Personen verschiedener Abkunft, einem Franzosen, einem Engländer, einem Spanier und einem Italiener, die sich insgesammt um die Liebe der Witwe bewerben, sich seine Arbeit erleichterte.

Eine echt theatralische Figur war die „Brave Frau“ in dem Lustspiele dieses Namens, so wenig sie übrigens den Namen einer Donna di garbo verdient. Goldoni selbst scheint das Unpassende dieser Benennung gefühlt zu haben. Dafür spricht die moralische, aber zugleich höchst untheatralische Apologie, die er der Rosaura in den Mund legt. „Jedermann,“ sagt sie, „hat mich bisher mit dem Namen eines rechtschaffenen und vollkommenen Frauenzimmers beehrt, weil ich mich in den Charakter eines Jeden zu schicken verstand und seinen Leidenschaften schmeichelte. Ich war also nicht das, wofür man mich hielt und ich habe mir durch Schmeichelei einen Titel erworben, den ich nicht verdiente. Denn dann hätte ich zu Beatrix sagen müssen: Eine kluge Frau begnügt sich damit, wenn sie anständig gekleidet ist; die Modesucht ist der Ruin der Familien. Ich werde noch außerdem allen sagen, daß die Ehre mehr gilt als das Leben; daß Gutes aus Gutem fließt; daß Niemand zu Grunde geht, den Wahrheit und Unschuld geleiten. Dies Alles sage ich Ihnen; und wenn Sie finden, daß diese Worte Beifall verdienen, so geben Sie mir den Namen eines rechtschaffenen und vollkommenen Frauenzimmers.“

Was auf Goldoni's dramatische Gemälde, ungeachtet ihrer mannichfachen Vorzüge, nachtheilig einwirken mußte, war seine falsche Vorstellung von der Moralität der Bühne. Er stand in dem Wahne, daß die Belohnung der Tugend und die Bestrafung des Lasters ein Motiv zum moralischen Handeln werden könnten und daß der Dichter vollkommen seine Pflicht gethan habe, wenn er die poetische Gerechtigkeit ausübte. Diese Ansicht, welche bewies, daß Goldoni weder die ganze Würde der Tugend, noch das Wesen der menschlichen Natur hinlänglich gekannt, verleitete ihn zu manchen Misgriffen, besonders zu einer Ueberladung von Sentenzen und moralischen Tiraden, die dem Interesse seiner Stücke schadeten.

Auffallend war die Ungleichheit seines Dialogs, der in den ersten Scenen, wo er mit dem meisten Feuer gearbeitet hatte, fast immer lebhafter war als in den übrigen. Erst als er die französische Bühne und die vollendeten Muster derselben genauer kennen gelernt hatte, schrieb er in einem Alter, dem sonst die Weitschweifigkeit eigen, mit größerem Feuer, als er in seiner Jugend geschrieben hatte. Merkwürdige Belege dafür finden sich in seinen Memoiren, mit denen er sich in bereits weit vorgerücktem Alter beschäftigte. Sein Styl in diesem

Werke war kurz und gedrängt, hier und da nur allzu zerstückelt und aphoristisch. Er ging in die kleinsten Details seines Lebens ein und die von ihm erzählten Vorfälle und Anekdoten, oft an und für sich von geringer Bedeutung, wurden durch die seelenvolle Wärme und naive Manier seiner Darstellung für die Leser von Geschmack und Gefühl ungemein anziehend. Sein dramatisches Talent schimmerte überall durch; Alles in diesen Memoiren war Leben, Handlung, Dialog und der Vortrag so leicht und anmuthig, daß man, wie ein geistreicher Schriftsteller sich darüber ausdrückt, „nicht sowol ein Buch zu lesen, als vielmehr eine unterhaltende Erzählung aus dem Munde eines Mannes von Welt, Lebhaftigkeit und Laune zu hören glaubte." Bei einem Rückblicke auf Goldoni's Wirksamkeit als dramatischer Schriftsteller dürfte das Resultat einer billigen und unbefangenen Kritik kaum anders ausfallen, als daß er, bei großen Talenten, einer reichen Phantasie und feinen Beobachtungsgabe, nur durch die Umstände, unter denen er lebte und schrieb, verhindert ward, den höchsten Gipfel der Kunst zu erreichen [5]).

Ein feines Lob ertheilte ihm einer seiner vertrautesten Freunde, der Verfasser der Observations sur l'Italie, par deux Suédois, nachdem er seine reiche Welt- und Menschenkenntniß geschildert, in den Worten: „De cette mine inpuisable un coup d'oeil actif et exercé transporte sans effort dans ses compositions des caractères toujours vrais, les nuances les plus delicates, que les passions jettent dans chaque caractère, des situations très-frappantes, quoique très-simples; enfin ses ridicules, qui naissent à chaque instant dans la société, et qui perissent en nuissant, faute d'être observé et saisi: en un mot, Goldoni est fécond, simple et varié, mais inégal et négligé comme la Nature elle-même. Aucun Auteur n'eut jamais une facilité égale à la sienne."

Goldoni's sämmtliche Werke erschienen unter dem Titel: Opere di Carlo Goldoni. (Fior. 1751. 8. 10 Voll. Venet. 1761. 8. 17 Voll. Livorno 1788. 8. 31 Voll. Venet. 1794. 8. 44 Voll. N. E. Ibid. 1804. Lucca 1809. 8. 26 Voll.) Eine Auswahl seiner Lustspiele führt den Titel: Scelta delle Commedie di C. Goldoni, unite insieme di J. G. da Fraporta. (Lips. 1767. 6. Aufl. Ibid. 1823. 8. 4 Voll.) Noch eine andere Auswahl erschien unter dem Titel: Scelta completta di tutte le migliori commedie di Carlo Goldoni precceduta da un compendio storico del teatro italiano. Il tutto ridotto alla purgata dicitura, ortografia e gusto teatrale moderno, per uso dalla studiosa gioventù ultramontana con note dell' editore Antonio Montucci. (Lips. 1828. gr. 12. 4 Voll.) Goldoni's komische Opern, weniger bekannt als seine Lustspiele, erschienen in einem besondern Abdrucke unter dem Titel: Opere drammatiche giocose. (Venet. 1770. 8. 8 Voll.) Seine Gelegenheitsgedichte in Stanzen und Terzinen findet man vereinigt in einer Sammlung unter dem Titel: Componimenti diversi. (Venet. 1764. 8. 2 Voll.)

Die vollständigste, obgleich Nichts weniger als ganz vollständige Uebersetzung von Goldoni's Lustspielen besorgte J. H. Saal, ohne sich jedoch auf dem Titel zu nennen, zu Leipzig 1767—1777 in eilf Octavbänden. Ueber dies Werk äußert sich der Uebersetzer von Goldoni's Memoiren [6]) mit den Worten: „Der Verfasser hielt sich an die venetianische Ausgabe von 1761, doch beobachtete er die Ordnung nicht, in welcher die Stücke in dieser Ausgabe auf einander folgen, und ließ außerdem alle dort befindlichen historischen Nachrichten weg, welche die Grundlage von Goldoni's Memoiren ausmachen. Man muß dem Uebersetzer die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sein Original verstanden und größtentheils in den Sinn desselben eingedrungen ist. Viele Stellen seiner Arbeit zeugen von der Laune, die dem Verfasser Lessing's Freundschaft erwarb, der ihn auch zu dieser Uebersetzung ermuntert hatte. Unbegreiflich ist es aber, daß sein Styl und Dialog so ganz der Contrast des Lessing'schen ist, daß er diesen gar nicht studirt zu haben scheint. Den pathetischen Stellen fehlt es durchgängig an Kraft, den komischen oft an der so nothwendigen Kürze und dem Tone überhaupt an Feinheit und Eleganz. Immer wäre es jedoch wünschenswerth gewesen, daß er seine Arbeit fortgesetzt und vollendet haben möchte."

Den Beifall, den Goldoni's dramatische Werke gefunden, bewiesen mehre Bearbeitungen und Nachbildungen einzelner Lustspiele, die theils vor der Uebersetzung von Saal erschienen waren, theils später ans Licht traten. Dahin gehören unter andern die folgenden: Das Muttersöhnchen. Nach dem Padre di Famiglia von Goldoni. (Wien 1762. 8.) Die tugendhafte Ehefrau, nach Goldoni von Laudes (Wien 1764.); auch von Engel bearbeitet unter dem Titel: Die sanfte Frau. (Leipzig 1779.) Die Frau von Wichtigkeit, nach Goldoni von Laudes. (Wien 1764.) Die vermählte Pamela, nach Goldoni von ebendemselben. (Wien 1764.) Die Verliebten, nach Goldoni von ebendemselben. (Wien 1764.) Die verstellte Kranke, nach Goldoni von ebendemselben. (Wien 1765.) Die Liebe unter den Handwerkern, nach Goldoni's Lustspiel: Il Campiello. (Mannheim 1771.) Der wohlthätige Murrkopf, nach Goldoni von Stephanie dem Aeltern in den Neuen Schauspielen des k. k. Nationaltheaters zu Wien, von J. André (Frankf. 1772.), und von Iffland unter dem Titel: Der gutherzige Polterer. (Berlin 1812.) Der ehrliche

---

5) Schon Hagedorn erkannte den Werth seiner Lustspiele in den charakteristischen Versen:

> Von allen, die sich jetzt Thalien zugesellen,
> Kennt keiner so wie er, was bessert und gefällt.
> Der Schauplatz und die heut'ge Welt
> Sind seiner Fabeln stete Quellen. —
> Die Kleinigkeiten selbst, die nur zu spielen scheinen,
> Auch die sieht man von ihm empfindlich angebracht;
> Und wer nicht beim Goldoni lacht,
> Der kann bei Holberg weinen.

6) Goldoni über sich selbst und die Geschichte seines Theaters. (Gotha 1788.) 3. Th. S. 366 fg.

Abenteurer, nach Goldoni von Schletter. (Wien 1777.) Sind die Verliebten nicht Kinder? Nach Goldoni. (Gotha 1778.) Der Lügner, nach Goldoni von Schletter. (Wien 1778.) Die Weltbürger, nach Goldoni von Reichard. (Berlin 1780.) Die Pupille, nach Goldoni von Schletter. (Frankf. 1781.) Geschwind, ehe es Jemand erfährt, nach Goldoni von Bock. (Hamburg 1784.) Spielerglück, nach Goldoni von Dyck. (Augsburg 1786.) Der Diener zweier Herren, nach Goldoni von Schröder (Schwerin 1794.); früher in dem Hamburger Theater von F. L. Schröder (Hamburg 1778.), auch in den Deutschen Lustspielen, herausgegeben von K. Panse. 1. Th. (Leipzig 1826.) Die Familien-Neckereien. (Königsberg 1808.) Der Clubb, oder die vorwitzigen Weiber, nach Goldoni. (Ebendas. 1809.) Alles schriftlich, oder der Schlaukopf, nach Goldoni von H. Cuno. (Leipzig 1813.) Mirandolina, nach Goldoni's Locandiera frei bearbeitet von C. Blum. (Berlin 1844.) Mehre einzelne Lustspiele Goldoni's findet man auch in J. Chr. Bock's Sammlung fürs deutsche Theater, im ersten und zweiten Bande seines Vermischten Theaters der Ausländer, in dem von F. L. Schröder herausgegebenen Hamburger Theater und in der Welschen Bühne von H. A. O. Reichard.

Goldoni's Bildniß befindet sich vor dem ersten Bande der Mémoires de Mr. Goldoni, pour servir à l'histoire de sa vie et à celle de son théâtre (Paris 1787. 8. 3 Voll.), desgl. auch vor der teutschen Uebersetzung dieses Werkes von G. Schatz. (Gotha 1788. 8. 3 Bde.)[7]). (*Heinrich Döring.*)

GOLDPROBE. Das Probiren der Goldlegirungen, d. h. die Methode, den Feingehalt derselben zu bestimmen, geschieht auf verschiedene Weise. — Eine ungenaue, doch häufig angewandte Bestimmung des Feingehalts geschieht durch den Strich. Man reibt dabei mit dem zu untersuchenden Golde einen Strich auf den schwarzen Probirstein, den sogenannten lydischen Stein und beurtheilt den Gehalt der Legirung theils nach der Farbe des Striches selbst, theils nach den Veränderungen desselben, welche sich beim Befeuchten mit Salpetersäure zeigen. Als Maßstab für die Beurtheilung bedient sich der Goldarbeiter der Polirnadeln, deren Feingehalt ihm genau bekannt ist, indem er aus der Gleichheit oder Differenz der Farbe des mit den Probirnadeln und der zu untersuchenden Goldlegirung gemachten Striches auf den wahrscheinlichen Gehalt der letzteren schließt. Mit viel größerer Genauigkeit bestimmt man den Goldge'halt der Legirung durch die Capellation, indem die Legirung mit Blei abgetrieben wird. Diese Probe kann in derselben Weise ausgeführt werden, wie beim Silber, sobald die Legirung kein Silber enthält, widrigenfalls das Silber mit dem Golde verbunden im Probekorn zurückbleiben würde. Das Probekorn muß daher einer weiteren Behandlung unterworfen werden. Soll die Bestimmung des Feingehalts mit möglichster Genauigkeit ausgeführt werden, so muß der Hauptprobe eine Nebenprobe vorangehen. Die Trennung des Silbers vom Golde wird nämlich mittels Salpetersäure vorgenommen. Nun aber wird das Goldkorn, sobald es zu wenig Silber enthält, von Scheidewasser entweder gar nicht oder nur unvollständig angegriffen und ist der Goldgehalt sehr gering, so wird zwar alles Silber aufgelöst, aber das Gold bleibt als ein so feines Pulver zurück, daß es sich nur mit Verlust sammeln und nicht genau wägen läßt. Die Erfahrung lehrt aber, daß Legirungen, welche 2½—3mal so viel Silber als Gold enthalten, beim Behandeln mit Salpetersäure keinen von beiden Uebelständen zeigen. Der Zweck der vorläufigen Probe ist also, den ungefähren Gehalt des Korns zu bestimmen, um es sodann, nachdem es mit 2½—3mal so viel Silber versetzt ist, einer genauen Prüfung, der Hauptprobe unterwerfen zu können. Die vorläufige Probe wird in folgender Weise ausgeführt. Man schmilzt das goldhaltige Korn, je nachdem es eine tiefgelbe, lichtgelbe oder weiße Farbe besitzt, mit dem Dreifachen, Doppelten oder Gleichen seines Gewichts an Silber und mit dem Zehnfachen seines Gewichts an Blei unter der Muffel auf einer Kapelle von Knochenasche und ausgelaugter Holzasche zusammen und treibt die Legirung bis zum Zurückbleiben des Goldsilbers ab. Das zurückgebliebene Korn wird sodann ausgeplattet, zu einem Röllchen geformt und mit nicht zu concentrirter Salpetersäure behandelt, wodurch das Silber aufgelöst wird, während ein ziemlich reines Gold, meist in der Gestalt des Röllchens zurückbleibt. Aus dem Gewichte dieses Goldröllchens, verglichen mit dem Gewichte des angewandten Goldkorns, läßt sich der Goldgehalt der Probe näherungsweise bestimmen.

Nachdem man nun durch die vorläufige Probe den Goldgehalt der zu untersuchenden Legirung näherungsweise bestimmt hat, wird, um die genauere Hauptprobe auszuführen, ein anderer Theil der Legirung mit so viel Silber zusammengeschmolzen, daß das Verhältniß von Gold zu Silber ungefähr 1 zu 2½ oder 3 wird; außerdem wird die gehörige Bleimenge hinzugefügt und die Legirung auf der Kapelle abgetrieben. Das erhaltene Goldsilberkorn wird hierauf wiederum abgeplattet, zu einem Röllchen umgeformt und in einem Probirgläschen zuerst 15—20 Minuten mit Salpetersäure von ungefähr 1,17 spec. Gewicht, sodann, nachdem man die erste Solution abgeschüttet hat, mit Salpetersäure von ungefähr 1,27 spec. Gewicht 8 Minuten gekocht. Das hierdurch er-

7) Vergl. über Goldoni außer der erwähnten Selbstbiographie *Luigi Carrer:* Saggie su la vita e su le opere di C. Goldoni. (Venet. 1824. 8.) 3 Voll. *Domenico Calvi:* Della vita di C. Goldoni e delle sue commedie. (Milano 1826. 8.) *F. Meneghezzi:* Memorie istoriche, apologetiche e critiche della vita e dalle opere di C. Goldoni. (Milano 1827. 8.) Fr. Jakobs in den Nachträgen zu Sulzer's Allgem. Theorie der schönen Wissenschaften. 2. Bd. St. 1. S. 45 fg. Wismayr's Italienische Ephemeriden (1801). 2. Bd. S. 45 fg. Sismondi's Literatur des südlichen Europa. 1. Bd. S. 588 fg. Bouterwek's Geschichte der Poesie. 2. Bd. S. 477 fg. Eschenburg's Beispielsammlung zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften. 7. Bd. S. 99 fg. A. W. Schlegel's Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur. 2. Th. Abth. 1. S. 58 fg. Genthe's Handbuch der Geschichte der italienischen Literatur. Abth. 1. S. 81 fg. Blum's Theaterlexikon. 4. Bd. S. 78 fg. Wachler's Handbuch der Geschichte der Literatur. 3. Th. S. 107 fg.

haltene poröse Goldröllchen bringt man sodann mit einem Stückchen wasserfreien schwefelsauren Kali in einen Platintiegel zusammen und erhitzt beide, bis keine Dämpfe mehr aufsteigen. Durch die freigewordene Schwefelsäure sind nun die letzten Spuren von Silber aufgelöst. Um das dem Goldröllchen anhaftende neutralschwefelsaure Kali und die geringe Menge von schwefelsaurem Silberoxyd zu entfernen, wird die Masse zunächst im Platintiegel mit Schwefelsäure gelöst und nachdem die Lösung abgegossen ist, mit Wasser ausgewaschen, getrocknet und gewogen.

Besitzt die Goldsilberlegirung nur einen sehr geringen Gehalt an Gold, so wird die Bestimmung vornehmlich dadurch schwierig, daß man das Gold nach dem Kochen mit Salpetersäure nicht als zusammenhängende Masse, sondern als feines Pulver erhält. Ist der Goldgehalt so gering, daß er nach dieser Methode keine Wägung gestattet, so bedient man sich der Art und Weise der Gewichtsbestimmung, welche von O. Henry in Vorschlag gebracht ist. Das durch das vorige Verfahren ausgebrachte reine Gold wird in Königswasser aufgelöst, die Lösung möglichst neutral gemacht und mit einer Lösung der 5—6fachen Gewichtsmenge kohlensauren Natrons oder Kali's vermischt. Hierauf erhitzt man die Mischung, bringt zu derselben die zur Fällung des Goldes mehr als hinreichende Menge feinvertheilten und vorher mit Wasserstoff geglühten Kupfers hinzu, von welchem sich ein dem Golde äquivalenter Theil in kohlensaures Kupferoxyd verwandelt. Die Flüssigkeit wird sodann mit Schwefelsäure schwach übersättigt und das aus dem kohlensauren Kupferoxyde entstandene schwefelsaure Kupferoxyd durch tropfenweise hinzugesetztes Kaliumeisencyanid zersetzt, bis kein rothbrauner Niederschlag von Cyaneisenkupfer mehr entsteht. Aus der Menge der verbrauchten Lösung von Kaliumeisencyanid beurtheilt man hierauf die in dem zersetzten Kupfersalze enthaltene Menge des Kupfers und aus letzterer die ihr äquivalente Menge Gold, welche durch das Kupfer ausgefällt worden war. (*J. Loth.*)

GOLDPURPUR. Der Goldpurpur (Cassius' Goldpurpur, Purpura mineralis Cassii) ist im feuchten Zustande ein dunkelpurpurrothes oder dunkelbraunes, nach dem Trocknen braunes Pulver, welches in der Porzellan- und Glasmalerei häufig angewandt wird. Er ertheilt dem Glase und Porzellan eine purpurrothe Färbung, welcher man durch Zusatz von Silber oder Zinnoxyd jede beliebige Nüance ertheilen kann. Der Goldpurpur besteht wesentlich aus Gold, Zinn und Sauerstoff, in noch nicht bestimmten quantitativen Verhältnissen je nach den verschiedenen Methoden der Darstellung. Wahrscheinlich ist er eine Verbindung von Goldoxydul mit Zinnsesquioxydul mit oder ohne Wasser. Fuchs hat zuerst nachgewiesen, daß man zur Darstellung des Goldpurpurs weder Zinnchlorür noch Zinnchlorid, sondern Zinnsesquichlorür, oder ein Gemisch der beiden ersten Verbindungen anwenden muß und daß die angewandte Goldchloridlösung frei von Salpetersäure sein muß. Nach Fuchs muß die Goldchloridlösung mit einem Ueberschusse von Salzsäure eingedampft und sodann in so viel Wasser aufgelöst werden, daß ein Tropfen von Zinnsesquichlorürlösung einen Niederschlag erzeugt, welcher sich beim Umrühren wiederum mit rother Farbe auflöst. Zu dieser Goldchloridlösung setzt man so viel Zinnsesquichlorürlösung in kleine Portionen, bis fast sämmtliches Goldchlorid zersetzt ist. Nach ungefähr 24 Stunden wird die Flüssigkeit filtrit. Capaun hat diese Darstellungsweise quantitativ genauer bestimmt und folgendes Verfahren angegeben: Man füge zu 1 Gewth. Eisenchlorid, nämlich Liquor ferri muriatici der preuß. Pharmacopöe, 3 Gewth. Wasser, hierauf die Lösung von 1 Gewth. Zinnchlorür in 6 Th. Wasser und setze noch 6 Gewth. Wasser hinzu. Hierdurch verwandelt sich das Zinnchlorür in Zinnsesquichlorür, während das Eisenchlorid in Eisenchlorür übergeht und dadurch seine bräunliche Farbe in eine grünliche umändert. Ferner löse man 1 Gewth. Gold in kochender Salzsäure unter allmäligem Zusatze von Salpetersäure, wobei man vermeiden muß, namentlich die letztere Säure im Ueberschusse anzuwenden und verdünne die Flüssigkeit so weit, daß 1 Th. Gold auf 360 Th. Flüssigkeit kommt; hierauf füge man zu der letzteren Lösung so viel von der Zinnsesquichlorürlösung unter beständigem Umrühren hinzu, als noch ein Niederschlag erfolgt. Man erhält auf diese Weise bei Anwendung von 1 Gewth. Gold 3,125 Gewth. trockenen Goldpurpur von ausgezeichneten Eigenschaften.

Nach vielfachen Analysen enthält der Goldpurpur auf 1 Aequivalent Gold 2 Aequivalente Zinn und 4 Aequivalente Sauerstoff. Da eine Zusammensetzung nach der Formel $AuSnO^2$ allen bisher bekannten Gesetzen widerspricht, so ist wahrscheinlich die Constitution des Goldpurpurs AuO, Sn^2O^3. (*J. Loth.*)

GOLDREGEN, so bezeichnet man im Teutschen Cytisus Laburnum. (*Garcke.*)

GOLDRUTHE. Das Kraut der zu den Asteroiden gehörigen Solidago virgaurea (Herba Virgae aureae s. Solidaginis), welches pharmakodynamisch durch einen Gehalt an scharfem Stoffe in der Nähe von Herba Jaceae steht, war in früherer Zeit als Diureticum bei Wassersucht und bei Störungen der Harnorgane in Gebrauch, aber ganz in Vergessenheit gerathen, bis neuerer Zeit Rademacher wiederum auf dasselbe aufmerksam machte. Das Infusum einer Unze dieses obsoleten Mittels, innerhalb 24 Stunden kalt oder warm getrunken, wurde von Rademacher als ein exquisites harntreibendes Mittel angepriesen. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GOLDSÄURE, Acide peraurique. Wird neutrale Goldchloridlösung mit kaustischem Kali anhaltend gekocht, so erhält man unter Abscheidung von Goldoxydul eine Lösung von goldsaurem und Goldoxydkali. Wird hierzu Chlorbarium gesetzt und fällt dann durch Zusatz von Barytwasser, so entsteht erst ein gelber, dann ein grüner Niederschlag. Zerlegt man diesen durch Schwefelsäure, so bleiben Goldoxyd und schwefelsaurer Baryt ungelöst und die Flüssigkeit hält Goldsäure gelöst. (*C. Reinwarth.*)

GOLDSCHAUM (Blattgold, feuille d'or, leafgold) wird das gewöhnlich bis zur Dicke von etwa

$^1/_{160000}$ bis $^1/_{180000}$ Zoll ausgehämmerte Gold genannt. Unechtes Blattgold (Dutch gold) wird oft vorzugsweise Goldschaum genannt und wird aus rothem Messing, etwa 11 Th. Kupfer und 2 Th. Zink, geschlagen. Siehe den Art. Gold, V. Verarbeitung des Goldes S. 183.

(*C. Reinwarth.*)

GOLDSCHEIDUNG. Unter Goldscheidung versteht man die im Großen ausgeführten chemischen Processe, welche zum Zweck haben, das Gold aus Legirungen, namentlich von Kupfer und Silber, zu scheiden. Man unterscheidet vornehmlich fünf Methoden: 1) die Goldscheidung durch Schwefelantimon oder das Gießen des Goldes durch Spießglanz; 2) die Goldscheidung durch Schwefel; 3) die Goldscheidung durch Cementation; 4) die Goldscheidung durch Salpetersäure, oder auf nassem Wege, oder in die Quart, oder die Quartation; 5) die Goldscheidung durch Schwefelsäure.

1) Die Goldscheidung durch Schwefelantimon beruht darauf, daß Silber und Kupfer in der Hitze dem Schwefelantimon (SbS^3, Antimonium candum) den Schwefel entziehen, während das Gold sich nicht mit dem Schwefel verbindet. Man schmilzt die Legirung in einem Graphittiegel mit ungefähr dem doppelten Gewichte von Schwefelantimon, sobald die Legirung nicht unter 18 Karat oder 75 Proc. Gold enthält; enthält die Legirung dagegen weniger als 18 Karat Gold, so setzt man für jedes Karat Gold, welches die Legirung weniger als 18 enthält, dem Schwefelantimon ½ Loth Schwefel zu. Nach dem Eintragen wird die Mischung umgerührt. Die geschmolzene Masse gießt man sodann in ein mit Oel ausgestrichenes gußeisernes Gefäß. Die erkaltete Masse besteht aus zwei Schichten, welche durch den Hammer von einander getrennt werden können. Die obere Schicht oder das Plachmal oder Plachma besteht namentlich aus Schwefelkupfer, Schwefelsilber und Schwefelantimon, die untere Schicht (der Regulus) aus Antimon und Gold; doch enthält das Plachmal stets noch kleine Antheile von Gold und der Regulus noch Antheile von Silber und Kupfer. Daher muß der Regulus wiederholt mit Schwefelantimon behandelt und das Plachmal zu wiederholten Malen umgeschmolzen werden, wobei sich kleine Theile von goldhaltigem Antimon ausscheiden. Das Gold wird sodann durch Abtreiben von Antimon getrennt und endlich mit ½ Gewth. Borar, ¼ Gewth. Salpeter und ¼ Gewth. Glaspulver zusammengeschmolzen, um den Rest von Antimon zu entfernen. Die oftmalige Wiederholung des Processes, welche bei diesem Verfahren unumgänglich nothwendig ist, hat bedeutende Verluste von Gold zur Folge.

2) Die Goldscheidung durch Schwefel besteht darin, daß man die goldhaltige Legirung mit $^1/_7$ Gewth. Schwefel in einen glühenden Tiegel einträgt, mit Kohlenpulver bedeckt, 2—2½ Stunden schwach glüht und darauf 1 Stunde lang einer stärkern Glühhitze aussetzt. Bei diesem Verfahren verbindet sich nie alles Silber mit Schwefel, sondern man erhält stets das Gold mit einem mehr oder minder großen Antheile Silber legirt. Diese Methode ist daher eigentlich nicht eine Goldscheidung, sondern nur eine Concentrationsarbeit und also eine Vorbereitung für die Goldscheidung auf nassem Wege. War die ursprüngliche Legirung nur wenig goldhaltig, so scheidet sich bei diesem Verfahren nur wenig oder gar kein Goldsilber ab, sondern es bleibt das Gold mit dem Plachmal gemengt. Um ein goldhaltiges Silber auszuscheiden, setzt man daher Bleiglätte hinzu, wobei durch den Sauerstoff ein Theil des mit dem Silber verbundenen Schwefels zu schwefeliger Säure oxydirt wird, während das Silber sich mit dem Golde verbindet und sich als goldreichere Legirung ausscheidet.

3) Die Goldscheidung durch Cementation wird in der Weise ausgeführt, daß man die goldhaltige Legirung in Form von Granalien oder Blechen mit einem Cementpulver, das aus 4 Gewth. Ziegelmehl, 1 Gewth. Kochsalz und 1 Gewth. calcinirtem Eisenvitriol in einem Tiegel über einander schichtet und einer allmälig steigernden Hitze aussetzt. Das hierdurch frei werdende Chlor verbindet sich mit dem Silber zu Chlorsilber, welches schmilzt und sich in das poröse Ziegelmehl hineinzieht. Die dadurch erzielten porösen Goldgranalien oder Bleche werden zur Entfernung des löslichen Natronsalzes mit Wasser ausgekocht und mit Borar zusammengeschmolzen. Diese Methode findet am zweckmäßigsten Anwendung bei 8—12karatigem Golde.

4) Die Goldscheidung auf nassem Wege vermittels Salpetersäure führt den Namen Scheidung in die Quart oder die Quartation, weil man früher annahm, daß diese Methode das beste Resultat dann liefere, wenn die Legirung 4mal so viel Silber als Gold enthalte; doch haben spätere Erfahrungen gelehrt, daß eine 2½—3fache Menge Silber hinreichend ist, um aus einer Goldsilberlegirung alles Silber durch Salpetersäure aufzulösen (s. d. Art. Goldprobe). Man schmilzt bei dieser Scheidung, wenn die Legirung zu viel Gold enthalten sollte, die Legirung mit so viel Silber zusammen, daß die neue Legirung ungefähr 25—30 Proc. Gold enthält, granulirt das Metallgemisch und behandelt es in einem Platinkessel mit chlorfreier Salpetersäure. Das zurückbleibende Gold wird sodann mit Borar und Salpeter zusammengeschmolzen.

5) Die Goldscheidung durch Schwefelsäure oder die Affinirung ist die zweckmäßigste von allen Methoden und hat daher die früher genannten meist schon verdrängt. Sie läßt sich noch mit Vortheil anwenden, wenn die Legirung noch bis $^1/_{12}$ Proc. Gold enthält. Um sie auszuführen, darf die Legirung nicht mehr als 20 Proc. Gold und 10 Proc. Kupfer enthalten; am besten gelingt die Scheidung, wenn die Legirung aus 72,5 Silber, 20 Gold und 7,5 Th. Kupfer besteht. Ein größerer Kupfergehalt als der angegebene hat den Nachtheil, daß sich eine zu große Menge wasserfreies schwefelsaures Kupferoryd bildet, welches in concentrirter Schwefelsäure nur schwierig löslich ist, und daher, indem es die noch ungelösten Theile der Legirung umhüllt, den Auflösungsproceß verlangsamt. In der Regel wird die zur Scheidung bestimmte Legirung in Form von Granalien angewandt. — Die zur Scheidung dienende Schwefelsäure

muß höchst concentrirt, d. h. vom spec. Gew. 1,848 sein, da das schwefelsaure Silberoxyd in concentrirter Schwefelsäure löslicher ist als in verdünnter, und das Gußeisen die Gefäße, in welchen gewöhnlich die Lösung vorgenommen wird, in concentrirter Schwefelsäure bei Abschluß der Luft ganz unlöslich ist, während es sich in verdünnter Schwefelsäure auflöst. Die Erfahrung hat gelehrt, daß man zur Scheidung von Legirungen, die gar kein oder nur sehr wenig Kupfer enthalten, ungefähr 1½ Gewth. Schwefelsäure auf jeden Gewth. Silber anwenden muß; ist dagegen die Legirung sehr kupferhaltig, so muß man, da das Kupfer zur Lösung weit mehr Säure erfordert als das Silber, 2—3 Gewth. Säure zusetzen. In früherer Zeit wurde die Goldscheidung in Platingefäßen vorgenommen; doch bedient man sich in neuerer Zeit weit mehr der gußeisernen und an einigen Orten der porzellanenen. Sie sind mit Helmen versehen, sodaß sie sowol als offene Abdampfungsgefäße, als auch als Retorten benutzt werden können. Die während der Behandlung verdampfende Schwefelsäure und schwefelige Säure werden durch den Retortenhals zunächst in eine bleierne Vorlage, welche Wasser enthält, geleitet; hier werden die Dämpfe der Schwefelsäure fast vollständig absorbirt. Die schwefelige Säure läßt man entweder unbenutzt entweichen, oder fängt sie, um sie unschädlich zu machen, in Kalkbrei oder trockenem Kalkhydrat auf, oder man benutzt sie auch zur Fabrication von Schwefelsäure. — Wenn nach 8—12 Stunden der Proceß beendigt ist, gießt man die etwas abgekühlte Solution in die Fällpfanne, das zurückbleibende Gold aber, welches immer noch etwas Silber enthält, wird mit einer neuen Portion Schwefelsäure wiederholt gekocht, sodann, nachdem die Flüssigkeit abgegossen ist, mit Wasser gewaschen, getrocknet und in einem Graphittiegel eingeschmolzen. — Der bei dieser Scheidung bleibende Rückstand, welcher vornehmlich aus schwefelsaurem Silber- und Kupferoxyd besteht, wird mit Kupfer behandelt, wodurch das Silber ausgefällt wird. Das Silber wird eingeschmolzen, das Kupfervitriol aber durch Auskrystallisiren gewonnen. (*J. Loth.*)

GOLDSCHIK (Goljik, Gölendschik, Gorjik-Gol), ein kleiner See in Armenien, aus welchem in der Nähe des Euphrat der westlichste Quellarm des Tigris, zwischen Charput im Nordwesten und Arghana im Südosten, entsteht und gegen Osten fließt. Der See liegt 3327 Fuß par. Maß über dem Meeresspiegel und ist wahrscheinlich der Thospitis der Alten, nur 2000 Fuß von dem nördlich fließenden Euphrat entfernt. Ob der See Inseln enthält, ist noch unentschieden. Sein Wasser ist süß (nicht salzig, wie Kinneir meinte) und reich an Karpfen und andern guten Fischen. (*H. E. Hössler.*)

Goldschlägerei, s. Gold S. 181 fg.

GOLDSCHLÄGERHAUT, franz. baudruche, engl. goldbeater's skin, ist die äußere feine Haut des Blinddarmes vom Rinde, welche von den Goldschlägern nach gehöriger Zubereitung als Zwischenlage der dünnen Goldblättchen benutzt wird. Um sie zuzubereiten, werden die Häutchen, nachdem sie von den übrigen Häuten getrennt sind, zwischen Papier mit einem Holzhammer geklopft, um Fett und Feuchtigkeit auszupressen, sodann auf beiden Seiten mit Hausenblasenlösung überzogen und unter einer Presse aufbewahrt. Da sie sehr hygroskopisch sind, so müssen sie jedesmal vor dem Gebrauche in der Wärme getrocknet werden. (*J. Loth.*)

GOLDSCHMIDT (Johann Baptist, früher Heymann Joseph), Arzt, wurde 1761 zu Baiersdorf im Baireuthischen von jüdischen Aeltern geboren. Frühzeitig verwaist, wurde er zu einem Onkel nach Königsberg geschickt, wo er sich anfänglich der Handlung widmete, späterhin aber dem Studium der Medicin. Nachdem er 1790 in Königsberg promovirt hatte, machte er 1791 den Cursus in Berlin und 1792 ließ er sich im Frankfurt a. M. nieder, wo er die Arztstelle am israelitischen Krankenhause erhielt. Goldschmidt erwarb sich um die Ausbreitung der Kuhpockenimpfung Verdienste durch seine Schrift: Allgemeine Uebersicht der Geschichte der Kuhpocken und deren Einimpfung, als das sicherste und heilsamste Mittel zur gänzlichen Ausrottung der Menschenblattern. Frankf. 1801, von der alsbald eine holländische Uebersetzung erschien: Beschouwing van de geschiedenis der koepokken en derzelver inenting. (Amsterd. 1802.) Seit dem November 1831 war Goldschmidt halbseitig gelähmt und verblieb es bis zu seinem am 19. Nov. 1835 erfolgten Tode. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GOLDSCHMIDT (Karl Wolfgang Benjamin), Mathematiker und Physiker, geb. zu Braunschweig den 4. Aug. 1807, gest. zu Göttingen den 15. Febr. 1851. Er studirte seit 1828 in Göttingen Mathematik und Astronomie, wo er für die Lösung der von der betreffenden Facultät gestellten Concurrenzaufgabe: Determinatio superficiei minimae ratione curvae data duo puncta jungentis circa datum axem ortae im J. 1831 den Preis errang. Im darauf folgenden Jahre fand er seine erste Anstellung als Lehrer der Mathematik an der Fellenberg'schen landwirthschaftlichen Anstalt zu Hofwyl in der Schweiz, von wo er 1833 nach Göttingen zurückkehrte und sich als Privatdocent habilitirte. Im J. 1834 ward er nach Harding's am 31. Aug. 1834 erfolgtem Tode zum Observator an der Sternwarte zu Göttingen angestellt und 1845 zum außerordentlichen Professor daselbst ernannt. Er gab nach J. C. E. Schmidt's Tode dessen: „Lehrbuch der analytischen Optik" (Gött. 1834. 8.) heraus und gewann durch viele magnetische Beobachtungen wesentlichen Antheil an dem von Gauß und Weber herausgegebenen „Atlas des Erdmagnetismus." (Gött. 1840.) Viele Beobachtungen, namentlich Berechnungen über Kometen- und Planetenlaufbahnen theilte er in den „Astron. Nachrichten" Bd. 14—31, Nordlicht-Beobachtungen in Poggendorff's Annalen Bd. 40 v. J. 1837 mit*). (*J. E. Volbeding.*)

GOLDSCHWEFEL (Mat. med.). Der Goldschwefel oder Spießglanzgoldschwefel oder das

*) Vergl. J. C. Poggendorff's Biogr.-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften. 1. Bd. (Leipzig 1859.) S. 926. 927, wo auch seine magnetischen Beobachtungen speciell verzeichnet sind.

pomeranzenfarbige Schwefelspießglanz (Sulphur auratum antimonii, Stibium sulphuratum aurantiacum) ist unter den Schwefelverbindungen des Spießglanzes das wirksamste und gebräuchlichste Präparat und überhaupt kommt derselbe nach dem Brechweinsteine wol am häufigsten unter allen Spießglanzmitteln in Anwendung.

In kleinen und mittleren Gaben befördert er erfahrungsmäßig die Absonderung der Schleimhäute, besonders in den Luftwegen, sowie die Hautausdünstung. Größere Dosen wirken dem Tartarus emeticus ähnlich: sie erregen Uebelkeit, Erbrechen, auch wol Durchfall. Indessen treten diese letzteren Wirkungen weder gleich schnell noch gleich sicher ein, wie vom Brechweinsteine.

Deshalb wird der Goldschwefel vorzugsweise als Expectorans benutzt bei subacuten und chronischen Katarrhen und Entzündungen der Luftwege, aber auch wol bei den Affectionen anderer Schleimhäute. Er wird ferner als Resolvens gegeben bei skrofulösen Zuständen und Drüsenanschwellungen und außerdem gebraucht man ihn auch noch bei chronischen Hautübeln und Gelenkaffectionen.

Man gibt das Mittel zu ½—2 Gran mehrmals täglich in Pulver-, Linctus-, Pillenform, oder auch in Schüttelmixturen. Man hat sich vor der Verbindung mit Alkalien und Säuren, gleichwie mit Eisen und anderen Metallpräparaten zu hüten. Auch wirken Syrupe mit viel Pflanzenschleim, z. B. Syrupus Althaeae, leicht zersetzend ein und deshalb verdient Syrupus simplex zu Linctus den Vorzug. (*Fr. Wilh. Theile.*)

Goldseifen, s. Gold S. 169.

GOLDSILBER, güldisch Silber, Electrum, eine natürliche Legirung aus Gold und Silber, die schon den Alten bekannt war. Bei den Griechen ward das blässere, stark mit Silber gemischte Gold, welches Herodot (I, 50) Weißgold nennt, weil seine Farbe an τὸ ἤλεκτρον erinnert, ὁ ἤλεκτρος (χρυσός) genannt. Strabon (III.) sagt hierüber: „Aus dem mit einer gewissen Erde geschmolzenen und gereinigten Golde entsteht das Elektrum. Wenn nun dieses, was aus Gold und Silber besteht, wieder geschmolzen wird, so wird das Silber verbrannt und das Gold bleibt zurück." Plinius sagt von dieser Legirung (H. N. XXXIII, 23): „Alles Gold enthält Silber in verschiedener Menge; wenn der fünfte Theil Silber ist, so heißt es Elektrum. Durch Zusatz von Silber wird Elektrum auch künstlich gemacht." — Es kommt theils krystallisirt in Hexaëdern, Octaëdern, theils in Blättchen, theils in Körnern vor. In Krystallform und in Blättchen ist es meist eingewachsen, in Körnern findet es sich im goldhaltigen Sande mancher Gegenden. Seine Farbe wechselt nach seinem Goldgehalte zwischen dem Messinggelben und Gelbweißen. Fast niemals findet es sich ganz rein, sondern meist durch größere oder kleinere Spuren von Kupfer und Eisen verunreinigt. Sein spec. Gewicht variirt zwischen 12,6 und 14. Die chemischen Untersuchungen haben ergeben, daß sich Gold in sehr verschiedenen und unbestimmten Verhältnissen mit Silber vereinigt und das Elektrum keine bestimmte Verbindung bezeichnet. Boussingault hat zwar zu zeigen gesucht, daß beide Metalle stets in stöchiometrischen Verhältnissen mit einander verbunden vorkommen; allein aus den Untersuchungen von G. Rose geht jedoch hervor, daß, wenn auch vielleicht einzelne der chemischen Verbindungen nach festen Proportionen existiren sollten, es doch zugleich ausgemacht ist, daß das Elektrum in seinem Silbergehalte von einigen Procenten bis etwa gegen 39 Procent in sehr kleinen Sprüngen variiren kann. Vorzügliche Fundorte sind an verschiedenen Stellen Sibiriens, in Mexico, Columbien und Siebenbürgen. Auch zu Kongsberg in Norwegen ist es früher vorgekommen und bestand dort nach Klaproth aus 64 Gold und 36 Silber. Vergl. übrigens den Artikel Gold S. 111 fg. u. 144. (*C. Reinwarth.*)

GOLDSMITH (Lewis), Publicist, geb. in England um das Jahr 1780 und jüdischer Abkunft, gest. zu Paris den 7. Jan. 1846. Er hatte die Rechte studirt und prakticirte trotz seiner Jugend schon als Notar längere Zeit mit entschiedenem Erfolge, als er durch seine scharfe Schrift: „Les crimes des cabinets" (Lond. 1801. 8.) in eine gerichtliche Untersuchung sich verflochten sah, welche ihm eine harte Verurtheilung in Aussicht stellte. Bei noch schwebendem Processe flüchtete er sich nach Frankreich und bot dem Gouvernement in Paris die Dienste seiner Feder gegen England an, die denn auch, wie es sich aus den damaligen politischen Verhältnissen, welche die Erbitterung zwischen England und Frankreich aufs Höchste gesteigert hatten, wohl erklären läßt, sehr gern angenommen wurden. Er begründete sofort zwei Zeitschriften, den „Argus" und das „Mémorial antibritanique," jene in englischer, diese in französischer Sprache, in welchen er die britische Staatsverwaltung scharf mitnahm. Zugleich ward er bei den pariser Gerichtshöfen als geschworener englischer Dolmetscher angestellt und seiner Gewandtheit wegen zu wichtigen diplomatischen Missionen verwendet, deren er sich mit Glück zu erledigen wußte [1]). Durch Indiscretionen, die er sich hier zu Schulden kommen ließ, verscherzte er jedoch die Gunst der französischen Regierung in so hohem Grade, daß er ohne die Dazwischenkunft des ihm günstig gestimmten Polizeiministers Fouché der förmlichen Auslieferung an England nicht entgangen sein würde. Als kluger Mann hatte er beim Aufsteigen des ihn bedrohenden Gewitters das Terrain in London sondirt und war in seinen Unterhandlungen mit der englischen Regierung so weit gekommen, daß er im J. 1809 ohne Gefahr in sein Vaterland zurückkehren zu dürfen glaubte. Kaum auf englischem Boden wieder stehend machte er sich — eine echt politische Windfahne — durch die Herausgabe der Zeitschrift: „L'Anti-Gallican" bemerklich. Aber er konnte, in Folge des früheren unerledigten Processes gegen ihn, der Festnehmung nicht entgehen und erhielt seine Freiheit nur durch die Stellung einer ansehnlichen Caution

1) Quérard spricht an der weiterhin näher zu bezeichnenden Stelle von „quelques missions secrètes, de celles qu'en style de haute police diplomatique on appelle délicates et pour lesquelles les scrupules de conscience ne sont pas, dit-on, les éléments de succès les plus certains. Il s'en acquitta fort bien."

wieder. Weiterhin ließ er seine Antipathie gegen Frankreich immer mehr fallen und band eher wieder als Redacteur des Journals: The British Monitor mit England an, ohne jedoch ganz misliebig zu werden. Um die Zeit des Sturzes Napoleon's und der Restauration der Bourbonen griff er zum Theil mit großer Bitterkeit Napoleon in mehren Schriften an und warf sich zu einem warmen und nicht ungeschickten Vertheidiger der Bourbonen auf, wol nicht ohne die Absicht, nicht nur den Weg nach Frankreich sich wieder zu bahnen, sondern auch eine Anstellung daselbst sich zu sichern. Beides gelang ihm. Vom Jahre 1829 an wieder in Paris fixirt, erhielt er die einträgliche Stelle des Notars bei der englischen Gesandtschaft, die er viele Jahre hindurch bekleidete und förderte den Glanz seines Hauses durch die Verheirathung seiner Tochter mit dem reichen Lord Lyndhurst. — Außer der bereits genannten Schrift und den kürzere und längere Zeit von ihm herausgegebenen Zeitschriften schrieb er noch, meist in englischer Sprache: État de la France à la fin de l'an VIII. (Lond. 1801. 8.); Exposé de la conduite de la France envers l'Amérique, prouvée par plusieurs cas decidés en conseil des prises à Paris. (Lond. 1809. 8.) Seine „Geheime Geschichte des Cabinets von Saint-Cloud," welche im J. 1810 zu London erschien, ward später ins Französische übersetzt: Histoire secrète du Cabinet de Saint-Cloud (Par. 1814. 8.), wieder aufgelegt 1815[2]). Nicht ohne geschichtlichen Werth ist sein französisch geschriebener: Cours politique et diplomatique de Napoléon-Bonaparte. Recueil de traités, actes, mémoires, décrets, ordonnances, discours, proclamations etc., émanés de l'empereur des Français depuis 1796 jusqu'à sa seconde abdication en juin 1815. (Lond. 1811 ss. 8. 7 vols.) In englischer Sprache erschien ursprünglich die: Adresse à tous les Souverains de l'Europe, suivie des proclamations, lettres, réflexions, écrits, enfin de tous les débats survenus jusqu'à ce jour en Angleterre, touchant la destination de Napoléon-Bonaparte; trad. de l'angl. avec des notes et des réflexions du traducteur (Par. 1815. 8.); im folgenden Jahre unter dem Titel: Procès de Bonaparte ou adresse etc. ohne Veränderung wieder aufgelegt. — Seine „Statistics of France" (Par. 1832. 8.) übersetzte Eugène Henrion unter dem Titel: „Statistique raisonnée de la France." (Par. 1833. 8.) Um die Zeit der Restauration übersetzte Goldsmith mehre Tagesbroschüren (z. B. das Mémoire de Carnot, die Méhée de la Touche'sche Dénonciation au Roi u. dgl. m.) ins Englische[3]).

(*J. E. Volbeding.*)

2) Louvet bezeichnet in seinem Artikel über Goldsmith in der Biogr. génér. diese Schrift als ein „pamphlet rempli de personnalités grossières contre les personnages les plus éminents de la cour de Napoléon" und Quérard nennt sie ein „dégoutant pamphlet, rempli de nombreuses additions aux mensonges et calomnies qu'il contient." 3) Man s. *J. M. Quérard*, La France littéraire. (Par. 1829.) Tom. III. p. 404. 405. *L. Louvet* in der Biogr. génér. Tom. XXI. p. 116—118.

GOLDSMITH (Oliver), war am 22. Nov. 1728 zu Pallas oder Palice, einem in der irländischen Grafschaft Longford gelegenen Kirchsprengel, geboren[1]). Sein Vater Charles Goldsmith, ein dortiger Prediger, der später eine Pfründe zu Elphin in Roscommonshire erhielt, hatte bei geringen Einkünften für eine Familie von sieben Kindern zu sorgen. Er war auf die äußerste Beschränkung seines Haushaltes hingewiesen. Frühzeitig ereilte ihn der Tod. Seinen Kindern, unter denen Oliver das dritte war, konnte er kein Vermögen hinterlassen. Schon 1740 lebte seine Witwe zu Ballymahon. Für die Erziehung des lebhaften Knaben, dessen Geistesfähigkeiten sich früh entwickelten, sorgte sein mütterlicher Oheim Thomas Contarini. Den ersten Unterricht erhielt Goldsmith in der Stadtschule zu Edgeworth.

Um diese Zeit, in seinem achten Jahre (1736), scheint sein poetisches Talent erwacht zu sein. Die Natur hatte ihn mit äußeren Reizen stiefmütterlich ausgestattet. Erzählt wird, daß Goldsmith, als er einst getanzt, von dem dazu aufspielenden Musiker, seiner Häßlichkeit wegen, mit Aesop verglichen worden. Da soll Goldsmith mit einigen aus dem Stegreife gedichteten Versen den Spott auf den Urheber zurückgeworfen haben[2]).

Mit seinem Bruder Heinrich trat Goldsmith 1749 in das Trinitätscollegium zu Dublin. In der classischen Literatur erwarb er sich dort gründliche Kenntnisse, die er bei dem von ihm gewählten Studium der Theologie nicht entbehren zu können glaubte. Durch seine natürlichen Anlagen und unausgesetzten Fleiß gelangte er zu einem nicht gewöhnlichen Grade wissenschaftlicher Bildung. Von Jugend auf ein Freund der Natur und ihrer mannichfachen Reize durchstreifte er oft die umliegende Gegend. In seinem Gedichte: The deserted village feierte er die Erinnerung an seinen Aufenthalt in dem reizend gelegenen Dörfchen Aubrun[3]).

Noch während seines Aufenthaltes in Dublin erlangte Goldsmith die Würde eines Baccalaureus (Bac-

1) Nach einer minder verbürgten Angabe 1729 zu Elphin in Roscommonshire. Vergl. The Prose Works of Sir Walter Scott. (Paris 1827.) Vol. V. p. 482.

2) O höret an, was dort mein Herold singt:
Der Affe spielet und Aesopus springt.

3) Geliebtes Aubrun, schönstes Dorf der Gegend,
In dessen Schooße, die Gesundheit pflegend,
Am Wohlstand sich der fleißige Landmann labt.
Ihr holden Lauben auch, wo lustbegabt
Zuerst des Frühlings Lächeln niederstrahlte,
Und die noch spät des Sommers Anmuth malte,
Der Unschuld und der Ruhe Wohnung ihr,
Auch meiner Jugend Heimath war ja hier!
Wie oft streift' ich umher im leichten Spiel,
Wo jeder Scherz dem Knaben noch gefiel,
Auf deinen grünen Wiesen hoch entzückt,
Wo stilles Glück mir mehr die Flur beglückt.
Wie oft bestaunt' ich damals die Natur,
Der Büsche Wuchs, des Pächters reiche Flur,
Die rasche Mühle bei dem Murmelbach,
Das neue Kirchlein, dessen Giebeldach
Die Nachbarhügel ringsum übersteigt,
Die Bank, von Hagerosen überzweigt u. s. w.

chelor of arts). Der Rath seines früher erwähnten Oheims Thomas Contarini scheint ihn bewogen zu haben, das Studium der Theologie mit der Arzneikunde zu vertauschen. Er hörte einige medicinische Collegien und absolvirte einen vollständigen Cursus der Anatomie. Die Universität Edinburg gehörte damals zu den berühmtesten medicinischen Lehranstalten in ganz Europa. Dorthin begab sich Goldsmith im J. 1751, um seine Studien unter der Leitung der vorzüglichsten Lehrer der Heilkunde fortzusetzen. Sein Fleiß kannte keine Grenzen. Unter den verschiedenen Zweigen der Medicin blieb ihm keiner ganz fremd. Früh im älterlichen Hause an Entbehrung gewöhnt, machte er sich, selbst wenn es ihm an den nöthigsten Bedürfnissen fehlte, durchaus keine Sorgen. Seine heitere Stimmung zeigt ein an einen Jugendfreund, Robert Brianton in Ballymahon geschriebener Brief. Eine darin enthaltene sarkastische Schilderung Schottlands und seiner Bewohner schließt mit den Worten: „Ein häßlicher und armer Mensch hat keine andere Gesellschaft als sich selbst. Das Glück gab Dir Vermögen, und die Natur Reize genug, die Augen der Schönen zu fesseln. Ich beneide Dich nicht um Dein Glück, während ich dasitze, und über die Welt und über mich selbst, den lächerlichsten Gegenstand darin, von ganzem Herzen lache."

Offenheit und Gutmüthigkeit waren die Grundzüge in Goldsmith's Charakter, durch die er jedoch während seines Aufenthaltes in Edinburg in mancherlei Verdrießlichkeiten gerieth. Er war sogar genöthigt, Schottland aufs Eiligste zu verlassen, weil er sich zur Bezahlung einer nicht unbeträchtlichen Summe für einen seiner akademischen Freunde verbürgt hatte. Es war zu Anfang des Jahres 1754, als er sich nach Sunderland in der Nähe von Newcastle flüchtete. Dort ward er auf Ansuchen eines edinburger Schneiders, Namens Barclay, verhaftet. Es war der Mann, bei dem sich Goldsmith für seinen Freund verbürgt hatte. Goldsmith entkam jedoch dem Arme der Gerechtigkeit. Am Bord eines holländischen Schiffes setzte er nun seinen Weg nach Rotterdam fort, wo er sich kurze Zeit aufhielt und sich nach Brüssel begab. In Löwen erlangte er den medicinischen Doctorgrad.

Von einer inneren Unruhe und regen Wißbegier zugleich ergriffen, entschloß er sich, nach seinen eigenen Worten, „mit einem Hemd in der Tasche, doch mit festem Vertrauen auf die Vorsehung," zu einer grand tour through Europe, d. h. zu einer Fußreiße durch Frankreich, die Schweiz und Italien. Die Ausführung dieses abenteuerlichen Plans erleichterte ihm, so gering auch seine Baarschaft war, seine philosophische Denkungsart, sein zum Ueberwinden jeder Beschwerden abgehärteter Körper und sein Muth, den nicht leicht irgend eine Gefahr schreckte.

Er scheint jedoch seine Reise in einer Nichts weniger als heiteren Stimmung angetreten zu haben [4]). Daß es ihm an Geld und Empfehlungen gebrach, machte ihn jedoch keinen Augenblick verlegen. Er besaß einige Kenntniß der französischen Sprache und der Musik. Nach Art der Pilger wanderte er von einem Kloster und von einem Dorfe zum anderen. Bei den Mönchen empfahl er sich durch seine Gewandtheit im Disputiren, und bei den Landleuten wußte er sich durch sein Flötenspiel eine gastfreundliche Aufnahme zu verschaffen. „Wenn ich," erzählt er selbst, „gegen Abend an ein Bauernhaus kam, spielte ich mein lustigstes Stückchen, und das verschaffte mir nicht nur ein Obdach, sondern auch meistens Unterhalt für den folgenden Tag." Charakteristisch ist die hinzugefügte Bemerkung: „Das muß ich aber offen gestehen: so oft ich es versuchte, Personen von höherem Range zu unterhalten, waren meine Anstrengungen immer fruchtlos. Ich weiß nicht Einen, der mir meine Mühe, ihn zu unterhalten, belohnt hätte."

Der Aufenthalt in der Schweiz scheint wesentlich zur Entwickelung seines poetischen Talents beigetragen zu haben, von welchem Goldsmith schon während seines Aufenthalts in Edinburg bedeutende Proben abgelegt hatte. Seinen früher erwähnten Bruder Heinrich, der alle Ansprüche auf Ruhm und Glücksgüter aufgegeben, und als Pfarrer mit einem geliebten Weibe von einem jährlichen Einkommen von 40 Pfd. Sterl. lebte, sandte Goldsmith aus der Schweiz die erste Skizze seines bereits erwähnten Gedichtes: The Traveller or a Prospect of Society (Der Reisende oder ein Bild des socialen Lebens).

In diesem Gedichte, das er seinem Bruder gewidmet hatte, spricht sich die innige Liebe zu ihm auf die unverkennbarste Weise aus. Es ist aber auch zugleich ein rührendes Gemälde seiner damaligen Lage. Im Eingange sagt Goldsmith: „Von Dir getrennt, ohne Freund, in Melancholie versunken, am Ufer der trägen Schelde, oder des schneller fließenden Po, oder da, wo der rohe kärnthner Bauer dem harmlosen Fremdlinge ein Obdach versagt, oder wo Campaniens verlassene Ebenen sich in eine ermüdende Wüste verlieren [5]); wo ich auch umherirre, in welchem Reiche ich mich auch befinde, kehrt doch mein Herz, das sich nicht von Dir entfernen kann, immer zu Dir, zu Dir meinem Bruder zurück und zieht mit jedem Schritte eine sich stets verlängernde Kette nach sich. Ewiger Segen senke sich auf den Freund meiner Jugend herab; seine Wohnung werde von heiligen Schutzgöttern bewacht. Gesegnet sei der Ort, wo freundliche Gäste von den Mühseligkeiten des Tages ausruhen und ihr Abendfeuer anschüren! Heil dem Zufluchtsorte, wo man Mangel und Qual vergißt, wo jeder Fremde eine gute Aufnahme findet! Heil den kleinen Festen mit einfachem Ueberfluß gekrönt, wo die gebräunte Familie im Kreise umhersitzt, muntere Scherze und Possen belacht, oder bei

4) So heißt es in seinem Gedichte: The Traveller:

Ich, dem des Daseins Wonne nie gelacht,
Hab' unter Gram des Lebens Lenz verbracht.
Mit regem Schritt und Muth, der nimmer sinkt,
Folg' ich dem Gut, das mir von Ferne winkt,
Doch wie der Kreis, der Erd' und Luft umzieht,
Nur ferne lockt und, wenn ich folge, flieht.
Zu wandern heißt mich das Geschick allein,
Und keinen Ort der Erde nenn' ich mein.

5) Erinnerungen an seinen wechselnden Aufenthalt in Holland, Italien und der Schweiz.

einer traurigen Geschichte mitleidig seufzend, den schüchternen Fremdling zu ihrem Mahle nöthigt und die Wonne des Wohlthuns fühlt [6])."

Von Genf reiste Goldsmith in Gesellschaft eines jungen Engländers, der ihn zu seinem Führer gewählt hatte, nach dem südlichen Frankreich [7]). In Marseille entzweite er sich mit seinem Zöglinge, dessen schmutziger Geiz ihn empörte. Er war nun genöthigt, seine Rückreise allein anzutreten. Noch in späteren Jahren pflegte er seinen Freunden zu erzählen, in wie hilfsbedürftigen Umständen er sich damals befunden. Sein Genie half ihm auch diesmal aus mannichfachen Verlegenheiten. Zu Ende des Jahres 1758 langte er in London an. Noch nie hatte er sich in einer bedrängteren Lage befunden. Durchaus fremd in der Hauptstadt Englands und so völlig entblößt von Geld, daß seine ganze Baarschaft, nach seinem eigenen Geständniß, in einigen Sous bestand, bot er mehren Apothekern als Gehilfe seine Dienste an. Ueberall ward er jedoch abgewiesen wegen seines irländischen Dialekts und seiner dürftigen Kleidung. Ein Chemiker in der Gegend von Fishstreet nahm ihn endlich aus Mitleid zu sich. Dort traf Goldsmith einen Jugendfreund, den Dr. Sleigh, der, gerührt von seiner Lage, ihm seine Wohnung und hinreichende Unterstützung anbot, bis er im Stande wäre, selbst für sich zu sorgen. Goldsmith's Zartgefühl verhinderte ihn jedoch, von dieser Großmuth Gebrauch zu machen. Er wollte seinem Freunde nicht zur Last fallen, und übernahm daher die Stelle eines Unterlehrers (Usher) an einer Erziehungsanstalt in Peckham. Von dem Drucke und den mannichfachen Verdrießlichkeiten, die mit diesem armseligen Posten verbunden waren, hat Goldsmith später im 20. Capitel seines Vicar of Wakefield ein anschauliches Bild entworfen [8]). Mit tiefem Unmuthe erinnerte sich Goldsmith stets an diese Periode seines Lebens, und die leiseste Anspielung auf jene Zeit konnte ihn verletzen.

Einige Aufsätze, die er in das Monthly Review hatte einrücken lassen, dienten ihm bei dem Herausgeber dieser Zeitschrift, Griffith, zu nicht geringer Empfehlung. Goldsmith ward Mitarbeiter an jenem berühmten Journal. Sein Entschluß, sich ganz dem Autorleben zu widmen, führte ihn aus Peckham wieder nach London zurück. Auch an anderen Zeitschriften außer dem Monthly Review, nahm er jetzt thätigen Antheil. In dem Public Ledger machte er zuerst seine Citizen of the world unter dem Titel: Chinese Letters bekannt [9]), und in dem British Magazine den größten Theil seiner später gesammelten Essays und Tales. Einer seiner Zeitgenossen schildert ihn „in einem abgetragenen Rocke, die Taschen mit Papieren, den Kopf mit Plänen angefüllt." Er wußte sich durch sein Talent bemerklich zu machen. In einem damaligen Briefe an einen Freund äußerte er mit einem gewissen Selbstgefühle: „er sei zu arm, um angestaunt zu werden, aber zu reich, um Unterstützung zu bedürfen."

Goldsmith hatte viel von dem Charakter eines Menschen, den die Franzosen einen étourdi nennen. Seine Neigung riß ihn zu einer Lebensweise hin, die von der eines Vagabunden wenig verschieden war und ihm die Vortheile geregelter Studien raubte. Diese Lebensweise war indessen ganz nach seinem Geschmacke. Auch läßt sich nicht leugnen, daß sie seinen Geist mit neuen Ideen und mannichfachen Kenntnissen bereicherte. Dazu war ihm auch eine ausgebreitete Lectüre der vorzüglichsten Schriftsteller förderlich. Die Grazien der Urbanität blieben ihm jedoch stets fremd. Von den Buchhändlern, für die er schrieb, ward er als ein literarischer Tagelöhner betrachtet, der allenfalls compiliren und übersetzen könne, keineswegs aber im Stande sei, etwas Eigenes, am wenigsten poetische Werke zu schaffen. Mehre von Goldsmith's Compilationen hatten auch in der That einen geringen Werth und daher das Schicksal, vom Strome der Zeit verschlungen zu werden. Eine Ausnahme davon machten seine historischen Werke, die auch im Auslande das Studium der Geschichte förderten. Den Letters on English History ließ er seine History of England folgen, in der er einen Auszug aus Hume's englischer Geschichte lieferte. Eine teutsche Uebersetzung dieses Werkes erschien unter dem Titel: Goldsmith's Geschichte von England. Aus dem Englischen. Verbessert und vermehrt von J. M. Schröckh. (Leipzig 1774—1776. gr. 8. 2 Bde.) Weniger durch ein gründliches Quellenstudium, wozu es ihm an Sprachkenntniß fehlte, als durch eine anziehende Darstellung empfahlen sich seine Grecian History und die Roman History.

---

6) Remote, unfriended, melancholy, slow,
Or by the tary Scheld, or wandering Po;
Or onward, where the rude Carinthian boor
Against the houreless stranger shuts the door,
Or where Campania's plain forsaken lies,
A weary waste expanding to the skies,
Where I roam, whatever realms to see,
My heart untravell'd fondly turns to thee etc.

7) Sein dortiger Aufenthalt scheint ihm vorzüglich behagt zu haben. In seinem Gedichte: The Traveller sagt Goldsmith:

Du Land des Witzes, der Geselligkeit,
Stets mit dir selbst vergnügt, der Welt geweiht!
Wie oft belebt' ich unter Scherz und Tand
Mit heisrer Flöte der Loire Strand,
Wo schattend sich die hohen Ulmen bogen,
Vom Strom die Lüftchen kühl herüberflogen;
Und wie ich falsch und ungeübt auch blies,
Man tanzte rings, indem man hoch mich pries;
Ein jedes Alter suchte beizuwohnen,
Die Jugend walzte lustig mit Matronen;
Der Großpapa, geübt noch, hüpfte flott,
Und seine Sechzig schienen ihm ein Spott.

8) In seiner Lebensgeschichte sagt dort Georg Primrose, der Sohn des Landpredigers, ausdrücklich: „I have been an usher at a boarding-shool; and may I die an anodyne necklace (ich will mich hängen lassen) but I hud rather be an under-turnkey (Unterschließer) in Newgate. I was up early and late, I was brow-beat by the master (vom Director bekam ich finstere Gesichter), hated for my ugly face by the mistress, wearied by the boys within, and never permitted to stir out to meet civilety abroad etc."

9) Der Weltbürger, oder Briefe eines chinesischen Philosophen aus London. Aus dem Englischen von J. K. Wezel. (Leipzig 1781. 8. 2 Bde.)

Das erstgenannte Werk trat 1774 zu London ans Licht und in einer späteren Ausgabe ebendaselbst 1812 in zwei Octavbänden. Eine teutsche Uebersetzung erschien unter dem Titel: Goldsmith's Geschichte der Griechen von den frühesten Zeiten bis auf den Tod Alexander's des Großen u. s. w. Aus dem Englischen übersetzt, mit Anmerkungen und Zusätzen von Ch. D. Beck. (Leipzig 1792—1798. gr. 8. 2 Bde. Neue Ausgabe. Ebendas. 1806—1807. gr. 8. 2 Bde.) Eine andere Uebersetzung erschien zu Würzburg 1802 und in einer neuen Ausgabe ebendas. 1821 in zwei Octavbänden. Gleichzeitig mit diesem Werke (1774) erschien gleichfalls zu London die Roman History, neu aufgelegt 1812 in zwei Octavbänden; teutsch unter dem Titel: Goldsmith's Geschichte der Römer von Erbauung der Stadt Rom bis auf den Untergang des abendländischen Reiches. Aus dem Englischen von J. L. Benzler. (Leipzig 1774. 8. Neue Ausgabe. Ebendas. 1785. gr. 8. 2 Bde.) Eine spätere Uebersetzung lieferte L. Th. Kosegarten. Ebendas. 1792—1802. gr. 8. 4 Thle. Ein Auszug für Gymnasien (von Stahel) erschien zu Würzburg 1813. 8. und in einer neuen Ausgabe ebendas. 1820. gr. 8. 2 Bände.

In diesen und ähnlichen Compilationen zeigte sich Goldsmith als ein guter Kopf, dem es nur an Stetigkeit fehlte, um etwas Treffliches zu leisten. Zwischen ermüdender Weitschweifigkeit und unfruchtbarer Kürze hatte er den Mittelweg eingeschlagen. Einen ungleich höheren Werth behaupteten jedoch Goldsmith's poetische Werke, namentlich seine bereits früher erwähnten Gedichte: The Traveller und The deserted Village. Von dem zuletztgenannten Gedichte besorgte J. H. Merck 1772 zu Frankfurt a. M. einen Abdruck des englischen Originals. Teutsche Uebersetzungen erschienen unter dem Titel: Das verlassene Dörfchen, von J. F. Gildemeister (Leipzig 1779. 4.); von S. G. Bürde (Breslau 1795. 8.) auch zusammen mit dem Reisenden (The Traveller) Breslau 1802. 8. Beide poetische Werke befinden sich auch in Oliver Goldsmith's Gedichten, übersetzt von Adolph Böttger. (Leipzig 1843. 16.)

Die nächste Veranlassung zu dem Gedichte: The deserted Village erhielt Goldsmith durch Betrachtungen über die Folgen der Habsucht einiger reichen Pächter, durch welche die ärmeren verdrängt worden waren. Viele kleine Pachtungen, die bisher glückliche Familien ernährt hatten, waren reducirt, und dadurch eine der achtungswerthesten Classen der Bewohner Großbritanniens zu Grunde gerichtet worden [10]). Goldsmith's Gedicht hatte eine politische Tendenz, die aber mit dem poetischen und moralischen Interesse so verschmolzen war, daß die kalte Berechnung der Politik vor der Wärme und Innigkeit des Gefühls, die sich in jenem elegischen Gemälde in allen seinen Theilen aussprach, beinahe völlig in den Hintergrund trat. Auch die Eleganz der Sprache und des Styls gereichte diesem Gedichte, einem der vorzüglichsten in der Gattung der beschreibenden Poesie, zu nicht geringer Empfehlung.

Der Humanität, die ihm dies Gedicht eingab, entsprach Goldsmith's eigene Gesinnung und Handlungsweise. Erzählt wird, daß er für das Manuscript des Deserted Village von seinem Verleger eine Anweisung auf 100 Guineen erhalten habe. Wenige Stunden nach dem Empfange theilte er dies einem seiner Freunde mit, der die Bemerkung machte: das sei eine sehr große Summe für ein so kleines Gedicht. „Der Meinung bin ich auch," erwiderte Goldsmith, „es ist mehr, als der brave Mann geben kann, oder als das Gedicht werth ist. Ich habe auch keine Ruhe gehabt, seit die Anweisung in meinen Händen ist. Ich will hingehen und sie ihm wieder zurückgeben." Dies soll Goldsmith wirklich gethan haben. Er überließ es dem Buchhändler, ihn nach Maßgabe des Vortheils zu bezahlen, den ihm der Absatz des Gedichtes gewähren sollte. Dieser Absatz soll sehr bedeutend gewesen sein.

Mannichfache Pläne zu schriftstellerischen Arbeiten beschäftigten fortwährend Goldsmith's regen Geist. Er wollte einen Versuch über die civilisirte Literatur Europa's herausgeben und dabei den Weg der Subscription einschlagen. Den Ertrag dieses Werkes wollte er, nach einem abenteuerlichen Plane, zu einer Reise nach Ostindien verwenden, wo ihm die dortige Handelscompagnie Aussichten zu einer Anstellung als Arzt in einer der Factoreien an der Küste von Coromandel eröffnet hatte. Die Medicin war ihm jedoch seit längerer Zeit fremd geworden. Eine ruhige Ueberlegung mußte ihm daher sagen, daß er weder zu einem praktischen Arzte geschaffen war, noch überhaupt sich in die Fesseln irgend eines Amtes zu schmiegen vermochte. Er gab daher die Idee zu dieser Reise so schnell, wie er sie gefaßt hatte, wieder auf. In der Literatur höher zu steigen, lag ihm mehr am Herzen als die Verbesserung seiner Glücksumstände.

„Ich brenne vor Verlangen," schrieb er, „jede Gelegenheit zu ergreifen, die mich von der gemeinen Menge, auch meiner Lage nach, trennt, da meine Gefühle mich längst von ihr geschieden haben. Ich fühle aber auch, daß es mir an einem festen entschlossenen Charakter fehlt, der allein den Menschen groß macht. Ich will indessen

---

10) Den frühern glücklichen Zustand der Landleute schildert Goldsmith in den Versen:

S's war eine Zeit, eh' Englands Noth begann,
Wo jeglich Grundstück nährte seinen Mann;
Das Nöthige gab ihm Arbeit, nicht zu schwer,
Just was das Leben heischte, doch nicht mehr;
Gesundheit kannt' er und ein froh Gewissen,
Sein höchster Schatz, von Schätzen Nichts zu wissen.
Doch jene Zeit verschwand, der Handel stieg
Und trieb hinaus der Hirten Schar mit Sieg.
Die Flur entlang, wo Hütt' an Hütte stand,
Da schaut die Pracht und Ueppigkeit ins Land,
Und jeder Mangel, der aus Reichthum fließt,
Und jede Noth, die Narrenstolz entsprießt,
Die frohen Stunden, die so blühend prangten,
Die ruhigen Wünsche, die nicht viel verlangten,
Gesunde Luft, die Alles rings umstrahlt,
In jedem Blicke lebt, die Fluren malt:
Sie alle suchten einen günstigern Sitz u. s. w.

meinen Fehler verbessern, da ich ihn kenne." Minder gleichgültig, als sein Gelderwerb, war ihm sein literarischer Ruhm. Es verdroß ihn, daß einige seiner Zeitgenossen sich an seinem schriftstellerischen Eigenthume vergriffen. Sarkastisch verglich er sich in einer schriftlichen Aeußerung mit einem wohlgenährten Manne zur Zeit einer Hungersnoth, der bei der Bitte seiner Mitbrüder, an dem überflüssigen Theile seiner Person zehren und schmausen zu dürfen, hartnäckig darauf bestanden, daß der erste Bissen ihm gehöre.

Durch keins seiner Werke erlangte Goldsmith eine so große Celebrität als durch seinen vielgelesenen Roman: The Vicar of Wakefield. Es war die Noth, die Mutter so mancher Werke des Genies, die diesen Roman hervorbrachte. Die einzelnen Umstände, wie das Manuscript an den londoner Buchhändler Newberry kam, erzählt Johnson in seiner Biographie Boswell's. „Eines Morgens," schrieb er, „ließ mir Goldsmith sagen: er befände sich in großer Geldverlegenheit. Da es ihm jedoch unmöglich sei, zu mir zu kommen, so bäte er mich, ihn so bald als möglich zu besuchen. Ich schickte ihm eine Guinee und versprach zu kommen. Wegen des ihr schuldig gebliebenen Hauszinses hatte Goldsmith's Wirthin ihn verhaften lassen, worüber er sehr entrüstet war. Die Guinee, die ich ihm geschickt, hatte er bereits gewechselt und sich eine Flasche Madera holen lassen. Ich bat ihn, sich zu beruhigen. Ich sprach mit ihm über die Mittel, sich aus seiner Verlegenheit zu helfen. Er erzählte mir, daß er einen zum Druck fertigen Roman liegen habe, den er mir zeigte. Ich warf einen Blick in das Manuscript, erkannte den Werth, und ging zu einem Buchhändler, dem ich es für 60 Pfd. Sterl. verkaufte. Ich brachte dem armen Goldsmith das Geld, und bezahlte seiner Wirthin die schuldige Hausmiethe, wobei er sie tüchtig ausschalt, daß sie ihn so schlecht behandelt."

Nur aus Mitleid hatte der Buchhändler Newberry, ein vermögender Mann, sich zu dem Kaufe eines Manuscriptes entschlossen, von dem er sich durchaus keinen Gewinn versprach, und es daher längere Zeit ungedruckt ließ. Der Absatz des Werkes, als es im J. 1766 zu London erschien [11]), übertraf seine Erwartungen. Goldsmith's Roman fand so allgemeinen Beifall, daß er in kurzer Zeit mehrfach aufgelegt werden mußte. Nicht blos in England, auch in Teutschland ward der Vicar of Wakefield bis auf die neueste Zeit durch zahlreiche Uebersetzungen allgemein verbreitet. Die erste, von J. J. Bode besorgt, fand so großen Beifall, daß dieselbe seit dem Jahre 1776, wo sie zu Leipzig, mit Kupfern von Chodowiecky erschienen war, noch im J. 1840 die sechste Auflage erlebte. Andere Uebersetzungen erschienen von W. A. Lindau (Dresden 1825. 8. N. A. Ebendas. 1836. 8.); von E. E. v. d. Oelsnitz (Leipzig 1825. 8.; auch im fünften Bande der Bibliothek Classischer Romane des Auslandes); von C. v. S. (Quedlinburg 1828. 8. 2 Thle.); von G. F. Kolb (Zweibrücken 1836. gr. 12.); von H. Döring (Erfurt 1839. N. A. Ebendas. 1845. gr. 12.); von A. Diezmann (Braunschweig 1840. kl. 8., auch im 24. Bande der classischen Bibliothek der älteren Romanschriftsteller Englands); von E. Susemihl. Illustrirt von L. Richter. Mit 60 Holzschnitten. (Leipzig 1841. Lexik.-Octav.)

Gegen die öffentliche Kritik hatte Goldsmith seinen Roman im Voraus in Schutz zu nehmen gesucht. „Es sind," schrieb er, „wol hundert Mängel in diesem Büchlein, und hundert Dinge könnte man als Beweise anführen, daß es wirkliche Schönheiten sind. Das ist jedoch unnöthig. Auch mit vielen Irrthümern kann ein Buch unterhaltend, und wiederum höchst langweilig sein, ohne daß man eine einzige Abgeschmacktheit darin findet. Der Held dieser Geschichte vereinigt in sich den höchsten Charakter auf Erden. Er ist ein Geistlicher, ein Landwirth und ein Familienvater. Er wird geschildert als ein Mann, der eben so bereit ist zu lehren, als zu gehorchen, eben so demüthig im Glück, als erhaben im Unglück. Wem aber kann in diesem Zeitalter der Wohlhabenheit und Verfeinerung ein solcher Charakter gefallen? Wer ein angenehmes Leben liebt, wird sich verächtlich hinwegwenden von seinem einfachen ländlichen Herde. Wer Zotenreißerei für Humor hält, wird keinen Witz finden in seinen harmlosen Gesprächen, und wer über die Religion spotten gelernt, wird lachen über einen Mann, der seine Haupttrostgründe aus dem Leben jenseits schöpfte."

Nicht leicht stand das Urtheil der Kritik bei der Erscheinung eines Werkes mit der Aufnahme, die es im Publicum fand, in einem auffallenderen Contrast, als bei dem Vicar of Wakefield. Eine der vorzüglichsten englischen Zeitschriften, das Montly Review, enthielt die nachfolgende, nicht sonderlich günstige Beurtheilung: „In dem ganzen Verfolge unserer Wallfahrt durch die wilden Regionen des Romans trafen wir nie auf ein Süjet, das schwerer zu charakterisiren war als der Landprediger von Wakefield — ein Werk, welches Schönheiten genug hat, um es zu dem größten Beifalle zu berechtigen, und Mängel genug, um den Kenner gegen einen Schriftsteller einzunehmen, der im Stande ist, sich selbst so hinunter zu schreiben. Bei sichtbaren Spuren des Genies, die in gewisser Hinsicht denen gleich kommen, durch die sich unsere vorzüglichsten Romandichter auszeichnen, gibt es in diesem Werke so auffallende Spuren von gänzlichem Mangel an Menschenkenntniß, daß man daraus beinahe schließen sollte, der Verfasser sei ganz unfähig, in dieser schriftstellerischen Gattung mit glücklichem Erfolge zu arbeiten, wenn er nicht in seinem natürlichen Talente so viel Unterstützung fände, daß dadurch in den Augen mancher Leser seine beschränkte Kenntniß von Menschen, Sitten und Charakteren, wie sie in der wirklichen Welt erscheinen, einigermaßen ersetzt würde. Bei allen ihren Fehlern aber gewährt diese sonderbare Geschichte eine verständige Unterhaltung. Wegen ihrer moralischen Tendenz verdient sie noch besonders unseren Beifall durch die musterhafte Art, womit sie die großen Pflichten allgemeiner Menschenliebe empfiehlt — eine der liebens-

11) In Teutschland ward das Original mehrfach nachgedruckt, in neuerer Zeit unter andern zu Jena 1825, gleichzeitig zu Dresden, 1827 zu Frankfurt a. M. und 1831 zu Nürnberg.

würdigsten Eigenschaften, wodurch ein Ehrenmann und guter Christ sich auszuzeichnen vermag."

Fast unverkennbar ist es, daß Goldsmith zur Charakteristik des Helden seines Romans durch den würdigen Pfarrer Adams in dem Fielding'schen Roman Joseph Andrews angeregt worden. Er war selbst der Sohn eines Geistlichen und zwar, nach hinlänglich verbürgten Zeugnissen, eines höchst liebenswürdigen und ausgezeichneten Mannes. Nur die Eigenthümlichkeiten seines Vaters brauchte Goldsmith wiederzugeben, um ein ebenso naturgemäßes als herzgewinnendes Gemälde zu liefern. Treffend äußert sich ein neuerer teutscher Schriftsteller über den Vicar of Wakefield mit den Worten: „Wer kennt und liebt ihn nicht, den guten und wackern Landprediger, der seine unerschütterliche Menschenliebe und Tugendtreue niemals verleugnet, auch wenn er das Gehässigste von den Menschen erdulden und die schwersten Prüfungen überstehen muß? Wer kennt und liebt nicht seine wackere, aber schon etwas weltlicher gesinnte Gattin, seine beiden schönen Töchter Olivia und Sophie, und seine Söhne, den abenteuerlichen Georg, den prächtigen, in Sitteneinfalt und Gottvertrauen dem Vater nacheifernden Moses, kurz die ganze herrliche Familie bis hinab auf die kleinen Lieblinge des Vaters, Dick und Bill?"

Hinsichtlich des Stoffes, der dem Vicar of Wakefield zum Grunde liegt, macht Goethe in seiner Selbstbiographie [12]), wo er diesem Romane eine liebevoll eingehende Besprechung widmet, die scharfsinnige Bemerkung, daß ein protestantischer Landgeistlicher vielleicht der schönste Gegenstand einer modernen Idylle wäre. „An den unschuldigsten Zustand," sagt Goethe, „der sich auf Erden denken läßt, an den des Ackermannes, ist er meistens durch gleiche Beschäftigung, sowie durch gleiche Familienverhältnisse geknüpft. Er ist Vater, Hausherr, Landmann, und so vollkommen ein Glied der Gemeinde. Auf diesem reinen, schönen, irdischen Grunde ruht sein höherer Beruf; ihm ist übergeben, die Menschen ins Leben zu führen, für ihre geistige Erziehung zu sorgen, sie bei allen Hauptepochen ihres Daseins zu segnen, sie zu belehren, zu kräftigen, zu trösten, und wenn der Trost für die Gegenwart nicht ausreicht, die Hoffnung einer glücklichern Zukunft heranzurufen und zu verbürgen. Denkt man sich einen solchen Mann mit rein menschlichen Gesinnungen stark genug, um unter keinen Umständen davon zu weichen, und schon dadurch über die Menge erhaben, von der man Reinheit und Festigkeit der Gesinnung nicht erwarten kann; gebe man ihm die zu seinem Amte nöthigen Kenntnisse, sowie eine heitere, gleiche Thätigkeit, welche sogar leidenschaftlich ist, indem sie keinen Augenblick versäumt, das Gute zu wirken, und man wird ihn wohl ausgestattet haben. Zugleich aber füge man die nöthige Beschränktheit hinzu, daß er nicht allein in einem kleinen Kreise verharren, sondern auch allenfalls in einen kleinen übergehen möge; man verleihe ihm Gutmüthigkeit, Versöhnlichkeit, Standhaftigkeit und was sonst noch aus einem entschiedenen Charakter Löbliches hervorspringt, und über dies Alles eine heitere Nachgiebigkeit und lächelnde Duldung eigener und fremder Fehler, so hat man das Bild unseres trefflichen Wakefield so ziemlich beisammen."

Erschwert hatte sich Goldsmith den Entwurf und die Ausführung seines Romans durch die Form, die er ihm gegeben hatte. Er mußte sich auf eine Manier beschränken, die der Phantasie wenig Spielraum gönnte, da er den Landprediger, der, trotz seiner liebenswürdigen Eigenschaften, doch im Grunde weniger durch seinen Charakter als durch seine Schicksale interessirt, seine eigene Geschichte erzählen ließ. Im Verhältniß zu der Entwickelung, die der bürgerliche Roman bisher genommen, zeigte diese Novelle einen bedeutenden Fortschritt. Sie vereinigt in sich die Vorzüge der vorzüglichsten englischen Romanschriftsteller. Mit der Einheit der Handlung und der moralischen Tendenz Richardson's verband Goldsmith die leichte und gefällige Darstellung Fielding's und Smollet's scharfe Charakteristik. So lieferte er ein Product, wie es bisher im Gebiete der Romandichtung noch nicht dagewesen. Dafür spricht der Umstand, daß der Vicar of Wakefield sich noch bis auf die neueste Zeit in England wie im Auslande in seiner vollen Popularität erhalten, während Richardson's und Smollet's Werke nur noch als literarische Curiosa betrachtet werden, Fielding von der späteren Generation gänzlich überholt ist, und Sterne mehr Nachbeter und Nachempfinder als wahres Verständniß findet [13]).

In seiner Heimath, in England, hatte Goldsmith's Roman nach und nach allgemeine Anerkennung gefunden. Gegen die früher erwähnte ungünstige Kritik dieses Romans im Monthly Review hatten sich bald günstiger lautende Stimmen erhoben. Als unbestreitbare Vorzüge rühmten sie die Wahrheit, Bestimmtheit und Feinheit der Charakterzeichnung in diesem Familiengemälde, die hohe Cultur der Simplicität des Styls und die lebendige gefühlvolle Darstellung.

Mit Grund ist jedoch von einem neueren teutschen Schriftsteller die Erfindung jenes Romans nicht sonderlich bedeutend genannt worden. „Die Ereignisse," sagt Hettner [14]), „sind zum Theil unwahrscheinlich und gewaltsam, oft sogar unmöglich. Namentlich gilt dies von der Geschichte der beiden Thornhill's, des braven Oheims sowol, wie des nichtswürdigen Neffen. Wie konnte Jener, der in der ganzen Gegend als allgemeiner Wohlthäter gerühmt und geliebt wird, nur in unserer Predigerfamilie unter dem Namen des Mr. Burchell so lange unbekannt bleiben? Wie mochte er fortwährend unthätig allen Böswilligkeiten seines Neffen zusehen, Olivia verderben, und auch seine Geliebte, Sophie, der größten Gefahr aussetzen lassen, da es ihm doch nur ein einziges Wort kostete augenblicklich allem Uebel vorzubeugen und die drangsalvolle Verwickelung zu lösen?" Zu diesen Bemerkungen fügt Hettner hinzu: „Alle diese störenden Mängel vergeben und vergessen wir über der rührend schönen Menschlichkeit des

12) Dichtung und Wahrheit. Aus meinem Leben (in Goethe's Werken. 21. Bd. S. 262 fg.).

13) Vergl. A. Büchner's Geschichte der englischen Poesie. 2. Th. S. 156 fg.

14) Siehe dessen Literaturgeschichte des 18. Jahrh. 1. Th. S. 405 fg.

Hauptthelden und seiner nächsten Umgebung, sodaß Goethe mit Recht sagen konnte: „Die Darstellung dieses Charakters auf seinem Lebenswege durch Freuden und Leiden mache diesen Roman zu einem der besten, die je geschrieben worden, um so mehr, da derselbe noch den großen Vorzug habe, daß er ganz sittlich, ja im reinen Sinne christlich sei, die Belohnung des guten Willens, des Beharrens bei dem Rechten darstelle, das unbedingte Vertrauen auf Gott bestätige, den endlichen Triumph des Guten über das Böse beglaubige, und dies Alles ohne eine Spur von Frömmelei oder Pedantismus. Die Kleinmalerei, mit der uns der Dichter in den Zauber dieses häuslichen Stilllebens hineinbannt, ist unübertrefflich und des größten Meisters würdig. Diese Kunst hat Johnson im Auge, wenn er in der Grabschrift des Monuments, das einige von Goldsmith's Freunden ihm in der Westminster-Abtei stifteten, ihn einen in der Darstellung des Lächerlichen und des Rührenden mächtigen, aber milden Beherrscher der menschlichen Gemüthsbewegungen nennt: sive risus essent movendi sive lacrymae, affectuum potens at lenis dominator."

Auf den Vicar of Wakefield und auf die bereits früher erwähnten Gedichte: The Traveller und The deserted Village gründet sich Goldsmith's literarischer Ruhm. Seiner gleichfalls schon früher erwähnten griechischen und römischen Geschichte fehlt es trotz der anziehenden Darstellung an Selbständigkeit und Tiefe. Diese Schriften scheinen nur um des Broderwerbs entstanden zu sein. Als Goldsmith in den letzten Jahren seines Lebens den Plan zu einer unvollendet gebliebenen Naturgeschichte entwarf, machte sein Freund Johnson die sarkastische Bemerkung: „Es ist sehr zu bezweifeln, ob seine Kenntniß hinreicht, eine Kuh von einem Pferde zu unterscheiden; aber das ist unzweifelhaft, daß er Nichts desto weniger ein gutes Buch machen wird."

Nicht ganz ohne Glück versuchte sich Goldsmith in der dramatischen Poesie. Sein Lustspiel: The good-natured man, zu welchem einer seiner Freunde, der berühmte Schauspieler Garrick, einen Epilog geschrieben hatte, ward am 29. Jan. 1768 auf dem Theater zu Coventgarden zum ersten Mal aufgeführt. Es fand einen großen, wenngleich vorübergehenden, Beifall. Auf teutschen Bühnen machte dies Stück, nach einer Bearbeitung von Chr. H. Schmid, unter dem Titel: Zu gut ist nicht gut (Gotha 1778.) im Allgemeinen Glück. In dem Hauptcharakter scheint Goldsmith seine eigene schwache Seite geschildert zu haben. Niemand konnte von angeblichen Freunden leichter hintergangen werden als er. Dies dramatische Werk soll ihm die beispiellose Summe von 500 Pfd. Sterl. eingetragen haben. Er ward dadurch veranlaßt, sich in allerlei literarische Speculationen einzulassen, die meistens misglückten.

Der dramatischen Gattung der Poesie blieb Goldsmith längere Zeit treu. Von dem Lustspiele: She stoops to conquer lieferte A. Wittenberg eine teutsche Uebersetzung unter dem Titel: Sie läßt sich herab zu siegen. (Hamburg 1774. 8.) Noch hat man von Goldsmith in teutschen Bearbeitungen die Lustspiele: Irrthum auf allen Ecken. (Wien 1784. 8.) Er hat Alle zum Besten oder die Mutterschule (Augsburg 1787. 8.) und der Universalfreund oder Gutmüthigkeit und Windbeutelei. (Gera 1796. 8.)

Goldsmith's Lustspiele findet man in seinen Poetical and dramatic Works. (London 1780. 1791. 8. 2 vol.) In einem auffallenden Contraste mit der englischen Kritik steht das subjective Urtheil eines im Allgemeinen parteilosen und unbefangenen teutschen Kunstrichters. „Goldsmith's Lustspiele," sagt Bouterwek[15]), „sind kaum mittelmäßig. Zur dramatischen Darstellung hatte er nicht mehr Talent, als jeder gute Kopf, der Charaktere zeichnen und einen Stoff aus dem gemeinen Leben ein wenig dramatisiren kann."

Ueber das früher erwähnte Lustspiel: Sie läßt sich herab zu siegen, bemerkt Johnson: „Wenn es der Zweck der Komödie ist, das Publicum zum Lachen zu reizen, so wird dieser Zweck vielleicht von keinem anderen gleichzeitigen Stücke in gleichem Grade erreicht." Der Schauspieler Lee Lewes, der die Rolle des jüngeren Marlow übernommen hatte, erzählt: An dem Abend, wo das Stück zum ersten Mal auf dem Theater zu Coventgarden aufgeführt werden sollte, schlenderte Goldsmith zwischen 7 und 8 Uhr im St. Jamesparke umher. Nur durch die Vorstellung eines Freundes, wie nothwendig seine Gegenwart sei, wegen etwaiger Abänderungen, die er für nöthig halten möchte, ließ sich Goldsmith endlich bewegen, seinem Freunde ins Theater zu folgen. Er trat in das Schauspielhaus grade in der Mitte des fünften Actes, wo sich ein Zischen erhob; über die Unwahrscheinlichkeit, daß Mrs. Headcastle auf ihrem eigenen Grund und Boden und in der Nähe ihres Hauses sich 40 Meilen davon entfernt glauben könne. „Was ist das?" sagte Goldsmith, durch dies Geräusch erschreckt. „Still!" entgegnete Colman, der neben ihm stand. „Fürchten sie sich nicht vor Raketen, während wir diese zwei Stunden auf einer Pulvertonne gesessen haben."

Im Allgemeinen hatte doch Goldsmith, trotz dieses ungünstigen Erfolges, als Lustspieldichter eine Art von Celebrität erlangt. Er machte sie auch in seiner veränderten Lebensweise geltend. Seine frühere, ziemlich armselige Wohnung hatte er mit einer besseren vertauscht. Auch auf sein Aeußeres schien er mehr Werth zu legen. In einem Scharlachkleide, mit Perücke, Degen und Stock erschien er in einem geselligen Vereine, aus welchem sich später der literarische Club, gewöhnlich schlechthin der Club genannt, bildete. Zugleich mit Johnson, Gibbon, Garrick, Burke und Reynolds war er Mitglied jenes berühmten londoner Clubs. Den Besuch einiger öffentlicher Orte, wo er sich bisher sehr gefallen, glaubte er nun einstellen zu müssen. „Ich bin," äußerte er, „von den Gesellschaften ausgeschlossen, wo ich auf die anmuthigste Weise mich simpel zu stellen pflegte."

Mit diesem Geständniß harmonirt die Aeußerung eines neuen teutschen Schriftstellers, der ihn einen „wunderlichen

15) In seiner Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 8. Bd. S. 413.

Kauz" nennt [16]). Den geistreichen Köpfen, die sich in dem literarischen Club versammelten, diente er oft zur Zielscheibe ihres Witzes. Die Offenheit seines Charakters, die Unbestimmtheit des Ausdrucks, die Verwirrung der Begriffe führte ihn, so gewandt und geistreich er auch in seinen Schriften war, nicht selten in der mündlichen Unterhaltung zu den lächerlichsten Behauptungen. Vor allen war es Garrick, der als Theaterdirector und gefeierter Schauspieler über einen dramatischen Dichter sich eine gewisse Superiorität anmaßen zu können glaubte, und daher oft sehr scharfe Pfeile des Witzes auf Goldsmith abschoß. Dieser, in der kleinlichsten Weise eitel und leicht reizbar, rächte sich durch das Gedicht Retaliation (Wiedervergeltung) [17]), in welchem er die Charaktere und Schwächen seiner Gesellschafter mit scharfer, aber doch gutmüthiger Satyre schilderte. Am bittersten angegriffen war Garrick in jenem Gedichte. Aber auch keiner der übrigen Mitglieder des Clubs war ganz verschont worden. Nur Johnson und Reynolds machten davon eine Ausnahme. Dem Letzteren hatte Goldsmith sogar ein überschwengliches Lob ertheilt. Das erwähnte Gedicht hatte wenigstens die Wirkung, den Verfasser mit seiner Gesellschaft auf einen gleichmäßigen Fuß zu setzen.

Goldsmith's literarischer Ruhm hatte ihm nach und nach Zutritt zu den angesehensten Familien verschafft. Unter den Personen von hohem Range gehörte unter anderen der Herzog von Northumberland. Die nicht günstigen Umstände, die seine Vorstellung bei jenem vornehmen Herrn begleiteten, erzählt Goldsmith selbst mit den Worten: „Durch meinen Freund Percy war ich eingeladen worden, dem Herzoge von Northumberland meine Aufwartung zu machen, der sich für meine Arbeiten lebhaft interessirt haben sollte. Ich zog die besten Kleider an, besann mich auf einige Complimente, die ich bei dieser Gelegenheit für passend hielt, und begab mich nach des Herzogs Hause, wo ich mich durch die Dienerschaft melden ließ. Man führte mich in ein Vorzimmer, wo bald nachher ein fein gekleideter Herr erschien. Da ich ihn für den Herzog hielt, verschwendete ich sogleich alle die schönen Complimente, die ich einstudirt hatte, um ihm für die Ehre, die er mir erwiesen, meinen Dank zu bezeigen, als er zu meinem größten Erstaunen erklärte, daß ich mich geirrt, da ich ihn für den Herzog gehalten, der mich sogleich sprechen werde. In demselben Augenblicke kam der Herzog. Ich aber war so außer Fassung gerathen, daß ich durchaus keine Worte finden konnte, um die Empfindungen auszudrücken, die mir die Herablassung eines so hohen Herrn einflößte. Aergerlich über den großen Fehler, den ich begangen, ging ich nach Hause."

In der Zeit, wo Goldsmith diesen Besuch abstattete, befand er sich in traurigen ökonomischen Verhältnissen. Seine Eitelkeit verlockte ihn aber, überall von der ihm widerfahrenen Ehre zu sprechen. Ein schlauer Gerichtsdiener, der einen Verhaftsbefehl gegen ihn hatte, kam auf die Idee, diesen Umstand für sich zu benutzen. In einem Briefe, den er an Goldsmith schrieb, gab er sich für den Haushofmeister eines Edelmannes aus, der sich wegen einer seiner letzten Schriften sehr lebhaft für ihn interessire und ihn persönlich kennen zu lernen wünsche. Goldsmith, fügte der Schreiber hinzu, möchte die Güte haben, den Ort der Zusammenkunft zu bestimmen. Goldsmith, von Eitelkeit nie ganz frei, war außer sich vor Entzücken über diesen Brief, begab sich in Begleitung eines seiner Freunde, des Buchdruckers Hamilton, der ihn vergebens auf das Sonderbare und Bedenkliche der Sache aufmerksam gemacht hatte, nach des Lords Wohnung. Beim Eintritt ins Zimmer begrüßte ihn der Gerichtsdiener, und bat sich die Ehre aus, ihn sofort zu begleiten. Kaum waren sie jedoch eine kleine Strecke gegangen, als der Gerichtsdiener den Verhaftsbefehl hervorzog. Ein Glück war es für Goldsmith, daß sein Freund Hamilton großmüthig die schuldige Summe für ihn bezahlte und ihn so von der ihm drohenden Haft befreite.

Solchen Geldverlegenheiten, in denen sich Goldsmith oft befand, hätte er bei minderer Sorglosigkeit, ohne daß er eigentlich ein Verschwender genannt werden konnte, leicht entgehen können. Wie ihn Johnson aus seinen pecuniairen Bedrängnissen durch den Verkauf seines Manuscriptes des Vicar of Wakefield rettete, ist bereits früher erwähnt worden. Bei einem Einkommen, das sich jährlich auf mitunter 1800 Pfd. Sterl. belaufen haben soll, konnte ihn keine Sorge um seine Subsistenz anfechten. Zu der Liberalität, die in seinem Charakter lag und durchaus keine Grenze kannte, gesellte sich noch ein unglücklicher Hang zum Hazardspiel. Da er es zu wenig kannte, ward er um so leichter die Beute von Personen, die niedrig genug dachten, von seiner Unwissenheit Vortheil zu ziehen. Gewöhnlich lebte er, nach dem Berichte seiner vertrauten Freunde, die ihm nicht immer helfen konnten, zehn Monate jedes Jahres in der schrecklichsten Dürftigkeit. In dieser Periode hatte er durchaus keine Ruhe, weil fortwährend Forderungen an ihn gerichtet wurden, die er nicht beseitigen konnte. Durch das Uebermaß der Bedrängniß aus dem Schlafe aufgeschreckt, begab er sich einige Zeit aufs Land, nach einer Meierei in Hampshire, wo er höchst dürftig lebte, Niemand wissen ließ, wo er sei, und fast den ganzen Tag mit Schreiben zubrachte. Er kehrte nicht eher nach London zurück, als bis er so reichlich mit Manuscripten versehen war, daß er hoffen konnte, sich von seinen Schulden zu befreien. Je drückender seine Lage war, um so mehr suchte er Zerstreuung nach seinen literarischen Arbeiten, wenn ihm seine Kasse irgend einen mäßigen Aufwand erlaubte. Mit einer Art von Begeisterung sagte er zu einem Freunde, dem er eins seiner Gedichte vorgelesen hatte: „Das ist, dünkt mich, keine schlechte Arbeit, und nun, mein Bester, falls Sie keine andere Abhaltung haben, hätte ich wol Lust, einen Schusterfeiertag (Shoemaker's Day) in Ihrer Gesellschaft zuzubringen."

Eine Beschreibung dieser einfachen Festlichkeit hat sich erhalten. Mit drei, vier vertrauten Freunden, die sich Morgens 10 Uhr auf seinem Zimmer versammelten und dort frühstückten, wanderte Goldsmith von London

---

16) Siehe Hettner a. a. O. 1. Th. S. 466. 17) Es erschien kurze Zeit vor des Dichters Tode zu London 1774.

nach Highbury-Barn, wo die Freunde ein Mittagsmahl einnahmen, hierauf um 6 Uhr Abends zu White-Conduit-House ihren Thee tranken, und sodann in einem Kaffeehause an der Börsenhalle, wo man damals (1769) für den geringen Preis von 10 Pence sehr gut und billig speiste, ihre Abendmahlzeit einnahmen. Dort fand Goldsmith immer eine angenehme Unterhaltung, denn das erwähnte Kaffeehaus war der Sammelplatz der vorzüglichsten Schriftsteller und Gelehrten, unter denen sich auch einige Mitglieder des Juristencollegiums befanden.

Bei seiner Rückkehr nach London ward er fortwährend bestürmt von seinen unglücklichen Landsleuten, die ihm ihre Noth klagten. Sie ganz ohne Hilfe zu lassen erlaubte ihm seine Gutmüthigkeit nicht. Immer zeigte er sich zur Unterstützung Anderer bereit. Oft behielt er selbst keine Guinee übrig. Indem er fremden Bedürfnissen abhalf, konnte er seine eigenen nicht bestreiten. Seine Herzensgüte ward nicht selten gemisbraucht. Der Schauspieler Lee Lewes, der mehre Anekdoten aus Goldsmith's Leben öffentlich mitgetheilt hat, erzählt unter Anderem: „Ein junger Mann versäumte nie die Gelegenheit, sich an den Dichter zu wenden, wenn von diesem ein neues Werk erschienen war und sich voraussetzen ließ, daß er bei Kasse sein würde. Zweimal glückte ihm dies. Oefter aber fand er, daß Goldsmith's ganzes Honorar schon fort war, ehe noch seine Werke ans Licht traten. Goldsmith wurde endlich dieser Bettelei müde. Er sagte dem jungen Manne, er möchte selbst etwas schreiben, und schlug ihm vor, eine mit politischen Bemerkungen durchwebte Beschreibung von China zu liefern. Um ein Werk dieser Art war Goldsmith selbst von einem Buchhändler ersucht worden, der ihm jedoch ein zu geringes Honorar geboten hatte. Doch hatte Goldsmith den Antrag nicht gradezu abgelehnt. Der junge Mann unternahm das Werk. Nach seiner gewöhnlichen Sorglosigkeit unterzog sich Goldsmith nicht der Mühe, das Manuscript durchzulesen. So schickte er ein Werk in die Druckerei, das den Kaiser von China zu einem Muhammedaner und Indien zwischen China und Japan setzte. Zwei Bogen wurden auf Goldsmith's Kosten vernichtet. Jenen neugebackenen Autor aber warf er die Treppe hinunter."

Ein starkes Selbstgefühl war ein Hauptzug in Goldsmith's Charakter. Wer ihm sagte, er sei einer der besten Dichter, befriedigte seine Eitelkeit nicht, wenn er nur den geringsten Zweifel zu hegen schien, daß seine prosaische Schreibart eben so musterhaft sei. Er glaubte in allen Wissenschaften bewandert zu sein und war fest überzeugt, in jeder sogar glänzen zu können. In einem Kreise von geistreichen Männern und witzigen Köpfen, unter denen sich auch Goldsmith befand, recitirte einer aus der Gesellschaft einige Verse von Pope, in welchen dieser Dichter behauptet hatte: Nur Eine Wissenschaft zieme Einem Genie, da das Feld des Wissens zu groß und der menschliche Geist so beschränkt sei [18]). Einer der Anwesenden, ein Erzschmeichler Goldsmith's, nahm das Wort und sagte: „Ich dächte, unser Freund hier, der Doctor (wie Goldsmith gewöhnlich genannt ward) lieferte doch wol einen Beweis, daß mehre Wissenschaften sich vereinigen können, Ein Genie mit Lorbeeren zu krönen." Goldsmith verbeugte sich und lächelte. So bescheiden er aber auch alle Ansprüche auf das Compliment ablehnte, gab er doch durch eine andere Verbeugung und ein anderes Lächeln nicht undeutlich zu erkennen, daß er das ihm ertheilte Lob für Nichts weniger als für ein bloßes Compliment halte. Es folgte hierauf eine Debatte über die Natur der Geisteskräfte und die möglichen Grade ihrer Allgemeinheit in Werken der Literatur. Als Thatsache wurde angenommen, daß Voltaire der einzige Schriftsteller wäre, der in irgend einem Zeitalter auf den Namen eines Universalgenies Ansprüche habe, man erklärte ihn sogar für eine lebende Encyklopädie — eine Encyklopädie, die mehr Kenntnisse, Witz und Geist in sich enthalte, als alle Akademien von Europa zusammengenommen. „Das ist sehr wahr," bemerkte Goldsmith; „aber Voltaire's Poesie — Schade, daß er sich nicht auf die schlichte Prosa beschränkte. Dann hätte er, wenigstens auf dem Continente, nicht leicht seines Gleichen gehabt."

Wie auf seine schriftstellerischen Arbeiten bildete auch Goldsmith sich auf sein musikalisches Talent nicht wenig ein. Er rühmte sich, die Flöte so gut, wo nicht besser zu spielen, als irgend ein Mensch in der Welt. Gleichwol verstand er nicht einmal die Noten; er spielte das Instrument, wie viele Andere, blos nach dem Gehöre. Der Bildhauer Roubilliac, der ihn einst spielen hörte, stellte sich ganz bezaubert von dem Vortrage und Ausdrucke seines Spieles. Er gab sich für einen Kunstverständigen aus und bat den Dichter, das Stück zu wiederholen, weil er es aufschreiben wolle. Goldsmith zeigte sich sogleich dazu bereit. Roubilliac forderte Papier und zog darauf einige Linien. Er schrieb nun emsig, während Goldsmith spielte, d. h. er malte aufs Gerathewohl in die gezogenen Linien einige Noten, wie es jeder konnte, der nur ein Notenblatt gesehen hatte. Hierauf zeigte er dem Dichter das Blatt. Goldsmith sah es, dem Anscheine nach, sehr aufmerksam durch. Er versicherte, es sei ganz richtig, und fügte hinzu: „wenn ers nicht gesehen hätte, würde er nie geglaubt haben, daß sein Freund im Stande wäre, ihm Musik nachzuschreiben."

Merkwürdig war der Eingang bei seinen Erzählungen, mit denen er zuweilen einen geselligen Kreis zu unterhalten suchte. „Hören Sie einmal," sagte er, „ein Geschichtchen von mir selbst, worüber Einige lachen werden, Andere nicht." Eines Abends befand er sich in einem Weinhause. Die Gesellschaft wollte eben aufbrechen, als Goldsmith sie bat, noch zu bleiben und noch eine Flasche zu trinken. Sie willigten ein und er begann nun mit den Worten: „Man sagte mir einst, Sheridan, der Schauspieler, habe, um sich in der körperlichen Action zu vervollkommnen, zehn Spiegel in seinem Zimmer herumgehängt, vor denen er sich zu üben pflege. Nun, sagt' ich, so sind zehn häßliche Kerls zusammen." Dies Bonmot, wofür es Goldsmith im Voraus ausgegeben hatte, verfehlte gänzlich seine Wirkung. Die ganze Gesellschaft

18) One science will alone one genius fit,
So wast is knowledge, narrow human wit.

schwieg. Goldsmith fragte, warum sie nicht lachten und ging, als er keine Antwort erhielt, entrüstet fort, ohne ein Glas von dem Weine getrunken zu haben.

In Bezug auf seine literarischen Arbeiten verdient bemerkt zu werden, daß Goldsmith, so schnell und leicht er sich in Prosa auszudrücken wußte, bei seinen Dichtungen eher langsam zu Werke ging. Der Grund davon war nicht Trägheit der Phantasie. Er wollte jede poetische Idee bestimmt ausdrücken und auch in rhythmischer Hinsicht seinen poetischen Producten den möglichsten Grad von Vollendung geben. Seinem eigenen Geständnisse nach hatte er beinahe vier Jahre auf seinen ländlichen Streifzügen die Materialien zu seinem berühmten Gedichte: The deserted village gesammelt. Seine Ideen, wie sie ihm eben einfielen, pflegte er zuerst in Prosa aufs Papier zu werfen. Erst später setzte er sich hin, um sie in Verse zu bringen, sie zu verbessern und neue Gedanken hinzuzufügen, die sich für den Gegenstand mehr eigneten. Mitunter versuchte er den Entwurf in Prosa aufzugeben und sogleich mehre Verse zu schreiben. Die Revision derselben machte ihm jedoch zu große Mühe, wenn er zwischen diesen Versen und dem eigentlichen Plane seines Gedichtes zu wenig Uebereinstimmung fand. — Bei seinen historischen Compilationen benutzte er früh Morgens die Lectüre von Hume's, Rapin's, mitunter auch von Kenneth's Werken, um sich einzelne Stellen, die er für seinen Zweck brauchbar hielt, zu notiren. Dann ging oder ritt er mit einigen Freunden aus. Erst zu Mittag kehrte er wieder in seine Wohnung zurück. Den übrigen Theil des Tages brachte er in Gesellschaft zu, wo er, wie einer seiner Freunde bemerkt, im Genusse geistiger Getränke sehr mäßig war. Ehe er zu Bett ging, nahm er seine Bücher und Papiere wieder vor und schrieb sogleich ein Capitel oder doch den wichtigsten Theil davon nieder. „Das kostete mir," wie er selbst äußerte, „wenig Mühe. Da ich alle meine Materialien in Bereitschaft hatte, schrieb ich einen Abschnitt so leicht nieder wie einen gewöhnlichen Brief."

Bis ans Ende seines Lebens blieb Goldsmith in literarischer Beziehung thätig. Sein letztes Werk, eine Geschichte der Erde und ihrer Geschöpfe (History of the earth and animated nature) erschien zu London in acht Octavbänden. Es enthielt zwar wenig Neues, war aber doch wegen der guten Auswahl der darin behandelten Gegenstände, wie durch Styl und Darstellung Goldsmith's nicht unwerth. Aber seine Thätigkeit näherte sich allmälig ihrem Ende, obgleich er erst in dem Alter von einigen 40 Jahren stand. Durch seine sitzende Lebensweise hatte er längst seine Gesundheit untergraben. Eins seiner Hauptleiden soll eine heftige Strangurie gewesen sein. Dazu gesellten sich wiederholte Anfälle eines Nervenfiebers, die seine Kräfte völlig erschöpften. Trotz der Warnung seiner Freunde nahm er zu den Fieberpulvern des Dr. James seine Zuflucht. Sie beschleunigten seinen Tod im 45. Jahre, am 4. April 1774. Er ward auf dem Gottesacker des Temple (Juristencollegiums) beerdigt. Seine Freunde Johnson, Garrick, Reynolds, Burke u. A. errichteten ihm ein Monument in der Westminsterabtei zwischen den Denkmälern des Dichters Gay und des Herzogs von Argyle in der sogenannten Dichterecke (Poet's Corner). Johnson verfertigte zu diesem Denkmale eine lateinische Inschrift [19]).

Durch sein Aeußeres konnte Goldsmith nicht imponiren. Seine Gestalt und Gesichtsbildung hatten wenig Einnehmendes. Er war ein kleiner, untersetzter Mann, mit einem runden Gesicht, das durch die Blattern sehr entstellt war. Seine Stirn war niedrig und auf eine eigenthümliche Weise gewölbt. Durch einen starken Ausdruck von Nachdenken und Beobachtungsgeist wurden diese Züge hervorgehoben. Vor mehren englischen Ausgaben seiner Werke befindet sich sein Bildniß, auch in Stahl gestochen vor den Select Works of Oliver Goldsmith, in One Volume. (Leipzig 1842. kl. 8.) In dieser Auswahl seiner Werke sind enthalten: 1) The Vicar of Wakefield. 2) Poems (The Traveller; The Hermit, a Ballad; The deserted village; The Haunch of Venison, a poetic Epistle; The Captivity, an Oratorio. Retaliation; Miscellaneous Pieces). 3) Dramas (The good-natured Man, a Comedy; She stoops to conquer, or the mistakes of a night, a Comedy; Scene from the Grumbler, a Farce). Noch hat man eine von Goldsmith besorgte Ausgabe der vorzüglichsten lyrischen Dichtungen unter dem Titel: The beauties of English Poetry selected. (London 1767. 12. 2 Vol.)

Sechs Jahre nach des Dichters Tode wurden seine Schriften gesammelt unter dem Titel: The poetical and dramatic Works of Oliver Goldsmith. With an account of the life and writings of the Author. (London 1780. 8. und in einer sehr vermehrten Ausgabe in zwei Octavbänden ebendaselbst 1791.) Die Essays and Criticisms by Dr. Oliver Goldsmith erschienen 1798 zu London in vier Octavbänden und in wiederholten Auflagen 1806 und 1812. Den ersten Theil dieser Sammlung hatte Goldsmith 1765 selbst herausgegeben. Der zweite und vierte Band wurde von einigen seiner Freunde, denen er durch literarische Arbeiten bekannt war, aus den Journalen gesammelt, zu denen Goldsmith Beiträge geliefert hatte. Außer mehren Erzählungen findet man in dieser Sammlung eine Charakteristik des Lord Chatham, einen Versuch über die Phy-

19) *Oliveri Goldsmith*
Poetae, Physici, Historici,
Qui nullum fere scribendi genus non tetigit,
Nullum quod tetigit non ornavit,
Sive risus essent movendi,
Sive lacrymae,
Affectuum potens at lenis dominator,
Ingenio sublimis, vividus, venustus,
Hoc monumento memoriam colent
Sodalium amor,
Amicorum fides,
Lectorum veneratio.
Natus in Hiberniae terra Longfordenis,
In loco cui nomen Pallas,
Ebianae literis institutus,
Obiit Londini
April IV. M.D.CCLXXIV.

siognomik, über Musik 2c., auch über einige naturhistorische Gegenstände. Als Kritiker erscheint Goldsmith dort in einem neuen Lichte. Einige seiner Recensionen sind mit vielem Humor geschrieben. Ueberhaupt ist diese Sammlung des berühmten Mannes nicht unwürdig. Ihren Werth erhöht die vorangeschickte Biographie und Goldsmith's wohlgetroffenes Bildniß. Im J. 1806 war noch in London ein abermaliger Abdruck verschiedener Werke Goldsmith's erschienen unter dem Titel: The miscellaneous Works of Oliver Goldsmith. A new Edition in four Volumes. To which is prefixed some account of his life and writings.

Treffend schildert Goldsmith's Charakter Pope's Vers: „In wit a Man, in simplicity a child.“ Er war ein Freund der Tugend und Moral. Auch in den scherzhaftesten Partien seiner Werke findet man in sittlicher Hinsicht keine anstößige Stelle. Zartheit, Anmuth und Reinheit der Empfindung herrschten in Allem, was er schrieb. Es zeugte von einer Innigkeit des Gemüths, das, wie Walter Scott sich ausdrückt, „keine andern Grenzen kannte als seine letzte Guinee.“ Es gehörte beinahe zu dem Wesen eines solchen Charakters, daß ihm eine entschiedene Festigkeit mangelte, und daß er der Schlauheit und Unverschämtheit zudringlicher Personen nicht widerstehen konnte. Wie er betrogen worden, davon hat er selbst manche Beispiele in seinen Schriften aufbewahrt, unter andern in History of the white mice (Geschichte von den weißen Mäusen). Der Grund davon war nicht etwa Einfalt. Er, der in dem Vicar of Wakefield die Betrügereien des Mr. Jenkinson so gut zu schildern wußte, war wol im Stande, die Plane gewöhnlicher Abenteurer zu durchschauen; aber seine Gutmüthigkeit erlaubte ihm nie eine abschlägliche Antwort zu geben. Auf diese Weise mit offenen Augen getäuscht, ward er nur zu leicht ein Opfer schlauer Betrüger, deren Kunstgriffe er so gut zu schildern wußte. Die Schwäche, jedem Betruge zu unterliegen, ward jedoch durch sein allgemeines Wohlwollen, durch seine Humanität aufgewogen, und der Geist, der in seinen Schriften weht, dürfte wol seinen früher erwähnten Mängeln in der Unterhaltung und seinem etwas zu großen Selbstgefühle die Wage halten. Mit Grund glaubte er auf seine Productionen einigen Werth legen zu können. „Mögen wir ihn,“ sagt Johnson, „als Dichter überhaupt, oder als Lustspieldichter, oder als Historiker betrachten, unstreitig ist er einer der ersten Schriftsteller seiner Zeit, dem schwerlich ein anderer den Rang streitig machen dürfte.“

Mit einer Art von Resignation warf Goldsmith in seinem Gedichte: The Traveller einen Rückblick auf sein wechselvolles Leben in einigen Versen [20]), die zu schön sind, um hier übergangen zu werden [21]). (*Heinrich Döring.*)

GOLDSTEIN (Auguste, Freiin von), teutsche Schriftstellerin, am 20. Febr. 1764 zu Breslau, wo ihr Vater Gottfr. Ernst v. Wallenrodt als Major eines preußischen Cavalerieregiments in Garnison stand, geboren, verlor schon in ihrem zwölften Jahre ihren Vater, wodurch ihre auf eine mehr als gewöhnliche Bildung berechnete Erziehung zu ihrem größten Nachtheile unterbrochen wurde und ein mit Schwärmerei verbundene Einseitigkeit sich bei ihr geltend machte, welche das Glück ihres ganzen Lebens gestört zu haben scheint. Ihre erste Ehe, welche sie im J. 1791 mit einem redlichen, aber für ihre Ansprüche nicht hinreichend mit Geldmitteln versehenen Manne schloß, mußte getrennt werden. Auch ihre zweite Ehe, die sie im J. 1803 mit dem Freiherrn von Goldstein einging, scheiterte an derselben Klippe und es erfolgte eine Scheidung, nach der sie von einer ihr von dem Könige von Preußen gewährten Pension in gedrückten Verhältnissen lebte. Zuerst leitete sie zu Liebenfelde bei Soldin in der Neumark die Erziehung der Töchter in einer ihr befreundeten Familie, später nahm sie eine ähnliche Stellung zu Brieg in Schlesien und dann in Prag ein und zuletzt hielt sie sich in Breslau auf, wo sie am 18. Febr. 1837 starb. Aus einer unermüdlichen Leserin aller ihr erreichbaren Romane wurde sie schon in ihrer Jugend Schriftstellerin in diesem Fache und lieferte Beiträge zu Taschenbüchern und Zeitschriften; ihr größerer Roman „Kollmar und Klaire, eine vaterländische Geschichte“ (Leipzig 1791—1795. 8. 2 Bde.), erfreute sich eines verdienten Beifalls und auch ihre übrigen Arbeiten (Die drei Spinnrocken. Leipzig 1793. 8. Weihnachtskörbchen für die Jugend, ein Taschenbuch. Hamburg 1794. 12. Emma von Ruppin, Geschichte

20) O eitel war mein Suchen nach dem Gut,
Das einzig nur in unsrer Seele ruht;
Unruhig, freudlos schweift' ich fort und fort,
Das Glück zu finden, das an keinem Ort! —
Sind wir doch immer auf uns selbst beschränkt,
Die Seligkeit liegt in uns selbst versenkt.
Im stillen Lauf, bei klarem Glanz der Sonne,
Fließt sanft der Bach der häuslich reinen Wonne.
Wenn selbst uns drangsalvolle Zeit ereilt,
Wenn Krieg und Mordlust frech die Beute theilt,
Kann man die höchsten Güter uns nicht rauben,
Uns bleibt Gewissensruh, Vernunft und Glauben.

21) Vergl. den Account of the life and writings of Oliver Goldsmith vor seinen Poetical and dramatic Works (London 1791.); desgl. vor seinen Essays and Criticisms und vor seinen Miscellaneous works; Walter Scott in Ballantyne's Novellist's Library (London 1822. Vol. V.) Teutsch im zweiten Bande des Werkes: Ueber das Leben und die Werke der berühmtesten englischen Romandichter. Von Ludwig Rellstab. (Berlin 1826. 12. 3 Bde.) The Prose Works of Sir Walter Scott. (Paris 1827.) Vol. V. p. 482 seq. Heinrich Döring, Lebensbeschreibungen berühmter britischer Dichter und Prosaisten (Leipzig 1825.) S. 86 fg. Den Britischen Plutarch. 7. Bd. S. 489 fg. O. L. B. Wolf in s. Geschichte des Romans; Esprit des Journaux. 1782. Tom. VI. p. 219 seq. Eschenburg's Britisches Magazin. 6. Th. S. 324 fg. S. Baur's Lebensgemälde. 3. Th. S. 436 fg. Dessen Histor.-biographisch-literarisches Handbuch. 2. Bd. S. 475 fg. Ideler's und Nolte's Handbuch der englischen Sprache und Literatur. 1. Bd. S. 278 fg. Ad. Böttger's Biographische Skizze vor Goldsmith's Gedichten. (Leipzig 1843.) S. III fg. Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 8. Bd. S. 411 fg., vergl. S. 347. 359. L. Wachler's Handbuch der Geschichte der Literatur. 3. Th. S. 226. A. Büchner's Geschichte der englischen Poesie. 2. Th. S. 156 fg. H. Hettner's Literaturgeschichte des 18. Jahrh. S. 463 fg.

voll Leiden, Freuden und Wunder. Leipzig 1794. 8. 2 Thle. Eine Sammlung theils dialogisirter Geschichten, theils Erzählungen. Rostock 1798. 8. Das Mädchen Wunderhold, eine abendländische Arabeske im modernen Style. Berlin 1808. 8. Der Traum und das Erwachen, ein Fragment aus der wirklichen Welt. Berlin 1809. 8. Farben des bunten Erdenlebens. Eine Sammlung von Erzählungen und fragmentarischen Familiengemälden. Liegnitz 1827. 8.) fanden Leser, obgleich sie ihrem ersten Versuche nachstehen. Ihre Tochter **Clara Maria Aurora Freiin v. Goldstein**, geb. am 29. Aug. 1793 zu Berlin, zeigte schon in ihrer Kindheit ungewöhnliche Anlagen nicht nur zu ernsten Studien, sondern auch zur Poesie und Musik. Die seltene Fertigkeit in der letzteren setzte sie in den Stand, Unterricht zu ertheilen und durch das Honorar den stets ärmlichen häuslichen Verhältnissen nachzuhelfen. Ihre Kenntnisse und ihre damit verbundene kindliche Bescheidenheit erwarben ihr die Liebe eines sehr angesehenen und wohlhabenden Mannes und eine bessere Zeit schien für sie und ihre Mutter nicht mehr fern zu sein, als ihren Bräutigam auf einer Geschäftsreise ein Unfall traf, der die Zerrüttung seiner Sinne und seinen Tod zur Folge hatte. Der Eindruck, den dieses unheilvolle Ereigniß auf das kaum 16jährige Mädchen machte, war so erschütternd, daß sie sichtbar dahin welkte und am 5. Aug. 1811 starb. Ihre Gedichte, welche sie stets sorgfältig zu verbergen gewußt hatte, wurden nach ihrem Tode von ihrer Mutter unter dem Titel: Geistesblüthen der heimgegangenen Clara Maria Aurora v. Goldstein (Berlin 1812. 8.) herausgegeben *). (*Ph. H. Külb.*)

GOLDSTERN, teutsche Bezeichnung für Gagea. (*Garcke.*)

GOLDTINCTUR oder GOLDELIXIR (Tinctura auri, Aurum potabile) hieß ehedem eine auf verschiedene Weise bereitete, auch wol mit andern Heilmitteln versetzte goldhaltige Mischung, die sich eines großen Rufes fast als Universalmittel erfreute. Am einfachsten wird eine solche Goldtinctur erhalten, wenn man eine Lösung von Gold in Königswasser mit Schwefeläther schüttelt und dann ruhig hinstellt, damit sich der goldhaltige Aether über der Säure sammelt, von wo er abgenommen werden kann. In einzelnen Präparaten des hallischen Waisenhauses ist noch Goldtinctur oder doch Gold enthalten. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GOLDWESPEN heißen die Arten der Linné'schen Gattung Chrysis (s. d. Art.). (*Giebel.*)

GOLDWITZ (Sebastian), Physicus und Brunnenarzt zu Kissingen, war der Sohn des bamberger Bildhauers Stephan Goldwitz und am 24. Juni 1752 zu Bamberg geboren. In der dortigen Domschule erhielt er den ersten Elementarunterricht und zeigte schon frühzeitig musikalische Anlage. Als neunjähriger Knabe ward er den Jesuiten zur weiteren Fortbildung übergeben und mit jährlichen Preisen ausgezeichnet. Zu seiner Fertigkeit auf den Blasinstrumenten Flöte und Horn gesellte sich auch Talent für Zeichnen und schöne Proben von Oel- und Wassermalereien lieferte er schon in noch jugendlichem Alter. Wie frühreif der Jüngling sich entwickelte, bewies auch die Thatsache, daß er im 15. Lebensjahre den Doctorgrad der Philosophie sich erwarb. Auf der Hochschule seiner Vaterstadt Bamberg, welche unter dem Fürstbischofe Adam Friedrich von Seinsheim mit gelehrten Professoren reichlich versehen wurde, widmete sich Goldwitz dem Studium der Arzneiwissenschaft. Unter seinen Lehrern war der nachmals so berühmte Physiolog J. Ign. Döllinger. Im J. 1777 besuchte er die wiener Universität, um die damals in ihrer Blüthe stehende Stoll'sche Theorie praktisch am Krankenbette unmittelbar zu prüfen. Zurückgekehrt nach seiner Vaterstadt promovirte er am 30. Mai 1780 als Doctor der Medicin und las als Inauguralfrage vor: An Medicus siquidem sufficit ad cognoscendum sufficiat quoque ad sanandum? Seine Dissertation, wozu er auf der wiener Hofbibliothek reichhaltige Literatur gesammelt hatte, gab eine geschichtliche Uebersicht über die Brechmittel: De vomitus ortu, progressu et usu ad nostra usque tempora. (Bambergae 1780. 4.)

Der für Wissenschaft und Cultur seiner fränkischen Fürstenthümer Bamberg und Würzburg so segensreich wirkende Franz Ludwig von Erthal (1779—1795) erkannte bald die vielseitigen Kenntnisse des jungen Arztes und ernannte ihn zum Armenarzte der Stadt, welche Stelle Goldwitz sechs Jahre lang mit beifälliger Aufmunterung bekleidete. Mit der Praxis verband er schriftstellerische Arbeiten, welche er meistens in Baldinger's „Neuem Magazine" veröffentlichte. Auch in Reichard's „Medicinischer Wochenschrift" erschienen zwei geschätzte Abhandlungen: „Versuche über die Zinkblumen" und „über die Respiration der Neugeborenen." Die kurmainzische Gesellschaft der nützlichen Wissenschaften zu Erfurt ernannte ihn durch Uebersendung des Diploms zu ihrem Mitgliede. Diese Anerkennung seiner literarischen Leistungen bewog ihn, seine vieljährigen Untersuchungen über die **Galle** in einem selbständigen Werke zu verarbeiten. Es erschien 1785 unter dem Titel: „Neue Versuche zu einer wahren Physiologie der Galle" und erfreute sich nur günstiger Beurtheilungen von Sachkennern. Ein Jahr darauf erfolgte seine Beförderung als Physicus und Brunnenarzt zu Kissingen und Bocklet, deren Emporblühen der selbst kränkelnde und von Unterleibskrankheiten schwer heimgesuchte Fürstbischof Franz Ludwig sich sehr angelegen sein ließ. Goldwitz fand die frühere Gebrauchsweise der Mineralquellen zu Kissingen und Bocklet sehr fehlerhaft und gab seine motivirten Vorschläge für verbessertes Curverfahren. Zugleich ging der Fürst darauf ein, zu Bocklet neue Gebäude zu errichten, englische Spaziergänge und Alleen anzulegen, Abänderung an der Fassung der Quellen vorzunehmen, kurz dem Rathe des verdienten Arztes mit wohlwollendem Vertrauen zu entsprechen. Um die Ansichten anderer Autoritäten zu vernehmen, gab Goldwitz mehrmals in Zeit-

*) A. v. Schindel, Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrh. 1. Bd. S. 166 fg. 3. Bd. S. 125. Neuer Nekrolog der Deutschen. 1837. 1. Bd. S. 259.

schriften die Verbesserungen an den beiden Curquellen Kissingen und Bocklet ausführlich an, z. B. in den Würzburger gelehrten Anzeigen 1793, Beilagen 73—82, dann in dem Journale von und für Franken 6. Bd. S. 464—483, bis er endlich alle seine zerstreuten Abhandlungen zu einer größeren Curschrift verarbeitete und im J. 1795 dem Publicum vorlegte: „Die Mineralquellen zu Kissingen und Bocklet nebst einem Plane der neuen Anlage zu Bocklet." Zu seiner „Physiologie der Galle" kam nach vier Jahren ein Pendant: „Ueber die Pathologie der Galle." (Bamberg 1789.)

Bei seiner Ernennung zum Physicus hatte er sich auch zur Begründung seines häuslichen Glückes im Mai 1786 mit der Tochter des fränkischen Kreisobersten, Fräulein Therese von Weigand, vermählt, welche Ehe jedoch kinderlos blieb. Er selbst erreichte ein 96jähriges Lebensalter und starb in Kissingen 1822.

Zu dem berühmten Flore Kissingens, welches jetzt zu einem Weltbade sich emporgeschwungen hat, wenigstens die ersten Grundsteine besserer Gestaltung gelegt zu haben — dies Verdienst wird auch die Gegenwart ihm nicht schmälern dürfen. (Dr. *Stenglein.*)

GOLDWITZER (Franz Wenzeslaus), ein fleißiger katholischer Theolog im Fache der Schrifterklärung und Patrologie, war zu Bamberg am 29. März 1778 geboren und führte zwar nur das geräuschlose stille Leben eines Landpfarrers, widmete sich aber in seinen Mußestunden eifrig dem Studium der heiligen Schrift und der heiligen Väter und theilte die Früchte seines Sammelfleißes in compendiarischer Form dem jüngeren Klerus in sehr verdienstvoller Weise mit.

Nachdem Goldwitzer auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt sich gründliche Kenntnisse in den alten Sprachen erworben, auch schon damals Vorliebe für die vaterländische Geschichte gewonnen, trat er im J. 1804 in das Ernestinische Klericalseminar zu Bamberg und wurde am 22. Sept. 1805 zum Priester geweiht, bald als Seelsorgergehilfe in die fränkischen Pfarreien Traustadt, Wartenfels und Neunkirchen am Brand abgesendet. Eine besondere Freude gewährte es ihm, talentvolle Knaben aus dem Landvolke zu unterrichten und wenn er an ihnen besondere Fähigkeit wahrgenommen, sie zum Studiren zu ermuntern. Unter diesen fand Goldwitzer einst einen sehr hoffnungsvollen Knaben seiner Pfarrei in einem kleinen Dorfe Hetzles, aber sehr dürftig. Goldwitzer ließ mit Bitten nicht nach bei dessen Aeltern, bis sie sich endlich entschlossen, ihren Sohn auf die Studienanstalt in Bamberg zu schicken. Dieser so angelegentlich empfohlene Knabe war kein anderer, als der jetzige Erzbischof von Bamberg, Michael von Deinlein, welcher von Stufe zu Stufe an Talent und Charakter sich glänzend entwickelte, wodurch die Menschenkenntniß Goldwitzer's sich auf das Augenscheinlichste bewährte.

Am 26. Jan. 1817 wurde Goldwitzer auf die Pfarrei Büchenbach befördert, ganz in der Nähe der Universitätsstadt Erlangen gelegen. Diese günstige Gelegenheit, eine größere Bibliothek in seiner unmittelbaren Umgebung zu haben, benutzte Goldwitzer auf das Sorgfältigste und widmete alle Mußestunden, die ihm die Seelsorge übrig ließ, nützlicher literarischer Thätigkeit. Hatte er früher als Kaplan kleine zeitgemäße theologische Abhandlungen und specialhistorische Arbeiten geliefert, so erweiterten sich seine schriftstellerischen Uebungen zu größeren, selbständigen Schriften. Seine ersten Versuche datiren aus dem Jahre 1810: „Ein Paar Worte über die Frage: ist die Ehe nach dem Ausspruche Jesu und der Apostel in keinem Falle auflösbar?" beantwortet von einem Kaplan im Mainkreise. (Kulmbach.) Bald darauf erschienen in Batz und Brenner Theologischer Zeitschrift. 4. Bd. Heft 5. S. 345—359: „Einige Bemerkungen über die Abhandlung, Harmonie biblischer Stellen über die Unauflöslichkeit der Ehe." Als historische Versuche sind von ihm zu bemerken: „Geschichte des Marktes und Klosters Neunkirchen am Brand als Versuch einer Localgeschichte." (Erlangen 1814.) „Neue Chronik der ehemaligen Abtei Weißenohe Benedictiner-Ordens." (In Oken's Isis 1823. Heft X. S. 993—1041.) Da die erlanger Universitätsbibliothek besonders in der protestantischen Theologie reichhaltig besetzt ist, entschloß sich Goldwitzer, seine schriftstellerische Thätigkeit vorzugsweise der biblischen Exegese zuzuwenden und später in kirchenhistorischem Fortschritte auch das Gebiet der heiligen Väter zu betreten. Durch seine Studien wollte er vorzugsweise den jungen katholischen Theologen durch Sammlung eines reichhaltigen Materials, aus größeren Werken und in leicht übersichtlicher Ordnung verarbeitet, nützlich werden und diesen löblichen Zweck erreichte er auf anerkennungswürdige Weise vollkommen.

Von diesem Gesichtspunkte aus fanden die nachstehenden Compendien verdienten Beifall, indem stets die vollständigste Literatur zu weiteren Forschungen sorgfältig verzeichnet und die wichtigen Belegstellen aus den Quellen genau angeführt wurden. In dieser Art und Weise sind geschrieben: Compendium dogmatum christian. cathol. (Solisbaci 1824.) Bibliographie der Kirchenväter und Kirchenlehrer vom 1—13. Jahrh. (Landshut 1828.) Bibliographia dogmatica. (Solisbaci 1831, enthält nicht nur die reichhaltigste Literatur der einzelnen Schriften, sondern auch sogar Angabe der hauptsächlichsten Recensionen über die einzelnen Werke). Patrologie, verbunden mit Patristik, 2 Bände. (Nürnberg 1834.) Dieses Werk ist besonders für katholische Theologen sehr zweckmäßig eingerichtet, um sie in das umfangreiche Gebiet der heiligen Väter einzuführen und ihnen eine Uebersicht über die christliche Literatur der neun ersten Jahrhunderte zu geben, indem die voluminösen Benedictinerausgaben in usum Delphini sehr praktisch ausgebeutet sind. Zuerst wird das Leben der heiligen Väter erzählt, dann ihre Schriften mit kurzer Angabe des Inhalts verzeichnet, die Charakteristik ihrer theologischen Anschauungsweise durch Belegstellen angegeben, endlich sind aus den reichhaltigen Indices der Maurinereditionen sachdienliche Auszüge beigegeben. Die mühsame Bearbeitung, mit wahrem Ameisenfleiße vollzogen, verdient die vollste Anerkennung. Seine exegetischen Arbeiten belebten bei den jungen katholischen Theologen das

Studium der hebräischen Sprache: Die Klagelieder des Propheten Jeremias. Aus dem Hebr. mit kritischen Anmerkungen. (Sulzb. 1828.) Die Psalmen metrisch nach dem Parallelismus des Hebräischen. (Sulzb. 1827.) Der Prophet Hosea. (Landshut 1828.)

Goldwitzer starb im J. 1840 als Pfarrer zu Biburg in der Diöcese Augsburg. (*D. Stenglein.*)

GOLE (Jacob, nicht Jan, wie er gewöhnlich, aber fälschlich, in den Kunstgeschichten genannt wird), ein berühmter Zeichner, Kupferstecher und Kunsthändler, von dessen Lebensverhältnissen Nichts weiter bekannt ist, als daß er im J. 1660 zu Amsterdam geboren wurde und daselbst um das J. 1737 starb. Von seinen zahlreichen Werken, welche alle, weil sie Copien berühmter niederländischer Originale sind, immer Werth behalten müssen, werden die gestochenen höher geschätzt als die in schwarzer Manier; die berühmtesten und gesuchtesten aber sind: Friedrich Wilhelm der Große, Kurfürst von Brandenburg, Büste (in schwarzer Manier); Bildniß des Landgrafen Karl von Hessen (Hauptblatt, gestochen 1696); Wilhelm, König von England, Kniestück in Rüstung nach Rigaud (seltenes gestochenes Blatt); Karl XI. von Schweden (gestochen 1685); der unglückliche Großvezier Kara-Mustapha (gestochen); Ludolph Backhuysen, berühmter Marinemaler (Schwarzkunst); Les héros de la ligue, ou la procession monacale, conduite par Louis XIV., pour la conversion des protestans de son royaume (Paris 1691.), 19 kleine Blätter; Rippert von Greenendyck, Bürgermeister von Leyden, auf einem Armstuhle sitzend (sehr seltenes Blatt); Adam und Eva von der Schlange verführt und aus dem Paradiese vertrieben (zwei gestochene Blätter nach Rafael); die heil. Magdalena nach G. Schalken (Schwarzkunst); das Mädchen, welches einem Mönche beichtet, nach Smith; de Quakers Vergaderinge (Quäkerversammlung) nach Hemskerk dem Jüngern (Schwarzkunst); die fröhliche Wirthin, nach R. Brakenburg (Schwarzkunst); die junge Dame mit dem Fächer nach G. Schalken (Schwarzkunst); der Holländer auf dem Eise nach C. Dusart; der Raucher und seine Frau; der Trictracspieler und der Freund von Bacchus und Venus (drei Blätter); die singende Dame neben dem Manne, welcher die Violine spielt, nach G. Metzu, und ein junger Mann, der beim Lampenlichte den Kopf der Venus zeichnet, nach G. Schalken (Schwarzkunst). Gole's Monogramm ist ein von einem G umschlossenes J., kommt aber nur selten vor*). (*Ph. H. Külb.*)

GOLEGA, ein Flecken im Königreiche Portugal, im Bezirke Santarem der Provinz Estremadura, südsüdwestlich bei Thomar. Der Flecken zählt 2800 Einwohner, hat bedeutende Olivenpflanzungen und einen stark besuchten Markt. (*H. E. Hössler.*)

GOLEIN [1]) (Jean), französischer Theolog, im J. 1320 zu Basqueville, einem Marktflecken bei Dieppe in der Normandie (dem jetzigen Departement der Nieder-Seine) geboren, trat nach der Beendigung der nöthigen Vorbereitungsstudien in den Karmeliterorden und wurde schon nach einigen Jahren Prior des Karmeliterklosters zu Rouen. Im J. 1354 ernannte ihn das zu Perpignan tagende Generalcapitel zum Professor der Theologie zu Paris und später erwählte ihn der Orden zu seinem Provinzial in Frankreich. Golein war auch als Schriftsteller sehr thätig; seine in lateinischer Sprache geschriebenen Werke, ein Commentar über die Sentenzen des Petrus Lombardus (Super IV libros Magistri Sententiarum), über das Meßopfer (Super officio missae) und eine Sammlung von Abhandlungen über verschiedene Streitfragen (Quaestiones variae), standen bei seinen Zeitgenossen in großem Ansehen [2]), blieben aber ungedruckt und sind jetzt vergessen. Als desto wichtiger für die Geschichte der französischen Sprache müssen dagegen seine früher wenig beachteten französischen Uebersetzungen berühmter theologischer Werke betrachtet werden. Bis jetzt sind von ihm herrührende französische Bearbeitungen des Buches des Aegidius Colonna: De regimine principum, der Institutiones monasticae Cassian's, einer Geschichte der Päpste und des Rationale divinorum officiorum von Guilielmus Duranti durch die in den öffentlichen Bibliotheken Frankreichs aufbewahrten, zum Theil prachtvoll ausgestatteten Handschriften bekannt geworden [3]), aber nur die Uebersetzung des Rationale (Paris 1503. fol., wiederholt Paris 1513. fol.) gedruckt [4]). Golein arbeitete sie im J. 1372 auf Befehl des Königs Karl V. und die Ueberreichung des fertigen Werkes durch den Verfasser ist in einem schönen Bilde einer Handschrift der kaiserlichen Bibliothek dargestellt [5]). Der Uebersetzer hält sich übrigens so wenig genau an das Original, daß man bei seiner Uebersetzung des Buches des Aegidius Colonna: De regimine principum annehmen zu müssen glaubte, er habe nach einem von dem Verfasser umgearbeiteten Texte gearbeitet, obgleich dieses keineswegs der Fall ist. Das achte Buch des Rationale, welches chronologische Bestimmungen enthält, hat er nicht übersetzt, weil er dies den Astronomen, welche bessere Kenntniß von dieser Sache haben, überlassen will, dagegen hat er an andern Stellen schätzbare Zusätze und namentlich ein höchst werthvolles Capitel über die Ceremonien bei der Krönung der franzö-

*) G. K. Nagler's Künstlerlexikon. 5. Bd. S. 268 fg. Desselben Monogrammisten. 2. Bd. S. 1082. J. Heller's Handbuch für Kupferstichsammler S. 272 fg.

1) Zuweilen auch, jedoch unrichtig, Golem, Golain und Goulain geschrieben.

2) *J. Trithemius*, De scriptoribus ecclesiasticis c. 650. *J. A. Fabricii* Bibliotheca latina mediae aetatis, ed. *Mansi*. Tom. IV. p. 80. 3) Näheres über diese Handschriften theilt Alex. Paulin Paris in seinem für die Handschriftenkunde höchst werthvollen Werke: Les Manuscrits français de la bibliothèque du Roi, leur histoire etc. (Paris 1836. 8.) Tom. II. p. 55 seq. 59 seq. 223 seq. Tom. IV. p. 101. Tom. V. p. 65 seq. mit. 4) Der für die Geschichte des Buches nicht unwichtige Titel lautet: Le racional des diuins offices ... a este translate de latin en francoys ce presēt liure Lan Mil ccc. lxxII a la requeste de tres saige prince Charles le quint roy de france et veu et corrige par aulcuns docteurs de paris. Am Ende: Cy fine le rational ... nouuellement imprime a Paris le xviii jour de juillet Lan mil cinq cens z iii pour Anthoine Verard. 315 Bll. in 2 Col. 5) Mitgetheilt von Bern. de Montfaucon in den Monumens de la Monarchie françoise. Tom. III. p. 35. Tab. IX.

fischen Könige beigefügt, weshalb man ihm seine sehr zahlreichen und oft lächerlichen Uebersetzungsfehler[6]) wol nachsehen darf. Golein, welcher trotz dieser Oberflächlichkeit als ein sehr gelehrter und scharfsinniger Mann gerühmt wird und auch als ein vorzüglicher Kanzelredner galt, starb im J. 1403 zu Paris[7]). (*Ph. H. Külb.*)

GOLEK-BOGHAZ, ein stark befestigter Gebirgspaß an der Südseite des 10,000 Fuß hohen Taurus (Bulghar-Dagh), 3550 Fuß über dem Meeresspiegel, in dem türkischen Sandschak Adana nördlich von Tarsus. Die Befestigungen sind angelegt zur Vertheidigung der Straße nach der Provinz Karaman. (*H. E. Hössler.*)

GOLEON DE LA GRAVE, ein 11,700 Fuß hoher Berg in den cottischen Alpen, in dem französischen Departement Hautes-Alpes unter 45° 6′ 12″ nördl. Br. und 3° 59′ 24″ östl. L. von Paris. (*H. E. Hössler.*)

GOLETI oder **GOLLETTI** (Antonius), Theolog, aber auch guter Philolog und Dichter, geboren um das Jahr 1607 zu Attignat, einem Städtchen der ehemaligen burgundischen Landschaft Bresse im jetzigen Ain-Departement, wahrscheinlich in sehr hohem Alter zu Lyon gestorben. Daselbst war er bereits seit 1627 Mitglied des Ordens der Jesuiten, deren Unterrichtsanstalten er seine vielseitige Bildung — denn auch als Botaniker und Arzt hatte er einen Namen — zu verdanken hatte, denen er dann auch wieder sein ganzes Leben, zuerst als Lehrer der Rhetorik und schönen Künste, dann als solcher der Philosophie und Theologie, zuletzt als Studienrector des Collèges der Jesuiten zu Lyon widmete. Als gewandten und gern gelesenen Dichter in lateinischer und französischer Sprache machte er sich durch seine: Musae Attiniacenses sive Carminum libri VI (Lugd. 1657. 12.) und durch den poetischen Anhang zu seiner castrirten Ausgabe des Martial: Selecta Martialis epigrammata quae Ant. Golleti exemit ex impudicitiae coeno (Lugd. 1675. 12.) bekannt. Im eleganten Gebrauche der französischen Sprache war er seiner Zeit weit vorausgeeilt und namentlich enthalten seine Epigramme viel feine und witzige Gedanken. Als Beweis dafür darf sein Epigramm auf Pilatus gelten:

Quand Pilate voulut accorder la requête,
Qui portait à la mort le sauveur des humains,
Au lieu de lui laver les mains
Il lui fallait laver la tête.

Auch zunächst für Schulzwecke waren seine: Symposii poëtae veteris aenigmata, quibus A. G. notas breves adjecit (Lugd. 1675. 12.) und: Horatii puriores odae cum observationibus (ibid. 1676. 12.) bestimmt. Erst nach seinem Tode traten: Les Remèdes choisis de l'herboriste d'Attignat — sowie: Les oeuvres médicinales de l'herboriste d'Attignat (Lyon 1690. 12.; die letzte Schrift in drei Bändchen) hervor. Aus Unkenntniß des Sachverhältnisses ist später der Ortsname Attignat zu dem des Verfassers dieser Schrift umgestempelt worden. Im Manuscripte wird von Goleti in der Stadtbibliothek zu Lyon ein lateinischer Commentar zu Juvenal's Satyren aufbewahrt; Jules Baur, Archivifte des Departements de l'Ain, ist im Besitze eines autographischen Manuscripts von Goleti, welches nach seiner Angabe unter dem Titel: Paradisus liliorum „une vie des Saints de la maison royale de France" enthält *). (*J. E. Volbeding.*)

GOLFE DU LION, nicht Golfe de Lyon, heißt der große Meerbusen Frankreichs am mittelländischen Meere nach den gangbaren Erklärungen davon, weil die Schiffe von den heftigen Stürmen und Bewegungen des Meeres, denen die seichte Küstengegend ausgesetzt ist, oft verschlungen werden wie der Raub von einem Löwen. Nach Malte Brun hieß dieser Meerestheil schon im Mittelalter Mare Leonis, und schon deshalb kann der Name nicht von der Stadt Lyon hergeleitet werden, die ohnedies ziemlich weit von der Küste im Innern des Landes liegt. (*H. E. Hössler.*)

GOLFETE-DE-CORO, die von der Halbinsel Paraguana gebildete östliche Bucht des Busens von Maracaibo, an deren Südostseite die Stadt Coro liegt. (*H. E. Hössler.*)

GOLFSTROM. Die unter dem Namen Golfstrom bekannte Meeresströmung des atlantischen Oceans ist jedenfalls nur ein Arm oder eine Fortsetzung einer größeren Strömung, welche beim Cap St. Roque beginnt, nach den Antillen hin treibt und mit solcher Macht an der Mündung des Amazonenstromes vorüberzieht, daß man mittels desselben in fünf Tagen von Surinam nach den Antillen, selbst gegen den heftigsten Wind, gelangt, während zu der Fahrt in entgegengesetzter Richtung vier bis acht Wochen nöthig sind. Dieser Strom bewegt sich mit außerordentlicher Schnelligkeit an den Mündungen des Orinoko vorüber zwischen dem Festlande und der Insel Trinidad durch den Kanal del Sur in den Golf von Paria und von da nordwärts durch den Drachenschlund. Nordwestlich von Trinidad trifft sie mit der von Osten heranziehenden Umschwungströmung zusammen und erlangt dadurch eine solche Gewalt, daß es unmöglich ist, dagegen zu schiffen. In solcher Heftigkeit treibt die Strömung längs der Küste von Mittelamerika wie in einem Wirbel fort, durch den Meerbusen von Mexico und weiter hin zwischen der Südspitze von Florida und der Insel Cuba hindurch gegen die östlich vorgelagerten Bahamainseln. Hier nun theilt sich die Strömung so, daß ein Arm an der Insel Cuba entlang nach Südosten zieht und sich in den Klippen verläuft. Dies ist der sogenannte alte Bahamakanal der Karten des 16. und 17. Jahrhunderts, über welchen die ältesten Notizen sich in

6) So übersetzte er die ersten Worte der Einleitung: „Guillelmus, sanctae Mimatensis ecclesiae *sola Dei* patientia dictus episcopus" auf folgende Weise: „Guillaume, évêque de Mende, surnommé *Galadri*." Vergl. Histoire littéraire de la France. Tom. XX. p. 482. 7) *A. F. Gautier*, Notice sur J. Golein in den Mémoires de l'Académie de Bordeaux. 1847. p. 393. Biographie générale. Tom. XXI. p. 118.

*) Man vergl. *Depéry*, Biographie de l'Ain. Tom. I. p. 111—113 und den Artikel über ihn in der Biographie universelle. Tom. XVII. (nouv. éd.) p. 120.

dem Tagebuche des berühmten Seefahrers Ponce de Léon vom 21. April 1512 findet. Der andere Arm treibt nordwärts zwischen der Halbinsel Florida und den Bahamainseln hindurch und dieser Arm ist der eigentlich sogenannte Golfstrom, der namentlich seit Benjamin Franklin, welcher den Namen zuerst gebrauchte und eine von dem Seefahrer Folger gezeichnete Karte der Strömung veröffentlichte, Gegenstand sorgfältiger und genauer Beobachtungen geworden ist, wiewol auch diese Strömung früher den Namen Bahamakanal geführt hat, wie sich auf einer im britischen Museum aufbewahrten Karte von 1580 ergibt, auf der es heißt: Canalis Bahama versus septemtrionem semper fluit. Alexander von Humboldt sagt von ihm in den Ansichten der Natur: „Hier bilden die Wasser, was die Seefahrer den Golfstrom nennen, einen Fluß warmen, sich rasch fortbewegenden Wassers, der sich in diagonaler Richtung immer mehr und mehr von der Küste von Nordamerika entfernt. Schiffe, welche von Europa aus nach dieser Küste bestimmt und ihrer geographischen Länge ungewiß sind, orientiren sich, sobald sie den Golfstrom erreichen, dessen Lage durch Franklin, Williams und Rennell genau bezeichnet worden ist. Von 41° nördl. an wendet sich dieser Streifen warmen Wassers, der an Schnelligkeit allmälig abnimmt, zugleich aber immer breiter und breiter wird, gegen Osten. Ja, ehe er die westlichen Azoren erreicht, theilt er sich sogar in zwei Arme, von denen einer, wenigstens zu gewissen Jahreszeiten, sich nach Irland und Norwegen, der andere aber gegen die kanarischen Inseln und gegen die westliche Küste von Nordafrika wendet. Durch diesen atlantischen Wirbel, den ich an einem anderen Orte (im ersten Bande meiner Reise nach den Tropenländern) umständlicher geschildert, wird es erklärbar, wie, trotz der Passatwinde, Stämme der südamerikanischen und westindischen Cedrela odorata an die Küste von Teneriffa können angeschwemmt werden. Ich habe in der Nähe der Bank von Neu-Foundland viele Versuche über die Temparatur des Golfstromes gemacht. Er bringt mit großer Schnelligkeit die warmen Gewässer der niedrigen Breiten in nördliche Regionen. Daher ist die Temperatur des Stromes um zwei bis drei Réaumur'sche Grade höher als die des angrenzenden unbewegten Wassers, welches gleichsam das Ufer des Flusses bildet."

Seit namentlich James Rennell in seinem zu London im J. 1832 erschienenen Werke: An investigation of the Currents of the Atlantic Ocean etc. die früheren Beobachtungen sorgfältig gesammelt, unter sich verglichen, als unzulänglich nachgewiesen und die Betheiligung der Regierungen als nothwendig dargethan hat, ist mit der im J. 1845 beginnenden amerikanischen Küstenvermessung eine genauere Untersuchung des Golfstroms verbunden, deren Hauptaufgabe die Bestimmung der thermischen Verhältnisse in der Tiefe ist.

Die höchste Temperatur des Golfstromes findet sich an der Oberfläche desselben und beträgt 86° F., ist demnach 9° höher als die des Oceans je nach der Breite. Wenn die Breite um 10° wächst, so verliert der Strom 2° an der Temperatur, doch tritt ein Wechsel der oceanischen Isothermen je nach den Monaten ein, so steigt die Isotherme von 60° F. im September zwischen 25° und 30° westl. L. bis zu 50° nördl. Br., im October erreicht sie nur 50° nördl. Br. und im November geht sie auf 47° oder 45°, im December und Januar sogar bis 40° nördl. Br. zurück. Wer den Golfstrom in 37° 22′ nördl. Br. und 71° 26′ westl. L. durschneidet, findet die Temperatur des Wassers an der Oberfläche 66°, die der Luft auf dem Wasser 54°—77° und 56° die der Luft. Zugleich haben die neueren Untersuchungen gelehrt, daß der Golfstrom aus mehren parallelen Bändern besteht, die auf den kalten Wassern einer Polarströmung ruhen und von denselben umgeben sind. Diese Scheidung in warme Bänder hat man besonders deutlich in größeren Tiefen gefunden und von Cap Cannaveral an mit Bestimmtheit erkannt. Das wärmste Band, welches man die Achse des Golfstromes nennt, hat unmittelbar an seiner Seite das kälteste Wasser. Die Abnahme der Temperatur nach der Tiefe hin findet in einem geometrischen Verhältnisse statt, doch haben die Winterbeobachtungen eine große Unregelmäßigkeit in diesem Gesetze der Temperaturabnahme gezeigt. Die Tiefe des Golfstromes ist sehr verschieden, zwischen Cap Florida und Bemini wird sie von Maury zu 500 Faden, nach neuren Forschungen zu 370 Faden angegeben; in den nördlichen Sectionen bis nach Charleston fand man unter den kalten Bändern und östlich vom Golfstrome bei weniger als 600 Faden Boden. In den warmen Bändern dagegen und nördlich von Charleston hat man mit dem Senkblei in Tiefen von 600—1200 Faden keinen Boden berührt. Die geringe Tiefe unter den kalten Bändern hat Veranlassung zur Annahme unterseeischer Gebirgsketten gegeben, vielleicht den Apallachischen ähnlich. Auch hat man beobachtet, daß die Oberfläche des Golfstromes dachförmig gestaltet ist, höher in der Mitte und niedriger an den Seiten.

Auf der großen Bank von Neu-Foundland trifft der Golfstrom auf eine aus der Baffinsbai kommende, ebenso schnelle und ebenso starke Gegenströmung und wird durch diese Bank, die vielleicht den beiden Strömungen ihre Entstehung verdankt, von derselben geschieden. Der nördliche Strom des Eiswassers wirkt bei seinem Vordringen nach Süden beträchtlich auf die Verminderung der Temperatur der Nordostküste von Nordamerika und macht dieselbe unwirthlicher, als sie wol sonst sein würde. Hier bildet sich nun auch ein unterseeischer Strom kalten Wassers, der in die tropischen Gegenden hinabzieht. Am Aequator hat man einen solchen 200 Meilen breiten Strom beobachtet und sein Wasser 23° kälter gefunden als das der Oberfläche; auch im karibischen Meere fand man in geringer Tiefe eine der Temperatur Spitzbergens ähnliche Temperatur und schloß daraus, daß ein Arm dieser kalten Strömung auch in das karibische Meer eindringe. Die Wässer der bei Neu-Foundland sich treffenden Gegenströmungen, das kalte des nördlichen und das warme des Golfstromes, bleiben auf 1000 Meilen weit von einander geschieden und der Golfstrom treibt in seinem Kanale fort.

Ein Hauptarm des Golfstromes wendet sich von

Neu-Foundland aus zunächst von Südwesten nach Nordosten und dann nach Nordnordosten nach der nordwestlichen Küste Europa's und führt derselben durch seine warmen Wasser eine höhere Temperatur zu, als sie nach ihrer geographischen Breite haben könnte, biegt dann um das norwegische Nordcap in den arctischen Ocean, in welchem er wahrscheinlich eine Umschwungsbewegung des Wassers bewirkt, sodaß derselbe wieder in den atlantischen Ocean zurücktreibt. — Kein Land und insbesondere keine Küste der Erde hat ein im Verhältnisse zur geographischen Breite so mildes Klima als Norwegen. In Hardanger beträgt die mittlere Jahrestemperatur bis 6° R., in Drontheim bis 4° und selbst am Nordcap steht sie über dem Nullpunkte. Das Land bringt Gewächse hervor, die man in anderen Welttheilen nur in südlicheren Zonen wiederfindet. Gerste wird bis zu 70°, Roggen bis zu 69°, Weizen bis zu 64° angebaut, den Kirschbaum trifft man bis an den Polarkreis und feine Obstsorten von Aepfeln, Birnen sogar noch im Stifte Drontheim. Man hat nun in Norwegen selbst die Ursache dieses milden Klima's zwar nicht ausschließlich doch hauptsächlich in der Einwirkung des Golfstromes gesucht und führt als Beweise für die Existenz desselben an den norwegischen Küsten das Antreiben ausländischer, namentlich tropischer Früchte und anderer Gegenstände, sowie das Vorkommen mancher Fischarten an. Es werden an allen Stellen der nordwestlichen Küste Norwegens beträchtliche Mengen Zimmerholz, höchst wahrscheinlich von Amerika herüber, angeschwemmt und bei der Insel Röst (67° 30′ nördl.) wird oft eine Menge Mahagoni gefunden, welches vermuthlich aus der Hondurasbai gekommen ist. In der Nähe von Tromsö sind insbesondere Campechebäume von 60—80 Fuß Länge gefunden worden. Unter den anschwimmenden Früchten werden namentlich aufgeführt die Hülsen der Cassia fistulosa, die nierenförmige Wurzel des Anacardium occidentale, die Frucht der Cucurbita lagenaria, Piscidia und Cocos nucifera. Auch finden sich eine Menge Fischarten sowol als Schaltthiere und Mollusken, welche einen gewissen Wärmegrad des Meerwassers bedürfen und daher in kälteren Meereszonen nicht fortkommen, bei Norwegen bis 20 Breitengrade nördlicher, als an den nordamerikanischen und nordasiatischen Küsten, unter den Fischen namentlich die Gattung Cheironectes, deren Arten sonst nur in den wärmeren Gegenden des atlantischen Oceans in den Massen des Sargasso und anderer Fucusarten, z. B. bei Jamaica, umherschwimmen.

Der gegen die Azoren und die nordwestliche Küste Afrika's ziehende Arm des Golfstromes macht durch sein heftiges Andrängen nach der Küstenstrecke zwischen der Straße von Gibraltar und dem weißen Vorgebirge die Schiffahrt, namentlich im Sommer, in diesen Gegenden gefahrvoll.

Da die Arbeiten der Küstenvermessungen noch in vollem Gange sind, so dürfen wir noch vielen wichtigen Aufschlüssen, namentlich auch über die eigentliche Ursache dieser interessanten Erscheinungen, entgegensehen, über welche bisher verschiedenartige Vermuthungen aufgestellt worden sind. (*H. E. Hössler.*)

GOLGASDRUCK. GOLGASFABRICATION. Die älteste Art des Wollenzeugdrucks ist die sogenannte Golgasfabrication, eine Gattung dichten Flanells, bei der die Fäden gut gedreht sein müssen, damit die Oberfläche so viel als möglich glatt erhalten wird. Zur Darstellung dieses Druckes gehören Formen, die durch und durch ausgeschnitten und von der Breite des Gewebes sind; jede derselben muß doppelt vorhanden sein. Zwischen diesen beiden Formen wird der Flanell stark eingepreßt und sodann die heiße Farbe eingegossen, von der das, was nicht mit der Faser in Verbindung tritt, sondern durchläuft, in einem untergestellten Gefäße sich sammelt. Hierauf wird die Presse abgenommen, der mit Farbe imprägnirte Theil vorgeschoben, die Formen nach obiger Vorrichtung wieder angepaßt u. s. w., bis zur Vollendung des Stück Zeuges, das sodann abgetrocknet und ausgewaschen wird und nach dem Wiederabtrocknen die geeignete Appretur für den Verkauf erhält.

Die Flanelle für den Golgasdruck werden, ehe sie in die Presse kommen, zuvor angesotten. Zu blauen Mustern geschieht dieses in einem Bade von Alaun und Weinstein, worauf der Guß mit einer verdünnten sudheißen Auflösung von Indigo in Schwefelsäure gegeben wird.

Bei hellrothen Mustern werden die Zeuge ebenso angesotten; als Guß aber gebraucht man eine aus Cochenille und Wau oder Quercitronrinde bereitete Farbebrühe.

Um grüne Muster zu erhalten, färbt man den Flanell vorher gelb und macht dann den Guß mit einer Indigoauflösung. Will man violette Farben erzeugen, so werden die angesottenen Zeuge mit einer Farbebrühe von Campeche- und Brasilienholz in der Form begossen. Braune Farben gibt ein Guß mit einer Farbebrühe von Campecheholz und Kupfervitriol.

Nach dem Drucke und Abtrocknen werden die Zeuge in fließendem Wasser gut gespült, abgetrocknet und gepreßt. Niemals aber erscheinen die Farbemuster scharf abgeschnitten, sondern immer an den Kanten auseinandergeflossen. Um das letztere mehr zu verhindern, ist es gut, wenn man nach dem Farbengusse sehr heißes Wasser in die Formen nachgießt, wodurch die überflüssig angehäufte Farbe weggespült, so dem Austreten derselben vorgebeugt und selbst auch die Farbe mehr mit dem Wollenzeuge befestigt wird.

Die lange Geheimhaltung dieser örtlichen Färberei mag die Ursache sein, warum in diesem Verfahren keine Verbesserung stattgefunden hat, sondern es beständig bei Erzeugung grober unförmiger Muster geblieben ist. Würde man statt der hölzernen Formen ausgeschnittene Bleiplatten nehmen und sich zur Pressung der hydraulischen Pressen bedienen, die in den Bandanasfabriken verwendet werden, so würde man dieses Fabricat um so reiner und vollständiger darstellen können.

An den Golgasdruck reiht sich auch der Beryll- oder erhabene Druck an, welcher fast ebenso alt als jener ist. Für den erhabenen Druck werden die schafwollenen Gewebe nicht angesotten, sondern in ihrem gewöhnlichen Zustande verwendet. Die Formen zum Be-

ryllbruck bestehen in erhabenen Messingfiguren, mit welchen die fertigen Farben durch Weizenstärke oder Gummi verdickt unter einer heißen Presse eingedruckt werden, jedoch ohne Wiederabsonderung des Verdickungsmittels, daher die farbigen Muster auf dem Zeuge immer erhaben erscheinen.

Die Aufdruckfarben für den erhabenen Druck, welche aus Absuden von Cochenille, Fernambukholz, Campecheholz, Quercitronrinde u. s. w. bestehen, werden gewöhnlich mit Alaun zu Roth und Violett und mit Eisenvitriol für Schwarz entwickelt. Die in Messing gearbeiteten Formen für den Beryllbruck sind gemeiniglich länglich viereckige Tafeln, von 4 Fuß Länge und 2 Fuß Breite. Die ganzen Stücke werden nach und nach gedruckt, sie laufen während der Arbeit über eine Walze; ihre Breite beträgt eine kleine Elle, ihre Länge aber 28—30 Ellen.

Das Drucken geschieht auf folgende Art: Man bringt das Modell, nachdem es mit der durch Gummi verdickten Farbe eingerieben ist, auf die heiße Platte eines von Hinten geheizten Ofens, zieht die zu druckende Waare, der man vorher auch eine Grundfarbe geben kann, darüber her, bedeckt sie sodann mit einem feuchten wollenen Tuche und schraubt auf sie die leicht bewegliche Schraubenpresse, die über dem Ofen steht.

Der Teller der Presse ist so groß wie die Ofenplatte und das Ganze gleicht einer Buchdruckerpresse. Da die Platte sehr heiß wird, so muß man sie nach jedem Drucke herausnehmen und in Wasser eintauchen. Es befindet sich hierzu der Presse gegenüber ein Wasserbehälter. Das Eintragen der Farbe geschieht mit der Hand; der Ueberfluß wird mit feinen Buchenholzspänen, dergleichen sich die Schuhmacher zum Einlegen der Sohlen bedienen, hinweggenommen; man nennt sie daher Abstreichspäne. Ist so das ganze Stück Zeug durchgedruckt, so nimmt man die harte, gleichsam auf dasselbe gebackene und hervorragende Farbe, die das eigentliche Gefärbte deckt, mit einem Besen hinweg. Dieser Besen ist von feinem getrocknetem Holze und gleicht denjenigen Besen, die man zum Reinigen der Billarde gebraucht; nur ist er etwas größer. In diesem Zustande erhält die gedruckte Waare die Appretur durch Pressen. Will man ihr noch Zierathen geben, z. B. runde gelbe Dupfen, so werden dieselben nach dem Abkehren durch verdünnte Salpetersäure gegeben. Es geschieht dies mit einem Hölzchen.

Die Grundfarben des Berylls müssen lebhaft sein, hellblau, hellgrün, gelb, hellbraun, hellroth, carmoisin, gemeines Ziegelroth und hellschwefelgelb sind die gesuchtesten Nüancen. Diese Gattung Druckwaare wurde in früheren Zeiten in Mühlhausen in Thüringen durch die Gebrüder Lutteroth in großen Quantitäten verfertigt und in bedeutenden Partien nach Amerika versendet. In Nördlingen verfertigten diese Druckfabricate Kieberlin und Hochstetten.

In der neuern Zeit hat der erhabene Druck wesentliche Verbesserungen in seiner Darstellung erlangt. Rheins u. Comp. in Paris haben statt der Platten Cylinder eingeführt, wodurch das Druckverfahren vereinfacht und das früher ausgeübte Ansetzen der Platten, durch welche häufig Absätze beim Drucken zum Vorschein kommen, ganz beseitigt wird.

Nach diesem verbesserten Verfahren wird mit Hilfe einer gleichen Anzahl von Arbeitern eine dreimal größere Menge von gedruckten Zeugen erzielt, wobei überdies auch die beim Drucken angewendeten Decken nicht mit jedem Tage ausgesotten zu werden brauchen, und da dieses Aussieden mit demselben Feuer geschieht, welches zur Zubereitung der Farben und zum Heizen des Cylinders dient, so ergibt sich dabei noch eine bedeutende Kostenersparniß.

Nach einem solchen Verfahren werden außer schafwollenen Geweben auch Baumwollen- und seidene Sammetstoffe in den mannichfaltigsten Dessins colorirt. In der pariser Industrieausstellung im J. 1839 hatten Rheins u. Comp. unter andern Erzeugnissen auch griechische Mützen, dann Meubelstoffe und Gilets auf Sammet in erhabenem Drucke ausgestellt, welche allgemeinen Beifall erregten. (*v. Kurrer.*)

GOLGOI, auch Golgos, Golgon und Golgion (*Γολγοί. Γολγός, Γολγόν* und *Γόλγιον*), eine Stadt auf der Insel Kypros, wahrscheinlich auf der Ostseite, und zwar in der Nähe des Vorgebirges Idalion, obgleich dieses nicht bestimmt nachgewiesen werden kann. Golgoi war eine jener berühmten und weithin bekannten Stätten des Aphroditecultus auf Kypros, ob älter als der Cult zu Paphos, ist zweifelhaft. Der Name Golgoi soll von dem Sikyonier Golgos, welcher hier sich mit einer Niederlassung angesiedelt habe, stammen. *Steph. Byzant.* V. p. 210. ed. *Meineke*: *Γολγοί, πόλις Κύπρου, ἀπὸ Γόλγου τοῦ ἡγεσαμένου τῆς Σικυωνίων ἀποικίας· λέγεται καὶ Γόλγιον, οὐδετέρως, ἀφ' οὗ Γολγία ἡ Ἀφροδίτη· τὸ ἐθνικὸν Γόλγιος καὶ Γολγία καὶ Γολγῆτς.* *Theokrit.* XV, 100: *δέσποιν' ἁ Γολγώς τε καὶ Ἰδάλιον ἐφίλασας.* Die Scholiasten dazu haben aus Golgos einen Sohn der Aphrodite und des Adonis gemacht. W. H. Engel (Kypros I. S. 145—147) hat die Ansicht Münter's widerlegt, welcher aus Pausanias VIII, 5, 2: *τέως δὲ ἡ θεὸς παρὰ Κυπρίων τιμὰς εἶχεν ἐν Γολγοῖς καλουμένῳ Χορίῳ* gefolgert hatte, daß Paphos früher Golgos geheißen habe. Golgos war also eine Gründung der Sikyonier und bezeugt gegenseitige freundliche Verhältnisse. Vergl. Curtius, Peloponnesos. 2. Bd. S. 484. Plinius (V, 35) zählt Golgi zu den bedeutenden 15 Städten der Insel. Lykophron (V. 589) nennt Kypros das Land der Herrscherin von Golgoi (*Γόλγων ἀνάσση* nennt er die Aphrodite). Vergl. Engel, Kypros I. S. 147. Nach den Angaben des Suidas und des Harpokration hatte auch Xenagoras in seinem Werke über die Inseln die Stadt Golgoi auf Kypros erwähnt. (*Krause.*)

GOLGOTHA (*Γολγοθᾶ*) wird im neuen Testamente der Ort genannt, an welchem Christus gekreuzigt wurde. Daß derselbe außerhalb der Stadt lag, geht hervor aus den Stellen Matth. 27, 33; Marc. 15, 22; Joh. 19, 17; Hebr. 13, 12; daß es ein Platz in der Nähe von Jerusalem war, aus Joh. 19, 20; daß das Grab, in welches der Leichnam gelegt wurde, in einem

an dem Orte befindlichen Garten ausgehauen war, bemerkt nur Joh. 19, 41. Das Wort ist das aramäische גלגתא und mit Ausstoßung des zweiten ל aus גלגלתא entstanden (dieselbe Ausstoßung zeigt das arabische جَلَجَةٌ, während das Syrische das erste ל aufgibt: ܓܓܘܠܬܐ [Gogulto]) und heißt „Schädel." Matthäus, Marcus und Johannes verdolmetschen es durch *κρανίου τόπος*, während Lucas an der betreffenden Stelle (23, 33) den Ort nur *κρανίον* nennt. Nach der ersteren Uebersetzung hat man es gewöhnlich durch „Schädelstätte" übertragen, was einen falschen Sinn gibt, wenn man darin die Bezeichnung eines Richtplatzes von den etwa herumliegenden Schädeln findet. Abgesehen davon, daß der durch das Gesetz sanctionirte Widerwille der Juden gegen alles Todte schwerlich das offene Herumliegen von Schädeln und anderem Todtengebein geduldet haben wird, liegt diese Bedeutung gar nicht in *κρανίου τόπος*; es müßte wol *κρανίων τόπος* heißen. Der Name des Ortes war also einfach, wie Lucas ihn auch überliefert, „Schädel" und wahrscheinlich von der einem Schädel ähnlichen Gestalt eines Hügels hergenommen. — Eine genauere Bestimmung der Lage dieses Hügels findet sich weder im neuen Testamente, noch in einer andern gleichzeitigen Quelle, und auch die Tradition der ersten Jahrhunderte enthält darüber Nichts; erst unter Constantin glaubte man die Stelle wieder aufgefunden zu haben und der Kaiser ließ eine Kirche darüber bauen, welche, wiewol mehrmals durch Feuer zerstört (zuletzt 1808), immer wieder auferbaut wurde und jetzt bis auf einzelne Kleinigkeiten so besteht, wie sie von den Kreuzfahrern aufgeführt wurde. Ob unter Constantin das wirkliche Golgotha wieder aufgefunden sei, darüber ist in neuerer Zeit viel hin und her gestritten worden, ohne daß man darüber bereits zu einem völlig sicheren Resultate gelangt ist. Vergl. den Art. Grabkirche. (*Haarbrücker.*)

GOLIATH (nach semit. Etymologie entweder exilium und concret exul oder calvities und concret calvus) war der Name eines Riesen von philistäischem Stamme aus der Stadt Gath, von welchem (1 Sam. 17, 4 fg.) erzählt wird, daß er in einem Streite der Philister mit den Israeliten als Zweikämpfer herausgetreten sei und einen Israeliten zum Zweikampf aufgefordert habe, von dessen Ausfall die Unterwerfung des einen oder des andern Volkes abhängen sollte. Als Saul und ganz Israel vor diesem Philister, dessen Größe und dieser angemessene Waffenausrüstung (V. 4—7) in kolossalen Dimensionen angegeben sind, verzagten und sich fürchteten, hatte der zufällig im Lager Israels anwesende Hirtenjüngling David den Muth, ihm, nur mit seiner Hirtenschleuder bewaffnet, entgegen zu gehen und die Gewandtheit, ihn mit einem Steine an die Stirn zu treffen und zu tödten, worauf er des Riesen Schwert ergriff und ihm den Kopf abhieb. Dasselbe Schwert empfängt David auf seiner Flucht zu Achis vom Könige von Gath aus der Hand des Priesters Ahimelech, nachdem es bis dahin in Nob hinter dem Ephod in ein Gewand gewickelt gestanden hatte (1 Sam. 21, 10), wofür Ahimelech nebst den andern Priestern auf Saul's Befehl getödtet wird (1 Sam. 22, 10 fg.). Die Heldenthat David's wird noch in spätester Zeit von Jesus Sirach (47, 5) gepriesen. Mit dieser Erzählung des ersten Buches Samuelis stimmt eine Angabe des zweiten Buches Samuelis (21, 19) in sofern nicht überein, als es hier heißt: „Und es war abermal ein Streit zu Gob mit den Philistern. Da schlug Elhanan, der Sohn Jaare-Orgim's, ein Bethlehemite, Goliath, den Gathiter, und der Schaft seines Speeres war wie ein Weberbaum." Diese Differenz suchte schon der Chronist (1 Chron. 20, 5) dadurch auszugleichen, daß er die betreffende Stelle so wiedergibt: „Und es war abermal ein Streit mit den Philistern. Da schlug Elhanan, der Sohn Jair's, Lahemi, den Bruder Goliath's, des Gathiters, und der Schaft seines Speeres war wie ein Weberbaum." Er setzt also an die Stelle Goliath's seinen Bruder. Neuere Erklärer haben sich der eine für die Richtigkeit der Lesart des zweiten Buches Samuelis, der andere für die des Chronisten entschieden. Es handelt sich um die hebräischen Worte des zweiten Buches Samuelis: בן־יערי ארגים בית הלחמי את, und des Chron.: בן־יעיר את־לחמי אחי. Hier ist zunächst wol als sicher anzunehmen, daß יערי bei 2 Sam. aus dem richtigen יעיר durch Corruption entstanden und das am Schlusse des Verses noch einmal stehende ארגים, weil grade darunter stehend, durch Versehen nach יערי hineingekommen ist. Was aber die Ursprünglichkeit der beiden Lesarten im Ganzen betrifft, so läßt sich wol leicht erklären, daß der Chronist, welcher die Erzählung des ersten Buches Samuelis im Auge hatte, eine durch nicht zu große Buchstabenveränderung herzustellende Ausgleichung beabsichtigte, aber nicht umgekehrt, wie Jemand aus einem etwa undeutlich geschriebenen Texte eine der später gewiß allgemein bekannten Tradition widersprechende Angabe herauslesen konnte. Dazu kommt die Beschaffenheit der Bücher Samuelis selbst. Daß darin, wie sie jetzt vorliegen, besonders in der Geschichte David's und Saul's verschiedene Relationen in einander verwebt sind, wird vergeblich bestritten werden. Auch zeigt die Eigenthümlichkeit des Stückes 2 Sam. 21, 15—22 deutlich, daß es ein kleineres Ganze für sich bildet, eine Zusammenstellung der vier Kinder Rapha, welche als die letzten Ueberbleibsel eines früheren Riesengeschlechtes der Enakim durch die Hand David's und seiner Knechte fielen, vergl. Jos. 11, 21 — 23. Ob nun zwei Goliaths anzunehmen sind oder nur zwei verschieden gestaltete Berichte über ein und dasselbe Factum, diese Frage kann ihre Erledigung wol nur in weiterem Zusammenhange finden. — Die Figur Goliath's spielt, wie die meisten hervorragenden Persönlichkeiten der biblischen Geschichte, im Legendenwesen des Muhammedanismus unter dem arabisirten Namen Dschalut eine Rolle. Muhammed selbst erwähnt ihn im Koran Sur. 2, 250, indem er die Geschichte Saul's mit der von Gideon vermischt: „Und als Talut (Saul) mit seinen Kriegern aufbrach, sagte er: Gott wird euch am Flusse prüfen und wer daraus nicht trinket,

soll mit mir sein (die Andern nicht), ausgenommen, wer aus seiner Hand trinket; sie tranken aber daraus bis auf Wenige. Als sie nun über den Fluß übergesetzt hatten, er und die mit ihm glaubten, sagten sie: wir haben heute keine Kraft gegen Dschalut und seine Heerscharen. Diejenigen aber, welche der Ansicht waren, daß sie zu Gott kommen würden, sagten: Wie oft hat mit dem Willen Gottes eine kleine Schar eine große überwältigt? Gott ist mit den Geduldigen. Und als sie gegen Dschalut und seine Scharen heranzogen, sagten sie: Unser Herr, verleihe uns Ausdauer und mache unsere Füße standhaft und helfe uns gegen das Volk der Ungläubigen. Da jagten sie sie nach dem Willen Gottes in die Flucht und Daûd (David) tödtete den Dschalut." Abulfeda in seiner Hist. anteislam. (ed. *Fleischer* p. 40 u. 176) läßt David an zwei von Samuel angegebenen Wahrzeichen erkannt werden und macht den Goliath (einen Giganten der Kanaaniter) zum König der Philister, nach dessen Tode die Kanaaniter sich zerstreuten und ein Theil von ihnen nach Mauritanien ging, und das seien die Berbern. Noch weitere Ausschmückungen dieser Legenden siehe bei d'Herbelot unter Gialut und Weil, Bibl. Legenden der Muselmänner S. 202 fg. — Auch haben Robinson und Wilson am nördlichsten Fuße des Gebirges Gilboa eine ziemlich große Quelle entdeckt, welche noch heute den Namen Ain Dschalut führt, wahrscheinlich weil die Tradition den Kampf David's und Goliath's hierher verlegte. Das Itinerarium Hierosolym. p. 586 hat bereits bei der Station Stradela (Jesreel) den Zusatz: „ibi sedit Achab rex et Helias prophetavit; ibi est campus, ubi David Goliat occidit." (*Haarbrücker.*)

GOLIATHUS nannte Lamarck in seiner Histoire naturelle des animaux sans vertèbres IV, 579 die Gattung der riesigsten aller Käfer, von welchen eine Art Drury 1770 in seinen Exotic. Insects III. tab. 40 als Scarabaeus goliathus vom Gaboonflusse und die andere Art Voet 1779 in seinen Coleopt. I. tab. 21. fig. 151 abbildete und charakterisirte. Ueber die Grenzen dieser Arten sind die Entomologen noch heutigen Tages getheilter Ansicht, während die Selbständigkeit der Gattung hinlänglich gesichert ist und sie ist auch eine so wichtige, daß durch sie seit Hope's Vorschlag in dem Coleopt. Manual. I. (1837) eine weitere Gruppe oder die Familie der Goliathiden begründet und allgemein aufgenommen worden ist. Wir müssen zunächst diese Familie in ihren Eigenthümlichkeiten kennen lernen, bevor wir die Gattung Goliathus specieller charakterisiren. An vortrefflichen und gründlichen Untersuchungen derselben fehlt es nicht, es seien hier erwähnt H. Burmeister's Bearbeitung in dem Handbuche der Entomologie 3. Bd. S. 151 (Berlin 1842); J. O. Westwood in den Arcana entomol. VIII. IX.

Die Familie der Goliathiden gehört in die Abtheilung der Lamellikornier und ist hier den Cetonien zunächst verwandt. Der Bau ihres Kopfes gleicht im Wesentlichen dem der Cetonien, besitzt aber bei den verschiedenen Gattungen gewöhnlich besondere Auszeichnungen. Selbige bestehen gewöhnlich in hornigen Fortsätzen von verschiedener Größe und Form vom Vorderrande oder von der Kopffläche ausgehend, oft nur dem männlichen Geschlechte eigen. Die Fühler sind stets zehngliedrig mit dreiblättrigem Fächer ohne grade auffällige Geschlechtsverschiedenheiten. Auch die Mundtheile zeigen im Wesentlichen denselben Bau wie bei den Cetonien, doch mit beachtenswerthen generischen Eigenthümlichkeiten. So hat z. B. der Helm oft einen hohen, hakigen, selbst gezähnten frei abstehenden Fortsatz, dessen äußerer Rand mit einem mäßig langen Haarbusche bekleidet ist, während der innere die Zähne trägt. Bei der typischen Gattung Goliath sitzt an ihm ein sehr großer Zahn dem Endhaken parallel, noch andere haben zahnlose Helme. Die Unterlippe ist entweder so lang wie breit und noch breiter oder sie ist viel länger. Am übrigen Körper hat das Pronotum meist die trapezoidale Form der Cetonien mit tiefer Ausbuchtung über den Schildchen, oder aber bisweilen eine fast kreisrunde, selbst eine regelmäßig achteckige. Das Prosternum trägt niemals Höcker, sehr oft dagegen ist das Mesosternum mit einem starken Fortsatze versehen. Das große Schildchen ist stets vollständig sichtbar. Die gewöhnlich flachen, nach Hinten verjüngten Flügeldecken haben keine hervorragenden Rippen, eine vorn mehr vertiefte als erhabene Naht und einen bald sehr schwachen bald sehr markirten Ausschnitt am Seitenrande. Der sechsgliedrige Hinterleib erscheint bei dem Männchen vertieft oder der Länge nach ausgehöhlt, bei dem Weibchen flach gewölbt. Die Beine sind groß, stark und kräftig und zeigen gewöhnlich Geschlechtsunterschiede in verschiedenen Graden der Ausbildung. Ueber den innern Bau sind eingehende Untersuchungen noch nicht angestellt worden, ebenso fehlen noch irgend befriedigende Beobachtungen über die Lebensweise. Aus der engen Verwandtschaft mit den Cetonien läßt sich schließen, daß die Goliathiden wie diese auf Blumen leben und von deren Honigsäften sich nähren. Ihre geographische Verbreitung erstreckt sich über die tropischen Länder der östlichen Halbkugel, über Afrika und Asien. Die Zahl der Gattungen ist seit den letzten 20 Jahren beträchtlich vermehrt worden durch die Arbeiten von Burmeister, Westwood, Hope, Saunders, White und Schaum. Burmeister sondert sie in vier Gruppen: I. Echte Goliathiden mit fast kreisrundem oder stumpf achteckigem Vorderrücken, mit zwei oder drei Hörnern am Kopfe der Männchen, stark hornigem am Innenrande meist gezähntem Unterkieferhelme, kurzem Mesosternalfortsatze, nur wenig ausgeschnittenem Flügeldeckenrande und auffallend großen Krallen der Männchen. Die afrikanischen Mitglieder dieser Gruppe haben einen hakig gebogenen Helm am Unterkiefer mit spitzem Endzahne und weitem innern Zahne. Dahin gehören Goliathus *Lk.* und Hypselogenia *Burm.* Die asiatischen Mitglieder sind solche mit zahnlosem Helme, Dicranocephalus *Hope* und solche mit gezähntem Helme: Narycius *Dup.* und Mycteristes *Lap.* II. Unechte Goliathiden mit trapezoidalem Vorderrücken, allermeist ohne Zähne am Helme. Sie haben 1) einen breiten, vorn abgerundeten, aber ziemlich scharfkantigen Mesosternalfortsatz: Ischnoscelis *Burm.*, Mecynorrhina *Hope*, Dicranorrhina *Hope*,

Jumnos *Saund.*, Rhomborrhina *Hope*, Botrorrhina *Burm.*, Chordodera *Burm.*, Tmesorrhina *Westw.*, oder sie haben 2) einen verlängerten, schmalen, spitzen aufgekrümmten Mesosternalfortsatz: Coelorrhina *Burm.*, Dymusia *Burm.*, Plaesiorrhina *Burm.* oder endlich 3) einen langen, starken, schwach aufwärts gebogenen, spitzen Mesosternalfortsatz und sind zugleich von schlankerem Körperbau mit plumpen Füßen: Mystroceros *Burm.*, Diceros *G. P.*, Coryphocera *Burm.*, Genyodonta *Burm.*

Die Gattung Goliathus hat auffällige äußere Geschlechtsunterschiede, aber sehr charakteristische allgemeine Eigenthümlichkeiten im Bau der Mundtheile. Der Oberkiefer gleicht dem der Cetonien namentlich im schmalen äußern hornigen Theile und dem großen gewimperten innern häutigen, welcher am Grunde von dem starken Mahlzahne getragen wird. Die sehr kräftigen Unterkiefer sind ganz hornig und mit einem großen vorspringenden Zahne am Ende des Kaustücks versehen, der größtentheils von pinselförmigen Haaren bekleidet ist. Nach Außen erhebt sich der starkhakige, einwärts mit einem spitzen Zahne bewehrte Helm. Die Unterlippe ist breiter als lang und außen beborstet. Das trapezförmige Kinn richtet seine breite Seite nach Vorn und läuft hier in einen tief ausgeschnittenen Lappen aus. An der Außenseite eines jeden Lappens befindet sich die Tastergelenkgrube und dahinter ragt ein zweiter gewimperter hervor, der blos durch die Gelenkgrube von jenem geschieden ist. Dieser innere Lappen gilt als Zunge und trägt auf der innern Oberfläche zwei Reihen kurzer Borstenhaare. Die Taster sind auffallend klein und ihr ziemlich langes Endglied stumpfspindelförmig. Der Leib pflegt wie gewöhnlich so auch hier bei dem Weibchen plumper als beim Männchen zu sein. Der Vorderrücken ist achteckig mit drei paarig gleichen Seiten, aber ungleicher vorderer und hinterer, jene breit, diese die schmälste von allen, nämlich nur so breit wie das Schildchen. Von den acht Ecken sind die neben dem Kopfe und den Schulterblättern spitzer und etwas vorgezogen, die beiden äußersten ganz abgerundet, die beiden hintern stumpf. Die stark behaarten Schulterblätter ragen sehr hervor, das länglich dreiseitige Schildchen ist stumpfspitzig, die Flügeldecken oben am breitesten, ihr Außenrand herabgebogen, über den Hüften etwas ausgeschweift, an der Außenecke völlig abgerundet und am Hinterende wieder ausgeschweift. Der Bauch ist bei dem Männchen deutlich vertieft, bei dem Weibchen eben, die Afterklappe dort senkrecht, hier vorgezogen, stumpf dreiseitig und behaart. Am auffälligsten sprechen sich die geschlechtlichen Unterschiede in der Kopfbildung aus. Bei dem Männchen erhebt sich nämlich auf dem erweiterten Kopfschilde ein dickes Horn, das am Ende sich in zwei Lappen theilt. Jederseits am Grunde des Horns zeigt sich auf dem Kopfschilde eine tiefe Grube, deren hinterer scharfer Rand zur vordern Ecke läuft und hier als spitzer Zahn vorspringt. Der Seitenrand hinter diesem Zahne steigt nach Hinten mehr auf, geht zum Auge und bildet vor demselben einen Lappen. Die Stirn erscheint schwach längs gekielt, der Scheitel aber ist eben. Alle diese Theile sind wie mit Sammet überzogen. Der matte Vorderrücken ist gleichmäßig gewölbt, der mehr erhabene Streif schwarz und ohne Filz. Auf den Flügeldecken nimmt ein eigenthümlicher perlmutterartiger Ueberzug den ganzen Umfang neben dem Rande ein, die davon freien Stellen sind mehr erhaben, matt und tiefschwarz, ebenso der aufgeworfene Außenrand. Die Vorderschienen haben keine Zähne, wol aber im Kniegelenke eine gelbrothe Haarbürste. Die vier hinteren Schienen zeigen sich außen unbewehrt, innen mit langem gelbrothem Wimpersaume besetzt. Die Füße sind länger als die Schienen, ganz haarlos und mit zwei sehr großen Krallen versehen. Der Kopf des Weibchens entbehrt des Geweihes, das Kopfschild ist nur leicht gewölbt, aber der Vorderrücken hat in der Mitte des Vorderrandes einen stumpfen Höcker und eine muldenförmige Vertiefung, trägt auch breitere glänzende punktirte Streifen. Die Schulterblätter sind grob punktirt und behaart, die Beine kürzer und die breiten Vorderschienen an der Außenkante mit drei scharfen spitzen Zähnen und am Innenrande mit starkem Sporn, die vier hintern Schienen mit starkem Dorn auf der Kante und zwei spitzen Zähnen am äußern Ende, alle Füße mit sehr kleinen Krallen.

Die wenigen Arten dieses schönen und riesenhaften Käfertypus bewohnen baumreiche Gegenden längs der Flußufer im warmen Afrika und sind gegenwärtig in den europäischen Sammlungen gar nicht selten. Ueber ihre Bestimmung sind die Entomologen noch sehr getheilter Ansicht. Burmeister reducirt in seinem Handbuche der Entomologie (1842. III, 163—167) die damals bekannten fünf Arten auf zwei, nämlich auf 1) G. giganteus Drury (Exotic. Insect. III. tab. 40), wozu Klug's G. regius (Erman's Reise Taf. 15. Fig. 7) das Weibchen ist, in Ober-Guinea und 2) G. cacicus *Voet* (Coleopt. I. tab. 22. fig. 151), zu dem G. princeps (*Hope*, Coleopt. Man. I, 117) das Weibchen ist, ebenfalls in Ober-Guinea. Die dritte Art G. Druryi *M. Leay* zieht er in Zweifel, obwol Mac Leay die in der Abbildung Drury's angegebenen Eigenthümlichkeiten für naturgetreu hält. Schaum ist geneigt, alle drei in eine einzige Art zusammen zu fassen. Neuerdings hat Boheman in seinen Insecta Caffrariae 2. Bd. noch einen G. albosignatus aus dem Kaffernlande beschrieben. (*Giebel.*)

GOLIKOF (-off, -ov, -ow, Iwan Iwanowitsch), Geschichtschreiber, geb. im J. 1735 zu Kursk, der Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements, gest. den 12. März 1801 in einem Dorfe unweit Iwanogorod, wohin er sich für die letzten ungefähr 20 Jahre seines Lebens zurückgezogen hatte. Er war ohne eigentliche Schulbildung und konnte nur nothdürftig lesen und schreiben, hatte gleichwol Literatur und Geschichte lieb und beschäftigte sich neben seinen kaufmännischen Berufsgeschäften vorzugsweise mit dem Sammeln von Nachrichten über das Leben Peter's des Großen, der sein Lieblingsheld war. Eine Criminaluntersuchung, in welche er um 1780 verwickelt worden war, brachte ihn um den größten Theil

seines Vermögens und in das Gefängniß. Ihm selbst unvermuthet erhielt er bei Gelegenheit der Enthüllung des Monumentes Peter's des Großen in Petersburg am 7. Aug. 1782, in Folge eines auch auf ihn anwendbaren Manifestes, seine Freiheit wieder. Diese Begnadigung, die für ihn um so schwerer wog, weil sie mit der Feier des Andenkens an Rußlands großen Monarchen, dem er von Kindheit an seine Aufmerksamkeit zugewendet hatte, zusammenfiel, ergriff ihn in tiefster Seele. Aus dem Gefängnisse war sein erster Gang in die Kirche, um dem Höchsten für seine Freiheit zu danken; sein zweiter nach dem Petersplatze, wo er sich vor dem im Glanze der Neuheit strahlenden Monumente des Kaisers auf die Knie warf und laut und öffentlich das Gelübde aussprach, dessen Geschichte zu schreiben. Ohne seine früheren Handelsgeschäfte wieder aufzunehmen zog er sich in ein Dorf bei Iwanogorod zurück, sichtete seine seit Jahren schon angelegten Sammlungen über Leben und Thaten Peter's des Großen, suchte sich alle über ihn in russischer Sprache gedruckten und geschriebenen Nachrichten zu verschaffen, was ihm von Seiten des Publicums aus allen Gegenden des Reiches erleichtert ward, bereiste selbst alle Orte des Landes, wo der Kaiser Peter gewesen war und zog bei den Bewohnern derselben Erkundigungen über ihn ein. Die Kaiserin Katharina II. schenkte seiner Arbeit ihre Aufmerksamkeit und gab den Befehl, Golikof alle Archive des Reiches zu öffnen. Nach Verlauf von 6 Jahren, im J. 1788, fing er an sein Werk: „Thaten Peter's des Großen, des weisen Gestalters von Rußland" herauszugeben. Es erschien in 12 Bänden, Moskau 1788—1790; die Ergänzungen dazu folgten in noch 18 Bänden bis 1798 — Alles in russischer Sprache. Noch in demselben Jahre ließ Golikof seine: „Anekdoten Peter's des Großen" und im J. 1800 „Lefort's und Gordon's Lebensbeschreibungen" erscheinen. Ein Auszug in teutscher Sprache, der sich aber vorwaltend auf die Anekdoten beschränkte, erschien zu Riga 1802. Ausführlicher benutzte B. J. F. von Halem in seinem „Leben Peter's des Großen" (Leipzig 1803—1807. 3 Bde.) Golikof's Sammelwerk. Sein Fleiß ward vom Kaiser Paul I. durch Verleihung des Hofrathtitels anerkannt. Als historisches Kunstwerk will und darf Golikof's Arbeit nicht betrachtet sein; er war nur Sammler, erwarb sich aber schon durch die Einrichtung seines Werkes nach der Folge der Jahre Ansprüche auf die Dankbarkeit Aller, die als Geschichtsforscher und Freunde ihn für Rußlands Geschichte in der Periode Peter's des Großen nicht entbehren können. Die Vorwürfe der Kritiker, daß dem in zu oratorischem Style geschriebenen Ganzen vieles Unwichtigere und Fremdartige beigemischt sei, mögen gegründet sein. Sie finden aber in der eigenthümlichen Entstehung des Ganzen hinlängliche Entschuldigung und als Sammlung behält Golikof's Werk auf immer seinen unbestreitbaren Werth *). (*J. E. Volbeding.*)

*) Man vergl. F. Otto, Lehrbuch der russischen Literatur (Leipzig 1837.) S. 160—162. Die Artikel über ihn in den beiden französischen biographischen Encyklopädien sind sehr dürftig.

GOLIUS (Jacob), geb. 1596 im Haag, studirte zu Leyden Mathematik, Philosophie und Theologie, zog jedoch auch andere wissenschaftliche Zweige in den Kreis seiner Studien. Besonderen Eifer widmete er den morgenländischen Sprachen und der Alterthumskunde. Der berühmte Orientalist Thomas Erpe (Erpenius) war sein vorzüglichster Lehrer. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn reiste Golius nach Frankreich. Er hielt sich einige Zeit in Rochelle auf, wo er im Griechischen Unterricht ertheilte. Den holländischen Gesandten begleitete er auf einer Reise nach Fez und Marocco. Mit den dortigen Annalen und mehren anderen in Europa unbekannten Schriften machte er sich dort genau bekannt. Dem Könige überreichte er einen großen Atlas und das neue Testament in arabischer Sprache. Beide Werke hatte ihm Erpenius gesendet. Dieser war am 13. Nov. 1624 in Leyden an der Pest gestorben, die zahllose Opfer forderte. Golius erhielt nun die durch ihn erledigte Stelle eines Professors der orientalischen Sprachen auf der Universität Leyden. Später ward er dort auch öffentlicher Lehrer der Mathematik. In späteren Jahren unternahm er noch eine Reise in die Levante, nach Aleppo, Arabien, Mesopotamien und Constantinopel. Aus den türkischen Bibliotheken brachte er viele kostbare Manuscripte mit, als er nach Leyden zurückkehrte. Dort starb er am 28. Sept. 1667 im 71. Jahre.

Golius gehörte zu den gelehrtesten Orientalisten der damaligen Zeit. Besonders war es die Literatur der Araber, die an ihm einen fleißigen und einsichtsvollen Bearbeiter fand. In dieser Beziehung unterhielt er einen ununterbrochenen Briefwechsel mit mehren ausgezeichneten Sprachkennern. Ein für die damalige Zeit sehr schätzbares Werk war sein Lexicon arabico-latinum. (Lugd. Bat. 1653.) Für die Christen, die unter dem türkischen Joche in Unwissenheit schmachteten, übersetzte Golius den Katechismus und die Liturgie der Reformation ins Arabische und sorgte für die Vertheilung der Exemplare unter seinen Glaubensgenossen. Mit arabischen und lateinischen Anmerkungen gab er mehre orientalische Werke heraus: *Elmacini* Historia saracenica; *Ahmedi ben Arabschin* Vita Tamerlanis; *Muhamedis Alfragani* Elementa astronomica u. a. m. Man hat auch von Golius einen Catalog. eorum librorum, quos ipse ex Oriente in Bibliothecam Leydensem publicam transposuit *). (*Heinrich Döring.*)

GOLIUS (Peter), älterer Bruder des Vorhergehenden, wie dieser zu Leyden geboren, auch als Orientalist berühmt geworden. In dem Religionsbekenntnisse der reformirten Kirche erzogen, trat er frühzeitig zur römisch-katholischen Kirche über und bald darauf in den Orden der Karmeliter-Barfüßer ein; er nahm hier den Namen

*) Siehe *J. F. Gronovii* Laudat. fun. Jac. Golii. (Lugd. Batav. 1668. 4.) *Meursii* Athen. batav. *Bayle*, Dict. hist. crit. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1059 fg. Pertsch, Neues literar.-artistisches Lexikon. Erste Hälfte. S. 267 fg. Baur's Neues historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 476 fg.

Célestin de Sainte-Liduvine an. Sein gutes Vernehmen mit seinem Bruder Jacob ward dadurch nicht gestört, obgleich dieser ein eifriger Calvinist war. Nach jahrelangem Aufenthalte in Rom, wo er in dem Kloster seines Ordens Unterricht in mehren orientalischen Sprachen ertheilte, ging er als Missionar, um das Christenthum unter Muhammedanern zu predigen, nach Syrien und gründete auf dem Berge Libanon das Karmeliterkloster Mar-Elia, dem er als Superior vorstand. Späterhin ward er von dem Generale seines Ordens zum Visitator der Klöster in Ostindien ernannt und soll mitten in den Geschäften, welche dieser Posten ihm zuwies, auch angelegentlichst noch mit der Bekehrung der Ungläubigen auf der malabarischen Küste beschäftigt in hohem Alter zu Surate gestorben sein. Auf seinen zahlreichen Reisen sah er sich oft durch den Ruhm, der den Namen seines Bruders Jacob umstrahlte, überraschend gefördert. Er war, während seines Aufenthaltes in Rom, Mitarbeiter an der arabischen Uebersetzung der Bibel, welche in den Officinen der Propaganda gedruckt ward und machte sich besonders als Corrector um sie verdient. Aus der Propaganda-Officin ließ er im J. 1663 die arabische Uebersetzung des Thomas a Kempis: De imitatione Christi in einem Octavbande erscheinen, die im Callenberg'schen Institute zu Halle in 4 Abtheilungen (1738—1739. 4.) wieder aufgelegt ward. Assemani, welcher in der großherzoglichen Bibliothek zu Florenz eine arabische Uebersetzung des Kempis, bezeichnet mit dem Namen des Capucinermönches Ignatius von Orleans und der Orts- und Jahresbestimmung: Alep 1638, sie selbst aber ganz conform mit der Arbeit des Peter Golius fand, ist nicht abgeneigt, letztern eines Plagiats zu beschuldigen. Außerdem veranstaltete Golius noch verschiedene Uebersetzungen lateinischer und spanischer Schriften in das Arabische, sowie er aus diesem manche, die ihm seine Reisen zuführten, der Uebersetzung in das Lateinische werth hielt. Das Nähere hierüber, welches nur Wenige wird interessiren können, wird man in *Cosme de Villier* Bibliotheca Carmelitana auffinden können. (*J. E. Volbeding.*)

GOLIUS (Theophilus), ein verdienstvoller teutscher Schulmann, im J. 1528 zu Strasburg geboren, widmete sich der Philosophie und Philologie und ward nach der Beendigung seiner Studien Pfründner an dem Thomasstifte und Lehrer der Logik und Moral an der Gelehrtenschule seiner Vaterstadt, wo er am 18. März 1600 starb. Er schrieb hauptsächlich zum Gebrauch seiner Schüler ein Lehrbuch der Moral (Epitome doctrinae moralis. Argentorati 1592. 8. Ibid. 1596. 8. Ibid. 1606. 8. Ibid. 1621. 8.) und eine kurze Uebersicht der Politik (Epitome doctrinae politicae. Argentorati 1601. 8. Ibid. 1617. 8. Ibid. 1621. 8.). In beiden folgt er so genau der Lehre des Aristoteles, daß man sie fast nur als Auszüge aus der Ethik und Politik dieses Philosophen betrachten kann. Größeres Verdienst erwarb er sich durch seine sehr lange als treffliches Lehrbuch in den Schulen gebrauchte griechische Grammatik (Grammaticae sive educationis puerilis linguae graecae Partes duae. Argentorati 1561—1568. 8. Ibid. 1582. 8. Francofurti 1609. 8. Francofurti 1613. 8. Amstelodami 1644. 8. Argentorati 1672. 8. Amstelodami 1692 und 1696. 8. Hafniae 1735. 8.), sein lateinisch-teutsches Wörterbuch (Onomasticum latino-germanicum. Argentorati 1579. 8. Ibid. 1585. 8.) und seine Bemerkungen zu Dan. Vechner's vielverbreiteter und beliebter vergleichenden Grammatik der griechischen und lateinischen Sprache (Hellenolexia sive parallelismus graeco-latinus). Auch sein Sohn **Theophilus Golius**, geb. zu Strasburg im J. 1561, war als Lehrer in seiner Vaterstadt thätig; er starb im J. 1611. Er half fleißig an der Verbesserung der literarischen Arbeiten seines Vaters, ohne bei den späteren Ausgaben derselben seinen Namen zu nennen *). (*Ph. H. Külb.*)

GOLKONDA, ehemals ein sehr mächtiges, aber von Aurengzeb im J. 1687 unterjochtes und mit dem mongolischen Reiche vereinigtes Königreich, jetzt eine bloße Provinz im Reiche des Nizam von Hyderabad in Indien. Hierin die 1¼ Stunde westnordwestlich von der Stadt Hyderabad unter 17° 15′ nördl. B. und 78° 32′ östl. L. von Greenwich die Bergfeste und ehemalige Hauptstadt gleichen Namens, jetzt allerdings sehr verfallen, doch immer noch außerordentlich merkwürdig durch die daselbst befindlichen kolossalen Mausoleen von bewunderenswerther Bauart. Einen großen Theil ihres großen Rufes in Europa verdankte Reich und Stadt den nach ihnen benannten Diamanten, die in der Stadt nur geschliffen, aber nicht gefunden wurden. Als J. B. Tavernier im J. 1669 dort war, gab es einige 20 Diamantengruben, deren Namen bis auf zwei oder drei so vergessen sind, daß sie auch auf der besten britischen Karte von Decan nicht angegeben sind. Sie befanden sich theils westlich, theils östlich von Golkonda. Westlich und zwar 5 Tagereisen von der Veste Golkonda, 8—9 Tagereisen von Visapoor (jetzt Bejapur) entfernt, gegen den mittleren Lauf des Kistna, etwa 17° nördl. B. und 95° östl. L. von Ferro war die vorzüglichste Raolconda, jetzt ganz verschollen. Oestlich am unteren Kistna, 7 Tagereisen von Golkonda, war Gani (bei den Persern Coulour) zu Tavernier's Zeit die berühmteste, in welcher 60,000 Menschen als Diamantensucher beschäftigt waren, doch waren die Steine selten rein und klar. Der berühmteste in Coulour gefundene Diamant von 1550 war der im Schatze des Großmoguls (von Tavernier beschrieben), sein Gewicht 297⁹⁄₁₀ Karat, sein Werth 600,000 Pfd. Sterl. — Die heutigen noch bebauten Gruben, 6—7 Stunden westsüdwestlich von Ellore, heißen die Mallavillygruben, nach einem der sieben Dörfer, bei welchen die Nachgrabungen geschehen. Zu diesen Dörfern gehört auch am nördlichen oder linken Kistnaufer das genannte Gani oder Coulour, heißt aber jetzt Gani Partala oder auch blos Partal (Parteala, Partyal) ganz nahe westwärts von Kondapilly unter 16° 37′ nördl. B. und 80° 33′ östl. L. von Greenwich. Die anderen Dörfer sind Altur, Wustapilly (Ustapilly), Barthenipadu (Barthenipar), Codavetty-

*) Vergl. *P. Bayle*, Dictionnaire historique et critique unter dem betreffenden Artikel.

kallu und Pertalle. Sie gehören sämmtlich dem Nizam von Hyderabad, selbst die noch auf englischem Compagnieterritorium liegenden. Das Fort Golkonda ist die Niederlage aller großen Diamanten im Gebiete des Nabob, und nur die genannten Orte liefern dieses kostbare Product, das auch in Madras nicht vorkommt, obwol dort die Schleifereien sind und der Hauptmarkt mit Diamanten und anderen Edelsteinen von da aus betrieben wird.
(*H. E. Hössler.*)

GOLLENBERG, ein 300 Fuß hoher Berg im preuß. Reg.-Bez. Cöslin bei Cöslin, der höchste Berg in Pommern, auf ihm das Denkmal der von 1813—1815 gefallenen Krieger aus Pommern.
(*H. E. Hössler.*)

GOLLENHOFER (Josephine), geborene Müllner, geb. zu Wien am 21. Febr. 1768, zeigte früh Talent zur Musik. Die Harfe, das Lieblingsinstrument ihres Vaters, spielte sie bereits in ihrem siebenten Jahre, ungeachtet eines dürftigen Unterrichts auf diesem Instrumente, mit ungemeiner Fertigkeit. Sie übertraf darin bald ihren Lehrer. Zum ersten Mal trat sie öffentlich bei einem Kirchenfeste auf, wo sie ein Solo von Krottenbach vortrug. Mit gleichem Beifalle spielte sie bald nachher in musikalischen Akademien und höheren Gesellschaftscirkeln. Sie stand damals in ihrem neunten Jahre. In dem kleinen Garten, der an das auf der Bastei gelegene Häuschen ihres Vaters stieß, mußte sie ihm oft Abends vorspielen, wo sich dann eine Menge von Zuhörern versammelte. Eines Abends traten diese bei Seite, um einem Herrn Platz zu machen, der vor dem Gärtchen ihrem Harfenspiele lauschte, und als sie zu Ende war, ihr ein lautes Bravo zurief. Es war Kaiser Joseph II. Auf seinen Befehl spielte sie bald nachher vor dem versammelten Hofe mit großem Beifalle in Gluck's Oper Orpheus und Euridice. Ihr zwölftes Lebensjahr hatte sie erreicht, als sie im Hofburgtheater ein Concert vortrug. Der Erfolg war ein glänzender. Seitdem übernahm sie, so oft bei theatralischen Vorstellungen ein Musikstück für die Harfe vorkam, diese Partie. Eine neue Anregung erhielt der Eifer in ihren musikalischen Studien durch das Geschenk einer Pedalharfe, mit welchem Joseph II. sie überraschte. Auf diesem Instrumente, das sie bis an das Ende ihres Lebens als ein heiliges Andenken bewahrte, spielte sie 14 Tage nachher im Theater bei gedrängt vollem Hause und in Gegenwart des Kaisers ein Concert mit einem solchen Eifer, daß sie nicht empfand, wie ihr das Blut von den Fingern rann. In wahrhaft großartiger Weise sorgte Joseph II. für die höhere Ausbildung ihres Talents. Er sandte die junge Künstlerin auf seine Kosten nach Italien, in der Absicht, daß sie sich dort den italienischen Ausdruck aneignen sollte. In Venedig, Mailand, Parma und anderen bedeutenden Städten, am Hofe, wie im Theater entwickelte sich in glänzender Weise ihre Virtuosität. Ueber Innsbruck kehrte sie nach Wien zurück, wo sie ihren fürstlichen Gönner auf dem Todesbette fand. Auch ward ihr die Auszeichnung, der Kaiserin Maria Theresia und den Erzherzoginnen Unterricht auf der Harfe ertheilen zu dürfen. Auf einer Kunstreise durch Teutschland lernte sie in Dresden den Kapellmeister Naumann kennen, der ihr zu Ehren einen Chor aus seinem Oratorium: „Die Pilgrime am Grabe Christi," für die Harfenbegleitung arrangirte. In Dresden, wie später in Weimar, ward ihr von den dortigen Höfen manche Auszeichnung zu Theil. Berichtet wird unter anderen, daß sie neben Goethe ihren Platz an der fürstlichen Tafel erhalten habe. Ueber Gotha und Frankfurt begab sie sich nach Berlin, wo sie unter Himmel's Direction im großen Opernsaale ein Concert veranstaltete und durch ihr ausgezeichnetes Spiel neue Lorbeeren einerntete. Wieder nach Wien zurückgekehrt, fand sie dort einen ihr wohlwollenden Gönner an dem in der musikalischen Welt rühmlich bekannten Baron von Braun. Durch ihre Kunstreisen hatte ihr Spiel noch an Gediegenheit gewonnen. Am k. k. Hoftheater als Harfenvirtuosin angestellt, entzückte sie durch ihre musikalischen Leistungen zwölf Jahre hindurch das wiener Publicum. Von dem Kaiser Franz ward sie später zur k. k. Hofharfenmeisterin und Kammervirtuosin erhoben. Noch am Ende ihrer Künstlerlaufbahn ward ihr die Auszeichnung zu Theil, der regierenden Kaiserin Maria Anna Unterricht im Harfenspiele ertheilen zu dürfen. Sie starb am 19. Jan. 1843 im 75. Jahre, allgemein bewundert als eine Virtuosin, die durch seelenvolles, begeistertes Spiel die Harfe zu einem bisher kaum erreichten Gipfel der Kunst erhoben hatte. In gleicher Weise bezauberte, nach der Aeußerung eines Sachverständigen, das äolische Säuseln der Töne und das kraftvolle Rauschen der Accorde. Der Natur ihres Instrumentes angemessen, gediegen und effectvoll waren ihre eigenen Compositionen. Im Stich erschienen darunter mehre Variationen und Phantasien. Auch eine kleine Oper: „Der geheime Bund" entfloß ihrer kunstgewandten Feder. Ausgezeichnet war unter ihren Tondichtungen die Harfenbegleitung zu den Monologen in Schiller's „Jungfrau von Orleans" und zu einem Chor in der „Braut von Messina." Achtungswerth war sie in ihren häuslichen Verhältnissen, als Gattin des k. k. Hofmobilienverwalters Georg Gollenhofer. Die Klarheit des Geistes und ihr heiterer Sinn blieb ihr bis zum Ende ihres Lebens, selbst unter den schmerzlichen Körperleiden, die ihrem Tode vorangingen*).
(*Heinrich Döring.*)

GOLLER (Martin), geb. am 20. Febr. 1764 zu Layen, einem unweit von dem Städtchen Klausen in Tyrol gelegenen Dorfe, wo sein Vater Daniel Goller Organist und Schullehrer war. Goller stammte aus einer musikalischen Familie. Wie er selbst widmeten sich auch drei seiner Brüder der Tonkunst [1]). Seinem Vater, einem tüchtigen Organisten, verdankt er einen gründlichen Unterricht in der Kunst, die er zu seinem Lebensberufe wählte. Als Kapellknabe in dem königlichen Damenstifte zu Hall

*) Vergl. die Wiener Zeitung. 1843. Nr. 68. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XXI. 1. Th. S. 69 fg.

1) Zacharias Goller war Chorherr und Organist in dem Kloster Neustift bei Brixen, Franz ebendaselbst Musiklehrer, Florian Priester und Pfarrmusicus zu Meran.

zeichnete er sich durch seinen trefflichen Discant aus. Nach vollendeten Studien trat er zu Georgenberg in den Benedictinerorden. Er stand damals in seinem 16. Jahre. Großen Beifall fand eine von ihm componirte Messe mit Chören in B cum organo concertante. Für die Kirchenmusik schrieb er seitdem mehre größere und kleinere Werke, deren Zahl sich wol auf hundert belaufen möchte. Sie erhielten fast ohne Ausnahme den Beifall der Kunstverständigen. Der Concertmeister Michael Heydn, ein jüngerer Bruder des berühmten Componisten, rühmte besonders Goller's gründliche Kenntniß des Generalbasses. Rastlos thätig, erreichte er durch eine geregelte Lebensweise und Mäßigkeit in allen Genüssen ein hohes Alter. Als Priester und Chorregent an der Universitätskirche zu Innsbruck starb Goller in seinem 72. Jahre am 13. Jan. 1839 [2]). (*Heinrich Döring.*)

GOLLING. Der Golling, einer der schönsten Wasserfälle des österreichischen Kaiserstaates, der gollinger Fall des Flusses Schwarzbach, eine halbe Stunde von dem Orte Golling (4 Meilen von Salzburg) entfernt, mit 600 Einwohnern. Er stürzt über eine Wand von 300 Fuß aus dem hohen Göll heraus; zwei Felsblöcke ragen in halber Höhe so über den Abgrund, daß sie eine natürliche Brücke bilden, von welcher man den Sturz besieht. In der Mittagsstunde von 11—12 Uhr hat man hier das Schauspiel eines dreifachen Regenbogens.

Bei Golling endet das flache Land von Salzburg und das Tanner- und Göllgebirge treten so nahe zusammen, daß in den Auen einer 45 Fuß breiten Kluft sich die Salza und die Straße theilen müssen. Dies ist der berühmte Paß Lueg, die Pforte von Pongau, stark befestigt. Auf einem Felsenkamme, 30 Fuß über der Straße, steht ein kleines Fort, das eine Handvoll Tyroler unter Haspinger 1809 gegen die französisch-baierische Armee vertheidigte. Rechts führt ein Pfad nach den Oefen, wo ein Felssturz die Salza natürlich überbrückt hat, wildromantisch ¾ Stunde von Golling. (*H. E. Hössler.*)

GOLLING (Georg Christoph), teutscher Jurist, am 7. Mai 1709 zu Nürnberg geboren, widmete sich nach der Beendigung seiner Vorbereitungsstudien auf der Universität zu Wittenberg der Jurisprudenz, machte darauf zu seiner weiteren Ausbildung mit seinem Bruder, dem bekannten Philosophen Johann Wilhelm Golling, eine Reise durch Sachsen, Holland, England und Frankreich und erwarb sich nach seiner Heimkehr durch die Vertheidigung der jetzt noch von den Rechtsgelehrten geschätzten Disputation De remedio l. 2. C. de rescind. vendit. neque in transactione judiciali, neque in subhastatione publica admittenda (Altorf. 1732 4.) die Magisterwürde. Im folgenden Jahre ließ er sich in seiner Vaterstadt als Rechtsanwalt nieder, starb aber daselbst in der Blüthe seines Alters am 16. Febr. 1745. Er war unter dem Namen Themisander Mitglied des pegnitzer Blumenordens *). (*Ph. H. Külb.*)

2) Vergl. Gaßner's Universallexikon der Tonkunst S. 350.
*) Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1520.

GOLLING (Johann Wilhelm), geb. am 2. Jan. 1706 zu Nürnberg, der Sohn eines dortigen Brauers, widmete sich, mit entschiedener Abneigung gegen das väterliche Gewerbe, den Wissenschaften. Er war kaum 17 Jahre alt, als er (1723) die Universität Altdorf bezog. Dort studirte er Philosophie und Theologie. Zu seiner weiteren Ausbildung ging er im J. 1727 nach Wittenberg, wo er sich ein Jahr aufhielt und hierauf seine Studien in Helmstädt fortsetzte. Die Vermögensumstände seines Vaters erlaubten ihm, nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn eine Reise zu unternehmen, die ihn nach Holland, England und Frankreich führte. Am längsten verweilte er in London, wo er alle Merkwürdigkeiten in Augenschein nahm. Im J. 1730 kehrte er nach Altdorf zurück, um dort das Amt eines Alumneninspectors anzutreten. Er bekleidete dies Amt jedoch nur zwei Jahre. Eine schwache Körperconstitution beschleunigte seinen Tod am 22. Dec. 1732. Großentheils philosophischen Inhaltes waren die Schriften, die er hinterließ. Noch während seiner Studienzeit in Altdorf schrieb er seine dort 1726 im Drucke erschienene Diss. de ideis universalibus generatim consideratis. Auf diesen Gegenstand kam er noch zweimal wieder zurück in den Schriften: De ideis universalibus speciatim consideratis. (Viteb. 1727. 4.) und in der Abhandlung: De idearum universalium utilitate. (Ibid. 1727. 4.) Gleichzeitig erschien ebendas. seine Diss. de cautione philosophica. Das Gebiet der Theologie betrat er in den Abhandlungen: De Deo et religione. (Helmstad. 1731. 4.) De characteribus verae religionis (Ibid. 1731. 4.) u. a. m.*). (*Heinrich Döring.*)

GOLLMICK (Friedrich Karl), geb. am 22. Sept. 1774 zu Berlin, der Sohn eines Hautboisten in dem Regimente von Arnim, bildete sein musikalisches Talent als Chorschüler in der St. Thomasschule seiner Vaterstadt frühzeitig aus und erregte besonders als Sänger durch seinen geschmackvollen Vortrag allgemeine Aufmerksamkeit. Noch in späteren Jahren erinnerte er sich dieser Zeit als seiner schönsten Lebensperiode. „Ich habe," schrieb er einem Freunde, „viel Ehre genossen und als Sänger manche Triumphe gefeiert. Aber mit dem reinsten Vergnügen gedenke ich der Zeit, wo ich mit meinem Mantel und dreieckigen Hute Motetten, vierstimmige Fugen, Cantaten und figurirte Choräle von Händel, Bach, Graun, Hasse, Naumann u. A. vor den Häusern auf der Straße absang. Viel habe ich später noch von meinem Lehrer Righini gelernt; aber die ersten Fundamente des Gesanges, die Bildung des Gehörs, das Treffen der Noten und vor allen Dingen den Sinn für gute Musik habe ich mir doch auf meinen Sängerfahrten in den Straßen von Berlin erworben." Ein Zufall gab seinen Jugendschicksalen eine günstige Wendung. Der preußische General Graf von Schwerin fand an seinem Gesange so viel Wohlgefallen, daß er den jungen Chorschüler mit Bewilligung von dessen Aeltern in sein Haus nahm und

*) Vergl. Baader's Lexikon verstorbener bairischer Schriftsteller. 2. Bd. 1. Th. S. 64 fg.

für seine Erziehung väterlich sorgte. Gollmick mußte den General auf seinen Reisen begleiten und versah später bei ihm die Stelle eines Cabinetssecretairs. Der Tod seines Gönners versetzte ihn wieder in eine unsichere Lage. Er war genöthigt, seine erworbenen Kenntnisse als eine Erwerbsquelle zu benutzen. Durch den häufigen Besuch des Theaters und besonders der großen Oper war seine Liebe zur dramatischen Kunst erwacht. In seinem neunzehnten Jahre (1793) begab er sich nach Dessau zu der Bossen'schen Schauspielertruppe, wo er Anfangs die Functionen eines Statisten verrichten mußte, und zu manchen niedrigen Diensten gebraucht ward, ehe er den Mund zu einer kleinen Rede oder einem Solo öffnen durfte. In seinem 21. Jahre war er schon als Sänger die Zierde des hamburger Theaters, das unter Schröder's Leitung sich zu dem Range einer der ersten Musterbühnen Teutschlands erhoben hatte. Von Hamburg aus machte er mehre Kunstreisen, nach Cassel, Würzburg, Düsseldorf, Coblenz, Cöln u. a. Städten. Es gab fast keine bedeutende Stadt in Teutschland, wo er nicht als Sänger aufgetreten wäre und durch sein Talent Epoche gemacht hätte. Was ihn auszeichnete, war nicht allein seine schmelzende Tenorstimme und die Anmuth seines Vortrages, der an die besten Muster der italienischen Schule erinnerte. Bewundernswerth war die Vielseitigkeit seines Talents, und die geniale Auffassung der verschiedenartigsten Charaktere als Sargines, Belmonte, Blondel, Achilles 2c. Auch als Schauspieler zeigte er sich in den heterogensten Darstellungen von einer glänzenden Seite, wie unter anderen als Odoardo in Lessing's „Emilie Galotti" und als Peter in Kotzebue's „Menschenhaß und Reue." „Zu Cassel," erzählt einer seiner Freunde, „waren es zur Zeit der Herrschaft Napoleon's die damals beliebten Opern: Le Calife de Bagdad, Maison à vendre, Une Folie, Le Deserteur u. a. m., in denen er als Sänger in der Originalsprache sich hören ließ, und es beinahe in Zweifel stellte, daß er ein Teutscher war, wie man in der That mitunter Ursache hatte, an der Identität seiner Person zu zweifeln." In Cöln hatte sich Gollmick, nachdem er seine Gattin durch den Tod verloren, zum zweiten Mal mit einer Schauspielerin verheirathet, die er jedoch ebenfalls nach einigen Jahren verlor. Auf der Höhe seines Ruhms ließ er sich 1812 verleiten, die Direction des Theaters zu Colmar zu übernehmen. Seine angeborene Gutmüthigkeit und sein gänzlicher Mangel an speculativem Geiste waren nicht geeignet zu einem solchen Posten. Nach Verlauf eines Jahres hatte er das kleine Vermögen, das er sich durch seine Kunst erworben, fast gänzlich eingebüßt. Auch sein Glücksstern schwand allmälig, und die weiten Kunstreisen, die er noch in höherem Alter unternahm, blieben meistens erfolglos. Er war genöthigt, durch Ertheilung von Unterricht sein Leben zu fristen. Fast erblindet und völlig erschöpft, starb er am 2. Febr. 1852 zu Frankfurt a. M. in dem Hause seines zweiten Sohnes, der dort die Stelle eines fürstl. Turn- und Taris'schen Kanzlisten bekleidete *). (*Heinrich Döring.*)

*) Vergl. die Cölnische Zeitung. 1852. Nr. 181. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XXX. 1. Th. S. 450 fg.

GOLLNOW, Stadt im preußischen Regierungsbezirke Stettin, Kreis Naugard in Hinterpommern, an der Ihna mit mehr als 4000 Einwohnern, einem Kupferhammer, Weberei und Tabaksfabrication. Gollnow wurde im J. 1190 von Bogislav II. zur ummauerten Stadt gemacht. In den Jahren 1529, 1541, 1593 wurde es durch Feuersbrünste schwer heimgesucht, 1624 und 1625 starben 1500 Einwohner an der Pest, 1676 wurde es von den Kur-Brandenburgern eingenommen und besetzt, im folgenden Jahre wurde aber diese von den Schweden unter Horn von Stettin aus überrumpelt; im J. 1679 erhielt Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, von den Schweden die Stadt als Unterpfand für 50,000 Reichsthaler, welche Schweden im Frieden zu St. Germain en Laye als Entschädigung für erlittene Verluste im Kriege zu zahlen sich verpflichtet hatte; im J. 1692 lösten die Schweden ihr Unterpfand ein. Im J. 1713 hatte die Stadt von den Russen viel zu leiden, 1720 wurde sie sammt Damm im stockholmer Frieden vom 21. Jan. an den König von Preußen abgetreten. (*H. E. Hössler.*)

GOLLOWITZ (Dominicus), geb. am 31. Mai 1761 in Geiselhöring. Nach vollendeter Gymnasialbildung trat er im J. 1779 zu Oberaltaich in den Benedictinerorden. Dort studirte er Philosophie, Theologie, Mathematik und orientalische Sprachen. Im J. 1784 erhielt er die Priesterweihe. Er ward in seinem Kloster zum Professor, Bibliothekar und 1796 zum Prior ernannt. Im J. 1799 folgte er einem Rufe nach Ingolstadt als Professor der Moral, Pastoraltheologie, geistlichen Beredsamkeit und Liturgie. In der Philosophie und Theologie erhielt er den Doctorgrad und den Charakter eines kurfürstlichen geistlichen Rathes. Seit dem Jahre 1801 bekleidete er das Lehramt eines Professors der Theologie an dem Lyceum zu Amberg. Im J. 1804 begab er sich nach Konzell, wo er eine Pfarrstelle erhalten hatte. Dort starb er am 6. Mai 1809. Seine gründlichen Kenntnisse, die sich außer der Theologie auf mehre wissenschaftliche Fächer erstreckten, gaben ihm Ansprüche auf den Namen eines vielseitig gebildeten Mannes. Ungeachtet der Festigkeit, mit der er an dem Glauben seiner Kirche hing, war er nicht unduldsam gegen andere Confessionen. Von einer so achtenswerthen Seite zeigte sich sein Charakter auch in seinen Schriften. Sie fallen meist in eine frühe Lebensperiode. Er schrieb: Theologiae morales in systema redactae Principia. (Straubingae 1786. 4.) Theologiae revelatae Principia theoretica. (Ibid. 1787. 8.) Theoreticae religionis nostrae Veritates. (Ibid. 1788. 8.) Religionis Christianae-Catholicae Veritas theoretica. (Ibid. 1789. 8.) Specimen Praelectionum patrologicarum. (Ibid. 1790. 8.) Die Kirchengeschichte erzählte er im J. 1791 von Christus bis zu Karl dem Großen, setzte dies Werk jedoch später bis zum J. 1798 fort. Einen größeren Umfang gab er seiner Einleitung in die Pastoraltheologie. Dies Werk, von der Kritik sehr günstig beurtheilt [1]), erschien zu Lands-

1) Siehe Kayser's Annalen der bairischen Literatur. 1803. Nr. 29. Würzburger Literaturzeitung. 1803. Nr. 145. Oberteutsche Literaturzeitung. 1805. 1. Bd. S. 154.

hut 1803 in zwei Octavbänden. Mehre seiner kleinen theologischen Schulschriften und seine Predigten sind ungedruckt geblieben [2]). *(Heinrich Döring.)*

GOLLUP, Stadt im preußischen Regierungsbezirke Marienwerder, Kreis Strasburg, links an der Drewenz, 53° 7′ 15″ nördl. Br., 16° 43′ 20″ östl. L., hat 2600 Einwohner, eine katholische und eine evangelische Kirche, Tuchwebereien, Holz- und Getreidehandel. *(H. E. Hössler.)*

GOLLUT (Louis), Geschichtschreiber, geb. um das Jahr 1535 zu Pesmes, einer kleinen Stadt der damaligen Grafschaft Bourgogne, gestorben zu Dôle im J. 1595. An der Universität daselbst, die damals in ihrer Blüthe stand, hatte er seine wissenschaftlichen Studien gemacht; er befestigte und erweiterte sie durch einen langjährigen Aufenthalt in Italien, den ihm einer seiner Studiengenossen, dessen Begleiter dahin er ward, Claude de la Baume, nachmaliger Erzbischof von Besançon, der Sprößling einer sehr reichen Familie, möglich machte. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland ward er zu Dôle Doctor der Rechte und prakticirte als Advocat mit dem besten Erfolge. Im J. 1570 erhielt er durch König Philipp II. von Spanien, unter dessen Oberhoheit Dôle damals stand, den Ruf als Professor der lateinischen Literatur an der Universität daselbst und bekleidete diesen Posten ehrenvoll bis an seinen Tod. Eine Frucht seiner Amtsthätigkeit war seine Grammatica latina Gymnasii Dolani (Lugd. 1572. 8.), die viele Anerkennung fand und seine: Paroles mémorables de quelques grands personnages, entre lesquels sont plusieurs mots joyeux et rustiques (Dôle 1589. 12.), sind zur literarischen Seltenheit geworden. Am bekanntesten machte ihn seine Geschichte der Grafschaft Bourgogne, welche er unter dem Titel: Mémoires de la République Séquanoise et des Princes de la Franche-Comté de Bourgogne im J. 1592 zu Dôle in einem Foliobande erscheinen ließ [1]). Die Richtigkeit der Angabe einer zweiten Auflage dieses Werkes zu Dijon 1647 ist, namentlich von P. Lelong, der sie nur für eine neue Titelausgabe gelten lassen will, bestritten worden [2]). Aber die Probe ihres Werthes hat sie dadurch bestanden, daß Duvernoy, Mitglied der Akademie zu Besançon, im J. 1844 von Arbois aus eine neue Ausgabe „avec notes et éclaircissements et tables méthodiques de Bousson de Mairet" in einem Octavbande veranstaltete. Doch hatte man Gollut in diesem Geschichtswerke vielfach den Vorwurf der Parteilichkeit und des Mangels der sicheren Nachweisung der Quellen, aus welchen er geschöpft habe, gemacht. Daß er der Stadt Dôle den Rang der bourgogneschen Capitale unter Zurücksetzung von Besançon zu vindiciren bemüht war, entflammte einen lebhaften Streit mit ihm von den Behörden letzterer Stadt aus, die es so weit trieben, daß sein Geschichtswerk durch Henkers Hand verbrannt und sein Vertrieb im besançonschen Jurisdictionsbezirke verboten ward. Gollut kündigte ein besonderes Mémoire zu seiner Vertheidigung an, dessen Veröffentlichung aber sein Tod verhinderte; als Manuscript wird es in dem Kataloge der Handschriften des Präsidenten Chifflet aufgeführt. Auch noch andere Werke Gollut's — Vie de Philippe II, roi d'Espagne; Dictionnaire des personnes et choses nommées dans l'histoire depuis cinq cents ans; De veterum philosophorum familiis, successionibus et regulis etc. — findet man als aufbewahrte Manuscripte erwähnt [3]). *(J. E. Volbeding.)*

GOLO, einer der stärksten Flüsse auf der Insel Corsica, entspringt aus dem See Ino auf dem Gebirge Gradaccio, strömt nach Osten durch die Gerichtsbezirke Corte und Bastia und fällt hinter Mariana in das toscanische Meer. Der Fluß ist ein wildes, in ein tiefes Bett eingeengtes Wasser zwischen fast senkrechten, 500—600 Toisen emporsteigenden Bergen, die meist nackte Felsen sind. Längs dem Flusse hin führt eine Heerstraße. *(H. E. Hössler.)*

GOLOBACZ oder **GOLUBACZ**, im Districte Passarowitz oder Poscharowaz in Serbien an der Donau, der donauwerder Moldava gegenüber, früher ein hübsches Städtchen, jetzt ein elendes Dorf, das nur durch die in der Nähe befindlichen Kupferhütten, durch die Ueberbleibsel zweier römischer Festen und durch die sogenannten Mückenhöhlen bemerkenswerth ist. Die eine wohlerhaltene, ziemlich feste, wenn auch von Außen einer Ruine gleichende Feste besteht aus neun viereckigen durch eine Mauer verbundenen Thürmen, welche ihr ein großartiges Ansehen geben. Die andere, ihr gegenüber in Trümmern liegende, hat weder das Massenhafte noch das Großartige der ersteren. Die Mückenhöhlen sind 20 Fuß über dem Donauspiegel, 80 Fuß über dem Spiegel des schwarzen Meeres zwei über einander liegende Höhlen oder Löcher, aus denen jedes Jahr gegen Ende der heißen Jahreszeit große Mückenschwärme hervorbrechen, welche je nach dem eben wehenden Winde entweder nach Norden oder nach Süden ziehen, auf ihrem Zuge das Rindvieh anfallen und öfters zu Tode martern. Diese Oeffnungen wurden auf Veranlassung der österreichischen Regierung einige Male zugemauert; doch jederzeit fielen die Mauern zur Schwärmzeit, von den Insekten zerfressen, in Staub aus einander. Die Sage meldet, daß in dieser Höhle der Ritter Georg den gewaltigen Drachen erlegte, aus dessen Aase seitdem die Mücken entständen. *(H. E. Hössler.)*

GOLOE, eine Stadt im alten Thracien, von der Anna Comnena X, 274 erwähnt. Vergl. Sickler, Alt. Geograph. I. S. 494. *(Krause.)*

---

2) Siehe Baader's Lexikon verstorbener bairischer Schriftsteller. 2. Bd. 1. Th. S. 65. Meusel's Gel. Deutschl. 13. Bd. S. 487. 22. Bd. Abtheil. 2. S. 411.

1) P. P. Grappin, der Verfasser der Schrift: Abrégé de l'histoire du Comté de Bourgogne (Besançon 1780. 12.) bezeichnet sie als ein „ouvrage excellent pour la connaissance des événements, qui regardent la province et l'on peut même en ce qui concerne les événements liés à l'histoire générale mettre Gollut de niveau avec beaucoup d'écrivains de son temps." 2) *P. Lelong*, Bibliothèque historique de la France. Tom. III. no. 38384. 38619.

3) Siehe Biographie universelle. Tom. XVII. (nouv. éd.) p. 120. 121; Biographie générale. Tom. XXI. p. 123. 124.

GOLOFA nennt Hope in den Transact. entomol. Soc. (London 1837.) II, 43 eine Gattung Käfer in der Familie der Lamellicornier und deren Gruppe der Dynastiden. Sie ist der ältern Kirby'schen Gattung Megasoma sehr nahe verwandt und ihre Arten, deren Hope sieben diagnosirt, in Mexico, Venezuela und Cayenne einheimisch. Der Name Golofa ist aus der venezuelischen Sprache entlehnt. (*Giebel.*)

GOLOT [1]) (Johann), gebürtig aus Bales (Balis, Baliz) in Armenien, gest. 1741, armenischer Patriarch zu Constantinopel. Erzogen im Kloster Amerdolu in Armenien fungirte er später im Kloster des heiligen Garabed in der armenischen Provinz Daron. Von den Klöstern seines Vaterlandes mit dem Auftrage betraut, sich in Jerusalem mit den Gläubigern des armenischen Klosters vom heiligen Jacob daselbst sich auseinanderzusetzen, entledigte er sich desselben mit großer Umsicht und Gewandtheit, sicherte den ferneren Bestand des mit seinem Vaterlande zusammenhängenden Klosters in Jerusalem und bahnte sich selbst dadurch den Weg zu höheren Ehren. Denn die Vertreter der armenischen Kirche ernannten ihn bei zunächst eingetretener Vacanz zum Patriarchen ihrer Kirche zu Constantinopel, obschon er die zu dieser Würde erforderliche Zwischenstufe des Episcopats noch nicht durchschritten hatte. Er fand zwar einen Mitprätendenten um den armenischen Patriarchenstuhl an Johann von Candzag, der von einer constantinopolitanischen Partei gewählt worden war; als dieser aber freiwillig zurücktrat, nahm Golot im J. 1715 die ihm zugedachte Prälatenstelle ohne Widerspruch in Besitz, anerkannt als ein Mann, zu dem sich Alle, die strengen Armenier und die sogenannten lateinischen oder katholischen Christenthumsbekenner dieses Namens, die in Constantinopel besonders stark vertreten waren, nach seiner Klugheit, Friedensliebe und Billigkeit des Besten versehen dürften [2]), wie es auch mitten unter den nie aufhörenden Zerwürfnissen jener beiden armenischen Kirchenparteien überwiegend der Fall war. Denn selbst unter den Begünstigungen, welche er den katholischen Armeniern zu Constantinopel zuwendete, stand er als Vertreter seines Vaterlandes bei den Häuptern der Kirche daselbst in so großem Ansehen, daß ihm ohne den mindesten Widerspruch durch den Patriarchen Garabed von Edschmiazin die nachträgliche Episcopatweihe zu Theil ward und damit die Entfernung einer Ungesetzmäßigkeit, welche allein sein Ansehen in der vaterländischen Kirche hätte beeinträchtigen können. Unablässig war er bemüht, den Frieden zwischen den beiden Hauptparteien der armenischen Kirchen aufrecht zu erhalten und zu befestigen; er ließ während seiner patriarchalischen Amtsführung drei eingeäscherte armenische Kirchen wieder aufbauen, stiftete eine Freischule für Kinder der Armen, sowie eine höhere sogenannte Normalschule, in welcher er auf seine Kosten sprachkundige Schüler der römischen Propaganda unterhielt, deren er sich zur Uebersetzung vieler Schriften religiösen und sonst nützlichen Inhalts aus dem Lateinischen ins Armenische bediente und durch deren Beförderung zum Druck er sich um die Aufklärung in Armenien selbst verdient machte. Unter den Schülern, die er sich in dieser Schule selbst mit heranzog, befand sich auch Jacob Nal (Nalian), der sein Nachfolger auf dem Patriarchenstuhle ward und mit ebenso gemäßigten Gesinnungen die religiösen Interessen der armenischen Kirche zu wahren suchte und wußte. Auch bei dem Gottesdienste in den armenischen Kirchen bemühte sich Golot entfernt zu halten, was den lateinischen oder katholischen Armeniern den Besuch derselben hätte verleiden können, konnte es aber doch nicht verhindern, daß römisch-katholische Missionare im J. 1720 von Rom aus den Befehl sich erwirkten, der den katholischen Armeniern den Besuch der national-armenischen Kirchen untersagte. Es half Golot Nichts, daß er dem Papste selbst ein ausführliches Glaubensbekenntniß einreichte, in welchem er die Uebereinstimmung der armenischen Hauptparteien nachwies — übrigens die einzige Schrift, welche der vielbeschäftigte Patriarch im Drucke ausgehen ließ, weil er durch sie Unruhen, welche die nie rastenden Missionare anzufachen bemüht waren, zuvorzukommen wünschte. Allein er sah sich endlich doch genöthigt, mit der ganzen Macht des Ansehens, welches ihm der Großsultan als dem Haupte der armenischen Kirche und aller ihrer Secten verliehen hatte, gegen die Ruhestörer einzuschreiten [3]). Er ließ die Kirchen und Bethäuser der katholischen Missionare schließen und einige Hauptwühler auf die Galeeren bringen. Er hatte sich dabei der Zustimmung des Sultans, der ihm persönlich zugethan war, zu erfreuen, sowie der Mitwirkung des französischen Gesandten am Hofe der Pforte, des Herrn von Villeneuve und es gelang ihm vollständig, den völligen Ausbruch von Unruhen zu hintertreiben, der so oft schon den Christen aller Bekenntnisse in der Hauptstadt des Sultans verderblich geworden war. Der völlige Friede zwi-

1) Die Schreibung Golo*t* statt Golo*d*, wie sie in der Biographie générale in dem kurzen Artikel über ihn (Tom. XXI. p. 124 s.) gegeben ist, scheint, auch nach *Serpos*, Compendio storico di memorie chronologiche concernenti la religione della Nazione Armena (Venez. 1786—1787. 8. 3 Tom.), die richtigere zu sein. 2) Bei Serpos a. a. O. II. S. 236 heißt er: „uomo di multa prudenza ed amante della pace, segnalatosi con molte belle azioni fatte in favor de' nazionali cattolici in Costantinopoli."

3) Wie weit diese es schon gebracht hatten und die gemäßigten Maßregeln Golot's lernt man aus den Andeutungen bei Serpos kennen: „Il fuoco della persecuzione si riaccese tantosto con grande asprezza, non per influsso del patriarca Golot, ma per quello della plebe e de' secolari, che temevano di essere generalmente gastigati dal comune sovrano; e però senza saputa di esso Golot furono catturati non pochi cattolici nel di festivo di Pasqua, che rimasero sorpresi per via, mentrechè con troppa pubblicità si portovano alle chiese de' Franchi. Il prudente patriarca senza esporre se stesso, ed incontrar l'indignazione del Governo, studiò con ogni possibile mezzo di raddolcire gli spiriti, ed a questo fine mandò segretamente persone di saggio intendimento, perchè a nome suo supplicassero il Vicario Appostolico, che permettese a' cattolici Armeni l'accesso alle chiese nazionali per solo tratto di civile convenienza ed amichevole urbanità, assicurandolo, che non vi era veruna differenza sostanziale nella fede tra gli Armeni di sua communione ed i cattolici Latini." A. a. O. p. 236 s.

schen den beiden armenischen Hauptparteien kam durch ein Compromiß vom Jahre 1735 zu Stande, dessen Hauptvermittler Golot war. Diese mehrjährige Episode abgerechnet und doch auch während derselben und mehr noch durch ihren persönlichen Ausgang war die über die Dauer eines Vierteljahrhunderts hinausreichende patriarchalische Wirksamkeit Golot's eine der friedlichsten, die in den Annalen der christlich-constantinopolitanischen Kirche unter türkischer Oberhoheit verzeichnet worden ist. Durch den schon erwähnten, nicht näher bestimmbaren Tod des Johannes Balizese, wie sich Golot nach seinem Geburtsorte meist zu nennen und zu unterschreiben pflegte, im J. 1741 ging das armenische Patriarchenthum zu Constantinopel an Jacob Nal(ian) über, unter dem es weniger friedlich zugehen sollte [4]. (*J. E. Volbeding.*)

GOLOWIN, Name einer alten, ausgebreiteten und berühmt und reich gewordenen russischen Familie, ursprünglich vornehmer tatarischer Herkunft. Eins ihrer Glieder, Fürst — Murse oder Kniäs, wie er unter seinen Stammgenossen hieß — Stephan Khorwa Golowa, wanderte bereits gegen Ende des 14. Jahrh. unter dem Großfürsten Wasilje Demetriowitsch von Khafa in der Krim nach Moskau, wo er, als ein durch energisches Wesen und reichen Güterbesitz hervorragender Mann, bald zu verdientem Ansehen gelangte. Außer seinem auswärtigen Ländercomplex auch mit umfänglichen russischen Erbgütern von dem Großfürsten belehnt, empfing und nahm er die Namen Wasiljewitsch Choski an, behielt seinen festen Sitz in Moskau und sein Enkel Iwan Golowa (= Haupt) ward der eigentliche Stammvater der russischen Familie Golowin, bereits durch den Titel eines Bojaren ausgezeichnet. Sie blieb, durch zahlreiche Nachkommenschaft vertreten und mit eingeboren-russischen Geschlechtern vielfach verzweigt, dem Herrscherhause nahe und meist mit Treue zugethan, und als im Laufe der Zeit Viele aus ihrer Mitte sich um die russische Dynastie nach verschiedenen Richtungen hin verdient gemacht und im Volke sich in allseitigerem Vertrauen befestigt hatten, ward später die Familie der Golowine in den erblichen Reichsgrafenstand erhoben, in welchem sie noch jetzt floriren. Aus dem Leben und Wirken von Männern dieses Geschlechts haben sich aus den dunkleren Zeiten, wo harte Kämpfe und gewaltsame Wirren die erst sich consolidirende russische Geschichte durchzogen, in Chroniken und traditionell mehre eigenthümliche Züge erhalten. Bestimmter aber treten in den verschiedenen Bereichen der Beschäftigung mit den Wissenschaften und des Dienstes für den Staat und das Kriegswesen folgende Männer hervor:

1) **Iwan Stephanowitsch** zeichnete sich unter Zar Iwan dem Schrecklichen in den langjährigen und blutigen Kriegen gegen die Tataren 1554 fg. rühmlichst aus; sein Sohn, Thomas Iwanowitsch, fungirte als Kanzler bei dem Zar Iwan Wasiljewitsch (1562). In den Wirren mit dem Fürsten Schuiski, den eine Fraction der Bojaren zum Zar proclamirt hatte, fiel der Kanzler Golowin in Ungnade; er war mit dem zum Vermittler ernannten Metropoliten uneins; dieser trat ihm in der Hitze des Streits auf den Mantel und um ihm seine Verachtung noch mehr zu bethätigen, zerriß er ihm denselben. Der Kanzler hatte demzufolge das Geschick des Fürsten Schuiski zu theilen und wurde gleich diesem in die Verbannung geschickt.

2) **Semen Wasiljewitsch**, Sohn des Wasilje Petrowitsch, geb. im J. 1560, gest. zu Moskau den 20. Jan. 1634, ausgezeichneter Kriegs- und Staatsmann. Seine Hauptthätigkeit fiel in die durch den Prätendenten Demetrius und seinen Concurrenten, den Prinzen Ladislaus, Sohn des Königs Sigismund von Polen, hervorgerufenen Wirren. Er führte als Gesandter des Zar die Unterhandlungen mit Schweden und brachte die Offensiv- und Defensivallianz Rußlands und Schwedens gegen Polen zu Stande, welche im J. 1609 bestätigt ward. Nach seiner Rückkehr zum General ernannt und mit der Vertheidigung Moskaus gegen die polnische Armee unter Zolkiewski's Obercommando betraut, erfocht Golowin einen glänzenden Sieg über die Feinde. Er ward alsdann ein Haupthebel zur Erhebung des jungen Michael Feodorowitsch, Sohn des Patriarchen zu Moskau, auf den Zarenthron, welcher im J. 1613 allgemein anerkannt ward. Der Zar war erkenntlich gegen Golowin und überhäufte ihn mit seinen Gunstbezeigungen. Als Bojar bestätigt ward er im J. 1624 zu dem wichtigen Posten des Gouverneurs von Kasan ernannt. Schon 1630 rief ihn der Zar wieder in seine Nähe nach Moskau zurück. Bis an seinen Tod hatte er sich des vollen Vertrauens seines Gebieters ohne die geringste Störung zu erfreuen, der in ihm gewissermaßen seinen Stellvertreter sah und ihn in seinen wichtigen Staatsämtern ohne alle Beschränkung schalten und walten ließ. Von ihm stammt eigentlich der höhere Glanz, zu welchem seine Familie sich erhob [1]).

3) **Iwan Michailowitsch**, russischer General und Admiral, geb. gegen das Ende des 17. Jahrh., gest. im J. 1738. Er stand Peter dem Großen sehr nahe und ward von ihm ebenso geschätzt als begünstigt. Er hielt sich im J. 1697 mit seinem Monarchen in Saardam in Holland auf, um mit ihm eigenhändig und praktisch die Schiffbaukunst zu lernen und half das damals dazu angenommene Incognito seines Herrn treulich wahren. Von Holland aus begleitete er den Kaiser auf seinen Reisen an verschiedene europäische Hofhaltungen und ward zu einer Sendung an den Papst benutzt, deren Zweck später nicht bekannt geworden ist. Nach Petersburg zurückgekehrt, behielt ihn der Kaiser als Generaladjutant in seiner unmittelbaren Nähe. Golowin war einer seiner treuesten Diener, der sich auch von der Hitze des Monarchen nie in die Enge treiben ließ und seinen aufbrausenden Zorn nicht fürchtete. Als Beleg dafür kann folgendes Ereigniß gelten. Im J. 1710 hatte Peter der Große den Plan, Wiborg, die Hauptstadt von Karelien, einen der Schlüssel zu den schwe-

4) Vergl. darüber Serpos a. a. O. p. 253 seq.

1) Siehe Nouvelle Biographie générale. Tom. XXI. (Paris 1857.) p. 125.

dischen Landen vom baltischen Meere aus zu belagern und er ertheilte dem Senate den gemessenen Befehl, unverzüglich zur Verproviantirung der Flotte die nöthigen Maßregeln zu treffen. Menzikoff, der dem Senate präsidirte, vermittelte bei diesem die Sache dahin, daß die Last dieser Ausrüstung den Bewohnern des Gouvernements Nowgorod, namentlich der Bauernschaft daselbst, auferlegt werde. Die Senatoren stimmten zu und gaben ihre Unterschriften. Golowin aber war bei der Sitzung nicht zugegen gewesen und als Peter Tags darauf im Senate erschien, vermißte er Golowin's Unterschrift. Er überreichte ihm das Actenstück zur Signirung. Aber Golowin hatte es kaum gelesen, als er es, Unmuth in den Mienen, sofort vor den Augen des Kaisers zerriß. Diesem schwoll die Zornesader; aber ruhig bleibend sagte Golowin: „Es ist himmelschreiend ungerecht, dem Volke, das durch Abgaben bereits so angestrengt und mitgenommen ist, neue Lasten aufzubürden. Die Herren Senatoren, welche in den Umgebungen von Petersburg so zahlreiche Landhäuser und Güter besitzen, können die anbefohlene Verproviantirung der Flotte mit Leichtigkeit aus ihren Getreideböden bewirken. Ich unterschreibe mich hier auf der Stelle mit 10,000 Maß (Tschwerts) Weizen." Er reichte das Papier seinem Nachbar und keiner wagte seine Unterschrift in ähnlichem Sinne zu verweigern. Des Kaisers Miene hatte sich zu heller Freude aufgeklärt und von einer Stimmung zur andern überstürzend zog er Golowin unter hellen Thränen an seine Brust. Er vergaß auch später dem treuen Sohne des Vaterlandes seinen Patriotismus nicht und ließ später ihm zu Ehren eine Medaille mit der Aufschrift: Consilio et Robore schlagen [2]). — Golowin bekleidete die wichtigsten Aemter. Er war Generalinspecteur aller russischen Arsenale. Als Kaiserin Katharina die russische Flotte erweitern ließ, ward Golowin neben seinen übrigen Bedienstungen zum Vice-Admiral ernannt, unter der Kaiserin Anna zum wirklichen Admiral [3]).

4) **Artaman Michailowitsch**, Bruder des Vorhergehenden, russischer Infanteriegeneral, gest. den 3. Juli 1720. Vom Jahre 1699 an commandirte er, nach der gewaltsamen Auflösung der Strelitzen, die Regimenter, welche Peter der Große auf europäischen Fuß neu gebildet hatte und in deren Reihen er selbst mit diente. In den Kriegen mit Schweden hielt sich Golowin mit seinen Truppen sehr tapfer; namentlich zeichnete er sich in den baltischen Provinzen, besonders bei der Einnahme von Riga, durch persönliche Bravour und Umsicht in der Sorge für seine Mannschaften aus, woran man es damals noch so häufig fehlen ließ.

5) **Fedor Alexiewitsch**, russischer Staatsmann und Großadmiral, Feldmarschall u. s. w., gest. zu Glouhof in Klein-Rußland den 2. Aug. 1706, wohin er auf Befehl des Kaisers gereist war. Schon als Knabe Spielgefährte der Prinzen Iwan und Peter ward er später einer der einflußreichsten Diener Peter's des Großen, dessen Plänen für sein aufkeimendes Reich er mit Aufopferung und Geschick diente. In den Jahren 1686—1689 war er Mitglied der Gesandtschaft nach China, welche die Grundzüge der Beziehungen schuf, in welche das „himmlische Reich der Mitte" zuerst mit Europa trat und welche dem russischen Reiche so wichtig werden sollten [4]). Er administrirte als Gouverneur alsdann in Sibirien, wo er sich namentlich um die Organisation des Bergbauwesens unvergängliche Verdienste erwarb; die Stadt Nertschinsk, die den Mittelpunkt seiner Schöpfungen bildete, ward von ihm gegründet und noch jetzt steht sein Name daselbst im besten Andenken. Dann befehligte er als General im J. 1697 die Infanterie vor Asow. Noch in demselben Jahre war er neben Lefort das Hauptmitglied der Gesandtschaft an die Höfe Europa's, welcher Peter der Große selbst in, wie er meinte, gut gewahrtem Incognito angehörte. Dann unterhandelte er einen Handelsvertrag mit England und wieder 1698 die Tripelallianz gegen die Türken zu Wien. Hier ward er seiner Verdienste wegen vom Kaiser Leopold I. zum teutschen Reichsgrafen ernannt. Mit Lefort allein begleitete er von Wien aus seinen Herrn nach Petersburg, um den daselbst ausgebrochenen Aufruhr der Strelitzen dämpfen zu helfen. Nach dem Tode Lefort's zum Großadmiral von Rußland und zum Feldmarschall ernannt, leistete er doch auch zugleich als Minister des Auswärtigen seinem Monarchen die wichtigsten Dienste und bei seinen zeitraubenden Aemtern erwarb er sich doch auch zugleich das hohe Verdienst, ein unermüdlicher Beförderer der Wissenschaft und Kunst in Rußland zu werden. Er war der erste Ritter des von Peter dem Großen gestifteten St.-Andreasordens.

6) **Alexei Alexiewitsch**, des Vorigen Bruder, begleitete diesen auf mehren Gesandtschaften. Auch im Militair avancirte er schnell und als Generalmajor wohnte er der Schlacht bei Pultawa bei. Hier fiel er bei seinem Herrn in Ungnade, sogar in Strafe, was ihn so angriff, daß er den Verstand verlor und gänzlich aus dem Gedächtniß der Mitwelt verschwand.

7) **Niklas Fedorowitsch**, ältester Sohn Fedor Alexiewitsch's, verdienter Seemann und Diplomat. Im J. 1725 bewirkte er als außerordentlicher Gesandter am schwedischen Hofe die Anerkennung des russischen Kaisertitels bei der gedachten Macht. Im J. 1733 ernannte ihn die Kaiserin Anna zum Admiral und Präsidenten des Admiralitätscollegiums. Bei dem längeren Aufenthalte der Kaiserin Elisabeth zu Moskau im J. 1741 übertrug sie ihm in Petersburg die oberste Leitung der Staatsverwaltung. Später jedoch entsprach er den Erwartungen nicht, welche die Kaiserin auf ihn, als Anführer der Flotte gegen Schweden, gesetzt hatte. Er fiel

2) Ihre Abbildung findet sich in der numismatischen Sammlung von Tiregale S. 65. 3) Siehe Nouv. Biogr. générale a. a. O. S. 126. (*Michaud*) Biogr. universelle. Tom. XVII. p. 122.

4) In Beziehung auf diese Mission hebt Voltaire in der „Geschichte Peter's des Großen" die Verdienste der beiden Jesuiten, Pereira und Gerbillon, hervor. Man vergleiche die „Relation manuscrite d'un voyage d'un Moscovite à la Chine" von Duplessis. Das Manuscript befindet sich in der kaiserl. Bibliothek zu Paris.

in Ungnade, erhielt plötzlich seinen Abschied, ging sofort eine Zeit lang auf Reisen und nahm dann seinen bleibenden Wohnsitz in Hamburg, wo er im J. 1745 starb. Dessen Sohn, Niklas Niklajewitsch Golowin, war unter dem Kaiser Alexander I. Staatsrath; er starb ohne Nachkommenschaft.

8) Michael, russischer Mathematiker, gest. zu Petersburg im J. 1790. Durch Verwandtschaft von Seiten seiner Mutter mit dem Sprachgelehrten und Akademiker Lomonossof in seiner wissenschaftlichen Bildung bei ausgezeichneten Anlagen von den frühesten Jahren an glücklich gefördert, entschied er sich, begünstigt durch seine intime Verbindung mit dem hochberühmten Mathematiker und Physiker Euler, vorzugsweise für das Studium der Mathematik, auf deren Gebiete er als geborener Russe zuerst sich auch für das Ausland auszeichnete. Nachdem er bereits von seinem 18. Jahre an von 1775 bis 1786 die Functionen eines Adjuncten bei der physikalisch-mathematischen Section der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften mit Anerkennung verwaltet hatte, ward er im letztgedachten Jahre zum Professor an dem Nationalpädagogium zu Petersburg unter gleichzeitiger Beibehaltung seiner Stellung zur Akademie befördert, starb aber schon in der Blüthe seines Alters. Außer einer russischen Uebersetzung des Eunuchus des Terenz debütirte er mit einer auch im Auslande mit Beifall aufgenommenen Schrift: Sur la construction et la conservation des vaisseaux (Petersb. 1778.) in drei Abtheilungen, in welcher er vorzugsweise Euler'sche Grundsätze zur Anwendung brachte. Seine lateinische Abhandlung: Applicatio tentaminis de sono campanarum ad sonos scyphorum vitreorum, qui sub nomine instrumenti harmonici sunt cogniti — hatte er im J. 1781 in einer Sitzung der Akademie gelesen und sie ward in die Denkschriften derselben eingereiht. Außerdem erschien von ihm: Trigonométrie planisphère et sphérique, accompagnée de déductions algébriques (Petersb. 1786.) und kurz vor seinem Tode (1789) eine russische Uebersetzung von Lalande's „Betrachtungen über die Gestirne" [5]).

9) Eugen Alexandrowitsch, russischer General der Infanterie, geb. gegen Ende des 18. Jahrh. Frühzeitig in das adelige Cadettenhaus zu Petersburg aufgenommen, durchschritt er schnell die niedrigeren militairischen Rangstufen und war in den Campagnen der Jahre 1828—1831 bereits so weit vorgerückt, daß er, mit dem Range eines Generals der Infanterie bekleidet, unter den Befehlen des Feldmarschalls Paskewitsch in Polen wichtige Bedienstungen inne hatte. In den Fürstenstand erhoben, ward er im J. 1840 zu dem schwierigen Posten des Generalgouverneurs von Kaukasien und zum Oberbefehlshaber der transkaukasischen Armee ernannt. Aber der unglücklich abgelaufene Feldzug gegen die Lesghier vom Jahre 1842 hatte seine Abberufung von dort zur Folge. Seit 1845 ward er mit dem Generalgouvernement der drei baltischen Ostseeprovinzen betraut und als er im J. 1848 in den Ruhestand versetzt worden war, zog er sich für den Rest seines Lebens mit dem Charakter eines wirklichen Staatsraths nach Petersburg zurück.

10) Iwan, russischer Literat, geb. im J. 1808, gewöhnlich Prinz Howna genannt. Vorzugsweise im Auslande wissenschaftlich gebildet, widmete er sich nur kurze Zeit dem vaterländischen Staatsdienste im Ministerio der auswärtigen Angelegenheiten. Da ihm aber diese Carrière nicht zusagte, nahm er seine Entlassung, auch durch den schwankenden Zustand seiner Gesundheit an ein milderes Klima gewiesen. Er machte Reisen durch Teutschland und Italien, Frankreich und England, wo er seit 1843 seinen wesentlichen Aufenthalt nahm und naturalisirt ward. Als er im J. 1848 längere Zeit in Polen verweilt hatte, ward er, misliebig und verdächtig geworden, aus Rußland auf immer verbannt, da man ihm nicht traute. Im darauf folgenden Jahre aus Paris ausgewiesen, wurde er auch in Piemont, wo er sich im J. 1852 mit der Herausgabe einer Wochenschrift: Journal de Turin zu beschäftigen angefangen hatte, nicht geduldet. Er zog sich deshalb wieder nach England zurück, ward aber, ohne sein Ansuchen, vom Kaiser von Rußland unter der Bedingung, seinen Aufenthalt weder in Petersburg noch in Moskau zu nehmen, amnestirt. Durch seine Vermögensumstände glücklich gestellt, machte er von dieser Erlaubniß keinen dauernden Gebrauch, sondern blieb fortwährend in England. Er schrieb: Esprit de l'économie politique. (Par. 1844.) Science de la politique. (Ibid. 1844.) La Russie sous Nicolas I. (Ibid. 1845.) Réfutation du livre de Mr. le Marquis de Custine: „La Russie en 1839." (Ibid. 1845.) Des économistes et des socialistes. (Ibid. 1845.) Types et caractères russes. (Ibid. 1847.) L'Europe révolutionnaire. (Ibid. 1849.) (Auch ins Teutsche übersetzt.) Japan and the Japenese. (Lond. 1852.) u. m. a.

(*J. E. Volbeding.*)

GOLOWKINE. Johann Golowkine, Gutsbesitzer in dem Gebiete von Alerine, des heutigen Gouvernements Tula, nahm, als der Naryschkine nächster Vetter, Theil an ihrer Erhöhung und erhielt die Bojarenwürde. Sein Sohn Gawrila Iwanowitsch Golowkine war im Beginn Komnatni Stolnik, wurde aber 1703 Postelnitschi und erhielt in demselben Jahre den St.-Andreasorden. In den Jahren 1705 und 1706 wird er von Peter I. als „Herr Vicekanzler" bezeichnet. Von Kaiser Joseph I. im J. 1707 in des heil. R. R. Grafenstand erhoben, erhielt er von König August II. von Polen den weißen Adlerorden, von dem Könige von Preußen den Orden de la Générosité. Peter I. vertraute ihm seine geheimsten Angelegenheiten, ernannte ihn 1709, nach dem Siege bei Pultawa, zum Reichskanzler und am 10. Febr. 1710 zum russischen Grafen, und er ist der Erste, welchem solche Standeserhöhung zu Theil geworden. Unter vier verschiedenen Regenten Minister der auswärtigen Angelegenheiten galt er als einer der ausgezeichnetsten Diplomaten. Seine Feindschaft mit Schaffiroff wirkte wesentlich zu dessen Sturz. Dieser „ami de la magnificence et de la bonne chère drapait sans charité la lésine de l'autre, honteuse quelquefois, mais

5) Man vergl. *Snéghireff*, Dictionnaire des auteurs profanes russes. (Moscou 1838.) Tom. I. p. 119 s.

aussi la seule tâche d'un homme très-honnête et très-habile." Golowkine starb im Februar 1734. Er hatte sieben Kinder: 1) Johann; 2) Alexander; 3) Natalie, Gemahl: Fürst Johann Bariatinsky, General der Infanterie; 4) Anna; 5) Anastasia, Gemahl: ein Fürst Trubetzkoy; 6) Michael; 7) Proskovia. Anna heirathete in erster Ehe den Generalprocoureur Grafen Sergius Jagusinsky und als dessen Witwe den Grafen Michael Bestuscheff. Michael (Nr. 6) konnte sich der Ehre rühmen, wegen seiner Gemahlin, die eine geborene Fürstin Romanodowska und von Mutterseite eine Cousine germaine der Kaiserin war, dem kaiserlichen Hause sehr nahe befreundet zu sein. Dessenungeachtet hatte er sein Ansehen in den letzten Jahren der Kaiserin Anna um ein Merkliches geschwächt sehen müssen, wozu einige allzu freie Discurse, welche er über des Herzogs (von Kurland) Conduite gehalten, die Ursache gewesen sein sollen. Weil er sich nun wenig Gutes von demselben als Regenten versprechen zu können glaubte, so gingen seine Gedanken auf nichts Anderes als ihn zu stürzen; hierzu aber ersann er ein Mittel, welches ihn bald selbst in das größte Unglück gebracht hätte. Nachdem er nämlich sein Misvergnügen über des Herzogs Erhebung und das Unrecht, welches dadurch der Prinzessin Anna geschehen, seinen vertrautesten Clienten, einigen Officieren, zu verstehen gegeben und diese ihn sowol ihrer guten Gesinnung gegen erwähnte Prinzessin, als auch, daß der größte Theil der Officiere von den Garderegimentern Alles für dieselbe zu wagen bereit wären, wenn sich nur ein Anführer hervorthäte, versichert hatten; so fiel der Schluß dahin: man müsse in dieser Sache auf gleiche Weise verfahren, wie im J. 1730 bei Wiederherstellung der Souverainetät in Moskow geschehen. Zu dem Ende sollten an einem zu bestimmenden Tage die Treugesinnten, so viel ihrer sich dazu würden entschließen können, zur Prinzessin gehen und selbige fußfällig ersuchen, die Nation von einem verhaßten Regenten zu befreien und die Regierung während der Minderjährigkeit ihres Herrn Sohnes selbst auf sich zu nehmen. Den Anführer aber in dieser Sache abzugeben, konnte sich der Graf Golowkine keineswegs entschließen, sondern schlug den damaligen Cabinetsminister, Fürsten Tzerkaskoi, dazu vor; in der ungegründeten Meinung, dieser würde sich hierzu ebenso gern gebrauchen lassen, als vor diesem von ihm geschehen, da er der verstorbenen Kaiserin die Supplik des Adels wegen Abschaffung der von den Dolgorukis eingeführten aristokratischen Regierungsform überreicht. Hierbei blieb es, und der Tag wurde festgesetzt, an welchem der Antrag dem Fürsten Tzerkaskoi gethan werden sollte. Als dieser erschien, verfügten sich erwähnte abgedankte Officiere zu dem Fürsten, gaben ihm ihr Anliegen zu erkennen, erinnerten ihn an seinen für das Vaterland ehemals bezeugten Eifer und baten ihn auf das Inständigste, mit ihnen zur Prinzessin zu gehen und das Wort für sie zu führen. Tzerkaskoi hörte sie ganz gelassen an, billigte ihr Vorhaben und hieß sie, unter Vorschützung nothwendiger Geschäfte, des andern Tages wieder zu ihm kommen. Sobald sie aber weg waren, fuhr er grade zum Herzog und erzählte demselben den ganzen Handel. In weniger als zwei Stunden waren alle diejenigen, welche bei dem Fürsten Tzerkaskoi gewesen, arretirt, und noch selbigen Tages wurde angefangen, sie wegen ihrer übrigen Consorten peinlich zu befragen. Sie nannten deren einige, keiner dennoch bekannte den Grafen Golowkine, obgleich sehr scharf deswegen inquirirt wurde, indem es bekannt war, daß sie alle Creaturen des erwähnten Grafen waren. Einer derer, die sie angegeben hatten, war der russische Secretair des Prinzen von Braunschweig, und dessen Aussagen führten zur Entdeckung des ganzen, die Beseitigung Biron's bezweckenden Complots. „Nunmehr hatte der Herzog sattsame Proben, wie wenig seine Regierung den Leuten schmecken wollte, ungeachtet dessen getraute er sich noch durch Strenge selbige zu handhaben." Aber es vereinigten sich zu seinem Sturze alle, die sich durch ihn gefährdet fühlten, wie namentlich Golowkine, und die Palastrevolution vom 20. Nov. 1740 fand statt, nachdem Biron kaum drei Wochen in der Regentschaft sich behauptet hatte. Die Prinzessin Anna von Braunschweig-Wolfenbüttel, als Großfürstin und vormundschaftliche Regentin anerkannt, ernannte den Grafen Michael Golowkine, den Senator und wirklichen Geheimrath, zum Reichsvicekanzler und Cabinetsminister, veranlaßte aber zugleich zwischen ihm und Ostermann eine Rivalität, die theilweise den Sturz der neuen Regierung herbeiführte. Am 6. Dec. 1740 bemächtigte sich die Prinzessin Elisabeth des Thrones und die vornehmsten Anhänger Iwan's III., namentlich Golowkine, wurden sofort verhaftet. Bereits am 27. Jan. 1741 erging das Urtheil, wodurch über Münnich, Ostermann, Golowkine, Löwenwolde und Temiriazew die Todesstrafe verhängt wurde. Golowkine war beschuldigt, der erste Anstifter der auf den Namen der Kaiserin Anna vorgenommenen Veränderung in der Ordnung der Succession gewesen zu sein, „indem er zur Zeit, da die Prinzessin Anna die Regentschaft angetreten und er ihr zum ersten Mal zu gratuliren kam, sogleich vorgestellt, wie es zu bedauern sei, daß in einigen die Erbfolge betreffenden Punkten die Sache nicht deutlich genug ausgeführt und insonderheit von den Prinzessinnen Nichts gedacht wäre. Die Prinzessin Anna befahl ihm hierauf, sich deswegen mit Ostermann zu besprechen; wie er dann zugleich einen Anschlag entworfen, um dem Cabinet die Vorstellung zu thun, daß die von der Prinzessin Anna abstammenden Prinzessinnen an der Erbfolge gleichen Antheil haben sollten. Er hat auch noch einen andern Vorschlag beigebracht, der mit dem ersten gleichlautend war, und schickte beide Schriften der Prinzessin Anna zu. Er führt darin an, es sei nicht rathsam, auf solchen Fall in einer öffentlichen Versammlung mit dem Regenten zur Wahl eines Successoris zu schreiten, sondern es würde besser sein, daß die Prinzessin Anna sich selbst zur Kaiserin erkläre, wodurch alle Anstöße von Seiten Unserer Kaiserl. Majestät (der Kaiserin Elisabeth) vermieden werden könnten. Golowkine gesteht, er habe es deswegen gethan, daß, wenn der Prinz Iwan mit Tode hätte abgehen sollen und kein anderer Prinz vorhanden wäre, sodann nicht immer eine

fremde und unsichere Regentschaft geführt werden möchte. Er hat sich auch für schuldig erkannt, daß, ohnerachtet er in großem Ansehen bei der Prinzessin Anna gestanden und wohl gesehen, daß große Summen aus der Reichs-Cassa verschwendet würden, er wider seine Pflicht sie niemals davon abgerathen." Laut der Sentenz sollten Golowkine, Löwenwolde, Mengden und Temiriazew enthauptet, Ostermann und Münnich, dieser geviertheilt, jener gerädert werden. Sie erhielten jedoch, zur Richtstätte gebracht, Begnadigung und wurden nach Sibirien gebracht, Golowkine insonderheit nach Germanga; er ist in diesem Exil gestorben. Fürst Dolgoruky nennt ihn homme honorable et loyal. Der Gräfin, Katharina Romanodowska, die durch ihre Mutter, eine Soltykow, der Kaiserin Anna Cousine war, wurden ihre Güter gelassen, was mit den übrigen Frauen nicht der Fall war. Sie starb zu Moskau im J. 1793. Ihre Tochter ward am 19. Nov. 1740 einem Fürsten Repnin angetraut. Michael's ältester Bruder, Graf Johann Golowkine, General der Cavalerie, Chef der Garde zu Pferd, Senator und des St. Alexander-Newsky-Ordens Ritter, war im J. 1740 gestorben, aus seiner Ehe mit Dorothea Gagarin einen Sohn und eine Tochter hinterlassend. Dem Grafen Johann gilt ohne Zweifel eine Stelle der Eclaircissemens sur plusieurs faits, relatifs au règne de Pierre le Grand, extraits en l'an 1761 à la réquisition d'un savant des papiers du feu comte Henningue Frédéric de Bassewitz, in Büsching's Magazin 9. Th. Da heißt es S. 353: „S. Petersbourg fut surpris de voir sortir l'empereur Pierre I. un matin de ses portes, richement vêtu, et dans un très beau phaëton attelé à six chevaux, avec un cortége de guides. Il allait à la rencontre du prince Dolgoruky et du comte Golofkin, fils aîné du Grand-Chancelier, rappelés de leurs ambassades, pour entrer au Sénat. Dolgoruky, décoré de l'ordre de l'Eléphant, avait passé quinze ans à Copenhague et Paris; Golofkin, décoré de celui de l'Aigle noir, en avait passé autant à Berlin: tous deux étaient d'une capacité et d'une politesse parfaite. L'empereur poussa vers eux jusqu'à quelques verstes (dont sept font une grande lieue d'Allemagne) de la ville; les prit dans son phaëton, et rentra dans sa résidence en les menant avec un long détour par toutes les principales rues jusqu'à son palais, où il avait ordonné une grande assemblée. „„N'était-il pas juste, dit-il, en y entrant avec eux, de chercher et d'amener chez moi avec cérémonie les trésors du savoir et des moeurs, que ces illustres Russes sont allés acquérir chez d'autres peuples, et qu'ils nous rapportent aujourd'hui."" Johann's Tochter Maria, geb. 1713, vermählte Fürstin Peter Repnin, starb 1769, der Sohn, Gabriel, den 13. März 1787. Geb. den 10. Oct 1721, war er im September 1751 des Großfürsten Hofmarschall geworden; Hofmarschall und wirklicher Geheimrath wurde er am 8. Sept. 1762 zum Präsidenten des Manufacturcollegiums mit dem Charakter und Gehalte eines Generallieutenants ernannt. Er starb als Oberhofmarschall den 13. März 1787. Die Kinder seiner Ehe mit des Grafen Alexis Schuwalow Erbtochter Katharina, vermählt den 14. Oct. 1751, Graf Alexis, geb. den 31. Juli 1754, und Elisabeth, geb. den 22. Oct. 1752, sind beide unverehelicht geblieben. Alexander, des ersten Grafen zweiter Sohn, geb. den 20. Aug. 1688, „hat in Leipzig studirt und als Volontair etlichen Feldzügen in Flandern beigewohnt. Er erhielt hierauf den Charakter als Kammerherr und ward zu Königs Friderici I. Zeiten als Gesandter nach Berlin geschickt, wo er sich viele Jahre befunden. Er vermählte sich daselbst im Jahr 1715 mit Katharina Henriette, Graf Johann Friedrich's von Dohna-Ferassieres und Montbrun Tochter, die eine Mutter von 25 Kindern geworden ist. A. 1721 erhielt er von König Friedrich Wilhelm den Ritterorden des schwarzen Adlers, nachdem er im Jahr vorher zum Russischen Gevollmächtigten bei dem Braunschweigischen Friedenscongresse ernannt worden. A. 1725 bekam er den Titel eines Russisch-kaiserlichen Geheimbden Raths und 1727 ward er an die Stelle des Fürstens von Kurakin als Ambassadeur nach dem Haag gesendet, von der er im folgenden Jahre als bevollmächtigter Minister auf den Friedenscongreß nach Soissons abgeschickt wurde, wo er den 30. Aug. 1728 anlangte und allererst 1731 nach dem Haag zurücke kam. Er ist in diesem Charakter allda bis an sein Ende geblieben und hat durch seine kluge Aufführung, gute Ordnung in seinem Hause und viele andere gute Eigenschaften einen allgemeinen Beifall erlanget. Er starb zu Ryswyk, 24. Nov. 1760 in hohem Alter." Seine Witwe, geb. den 14. Aug. 1694, starb zu Berlin den 12. Jan. 1768. Von den Kindern sind zu merken: 1) Maria, geb. den 8. April 1718, vermählt den 9. Febr. 1739 mit dem Grafen Friedrich Paul von Kamecke, Witwe den 27. Mai 1769, gest. den 8. Aug. 1797. 2) Johann (Iwan), geb. den 4. Aug. 1723, wurde 1767 zum wirklichen Staatsrath und Mitglied des Departements der auswärtigen Angelegenheiten mit einem Gehalte von 2000 Rubel ernannt, nachdem er bis dahin bevollmächtigter Minister zu Danzig gewesen. Er hat auch den Grafen Iwan Czernyschew in der Stelle eines Deputirten der Provinz Finnland bei der Commission für die Anfertigung eines neuen Gesetzbuches ersetzt. Er ist demnach Russe geblieben, wiewol die Kaiserin im J. 1762 den Kindern Golowkine erlaubt hatte, ihre sehr beträchtlichen Patrimonialgüter in Rußland zu verkaufen. Johann starb 1791, kinderlos in seiner Ehe mit des holländischen Viceadmirals Johann van Stryen Tochter Cornelia, gest. 1795. 3) Natalie, geb. den 29. Jan. 1728, vermählt 1740 mit dem Grafen Bernhard von Schmettau-Pommerzig. Sie starb den 5. März 1778. 4) Peter, geb. den 15. Nov. 1729, hieß, in französischen Kriegsdiensten stehend, der Graf von Montbrun, wurde zweibrückischer Kammerherr, quittirte den russischen Dienst 1763 und starb den 2. März 1787. Er war ebenfalls kinderlos geblieben in seiner Ehe mit des Grafen Friedrich Paul von Kamecke Tochter Friederike, die seine Nichte war. 5) Gabriel Maria Ernst,

geb. den 6. März 1731. Als Marquis de Ferassieres stand er bei der französischen Armee; holländischer Generallieutenant, Oberst der Schweizergarde, Commandant zu Amsterdam, wie auch in der Provinz Holland, Generaladjutant des Erbstatthalters, ist er den 17. Febr. 1800 gestorben. Ihn überlebten vier Kinder aus seiner ersten Ehe mit Apollonia, Tochter des Friedrich von Hertaing und Marquette, premier noble de Hollande, des letzten seines Stammes, vermählt im September 1765, gest. den 8. Sept. 1785. Diese Kinder folgen also: a) Theodor Friedrich Heinrich Ludwig, russisch-kaiserlicher Geheimrath, vormals Gesandter bei dem Hofe von Neapel und kaiserlicher Hofceremonienmeister, geb. den 10. Oct. 1766, vermählt den 29. Mai 1790 mit Natalie Ismailow. b) Peter Ludwig Friedrich, russisch-kaiserlicher Hofjägermeister, geb. den 13. Jan. 1768, vermählt 1795 mit Sophie Demidow. c) Henriette, geb. den 18. Jan. 1774, vermählt den 18. Mai 1801 mit Alphonse de Montgomery, vormals französischer Schiffslieutenant und Oberst in englischen Diensten. d) Gabriel Maria Heinrich, Oberst beim zweiten russischen Garderegimente, vormals in holländischen Diensten, geb. den 17. Mai 1775 und vermählt 1802 mit Aurora von Patkul, von der er ein Söhnlein, Gabriel, hatte, geb. 1803, das jedoch die Kinderjahre nicht überlebte. 6) Alexander, königl. großbritannischer und preußischer Kammerherr und Directeur des plaisirs, geb. den 4. Sept. 1732, gest. den 4. Aug. 1781. Seine Witwe, Wilhelmine von Mosheim, heirathete den Duc de Noailles. Ihrer Kinder waren zwei: Amalie, geb. 1766, vermählt 1784 mit N. de Mestral Baron d'Arussens, und Georg, geb. 1764. Dieser, kaiserlicher Geheimrath, Oberceremonienmeister, Präsident des Commerzdepartements, erhielt in der Ehe mit Katharina Naryschkine die einzige Tochter Natalie, geb. 1785, vermählt 1800 mit Alexander Soltykow. Von diesem Grafen Georg schreibt Fürst Dolgoruky im J. 1843: „La maison des comtes Golowkine, maison illustre dans les annales russes de la première moitié du dix-huitième siècle, se trouve aujourd'hui représentée uniquement par le comte Golowkine, ancien ambassadeur en Chine et à Vienne, grand chambellan et membre du conseil de l'empire, octogénaire, n'ayant point de postérité mâle.“ Jedenfalls ist er demnach der letzte Golowkine. (*v. Stramberg.*)

GOLOWNIN (Wasilj Michailowitsch), Seefahrer, geb. auf seines Vaters Stammgute unweit Rjäsan, der Hauptstadt des gleichnamigen russischen Gouvernements, am 8. April 1776, gest. an der Cholera zu Petersburg im J. 1832. Bereits im neunten Jahre seiner Aeltern beraubt, legte er den ersten Grund zu wissenschaftlicher Ausbildung in dem Gymnasium zu Rjäsan und fand im J. 1788 Aufnahme in das kaiserliche Seecadettencorps in Kronstadt. Hier beschäftigte er sich fleißigst mit dem Studium der englischen und französischen Literatur, besonders durch die Lectüre von Reisebeschreibungen und geographischen Büchern und legte sich zugleich mit Eifer auf das Kartenzeichnen, auch physikalische Studien versäumte er nicht. So befestigte sich in ihm eine unüberwindliche Liebe zum Reisen und bei seiner Entlassung aus dem Cadettencorps im J. 1793 stellte er die Sorge für seine beiden jüngern Brüder und für die Verwaltung seines väterlichen Erbtheils gerichtlich fest, um sich sofort und ganz frei dem Seedienste widmen zu können. Schon in den Jahren 1793 und 1794 fand er sich als Volontair bei einem Kriegstransporte nach Stockholm, der mit dem russischen Gesandten, Grafen Rumänzoff, dahin abging; als Lieutenant diente er alsdann unter dem Viceadmiral Chanikoff von 1795 an auf der sogenannten Hilfsflotte für England, von 1798 an zugleich als Adjutant und Dolmetscher bei dem en chef commandirenden Admiral Makaroff. Auf dessen Empfehlung ward er auf kaiserliche Kosten zu seiner ferneren Ausbildung für den Seedienst auf die englische Flotte in Dienste geschickt und fand auf verschiedenen englischen Schiffen in verschiedenen Meeren, besonders durch längeren Aufenthalt in Westindien, dazu erwünschte Gelegenheit, die er so fleißig benutzte, daß er auf die Empfehlung der englischen Admirale, unter denen er gedient hatte, sofort nach seiner Rückkehr im J. 1806 zum Commandeur der Schaluppe Diana ernannt wurde. Eine seiner ersten Arbeiten war die auf Befehl des Seeministers Tschitschagoff von ihm herausgegebene Zusammenstellung der Tag- und Nachtsignale, welche noch jetzt bei der russischen Flotte im Gebrauche sind und im Seewesen seinen Namen noch lange im Andenken erhalten werden. Durch diese Arbeit erwarb er sich die Gnade des Kaisers Alexander in solchem Grade, daß er zu einer sehr schwierigen Expedition ausersehen ward. Zur Berichtigung der Landkarten sollten die Seegrenzen des ganzen russischen Reichs neu aufgenommen werden und Golownin ward für die nördliche Gegend mit der Ausführung dieses Unternehmens betraut. Er ging auf seiner „Diana“ von Kronstadt aus im J. 1807 unter Segel und unterzog sich von Kamtschatka aus der Erledigung seines Auftrages, ging auch zu demselben Zwecke nach der Nordwestküste Amerika's, wo die Russen Niederlassungen besitzen. Bei seiner Rückkehr nach Kamtschatka im April 1811 fand er den Befehl seiner Regierung vor, mit möglichster Genauigkeit die kurilischen und kantarischen Inseln, mithin die ganze Küste von 53° 38′ nördl. L. bis zum Hafen von Ochotsk zu recognosciren. Bereits den 4. Mai lichtete er von der Aralchabai die Anker und mit dem 17. Juni hatte er die Aufnahme der russischen Kurilen beendigt und kam vor Iturup, einer von den Japanesen besetzten Insel, an; als er bei Kunaschir, der Hauptstadt daselbst, landen wollte, ward er von dem von den Japanesen befestigten Hafen feindlich zurückgewiesen. Die Erscheinung des russischen Schiffes setzte die Japanesen in Schrecken. Einige Jahre vorher waren russische Schiffe unter den Lieutenants Chwostow und Davidow auf Iturup gelandet und hatten sich arge Excesse, die Einäscherung japanesischer Tempel, die Zerstörung von Reisplantagen u. dergl. m., zu Schul-

den kommen lassen. Kein Wunder also, daß die russische Flagge feindlich empfangen ward. Golownin aber gab durch Signale zu erkennen, daß er in friedlichen Absichten erscheine; es kam zu Unterhandlungen und Besprechungen; der russische Commandeur unterrichtete die Japanesen von dem wissenschaftlichen Zwecke seiner Reise und sprach dann den Wunsch aus, sich mit Proviant und Wasser versehen zu dürfen. Es kam bald zu Verständigungen und Golownin erhielt die Erlaubniß, ans Land zu kommen. Er machte davon Gebrauch und stieg mit zwei Officieren, vier Matrosen und dem kurilischen Dolmetscher, den er an Bord hatte, ans Land. Mit allen Zeichen der Freundlichkeit ward er von japanesischen Officieren und ihrem Gefolge empfangen und eingeladen, in ihre Festung einzutreten. Kaum war dies geschehen, als die Scene sich änderte. Von mehr als hundert Menschen mit Waffen so umringt, daß an eine Gegenwehr nicht zu denken war, ward Golownin sammt seinen Gefährten für gefangen erklärt. Auf die Nachricht davon würde der Capitain Ricord, welchem Golownin das interimistische Commando der Diana übergeben hatte, das Aeußerste versucht haben, die Gefangenen zu befreien; allein die Ufer waren zu seicht, als daß er sich mit seiner Corvette der Stadt so weit hätte nähern können, sie mit Erfolg zu beschießen; zu einer Auslandung war seine Mannschaft zu schwach. Er benachrichtigte daher Golownin, daß er in möglichster Eile nach Kamtschatka zurücksegeln und für ihre Befreiung bei der russischen Regierung die nöthigen Schritte thun werde. Das Verschwinden des russischen Schiffes erleichterte die Anfangs strenge Behandlung der Gefangenen; sie wurden auf die Insel Jeso geschafft und in deren Hauptstadt Matsmaiff in ganz erträglicher Haft gehalten. Golownin benutzte sie, sich über die Zustände der Insel und des japanesischen Reiches so genau als möglich zu unterrichten und mittheilsam und lernbegierig, wie die Japanesen waren, gelang ihm dies über alle Erwartung, da sie für den Eintausch von Nachrichten über Rußland und Europa mit Kunden über ihre eigenen Zustände nicht zurückhielten. Golownin hatte die Freiheit, sich mit Menschen aller Classen zu besprechen; selbst Gelehrte von der Akademie zu Jedo, der Hauptstadt des japanesischen Reiches, fanden sich bei ihm ein und veranlaßten ihn zur Abfassung einer kurzen russischen Grammatik. Mitten unter diesen Beschäftigungen, welche gegenseitige Annäherungen zur Folge hatten, erschien Ricord wieder vor Jeso. Er war, ausdrücklich für den Zweck der Befreiung Golownin's und seiner Gefährten, von der russischen Regierung zum außerordentlichen Gesandten an die von Japan ernannt worden. Die Erklärungen, welche er der japanesischen Regierung auch über die von seinem Kaiser gemisbilligten und geahndeten Excesse Chvostov und Davidov zu geben hatte, wurden von der japanesischen für hinreichend befunden, das gute Vernehmen wieder herzustellen. Die Gefangenen wurden wieder in Freiheit gesetzt. Dies geschah am 7. Oct. 1813. Durch Ehrenbezeignungen ausgezeichnet, mit Geschenken aller Art überhäuft brachte eine japanesische Gondel Golownin und seine Gefährten an Bord der Diana; Golownin übernahm wieder den Oberbefehl und steuerte zunächst nach Kamtschatka zurück, von wo er den 2. Nov. nach Petersburg aufbrach, wo er am 22. Juli 1814 wieder eintraf. Er und alle Officiere des Schiffes wurden befördert und hatten sich noch sonstiger Auszeichnungen zu erfreuen; Ricord ward einige Jahre später zum Gouverneur von Kamtschatka ernannt; die in der Gefangenschaft gewesenen Matrosen erhielten ehrenvollen Abschied und ansehnliche Pension.

Ueber den Verlauf dieser Reisen und die Erlebnisse auf ihnen berichtete Golownin in drei in russischer Sprache verfaßten Schriften. Die beiden ersten: „Reise der Schaluppe Diana von Kronstadt nach Kamtschatka in den Jahren 1807—1809," und: „Kurzgefaßte Nachrichten über die kurilischen Inseln im Jahre 1811" ließ das Admiralitätsdepartement zu Petersburg während Golownin's Abwesenheit drucken. Die Herausgabe der dritten: „Nachrichten des Schiffscapitains Golownin über dessen Begebenheiten in der Gefangenschaft bei den Japanern in den Jahren 1811—1813" besorgte Golownin selbst; sie ward 1816 auf kaiserliche Kosten gedruckt; er erweiterte und erläuterte sie noch durch seine „Beobachtungen über das Kaiserthum Japan," welche ausgestattet mit Kupfern und Karten in demselben Jahre zu Petersburg erschienen. Gleichzeitig stattete auch Ricord in einer besonderen Schrift Bericht über seine Reise zur Befreiung Golownin's ab. Der ganze Complex dieser Schriften fand außerhalb ihrer ursprünglichen Erscheinungssphäre durch Uebersetzungen ins Teutsche, Französische und Englische nach der von ihnen umschlossenen Wichtigkeit für Länder- und Völkerkunde allgemeinere Verbreitung. Die teutsche Bearbeitung führt den Titel: Begebenheiten des russ.-kaiserlichen Marinecapitains Golownin in der Gefangenschaft bei den Japanern in den Jahren 1811—1813. Nebst seinen Bemerkungen über das japanische Reich und Volk. Aus dem Russischen übersetzt von K. J. Schultz. (Leipz. 1817. 8. 2 Bde.) Dazu Paul Ricord, Erzählung von seiner Fahrt nach den japanischen Küsten in den Jahren 1812—1813. Aus dem Russischen von O. Kotzebue. (Leipz. 1817. 8.) Nach und aus der Bearbeitung von Schultz die französische:. Voyages de Golownin, contenant le récit de sa captivité chez les Japonais pendant les années 1811—1813 et ses observations sur l'empire de Japon; suivi de la rélation du voyage du capitaine Ricord aux côtes du Japon en 1812—1813. Traduit sur la version allemande par *J. B. B. Eyriès.* (Par. 1818. 8. 2 vols.) Einen Auszug daraus gab J. B. J. Breton de la Martinière im 4. Bde. seines „Japon" (Par. 1818. 18.); später von ihm noch besonders: Le Japon ou voyage de Paul Ricord aux Iles du Japon en 1811—1813 pour la délivrance du capitaine Golownin. (Par. 1821. 8. 2 vols.) Die englische Uebersetzung ist überschrieben: Recollections of Japon, comprising a particular account of the religion, language etc. (Lond. 1819. 8.) Am Schlusse befindet sich: Account of the voyages of Chwostoff and Davidoff etc. Auch bei unserer jetzt erweiterten Kunde von den japanischen Zu-

ständen, die wir vorzugsweise großartigen Veranstaltungen der Regierung der Vereinigten Staaten zu verdanken haben [1]), werden Golownin's Arbeiten bleibenden Werth behalten [2]).

Im J. 1817 erhielt Golownin von seiner Regierung den Befehl zu einer Reise um die Erde, welche er, als Commandant der Corvette Kamtschatka am 26. Aug. von Kronstadt aus antrat, bis zum Schlusse des Jahres 1819 glücklich durchführte und nach längerem Aufenthalte in Kamtschatka 1821 nach Petersburg zurückkehrte, wo er, zum Commodore ernannt und mit ansehnlicher Pension begnadigt als Vicedirector des kaiserlichen Seecadettencorps otium cum dignitate fand. Ein amtlicher Bericht seiner Entdeckungsreise erschien durch Veranstaltung des Admiralitätsdepartements in russischer Sprache: Golownin's Reise um die Welt, auf Befehl Sr. Majestät des Zars auf der Corvette Kamtschatka in den Jahren 1817—1819. (Petersb. 1822. 4. 2 Bde. mit Kupfern und Karten.) Bis zu seinem Tode war Golownin mit dem Ordnen seiner Reisepapiere beschäftigt; Einzelnes ließ er in russischen Zeitschriften abdrucken; Vieles ist noch in Manuscripten vorhanden, die vielleicht später noch ans Licht treten. Noch in den Jahren der Kraft erlag der Seeheld, der so vielen Gefahren glücklich getrotzt hatte, den heimtückischen Angriffen der Cholera, „emportant," wie Prunol am Schlusse des ihm gewidmeten Artikels in der Biographie générale [3]) sagt, „les regrets de ses amis et de ceux du gouvernement russe, auquel il avait rendu des grands et nobles services" [4]).

(*J. E. Volbeding.*)

1) Man s. darüber W. Heine, Die Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk unter den Commodores Colin Ringgold und John Rodgers in den Jahren 1853—1856. (Leipzig 1858—1859. gr. 8. 3 Bde. Mit Kupfern und Karten.) Man vergl. darüber (Gersdorf) Leipziger Repertorium. Jahrg. 1859. 1. Bd S. 95—98. 3. Bd. S. 216—219. 2) Eyriès sagt in s. Artikel über Golownin in der Biogr. univers. Tom. XVII. (nouv. éd.) p. 121—122: „Le recit des aventures de G. excite un intérêt d'autant plus vif que malgré tout ce qu'il eut à souffrir, jamais il ne montre la moindre animosité contre les Japonais. Racontant avec une modération exemplaire tous les événements de sa captivité, il rend une justice éclatante à leurs bonnes qualités. Les renseignements qu'il donne sur cette nation sont extrêmement précieux; car, bien que captif, il avait les plus grandes facilités pour observer tout ce qui l'entourait et il a pu recueillir de la bouche d'officiers, de fonctionnaires publics et de savants, des particularités que d'autres voyageurs n'ont pas eu l'occasion de connaître. Golovnin est un observateur exact et consciencieux et sa relation est une des plus intéressantes que l'on puisse lire. Les traductions française et allemande ont un avantage sur l'original imprimé en Russie, parceque celui-ci avait, par ménagement pour quelques personnages tenant à la compagnie russe d'Amérique, subi des modifications dans certains passages que les deux versions reproduisent tels qu'ils avaient été écrits." 3) Tom. XXI. p. 129—132. 4) Man vergl. auch: Fr. Otto, Lehrbuch der russischen Literatur (Leipzig 1837.) S. 162—164.

GOLSCHER [1]), teutscher Geschichtsschreiber des Mittelalters, von dessen Lebensverhältnissen Nichts weiter bekannt ist, als daß er dem Benedictinerorden angehörte und sich in dem Mathiasstifte Trier aufhielt, wo er im J. 1011 die Leitung der damit verbundenen Gelehrtenschule übernahm und bis an seinen Tod, der im J. 1083 erfolgte, mit großem Beifall führte. Er war ein nicht nur in der Theologie, sondern auch ein den profanen Wissenschaften sehr erfahrener und durch tiefe Gelehrsamkeit und ungewöhnlichen Scharfsinn ausgezeichneter Mann, ein beliebter Kanzelredner und ein fleißiger Schriftsteller. Er schrieb über das Leben und die Verdienste der drei ersten Bischöfe von Trier, nämlich des heiligen Eucharius (De laudibus sancti Eucharii, primi Treverorum Episcopi lib. I.), des heiligen Valerius (De laudibus sancti Valerii lib. I.) und des heiligen Maternus (De laudibus sancti Materni Episcopi lib. I.), Lobreden auf Heilige (Sermones de laudibus Sanctorum lib. I.), viele Reden und Gesänge zur Ehre Gottes (Sermones et cantus in laudem Dei multi), ein Buch über die Thaten der Trierer (Gesta Treverorum lib. I.) und noch manches Andere, was nicht näher bekannt ist. — Diese Nachricht über Golscher fließt aus einer einzigen Quelle, den Schriften Johann's von Trittenheim [2]), des gelehrten Abtes des Klosters Spanheim bei Creuznach und wurde deshalb in der neuesten Zeit in Zweifel gezogen. Wir besitzen zwar noch ein panegyrisch-biographisches Werk über die drei ersten Erzbischöfe von Trier [3]), es besteht aber nur aus einem einzigen Buche und scheint auch älter, als Golscher, zu sein, da es schon von Schriftstellern des 10. Jahrh. benutzt wurde, wenn nicht umgekehrt der Biograph diese älteren Schriftsteller ausschrieb [4]), was auch möglich wäre; keinenfalls gehört es aber in der jetzigen Gestalt Golscher an, welcher auch in keiner der bis jetzt bekannten Handschriften genannt wird. Reden (Sermones) Golscher's über die drei ersten Bischöfe von Trier will Chr. Brower [5]) in Pergamenthandschriften gesehen haben, er sagt aber weder, daß bei diesen Reden der Name Golscher's genannt ist, noch gibt er ihren Inhalt näher an und es dürfte hier eine Verwechselung mit dem erwähnten Buche über die drei Bischöfe anzunehmen sein. Was endlich die von ihm verfaßte Geschichte der Trierer (Gesta Treverorum) betrifft, so kann das noch unter diesem Titel vorhandene von mehren Verfassern herrührende Werk, welches nach den neuesten und gründlichen Untersuchungen nicht vor dem 12. Jahrh. geschrieben ist [6]), ebenfalls Golscher nicht angehören. Wenn man aber aus dem unglücklichen Zufalle, daß die den von Johann von Trittenheim angegebenen Titeln entsprechenden noch vorhandenen Werke nicht von Golscher herrühren können, den Schluß ziehen will, daß die Existenz dieses Schriftstellers, weil er überdies sonst nirgends vorkommt, vielleicht nur auf einem Irrthume be-

1) Von Andern auch, aber unrichtig, Goldscher und Gloscher geschrieben.

2) De viris illustribus Germaniae in den Opera (Francofurti 1601. fol.) Tom. I. p. 131. 132. Annales Hirsaugienses (Monast. S. Galli 1690. fol.) Tom. I. p. 154. 174. 3) Herausgegeben in den Act. SS. Antverp. Januarii Tom. II. p. 918 seq. 4) Wie schon in den Act. SS. l. c. p. 917 bemerkt wurde. 5) Antiquitates et annales Trevirenses Tom. I. p. 5. 6) Oefter herausgegeben, am besten und vollständigsten von G. Waitz in den Monument. Germaniae hist. ed. *Pertz*, Scriptt. Tom. VIII. p. 130 seq.

ruhe[7]), so geht man doch offenbar zu weit, da doch auch die Möglichkeit nicht zu bestreiten ist, daß Golscher's Schriften verloren oder nur in Ueberarbeitungen vorhanden sein können und man bei dem gelehrten, besonders in der Literaturgeschichte des Mittelalters sehr bewanderten Abte, der über Golscher so bestimmte Nachrichten liefert und dem bekanntlich noch viele handschriftliche Quellen, welche jetzt verschwunden sind, zu Gebote standen, nicht ohne weiteres ein so grobes Versehen voraussetzen darf. (*Ph. H. Külb.*)

GOLSSEN, in dem preußischen Regierungsbezirke Frankfurt, Kreis Luckau, Stadt mit 2150 Einwohnern, welche Gartenbau und Viehzucht und mit den Producten beider Handel treiben. (*H. E. Hössler.*)

GOLTSTEIN, die Grafen, welche man in der neuesten Zeit von den mährischen Freiherren von Zwole und Goldenstein abzuleiten versucht hat, betrachten als ihr Stammhaus entweder Goltstein bei Aachen, was indessen manchem Zweifel unterworfen ist, oder aber das Haus Goltstein bei Wyk te Duurstede im Utrechtischen. Für diese letzte Herleitung scheinen insbesondere die Frauen der ersten Generationen zu sprechen. Späterhin theilte sich das Geschlecht in eine holländische und eine jülichsche Hauptlinie, deren Zusammenhang zu finden wir indessen nicht vermögen. Johann, auf Niederempt und Müllendorp, war des Herzogs Karl von Geldern Burggraf zu Nimwegen, Statthalter zu Deutecom, Bürgermeister zu Zütphen, und starb 1544. Evert Johann Benjamin, auf Grosappel und Grunsvoort, erster Rath und Rechenmeister der Provinz Geldern und Zütphen, Landkomthur der Teutschordensballey Utrecht, Curator der Hochschule zu Harderwyk, Bürgermeister zu Zütphen, wird 1710—1734 genannt. Die jülichsche Linie beginnt Johann von Goltstein zu Drimborn, der sich 1465 mit Agnes von Wyenhorst verheirathete. Sein Enkel Reinhard erheirathete mit Alheid von Mühlenbach genannt Breyl das Haus Breyl bei Geilenkirchen und wurde ein Vater von drei Söhnen, Franz, Teutschordenskomthur zu Coblenz 1539, Wilhelm und Gert Wilhelm erheirathete mit Odilia von Frenz die Rittersitze Merödgen und Frenz, die sich auf seine Nachkommen vererbten; es scheinen aber des Johann Philipp Werner von Goltstein auf Frenz und Merödgen drei Söhne im Laufe des 18. Jahrh. unbeweibt verstorben zu sein. Gert von Goltstein auf Breyl erwarb Muggenhausen, Kreis Rheinbach, durch seine Heirath mit Margaretha von Greyn. Von seinen Kindern kommen einzig Wilhelm und Walrav in Betracht. Wilhelm, der Erstgeborene, auf Muggenhausen und Wüschheim, hinterließ lediglich Töchter, deren ältere, Katharina oder Elisabeth, gest. 1601, Muggenhausen und Grempen erbte. Sie war mit Johann von Schellard zu Dorenward verheirathet. Walrav von Goltstein auf Breyl, 1603, wurde der Vater von Andreas, Gemahlin Johanna Torck zu Niederhemert, die eine Mutter von eilf Kindern geworden ist. Ein Sohn, Walrav, Teutschordensritter und Komthur zu Aachen 1625, blieb als kaiserlicher Rittmeister in der Schlacht bei Leipzig, 1631, die auch seinem Bruder Heinrich tödtlich war. Johann Friedrich, der jülich-bergische Kanzler, lebte in kinderloser Ehe mit Anna von Mirbach. Johann Wilhelm endlich ist der versuchte Krieger, dessen Kaiser Leopold in dem Grafendiplom von 1694 so rühmlich gedenkt. „Der von seiner ersten Jugend her in unsers Herrn Vorfahren und Vaters Kriegsdiensten sich begeben, darin auch sich so meritirt gemacht, daß mit der Zeit zur Obristenstelle und verschiedenen Commanden gelanget, wie er dann im abgewichenen dreißigjährigen Schwedenkrieg einige Jahr lang zu Zons Commandant gewesen, und als im J. 1646 die Hessen selbigen Ort im Monat April per Stratagema zu überfallen vermeinten, hat er durch seine Vorsichtigkeit und tapfere Gegenwehr diesen Feind mit großem Verlust abgetrieben, auch den Anführer selbiger feindlicher Impressa selbst erlegt. Im Junio darauf, als eben dieser Ort von General Rabenhaupt mit Beistand der Franzosen und General Turenne formaliter belägert worden, gegen dieselbe solche tapfere und ungemeine Gegenwehr gethan, daß der Feind mit Hinterlassung vieler Todten wieder abzuweichen genöthigt worden. Wie im September darauf, da gemelter Rabenhaupt, weit stärker als vorhero, sich abermal, vermittelst einer Formal-Belägerung, an den Ort mit furiosen Attaquen gemacht, in Meinung ein mehreres zu effectuiren, da er dann gleich vorigenmals solche generose Gegenwehr mehrmalen erfunden, daß nit weniger wie vorhin, bis zu ankommenden Succurs unter dem General Melander mit großem Verlust wieder davon abgetrieben, in welchem Abzug auch des Feindes völlige Retroguardia geschlagen worden; zu dessen Zeugung noch heutigen Tags auf dem Rathhaus zu Zons, zur ewigen Gedächtnus, folgendes Chronographicum öffentlich zu lesen seyn solle: RabenhaVpt Me oppVgnaVIt, GoLDsteIn propVgnaVIt, IVVante popVLo ZonsIensI; worauf obzwarn er damals von Pfalz-Neuburg in Dero Diensten gesucht worden, so hat er doch zu unsers Vorfahren und des Reichs Diensten fort commandirt bis ins Jahr 1647, auf Ordre des Kaiserlichen General-Wachtmeistern und Ober-Commendanten des Westphälischen Kreises Otto von Sparre zu der kaiserlichen Armee sich mit selbiger zu conjungiren beordert, und bald darauf zu einem Commendanten von Warendorf gesetzet, alwo auf Order des damaligen Feldmarschallen-Lieutenants von Lamboy sich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren nicht allein bereit gestanden, sondern auch folgends nach Absterben des Feldmarschalken-Lieutenants von Lutersheim auf Steinfurt, um selbigen Ort in gleicher Defension zu halten, sich ganz ohnverdrossen beorderen lassen, und bis zum Schluß des Friedens in Dienst verblieben, damalen erstlich in Pfalz-Neuburgischen Diensten als Generalwachtmeister und Gubernator der Residenzstadt Düsseldorf gangen, bei Aufrichtung der Rheinischen Allianz aber zum General-Feldzeugmeister benennet, in welcher Qualität er endlichen im Jahr 1663 bei letztvorigen Türkischen Krieg auf der

7) Wie dies Waitz in den Vorbemerkungen zu seiner Ausgabe (besonders p. 118) gethan hat.

Reisen naher Ungarn (zu Nürnberg) dieses Zeitliche geendiget." Kinderlos in der Ehe mit N. von Auw, nahm Johann Wilhelm die zweite Frau, Veronica von Holtrop, von welcher die Söhne Friedrich Gerhard und Heinrich Theobald, welche Kaiser Leopold I. am 8. Febr. 1694 in des heil. R. R. Grafenstand erhob. Heinrich Theobald, im Teutschorden beschworen den 23. Sept. 1683, Profeß den 9. April 1684, Komthur zu Ramersdorf, wurde des pfälzischen Prinzen, des Teutschmeisters Ludwig Anton, Hofmarschall und Geheimrath, im J. 1700 Landkomthur der Balley Oesterreich und Komthur zu Jungenbiesen, und starb durch einen unglücklichen Zufall zu Mergentheim im J. 1719. Sein Bruder Friedrich Gerhard auf Gripswald, kurpfälzischer Regierungsrath, Kammerherr, Abgesandter am schwedischen Hofe, Amtmann zu Weißweiler und Wilhelmstein, wurde in der Ehe mit Godefrida Katharina Teresa von Blankart zu Alstorf ein Vater von zwei Kindern. Der Sohn, Johann Ludwig Heinrich Graf von Goltstein zu Breyl, jülich-bergischer Kanzler seit 1726, des St. Hubertusordens Ritter, mit der Gräfin Anna Maria Louise von Schaësberg vermählt, starb den 12. Aug. 1738. Einer seiner Söhne, Johann Ludwig Franz, auf Breyl u. s. w., erscheint 1769 und folg. J. als kurpfälzischer Kämmerer und Geheimrath, Oberamtmann zu Geilenkirchen, Ritter des St. Hubertusordens. Der Sage nach hätte die Contenance, mit welcher er einst aus einer goldenen Dose eine Prise nahm, zuerst des Kurfürsten Karl Theodor Aufmerksamkeit erregt, und diesmal wenigstens hat das Omen nicht getäuscht. „Des Grafen viel umfassender Geist, seine Festigkeit und sein Ernst, der zuweilen an Härte zu grenzen schien, machten ihn würdig, ein Amt von solcher Wichtigkeit zu bekleiden. Dabei glühte sein Inneres von Liebe zum Vaterlande: wo irgend etwas für den Flor desselben zu veranstalten war, da begegnete sein rastloser Eifer den Wünschen der Unterthanen. Das volle Zutrauen, welches der gutmüthige Kurfürst gewöhnlich seinen Ministern schenkte, besaß er im höchsten Grade. Und so wie jener nur in dem Glück seiner Unterthanen Friede fand, so dachte dieser stets auf Mittel, durch gemeinnützige Anstalten des Fürsten Wünschen zu entsprechen, der alle Vorschläge seines Statthalters unbedingt genehmigte. Eine vorzügliche Sorge des Grafen ging dahin, die Summen, welche der Staat als Abgaben einbrachte, oder welche aus den landesherrlichen Gefällen, Domainen ꝛc. flossen, stets dem Lande zu erhalten. Zu diesem Zweck ließ er z. B. das herrliche Schloß Benrath erbauen und verschaffte dadurch einer Menge von Menschen in einer Zeit, wo viele Geschäfte stockten, Brod und Unterhalt. Von der ihm anvertrauten unumschränkten Gewalt machte hingegen Goltstein nie Misbrauch; die unverbrüchlichste Redlichkeit sprach sich in allen seinen Handlungen aus. Der gute Fürst berief, dem Statthalter einen Beweis seines unbegrenzten Vertrauens zu geben, denselben zum Finanzminister nach München. Der redliche Mann kannte nur den geraden Weg des Rechts und der Pflicht; er unterlag, da er alle Ränke und jeden Trug verabscheute, auf seinem neuen Posten der schlüpfrigen Hofcabale und fiel in Ungnade. In seinen schönsten Absichten getäuscht, aufgehalten in der Ausführung seiner großen Entwürfe für das Wohl der Unterthanen seines Fürsten, zog er sich zurück in seinen Hof zu Aachen. Er überlebte das in seinen Augen unerträgliche Schicksal der unverdienten Zurücksetzung nicht lange. Gleich nach seinem Tode zeigte der Landrentmeister Steinwarz dem Kurfürsten an, daß er aus den ihm von dem verstorbenen Statthalter aufgetragenen Rechnungsabzügen eine ersparte Summe von 82,000 Thlrn. vorräthig habe. Der Statthalter Graf von Goltstein war der Erste, der auf Anlegung von Kunststraßen zur Belebung des innern Verkehrs bedacht war. Unter andern verdankt ihm die schöne Straße von Bonn nach Coblenz ihre Wiederherstellung (1768). Eine in der Gegend von Sinzig aufgestellte Säule sagt es der Nachwelt, daß diese von dem römischen Kaiser Marc Aurel erbaute Straße unter der Regierung des Kurfürsten Karl Theodor von dem Statthalter Grafen von Goltstein wiederhergestellt und erweitert worden sei. Auch das schöne Rheinwerft bei Düsseldorf hat unser Graf erbauen lassen. Er war es, der verschiedenes Grundeigenthum ankaufte und den schönen Hofgarten anlegen ließ. Durch zweckmäßige Mittel und durch Belohnung suchte er die Bienenzucht im Lande zu befördern. Er machte den Anfang mit der Theilung der Gemarken und Gemeinheiten und führte einige Theilungen, z. B. in dem jülichschen Amte Randerath und dem bergischen Amte Windeck glücklich aus. Manche Misbräuche in der Gerechtigkeitspflege wurden durch ihn abgestellt, auch kämpfte er ritterlich gegen den damals herrschenden Fanatismus, ließ die Zahl der Feiertage vermindern, die Wallfahrten nach entlegenen Orten, wo man über Nacht ausblieb und Gelegenheit zu manchem Unfuge fand, sowie die Todtenwache und Geburtshochzeiten verbieten. Die Einkünfte der vielen geistlichen Brüderschaften im Lande überwies er den Armencassen, verminderte die vielen Kirchweihfeste als Gelegenheiten zu den größten Ausschweifungen, und verordnete, daß alle Kirchweihfeste im Lande auf einen Tag, nämlich auf den Sonntag nach Martini, gehalten werden sollten. Zum Vortheil der Landwirthschaft gab er die Vorschrift, daß das Dienstgesinde auf dem Lande erst nach Beendigung der Saat, den 1. Oct., ausziehen dürfe. Die Belebung des Bergbaues, der Fabriken und Manufacturen waren Lieblingsgegenstände seines Strebens. Eine Menge nützlicher, von ihm getroffener Anordnungen beweisen dies zur Genüge." In Lang's Rheinreise heißt es: „Nicht weit davon liegt der schöne Hofgarten, eigentlich das düsseldorfer Elysium, das dem Grafen von Goltstein, damaligen Statthalter, seine Entstehung und die ganze schöne Anlage zu verdanken hat, der den Gedanken zu dessen Errichtung bei einer gewissen Mahlzeit (1771), um den Dürftigen Arbeit und Nahrung zu verschaffen, wohlthätig ins Werk brachte. Ein ewiges Denkmal für diesen Menschenfreund, der es durch so viele große würdige Veranstaltungen, die er für diese Stadt getroffen, verdient hat, daß man seinen Namen der Nachwelt bekannt macht." Von dem

Grafen von Plettenberg hat Goltstein die kleine Reichsherrschaft Schlenacken, im Umfange des Herzogthums Limburg, dann das kurcölnische Lehen Ulmen, nämlich das Schloß zu Ulmen in der Eifel, den Hof zu Wassenach und ein Burglehen zu Nürburg erkauft (Lehenbriefe vom 6. April 1772 und von 1785). Aus seiner Ehe mit Amalia Teresa Blankart von Ahrweiler kamen zwei Kinder. Der Sohn, Joseph Ludwig Franz de Paula, auf Schlenacken, Breyl, Ulmen, war jülich-bergischer wirklicher Geheimrath, Hoffammer-Vicepräsident, Landmarsch-Commissair, Oberamtmann zu Geilenkirchen und Randerath, Ritter des Löwenordens, und wurde in der Ehe mit Louise Maria Augusta von Loë zu Wissen ein Vater von zwei Söhnen und zwei Töchtern. Der ältere Sohn, Graf Franz Ludwig Joseph auf Breyl, französischer Cavalerieoberst, Ritter der Ehrenlegion, mit der Gräfin Louise Maria von Quad zu Wickerath vermählt, starb den 4. Oct. 1824, eines Sohnes und zweier Töchter Vater. Der Sohn, Graf Arthur Friedrich, geb. den 28. Oct. 1813, ist Mitglied des königl. preußischen Herrenhauses auf Lebenszeit und vermählt mit der Gräfin Mathilde Huberta von Hoënsbroëch, von der er drei Töchter hatte. Des Grafen Franz Ludwig Joseph jüngerer Bruder, Friedrich Anton Maria (s. den folg. Art.), Oberstlieutenant bei den Chasseurs-à-cheval in der französischen Kaisergarde, endlich Maréchal-de-camp, geb. den 17. Aug. 1789, starb den 4. Oct. 1852. Ihn überleben zwei Söhne aus seiner Ehe mit Stephanie Albertine Franziska Maria, Tochter des Vicomte Alexander Joseph von Quabeck (vermählt den 22. April 1834). Breyl ist eine stattliche Besitzung in der fruchtbaren Umgebung von Geilenkirchen. Es besteht auch noch im Lande von Jülich eine freiherrliche Linie von Goltstein zu Merödgen.

(*v. Stramberg.*)

GOLTSTEIN (Friedrich Anton Maria, Graf von), französischer Officier auf dem Schlosse zu Brühl bei Cöln (im damaligen französischen Departement der Ruhr), am 17. Aug. 1789 geboren, war schon von Kindheit an zum Soldaten bestimmt und kam in einem Alter von kaum 15 Jahren in die Militairschule zu Paris, aus welcher er im J. 1806 als Unterlieutenant in das erste bergische Infanterieregiment trat. Im folgenden Jahre ging er zur Cavalerie über, zeichnete sich während der Feldzüge in Polen und Teutschland aus und war bereits zum Capitain vorgerückt, als er nach Spanien beordert wurde. Hier überfiel er am 7. Aug. 1811 mit 100 Reitern eine spanische Cavalerieabtheilung von 350 Mann und schlug sie mit einem Verluste von 70 Todten und 60 Gefangenen in die Flucht. Am 22. März desselben Jahres wurde er während einer Recognoscirung des Nachts in einem Dorfe eingeschlossen, rettete sich aber durch seine schnelle Geistesgegenwart, indem er den feindlichen Anführer vom Pferde hieb und dessen Soldaten die Waffen niederzulegen befahl. Ebenso bewies er bei anderer Gelegenheit große Tapferkeit und ungewöhnliche Umsicht und seine Ernennung zum Escadronchef und zum Mitglied der Ehrenlegion war eine seinen Verdiensten entsprechende Belohnung. Auf den Feldzügen in den Jahren 1813 und 1814 leistete er ebenfalls Anerkennungswerthes und erhielt die Ernennung zum Officier der Ehrenlegion, nach der Einnahme von Paris aber schloß er sich den Bourbonen an und blieb ihnen während der 100 Tage treu. Er wurde deshalb nach der zweiten Rückkehr derselben zum Hauptmann in der königlichen Garde und zum Ritter des heiligen Ludwig befördert. Während des Feldzuges in Spanien im J. 1823 diente er in einem Jägerregimente zu Pferd und verdiente sich den Orden des heiligen Ferdinand. Im J. 1830 wurde er auf sein Verlangen auf Wartesold gesetzt, aber schon im folgenden Jahre trat er wieder in Thätigkeit und machte im Generalstabe des Marschalls Gerard den belgischen Feldzug mit. Am 5. Jan. des nächsten Jahres wurde er zum Obersten des 13. Jägerregiments und bald darauf zum Commandeur der Ehrenlegion und zum Officier des belgischen Leopoldordens ernannt. Später trat er in den Ruhestand und nahm seinen Aufenthalt zu Paris, wo er den 4. Oct. 1852 starb*).

(*Ph. H. Külb.*)

GOLTZ (Freiherren und Grafen von der), altadeliges Geschlecht, theils aus Böhmen und Schlesien, theils aus Polen und Preußen stammend. Im J. 1653 wurde ein Herr von Goltz baronisirt, und im J. 1660 ein Johann Goltz zum böhmischen Ritter ernannt. Mehre Glieder verschiedener Linien dieser weit verbreiteten Familie wurden in den achtziger Jahren in den preußischen Grafenstand erhoben [1]). Die meisten standen in kurbrandenburgischen Militairdiensten. Andere zeichneten sich als Staatsmänner und Diplomaten aus. Zu nennen sind vorzugsweise die folgenden:

1) **August Friedrich Ferdinand**, Graf von der Goltz, geb. am 20. Juli 1765 zu Dresden, studirte zu Frankfurt a. d. O. und zu Leipzig. In dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten zu Berlin bildete er sich zu dem preußischen Staatsdienste seit dem Jahre 1787 sorgfältig aus. Dem Wohlwollen des Ministers von Herzberg verdankte er im J. 1788 den Auftrag, den preußischen Gesandten von Buchholz in Warschau bei den Verhandlungen auf dem polnischen Reichstage zu unterstützen. Während der Marquis Lucchesini, der an die Stelle des Herrn von Buchholz getreten war, sich auf dem Congreß zu Szistowa befand, bekleidete Goltz als Geheimer Legationsrath bis zum J. 1791 den Posten eines preußischen Geschäftsträgers in Warschau. Im J. 1792 ging er als Gesandter nach Kopenhagen und 1793 in gleicher Eigenschaft nach Mainz zu dem dortigen kurkanzlerischen Hoflager. Im J. 1797 ward er abberufen und noch in demselben Jahre nach Stockholm gesandt mit der Anzeige von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's III. Zugleich sollte er dem Könige Gustav IV. von Schweden zu seinem Regierungsantritte und seiner Vermählung mit einer Prinzessin von Baden Glück wünschen. Während er seit dem Jahre 1802 den

---

*) Biographie des hommes du jour. Tom. V. P. I. p. 386.

1) Vergl. Dienemann's Gesch. des Johanniterordens S. 185 und 199.

wichtigen Posten eines Gesandten in Petersburg bekleidete, war in den Jahren 1805—1806 die engere Vereinigung zwischen dem russischen und preußischen Hofe gegen die Uebermacht Napoleon's zu Stande gekommen. Thätigen Antheil nahm um diese Zeit (1807) Golz an den in Tilsit gepflogenen Friedensunterhandlungen. Auf den Antrag des Ministers von Hardenberg ward ihm das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übergeben. Gemeinschaftlich mit dem preußischen Feldmarschall Grafen von Kalkreuth ward von ihm der tilsiter Friede abgeschlossen. An äußeren Auszeichnungen fehlte es ihm nicht. Schon während seines Aufenthaltes in Petersburg hatte er von Friedrich Wilhelm III. den rothen Adlerorden erhalten. Der Kurfürst von Baiern hatte ihn mit dem Ritterkreuze des pfälzischen Löwenordens geschmückt. Nach dem Abschlusse des tilsiter Friedens ward ihm mit der Ernennung zum wirklichen Geh. Staats- und Conferenzminister die Direction der auswärtigen Angelegenheiten übertragen. Mit großer Gewissenhaftigkeit und Umsicht verwaltete er dies Amt in einer vielfach bewegten Zeit. Im J. 1808 begab er sich als preußischer Bevollmächtigter zu dem Congreß in Erfurt. Die Räumung der preußischen Provinzen von den französischen Truppen konnte er aller Bemühungen ungeachtet nicht erlangen. Doch vermochte er den Kaiser Napoleon, die dem preußischen Staate auferlegte Contribution um eine Million Franken zu vermindern. Mit günstigem Erfolge unterhandelte er hierauf in Königsberg mit dem Ordonnateurgeneral der französischen Armee, dem Grafen Darü, über die Räumung der preußischen Monarchie. Bei der Bildung eines neuen Ministeriums in Berlin, an dessen Spitze der Freiherr von Hardenberg als Staatskanzler getreten war, erhielt Golz als zweiter Minister die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und nahm Theil an dem Abschluß der Allianz zwischen Frankreich und Preußen. Als nach dem Rückzuge der französischen Armee aus Rußland, zu Anfang des Jahres 1813, Friedrich Wilhelm III. mit dem Staatskanzler sich von Berlin nach Breslau begeben hatte, blieb Golz in der Residenz zurück als Präsident bei der dort niedergesetzten Oberregierungscommission. Den französischen Militairbehörden gegenüber war seine Stellung eine der schwierigsten, besonders in dem Zeitpunkte der Räumung Berlins von den französischen Truppen. Die Gefahren, die der Residenz drohten, wußte er auf diplomatischem Wege abzuwenden. Noch im J. 1813 erhielt Golz den Auftrag, sich nach Stralsund zu begeben zu dem dort gelandeten Kronprinzen und nachherigen Könige von Schweden. Nach dem Abschlusse des pariser Friedens hatte der zum Fürsten ernannte Staatskanzler von Hardenberg das Portefeuille in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten selbst wieder übernommen. Golz ward hierauf (1816) zum Gesandten am teutschen Bundestage ernannt, und im folgenden Jahre Mitglied des Staatsraths. Von dem Gesandtschaftsposten im J. 1824 abberufen, trat Golz wieder in die schon vor einigen Jahren erhaltene Oberhofmarschallsstelle zurück, die er bis zu seinem am 17. Jan. 1832 erfolgten Tode bekleidete. In der letzten Zeit seines Lebens empfing er noch das Großkreuz des sachsen-weimarischen Falkenordens. Auf solche Auszeichnungen hatte er gegründete Ansprüche durch die gewissenhafte Erfüllung seiner Berufsgeschäfte und durch die unerschütterliche Treue gegen König und Vaterland. Sein Charakter war frei von Eigennutz, und groß seine Bereitwilligkeit, Anderen mit Rath und That behilflich zu sein. So liebenswürdige Eigenschaften erwarben ihm viele Freunde, die seinen Verlust innig bedauerten, als er nach schweren physischen Leiden verschied [2]).

2) **Georg Konrad**, Freiherr von der Golz, geb. im J. 1705 zu Parsow in Pommern, widmete sich der diplomatischen Laufbahn. In seinem 20. Jahre 1725 trat er in sächsische Staatsdienste. Als Legationsrath begleitete er im J. 1727 den Grafen von Hoym nach Paris. In seiner bisherigen Stellung scheint er sich jedoch unbehaglich gefühlt zu haben. Sein reger Geist trieb ihn, nach zwei Jahren (1729) in preußische Kriegsdienste zu treten. Friedrich Wilhelm I. sandte ihn im J. 1733 nach Warschau, um die Bewegungen unter den Parteien nach Friedrich August's II. Tode zu beobachten. Durch den hellen Verstand, mit dem er die geheimsten Pläne durchschaute und seinen Herrn davon in Kenntniß setzte, erwarb er sich die Gunst des Königs. Er stieg schnell von Stufe zu Stufe. Den höchsten Glanz seines Ruhmes erreichte er jedoch erst unter Friedrich dem Großen, der ihn zu mehren diplomatischen Unterhandlungen brauchte. Von dem Könige im J. 1741 zu seinem Flügeladjutanten ernannt, fand er mehrfache Gelegenheit, sich auch als Krieger auszuzeichnen. Mit dem Range eines Generalmajors befehligte er in dem Treffen bei Soor eine Cavaleriebrigade, die aus den Cuirassierregimentern von Buddenbrogk und von Dolfs bestand. Er führte diese Brigade gegen eine von 50 Escadrons besetzte Anhöhe, und trug, indem er die feindliche Reiterei über den Haufen warf, dadurch zum Siege bei. An der Spitze der eben erwähnten Brigade schlug er im November 1745 bei Hennersdorf vier sächsische Cavalerieregimenter in die Flucht. Er besaß zugleich gründliche technische Kenntnisse, die er zu allerlei Erfindungen benutzte. Brodwagen, Backöfen, Pontons ꝛc. sollen nach seiner Angabe gefertigt worden sein. Sehr thätig war er bei der Anlegung von Magazinen und bei der Erbauung eines neuen Invalidenhauses. Nach seinem frühzeitig erfolgten Tode, am 4. Aug. 1747, ehrte ihn Friedrich II. durch eine eigenhändig niedergeschriebene Lobschrift, die am 17. Aug. in der Versammlung der berliner Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied Golz gewesen war, vorgelesen ward. Auch mußten auf des Königs Befehl die sämmtlichen Officiere mit einem Flor um den Arm trauern, und der Major von Seidel, der sich weigerte, diesem Befehle Folge zu leisten, ward sofort cassirt [3]).

3) **Heinrich**, Freiherr von der Golz, General in Diensten Friedrich's I., Königs von Preußen, ward

2) Siehe Preußische Staatszeitung. 1832. Nr. 40. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. X. 1. Th. S. 48 fg. 3) Siehe L. v. Zedlitz in dem Pantheon des preußischen Heeres. (Berlin 1835.) 1. Bd. S. 339 fg.

später Generalissimus der freien Reichsstadt Danzig. Aus diesem Verhältnisse schied er, um unter dem Könige August II. polnischer Generallieutenant zu werden. Diesen Plan gab er jedoch wieder auf. Er begab sich nach Rußland, wo ihm der Zar Peter die Führung eines Heeres anvertraute. An der Spitze schlug er im J. 1709 die von Jobrinsky befehligten Polen bei Mohrsoff. Unbekannt ist, weshalb er bei dem Zar in Ungnade gefallen, nachdem er sowol in dem erwähnten Treffen als bei mehren anderen Gelegenheiten rühmliche Beweise seiner Tapferkeit gegeben hatte. Der Haft im Kreml zu Moskau entzog er sich durch die Flucht. Wieder versöhnt mit dem Zar, kehrte er nach Rußland zurück. Als Gesandter ging er auf Peter's Befehl nach Constantinopel. Beim Ausbruche des türkischen Krieges traf ihn abermals das Schicksal, verhaftet zu werden. Indessen erlangte er in kurzer Zeit seine Freiheit wieder. Nach so wechselvollen Lebensereignissen starb er, wieder nach Teutschland zurückgekehrt, zu Clausburg am 10. Jan. 1750 [4]).

4) **Joachim Rüdiger**, Freiherr von der Goltz, widmete sich früh der militairischen Laufbahn. In allen dazu gehörigen Kenntnissen, namentlich in der Taktik, hatte er sich in der Schule seines Vetters, des kaiserl. Feldzeugmeisters von der Goltz sorgfältig ausgebildet. Aus den kurfürstl. brandenburgischen Diensten, in denen er von Stufe zu Stufe bis zum Range eines Generals gestiegen war, trat er in die Dienste des Kurfürsten von Sachsen. Er war mit ganzer Seele Soldat. Durch Entschlossenheit und Tapferkeit zeichnete er sich bei mehren Gelegenheiten aus, namentlich als Feldmarschall bei dem Entsatze von Wien im J. 1683. Seine Gemahlin war eine Tochter des damals allgemein gefeierten Dichters von Canitz. Unbekannt ist sein Todesjahr [5]).

5) **Karl Alexander**, Graf von der Goltz, aus Südpreußen gebürtig, wo er 1747 das Licht der Welt erblickte, trat schon in seinem 14. Jahre in ein preußisches Gensdarmerieregiment, in welchem er den größten Theil des siebenjährigen Krieges mitmachte. Er befand sich bei der Belagerung von Ollmütz, und focht tapfer in den Schlachten bei Zorndorf, Hochkirchen, Liegnitz und Torgau. Mehrfache Beweise seines Muthes und seiner Unerschrockenheit gab er auch in den Treffen bei Hoyerswerda, Hohengiersdorf und Reichenbach. In seinem Regimente, das nach den Worten eines neuen Historikers „von seiner Errichtung an eine Hauptzierde des preußischen Heeres ausmachte" [6]), war Goltz bis zum Major emporgestiegen. Den baierischen Erbfolgekrieg machte er als Flügeladjutant Friedrich's II. mit. Bei der Huldigung Friedrich Wilhelm's II. ward er in den Grafenstand erhoben. Als Diplomat zeichnete er sich aus, besonders auf seinem Gesandtschaftsposten in Petersburg. Im J. 1793 ernannte ihn der König zum Generalmajor und zum Ritter des rothen Adlerordens. Zwei Jahre später ward er Chef des Leibcuirassierregiments, seiner leidenden Gesundheit wegen jedoch bereits im J. 1797 mit einer Pension in den Ruhestand versetzt. Er starb im Juli 1817 [7]).

6) **Karl Christoph**, Freiherr von der Goltz, königl. preußischer Generallieutenant, erhielt den 6. März 1756 das Regiment, an dessen Spitze Tags vorher der Feldmarschall von Schwerin den Heldentod gefunden hatte. Er war ein würdiger Nachfolger des Gestorbenen. Friedrich der Große rühmt in der Histoire de mon tems sein militairisches Talent, das sich bei mehren Gelegenheiten, namentlich in dem Feldzuge vom J. 1760 glänzend erprobt. Er starb im 54. Jahre am 30. Juni 1761 zu Zerbow an der damals polnisch-schlesischen Grenze [8]).

7) **Wilhelm**, Graf von der Goltz, widmete sich frühzeitig der militairischen Laufbahn, und diente mehre Jahre in dem von Blücher'schen Husarenregimente, das sein Oheim Johann Wilhelm von der Goltz als Chef befehligte [9]). In der Rheincampagne erwarb ihm seine Tapferkeit den Orden Pour le mérite. Seine vielseitige Bildung machte es ihm möglich, ohne weitere Vorbereitung im J. 1809 als Geschäftsträger am königl. baierischen Hofe die diplomatische Laufbahn zu betreten. Bereits im folgenden Jahre ward er zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister an dem erwähnten Hofe ernannt. Auf eine ausgezeichnete Weise rechtfertigte er das in ihn gesetzte Vertrauen in einer unter den damaligen politischen Conjuncturen höchst schwierigen Stellung. Als im J. 1813 der allgemeine Aufruf zu den Waffen erscholl, trat auch Goltz wieder in die Reihen der Vertheidiger des Vaterlandes. Blücher, dessen Adjutant er früher gewesen war, erbat sich ihn zur Dienstleistung in seinem Generalstabe. In diesem wichtigen und umfassenden Wirkungskreise entwickelte Goltz wieder den ganzen Umfang seines militairischen Talentes. Fast an allen bedeutenden Ereignissen in den ersten Jahren des Befreiungskrieges nahm er thätigen Antheil und in mehrfacher Weise erprobte sich dabei sein Scharfblick, sein Muth und seine Besonnenheit. Er stieg bis zum Generalmajor und sah sich mit mehren vaterländischen und fremden Orden geschmückt. Nach dem ersten pariser Frieden ernannte ihn Friedrich Wilhelm III. zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister in Paris. Bald nachher empfing er mit dem Range eines Generallieutenants das Ritterkreuz des rothen Adlerordens erster Classe. Fortwährend erhielt er sich in der Gunst seines Monarchen und in der Achtung des französischen Hofes. Er starb zu Paris am 3. Oct. 1822 [10]).

(*Heinrich Döring.*)

GOLTZ (Georg Friedrich Gottlob), geb. am 13. Juni 1802 [1]), erhielt im älterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung. Rasche Fortschritte in der Entwicke-

4) Siehe v. Zedlitz a. a. O. 1. Bd. S. 94 fg. 5) Siehe v. Zedlitz a. a. O. S. 94. 6) Tzschucke in der Brandenburgischen Regenten- und Volksgeschichte. (Berlin 1817.) 1. Th. S. 358.

7) Siehe v. Zedlitz a. a. O. 1. Bd. S. 93 fg. 8) Siehe a. a. O. S. 95. 9) Er starb am 13. Aug. 1793 zu Tournay in Flandern an seinen in dem Gefechte bei Bouvines erhaltenen Wunden; s. die Privilegirte Berliner Zeitung. 1793. St. 102. v. Zedlitz a. a. O. 2. Bd. S. 352. 10) Siehe v. Zedlitz a. a. O. 1. Bd. S. 207 fg.

1) Sein Geburtsort ist unbekannt.

lung seiner Geistesfähigkeiten machte er seit dem J. 1814 als Zögling des Gymnasiums zu Stettin. Dort erwarb er sich vorzüglich gründliche Kenntnisse in den alten Sprachen. Mit seines Vaters Wünschen harmonirte sein Entschluß, Theologie zu studiren. Auf der Universität zu Greifswald eröffnete er seine akademische Laufbahn. In Berlin, Halle und Jena, wo er Doctor der Philosophie ward, setzte er seine Studien fort. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn war er eine Zeit lang Hauslehrer. Bereits in seinem 22. Jahre (1824) wählte ihn der Magistrat zu Fürstenwalde in der Niederlausitz zum Archidiakonus. Mit einer Tochter des Kriegscommissairs Gerwien lebte er seit dem October 1827 in einer sehr glücklichen Ehe. Nicht lange nachher (1828) ward er zum Specialaufseher der Stadtschulen und im J. 1833 zum Seelsorger für das in Fürstenwalde cantonirende Militair ernannt. Die gewissenhafte Erfüllung seiner Berufsgeschäfte und seiner mannichfachen Verdienste um das Kirchen- und Schulwesen fanden verdiente Anerkennung. Im J. 1838 empfing er das Ritterkreuz des rothen Adlerordens. Drei Jahre später (1841) ward er zum Oberpfarrer ernannt. Verdient machte er sich durch die Gründung des fürstenwalder Preußenvereins, in welchem er als Präses ununterbrochen thätig war. Im J. 1849 feierte er sein silbernes Amtsjubiläum. Schon längere Zeit war ihm jedoch die Abnahme seiner physischen Kräfte fühlbar geworden. Im kissinger Bade suchte er vergebens Wiederherstellung seiner leidenden Gesundheit. Nach achtwöchentlicher Krankheit starb er am 2. April 1852 im 50. Lebensjahre. Er war Mitglied der pommerschen Alterthumsgesellschaft, des thüringisch-sächsischen Alterthumsvereins, des berliner Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg und der wissenschaftlichen Gesellschaft zu Görlitz. Ohne seinen Berufsgeschäften Eintrag zu thun, zeigte er sich als Autor thätig. Im J. 1825 erschien zu Berlin seine Schrift: „Ueber das liturgische Recht des Landesherrn in Beziehung auf die evangelische Kirchenagende vom J. 1822 und ihrer allgemeinen Einführung in die preußischen Staaten." Verwandten Inhalts mit diesem Werke war seine „Biblische Glaubens- und Lebensordnung der evangelischen Kirche." (Berlin 1826. 8.) In einem Anhange hatte er diesem Werke mehre neue Glaubenslieder beigefügt. Einen poetischen Versuch machte er in seiner „Evangelischen Heilsordnung in Versen." (Berlin 1827. 8.) Nach Grundsätzen des Copernicanischen Systems erläuterte und vertheidigte er die stillstehende Sonne zu Gideon und einige andere Wunder des alten Testamentes. (Berlin 1833. gr. 8.) Er schickte diesem Werke eine allgemeine Einleitung über die alttestamentlichen Wunder voraus. Unter dem Titel: „In Christus alles Wissen" veröffentlichte er den Entwurf einer allgemeinen Wissenschaftslehre. (Berlin 1837. gr. 8.) Anonym erschien von ihm eine „Erklärung über das Wesen der evangelischen Kirche im preußischen Staate von einigen Geistlichen derselben" (Berlin 1837. gr. 8.) [2]. Verwandten Inhalts mit dieser Schrift war eine spätere unter dem Titel: „Die evangelische Kirche in den königl. preußischen Landen. Ein Beitrag zur Berichtigung der über das Wesen derselben verbreiteten Irrthümer." (Berlin 1839. gr. 8.) Unter einigen historischen Werken, welche Goltz herausgab, hat besonders seine Chronik von Fürstenwalde [3]) bleibenden Werth [4]). (*Heinrich Döring.*)

GOLTZ oder GOLTZIUS ist der Name mehrer niederländischer Kupferstecher aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., die wahrscheinlich e i n e r Familie angehören, und unter denen sich zwei, Heinrich und Hubert, obwol in sehr verschiedener Weise, einen Namen gemacht haben. Der berühmteste ist:

1) Heinrich Goltzius, geb. am 30. Oct. 1558, gest. am 1. Jan. 1617. Er erlangte nicht allein bei seinen Lebzeiten den Ruf des größten Meisters in der Kupferstecherkunst, sondern ist auch noch heutigen Tages in gewisser Beziehung als Epoche machend zu betrachten. Carel van Mander [1]), der seit 20 Jahren mit ihm befreundet war, theilt uns in dem Schilderboek ausführliche Nachrichten über sein Leben, sowie über seine Abstammung mit. Die Familie Goltzius stammte aus einem Dorfe Heynsbeek. Heinrich's Urgroßvater, Hubrecht, lebte als Maler in Venloo im Jülichschen, und ein Bruder desselben, Namens Sybrecht Goltzius, war Bildschnitzer. Hubert hatte einen Sohn Johann und zwei Töchter, die ebenfalls mit Malern verheirathet waren. Einer der letztern werden wir in der Geschichte des später zu besprechenden Hubert Goltzius wieder begegnen. Johann war ebenfalls Maler, und bekleidete später verschiedene Aemter, namentlich das eines Bürgermeisters bei der Stadt Kaiserswerth. Von dessen beiden Söhnen hieß der jüngere ebenfalls Johann. Dieser wurde Glasmaler. Da er in diesem Geschäfte nicht recht vorwärts kommen konnte, zog er in das Dorf Mülbrecht unweit Venloo, und verheirathete sich dort. Sein ältester Sohn war unser Heinrich Goltzius. Man nimmt an, daß ein von dem letzteren gestochenes Bildniß, welches die Unterschrift hat: „Johann Gols van Kaiserswerth, seines Alters 44 Anno 1578," dessen Vater vorstelle. Heinrich zeigte schon als Kind bei schwachem Körper einen lebhaften Geist und gute Anlagen, und bis an sein Ende war er weniger den geselligen Freuden als den emsigen, einsamen Arbeiten zugethan. Sein Talent zum Zeichnen entwickelte sich früh, und es wurde ihm sogar nicht hinderlich, daß ein unglückcher Fall in siedendes Oel ihm eine Verkrümmung der rechten Hand zuzog, die er nie wieder verlor. Der Vater, der etwa drei Jahre nach seiner Geburt wieder nach Duysburg im Cleveschen übergesiedelt

2) Unterzeichnet war diese Schrift von 17 Geistlichen Schlesiens und der Mark Brandenburg.

3) Der vollständige Titel dieses Werkes lautet: Diplomatische Chronik der ehemaligen Residenzstadt der Lebusischen Bischöfe, Fürstenwalde, von ihrer Entstehung bis auf die heutige Zeit. Mit 14 lithographirten Blättern in Folio und in Quart. (Berlin 1837. gr. 8.) 4) Vergl. das Lausitzische Magazin. 1852. S. 47 fg. (wo man ein vollständiges Schriftenverzeichniß findet). Meusel's Gel. Deutschland. 22. Bd. Abth. 2. S. 412. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XXX. 1. Th. S. 235 fg.

1) Schilderboek. (Amsterdam 1618.) Bl. 196 fg.

war, nahm ihn daher frühzeitig aus der Schule und lernte ihn zu seinem Geschäfte als Glasmaler an. Heinrich beschäftigte sich freilich lieber mit eigenen Erfindungen als mit der geduldigen Nachahmung fremder Zeichnungen. Indessen genöthigt den bedrängten Verhältnissen seiner Aeltern zu Hilfe zu kommen, durfte er nur seine Mußestunden für seine Lieblingsstudien verwenden, in denen ihm sein Vater im Uebrigen freie Hand ließ. Unter anderen versuchte er sich im Kupferstich, was so gut ausfiel, daß der Kupferstecher Dirk Volkertz Cuerenhert oder Coornhaert, der sich damals in jener Gegend aufhielt und für den er verschiedene Zeichnungen gemacht hatte, ihn in die Lehre zu nehmen wünschte. In der That schloß sein Vater einen Contract mit Coornhaert ab, wonach Heinrich drei Jahre bei diesem in der Lehre bleiben sollte. Allein der junge Goltzius wollte sich nicht binden lassen und lehnte es sogar ab, auf unbestimmte Zeit versuchsweise zu Coornhaert zu gehen, da dieser verlangte, Goltzius sollte sich anheischig machen, wenn er ihn verließe, für Niemanden anders die bei ihm erlernte Kunst auszuüben. So fuhr Goltzius fort, sich selbständig auszubilden, und Coornhaert fand bald seinen Vortheil dabei, Goltzius' Arbeit für sich zu benutzen, und, als er selbst nach Holland zurückging, ihn zu veranlassen, ebenfalls dahin zu ziehen. Wirklich ging Goltzius mit seinen Aeltern nach Harlem, und lernte von Coornhaert, an dem man das Malerische seines Stiches rühmte, ohne als eigentlicher Lehrling gebunden zu sein, während er für diesen, sowie für Philipp Galle arbeitete. Coornhaert's Bildniß gehört zu den ausgezeichnetsten Arbeiten des Goltzius. Bald darnach zogen seine Aeltern wieder nach Teutschland, er aber blieb in Harlem und heirathete dort in seinem 21. Jahre, 1579, eine viel ältere Witwe, deren Vermögen ihn in den Stand setzte, eine eigene Kupferdruckerei anzulegen. Sein Stiefsohn Jacob Matham wurde sein Schüler und Gehilfe. Allein nach einigen Jahren war seine geistige und körperliche Gesundheit untergraben. Schwermuth und wiederholte Blutstürze stellten sich ein, und da die Aerzte ihn aufgaben, beschloß er, den Rest seines Lebens noch zu genießen und seine Sehnsucht nach dem gelobten Lande der Kunst zu befriedigen. In seinem 32. Jahre, 1590, ging er in Amsterdam zu Schiffe, und trat die Reise nach Italien über Hamburg und durch Teutschland an, während seine Druckerei unter der Leitung von Schülern fortgeführt wurde. Diese Reise stellte bald seine Gesundheit her, und sein guter Humor ergötzte sich häufig daran, seinen Diener für einen holländischen Käsehändler oder einen Cavalier auszugeben und selbst unter der Maske des Dieners die Menschen, mit denen er zusammenkam, zu beobachten. Insbesondere suchte er auf diese Weise unbefangene Urtheile über seine bereits weit verbreiteten Kupferstiche zu hören. In Rom trat er als ein teutscher Maler unter dem Namen Heinrich von der Bracht auf, und gefiel sich darin, während er für einen Anfänger galt, das Lob seiner nicht erwarteten Geschicklichkeit einzuernten. Hier studirte er die Meisterwerke der alten und neuen Kunst mit dem größten Eifer. Man sah ihn während der Hungerpest des Jahres 1591 sogar mitten zwischen Leichen, die an entlegenen Orten unbegraben liegen blieben, zeichnen. Von da ging er im J. 1592 mit einem jungen Goldschmied Johann Matthisen, dem er sich zu erkennen gegeben hatte, und einem Alterthumsfreunde Philipp van Wingen zu Fuß nach Neapel. Letzterer erhielt brieflich Nachricht, daß Goltzius unter fremdem Namen in Italien reise. Dies gab Veranlassung, daß Goltzius sich auch ihm entdeckte, und es kostete Mühe, ihn zu überzeugen, daß sein anspruchsloser Reisegefährte der berühmte Künstler sei. Dann reiste Goltzius über Teutschland zurück, ohne ferner sein Incognito zu wahren, und erfreute sich ebenso sehr an der Freundschaft derer, die sich schon früher dem Unbekannten gegenüber günstig über ihn ausgesprochen hatten, als an der Beschämung Anderer, die sich misgünstiger oder feindseliger Aeußerungen bewußt waren. Unter anderen hielt er sich in München auf, wo damals an dem Hofe des kunstliebenden Fürsten sich mehre niederländische Künstler zusammengefunden hatten. Ein Denkmal der hier angeknüpften Verbindungen ist die Folge der sechs sogenannten Meisterblätter, die Goltzius nach seiner Rückkehr in den J. 1593 und 1594 stach und dem Herzoge Wilhelm V. von Baiern zueignete. Sie enthielten eigene Compositionen im Style verschiedener Meister, nämlich eine Verkündigung in Rafael's, eine Heimsuchung in Parmeggianino's, eine Anbetung der Hirten in Bassano's, eine Anbetung der Könige in Lucas van Leyden's, eine Beschneidung in Dürer's und eine heilige Familie in Baroccio's Manier. Die Reise und das südliche Klima hatten seine Gesundheit gestärkt. Aber in der Heimath stellte sich die Brustkrankheit von Neuem ein, und seine Verdauung wurde so geschwächt, daß die Aerzte ihm zur Nahrung Ziegenmilch, ja zuletzt Ammenmilch verschrieben. Eine Zeit lang mußte er das Arbeiten ganz aufgeben. Nach dem J. 1598 sind keine Stiche mehr von ihm bekannt. Dann wurde er allerdings gegen Jedermanns Erwarten hergestellt und begann wieder mit großer Lust die Kunst zu pflegen. Doch wandte er sich jetzt, in seinem 42. Jahre, 1600, der Malerei zu, wobei ihm theils seine lebhafte Erinnerung an die Meisterwerke, die er in Italien gesehen hatte, theils seine frühere Uebung im Glasmalen zu Hilfe kam. Diese Beschäftigung war weniger körperlich anstrengend und daher seiner Gesundheit weniger nachtheilig. Carel van Mander rühmt nicht wenig den Erfolg dieser neuen Thätigkeit. Namentlich hebt er an seinen Gemälden einen eigenthümlichen Schmelz hervor, den er durch die Anwendung einer gewissen Technik der Glasmaler erreicht haben soll. Gelegentlich beschäftigte er sich auch wol wieder mit Glasmalerei, doch nur ausnahmsweise und aus besonderer Gefälligkeit. Indessen hat Goltzius doch als Maler keine Bedeutung, da sein ganzes Wesen mehr auf emsige und doch gewandte technische Ausführung gerichtet war. In Compositionsweise und Zeichnung folgte er der damals herrschenden Spranger'schen Manier, die Michel Angelo's Kühnheit und Größe in Schwulst und plumpe Uebertreibung verkehrte. Allerdings hat er seine Stiche ebenfalls zum größten Theil nach eigenen Entwürfen ausgeführt. Aber grade diese

Compositionen stehen ganz auf dem Standpunkte jener Zeit, die den großen Gewinn der unmittelbar vorhergegangenen Epoche sich mit einer gewissen oberflächlichen Leichtigkeit anzueignen suchte und schon eine entschiedene Hinneigung zu Bernini's barocker Manier entfaltete. In der Meinung, den großen Geschmack des Michel Angelo nachzuahmen und die steife, geschmacklose Manier der kleinen Meister zu verbessern, schuf er bombastische, wilde und gesuchte Compositionen. Dagegen gelang es ihm auf dem Gebiete der Kupferstecherkunst in vorzüglichem Maße, die Ausbildung der technischen Fertigkeit zu fördern. In dieser Kunst, welche wesentlich auf einer mühsamen und schwierigen Technik beruht, konnte er bei einem unermüdlichen Ehrgeize, der niemals sich selbst genügte, Epoche machen. Er trat allerdings in die Fußtapfen der älteren großen Meister, besonders Dürer's und Lucas' von Leyden, und wo er diesen folgt, erscheint er stets am bedeutendsten, während ihm das Eingehen in die ideale Auffassung der Italiener kaum geräth, sei es, daß er nach ihren Gemälden sticht oder daß er eigene Compositionen in ihrer Manier ausführt. Da ihm zu Ohren kam, daß man seine Arbeiten gegen die Stiche Dürer's herabsetze, brachte er sogar einige Exemplare der in dessen Manier gearbeiteten Beschneidung mit dessen Monogramm in den Handel, nachdem er ihnen künstlich ein alterthümliches Ansehen gegeben hatte, und es gelang ihm, selbst Kenner dadurch zu täuschen, sodaß man glaubte, einen bisher unbekannten Stich des alten Meisters aufgefunden zu haben. Auch einige andere Blätter scheint er zu ähnlichen Täuschungen benutzt zu haben, womit er jedoch nicht sowol Gewinnsucht als vielmehr seinen Ehrgeiz zu befriedigen suchte. Wenigstens spricht ihn van Mander durchaus von tadelnswürdigem Eigennutze frei. Unser für Kritik besser geschärftes Auge begreift freilich nicht, wie eine wirkliche Täuschung dieser Art bei wahrhaften Kennern möglich war. Das Eigenthümliche seiner Kunst bestand nun aber in einer bis dahin wirklich unerhörten Gewandtheit in der Führung des Grabstichels. Er legte die Schraffirungen weitläufiger, als es bisher üblich war, hielt aber auch mehr auf strengen Parallelismus der Linien, Glätte und Reinheit der Striche, und eine freie, der jedesmaligen Form angemessene Bewegung derselben. Es wird erzählt, er habe gewöhnlich die längsten Linien in einem Zuge ohne Unterbrechung mit dem Grabstichel gezogen, und um nicht absetzen zu müssen, die ausgegrabenen Kupferfäden mit dem Barte abgestreift. Da er nun eines Abends in die Gesellschaft seiner Freunde gekommen sei, ohne vorher den Bart zu reinigen, habe er beim Kerzenscheine wie von Goldfäden geleuchtet und daher den Beinamen des Meisters mit dem goldenen Barte bekommen. Wenn Wille, dem Longhi diese Anekdote nacherzählt [2]), dieselbe vielleicht in Scherz erfunden hat, so konnte er die gewandte Manier des Goltzius kaum auf eine geistvollere Weise bezeichnen. In dieser Kühnheit und Gewandtheit des Grabstichels übertraf Goltzius alle seine Vorgänger und blieb für die spätesten Nachfolger ein Muster. Er erlangte dadurch eine fast malerische Wirkung seiner Stiche und bereitete die später allgemein gewordene Methode der schrägen Kreuzungen vor, zu deren Vollendung ihm nur noch die Anwendung der Punkte zwischen den gekreuzten Linien fehlte. Häufig freilich verleitete ihn das Streben nach einem glänzenden und imponirenden Effecte zu Uebertreibungen im Schwunge der Linien und Schroffheiten in der Behandlung der Schattirung, wodurch seine Figuren etwas Metallartiges erhalten. Man vermißt dann ebenso sehr die Uebereinstimmung des Ganzen, als die sorgsame Lichtwertheilung, welche man als Helldunkel bezeichnet, und eine gewisse Bizarrerie folgt aus dem allzuvorwiegenden Streben, sich als geschickten Stichelführer zu zeigen [3]). Eine Folge dieser Steigerung der Technik war, daß die Maler es aufgaben, nebenbei den Grabstichel zu führen, und sich auf leichtere Radirungen beschränkten, in denen sie nach Art der Federzeichnungen flüchtige und geistreiche Skizzen hinwarfen. Es trat eine Theilung der Arbeit ein. Der eigentliche Kupferstich wurde eine besondere Kunst, die ausschließliche Uebung erforderte und ihren Meister ganz in Anspruch nahm. Auf der anderen Seite wurden aber auch durch die zunehmende Liebhaberei für jene geistreichen Entwürfe die Maler verleitet, in ihren Gemälden sich ebenfalls einer flüchtigen und skizzenhaften Weise hinzugeben [4]). Dem Eifer, welchen Goltzius auf die Vervollkommnung der Technik verwandte, entsprach eine nicht geringe Fruchtbarkeit seines Grabstichels. Man kennt von ihm mehr als 300 Blätter [5]) und außerdem haben seine Schüler, besonders Jacob Matham und Saenredam, Vieles nach seinen Entwürfen und Zeichnungen gestochen. Auch mit dem Holzschnitte hat er sich beschäftigt und man hat von ihm etwa 20 Blätter nach eigenen Zeichnungen, die meist im Clairobscur, einige mit 3 oder 4 Platten, in seiner großen, oft geistreichen, aber barocken Manier ausgeführt sind. Goltzius erzog mehre Schüler, die in seine Fußtapfen traten. Wie er an sich selbst große Ansprüche machte, so auch ihnen gegenüber. Wenn er sah, daß einer leicht von seiner Arbeit zufrieden war und Tadel oder Erinnerungen mit Widerstreben aufnahm, so gab er ihn auf und überließ ihn sich selbst. Sie seien glücklich und reich genug, sagte er, wenn sie sich selbst genügten. Als seine besten Schüler werden, außer seinem Stiefsohne Jacob Matham, besonders der ältere Jacob de Gheyn und Pieter de Jode genannt. Hauptsächlich hat aber Jan Saenredam seine Manier weitergebildet. Vielleicht gehören zu seinen Schülern auch Konrad, Jacob und Julius Goltzius, wahrscheinlich nahe Verwandte, von denen wenigstens Stiche nach seinen Zeichnungen bekannt sind.

2) **Konrad Goltzius** lieferte gute verkleinerte Copien der sogenannten vier Purzelbaumblätter, nämlich des Tantalus, Ikarus, Phaeton und Irion, welche Hein-

2) Conversationslexikon der bildenden Kunst. 5. Bd. S. 292.

3) Ad. v. Bartsch, Anleitung zur Kupferstichkunde. 1. Bd. S. 175. 4) J. G. v. Quandt, Entwurf zu einer Geschichte der Kupferstecherkunst (Leipzig 1826.) S. 77 fg. 5) Bartsch zählt deren 295 auf und nach Nagler's Künstlerlexikon 5. Bd. S. 275 lassen sich noch mehr als 30 hinzufügen.

rich Goltzius nach Zeichnungen von Cornelius Cornelis gestochen hatte. Von sieben kleinen Blättern aus der Geschichte der Susanna, die er für den Verlag von Johann Bussemacher in Cöln stach, führt eins die Jahrzahl 1587.

3) Jacob Goltzius ist nur durch drei Blätter nach Zeichnungen des Heinrich Goltzius bekannt. Eins derselben trägt die Jahrzahl 1597. Von den beiden anderen sind die früheren Abdrücke nur mit der Unterschrift: H. Goltzius inv. versehen, und erst auf den späteren ist der Name des Stechers ebenso wie auf dem Blatte von 1597 hinzugesetzt. Es scheint danach, als ob Jacob früher ganz unselbständig für Heinrich Goltzius gearbeitet habe.

4) Julius Goltzius hat unter anderen einen Christus mit der Samariterin nach einer Zeichnung des Heinrich Goltzius mit der Jahrzahl 1586 gestochen. Er arbeitet jedoch mehr in dem Style von Galle und scheint daher dessen Schüler gewesen zu sein. Seine Zeichnung ist aber incorrect und geschmacklos. Von ihm rühren, wenn nicht alle, doch die meisten Figuren zu Jean Jacques Boissard's Habitus variorum orbis gentium, 1581 fol., her[6]).

5) Hubert Goltzius hat eine nicht geringe Berühmtheit als Numismatiker erlangt, während er als Maler und Kupferstecher sich nicht besonders auszeichnete. Er ist nach Carel van Mander[7]) ein Schwestersohn des ältern Johann Goltzius, des Großvaters von Heinrich Goltzius, und nahm den Namen seiner Mutter an. Andere nennen aber seinen Vater Rüdiger oder Rogier Goltzius. Dieser war ein Maler in Würzburg und zog später nach Venloo. Hubert Goltzius wurde am 30. Oct. 1526 geboren. Er nennt sich Herbipolita Vanlonianus, und es ist zweifelhaft, ob sein Geburtsort Würzburg oder nach der gewöhnlichen Angabe Venloo ist. Er erlernte die Malerei erst bei seinem Vater und dann bei Lambert Lombard in Lüttich, einem renommirten Maler, der den Mangel einer gelehrten Bildung in späteren Jahren mit dem größten Eifer und Erfolge wieder eingebracht hatte. Hier lernte Goltzius das Alterthum kennen, indem er seines Meisters reiche Sammlungen beständig vor Augen hatte, und unter solchen Einflüssen wurde auch bei ihm der Geschmack an antiquarischen Studien genährt. In seinem 20. Jahre, 1546, ließ er sich in Antwerpen nieder. Aber erst im J. 1557 machte er sich in weiteren Kreisen durch eine Lebensbeschreibung der römischen Kaiser von Cäsar bis auf Ferdinand I. bekannt, ein illustrirtes Geschichtsbuch, worin die populair gehaltenen Erzählungen mit Bildnissen der Kaiser in Medaillonform begleitet waren. Diese Bildnisse, die er selbst gezeichnet und mit dem Beistande eines gewissen Joos[8]) Gietleughen von Courtray gestochen hatte, können weder als Kunstwerke, noch wegen ihrer Treue gerühmt werden, indessen waren sie bemerkenswerth durch die neue Combination des Kupfer- und Buchdrucks, welche Goltzius dabei angewandt hat. Kopf und Schriftrand sind nämlich leicht in Kupfer radirt, und darüber sind zwei Abstufungen eines bräunlichen Tons gedruckt, eine hellere, mit ausgesparten Lichtern, nach Art der Clairobscurplatten, und eine dunklere mehr grünlich gehaltene, welche den Grund des Medaillons mit Ausnahme des Kopfes und des Schriftrandes ausfüllt. Diese Tonplatten sollen nach Jackson[9]) nicht auf die gewöhnliche Weise in Holz, sondern in Metall geschnitten sein, da man im Drucke die Spuren der Stifte erkennen könne, mit denen die Metallplatten auf Holzklötze geheftet gewesen. Indessen habe ich an den mir zugänglichen Exemplaren keine solche Spur entdecken können, und bin zu vermuthen geneigt, daß Jackson sich durch Flecken in der sehr ungleich aufgetragenen Farbe mag haben täuschen lassen. Dieses Werk kam gleichzeitig lateinisch unter dem Titel: Vitae et vivae omnium fere imperatorum imagines ex antiquis numismatibus adumbratae, Antwerpiae 1557, und teutsch unter dem Titel: Lebendige Bilder gar nach allen Keysern ꝛc. durch Hubertum Gholtz von Wirtzburg, Antorff 1557, heraus. Es war dem Könige Philipp von Spanien gewidmet, von dem Goltzius den Titel eines Historiographen und Malers des spanischen Hauses erhielt. Später ließ er dieses Werk auch in spanischer[10]) und französischer[11]) Sprache erscheinen. Zu diesen Ausgaben scheint er die Kupferplatten neu aufgestochen zu haben. Auch ist hier die dunklere Tonplatte weggelassen und durch eine Schraffirung auf der Kupferplatte ersetzt. Die Bildnisse der Kaiser waren, wie der Titel des Buches besagt, nach Münzen gezeichnet und Goltzius hatte im Sommer 1556 Belgien bereist, um verschiedene Münzsammlungen zu besichtigen. Seine Hauptquellen hatte er aber in den reichen Sammlungen der vier Brüder Schetz in Antwerpen gefunden[12]). Bei den Kaisern, von denen er keine Bildnisse gefunden hatte, war ein leeres Medaillon mit bloßer Umschrift abgedruckt. Dennoch kann man dieses Werk nicht als eigentlich numismatisches gelten lassen. Bald aber erhielt Goltzius Anlaß, seinen Studien eine solche Ausdehnung und Richtung zu geben, daß er der eigentliche Schöpfer der Numismatik wurde[13]). Eine Einladung der Brüder Marcus und Guido Laurin, von denen der erstere Besitzer des Dorfes Watervliet war, berief ihn 1558 nach Brügge, wo er zunächst die große Münzsammlung des Marcus studirte. Nachdem er vier Monate dort zugebracht, begab er sich, mit Empfehlungen und Geldunterstützung von dem letztern reichlich versehen, auf Reisen und studirte die Münzsammlungen Teutschlands, Italiens und Frankreichs, welche ihm überall mit größter Liberalität

6) *J. Strutt*, A biographical dictionary of engravers. (London 1785.) Vol. I. p. 343. 7) Schilderboek Bl. 196^{b}. Heller (Gesch. der Holzschneidekunst. Bamberg 1823. S. 233. Note 638) tadelt also mit Unrecht, daß Oberthür (Fränk.-würzburgische Chronik. 1810. S. 249) von Heinrich Goltzius als einem Verwandten des Hubert Goltzius spricht. 8) So schreibt C. van Mander, Schilderboek Bl. 166^{b}. Andere schreiben bald Jost, bald Joseph.

9) *Jackson*, A treatise on wood engraving, historical and practical (London 1839.) p. 483. 10) Anvers 1560. 11) Les images de presque tous les empereurs. (Anvers 1561.) 12) *Fel. van Hulst*, Hub. Goltzius, 2. éd. (Liège 1846.) p. 16. 17. 13) *Van Hulst* p. 15.

geöffnet wurden, während man sie bisher meistentheils mit ängstlicher Sorgfalt verschlossen gehalten hatte. Im J. 1660 kehrte er nach Brügge zurück und die Frucht dieser Reise war eine Reihe von numismatischen Werken, welche die alte römische und griechische Geschichte durch eigenhändig gestochene Umrisse von zahlreichen Münzen, sowie durch gesammelte Inschriften von Marmordenkmälern erläuterten. Auch den Druck dieser Werke besorgte er, um nicht für die Fehler fremder Drucker verantwortlich zu werden, in einer eigenen Druckerei, die er jedoch auch zur Herausgabe fremder Arbeiten benutzte [14]). Er begann mit der Herausgabe der römischen Kaisermünzen. Allein nur die beiden ersten Bücher: C. Julius Caesar (Brugis 1563.) und Caesar Augustus et Tiberius (ibid. 1574.) gelangten zum Druck. Die übrigen bis auf Justinian sollen noch handschriftlich vorhanden sein [15]). Dann folgten die Fasti magistratuum et triumphorum Romanorum ab urbe condita ad Augusti obitum (Brugis 1566.), von denen noch eine französische Uebersetzung mit reichhaltigen und gründlichen Anmerkungen eines unbekannten Verfassers unvollendet im Manuscripte existiren soll [16]). Hierauf erschienen im J. 1576 Graeciae ejusque insularum et Asiae minoris numismata und Sicilia et Magna Graecia, endlich 1579 ein Thesaurus rei antiquariae, letzterer zu Antwerpen. Die Plantinische Officin zu Antwerpen veranstaltete von diesen numismatischen Schriften in den Jahren 1617 bis 1620 neue Ausgaben theils mit Commentarien des Ludw. Nonnius, theils mit Scholien des Andr. Schott, die auch mit einem Gesammttitel als Romanae et Graecae antiquitatis monumenta in 4 Bänden vorkommen. In einer neuen an Druck und Papier weit schönern Ausgabe von 1644 und 1645 kamen die Icones Imperatorum Romanorum, von Gaspar Gevartius bis auf Ferdinand III. fortgeführt, als 5. Band hinzu. Die Bilder selbst sind hier nach den Stichen des Goltzius in Holz geschnitten und mit einer zweiten Tonplatte (in Clairobscur) gedruckt. Weit schlechter ist eine dritte antwerpener Ausgabe von 1708, ebenfalls in 5 Bänden. Uebrigens sind die meisten dieser Schriften auch in *Graevii* Thes. antiqu. Rom. abgedruckt. Außerdem wird noch ein Itinerarium per Italiam, Germaniam et Galliam, additis topicis regionum et locorum quorumdam descriptionibus ac tabulis erwähnt, das zu Antwerpen gedruckt sein soll, aber jedenfalls selten ist. Dagegen ist die Lamberti Lombardi apud Eburones pictoris celeberrimi vita (Brugis 1565), die gewöhnlich dem Goltzius zugeschrieben wird, nicht von ihm, sondern von Lampson, und Goltzius, der sie durch Abraham Ortelius erhielt, hat sie nur, um seinen Lehrer zu ehren, in seiner Officin drucken lassen und mit einem in Kupfer gestochenen Bildnisse des Lombard begleitet. Die numismatischen Werke erregten das größte Aufsehen. Man fand darin eine Menge von Münzen, deren Originale Niemand kannte, und da Goltzius zwar ein Verzeichniß der von ihm benutzten Sammlungen hatte drucken lassen, aber die Fundorte für die einzelnen Münzen anzugeben versäumte, so wurde der Verdacht laut, daß er absichtlich das Publicum mit eigenen Erfindungen täusche. Allmälig kamen aber doch die Originale seiner Zeichnungen zum Vorschein, sodaß er gegen den Vorwurf des Betrugs vollkommen gerechtfertigt erscheint. Dagegen ist es nur mit der Neuheit der Münzkunde zu entschuldigen, daß er allerdings nicht die nöthige Kritik hinsichtlich der Echtheit der von ihm veröffentlichten Münzen anwandte [17]). Auch laufen bei ihm nicht selten Irrthümer hinsichtlich des Bildes oder der Legenden einzelner Münzen unter, wo dieselben undeutlich gewesen sein mögen und er vielleicht allzu zuversichtlich seine Conjecturen ohne weiteres als Thatsachen hinstellte. Aus diesem Grunde wird Goltzius von den Numismatikern allerdings nicht für zuverlässig gehalten. Einige haben sogar behauptet, Marc Laurin sei eigentlich der Verfasser dieser numismatischen Arbeiten und Goltzius nur dessen Stecher und Drucker gewesen, ja es habe dem Letztern an aller gelehrten Bildung gefehlt. Dies wird aber mit Entschiedenheit von Andern in Abrede gestellt, und von Laurin wäre in der That ein solches Verbergen seiner Verdienste kaum zu erklären.

Neben diesen numismatischen Arbeiten war Goltzius auch als Künstler thätig. Seine allerdings sehr mittelmäßigen Kupferstiche und Holzschnitte, die mit G., G. f. oder H. G. bezeichnet zu sein pflegen, dürfen nicht mit denen des Heinrich Goltzius verwechselt werden. Die Malerei scheint er hauptsächlich in der frühern Zeit seines Aufenthalts in Antwerpen betrieben zu haben. Dort malte er für den Kaiser die Eroberung des goldenen Vließes in Bezug auf das Ordensfest. Hier und da findet man noch Gemälde und Handzeichnungen von seiner Hand. Van Mander rühmt von ihm besonders eine Caricatur des Bruders Cornelis, eines grauen Mönchs. Er begleitete damit die in seiner Officin gedruckten angeblichen Predigten desselben, eine Satyre gegen den berüchtigten Franziskaner Adriaensen, durch welche der protestantische Prediger Van de Casteele zu Brügge die blutdürstigen und obscönen Reden an den Pranger stellte, mit denen jener wilde Fanatiker im Geiste eines Alba auf der Kanzel zu Felde zog [18]).

Goltzius war zweimal verheirathet, zuerst mit Elisabeth Hulst, der Schwägerin des Malers Pieter Koeck, durch die er mit den bedeutendsten Künstlern seiner Zeit in verwandtschaftliche Verbindung kam. Seinen Kindern von dieser Frau gab er römische Namen: Marcellus, Aurelius, Scipio, Julius, Terentia, Livia [19]), nicht nur aus Liebe für das Alterthum, sondern besonders auch deshalb, weil der römische Senat ihm für die Dedica-

14) Vergl. Bibliographie du bibliophile Belge. Série 2. Tom. 2. p. 399—405. 15) Rathgeber, Annalen der niederländischen Malerei (Gotha 1844.) S. 305. Note 175. 16) Bulletin du bibliophile Belge. Tom. 6. p. 400.

17) *Van Hulst* p. 11—13. 22. 23. 18) Hirt, Kunstbemerkungen auf einer Reise nach Dresden und Prag (Berlin 1830.) S. 188. Weigel, Kunstkatalog Abth. 1. S. 69. Nr. 1107. Rathgeber, Annalen der niederländischen Malerei (Gotha 1844.) S. 164. Note 195. *Van Hulst* p. 29—31. 19) Die Angaben über diese Namen stimmen nicht ganz überein.

tion der Fasti im J. 1567 den Titel und die Rechte eines römischen Bürgers in einem Decrete[20]) voll schmeichelhafter Anerkennung verliehen hatte. Nach dem Tode dieser Frau widerstand er lange dem Andringen der Freunde, sich wieder zu verheirathen. Endlich nahm er doch die Witwe des Martin Smetius, die nicht in dem besten Rufe stand, gegen den Wunsch seiner Kinder und Freunde. In der That soll das üppige und zänkische Wesen dieser Frau seinen Tod beschleunigt haben. Hadrian Dammann in Gent hat ihm in einem lateinischen Epigramme vorgeworfen, daß er die von Smetius gesammelten Inschriften als seine eigene Arbeit herausgegeben habe[21]). Indessen beweist die Zuschrift an Laurin, mit welcher Smetius die Inscriptiones begleitet, daß dieser Vorwurf keinen Grund hat.

Hubert Goltzius starb am 24. März 1583, nicht ganz 57 Jahre alt. Es sind mehre Bildnisse von ihm bekannt[22]). Der berühmte Antonis Moro oder Moor malte ihn zur Erwiderung des Geschenks, das ihm Goltzius mit einem seiner numismatischen Werke gemacht hatte. Nach diesem Bilde ist er hinter seiner Graecia gestochen. Schöner ist jedoch das, welches, von Melchior Lorich aus Flensburg gezeichnet und gestochen, sich hinter der Siciliae historia posterior (Brugis 1576.) befindet. Van Hulst hat seiner Lebensbeschreibung eine Lithographie nach diesem letztern Stiche beigegeben.

(*Fr. Wilh. Unger.*)

GOLVENUS, Bischof zu Saint Paul de Leon in der Bretagne am Ende des 6. Jahrh., über dessen Leben nur sehr ungewisse Nachrichten vorhanden sind, aus denen jedoch der Historiker vielleicht einige Anhaltspunkte für die in dieser Zeit höchst dunkle Localgeschichte gewinnen kann. Nach der Sage kamen die Aeltern des Golvenus, Gandanus und Gologuena, aus Großbritannien (oder, wie Andere angeben, aus Schottland), wahrscheinlich um den durch die Einfälle barbarischer Völker verursachten Plagen auszuweichen, nach Gallien herüber, wo sie an der Küste Kleinbritanniens (der jetzigen Bretagne) landeten und sich zu Odena, einem völlig unbekannten Orte, niederließen. Hier wurde kurz nach ihrer Ankunft Golvenus (um das J. 540) geboren, konnte aber aus Mangel an Wasser nicht getauft werden, bis auf das inständige Gebet seines Vaters ein Quell entsprang, welcher die Bewohner der wasserarmen Gegend nicht wenig erfreute und jetzt noch Feunteun sant Goulven heißt. Golvenus (von Manchen auch Vulvienus genannt) wurde, da seine Aeltern bald darauf starben, von Godianus, einem reichen Manne, an Sohnes Statt angenommen und genoß eine sehr vorzügliche Erziehung. Er besaß schon in seiner Jugend die Gabe, Wunder zu wirken und namentlich Kranke durch Auflegung der Hände zu heilen und dabei eine große Gelehrsamkeit; um jedoch der Versuchung der Eitelkeit zu entgehen, begab er sich nach dem vier Meilen von Rennes entfernten Flecken Saint Didier (Burgum S. Desiderii) an einen mit Disteln dicht bewachsenen Ort, später Motte-merioul und Peneti sant Goulven genannt, erbaute sich daselbst eine Zelle und nährte sich ausschließend von Brod und Wasser, während er Tag und Nacht dem Gebete und der Betrachtung oblag. Der Ruf seines heiligen Lebens verbreitete sich bald in der ganzen Gegend und als die normännischen Seeräuber (worunter man hier nicht die eigentlichen erst zwei Jahrhunderte später erscheinenden Normänner, sondern die aus Norden kommenden sächsischen Abenteurer zu verstehen hat) an der Küste der Bretagne landeten, suchte der mächtige Graf Evenus ihn auf, um seinen Rath und seine Fürbitte bei Gott in Anspruch zu nehmen. Nachdem die Feinde geschlagen waren, drang man in Golvenus, dessen Rath und Gebet so viel zur Befreiung des Landes beigetragen hatten, den bischöflichen Stuhl von Saint Paul de Leon, welcher nach dem Tode des ersten Bischofes Paulus erledigt worden war, einzunehmen; er suchte zwar den Antrag durch eine von ihm beabsichtigte Wallfahrt nach Rom abzulehnen, mußte aber endlich dem Verlangen der Bevölkerung nachgeben und trat um das Jahr 573 das bischöfliche Amt an, welches er mit großem Eifer bis zu seinem Tode verwaltete, welcher im J. 600 am 1. Juli zu Rennes, wo er sich zur Besorgung kirchlicher Angelegenheiten aufhielt, erfolgte. Man hat, da er zu Rennes starb, geglaubt, er sei zuletzt Bischof dieser Stadt gewesen, diese Annahme beruht jedoch auf keinem haltbaren Grunde. Er ward in der Abtei Saint Melaine zu Rennes begraben und nach seinem Tode sollen durch seine Fürbitte noch viele Wunder geschehen sein. Die Kirche der Bretagne verehrt ihn als Heiligen und feiert sein Andenken am 1. Juli*).

(*Ph. H. Külb.*)

GOMADEORUM INSULAE (*Γομαδαίων ἢ Γομαδέων νῆσοι*), zwei von Ptolemäus erwähnte Inseln im arabischen Meerbusen an der Küste der Landschaft Troglodytice in Aethiopien, unterhalb Aegypten. *Ptolem.* IV, 7, 36. Mannert hat vermuthet, daß es die gegenwärtigen Inseln Daradata und Dolkofallar des Don Castro seien.

(*Krause.*)

GOMARA (*Γόμαρα*) wird von Ptolemäus VI, 1, 5 unter den Städten und Dörfern (*πόλεις καὶ κῶμαι*) in der Mitte des Landes Assyrien aufgeführt. (*Krause.*)

GOMARA oder **GOMARIA** ist der Name einer von Ruiz und Pavon aufgestellten, zu den Scrophularineen gehörigen Pflanzengattung mit folgenden Kennzeichen: Der fünftheilige Kelch hat gleichlange Zipfel. Die Blumenkrone hat eine gekrümmte, am Grunde bauchige, in der Mitte zusammengeschnürte Röhre und einen zweilippigen Saum mit vierlappiger Oberlippe und concaver, von einem krugförmigen, häutigen Anhängsel begleiteter Unterlippe. Die vier kurzen Staubgefäße sind zweimächtig, die Staubbeutel sind eiförmig. Der sehr kurze Griffel bleibt stehen, die Narbe ist kopfförmig. Die Kapsel ist fast vierkantig, zweifächerig, zweiklappig, die

20) Abgedruckt bei *Nicéron*, Mémoires pour servir à l'hist. des hommes illustres dans la républ. des lettres. T. 34. p. 72 und bei Andern. 21) *Thom. Pope Blount*, Censura celebriorum autorum (Genevae 1694.) p. 756. 22) Bulletin du bibliophile Belge. T. 2. p. 258. *Van Hulst* p. 33. 38.

*) Vergl. Actt. SS. Antverp. Julii Tom. I. p. 126 seq.

Klappen sind zweispaltig. Die zahlreichen Samen sind länglich. Hierher gehört nur eine Art, von Ruiz und Pavon Gomara racemosa genannt, ein in Peru einheimischer Baum mit länglich-lanzettlichen, an der Spitze gezähnelten Blättern und in Trauben stehenden Blüthen. (*Garcke.*)

GOMARUS (Franz) und die Gomaristen. Dieser entschiedenste aller Gegner des Arminius und seiner theologischen Lehren wurde zu Brügge in Flandern am 30. Jan. 1563 geboren. Seine Aeltern, welche hier ihren Wohnort hatten, waren eine angesehene, wohlhabende Familie und hielten sich eifrig zur reformirten Confession. In diesem Sinne wurde auch der Sohn erzogen und unterrichtet. Erst 15 Jahre alt hatte er, zum gelehrten Studium bestimmt, bereits den Cursus auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt beendet, worauf die Aeltern, um den wiederholten Verfolgungen des Glaubens wegen zu entgehen, ihren Wohnsitz 1578 in die fast ganz dem reformirten Bekenntnisse zugethane Pfalz verlegten. Des Sohnes Lehrer war hier drei Jahre lang hauptsächlich der als Philolog und Pädagog bekannte Sturm in Strasburg, bei welchem er den damals üblichen humanistischen Studien oblag. Einen vorakademischen theologischen Cursus machte er seit 1580 in der Schule zu Neustadt an der Hardt, wo damals Franz Junius und die durch altlutherischen Eifer vertriebenen heidelberger Gelehrten Zacharias Ursinus, Hieronymus Zanchius und Daniel Tossanus ihren Lehrstuhl aufgeschlagen hatten, wobei Sudhoff auf den interessanten Umstand aufmerksam macht [1]), daß alle Lehrer des Gomarus, mit Ausnahme eines kurzen Besuchs der Universitäten Cambridge und Oxford, ausschließlich heidelberger Theologen gewesen sind. In den Jahren 1585 und 1586 finden wir den jungen Mann als studiosus theologiae auf der seit Kurzem wieder hergestellten Universität Heidelberg, wo demnach seine frühere dogmatische Ansicht eine neue Nahrung und Verstärkung empfing und zwar vornehmlich in der Richtung der Prädestination, welche als vorwiegendes Dogma sein ganzes späteres Leben beherrschte. Alle seine bedeutendsten Lehrer sind Anhänger der strengen Gnadenwahl in der Calvinischen Ausprägung, namentlich Olevianus, Tossanus, Zanchius und Zach. Ursinus, letzterer z. B. als Erklärer des heidelberger Katechismus, wo er zur 54. Frage sagt: „Es gibt bei Gott eine ewige Prädestination, d. h. Erwählung und Verwerfung, denn allgemein ist die Verheißung (der Seligkeit) nur in dem Sinne, daß alle Glaubenden selig werden."

Im J. 1587 übernahm Gomarus ein Predigtamt in der damals niederteutschen, also zur ecclesia belgica gehörigen, jetzt teutschreformirten Gemeinde zu Frankfurt a. M. Er wirkte hier trotz mancher Hindernisse segensreich, verließ aber seine Stellung, als neue Stürme über die Gemeinde hereinbrachen, im J. 1593, wie Sudhoff angibt, im J. 1594, wie aus dem Folgenden hervorgeht. Denn seine Ernennung für eine theologische Professur an der Universität Leyden ist vom 26. Jan. 1594 datirt und er nahm dieselbe unter ausdrücklicher Beistimmung der Aeltesten seiner frankfurter Gemeinde an, sodaß er von jetzt ab wieder in sein ursprüngliches Vaterland zurückkehrte. Weil er es für gut hielt oder weil es gefordert wurde, ließ er sich zuvor von der theologischen Facultät zu Heidelberg ein Zeugniß darüber ausstellen, daß er ein orthodoxer Reformirter sei und die theologischen Grade recte et solenniter erworben habe. Durch Tossanus war er zum Licentiaten, durch Jac. Kimedoncius zum Doctor der Theologie promovirt worden. In Leyden hatte er neun Jahre lang ohne wesentliche Anfechtung gelebt, als 1603 der gelehrte Jacob Arminius sein Amtsgenosse in der theologischen Professur und Nachfolger des verstorbenen Franz Junius wurde. Zwar hatte man gegen die Gläubigkeit des Arminius bereits manche Bedenken gehabt; allein nachdem von ihm wiederholte Erklärungen, welche man als genügend ansah, abgegeben und bei dem Colloquium mit Gomarus am 9. Mai des genannten Jahres erneuert worden waren, sprach sich auch dieser strenge Richter für seine Zulassung aus und ertheilte ihm, wahrscheinlich als Dekan, das Doctordiplom der Universität. In der ersten Zeit erregte Arminius durch seine öffentlichen Vorträge und sonst keinen Anstoß, obgleich vielleicht schon damals seine eigentliche Herzensmeinung über mehre Dogmen, wenn man diese Herzensinquisition nach der Strenge des symbolischen Buchstabens vornehmen will, dem sogenannten Bekenntnisse der Kirche, d. h. der herrschenden Theologen, nicht entsprechend war. Zudem hatte er das Versprechen gegeben, Nichts zu lehren, was im Widerspruche mit der Confessio belgica und dem heidelberger Katechismus wäre. Aber schon 1604 brach er dieses Versprechen und behauptete exegetische und dogmatische Sätze, welche dem sanctionirten Lehrbegriffe der Landeskirche zuwider waren, unter Anderem nicht undeutlich, daß die Vorherbestimmung zur Seligkeit und die Verwerfung durch den von Gott vorhergesehenen Glauben oder Unglauben der Menschen bedingt seien. Er that dies namentlich in den von ihm veröffentlichten Thesen: De libero arbitrio hominis ejusque viribus, welche zwar nicht dem ausgeglichenen Lehrbegriffe der Bibel, wol aber dem strengen Calvinismus widersprachen.

Auf Seiten des Arminius stand eine respectable politische Partei, zu welcher z. B. Oldenbarnevelt und Hugo Grotius, überhaupt die meisten intelligenten und aufgeklärten Köpfe gehörten und welche der hierarchischen wie Symbolherrschaft und dem vom Staate unabhängigen Bestehen der Kirche widerstrebte. Aber auf der anderen Seite entstand gegen ihn bald auch eine wachsende Opposition Einzelner, ganzer Presbyterien, Corporationen und Synoden. Das theologische und kirchliche Haupt derselben war Franz Gomarus. Nach der Gewohnheit der Zeit griff man zunächst nach dem beliebten Mittel der öffentlichen Disputationen, wobei die gegenseitigen Parteihäupter gegen einander im Felde standen. Eine solche Disputation zwischen Gomarus und Arminius fand am 31. Oct. 1604 statt, aus welcher, wie fast immer, die

1) Herzog, Realencyklopädie.

Kämpen nur um so erbitterter hervorgingen. Eine neue gelehrte Schlacht dieser Art wurde im Mai 1608 im Haag geschlagen, wobei Gomarus seine Anschuldigungen dahin erweiterte, daß die Lehrmeinungen des Arminius nicht blos im Lehrpunkte der Prädestination, sondern auch der Rechtfertigung aus dem Glauben antibiblisch und antisymbolisch wären; denn er stelle die Lehre auf, daß dem Sünder nicht Christi Gerechtigkeit, sondern sein eigener Glaube zu- und angerechnet werde, sofern Gott eine gnädige Annahme (acceptilatio) des Glaubens stattfinden lasse und so den Menschen rechtfertige, und widerstreite gleich in seinen Einleitungsthesen trotz des Scheines vom Gegentheile der reformirten, ja der reformatorischen Lehre überhaupt; kurz Gomarus erklärte die Sätze seines Gegners für entschieden antisymbolisch und seelenverderblich. Man erzählt, daß er bei Gelegenheit dieser Disputation im Haag zu Oldenbarnevelt geäußert habe: er könne nicht auf seinen eigenen Glauben vertrauen, wolle (mit demselben ungewissen Glauben?) nur eine ihm geschenkte Gerechtigkeit Christi anerkennen und getraue sich nicht mit dem Glauben des Arminius vor Gottes Richterstuhl zu treten. Bei einer Unterredung mit Hugo Grotius [2]) nannte Gomarus die „opiniones" seines theologischen Gegners „impias et profanas." Um diesem Ausspruche, welcher, wenn auf die Prädestination bezogen, ganze große Religionsparteien verketzern und moralisch verurtheilen müßte, seine Härte zu nehmen, hat man gesagt: Gomarus habe unter den opiniones nicht die Bestreitung der Calvinistischen Prädestinationslehre, sondern nur die Bestreitung der orthodoxen Rechtfertigungslehre, als des Kernes der ganzen protestantischen Heilslehre, verstanden; eine Rechtfertigung des zelotischen Orthodoxisten, für welche selbst die Wahrscheinlichkeitsgründe fehlen, da Gomarus sicherlich Niemanden, welcher ihm sein Prädestinationsdogma verwarf, für gerechtfertigt und der ewigen Seligkeit theilhaft erklärte.

Im J. 1609 kam es im Haag zu einem neuen, natürlich die Gemüther noch mehr spaltenden Colloquium, von welchem Arminius krank nach Leyden zurückkehrte, wo er am 13. Oct. desselben Jahres starb. Der Streit war um so weniger beendigt, als man auf den Lehrstuhl des Verstorbenen einen Anhänger und Gesinnungsgenossen desselben, den Konrad Vorst, berief. Denn die damals maßgebende politische Landesgewalt war den Gomaristen keineswegs zugethan und wendete sich ihnen erst zu, als viele einflußreiche Arminianer resp. Socinianer ihr aus politisch-patriotischen Gründen zu opponiren anfingen. Gomarus, welcher wol nicht blos des Streites müde war, sondern vielleicht auch auf die Landesobrigkeit, die seinen Meinungen nicht hold war, Rücksicht nahm oder nehmen mußte, legte jetzt sein Amt in Leyden nieder und ging 1611 nach Middelburg in Seeland, um, wie Sudhoff sagt, hier im Stillen zu wirken, wie B. Winer [3]), aber nicht nothwendig im Widerspruche damit, berichtet, ein Amt als Pastor und Professor der Theologie und der hebräischen Sprache zu bekleiden. Diese Stellung verließ er bereits wieder 1614 und folgte, nach Winer [4]), als Professor der Theologie einem Rufe nach Saumur; aber schon vier Jahre darauf wurde er in sein Vaterland zurückberufen und zwar ebenfalls zu einer Professur der Theologie und der hebräischen Sprache in Gröningen.

Noch in demselben Jahre, 1618, trat zur Schlichtung mehrfacher kirchlicher Streitfragen und unter geänderter theologischer Ansicht des Statthalters der Generalstaaten die dortrechter Synode zusammen, zu welcher auch mehre auswärtige Vertreter des reformirten Bekenntnisses eingeladen wurden und erschienen. Da die Einladung jenseit der Landesgrenzen nur auf solche gefallen war, welche mit entschieden prädestinatianischen Ansichten und Instructionen kamen, so erhielten auch von hier aus die Gomaristen oder Contraremonstranten eine bedeutende Verstärkung. Bei der Synode, welche auch über den Arminianismus zu Gericht zu sitzen hatte und bis in das Jahr 1619 währte, wurde die Gegenpartei, welche zugleich die Mehrheit der versammelten Vertreter war, durch Gomarus geführt, welcher gegen die Remonstranten mit der Härte der schroffsten Calvinisch-symbolischen Orthodoxie auftrat, nicht blos in den eigentlichen fraglichen Streitpunkten, sondern auch in allen Punkten, welche, obgleich an sich nicht heterodox, auch die mindeste Handhabe für die Arminianer bieten zu können schienen. Als die Synode sich damit einverstanden erklärt hatte, daß nach Ephes. 1 Christus das Fundament der Gnadenwahl sei und hierauf auch die Arminianer sich beriefen und zwar in dem Sinne, daß Christus der Grund des Erwählungsrathschlusses selbst sei, wollte Gomarus — ein Charakteristicum seiner Polemik — den Ausdruck ganz vermieden wissen, um nur den Gegnern kein Sandkorn von Concession einzuräumen. Wegen dieses theologischen Eigensinnes gerieth Gomarus hart mit dem bremer Theologen Martinius zusammen, welcher keineswegs die Prädestination vertheidigte. Er stellte die These auf, daß Christi Verdienst nicht die Ursache dafür sei, daß gewisse Personen zur Seligkeit bestimmt worden, wol aber dafür, daß es überhaupt eine Erwählung gebe (causa eligibilitatis); Gomarus hatte dieselbe Ansicht, aber er wollte nicht, daß man sie aussprechen sollte, weil sie so den Arminianern einen Schlupfwinkel bieten könnte. Es wurden noch andere spitzfindige Debatten geführt, z. B. ob das von Gott beschlossene Verdienst Christi dem Rathschlusse der Gnadenwahl vorausgehe oder nachfolge. Als die Synodalen sich endlich dahin geeinigt hatten, daß die Wirkung des Verdienstes Christi nicht universal, sondern particular sei, d. h. nur für die speciell Erwählten Geltung habe oder ihnen zu Gute komme, eine Fraction aber das Amendement stellte, daß Christi Verdienst an sich für alle hinreichend sei, lehnte sich wiederum Gomarus mit mehren Anderen gegen dasselbe auf, weil die in ihm ausgesprochene These durch den von den Arminianern damit getriebenen Misbrauch zweideutig, folglich unbrauchbar

2) Dessen Epistolae XI. Pars I. p. 3. 3) Handbuch der theologischen Literatur. 2. Bd. (Leipzig 1840.) S. 547.

4) Ebenda.

geworden sei. Man wird aber dem Gomarus, dem deshalb auch die Majorität schließlich zustimmte, den Ruhm der Consequenz lassen müssen; er wollte und durfte, wenn er anders seine ganze Theologie nicht verwerfen sollte, keine Prädestination zulassen, vermöge deren die Gläubigen selig, die Ungläubigen verdammt werden, eben durch ihren Glauben resp. ihren Unglauben; eine solche Vorherbestimmung war ihm dann eben keine Vorherbestimmung mehr. Daher verwarfen er und seine Anhänger den Satz, daß Gottes gnädige Heilsabsichten sich auf alle Menschen beziehen und erst das Verhalten des Einzelnen deren schließliche Wirkung bestimme, obgleich beides in der heiligen Schrift ausdrücklich gelehrt wird. Kurz, die Synode verwarf den Universalismus der göttlichen Gnade und somit 1 Tim. 2, 4: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. Bei der Differenz über den Supralapsarismus und den Infralapsarismus, wovon dieser die mildere Seite ist, erklärte sich Gomarus, welcher fast immer für diejenigen Ansichten zu streiten schien, welche dem verständig populairen Bewußtsein am meisten in das Gesicht schlagen, für den ersteren und hielt ihn, obgleich in diesem Punkte fast von allen Anhängern verlassen, eine Zeit lang fest, bis er endlich nachgab. Indessen konnte er mit seiner Thätigkeit auf der Synode zufrieden sein, da sie die Ansichten der Arminianer entschieden verwarf.

Wir müssen auf diesen Punkt etwas näher eingehen, da man das dogmatische System des Gomarus und der Gomaristen sehr oft auch als das System des Supralapsarismus bezeichnet hat, d. h. als diejenige Lehre, vermöge deren schon vor dem Sündenfalle (dieser also mit einbegriffen) der Mensch von Gott zur Seligkeit oder zur Verdammniß bestimmt (prädestinirt) sei und zwar absolut, d. h. ohne irgend eine darauf von Seiten des Menschen, resp. seines Glaubens oder Unglaubens, einwirkende Bedingung. Der Arminianer oder Remonstrant Episcopius bezeichnet in seinen Institutiones [5]) den Gegensatz zwischen den Supralapsariern und Infralapsariern durch folgende Worte: „Duplex est eorum sententia, qui absolutam hujusmodi praedestinationis gratiam asserunt. Una est eorum, qui statuunt, decretum praedestinationis absolute a Deo ab aeterno factum esse ante omnem hominis aut condendi aut conditi aut lapsi (nedum resipiscentis et credentis) considerationem vel praevisionem. Hi supralapsarii vocantur [6]). Altera est eorum, qui praedestinationis istius objectum statuunt homines definite praescitos, creatos et lapsos. Definite, inquam, praescitos etc., ut a prima sententia distinguantur, quae statuit, objectum praedestinationis homines indefinite praescitos, seu (ut D. Gomarus loquitur) creabiles, labiles, reparabiles, salvabiles, hoc est, qui creari ac praedestinari poterant. Et hi sublapsarii (infralapsarii) vocantur. Discrepat posterior sententia a priore in eo tantum, quod prior praedestinationem praeordinet lapsui, posterior eam lapsui subordinet. Illa praeordinat eam lapsui, ne Deum insipientem faciat, i. e. lapsus auctorem."

5) Opera V, 5. 6) Hagenbach, Lehrbuch der Dogmengeschichte. 3. Aufl. 1853 rechnet zu den Supralapsariern namentlich die Gomaristen.

Im J. 1633 begab sich Gomarus von Gröningen nach Leyden, wo er als Commissionsmitglied an der Revision der Bibelübersetzung für Holland Theil nahm. Nach Gröningen zurückgekehrt, starb er hier am 11. Jan. 1641, sodaß er, wenn er noch 19 Tage länger gelebt hätte, ein Alter von 78 Jahren erreicht haben würde. — Er ist dreimal verheirathet gewesen, das erste und zweite Mal zu Frankfurt a. M., mit Anna Emerentia Musenhol und dann mit Maria l'Ermite, das dritte Mal zu Midelburg mit Anna Maria la Roye. Nur aus der zweiten Ehe hatte er Kinder, von welchen der einzige Sohn noch vor dem Vater starb, während die Töchter sich verheiratheten.

Von seinen Schriften sind zu notiren: Explicatio doctrinae orthodoxae de providentia divina. (Leyden 1597.) (Es ist dies wol die auch unter dem Titel: Tractatus theologici, nempe conciliatio doctrinae orthodoxae de providentia Dei vorkommende Schrift.) Examen controversiarum de genealogia Christi. (Gröningen 1631.) Erklärungen zu Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes. Analysis et explicatio epistolarum Pauli. Analysis et explicatio prophetiarum quarundarum Mosis de Christo. Analysis Hobadiae. Explicatio v. priorum capitum Apocalypseos. Disputationes theologicae, eine Art Dogmatik in 39 Loci. Anticosteri libri tres. Dissertatio de evangelio Matthaei, quanam lingua sit scriptum. De sabbato. Judicium de primo articulo Remonstrantium. De perseverantia S. Sacrae. Davidis lyra. Seine Opera theologica erschienen gesammelt in Folio zu Amsterdam nach B. Winer 1644 (nach Anderen 1645) und dann wieder 1664.

Zur Literatur über Franz Gomarus gehören außer den allgemeinen literarhistorischen, kirchen- und dogmengeschichtlichen, sowie dogmatischen Werken die Schriften über die Remonstranten (Arminianer) und Contraremonstranten (Gomaristen), über die Prädestination und den Sündenfall, hauptsächlich aber die Acten und Schriften über die Synode von Dortrecht, das Examen thesium Fr. Gomari de praedestinatione etc. von Jac. Arminius (Leyden 1643 und dann wieder 1645.) und die Vitae professorum Groningensium. (Gröningen 1654.) Tiefer eingehend als die gewöhnlichen Lexikalartikel ist der von Sudhoff in Herzog's Realencyklopädie 5. Bd. 1856. S. 231 fg. verfaßte Artikel „Gomarus." (*J. Hasemann.*)

GOMATRUD, erste Gemahlin des fränkischen Königs Dagobert I., war eine Schwester der Sichilda, der dritten Gemahlin Chlotar's II. und des Produlf oder Brunulf, eines fränkischen Großen, welchen Dagobert, weil er zu den entschiedensten Anhängern und Förderern seines Bruders Charibert gehörte, kurz nach dem Tode seines Vaters (628) ermorden ließ [1]). Nach Anderen soll Gomatrud nicht die Schwester der Sichilda, sondern der

1) *Fredegarii* Chron. c. 58.

Berthetrud, der zweiten Gemahlin Chlotar's II., gewesen sein, dieser Behauptung widersprechen aber die ältesten Quellen und da Berthetrud Dagobert's Mutter war, so wäre eine solche Misachtung des kanonischen Verbotes, der Mutter Schwester zu heirathen, nicht ungerügt geblieben. Dagobert nahm übrigens Gomatrud nicht aus Neigung zur Gemahlin, sondern nach dem Wunsche seines Vaters, welcher dadurch den Frieden in der Familie zu erhalten suchte. Die Vermählung wurde im J. 625 (nach anderer nicht richtiger Bestimmung im J. 626) zu Clippiacum (Clichy la Garenne bei Paris am rechten Ufer der Seine), wohin Dagobert an der Spitze seiner zahlreichen Leudes und in königlichem Aufzuge gekommen war, mit großer Pracht gefeiert, die Eintracht aber dadurch so wenig hergestellt, daß es schon am dritten Tage nach der Hochzeit zwischen Vater und Sohn zum Streite kam, da der letztere mit Entschiedenheit die rückständigen Bestandtheile seines Reiches forderte, denn der Vater hatte ihm bei der Ernennung zum Könige zwar das eigentliche Austrien zugetheilt, aber alle von den Vogesen und Ardennen westlich gelegenen Bezirke zu Neustrien gezogen. Es wurde ein Schiedsgericht ernannt, welches sich für das Begehren Dagobert's entschied und Chlotar mußte sich den Spruch gefallen lassen, söhnte sich aber durch die Vermittlung der anwesenden Großen mit seinem Sohne aus[2]). Als Dagobert nach dem Tode seines Vaters Beherrscher des ganzen fränkischen Reichs geworden war und die Versuche, ihm einzelne Theile desselben streitig zu machen, schnell unterdrückt hatte, ordnete er auch seine häuslichen Verhältnisse, die ihm nicht behaglich gewesen zu sein scheinen, nach seinem Wunsche und beschloß, nach dem Rathe der fränkischen Großen, sich von seiner ihm aufgedrungenen Gemahlin, entweder weil sie ihm zu alt und, wie die Chronisten angeben, unfruchtbar war[3]) oder weil er ihr wegen des an ihrem Bruder begangenen Mordes nicht traute, zu trennen. Er brachte sie deshalb im J. 628[4]) nach dem Hofgute Romiliacum bei Paris und ließ sich, wie Fredegar[5]) sagt, hier an derselben Stelle von ihr scheiden, wo er sie vormals geheirathet hatte, um Nantechild, eines ihrer Hofmädchen, zum Weibe zu nehmen und zur Königin zu machen. Da die Heirath zu Clichy und die Scheidung an demselben Orte statt fand, so ist also Romiliacum nicht, wie man gewöhnlich annimmt, das jetzt mit Paris vereinigte frühere Dorf Reuilly, sondern der Hof Le Roule bei Clichy[6]). Ueber die späteren Schicksale Gomatrud's, sowie über die Zeit ihres Todes findet sich nirgends eine Nachricht, wahrscheinlich starb sie auf dem Hofgute Romiliacum, welches ihr als Aufenthaltsort angewiesen wurde. *(Ph. H. Külb.)*

GOMBAULD (Jean Ogier de), geb. 1576 zu Saint Juste de Lussel, in der Nähe von Brouage, stammte aus einer angesehenen Familie, die sich zur Lehre der Calvinisten bekannte. Gombauld studirte in Bordeaux, hauptsächlich schöne Wissenschaften. Kurz vor seiner Ankunft in Paris war Heinrich IV. ermordet worden. Gombauld fand die Stadt in großer Unruhe und allgemeiner Bewegung. Daß er sich zur reformirten Kirche bekannte, scheint für ihn kein Hinderniß gewesen zu sein, sich auch unter denen, die anderer Glaubenspartei angehörten, Freunde zu erwerben, die jedes poetische Talent und so auch das seinige, das sich schon früh entwickelt hatte, zu schätzen wußten. Er wußte sich aber auch selbst bemerkbar zu machen. Einer seiner vertrautesten Freunde, sein nachheriger Biograph Conrart, sagt von ihm: „Il ne tarda pas à être connu et estimé.“ In besonderer Gunst wußte sich Gombauld bei der Regentin Maria von Medicis zu setzen, die während der Minderjährigkeit Ludwig's XIII. den Königsscepter führte. Sie soll ihm einen Gnadengehalt von 1200 Thlrn. verwilligt haben. Bei Hofe wie auf seinen öftern Reisen zeigte sich Gombauld in nicht geringem Glanze. Als jedoch die innern Unruhen und auswärtigen Kriege Frankreich zerrüttet hatten, ward die ihm verliehene Pension bis auf 800 Thaler ermäßigt. In einem seiner Briefe beklagt er sich, daß auch diese Summe ihm nicht pünktlich ausgezahlt würde. Eine mäßige Unterstützung verdankte er dem Kanzler Seguier. Gombauld gehörte zu den gebildeten jungen Männern, die sich wöchentlich zu wissenschaftlichen Unterhaltungen in der Wohnung seines Freundes Conrart versammelten. Aus diesem geselligen Vereine bildete sich später die französische Akademie, zu deren Stiftung Gombauld wesentlich beigetragen und zu einem der ersten Mitglieder jenes Instituts ernannt ward. Eine Auszeichnung mußte er darin erblicken, daß man ihm die Prüfung des zu dem Dictionnaire de l'Académie entworfenen Plans übertrug. Gombauld erreichte ein sehr hohes Alter. Er starb 1666 zu Paris im 90. Jahre.

Die Verdienste, die er sich um die Reinheit der französischen Sprache erwarb, waren größer als sein poetisches Talent. Einigen von ihm geschriebenen Trauerspielen und Tragicomödien: Les Danaïdes, Cidippe u. a. m. fehlt es besonders an einem raschen Gange der Handlung und mehren Situationen an eigentlichem Interesse. Mehr Beifall fand sein Schäferdrama Amarante (Paris 1625.), das auch auf der Bühne Glück machte. Gombauld galt als ein vorzüglicher Epigrammatist. Aber nur ein geringer Theil seiner Sinngedichte zeichnete sich durch Schärfe und Witz aus. Gombauld schrieb auch eine nicht unbeträchtliche Zahl von Sonetten. Unter seinen vermischten Gedichten, die unter dem Titel: Poésies de Mr. Gombauld zu Paris 1646 in einem Quartbande erschienen, haben mehre eine feine Wendung. Im Allgemeinen war jedoch sein poetisches Talent von keiner großen Bedeutung. Wie andere mittelmäßige Dichter

---

2) *Fredegar.* c. 53. Gesta Dagoberti c. 13. *Aimoini* Gest. Franc. l. IV. c. 12. Fredegar ist übrigens, was Gomatrud betrifft, die hauptsächlichste oder vielmehr die einzige Quelle, da die Verfasser der angeführten späteren Geschichtsbücher nur aus ihm schöpfen. 3) Gest. Franc. c. 22. *Aimoin.* Gest. Franc. l. IV. c. 19. Chroniques de St. Denis. l. V. c. 10. 4) Andere geben das Jahr 629 und sogar noch ein späteres (632 und 635) an; Fredegar bezeichnet aber (c. 58) ausdrücklich das Jahr 628 und auch die Verhältnisse sprechen für dasselbe. 5) Chron. c. 58. 6) *Le Beuf,* Histoire du Diocèse de Paris. (Paris 1754. 12.) Tom. III. p. 63 seq.

seiner Zeit traf auch ihn Boileau's satyrische Geißel in den Versen:

A peine dans Gombauld, Maynard et Malleville
En peut-on supporter deux ou trois entre mille.

Eine Auswahl seiner lyrischen Gedichte findet man in dem Werke: Les Poètes français depuis le douzième siècle jusqu'à Malherbe. (Paris 1824.) Tom. VI. p. 231—249 *). (*Heinrich Döring.*)

GOMBERT (Nicolaus), belgischer Musiker in der ersten Hälfte des 16. Jahrh., Kapellmeister Kaiser Karl's V. Ort und Tag seiner Geburt und seines Todes haben bis jetzt nicht näher ermittelt werden können. Fälschlich hat ihn Abbé Baini [1]) in das 15. Jahrh. zurückversetzt und ihn zu einem Vorgänger Josquin Desprez gemacht, dessen Schüler er vielmehr war, wie sich dies aus der noch vorhandenen Todtenklage (Deploration) auf jenen Meister, gedichtet von Gerard Avidius aus Nimwegen und in Musik gesetzt von Nic. Gombert klar ergibt. Letzterer lebte im J. 1556 noch, da Herm. Finck in seiner „Practica Musica" (Viteb. 1556.) von ihm als Zeitgenossen spricht und ihn den berühmtesten Musikmeistern seiner Zeit zurechnet. In der That zeichneten sich die Compositionen Gombert's durch Leichtigkeit und Reinheit in der Harmonie und Führung der verschiedenen Stimmen aus, sodaß er seinem Zeitgenossen Jean Mouton, dessen Kirchencompositionen so beliebt und gesucht waren, ehrenvollst zur Seite steht. Eine Reihe seiner Motetten und Vocalmessen findet sich in den von ihm herausgegebenen Sammlungen: Missa e Motetti à 3—6 voci. (Venise 1550—1564.) Die Bibliothek des Conservatoriums der Musik zu Paris enthält in einer reichen handschriftlichen Sammlung, der sogenannten Collection Eler, von Messen und Motetten des 16. Jahrh. viele Compositionen von Gombert außer den eben angegebenen gedruckten Suiten [2]). (*J. E. Volbeding.*)

GOMBERT (Thomas François Joseph), Architekt, geb. zu Lille den 5. Jan. 1725, gest. den 9. Oct. 1801 zu Roult, einem Dorfe im Departement Pas de Calais. Er studirte die Baukunst in den Jahren 1744 und fg. zu Paris unter Devigny, dem Baumeister des Königs. Nachdem er längere Jahre auf Reisen gewesen war, ward seine erste große Arbeit der Umbau des königlichen Münzgebäudes zu Lille, das seit 1685 gestanden hatte. Nachdem er den Neubau vieler herrschaftlicher Paläste, die sich durch ihre Anlagen im Großen und in den Details auszeichneten, geleitet hatte, überkam er im J. 1781 den Umbau des großen Jesuitencollegiums in Paris in ein Militairhospital; während dieses Umbaues, der zehn Jahre hinter einander dauerte, änderte sich der Plan und das prachtvoll restaurirte Gebäude ward eine Hauptzierde von Paris und dient jetzt als Hôtel de l'instruction publique. Als inspecteur des ponts et chaussées de provinces de Flandre et Artois machte er sich besonders dadurch hochverdient, daß er den Ueberschwemmungen des Lys, welche seit Jahrhunderten diesen Provinzen so gefährlich geworden waren, durch seine Umsicht und seine trefflichen Brückenbauten auf die Dauer Schranken setzte und noch immer im dankbaren Andenken der Bewohner von Artois fortlebt *). (*J. E. Volbeding.*)

GOMBERVILLE (Marie le Roi de), geb. 1599 zu Paris. Unter mehren Romanen und Gedichten erwarben ihm einige eine Art von Celebrität. Sein poetisches Talent hatte sich frühzeitig entwickelt. Schon in seinem 14. Jahre gab er eine Sammlung von 110 Quatrains zum Lobe des Alters heraus. Der Frühling pries in diesen Quatrains den Winter. Noch mehr Beifall fanden seine Sonette und darunter besonders zwei: Sur le Saint Sacrement und Sur la Solitude. Er führte selbst ein einsames Leben, völlig entfernt vom Geräusche der Welt. Als Mitglied der französischen Akademie starb er zu Paris am 11. Juni 1674 †). Sich selbst setzte er die charakteristische Grabschrift:

Les grands chargent leur sépulture
De cent éloges superflus.
Passant, en peu de mots voici mon aventure:
Ma naissance fut fort obscure,
Et ma mort l'est encore plus.

(*Heinrich Döring.*)

GOMBES, eine Stadt oder Ort in der alten Moesia superior. Vergl. Sickler, Alte Geographie. 1. Th. S. 474. (*Krause.*)

GOMBRON (Gamron oder Bender-Gamron), der frühere Name des heutigen Bender-Abassi, auf der Küste von Persien, an der Grenze von Laristan gegen Mogistan, der Insel Ormus gegenüber, auf welcher die Portugiesen bis 1622, wo sie vertrieben wurden, eine blühende Niederlassung hatten. Die Angaben über die Lage schwanken zwischen 26° 50′ 18″, 27° 9′, 27° 30′, 27° 13′ nördl. Br., die Länge wird auf 26° 25′ östl. von Greenwich angegeben. Die Gegend ist öde, dürr, wasserarm, die Luft von Mai bis October erstickend heiß. Die bessere Jahreszeit beginnt mit Ende October und erstreckt sich bis zum Monat Mai. Dies ist dann auch die Zeit, in welcher die Handelsleute daselbst ankommen, um Handel zu treiben. Hauptproduct ist die Dattel, außerdem gedeihen noch Granaten, Feigen, Citronen, Orangen, Quitten, Aepfel, Birnen, Mirobalanen, Reis. Daneben genießt man Eier, Hühner, Zucker, Scherbet, Arak, Rosenwasser. Die Bewohner bestehen aus Persern, Arabern und Juden. — Die Gegend ist von Erdbeben heimgesucht. (*H. E. Hössler.*)

*) Siehe außer dem eben erwähnten Werke: Eloge de G. par *Conrart* vor den Traités et Lettres de Gombauld, touchant la religion. (Amsterd. 1699. 12.) Olivet in der Histoire de l'Académie française (ibid. 1730) p. 73 seq. *La Madeleine*, Dictionnaire des Poètes français morts (Paris 1805.) p. 212. Bayle's Histor.-krit. Wörterbuch. 2. Th. S. 598 fg. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1062.

1) In s. Memorie storico-crit. della Vita e delle Opere di Giov. Pierluigi da Palestrina. 2) Näheres in dem Artikel über Nic. Gombert in der Biogr. générale. Tom. XXI. p. 142.

*) Man s. *Guyot de Fère*, Artikel über ihn in der Biographie générale. Tom. XXI. p. 142. 143.

†) Siehe *La Madeleine*, Dictionnaire des Poètes français morts (Paris 1805.) p. 212.

GOMENDRADI oder Dromendrari (José de), spanischer Dominikanermönch, zu Saragossa in Aragonien um das Jahr 1630 geboren, war Rector des Collegiums seines Ordens zu Saragossa und starb daselbst gegen das Ende des 17. Jahrh. Er galt bei seinen Zeitgenossen als ein sehr gelehrter Theolog und Historiker; gedruckt ist aber von seinen Schriften, deren er mehre im Manuscripte vollständig ausgearbeitet haben soll, nur die Geschichte des alten gräflichen Geschlechtes der Rocaberti (Arbol genealogico de la Casa de los Viscondes de Rocaberti, Condes de Peralada, Marques de Anglesola, su origen, succession, derechos y matrimonios reales; de algunos Reyes e Principes Antos, de cuya sangre descienden los Senores desta Familia; de su valor militar, puestos y servicios continuos por nueve siglos hechos a la Real Corona, sus Principes y catholicos Reyes. Genova 1676. F.), welche manche brauchbare Beiträge zur spanischen Geschichte, aber auch viele abgeschmackte Fabeln, besonders bei der Untersuchung des Ursprungs des von ihm verherrlichten Geschlechtes, enthält und jedenfalls zu den seltensten Büchern der spanischen Literatur gehört *).

(*Ph. H. Külb.*)

GOMENITZA, ein Flecken in Türkisch-Albanien, im Sandschak Delwino in einer großen Bucht am Kanal von Corfu nordwestlich von Parga mit einem kleinen Hafen, vor welchem die Insel Prasudhi unter 39° 30′ 15″ nördl. Br. und 17° 49′ 40″ östl. L. liegt.

(*H. E. Hössler.*)

GOMER wird in der Völkertafel (1 Mos. 10, 3) als Stammvater der drei Völker Aschkenas, Riphat und Togarma genannt, selbst aber als Sohn Japheth's bezeichnet. Da nach der ganzen Anlage dieses in genealogische Form gebrachten Völkerverzeichnisses unter Japheth die dem Verfasser nördlich gelegenen Völker, so viel ihm deren bekannt geworden, zusammengefaßt sind, so ist auch das unter Gomer zu verstehende Volk nördlich zu suchen. Dahin führt auch die Aufführung Gomer's neben Togarma in dem Heere Gog's bei Ezechiel (38, 6), welcher diesen Feind aus dem äußersten Norden kommen läßt. Sehr wahrscheinlich sind darunter die schon dem Homer bekannten *Κιμμέριοι*, *Κιμέριοι* oder *Κίμμεροι* zu verstehen (Odyss. 11, 14; cf. *Strab.* 1, 6, 61; 5, 244). Sie wohnten, so weit historische Nachrichten hinaufreichen, an der nördlichen Küste des schwarzen Meeres zwischen den Flüssen Ister Tyras (*Herod.* 4, 11) der Mäotis und auch wol weiter östlich in die Chersonesus taurica hinein, deren heutiger Name Krim nach dem arabischen قرم (kirim, Name des Volks) und بحر القرم (bachr al-kirim = mare Cimmerium), vergl. Abulfeda bei Schultens. im geograph. Inder zum Leben Saladin's unter d. W. Rumaeorum provinciae, durch eine Consonantenversetzung entstanden ist. Von diesem ihrem Wohnsitze aus, von welchem übrigens dem Verfasser der biblischen Völkertafel schwerlich mehr als die vage und dunkle Vorstellung des nördlich Gelegenseins, geschweige denn eine genaue Begrenzung vorschwebte, machten die Cimmerier frühzeitige Streifzüge nach Kleinasien, bis sie im 7. Jahrh. v. Chr. durch die über den Araxes heranziehenden Scythen in Masse vertrieben und nach Kleinasien gedrängt wurden, wo sie das lydische Reich verheerten, und nirgends lange festsitzend, an hundert Jahre lang umherstreiften (vergl. *Herod.* 1, 6. 15. 16. 103; 4, 1. 11. 12. *Strab.* 3, 149; 7, 293; 14, 647 seq. *Plutarch.* Vit. Marc. c. 11). Nachdem Andere, vielleicht schon Josephus, der Arch. I, 6, 1 sich so ausdrückt: *τοὺς μὲν γὰρ νῦν ὑφ' Ἑλλήνων Γαλάτας καλουμένους, Γομαρεῖς δὲ λεγομένους, Γόμαρος ἔκτισε*, die Cimbern und Cymry mit dem Namen in Verbindung gebracht haben, geht Knobel in der Ausdehnung des Namens wol am weitesten, wenn er Comm. zur Genesis p. 102 sagt: „Doch waren diese (Anwohner des schwarzen Meeres) nicht das ganze Volk, dessen Haupttheil vielmehr nach Ansicht mancher Alten schon vorher im hohen Norden Europa's wohnte. Hier finden sich die *Κίμβροι*, Cimbri, die bereits im Alterthume als dasselbe Volk mit den Kimmeriern galten. Der Name *Κίμβροι* wurde aus *Κίμμεροι* wie *Μαμβρῆ*, *Ἀμβρί*, *Ζαμβρί* aus מַמְרֵא, עָמְרִי, זִמְרִי und *μεσημβρία* aus *μεσημερία*. Die Cimbern von den Alten bald als Germanen, bald als Gallier bezeichnet, wohnten auf der jütischen Halbinsel, in Nordgermanien und Nordgallien, von wo sie sich nach dem südlichen Britannien verbreiteten. Die Bevölkerungen von Wales (Cumbria, Cambria im Mittelalter, Cymru bei den Einwohnern) in England und der Bretagne in Frankreich sind ihre Nachkommen; sie halten sich für Cimbern, haben Sagen von ihrer östlichen Herkunft, nennen sich Cumri oder Cymry und reden das Cymreg, welches nach Adelung aus germanischen und gallischen Elementen besteht, nach Anderen eine rein keltische Sprache ist. Nach dem Norden weisen auch alte jüdische Erklärer, welche Gomer bald nach גרמניה, גרמניא, Germania, bald nach אפריקי, אפריקא, *Ἀφρική*, Afrika, setzen und im letzteren Falle wol an die Vandalen denken, die anfänglich an der Ostsee wohnten und im 5. Jahrh. n. Chr. ein Reich in Afrika gründeten." Ohne die Möglichkeit dieser Combination, deren Wahrscheinlichkeit denn doch noch sicherer Beweise als des äußerlichen Namengleichklanges erfordern dürfte (Celtologen wenigstens geben dem Ausdrucke cymry und cymreg Etymologien, die entweder wie: „Bewohner einer hügel- und thalreichen Gegend" auf die Beschaffenheit von Wales hinweisen, oder wie „aborigines" vom Hauptbestandtheile bro des zusammengesetzten Cymro = das Land [Allo-*broges* nach dem Scholiast. z. Juvenal = alienigeni] der Erinnerung an eine östliche Abkunft widerstreiten würden), bestreiten zu wollen, muß doch entschieden daran festgehalten werden, daß in 1 Mos. 10 ebenso gut wie in Ezech. 38, 6, wo Knobel die engere Beschränkung auf die Cimmerier am schwarzen Meere für richtig hält, eine solche Aus-

---

*) *J. Echard* et *J. Quetif*, Scriptores ordinis praedicatorum. Tom. II. p. 335. Joh. Chr. Götze, Merkwürdigkeiten der Bibliothek zu Dresden. 1. Bd. S. 16.

dehnung bis nach dem Westen Europa's weit über den Gesichtskreis der hebräischen Anschauung hinausgeht, für welche Gomer ein nur aus Sagen dunkel gekanntes Volk des barbarischen Nordens bezeichnet. Das Herbeiziehen Germaniens bei jüdischen Erklärern hängt wol nur von ihrer Erklärung des Aschkenas, des Sohnes Gomer's, durch Teutschland ab. Die Uebersetzung des jerusalemischen Targums אפריקי auf die Vandalen Afrika's zu beziehen, hat nicht mehr für sich, als dabei an **Phryx, Phrygius** zu denken, denn das vorgeschlagene Aleph erklärt sich sehr einfach. Phrygien will darunter auch Bochart (Phaleg. III, 8) verstehen, der, fälschlich nach einer semitischen Etymologie suchend, das chaldäische גְּמַר consumsit, spec. igne, גּוּמְרָא carbo heranzieht und dann an Phrygien denkt, weil ein Theil desselben *κατακεκαυμένη* genannt werde. Ebenso wenig wahrscheinlich ist die Erklärung von Schultheß (Paradies S. 176) durch das bei *Ptolem.* 6, 11, 6 vorkommende *Χόμαροι*, welches ein Volk in Baktriana gegen Norden und den Oxus hin bezeichnet; desgleichen Wahl's (Altes und Neues Vorder- und Mittelasien S. 274) durch das armenische **Gamir**, welches Kappadocien bedeutet.

Gomer ist ferner der Name des unzüchtigen Weibes, von welchem Hosea 1, 3 in allegorischer Darstellung sagt, daß ihm Jahve befohlen, es zu heirathen, die dann in der Ehe ihren unzüchtigen Lebenswandel fortsetzen und aus außerehelicher Vermischung Kinder zeugen werde, um dadurch den Abfall der Gemeinde Israels von ihrem alleinigen Gotte und Ehegemahle symbolisch zu bezeichnen. Das nom. propr. erklärt Hieronymus noch dem Chaldäischen entsprechend durch consummata sc. in libidinibus. (*Haarbrücker.*)

GOMERA, eine der canarischen Inseln südöstlich von Palma, südwestlich von Teneriffa. Ihr Flächeninhalt beträgt 8 □Meilen, die Zahl der Einwohner gegen 12,000 in 8 Pueblos. Die Küste der sehr gebirgigen Insel ist steil und zerrissen, der Boden auf den Höhen bewaldet, in den angenehmen Thälern gut bewässert und fruchtbar. An Thieren findet man daselbst viel Rindvieh, Schafe, Maulesel, Hasen, Geflügel. Man baut Getreide, Wein, Zuckerrohr, Baumwolle und Orseille und gewinnt mancherlei Früchte, Honig, Seide und Käse. Die Hauptstadt San Sebastian (28° 5′ 40″ nördl. Br., 19° 32′ westl. L.) hat einen guten Hafen und 2000 Einwohner. (*H. E. Hössler.*)

GOMERA (Francisco Lopez de), spanischer Geschichtsschreiber, geb. im J. 1510 auf Gomera, einer der kleineren Inseln des unter spanischer Oberhoheit stehenden canarischen Archipels [1]), gest. um das Jahr 1560. Sehr jung kam er nach Sevilla und die zahlreichen Bildungsmittel, welche diese Stadt in ihrem Schooße pflegte, machten es seinen Aeltern leicht, ihm eine ausgezeichnete Erziehung zu geben und ihn statt der militairischen Laufbahn, die sie ihm zugedacht hatten, die des Geistlichen und Gelehrten, die seiner Neigung zusagte, einschlagen zu lassen. Er absolvirte seine philosophischen, philologischen und theologischen Studien auf der Universität Alcala, wo er neben dem Grade eines Doctors auch die Priesterweihe erhielt. Mehre Jahre hindurch bekleidete er die Professur der Rhetorik an der Universität Alcala und trieb mit besonderem Eifer das gründliche Studium der Geschichte seines Vaterlandes. Die ruhmvolle Gegenwart, welche dieses durch die Entdeckung Amerika's, einer „neuen Welt," über die übrigen Länder und Staaten Europa's erhob, erfüllte ihn mit dem Wunsche, durch eine vollständige Geschichte der Eroberung Westindiens sich ein damals fast noch ganz offen stehendes Verdienst zu erwerben. Sein priesterlicher Charakter machte es ihm leicht, Zutritt in die große spanische Missionsgesellschaft, die sich für den Zweck der Bekehrung der heidnischen Westindianer gebildet hatte, zu erhalten und von ihr zum Missionar nach Amerika gewählt zu werden. Er ging dahin ab und betheiligte sich vier Jahre lang eifrig und erfolgreich an der Christianisirung der heidnischen Indianer der neuen Welt, sammelte aber auch gleichzeitig mit unverdrossenem Fleiße Materialien zur Geschichte der Länder und Reiche jenseits des Oceans, welche als Provinzen seinem europäischen Vaterlande zugefallen waren und deren nähere Kenntniß ein Gegenstand der Wißbegierde für ganz Europa geworden war. Nach Spanien zurückgekehrt verarbeitete Gomera seine zusammengebrachten Materialien zu dem ersten umfänglicheren Geschichtswerke über die „neue Welt," welches unter dem Titel: „Historia general de las Indias con la conquista del Mexico y de la Nueva-España" im J. 1553 zu Medina in Fol. erschien, schon zwei Jahre darauf in neuer Auflage zu Antwerpen in Fol.; durch Uebersetzungen in das Italienische (von Agostino Cravalia Rom 1565. 4. und Lucio Mauro Venedig 1566. 8.) und Französische (von Martin Fumée Paris 1606. 8.) ward es schnell in Umlauf gesetzt. Die Geschichte geht bis in das Jahr 1551 und ist in einem reinen und blühenden Style geschrieben, der, was so wenige Geschichtswerke der damaligen Zeit leisteten, die Lectüre selbst zu einem Genusse machte. Aber diese Empfehlung nach einer Seite hin ward, wie man freilich erst später inne ward, durch den Umstand paralysirt, daß Gomera seine geschichtlichen Unterlagen zu eigenmächtig sich zurecht gelegt und seinen

---

1) Die Entschiedenheit, mit welcher Alfr. de Lacaze in seinem Gomera betreffenden Artikel der Biogr. générale Tom. XXI. p. 147 den colonial-insularischen Geburtsort des Franc. Lopez angibt, muß doch wol als historisch sicher gegen die Angabe von Sevilla, als seiner Vaterstadt, gelten, welche Bocous in der Biogr. universelle Tom. XVII p. 126 annimmt. Der Vater Gomera's gehörte einer der zahlreichen spanischen Familien „Lopez" an, die mit dem Wohnsitze in Sevilla zu den angeseheneren dieser Verzweigung gehörte; wahrscheinlich bekleidete er auf den canarischen Inseln einen höheren Verwaltungsposten, dessen ehrenvolle Führung es ihm erwünscht machte, daß späterhin sein Sohn seinem allgemeiner verbreiteten Familiennamen die nähere Bestimmung der Insel beifügte, auf der er geboren ward. Daher durfte denn auch in der Biogr. générale die Richtigkeit der Schreibung Gomera festgehalten werden gegen die weniger richtige Gom*a*ra, welcher die Biogr. universelle folgt, mehr noch gegen die durchaus falsche Gom*o*ra, welche sich bei dem spanischen Literarhistoriker Nic. Antonio in s. Biblioth. hisp. nova Tom. III. p. 427 findet.

eigenen romantischen Erfindungen zu vielen Spielraum gelassen hatte [2]); spätere Historiker sahen sich genöthigt, die nüchterne Wahrheit wieder in ihre Rechte einzusetzen und Gomera's Phantasiegebilde zu zerstören. Dies geschah besonders durch Alonzo Ramon in der von ihm zu Madrid 1632 herausgegebenen Geschichte der Eroberung Neu-Spaniens nach dem Berichte eines Augenzeugen (Castillo's); noch weiter ging der Geschichtsschreiber Bernardo Diaz; er legte es förmlich darauf an, Gomera zu widerlegen [3]); am schlagendsten stellte zuletzt Solis in seinem Geschichtswerke über denselben Gegenstand vom Jahre 1684 Gomera's Unzuverlässigkeit in das Licht. — Auch die „Descripcion y traza de todas las Indias“ (Anvers 1553. 8.) wird von Vielen dem Gomera beigelegt, nach Anderen kämen nur die umfänglichen und inhaltreichen Anmerkungen, welche den Text dieser geographischen Schrift erläutern, auf seine Rechnung. — In Bibliotheken von Madrid und Sevilla finden sich noch umfänglichere handschriftliche Werke von Gomera — z. B. Los Annales del emperador Carlos V. u. a. — die vielleicht noch nicht genug ausgebeutet sind. (*J. E. Volbeding.*)

GOMERSAL †) (Robert), Theolog und Dichter, geb. zu London im J. 1600, gest. 1646. Er vollendete seine Fachstudien auf der Universität zu Oxford als Mitglied des bevorzugten Christcollegiums daselbst, ward zum Baccalaureus der Theologie promovirt und stand als ausgezeichneter Prediger in der größten Achtung. Später erhielt er die Pfarr- oder Rectorstelle zu Thorncombe in der Grafschaft Devonshire, welche er bis zu seinem frühzeitigen Tode verwaltete. Seine gedruckten Predigten gehörten zu den gelesensten ihrer Zeit und erschienen einzeln und in Sammlungen (z. B. die über 1 Petr. 2, 13—16. Lond. 1634.) in wiederholten Auflagen. Als Dichter zeichnete er sich durch die Tragödie: Ludovick Sforza, duke of Milan (Lond. 1632. 12.) und durch: The Levite's Revenge; meditations on 19 — 20 chapters of Judges aus. Sie wurden wegen der trefflichen in ihnen herrschenden Sprache allgemein bewundert und wiederholt (Lond. 1633, 1638 rc.) gedruckt und haben ihrem Verfasser ehrenvolle Erwähnung in der englischen Biographia dramatica erwirkt.

(*J. E. Volbeding.*)

*) GOMES (André), portugiesischer Jesuit, im J. 1574 zu Coimbra geboren, trat in seinem 15. Jahre in

2) De Lacaze sagt a. a. O.: „Cette histoire est écrite dans un excellent style; mais les faits qu'elle contient, appartiennent plutôt à un ingénieux romancier qu'à un historien sérieux. Alonzo Ramon, Bernardo Diaz et Solis sont venus détruire, par leurs récits historiques, les intéressantes inventions de Gomera.“ 3) Er fiel dabei fast in das andere Extrem. Es heißt in der Biogr. universelle a. a. O.: „Diaz, tout en triomphant de son émule, tombe dans un excès que Gomera n'a su éviter que par un excès opposé. Celui-ci, croyant garder une impartialité scrupuleuse, donne souvent aux conquérants de l'Amérique des torts qu'ils n'ont pas; et l'autre, n'écoutant que son patriotisme, leur prodigue des éloges, lors même que leur conduite est inexcusable.“

†) In Jöcher's Gelehrtenlexikon 2. Bd. S. 1063 ist sein Name „Gomershall“ geschrieben.

*) Vergl. Gomez.

den Jesuitenorden. Er lehrte nach der Beendigung seiner Studien längere Zeit die Philosophie und Theologie und erwarb sich insbesondere als Erklärer der heiligen Schrift einen bedeutenden Ruf, auch galt er als einer der vorzüglichsten Kanzelredner seiner Zeit und wurde deshalb von dem Könige João IV als Hofprediger nach Lissabon berufen, wo er am 24. Oct. 1649 starb. Nur zwei seiner Predigten sind gedruckt und die einzigen Ausgaben derselben (Sermão que fez no Acto da fé que se celebron em Lisboa em 28 de Novembro de 1621. Lisaboa 1621. 4. und Sermão pregado nas sumptuosas exequias que as Excellentissimo Senhor D. Theodossio II. Duque de Bragança fez o Prior mor da Ordem de Santiago D. Diego Lobo no convento Real da mesma Ordem em Palmella. Lisboa 1631. 4.) gehören jetzt zu den Seltenheiten. Die Existenz eines anderen ihm zugeschriebenen Buches (Relação das festas, que a Provincia de Portugal fez nas canonisações de Sancto Jgnacio de Loyola e S. Francisco Xavier. Lisboa 1623. 8.) ist sogar mehr als zweifelhaft, da ein Bibliograph dem andern den Titel nachschreibt, ohne das Buch gesehen zu haben und die Angabe wahrscheinlich nur auf der Verwechselung mit einem anderen, gewöhnlich Jorge Cabral zugeschriebenen Werke ähnlichen Inhalts beruht. — Ein anderer André Gomes, welcher ebenfalls dem Jesuitenorden angehörte, geb. im J. 1623 zu Landroal in der Provinz Alentejo, ging im J. 1670 nach China und wirkte dort längere Zeit und mit großem Eifer als Missionar. Er schrieb eine Biographie des zweiten katholischen Patriarchen von Habessinien, Affonso Mendes, welche sich noch handschriftlich in mehren Bibliotheken Portugals befindet, aber leider bis jetzt nicht gedruckt wurde. Das Jahr seines Todes ist unbekannt *). (*Ph. H. Külb.*)

GOMES (Bernardino Antonio), vielfach verdienter und glücklicher Arzt, geb. im J. 1769 in dem Dorfe Arcos in der portugiesischen Provinz Minho, gest. zu Lissabon den 13. Jan. 1823. Sein Vater, ebenfalls ein geschickter und gesuchter Arzt, ließ ihn, in seiner eigenen Schule und Praxis trefflich vorbereitet, seine abschließenden medicinischen Studien auf der Universität zu Coimbra machen, wo er im J. 1793 ehrenvollst zum Doctor promovirte und von da als praktischer Arzt sich in Lissabon niederließ. Im J. 1797 nahm er eine Bedienstung als Schiffsarzt an und ging nach Brasilien, wo er sich vorzugsweise mit dem Studium der Botanik beschäftigte. Schon von dort aus machte er sich durch gründliche Untersuchungen und Experimente über und mit Arzneipflanzen, deren Wirkungen in der medicinischen Praxis noch nicht genug festgestellt waren, z. B. die Ipecacuanha, die Framboesia rc. vortheilhaft bekannt; nach seiner Rückkehr nach Portugal führte er seine Untersuchungen, unterstützt dabei von dem Professor der Bo-

*) *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Tom. I. p. 340. Tom. IV. p. 279. *Dav. Clement*, Bibliothèque curieuse historique et critique. Tom. IX. p. 222. *Fr. da Silva*, Diccionario bibliographico portuguez. Tom. I. p. 62.

tanik Brotero zu Coimbra, weiter fort, machte sie für die medicinische Praxis, auch außerhalb seines Vaterlandes, dienstbar und sein Ruf als praktischer Arzt stand bald so fest, daß er im J. 1801 zur Bekämpfung einer gefährlichen Epidemie in der portugiesischen Flotte auf der Rhede vor Gibraltar von der Regierung auserfehen ward. Er rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen vollkommen und bekämpfte den Typhus, der eine Art von Cholera gewesen zu sein scheint, namentlich durch kaltes Wasser mit bestem Erfolge. Bereits im J. 1805 ward er als Arzt des königlichen Hauses vor anderen Standesgenossen ausgezeichnet und seine gleichzeitigen chemischen Studien führten ihm namentlich durch die Gewinnung des Chinins, worin er mit dem englischen Chemiker Duncan rivalisirte, neuen Ruhm zu. Er machte bei Gelegenheit eines gefährlichen epidemischen Fiebers auf der portugiesischen Flotte von seinen Entdeckungen im J. 1810 einen so erfolgreichen Gebrauch, daß er mehr als 500 Menschen das Leben rettete. Ihm verdankte Portugal für sich und seine überseeischen Provinzen die Einführung der Vaccination, hinsichtlich welcher er die Vorurtheile, die ihr bis dahin entgegengestanden hatten, siegreich bekämpfte. Im J. 1817 überkam er die Direction des Hospitals San-Lazaro und er flocht ein neues Blatt in den Kranz seiner ärztlichen Verdienste, indem er seine Aufmerksamkeit und Thatkraft der schrecklichen Krankheit der Elephantiasis zuwendete, welche durch die Sorglosigkeit der Regierung in erschreckender Progression sich über Portugal verbreitet hatte. In demselben Jahre erhielt er den ehrenvollen Auftrag, von Livorno aus die österreichische Prinzessin Leopoldine als Leibarzt nach Brasilien zu begleiten. Sofort nach seiner Rückkehr nahm er seine ärztlichen Studien über die Elephantiasis und die Hautkrankheiten überhaupt wieder auf und erlangte auch auf diesem Gebiete Erfolge, die ihn weit über die Grenzen seines Vaterlandes bekannt machten. Seine Verdienste hatten ihm längst die Pforten der lissaboner Akademie der Wissenschaften geöffnet, die in ihm eines ihrer verdientesten Mitglieder ehrte; auch andere gelehrte Gesellschaften wußten seine Mitgliedschaft zu schätzen. Nur sein häusliches Leben war ein unglückliches. Er war im J. 1821 genöthigt, seine Gattin in das Kloster der heiligen Anna einsperren zu lassen. Die üblen Nachreden, welche ihm dieser äußerste Schritt erweckte, nagten an seinem Leben und scheinen es verkürzt zu haben. Unter seinen zahlreichen, portugiesisch abgefaßten Schriften sei wenigstens derer, die auch durch Uebersetzungen einen weiteren Wirkungskreis gewannen, hier gedacht: Mémoire sur l'ipécacuanha gris du Brésil. (Lisb. 1801. 8.) — Méthode de traiter le typhus ou les fièvres malignes contagieuses par l'affusion de l'eau froide. (Lisb. 1806. 12.) Diese Heilmethode hatte der englische Arzt James Currie angebracht, an welchen sich hier eine anziehende Zuschrift befindet. — Essai dermosographique ou description des maladies cutanées, d'après les principes et les observations des docteurs Willan et Bateman etc. (Lisb. 1820. 8.) Mémoire sur les moyens de diminuer l'éléphantiasis en Portugal et de perfectionner la connaissance et la guérison des maladies cutanées etc. (Lisb. 1821. 8.) Einen Auszug daraus bildet die: Lettre aux médecins portugais sur l'éléphantiasis. (Lisb. 1821. 8.) Gegen die Elephantiasis verwendete Gomes vorzugsweise die kochsalzsaure Kalkerde. (*J. E. Volbeding.*)

GOMES (Estevam [Stephan]), Seefahrer, ein geborener Portugiese, späterhin lange Zeit im Dienste der spanischen Krone. Der ersten Hälfte des 16. Jahrh. angehörig, hätte er sich vielleicht zu dem Range der ausgezeichneten und bewunderten Seehelden erheben können, welche zu jener Zeit Spanien und Portugal durch ganz Europa so berühmt machten, wenn ihm das Glück günstiger gewesen wäre, da es ihm weder an Wissen und Erfahrung, noch an Muth und Entschlossenheit fehlte. Allein er sah sich meist in untergeordnete Verhältnisse versetzt, oder er machte sich durch unersättliche Habsucht der Gunst seiner Regierung verlustig. Er hatte sich in wiederholten und langen Seereisen versucht und seinem Namen in der portugiesischen Flotte Achtung erworben, als er seine Verdienste nicht gebührend in seinem Vaterlande anerkannt wähnte und seine Carrière zu langsam fand. Er wendete sich deshalb nach Spanien und war nahe daran, von Kaiser Karl V. das Commando einer Flotille zu erhalten, welche den Handel mit den molukkischen Inseln emporbringen und zugleich auf neue Entdeckungen ausgehen sollte. Da trat das größere Project Magellan's, einen neuen Weg von Westen nach den Molukken aufzufinden, allen übrigen Seeunternehmungen hindernd in den Weg und Gomes mußte sich mit einer ziemlich untergeordneten Rolle bei dieser großen Expedition begnügen, mit dem Posten eines Steuermannes auf dem zu Magellan's Escadre gehörenden Schiffe San Antonio, das unter dem Commando des Don Juan de Cartagena stand. Magellan ging im September 1519 mit seiner Flotte in See. Man kann sich denken, daß Gomes nicht zu den willigsten und ergebensten Untergebenen Magellan's gehörte und wird sich nicht wundern, ihn bei Emeuten, an denen es bei der Expedition seines strengen Oberadmirals nicht fehlte, betheiligt zu finden; er wußte den Commandeur seines Schiffes immer gegen Magellan und seine Maßregeln aufzuhetzen und als der Oberadmiral bei einem solchen Falle rücksichtslos durchgriff und die Theilnehmer eines solchen Complots durch Hinrichtungen und Aussetzungen strafte, hatte es der ebenfalls gravirte Gomes nur seiner Geschicklichkeit und Unentbehrlichkeit zu verdanken, daß er mit Strafe verschont blieb. Doch konnte dadurch seine Anhänglichkeit an Magellan nicht vermehrt werden, er dachte vielmehr je länger desto angelegentlicher daran, sich seinem energischen Commando bei günstiger Gelegenheit zu entziehen. Diese bot sich dar, als Magellan den Commandeur des San Antonio auf Zeit den Befehl ertheilte, einen Theil des Oceans, der ihm näher bezeichnet war, genauer zu untersuchen. Kaum war Antonio in seinem isolirten Fahrwasser, als Gomes seinen Empörungsplan zur Ausführung brachte. Der Commandant des Schiffes ward in Fesseln gelegt; Gomes stand an der Spitze der ganzen Umwälzung und

machte sich mit dem Antonio flugs auf den Heimweg nach Spanien, wo er gegen Ende des Monats März 1521 wieder eintraf. Es muß Gomes nicht an mächtigen Gönnern gefehlt haben; denn seine und der übrigen Officiere Desertion ward nicht sofort nach der vollen Strenge der Gesetze, sondern nur mit leichter Gefängnißhaft geahndet und die Hauptuntersuchung bis zur Rückkehr Magellan's vertagt, die bekanntlich nicht erfolgte, da dieser auf seiner Expedition umkam. Der Proceß gegen die Officiere und die Mannschaft des San Antonio ward niedergeschlagen; Gomes erhielt im J. 1524 eine ehrenvolle Anstellung bei der in Badajoz tagenden, aus Spaniern und Portugiesen bestehenden Commission, welche die Demarcationslinien zwischen den Seebesitzungen dieser beiden Mächte festsetzen sollte. Aber dieser ruhige Posten sagte der Unruhe und der Ruhmsucht des Gomes nicht zu. Er ging den Kaiser abermals um das selbstständige Commando eines Schiffes an, mit dem er Entdeckungen zu machen oder sonst Spanien Dienste zu leisten hoffen dürfe. Dieses Mal erreichte er seine Absicht. Gomes stach thatendürstig in See und hatte besonders den so sehr gewünschten Weg nach den Molukken von Westen aus im Auge, ohne jedoch dies Ziel zu erreichen. Gegen Ende des Jahres 1525 kehrte er nach Spanien zurück. Durch den Umstand, daß er auf der Heimreise von den Inseln und Länderküsten, die er berührte, so viele Eingeborene raubte, als deren sein Schiff nur zu fassen vermochte und sie unterwegs in Spanien und nach anderwärts hin als Sklaven verkaufte, fiel er bei dem Kaiser, der von solchem völkerwiderrechtlichen Gebahren mit Recht für seinen Namen Unglimpf fürchtete, in völlige Ungnade. Gomes verschwindet aus der Geschichte, obgleich sein Name längere Zeit noch in den Seekarten jener Zeit sich erhielt, in welchen die von ihm besuchten Länderstriche und Inselgruppen Westindiens, zum Theil höher nach Norden (bis zum heutigen Connecticut und Rhode-Island) hinauf, als durch andere Seefahrer jener Zeit mit: Tierras y Esteban Gomez bezeichnet wurden *).

(*J. E. Volbeding.*)

GOMES, 1) Francisco, portugiesischer Jesuit, geboren zu Lissabon im J. 1661, trat sehr früh in den Jesuitenorden und lehrte nach der Beendigung seiner Studien in dem Collegium seiner Vaterstadt längere Zeit die Philosophie, die Exegese und die polemische Theologie. Später war er Superior verschiedener Collegien seines Ordens und Stellvertreter des Jesuitengenerals in Portugal. Er starb zu Rom im J. 1741. Gomes galt auch bei seinen Zeitgenossen als ein vorzüglicher Kanzelredner, von seinen Reden ist aber nur eine einzige (Sermão do Jubileo das quarenta horas, pregado na Santa Igreja Patriarchal. Lisboa 1723. 4.) gedruckt [1]).

2) Francisco Gomes de Amorim, portugiesischer Dichter, geb. am 13. Aug. 1827 zu Avelomar, einem Flecken in der Provinz Minho, brachte seine Jugend in Brasilien, wohin er durch die Verhältnisse seiner Aeltern schon in seinem zehnten Jahre kam, zu und kehrte im J. 1846 nach seinem Vaterlande zurück, wo er als Untersecretair bei dem Generalzahlamte des Marineministeriums mit dem Range eines Flottelieutenants angestellt und von der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Lissabon als correspondirendes Mitglied aufgenommen wurde. Seine kleineren Gedichte, welche zuerst in verschiedenen Zeitschriften erschienen und worauf sich sein Dichterruhm gründet, sind unter dem Titel: Cantos matutinos (Lisboa 1858. 8.) gesammelt und durch die Frische und Fülle der Gedanken und die Schönheit der Sprache zu einer beliebten Lectüre geworden. Mit gleich großem Erfolge versuchte er sich als dramatischer Dichter und sein erstes Schauspiel (Ghigi, drama original em cinco actos. Lisboa 1852. 8.) wurde mit ungewöhnlichem Beifall aufgenommen, welcher auch seinen übrigen noch nicht gedruckten Dramen: A Viuva, Lustspiel (1852); O Casamento e a mortalha, Lustspiel (1853); Odio de raça, Schauspiel (1854); O Cedro vermelho, Schauspiel (1856); O Melodrama dos Melodramas, Carnevalsposse (1857); A Escravatura branca, Lustspiel (1858); A Comedia de vida, Lustspiel; O Corsario, Drama, und D. Sancho II., Schauspiel, fortwährend auf den Bühnen Portugals und Brasiliens zu Theil wird [2]).

3) Francisco Gomes de Avellar, portugiesischer Bischof und Staatsmann, geb. am 17. Jan. 1739 zu Alhandra im Sprengel von Lissabon, war der Sohn sehr armer Aeltern und kam in seinem 14. Jahre zu einem Oheim, welcher zwar nur die bescheidene Stellung eines Vicars einnahm, aber so große Sorgfalt auf die Ausbildung seines talentvollen Zöglings wandte, daß dieser sich unter seinen Mitschülern rühmlichst auszeichnete und deshalb von dem Cardinal Pacca, als dessen Nunciatur zu Lissabon ihr Ende erreicht hatte, mit sich nach Rom nahm, wo er bei dem Papste Pius VI. eine sehr wohlwollende Aufnahme fand. Durch die Vermittelung desselben wurde er von der Königin Donna Maria I. zum Bischof von Algarve ernannt und erhielt seine Weihe am 20. April 1789. In diesem wenig besuchten Theile Portugals wählte er sich als Hauptziel seiner Thätigkeit die Verbesserung der landwirthschaftlichen Verhältnisse und insbesondere der Cultur der Olive und der Feige, eines der bedeutendsten Erwerbsmittel der Bewohner dieses fruchtbaren, aber vernachlässigten Winkels Portugals. Während der französischen Invasion bewies er so große Umsicht und Entschiedenheit, daß ihm nach der Unabhängigkeitserklärung von dem Regenten die fast unumschränkte Verwaltung der Provinz Algarve übertragen wurde, welche er auch mit dem Titel eines Statthalters und Generalcapitains bis zu seinem Tode behielt. Er

*) Die beiden Artikel über Estevan Gomez in der Biographie générale (Tom. XXI. p. 155—157) und universelle (Tom. XVII. p. 150. 151) haben nur den Schein größerer Ausführlichkeit als die hier eingerückte Mittheilung, indem sie überwiegend Vieles, was sich mehr auf Magellan bezieht, eingewebt haben.

1) *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus. Tom. IV. p. 279.

2) *Inn. Franc. da Silva*, Diccionario bibliographico portuguez. Tom. II. p. 385.

starb am 15. Dec. 1816 zu Faro, seinem Bischofssitze. Unter seinen Schriften nimmt die erst nach seinem Tode gedruckte treffliche, auf die Belehrung der Landleute berechnete und leicht verständliche Anleitung zum Pfropfen des Oelbaums (Instrucção para a enxertia dos zambujeiros. Lisboa 1819. 8.) die erste Stelle ein. Seine übrigen Schriften (Compendio da vida de S. Vicente martyr, patrono especial do bispado do Algarve. Lisboa 1795. 4. Sermão das exequias da senhora Rainha D. Maria I., pregado na Sé de Faro. Lisboa 1816. 4. Plano para dar systema regular ao moderno espirito philosophico ou instrucções anecdoticas de um livre pensador; traduzido do italiano. Lisboa 1784. 8.) zeichnen sich durch einen guten Styl und schöne Sprache aus [3]).

4) Francisco Gomes Barbosa, ein Portugiese von Lissabon, über dessen Lebensverhältnisse man Nichts weiter weiß, als daß er im Dienste des portugiesischen Geschäftsträgers Tristan de Mendoça Furtado bei den Generalstaaten stand und zu Amsterdam wohnte. Seine Gedächtnißrede bei der Krönung des Königs João IV. von Portugal (Panegyrico em a coração de Sua Magesdade o serenissimo senhor D. João IV., Rei de Portugal. Amsterdam 1641. 4. Lisboa 1641. 4.) ist sehr selten geworden [4]).

5) Francisco Gomes Brandão Montezuma, ein brasilianischer Rechtsgelehrter von Bahia, dessen Lebensverhältnisse nicht näher bekannt sind und von welchem wir eine werthvolle, aber sehr seltene Schrift über die Revolution der Provinz Bahia (Memoria politica e historica da revolução da provincia da Bahia, principiada a 25 de Junho de 1822 na muito patriotica villa da Cochoeira. Rio de Janeiro 1822. 4.) besitzen [5]).

6) Francisco Gomes da Fonseca, ein portugiesischer Geistlicher, über dessen Geburtsort und Leben wir nichts Näheres wissen. Er übersetzte die Hymnen des Breviers in portugiesische Verse und gab das Machwerk unter dem Titel: Hymnodia Lusitana, ou os hymnos traduzidos em poema portuguez concernente ao texto e metro latino adjunto, segundo a serie do Breviario Romano (Lisboa 1786. 4.) heraus. Die Verse können keineswegs als musterhaft betrachtet werden, die beigefügten Anmerkungen über die Zeit der Entstehung und die Verfasser der Hymnen sind aber nicht ohne Werth.

7) Francisco Gomes de Sequeira, ein portugiesischer Geistlicher, am 15. Sept. 1687 in dem Kirchspiele Sancta Maria de Achete im Bezirke von Santarem geboren, verstand die hebräische, griechische, italienische und französische Sprache, war aber nicht im Stande, seine eigene fehlerfrei und elegant zu schreiben, wie seine dem Inhalte nach nicht zu verachtende Vida do P. Antonio de Almeida Villa-nova, chamado vulgarmente o Padre dos terços, reformador que foi de rezar em voz alta o terço de Nossa Senhora em as igregas, oratorios e casas particulares (Lisboa 1735. 8.) zur Genüge beweist. Eine ohne Namen des Verfassers erschienene, aber dem Sprachlehrer Luis Moreira de Meirelles angehörende gute Anleitung zum Uebersetzen aus dem Lateinischen ins Portugiesische (Opusculo breve, que contein um methodo facil para converter a lingua latina no idioma portuguez, exposto á publica utilidade dos estudantes. Lisboa 1731. 8.) wird ihm mit Unrecht zugeschrieben. Das Jahr seines Todes ist unbekannt.

8) Francisco Gomes da Silva, portugiesischer Staatsmann, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zu Lissabon geboren, war in den Diensten des Kaisers Don Pedro I. von Brasilien als Staatssecretair und Rath thätig und begleitete seinen Herrn, dem er auch im Misgeschicke ein treuer Diener und Freund blieb, zurück nach Europa. Er starb zu Lissabon im J. 1853. Seine kleine Schrift über die brasilianischen Zustände (Memorias offerecidas á nação brasileira. Londres 1831. 8.) hat geschichtlichen Werth. (*Ph. H. Külb.*)

GOMES (Francisco Agostinho), Botaniker, geb. zu Bahia in Brasilien den 4. Juli 1769, gest. daselbst den 19. Febr. 1842. In Lissabon wissenschaftlich ausgebildet, namentlich im Fache der Naturwissenschaften, leistete die reiche brasilianische Flora seinen weitergehenden botanischen Studien, die er, aus Europa in seine Heimath zurückgekehrt, eifrigst fortsetzte, mächtigen Vorschub. Durch sein Verdienst ward der königliche botanische Garten in Lissabon mit den seltesten brasilianischen Pflanzen bereichert, die sich von diesem gemeinschaftlichen Heerde aus durch Europa verbreiteten. Gomes war ein Mann von der edelsten patriotischen Gesinnung. Fast bis zur Erschöpfung opferte er sein Vermögen jungen Leuten, die er zu ihrer wissenschaftlichen Ausbildung nach Europa sendete; sein Werk war die Begründung einer öffentlichen Bibliothek zu Bahia und mehrer wissenschaftlichen Blätter, die er redigirte und mit werthvollen Beiträgen ausstattete. Das Vertrauen seiner Mitbürger hatte ihn auch zum Beisitzer des constituirenden und gesetzgebenden Congresses zu Rio Janeiro berufen; seine Bescheidenheit und seine durch wissenschaftliche Studien in Anspruch genommene Zeit hielt ihn ab, seinen Sitz in dem Congresse einzunehmen. Doch war er diesem durch werthvolle Aufsätze, die er ihm unterbreitete, förderlich, unter welchen sein: „Tratado da commercio entre o Brasil e Portugal" (Bahia 1836. 8.) für ganz Brasilien von den besten Folgen begleitet war. Er hinterließ eine große Menge von Manuscripten und es leidet kaum einen Zweifel, daß dankbare Schüler, die er gezogen hat, es sich angelegen lassen sein werden, aus ihnen zur Erhaltung seines Namens in den Kreisen der Wissenschaft das Beste an das Licht zu fördern. (*J. E. Volbeding.*)

GOMES (Francisco Dias), Dichter und Kritiker, geb. zu Lissabon in der ersten Hälfte des 18. Jahrh.,

3) Breve Biographia de D. Francisco Gomes de Avellar, bispo do Algarve. (Lisboa 1842. 16.) *J. F. da Silva* l. c. Tom. II. p. 386. Biographie générale. Tom. III. p. 822. 4) *Dav. Clement*, Bibliothèque curieuse historique et critique. Tom. IX. p. 225. *J. F. da Silva* l. c. p. 387. 5) Ueber diesen und die folgenden Gomes vergl. *J. F. da Silva* l. c. p. 387 seq.

gest. daselbst im J. 1795. Er hätte als Dichter und Kritiker bei seiner außergewöhnlichen Begabung noch viel Ausgezeichneteres, als geschehen ist, leisten können, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, sich von den Hemmnissen frei zu machen, mit welchen sein Stand als Kaufmann ihn belastete, der ihm und seiner Familie die Bedürfnisse des Lebens liefern mußte. Ferdinand Denis bestätigt dies in dem ihn betreffenden Artikel der Biographie générale. Tom. XXI. p. 149, indem er Robert Southey's Wort über ihn in seine Relation einflicht: „De toutes ses facultés brillantes il ne put exercer que sa mémoire, par des nombreuses lectures et les continuelles distractions de son état de marchand l'empechèrent de perfectionner son talent, comme les distractions de son talent d'améliorer sa fortune.“ — Im Frühjahre 1795 ward er ein Opfer der Pflege seiner Familie, die von einer herrschenden Epidemie befallen ward. Die Akademie der Wissenschaften zu Lissabon ließ auf ihre Kosten zum Besten seiner Familie seine zerstreuten und gelegentlich veröffentlichten Gedichte unter dem Titel: „Obras poeticas da F. D. Gomes“ (Lisbonne 1796. 8.) zusammendrucken. Die ihnen beigefügten Anmerkungen und Excurse des Dichters gelten als kleine philologische Cabinetsstückchen und sein Ruhm als Dichter würde noch höher stehen, wenn es die Umstände erlaubt hätten, seine größeren handschriftlich hinterlassenen Gedichte (ein Epos über die Eroberung Ceuta's durch König Johann I., ein Gedicht auf die Jahreszeiten voll lyrischen Schwunges ꝛc.) ganz oder theilweise aufzunehmen. Noch höheren Werth für die portugiesische Literatur darf seine von der Akademie der Wissenschaften zu Lissabon gekrönte Abhandlung vom Jahre 1792 beanspruchen: „Analyse e combinações filosoficas sobre a elocução e estilo de Sa de Miranda, Ferreira, Bernardes, Caminha e Camões,“ in welcher Gomes mit außerordentlicher Schärfe nachweist, wie sich der portugiesische Styl von Sa de Miranda an bis auf Camoëns fortgebildet und vervollkommnet habe. Noch jetzt wird diese Abhandlung als ein Muster der Sprach- und Stylkritik betrachtet und sichert ihrem Verfasser ein bleibendes Andenken an sein eminentes Talent, welches ihn unter günstigeren Umständen zu einem der ersten Classiker seiner Nation hätte erheben können.

(*J. E. Volbeding.*)

GOMES (João Baptista), geb. zu Porto, noch vor seinem 30. Jahre um das Jahr 1812 gestorben, der beste portugiesische Tragiker der Neuzeit, der allerdings diesen Ruhm nur durch eine Originalarbeit errang, da er die auf ihn gesetzten Hoffnungen der Nation wegen seines frühzeitigen Todes nicht erfüllen konnte, aber ihn verdiente, indem er in jener die Fesseln der französischen sogenannten classischen Bühne abschüttelte und wieder mehr dem Nationalgeiste folgte. Den Vorwurf seiner Nationaltragödie bildet die tragische Geschichte der schönen Ines (Agnes) de Castro [1]), der Geliebten und späteren heimlichen Gemahlin des Infanten, später vom Jahre 1357 an Königs Dom Pedro von Portugal, von jeher ein Lieblingsthema des portugiesischen Volks, gewiß auch deshalb mit, weil der einfache Hergang der Geschichte der Ines de Castro von der Beschaffenheit ist, daß sie es gar nicht bedarf, durch künstlichen Schmuck anziehender, rührender oder furchtbarer gemacht zu werden. Gleichwol ist sie, abgesehen von ihrer Berechtigung in den Jahrbüchern der portugiesischen Geschichte und von romanhaften Einkleidungen, von Dichtern fleißig zur Bearbeitung erwählt worden, aus portugiesischen Kreisen mit Auszeichnung von Antonio Ferreira und Domingos dos Reis Quito, trefflichst von Camoëns durch die rührende Episode im dritten Gesange der Luisiade, aus den Mitteln des Auslandes von dem holländischen Dichter Rhijnvis Feith, von Fr. Jul. Heinr. Graf von Soden u. A. Dieser Vorgänger wegen nannte Gomes seine Bearbeitung „A Nova Castro;“ sie kam um den Anfang dieses Jahrhunderts auf die lissaboner Bühne, von ihr aus auf alle sonstige portugiesische und brasilianische Bühnen und ward das Lieblingsstück der portugiesischen Nation; zum ersten Mal im J. 1806 gedruckt, erlebte diese Tragödie bis 1817 nicht weniger als sieben Auflagen, unter welchen die von 1817 die am weitesten verbreitete ist. Die neueste: „Nova Castro, tragedia; augm. da Coroção“ (Lisb. 1830. 8.) ist von dem Sohne Gomes' besorgt. Ins Französische ward sie im J. 1823 von Ferd. Denis übersetzt, ein Bestandtheil der Chefs-d'Oeuvre des théâtres étrangers; ins Teutsche von Alex. Wittich (Leipz. 1841.), der eine vergleichende Kritik der verschiedenen Ines-Tragödien beigefügt hat [2]). Eine frühere Arbeit von Gomes war: „Fayel, tragedia de M. d'Arnaud; traduzida em verso portuguez“ (Lisb. 1813. 8.), die ihn schon vortheilhaft in das Publicum einführte.

(*J. E. Volbeding.*)

GOMES (Manoel), portugiesischer Jesuit, um das Jahr 1540 in Indien von portugiesischen Aeltern geboren, trat im J. 1559 in das Jesuitencollegium zu Goa und begann seine Laufbahn als Missionar mit der Bekehrung der Bewohner der Insel Salsette bei Bombay. Im J. 1563 begleitete er eine portugiesische Expedition nach der Insel Amboina und kehrte dann nach seiner früheren Station auf Salsette zurück, wo er noch viele Jahre thätig war und im J. 1591 starb. Von seinen für die Geschichte der Missionen und für die Länder- und Völkerkunde nicht unwichtigen Berichten (Carta escrita de Salcete em 16 de Dezembro de 1560 aos PP. do Collegio de Goa, em que relata o fruto que se

1) In gedrängter Kürze und doch mit den nöthigen literarischen Nachweisungen versehen findet man sie bei Fr. Raumer: „Drei Portugiesinnen“ in dessen Histor. Taschenbuche III, 2 (1851) S. 3—8. 55. 56.

2) Der Verfasser des Artikels über J. B. Gomes in der Biographie générale Tom. XXI. p. 163, Ferd. Denis, als Uebersetzer mit der in Rede stehenden Tragödie wohl vertraut, sagt von ihr: „Ce n'est pas qu'il y eût une grande originalité ni dans la marche ni dans la conception de sa pièce, mais il y donna la preuve d'un vrai sentiment dramatique. Représenté sur les théâtres du Portugal et du Brésil, lorsque la pièce de Ferreira s'adressait seulement à des lecteurs choisis, la *Nova Castro* obtiut un succès vraiment populaire, qui s'est maintenu jusqu'à nos jours.“

colhia naquella Missão. — Carta escrita aos PP. da Provincia de Portugal feita em Amboina a 20 de Março de 1563. — Carta escrita de Amboina em 15 de Abril de 1564 aos Padres da India. — Carta escrita a 27 de Mayo de 1565 aos Padres da India) ist nur der zuerst angeführte im ersten Bande der Diversi avisi particolari dall' Indie di Portugallo, ricevuti dall' anno 1551 fina al 1558 dalli reverendi padri della compania di Giesù (Venezia 1562. 12.) in italienischer Uebersetzung gedruckt. — Ein jüngerer Manoel Gomes, ebenfalls dem Jesuitenorden angehörend und im J. 1659 zu Cortiça geboren, lehrte zuerst die schönen Wissenschaften und die Philosophie zu Braga und hielt dann längere Zeit zu Coimbra Vorlesungen über die Moraltheologie und die heilige Schrift, bis er zum Rector des Collegiums der Irländer nach Lissabon berufen ward. Später wurde er Subrector des Collegiums zu Coimbra und starb hier am 13. Jan. 1719. Als Schriftsteller machte er sich durch einen sehr guten Auszug aus Luis Nogueira's berühmter Expositio Bullae Cruciatae Lusitaniae concessae (Coloniae Agripp. 1691. fol.) bekannt, den er unter dem falschen Namen Duarte de Oliveira und unter dem Titel: Compendium Bullae Cruciatae Lusitaniae concessae (Coimbricae 1714. 4.) herausgab *). *(Ph. H. Külb.)*

GOMES-FERREIRA (Luis), Mineralog, geb. im J. 1680 zu St.-Pedro de Rates in der portugiesischen Provinz Minho, gest. 1741 zu Lissabon. Er hatte Medicin studirt und prakticirte einige Jahre in der Hauptstadt seines Vaterlandes, benutzte aber auch zugleich die wissenschaftlichen Hilfen, die sie ihm zu tieferer Begründung des ihm liebgewordenen Studiums der Mineralogie bot, die er so angelegentlich zu betreiben fortfuhr, daß er die Medicin ganz quittirte. Die Regierung ernannte ihn im J. 1720 zum Inspector und Director sämmtlicher Minen im portugiesischen Amerika, wo er 20 Jahre blieb und sich durch Einführung neuer Methoden zur Ausbeutung der Bergwerke sehr verdient machte. Gesundheitsrücksichten führten ihn nach Portugal zurück, aber er ließ sein amerikanisches Werk in den Händen tüchtiger Schüler, die er sich gezogen hatte. Sein literarisches Hauptwerk: Erario mineral dividido en doce tradados (Lisbonne 1735. fol.) gilt für eine der vollständigsten Uebersichten des gesammten Mineralreiches, dem auch noch jetzt, wo die Mineralogie so bedeutende Fortschritte gemacht hat, fruchtbare Gesichtspunkte abgewonnen werden können. *(J. E. Volbeding.)*

GOMES DA MINA (Fernam), Kaufmann zu Lissabon, Seefahrer, längere Zeit privilegirter Inhaber der gesammten portugiesischen Süd-Afrika-Küsten-Schifffahrt. König Alfons V. von Portugal, der zur Aufrechthaltung seiner Ansprüche auf die Krone von Castilien und zur Fortführung seiner kriegerischen Unternehmungen gegen die Mauren der Berberei großer Summen Geldes bedurfte, verpfändete im J. 1469 auf fünf Jahre das Privilegium des Negerhandels an der der Krone Portugal zustehenden südafrikanischen Küste für eine große Summe Goldes an den Großhändler Fernam Gomes in Lissabon, überließ ihm zugleich das Handelsmonopol, mit Ausnahme des Handels mit Elfenbein, gegen die Bedingung, im Interesse des Reiches auf weitere Entdeckungen auszugehen und das portugiesisch-afrikanische Gebiet jährlich durch ein bestimmtes Maß von Meilen zu erweitern. Es war offenbar, daß der Entdeckungseifer in Portugal, der unter der Regierung König Heinrich's so Außerordentliches geleistet hatte, durch diesen Contract der Krone mit Gomes merklich erkalten mußte, weil ihm in der Abschneidung des von neuen Entdeckungen und von dem Handel zu hoffenden möglichen Gewinnes der Hauptthätigkeitsnerv entzogen ward. Desto besser stand sich Fernam Gomes bei dem mit der Krone abgeschlossenen Vertrage. Er war ein energischer Mann und hatte selbst bereits weite Seereisen gemacht und ausgebreiteten Handel getrieben. Er nahm zwei bewährte Seemänner des Königs, Juan de Santarem und Pedro de Escobar, in seine Dienste. Diese wußten in Martin Fernandes von Lissabon und in Alvaro Esteves von Lagos die berühmtesten Steuermänner ihrer Zeit zu gewinnen und die auch sonst trefflich ausgerüsteten und bemannten Schiffe förderten nach jeder Seite hin das Interesse ihres Herrn; er beutete die reiche afrikanische Küste, die von da ab noch bis jetzt den Namen der Goldküste führt, durch seine umfassenden Handelsspeculationen aus und erwarb sich ein unermeßliches Vermögen, sodaß er bei der Verlängerung des Contracts auch den gesteigerten Forderungen des Königs genügen konnte. Bereits im J. 1471 hatte Gomes seine Unternehmungen bis zum Cap St. Katharine (1° 50') ausgedehnt und die Entdeckung der Küste Mina eröffnete neue Erwerbsquellen, besonders in den reichlohnenden Goldwäschen; auch die unter der Geschäftsführung des Gomes entdeckten Inseln Fernando-Po, Annobon, St. Thomas u. a. halfen wirthschaften. Der König erhob den thätigen Handelsmann in den Adelsstand, fügte seinem Namen das: da Mina bei und verlieh ihm ein charakteristisches Wappen [1]). Aber erst lange Zeit nach dem Erlöschen seines Abkommens mit der Krone Portugal schwand allmälig der lähmende Einfluß, den es auf alle Zweige der Verwaltung ausgeübt hatte, glich aber nie die Nachtheile wieder aus, die dem Lande dadurch erwachsen waren, daß andere Seemächte diese Periode des portugiesischen Stillstandes zur Erringung bleibender Vortheile zur See energisch benutzt hatten. Der glänzende Stern, welcher das kleine Portugal zu einem Glanzpunkte in Europa gemacht hatte, war schon wieder im Erbleichen [2]). *(J. E. Volbeding.)*

GOMES DE OLIVEIRA (Antonio), Dichter, geb. zu Torres-Novas in der portugiesischen Provinz Estremadura, lebte in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. und

*) *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. (Liège 1858. 8.) Tom. IV. p. 279.

1) Es wird also beschrieben: „Un écu en champ d'argent à trois bustes d'Ethiopiens, ornés de colliers d'or tombant sur la poitrine avec boucles d'oreilles et ornements de nez du même métal.“ 2) Biographie générale. Tom. XXI. p. 148.

wird den besseren portugiesischen Dichtern beigezählt. Am populairsten machten ihn seine: Idylios maritimos (Lisb. 1617. 8.), welche noch immer ihre willkommenen Contingents zu den portugiesischen Anthologien stellen. Außerdem erhielt sich Gomes durch eine Reihe gelungener Gelegenheitsgedichte auf König Johann IV. und durch zahlreiche Sonette voller Anmuth und Wohllaut im lebhaften Andenken seiner Zeitgenossen und hatte am königlichen Hofe eine angenehme Stellung; er scheint sehr jung gestorben zu sein, sonst hätte er seinen Ruf als Dichter vielleicht noch erfolgreicher in das Ausland hin verbreiten können, wenn er zwei Heldengedichte, mit denen er sich lange beschäftigt hatte — einer Herkuleide und einer Epopöe auf die Thaten König Johann's I. von Portugal — hätte ausfeilen und herausgeben können. Auch einige geschichtliche Arbeiten haben sich aus seinem Nachlasse handschriftlich erhalten *). (*J. E. Volbeding.*)

GOMES DE SANTO-ESTEVAM, portugiesischer Reisender des 15. Jahrh., einer der wenigen Fidalgos, welche der Infant Don Pedro, Sohn des Königs João I., wählte, um ihn auf seinen Reisen nach fremden Ländern zu begleiten, von dessen Lebensverhältnissen man aber Nichts weiter weiß, als daß er einen abenteuerlichen Bericht über die Reise verfaßte oder durch seine Erzählungen Veranlassung zur Abfassung desselben gab, denn Don Pedro war nach seiner Heimkehr zuerst von classischen Studien und poetischen Versuchen und dann von Regierungsgeschäften allzu sehr in Anspruch genommen, als daß er sich dieser Arbeit hätte unterziehen können. Die Reise begann nach der gewöhnlichen Angabe der portugiesischen Historiker im J. 1424 (nach der Untersuchung neuerer Kritiker bereits im J. 1416) und dauerte vier Jahre. Sie führte durch eine große Strecke Asiens und einen Theil der nördlichen Küste Afrika's nach Italien und von da durch Teutschland und Dänemark nach England und zurück durch Spanien nach der Heimath. Die Gesellschaft wurde am türkischen Hofe und am Hofe des Sultans von Babylon ebenso ehrenvoll aufgenommen, wie am päpstlichen Hofe und am Hofe des Kaisers Sigismund. Die für jene Zeit ungewöhnlich weite Reise erregte unstreitig die allgemeine Aufmerksamkeit [1]) und die Erzählung der mannichfaltigen Erlebnisse auf derselben wurde allmälig so reichlich mit abenteuerlichen Ausgeburten der Phantasie ausgeschmückt, daß sie sich zu einem der beliebtesten Volksbücher umgestaltete, welches jetzt noch in Portugal ebenso seine Leser findet, wie die Geschichte der vier Haymonskinder in Frankreich und in Teutschland. Nach diesem Volksbuche bestand die Reisegesellschaft Don Pedro's aus zwölf Rittern nach dem Vorbilde der zwölf Apostel und dem Dolmetscher Garcia Ramirez, welcher nicht nur die griechische und lateinische, sondern auch die hebräische, die chaldäische, die türkische, die arabische, die indische und viele andere Sprachen verstand und geläufig sprach. Man folgt den Reisenden noch ziemlich gläubig bis nach dem Gebiete von Jerusalem, welches sie nach einem beschwerlichen Marsche durch eine 14 Meilen breite Sandwüste erreichen; wenn aber hier von schneebedeckten Bergen gesprochen wird, über welche der Weg gradezu nach Norwegen führt, und von andern Wunderdingen im Lande Babylon und am Hofe des großen Tamerlan, so wird man unwillkürlich an den Reisebericht Mandeville's und ähnliche Machwerke des Mittelalters erinnert, in welchen die Trennung der Wahrheit von der Dichtung fast unmöglich ist. Man konnte bis jetzt immer noch nicht mit vollständiger Gewißheit ermitteln, ob dieser fabelhafte Reisebericht zuerst in dem portugiesischen Originale oder in spanischer Uebersetzung veröffentlicht wurde; denn die angeblich unter dem Titel: Auto do infante Don Pedro, que andou as quadro partidas do mundo (Lisboa 1554. 4.) erschienene erste portugiesische Ausgabe hat bis jetzt noch kein Bibliograph gesehen und man darf deshalb wol an ihrer Existenz zweifeln. Die erste Ausgabe der spanischen Uebersetzung erschien unter dem Titel: Historia del infante D. Pedro de Portugal, el qual anduvo las siete partidas del mundo (Burgos 1564. 4.) und wurde öfter (Sevilla 1594. 4. Ib. s. a. 4. Ibid. 1626. 4.) wiederholt. Jünger als alle diese Ausgaben ist der zuverlässig bekannte erste Abdruck des portugiesischen Originals (Lisboa 1698. 4.), welcher aber von jetzt an eine Menge von Auflagen (Lisboa 1739. 4. Ibid. 1767. 4. Ibid. 1794. 4. u. s. w.) erlebte. Eine der neuesten Ausgaben führt den Titel: Livro do Infante D. Pedro de Portugal, o qual andou as sete partidas do mundo, feito por Gomes de Santo Estevão hum dos doze, que forão a sua companhia. (Lisboa 1824. 4.) Die Herausgeber haben sowol im Texte als auch im Titel je nach ihrem Geschmacke oder ihrer Tendenz mancherlei Aenderungen vorgenommen und deshalb geht die Reise bald durch sieben und bald durch vier Theile oder vielmehr Länder der Welt und die Abenteuer und wunderbaren Geschichten, womit sie ausgeschmückt ist, treten bald mehr und bald weniger grell hervor [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GOMES DE VILLABOAS (Custodio), portugiesischer Geograph und Astronom, von dessen Lebensumständen nichts Näheres bekannt ist, als daß er als Oberster der Artillerie im J. 1808 in einer der militairischen Emeuten, welche damals Portugal so unsicher und unglücklich machten, in einer Affaire zwischen Porto und Braga den Tod fand. Er war ein sehr talentvoller Mann und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Lissabon, dessen Balbi in seinem: Essai statistique sur le royaume de Portugal ehrenvollst gedenkt. Er hatte sich um die Hebung der Schiffahrt im Innern des

*) Man s. über sie den Artikel in der Biographie générale. Tom. XXI. p. 148.

1) Juan de Mena, ein bekannter gleichzeitiger Dichter, erhebt in einem noch vorhandenen und in dem Cancioneiro geral des Garcia de Resende erhaltenen Gedichte die Reisen des Infanten Pedro weit über alle ähnliche Unternehmungen der früheren Zeit.

2) Vergl. Heinr. Schäfer, Geschichte von Portugal. 2. Bd. S. 458 fg. Biographie générale. Tom. XXI. p. 152 seq. *Inn. Fr. da Silva*, Diccionario bibliographico portuguez. (Lisboa 1859. 8.) Tom. III. p. 149 seq.

Landes wesentliche Verdienste erworben; eine treffliche Karte der Provinz Minho, welche er ausgearbeitet hatte, ist nach seinem Tode nicht wieder aufgefunden worden. In den Memoiren der lissaboner Akademie der Wissenschaften finden sich mehre gediegene Arbeiten von ihm. Die beiden wichtigsten sind: Memoria acerca da latitude e longitude de Lisboa e exposição das observações astronomicas por onde ellas se determinarão (Lisbon. 1797 und in dem ersten Bande der gedachten akademischen Memoiren) †) und: Noticias das observações astronomicas feitas em o anno 1790, daselbst im zweiten Bande. (*J. E. Volbeding.*)

*) GOMEZ, gemeinschaftlicher Familienname einer großen Reihe spanischer Maler, deren Leistungen in der Kunstgeschichte fortgehend Erwähnung finden [1]).

1) Francesco Gomez, spanischer Maler, Sohn des Martin Gomez, aus Valenzia gebürtig, daher in der Kunstgeschichte meist unter dem Namen Gomez de Valence vorkommend. Von seinem Vater sorgfältig unterrichtet machte er schon als Knabe große Fortschritte und zeichnete sich in seinen Gemälden durch besondere Frische des Colorits aus. Am meisten machten ihn sechs große Gemälde für das Kloster der unbeschuhten Karmeliter in Granada berühmt, die Stifter und Reformatoren ihres Ordens darstellend, welche allgemein bewundert wurden. Gomez sah sich veranlaßt, nach Amerika auszuwandern, woselbst er im J. 1755 zu Mexico starb.

2) Juan Gomez, Historienmaler, geb. zwischen 1550—1560, gest. zu Madrid 1597. Hier hatte er auch seine Lehrjahre bestanden, ohne daß man den Namen seines Lehrmeisters anzugeben weiß; doch muß er von Bedeutung gewesen sein, denn Gomez gelangte zeitig durch eine Menge von größeren Arbeiten, namentlich durch Altarbilder für spanische Kirchen und Klöster, zu einem bedeutenden Rufe, auch als glücklicher Restaurator, sodaß er am 25. Jan. 1593 von König Philipp II. zum Hofmaler ernannt ward. Als solcher übernahm er sofort die Restauration der verblichenen Fresken des Escurials und malte für dasselbe, außer anderen großen Gemälden, nach Zeichnungen von Peregrino Tibaldi das Martyrium der heiligen Ursula und ihrer Gefährtinnen, ein Sujet, das früher Lucas Cambiaso behandelt hatte, dessen Gemälde aber, weil es des Königs Beifall nicht gewonnen hatte, in die alte Kirche des Escurial versetzt worden war. Außer eigenen Compositionen unterzog sich Gomez auch der Restauration mehrer berühmter Gemälde Federigo Zuccaro's zur größten Zufriedenheit des Königs. Er starb in seinen besten Jahren und hinterließ eine zahlreiche Familie, deren Zukunft die Munificenz des Königs sicher stellte. Seine Gemälde, durch gute Zeichnung, anmuthige Gruppirung und treffliches Colorit ausgezeichnet, zählen noch jetzt zu den besten Schätzen des Escurial.

3) Martin Gomez, spanischer Maler, wie man annimmt ein jüngerer Bruder des Juan Gomez, der mit seiner künstlerischen Wirksamkeit noch in das 17. Jahrh. hineinreicht. Sein wesentlicher Aufenthaltsort war Cuença in Neu-Castilien und die Kathedrale daselbst besitzt werthvolle Gemälde mehrer Heiligen von seiner Hand. Auch bei König Philipp III., der ihn vielfach für die Ausschmückung des Escurials in Anspruch nahm, stand er in großer Achtung und war mit einer jährlichen Pension von 3000 Realen begnadigt.

4) Philipp Gomez, spanischer Maler, geb. in Granada im J. 1634, gest. daselbst 1694, ein Schüler des berühmten Malers Michael Hieronymus Cieza (gest. 1677). In vielen Kirchen und Klöstern Granada's finden sich Gemälde seines Pinsels und der Kunstkenner Velasco zählt ihn zu den besten Malern Spaniens. Zahlreiche Handzeichnungen von ihm, welche in Kupferstichcabineten aufbewahrt werden, stehen an Werth denen des Alonzo Cano gleich.

5) Sebastian Gomez, Maler, zur Unterscheidung von einem gleichvornamigen Kunstgenossen gewöhnlich Mulato (Muâtre) de Murillo genannt, von einer Negerfamilie abstammend, um das Jahr 1616 zu Sevilla geboren, gestorben daselbst im Mai 1687. Er stand als Sklave im Dienste des berühmten Malers Bartolomeo Esteban Murillo (geb. 1618, gest. 1682) in Sevilla. Oft in seines Herrn Atelier auch während des Unterrichts, den dieser seinen Schülern daselbst ertheilte, anwesend, entwickelte sich in dem gelehrigen Neger eine Neigung zur Malerei, der er ganz in der Stille alle seine Freistunden widmete und sich dabei die Worte und Winke, die sein Herr an seine Schüler richtete, zu Nutze machte. „S'étant exercé pendant quelque temps, d'après ce qu'il avait entendu et observé, à manier le crayon et la plume, il parvint, à force d'application et d'assiduité, à peindre une figure sur un petit tableau. Ce tableau tomba par hasard entre les mains de Murillo, qui, ne pouvant se persuader que ce fût l'ouvrage de son esclave, ordonna à ce dernier de copier en sa présence une Vierge d'une exécution difficile. Gomez remplit sa tâche avec tant de facilité et d'exactitude, que Murillo, charmé de cette découverte, lui donna sa liberté, l'admit au nombre de ses élèves, et Gomez devint un des bons peintres, dont s'honore l'Espagne. Murillo fit naturaliser son nouvel élève, le maria et lui laissa un legs par son testament" [2]). Unter allen Schülern Murillo's kam er seinem großen Meister am

†) In dem Artikel der Biographie générale über ihn Tom. XXI. p. 149. 150 theilt dessen Verfasser aus dieser Arbeit die Notiz Balbi's mit: „Examinant un grand nombre d'observations d'éclipses et d'occultations d'étoiles, faites depuis 1724 jusqu'en 1784 il trouve, que la longitude du centre de la Place du Commerce à Lisbonne est de 11° 29′ 25″ à l'ouest de l'Observatoire de Paris."

*) Vergl. Gomes.

1) Ueber sie vergl. G. K. Nagler, Allgem. Künstlerlexikon. 5. Bd. S. 285. 286; das Ausführlichere in *Quilliet*, Dictionnaire des peintres espagnols.

2) So ausführlich in dem ihn besprechenden Artikel der Biographie universelle Tom. XVII. (nouv. éd.) p. 131, wogegen es in der Biographie générale Tom. XXI. p. 160 kürzer heißt: „il apprit la peinture en voyant travailler son maitre; probablement celui-ci l'aida de ses conseils."

nächsten; wie dieser verstand er es, seinen Gemälden auf den Grund genauer Zeichnung lebhaftes Colorit und ausgezeichnete Frischheit der Fleischpartien mitzugeben, war auch im Clair-Obscur ausnehmend glücklich. Er widmete sein Talent besonders dem Dienste der Kirchen und Klöster seiner Vaterstadt. Seine „Madonna mit dem Jesuskinde auf den Armen," sein „Christus im Verhör, an die Säule gebunden, Petrus zu seinen Füßen," sein heil. Joseph und seine heil. Anna werden in den Kirchen und Klöstern, die ihres Besitzes sich erfreuen, noch jetzt fleißig aufgesucht und bewundert. Auch in Privatgalerien haben sich treffliche Arbeiten seines Pinsels erhalten.

6) Sebastian Gomez, Maler, aus Granada gebürtig, lebte in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. Er war ein Schüler des Alonzo Cano, den er aber weder in Correctheit der Zeichnung, noch in der Harmonie der Farbentöne erreichte. Die Erhaltung seines Andenkens knüpft sich vorzugsweise an zwei große Gemälde in dem Dominikaner- und Franziskanerkloster zu Sevilla, von welchen das eine „die heil. Jungfrau auf Wolken sitzend, der heil. Dominicus vor ihr knieend," das andere „die heil. Rosa von Viterbo" darstellt. Beide Gemälde sind noch vorhanden; in Privatgalerien finden sich noch manche Arbeiten von ihm vor. Er pflegte, um einer Verwechselung mit Gomez Mulato vorzubeugen, die er sich aber hätte wohl gefallen lassen können, seine Gemälde mit: „Sebastianum Gomez Granatensem habuit auctorem" zu bezeichnen.

7) Vincenz Salvador Gomez, spanischer Maler, aus Valenzia gebürtig, um das Ende des 17. Jahrh. im Flor, Schüler Henrico's von Espinosa, unter dessen Leitung er schon als 14jähriger Knabe Scenen aus dem Leben Ignaz von Loyola's malte, die ihm zahlreiche Aufträge zuführten, da er durch seine Meisterschaft in Führung des Pinsels und durch sein lebhaftes Colorit allgemein gefiel. Er war sehr vielseitig, Thierstücke und Vögel gelangen ihm trefflichst und in perspectivischen Ansichten wußte er besonders architektonische Gegenstände sehr geschickt auszuführen. Auch sein Bruder Lucian Salvador, ebenfalls Espinosa's Schüler, zeichnete sich als Maler aus.

8) Fernando Gomez, portugiesischer Maler, lebte um 1580 zu Lissabon und erwarb sich durch viele Kirchenbilder, die er malte, großen Beifall. Ueber seine Lebensverhältnisse ist Nichts bekannt. (*J. E. Volbeding.*)

GOMEZ (Alonso), spanischer Arzt, lebte in der Mitte des 16. Jahrh.; von seinen Lebensverhältnissen finden sich keine näheren Nachrichten, als daß er seine Fachstudien auf der Universität zu Alcala-de-Henarez machte und besonders in der Anatomie Ausgezeichnetes leistete. Er promovirte an der Universität zu Sevilla, wo er auch als Arzt eine große Praxis fand. Seine Schrift **De humorum praeparatione (Sev. 1546. 4.)** erwirkte sich classische Geltung in der medicinischen Welt. Ob ihm auch eine Schrift: **De tumorum praeparatione** angehöre, ist zweifelhaft. Die bis auf einen einzigen Buchstaben gleichlautende Titelfassung, die gleichwol einen so ganz verschiedenen Inhalt zur Folge haben würde, hat vielleicht zu einer Irrung geführt*). (*J. E. Volbeding.*)

GOMEZ (Alonso [oder Aloysio]), ein spanischer Jesuit, im J. 1570 zu Toledo geboren, trat im J. 1588 in den Jesuitenorden und widmete sich mit besonderer Vorliebe dem Studium der scholastischen Theologie und der Moral. Nachdem er diese Fächer einige Zeit in seinem Vaterlande gelehrt hatte, begab er sich als Missionar nach den philippinischen Inseln, wo er an 30 Jahre mit dem besten Erfolge wirkte, da er die Sprache der Eingeborenen so gründlich verstand, daß er in derselben nicht nur unterrichtete, sondern auch schrieb. Er gründete das Seminar zum heiligen Joseph auf Manila, war nach und nach Rector der Collegien auf Zebu und Bojol und des Nationalhauses zu Silan auf Manila, wo er am 1. März 1627 starb. Er schrieb zum Gebrauch bei seinem Unterrichte einige Bücher in der tagallischen Sprache, welche auf mehren der Philippinen gesprochen wird; sie liegen aber handschriftlich in den Jesuitencollegien Spaniens verborgen und es wäre zu wünschen, daß eines oder das andere zum Nutzen der vergleichenden Sprachkunde gedruckt würde. — Ein anderer Alonso Gomez, welcher in der Mitte des 16. Jahrh. zu Sevilla lebte, darf nicht, wie es zuweilen geschieht, mit dem vorhergehenden verwechselt werden. Er galt bei seinen Zeitgenossen als einer der gründlichsten Kenner des Kirchenrechtes und versuchte sich auch durch seinen **Commentarius super 6 final. Regulae spectativarum Clementis VII. (Romae 1533. F.)** nicht ohne Glück als Schriftsteller in diesem Fache†). (*Ph. H. Külb.*)

GOMEZ (Antonio), Rechtsgelehrter, geb. zu Talavera in Spanien um den Anfang des 16. Jahrh., gest. in der Mitte desselben. Er amtirte viele Jahre mit großem Erfolge als Professor an der Universität zu Salamanca und seine: **Variarum resolutionum juris civilis, communis et regii, libri tres (Salam. 1552. fol.)**, nach seinem Tode sehr oft, auch mit Anmerkungen von Suarez de Ribeira, wieder aufgelegt, waren lange Zeit das gesuchteste repertorische Hand- und Hilfsbuch für praktische Juristen. Sein **Commentarius in leges Tauri (Salam. 1555. fol.**, wieder aufgelegt mit Noten von Didacus Gomez **Antv. 1624. fol.)** erläutert die von König Ferdinand dem Katholischen zu Guaterno (lateinisch: **Taurum)** publicirten Gesetze. Diese beiden Hauptwerke des Ant. Gomez sind zuletzt zu Lyon 1661 in 2 Bänden in **Fol.** wieder aufgelegt worden und kommen in dieser Ausgabe auch in vielen außerspanischen Bibliotheken vor††). (*J. E. Volbeding.*)

*) Man kann ihre Spur nur dann weiter verfolgen, wenn man die etwas unzugänglicheren Quellschriften, welche die Biographie générale Tom. XXI. p. 158 citirt, zu befragen Gelegenheit fände.

†) *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Tom. IV. p. 280. Gottl. Chr. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1063.

††) In Jöcher's Gelehrtenlexikon 2. Bd. S. 1064 werden, aber nur summarisch, noch einige andere Schriften dieses gelehrten Juristen angeführt.

GOMEZ (Antonio Enriquez), spanischer Dichter, am Ende des 16. Jahrh. oder in den ersten Jahren des folgenden geboren, stammte aus einer jüdischen Familie Portugals, was jedoch, da sein Vater sich scheinbar zum Christenthum bekannte, so lange verborgen blieb, bis er nach dem Tode desselben die Religion seiner Ahnen wieder offen zur Schau trug. Es wurde nun eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet, es gelang ihm aber durch eilige Flucht nach Frankreich zu entkommen und die Inquisition konnte ihn nur im Bildnisse verbrennen. Ludwig XIII., welchem er durch einen einflußreichen Gönner vorgestellt wurde, nahm ihn sehr wohlwollend auf und ernannte ihn zu seinem Haushofmeister und später sogar zum Rath und zum Ritter des St. Michaelordens. Später mußte er jedoch aus nicht näher bekannten Ursachen den französischen Hof verlassen und eine Zuflucht in Holland suchen, wo er um das Jahr 1660 starb. Unter seinen in spanischer Sprache geschriebenen Werken zeichnet man besonders aus El Siglo Pitagorico (Ruan 1644. 8. Ibid. 1662. 8. Bruselas 1727. 8. Madrid 1786. 8.), eine ziemlich trockene, aus einem Gemische von Prosa und Versen bestehende Satyre, welche die Seele eines Ehrgeizigen nach und nach in den Körper eines Ministers, einer Kokette, eines Bettlers u. s. w. wandern läßt. Das Beste darin ist die Episode La vida de Don Gregorio Guadaña, ein kleiner, im Geschmacke Quevedo's und Aleman's gehaltener Roman, welcher auch in dem zweiten Bande des Tesoro de Novelistas españoles (Paris 1847. 8.) besonders abgedruckt ist und obgleich die Erfindung oft an das Seltsame und Abenteuerliche streift, gegen das einförmige Geschwätz des Ganzen durch lebhafte und natürliche Schilderungen vortheilhaft absticht. Noch weniger Werth hat das langweilige epische Gedicht Sanson Nazareno. Poema Heroico (Ruan 1656. 4.) in 16 Gesängen und in Octavreimen, ein Buch, welches nur noch seiner Seltenheit und seiner schönen Kupferstiche wegen gesucht wird. Die übrigen poetischen Versuche dieses Schriftstellers sind unter dem Titel: Academias morales de las Musas (Burdeos 1642. 4. Madrid 1660. 4. Ibid. 1668. 4. Ibid. 1734. 4.) gesammelt und zerfallen in vier aus Romanzen, Elegien, Eklogen, Sonetten, Canzonen und Episteln bestehende Abtheilungen, deren jede sich mit einer Komödie abschließt, aber nur eine dieser sogenannten Komödien mit der Aufschrift: „Die Rechte der Ehre," erhebt sich über die Mittelmäßigkeit. In portugiesischer Sprache schrieb Gomez nur den Triumpho Lusitano, no qual se comtém a feliz acclamação d'Elrei D. João IV., e a embaixada que Francisco de Mello, Monteiro-Mor do Reino, e o Doutor Antonio Coelho de Carvalho fizeram por seu mandado á Magestade Christianissima de Luis XIII. Rei de França (Paris 1641. 4.), wenn dieses kleine, unbedeutende Gelegenheitsgedicht nicht vielleicht Uebersetzung eines ungedruckten spanischen Originals ist*). (*Ph. H. Külb.*)

*) Biographie générale. Tom. XXI. p. 159. *Fr. da Silva*, Diccionario bibliographico Portuguez. Tom. I. p. 154.

GOMEZ (Cristobal), spanischer Jesuit des 17. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen Nichts weiter bekannt ist, als daß er viele Jahre als Missionar in Paraguay wirkte, dann aber wieder nach der Heimath zurückkehrte und von da nach Belgien ging, wo er im hohen Alter starb. Seine Lobschrift auf den Jesuitenorden (Elogia Societatis Jesu, sive Propugnaculum Pontificum, Conciliorum, Cardinalium, Antistitum, necnon Imperatorum, Regum, Principum et aliorum virtute, religione, omnique literatura illustrium, etiam haereticorum, testimoniis qua expressis verbo, qua scripto consignatis constructum. Antverpiae 1677 und 1681. 4.) enthält zwar eine Menge sehr brauchbarer Notizen, ist aber zu einseitig und befangen*). (*Ph. H. Külb.*)

GOMEZ (Fernando), spanischer Edelmann und Ordensstifter, um das Jahr 1138 zu Toledo geboren, widmete sich sehr früh dem Kriegsdienste und kämpfte in den fortwährenden Feldzügen gegen die um diese Zeit in seinem Vaterlande noch sehr mächtigen Sarazenen mit ungewöhnlicher Tapferkeit, am meisten zeichnete er sich jedoch in dem Treffen aus, welches der König Fernando II. von Leon unter den Mauern von Badajoz dem Könige Alfonso Henriques von Portugal (1167) lieferte und es gelang ihm sogar, den letzteren zum Gefangenen zu machen. Bald nach dieser That, welche ihn an dem Hofe zu dem höchsten Ansehen brachte, gerieth er auf den Weg des Lasters und beging im jugendlichen Uebermuthe solche Ausschweifungen, daß Fernando sich genöthigt sah, ihn von seiner Person und sogar aus dem Heere zu entfernen, da er allen Vorstellungen und Mahnungen kein Gehör gab; ein merkwürdiger Zufall sollte ihn jedoch wieder zur Besinnung bringen. Als er sich nämlich (wie die Sage erzählt) eines Tages mit mehren seiner gleichgesinnten Genossen auf einer weiten Ebene an der Grenze tummelte, stürmte unvermuthet ein großer Haufen vorüberziehender Sarazenen heran, um die unvorsichtige Gesellschaft gefangen zu nehmen. Gomez erhob in dieser Noth seine Seele zu Gott und gelobte, sein Leben zu ändern, wenn ihm und seinen Gefährten die Gnade zu Theil würde, der ihnen drohenden Gefahr zu entrinnen. Die Ritter, welche alle keine Waffen bei sich trugen, rissen in der Verzweiflung Aeste von einem Birnenbaume, dem einzigen in ihrem Bereiche befindlichen Baume, und schlugen damit so kräftig und tapfer auf die überraschten Feinde los, daß sie eine große Anzahl derselben erlegten und die übrigen zwangen, eiligst die Flucht zu ergreifen. Gomez hielt nach dieser wunderbaren Rettung nicht nur sein Gelübde und kehrte auf den Weg der Tugend zurück, sondern stiftete auch einen Orden, den er nach der Waffe, die ihm zur Vertheidigung gedient hatte, del Peral (vom Birnbaume) nannte. Der König Fernando bestätigte den Orden, dessen Stiftung im J. 1170 stattfand und ernannte Gomez zum Vorsteher, alle seine Genossen aber, welche die Gefahr getheilt hatten, zu

*) *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus. Vol. V. p. 243.

Rittern desselben [1]). Nach andern, jedoch ebenso wenig zuverlässigen Quellen entstand der erwähnte Orden bereits im J. 1156, indem zwei Ritter aus Salamanca, die Brüder Suarez und Gomez, welche ihr Leben ausschließend dem Kampfe gegen die Sarazenen weihen wollten, zu diesem Zwecke bei der Einsiedelei des heiligen Julianus in dem Sprengel von Salamanca eine Veste erbauten, ihr den Namen St. Julian del Pereiro (vom Birnbaume) beilegten und zur Vertheidigung derselben mehre gleichgesinnte Männer um sich sammelten. Da diese sich nun nach der Veste Brüder von St. Julian del Pereiro nannten und ihr Leben nach bestimmten Vorschriften einrichteten, so gestaltete sich allmälig ein Orden, welcher von dem Bischofe Ordoño von Salamanca die Regel des heiligen Benedict nach dem Muster der Cistercienser mit kriegerischer Einrichtung und von dem römischen Stuhle wiederholt Bestätigung und mancherlei Freiheiten erhielt. Gomez, Anfangs Prior und dann Großmeister des Ordens, leistete mit seinen Rittern vortreffliche Dienste gegen die Ungläubigen und starb im J. 1210 in einem Alter von 72 Jahren [2]). Nach anderen weniger zuverlässigen Angaben starb Gomez im J. 1200 oder schon im J. 1182. Als einige Jahre später der Orden del Peral die Vertheidigung der Festung Alcantara in Estremadura gegen die Sarazenen übernahm und seinen Sitz dorthin verlegte, fingen die Brüder an, sich Ritter von Alcantara zu nennen und dieser Name blieb fortan vorherrschend [3]). Sie erhielten später, obgleich sie der Regel des heiligen Benedict folgten, die Erlaubniß, zu heirathen. (*Ph. H. Külb.*)

GOMEZ (Francisco), spanischer Jesuit, im J. 1524 zu Frejenal de la Sierra in der Provinz Sevilla geboren, trat im J. 1559 in den Jesuitenorden und lehrte in dem Collegium zu Cordova die Thomistische Theologie mit großem Erfolge. Später wurde er Rector dieses Collegiums und starb daselbst am 21. Dec. 1576. Er hinterließ eine Reihe vollständig ausgearbeiteter theologischer Werke, welche nicht zum Druck gelangen konnten, obschon sie von seinen Zeitgenossen als sehr werthvoll bezeichnet werden; wahrscheinlich befinden sie sich handschriftlich in irgend einer Bibliothek zu Cordova, da man sie noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in dem Jesuitencollegium daselbst aufbewahrte. — Francisco Gomez, spanischer Theolog, in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. zu Talavera geboren, bekleidete mehre geistliche Aemter und war zuletzt Beichtvater seines berühmten Landsmannes, des durch seine Frömmigkeit und seine Schriften ausgezeichneten Erzbischofes Ferdinand von Granada, dessen Leben er auch in spanischer Sprache schrieb, welches aber nicht gedruckt worden zu sein scheint. Er starb erst nach der Mitte des 16. Jahrh. — Francisco Gomez, ein spanischer Dominikanermönch, zu Anfang des 17. Jahrh. geboren, widmete sich auf den berühmtesten Schulen der damaligen Zeit mit großem Eifer der Theologie und lehrte diese sodann zu Burgos. Später zog er sich vom Lehramte zurück und ging, nachdem er zu Madrid einige Jahre die Stelle eines Generalpredigers bekleidet hatte, als Missionar nach Ostindien, wo er um das Jahr 1680 starb. Seine Biographie des unter die Heiligen versetzten Abtes Dominicus von Sora (Santo Domingo de Soriano milagroso y aplaudido. Madrid 1653. F.) wird als eine gelungene Darstellung gerühmt *). (*Ph. H. Külb.*)

GOMEZ (Luiz), Jurist und namentlich als Kanonist zu seiner Zeit hochberühmt, im J. 1484 zu Origuela im spanischen Königreiche Valencia geboren, gest. zu Rom am 22. Mai 1545. Er hatte seine langjährigen theologischen und juristischen Studien zuletzt in Padua absolvirt und wendete sich von da nach Rom, wohin ihm der Ruf seines ausgebreiteten Wissens vorangegangen war. Hier fand er die ehrenvollste Aufnahme; er stand bei den Päpsten von Julius II. an bis auf Paul III. herab im größten Ansehen und ward von ihnen theils zu wichtigen Missionen verwendet, theils mit der Verwaltung hochwichtiger Aemter — des Auditoriats bei der Rota, des Directoriats der Pönitentiaria 2c. — betraut. Auch nachdem er im J. 1534 zum Bischof von Sarno im Neapolitanischen ernannt worden war, behielt er zur fortgesetzten Ausübung seiner amtlichen Functionen seinen Sitz in Rom. Seine Commentaria in regulas cancellariae apostolicae (Par. 1546. 4. und wiederholt aufgelegt), sowie seine Decisionum Rotae libri duo (Lugd. 1546. 4.) ebenfalls mehrmals wieder gedruckt, gelten als seine Hauptschriften und waren Orakel ihrer Zeit. Auch außerdem war er ein fleißiger Schriftsteller †) und das sogenannte spanische Collegium zu Bologna bewahrt von ihm noch mehre in das kanonische Recht einschlagende Tractate manuscriptlich auf. (*J. E. Volbeding.*)

GOMEZ (Madeleine Angélique Poisson de), geb. 1684 zu Paris, wo ihr Vater Paul Poisson Schauspieler war, verheirathete sich mit Gomez, einem armen spanischen Edelmanne. Ihre Geistesfähigkeiten hatten sich früh entwickelt und ihr Geschmack sich vielseitig ausgebildet durch das Lesen vorzüglicher Schriften. Den Mangel an Glücksgütern suchte sie durch ihre Talente abzuhelfen. Sie war noch sehr jung, als sie den ersten Versuch machte, als Schriftstellerin aufzutreten. Ihre literarische Fruchtbarkeit war sehr groß. Durch Gewandtheit des Styls und durch die Wahl des Stoffes empfahlen sich ihre zahlreichen Romane, Erzählungen und Novellen, die unter dem großen Publicum eine geraume Zeit viele Leser fanden, und zum Theil auch ins Teutsche übersetzt wurden: Cent nouvelles Novelles. (Paris 1733 u. f.) Von dieser Sammlung in 36 Duodezbändchen erschien zu Berlin 1736

1) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 43. 2) Vergl. H. Helyot, Geschichte aller geistlichen und weltlichen Kloster- und Ritterorden. 6. Bd. S. 62 fg. 3) Vergl. 2. Bd. S. 409 Art. Alcantara-Orden.

*) *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Vol. IV. p. 280. Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1065.

†) In Jöcher's Gelehrtenlexikon 2. Bd. S. 1066 wird ein langes Verzeichniß von ihm herausgegebener Schriften ohne nähere bibliographische Begründung angedeutet. Vergl. auch den Artikel über ihn in der Biographie générale Tom. XXI. p. 158.

eine Auswahl in zwei Octavbänden. Von einer späteren Sammlung in 20 Duodezbänden: Les Journées amusantes erschien gleichfalls zu Berlin 1761 eine sechs Jahre später neu aufgelegte Uebersetzung unter dem Titel: „Angenehme und lehrreiche Erzählungen in vergnügten Tagen." Weniger Talent hatte sie für die dramatische Poesie. Von ihren Tragödien: Sémiramis, Cléarque, Marsille u. a. m. hat sich keine auf der Bühne erhalten. Zu bedauern war, sagt ein französischer Kritiker, daß sie ihr Talent als Erwerbsquelle benutzen mußte und dadurch zur Vielschreiberei genöthigt war*). (*Heinrich Döring.*)

GOMEZ (Pedro), spanischer Jesuit, im Jahre 1535 zu Antequera in der Diöcese von Sevilla geboren, kam in seiner Jugend nach Portugal, trat hier in seinem 18. Jahre in den Jesuitenorden und wirkte in demselben als Lehrer der Theologie und Philosophie, bis er im J. 1579 als Missionar nach Japan ging, wo er zu der Zeit, als der Kaiser Taicosama so grausam gegen seine zum Christenthum übergetretenen Unterthanen wüthete, Provinzial seines Ordens war und sowol durch seine Reden als auch durch seine in japanischer Sprache geschriebenen Bücher, worin er die Herrlichkeit und Nützlichkeit des Marterthums, die dazu nothwendigen Bedingungen und Vorbereitungen entwickelte, zur Festhaltung an dem wahren Glauben und zur Standhaftigkeit bis zum letzten Augenblick ermahnte. Er starb im J. 1600 zu Nangasaki. Unter seinen Schriften ist vor Allem seine für die Geschichte der christlichen Kirche in Japan wichtige Historia mortis trium martyrum e Societate, qui anno 1597 in Japonia cum aliis cruci affixi sunt (Romae 1628. 8.) zu nennen; sie erschien auch in einer guten italienischen Bearbeitung (Breve relatione della gloriosa morte di Paolo Michi, Giovanni Goto e Giacomo Chisai Giapponesi della Compagnia di Giusù, seguita in Nangasachi alli 5 di Febraro 1597. Milano 1628. 8.), aus welcher wieder eine schlechte französische Uebersetzung (Briefve relation de la mort glorieuse de Paul Michi, Jan Goto et Jacques Ghisai Japonnois de la Compagnie de Jésus, arrivée à Nangasachi le 5 Febvrier 1597. Louvain 1628. 8.) floß. Sehr brauchbare Nachrichten über Japan enthalten auch seine in den verschiedenen Ausgaben der Annuae literae Patrum Societatis Jesu ex Japonia aufgenommenen Berichte, besonders aber ein Brief vom J. 1586 aus der japanesischen Provinz Bungo und ein anderer vom J. 1593 an Cl. Aquaviva, den General des Jesuitenordens, über die japanesischen Verhältnisse und Zustände; beide findet man in der von dem Jesuiten Jean Hay herausgegebenen Sammlung der Briefe seines Amtsgenossen aus Japan, Indien und Peru. (De rebus Japonicis, Indicis et Peruvianis Epistolae recentiores a Joanne Hayo in librum unum coacervatae. Antverpiae 1605. 8.) Gomez soll auch ein Werk über China geschrieben haben, welches aber ungedruckt blieb †). (*Ph. H. Külb.*)

*) Siehe Nouveau Dictionnaire historique. *La Madeleine*, Dictionnaire des Poètes français morts (Paris 1805.) p. 213.

†) *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Tom. IV. p. 280 seq.

GOMEZ (Vicente), spanischer Dominikaner, um das Jahr 1560 zu Valencia geboren, lehrte nach der Beendigung seiner Studien und nachdem er im J. 1605 zu Valladolid die theologische Doctorwürde erlangt hatte, in dem Convente seines Ordens zu Valencia die Philosophie und Theologie, ward später Superior dieses Convents und starb daselbst um das Jahr 1633. Seine dem Fache der Legende und Moral angehörenden Schriften: Relacion de las famosas fiestas en la ciudad de Valencia a la canonicacion de S. Raimundo de Pennaforte (Valencia 1602. 8.), Descripcion de la ciudad de Jerusalem (Valencia 1603. 8. Ibid. 1620. 8.), Relacion de la vida, muerte e hechos milagrosos del F. Domingo Anadon (Valencia 1604. 8. Ibid. 1607. 8.), Los sermones y fiestas en la ciudad de Valencia por la beatificacion de S. Luys Bertran (Valencia 1609. 8.), Defensa de las lagrimas de los justos perseguidos y de las sagradas religiones y estado ecclesiastico del Pedro Calvo (Valencia 1601. 8. Ibid. 1611 4. aus dem Portugiesischen übersetzt), Historia de la vida de S. Vicente Ferrer (Valencia 1618. 8.), La santidad rara y milagrosos hechos de los Santos Ambrosio de Sena y Jacobo Salomon con una cronologia de Santos Religiosos (Valencia 1624. 8.) und Govierno de principes y de sus consejos para el bien de la republica ò del Senato con un tratado de los Pontifices y Prelados de España (Valencia 1626. 4.) wurden von seinen Zeitgenossen fleißig gelesen, sind aber jetzt, da der Inhalt nicht mehr ansprechen kann, nur noch des guten Styls und der reinen Sprache wegen beachtungswerth *). (*Ph. H. Külb.*)

GOMEZ-PEREIRA (Antonio), Philosoph, lebte im 16. Jahrh.; über seine Lebensverhältnisse ist so wenig Sicheres bekannt, daß man nicht einmal weiß, ob ihm Spanien oder Portugal als Vaterland anzuweisen sei. Die von ihm uns überkommene Schrift: Margarita Antoniana (Medina del Campo 1554; wieder aufgelegt daselbst 1587 und später 1610 zu Frankfurt) ist in der Hauptsache eine gegen Galen gerichtete medicinische Streitschrift, aber reich an scharfsinnigen philosophischen und physiologischen Digressionen, die ihrer Zeit voraneilten, namentlich in ihrem Hauptthema De anima brutorum. Man ist der Meinung, daß Descartes namentlich die Ideen dieses Denkers benutzt habe und ihm besonders es zuzuschreiben sei, daß Gomez-Pereira's Name nicht einer gänzlichen Vergessenheit anheim gefallen sei. (*J. E. Volbeding.*)

GOMEZ DE BECERA (Alvares), spanischer Staatsmann, geboren in dem Flecken Caceres, zur spanischen Landschaft Estremadura gehörig, am 26. Dec. 1771. Nach auf mehren Universitäten absolvirten juristischen Studien begann er seine öffentliche Wirksamkeit als Advocat in seinem Geburtsorte, über den weit hinaus der Ruf seiner Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit sich erstreckte. Sein eifriger Patriotismus eröffnete ihm in dem Unab-

*) *J. Echard* et *J. Quetif*, Scriptores Ordinis Praedicatorum. Vol. II. p. 445.

hängigkeitskriege gegen Frankreich ein weites Feld politischer Thätigkeit. Im J. 1809 zum Mitglied der Provinzialregierungsjunta ernannt, trat er schon nach drei Jahren in das Regentschaftsconseil der spanischen Lande ein, und nach der Veröffentlichung der neuen Constitution ward er im J. 1813 Präsident der Regierung der Provinz Estremadura. Auch nach der Rückkehr Ferdinand's VII. blieb er in seinem Posten; nachdem seine Dienste vorübergehend in Madrid in Anspruch gnommen waren, erhielt er seine bleibende Anstellung in Toledo, wo er mehre Jahre an der Spitze der Verwaltung der öffentlichen Geschäfte stand. Im J. 1821 zum Cortes ernannt fungirte er als königlicher Fiscal dieses ersten Collegiums des Landes; er war im J. 1823 Präsident dieses in Cadix zusammengetretenen Gerichtshofes. Hier konnte er in den Zerwürfnissen, in welche dieser Theil der Landesvertretung mit dem Könige gerathen war, der Ungnade des letzteren nicht entgehen. Er mußte sich den gegen ihn versuchten Maßregeln durch die Flucht entziehen, und zunächst von Gibraltar aus begab er sich unter englischem Schutze nach Malta, welches er späterhin mit Marseille vertauschte, wo er fast vier Jahre seinen Aufenthalt hatte. Nach der durch die Königin von Spanien erlassenen Amnestie kehrte Gomez sofort in sein Vaterland zurück und unbehindert fing er wieder an zuerst in der Eigenschaft eines Sachwalters an verschiedenen Gerichtshöfen seine Theilnahme an den öffentlichen Geschäften an den Tag zu legen. Bald aber nahm der Staat seine so oft schon erprobten Talente wieder in vollen Anspruch. Die höchsten Würden, die abwechselnd ihm ertheilt wurden, entschädigten ihn reichlich für die Ungunst, als deren Märtyrer er ins Exil hatte wandern müssen. Als Präsident des Cassationshofes, als Justizminister und Vorsitzender der Kammer der Cortes leistete er seinem Vaterlande voll Uneigennützigkeit und fern von allem unwürdigen Factionsgeiste die wichtigsten Dienste und in voller und dankbarer Anerkennung seiner Verdienste erreichte er ein hohes Alter, ein Musterbild eines einsichtsvollen und rechtschaffenen Staatsmannes, dessen Name in dem reichen Strahlenkranze seiner Verdienste nicht untergehen kann.

(*J. E. Volbeding.*)

Gomez de Castro, s. Castro (1. Sect. 15. Bd. S. 347).

GOMEZ DE CIUDAD-REAL (Alvarez), ausgezeichnet als Gelehrter, namentlich auch als gewandter lateinischer Dichter, geb. im J. 1488 in der Stadt Guadalarara in der Provinz Toledo, gestorben daselbst den 14. Juli 1538. Sprößling einer vornehmen altadeligen Familie fand er als Ehrenpage (span. Menino) bei dem Infanten von Aragonien, Dom Karlos, nachmaligen Kaiser Karl V., Anstellung und nahm an der wissenschaftlichen Erziehung dieses Prinzen Theil. Von ausgezeichneten Talenten unterstützt erwarb er sich schnell, besonders im Fache der schönen Wissenschaften, den Ruf eines der ersten Gelehrten Spaniens; außerordentlich war seine poetische Begabung und namentlich im lateinischen poetischen Ausdrucke entfaltete er eine Gewandtheit und Präcision, eine Eleganz und Reinheit, die ihn den alten classischen Dichtern nahe stellte und ihm den Ehrennamen des „spanischen Virgil's" erwirkte. Auch die sprödesten Stoffe fügten sich mit Leichtigkeit den Eingebungen seiner Muse. Auf solche führte ihn die vorwaltend theologische Erziehung, die er am spanischen Hofe genossen hatte. Im Nachklange der ritterlichen Uebungen, die er in den Umgebungen seines königlichen Herrn getrieben hatte, ergriff er auch eine Zeit lang den Ernst des Waffenhandwerkes und folgte Karl V. auf den Schauplatz vieler Kriege, besonders in Italien, wo er in der Schlacht bei Pavia im J. 1512 schwere Blessuren erhielt. Wie es scheint nicht sonderlich für seine Dienste belohnt, zog er sich mit einer Pension begnadigt aus dem öffentlichen Leben ganz zurück und lebte fortan in seiner Vaterstadt seinen gelehrten Studien und seiner Häuslichkeit. Seine Thalia christiana (Alcala 1522. 4.) ist ein episch-heroisches Gedicht, welches das Leben des Heilands und die Geheimnisse seiner Religion zum Gegenstand hat. Seine Musa Paulina s. Pauli epistolae versibus elegicis, mit Dedication an Papst Clemens VII. (Alc. 1529), seine Proverbia Salomonis (Basil. 1538), seine Septem psalmi poenitentiales (Ibid. 1538) hatten das Verdienst, biblische Gedankenreihen in ansprechender Form in Kreise zu bringen, wohin sie sonst weniger kommen. Sein den Orden des goldenen Vließes besingendes Heldengedicht in 5 Büchern: De militia principis Burgundi, quam Velleris Aurei vocant, ad Carolum Caesarem, ejusdem militiae principem (Toled. 1540) fand an Aler. Vanigas einen Uebersetzer in das Spanische (Ibid. 1546). Aber auch im spanischen Idiome bewegte sich Gomez in gebundener Rede eben so anmuthig als in dem lateinischen und seine Descripcion teologica de los mysterios sagrados, seine translacion de los triunfos del Petrarca, seine Satyras morales contra los siete vicios, die er zu dem Tesoro de sacra poesia des Juan Esteban de Villalobos (Madr. 1604. 8.) beisteuerte, aus von seinem Sohne dazu benutzten handschriftlichen Nachlässen, erhielten seinen Namen lange in verdienter Achtung *). (*J. E. Volbeding.*)

GOMEZ DE CIUDAD-REAL (Fernando), Leibarzt Königs Johann II. von Portugal, geb. im J. 1388 in Ciudad-Real, der Hauptstadt der zum Königreiche Neu-Castilien gehörigen Provinz Mancha, gest. daselbst im December 1453. Er hatte seine medicinischen Studien auf der Universität Alcala gemacht und daselbst promovirt; seine durch Sparsamkeit und Einfachheit der zu reichenden Arzneimittel sich auszeichnende Heilmethode, welche gegen die damals gegentheilige vortheilhaft abstach und der mitwirkenden Naturheilkraft ihr Recht anerkannte und sicherte, führte ihm in seiner Vaterstadt, wo er als praktischer Arzt wirkte, eine ausgebreitete, durch schöne Erfolge ausgezeichnete Praxis zu und erwirkte ihm den Ruf als Leibarzt des Königs Johann II. von Portugal, dem er um so lieber folgte, da er in Ciudad-Real von

*) Man s. *Nic. Antonio*, Bibliotheca scriptt. Hispan. Tom. III. p. 59 ss. Jöcher, Allgem. Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1063 fg. Biographie générale. Tom. XXI. p. 154. 155.

einer ihm feindlichgesinnten ärztlichen Coterie angefeindet ward, auch das durch Parteiungen und bürgerliche Kriege damals kläglich zerrissene Castilien seinem friedlichen, den Wissenschaften auch neben der Medicin eifrigst zugethanen Sinne wenig zusagte. An der königlichen Hofhaltung wußte sich Gomez schnell das Vertrauen des Königs zu erwerben und es gelang ihm oft, zugleich als glücklicher Vermittler zwischen ihm und vielen Großen seines Reiches, welche unter einander in Parteien zerfallen waren, einzutreten. König Johann hatte einen Kreis von Gelehrten um sich geschaart und der vielseitig gebildete und feingesittete Gomez wußte sich auch in diesem bestens geltend zu machen; er war als Vorleser des Königs eine Person von Einfluß geworden und da er diesen gleichwol nicht zu seinem eigenen Vortheile ausbeutete, so gewährte ihm des Königs Musenhof, dem Männer wie die Marquis von Villena und Santillana, die Gebrüder Mendoza und Johann von Mena angehörten, den genußreichsten Aufenthalt. Erst nach dem im J. 1453 erfolgten Tode Johann's II. zog sich Gomez, arm, wie er nach Portugal gekommen war, in seine Vaterstadt zurück. Von seinen medicinischen Schriften hat sich Nichts mit Auszeichnung auf die Folgezeit vererbt, wie gesucht sie auch seines naturgemäßen Heilsystems wegen während seiner Lebenszeit gewesen sein mögen. Gern aber verdankt ihm der Freund der Geschichte und Literatur ein mit vielem Geschmacke geschriebenes, in Briefe eingekleidetes Gemälde des königlich-portugiesischen Hofes während Johann's II. Regierung. Es erschien zuerst ohne Angabe des Druckortes im J. 1499, 4. unter dem Titel: Cartas epistolares al Rey Juan II., wurde später oft wieder aufgelegt, am besten in der neuesten durch Zusätze vermehrten Auflage von de Plaguno und Mirola. (Madrid 1765. 4.) In dem Gomez betreffenden Artikel der Biogr. univ.*) wird es also charakterisirt: „On peut regarder cet ouvrage, un de plus curieux de son genre, comme l'histoire secrète du règne de Jean II. Gomez avait fait une étude approfondie du coeur humain; aussi peint-il de main de maître les principaux personnages, qui ont brillé sous ce règne orageux. Il n'oublie aucun des événements qui le rendirent célèbre et donne un détail assez intéressant sur la littérature espagnole de son siècle. Le style en est pur et correct; c'est, en un mot, l'ouvrage d'un philosophe et d'un politique impartial.“ (*J. E. Volbeding.*)

GOMEZ DE VASCONCELLE (Louise Geneviève de), französische Schriftstellerin, gest. im J. 1718. Sie war einer portugiesischen Familie entsprossen. Ihr Vater, Gomez de Vasconcelle, hatte vorzugsweise der vorübergehenden Erhebung des Prinzen Don Antonio von Portugal auf den Thron dieses Landes seinen Einfluß zugewendet und mußte, als dieser Prinz der Herrschaft entsagen mußte, mit seiner Familie ins Ausland flüchten. Er blieb in Frankreich, wo er seiner Tochter eine ausgezeichnete Erziehung geben ließ. Sie vermählte sich später an Gillot de Beaucour. Noch vor ihrer Vermählung ließ sie im J. 1685 ihren Arioste moderne, ou Roland le Furieux, traduit de l'Italien. (Par. 2 vols. 12.) erscheinen, wozu ihr Quinault's gleichnamige Oper von demselben Jahre die Veranlassung gegeben haben soll. Sie beabsichtigte das berühmte italienische Heldengedicht in Frankreich bekannter zu machen, als es damals noch war und um es dem bigotten Hofe Ludwig's XIV. zu empfehlen, entfernte sie Alles, was in Beziehung auf Gegenstände der Religion oder Sittlichkeit anstößig sein konnte, dabei nicht ohne Geschick, den Schönheiten ihres Originals in der französischen Bearbeitung gerecht zu werden. Darum hat auch ihre Arbeit ihren Namen in der Literatur erhalten und ihr französischer „Ariost“ ward im J. 1720 wieder aufgelegt. Ihre sonstigen schriftstellerischen Arbeiten, meist Romane, z. B. Le courier d'amour, Les caprices de l'amour, Le mari jaloux u. a., welche ohne ihren Namen vom J. 1679 an erschienen und damals gern gelesen wurden, sind gänzlich verschollen. Sie war die Mutter der Madame de Saintonge, welche ihren Namen als Schriftstellerin auch bekannt gemacht hat**). (*J. E. Volbeding.*)

GOMEZA, eine von R. Brown aufgestellte Gattung der Orchideen, welche mit Rodriguezia, von Ruiz und Pavon schon früher bekannt gemacht, zusammenfällt. Sie hat eine abstehende, fast gleich große Blüthenhülle, deren äußere seitliche Blättchen zusammengewachsen sind und unter der Lippe stehen. Letztere ist benagelt, ganzrandig, am Grunde herzförmig, in der Mitte schwielig, ihr Nagel läuft mit dem stielrunden, an der Spitze bärtigen Säulchen parallel. Der Staubbeutel ist einfächerig, fleischig, die Antherengrube ist nackt, nach Hinten abschüssig. Die beiden Pollenmassen sind nach Hinten hohl, ihr Stielchen ist elastisch.

Hierher gehören krautartige, auf lebenden Pflanzen vorkommende Gewächse im tropischen Amerika mit lederartigen oder häutigen, gefalteten Blättern, überhängenden Aehren und großen Blüthen. (*Garcke.*)

GOMEZIA, so benannte Mutis einer Rubiaceengattung, welche schon früher von Banks als Nertera bekannt gemacht war. Sie ist durch folgende Merkmale ausgezeichnet: Der Kelch hat eine eiförmige, mit dem Fruchtknoten verwachsene Röhre und einen sehr kleinen, oberständigen, vierzähnigen Saum. Die oberständige Blumenkrone ist trichter-glockenförmig, innen kahl, vierlappig. Die vier Staubgefäße sind dem Grunde der Kronröhre eingefügt und ragen aus letzterer ein wenig hervor, die Träger sind fadenförmig, frei, die Staubbeutel rundlich. Der Fruchtknoten ist unterständig. Der Griffel ist fadenförmig. Die beiden Narben sind rauhhaarig. Die Beere ist rundlich, genabelt, 2—4steinig, die Steine sind lederartig,

*) Tom. XVII. p. 133. Siehe auch J. C. Adelung, Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1521.

**) Siehe *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 407. Irrthümlich hat C. P. Goujet in seiner Biblioth. française Tom. VII. p. 368 die oben erwähnte Bearbeitung des Ariost der Madeleine Angelique Poisson de Gomez beigelegt, wahrscheinlich durch den gemeinschaftlichen Familiennamen dazu verleitet.

einsamig. Die Samen sind aufrecht, auf dem Rücken gewölbt, an der Seite flach und gefurcht. Der Samenkeim ist in der Achse des hornartigen Eiweißes aufrecht, die Keimblätter sind sehr kurz, das Würzelchen ist stielrund.

Hierher gehört nur eine in den tropischen und außertropischen Gegenden der südlichen Hemisphäre vorkommende, kriechende Art mit gegenüberstehenden, gestielten, eiförmigen, etwas fleischigen Blättern, sehr kleinen Nebenblättern, endständigen, sitzenden, einzelnen, weißen Blüthen und rothen Beeren. (*Garcke.*)

GOMEZIUM ist bei De Candolle der Name für die zweite Section der Papilionaceengattung Nissolia, welche bei Endlicher zugleich mit der dritten Section dieser Gattung die von Persoon aufgestellte, durch folgende Charaktere ausgezeichnete Gattung Machaerium bildet. Der Kelch ist röhrig-glockig, abgestutzt, sehr kurz fünf- oder vierzähnig mit sehr breitem, ausgerandetem oberen Zahne. Die eiförmige oder kreisrunde, ganzrandige oder ausgerandete, am Grunde zusammengefaltete, verschmälerte, abgestutzte oder kaum ohrförmige, anhängsellose Fahne der Blumenkrone ist ein wenig länger als die länglichen, oft sichelförmigen Flügel, der Kiel ist einwärts-gekrümmt, stumpf, so lang oder ein wenig kürzer als die Flügel, oft kurz geschnäbelt, seine beiden Blättchen sind mit dem Rücken verwachsen. Die zehn Staubgefäße sind am Grunde einbänderig, ihre Scheide ist vorn oder zu beiden Seiten gespalten, der der Fahne zugewandte Staubfaden ist bisweilen bis zum Grunde frei, die Staubbeutel sind länglich. Der Fruchtknoten ist gestielt, eineiig. Der Griffel ist einwärtsgekrümmt, fadenförmig, die Narbe ist dünn. Die nicht aufspringende Hülse ist gestielt, zusammengedrückt, lederartig, ein wenig ausgeschnitten, bisweilen gewölbt und endigt in einen länglichen oder messerförmigen, häutigen, am äußeren Rande verdickten Flügel, welcher länger als die Hülse selbst ist. Der Samen ist nierenförmig, das Würzelchen einwärts-gebogen.

Die hierher gehörigen Arten wachsen im tropischen Amerika, es sind Bäume mit wechselständigen, unpaarig-gefiederten Blättern, lederartigen, fast wechselständigen Blättchen, von denen das endständige von dem letzten Paare entfernt steht, mit fehlenden oder bald abfälligen, bald stehenbleibenden, dornenartigen Nebenblättern, achsel- und endständigen, büschelig-ästigen Blüthentrauben, sitzenden oder kurzgestielten, fast einseitswendigen, an den äußersten Aesten zweizeilig stehenden Blüthen, kleinen Deckblättern, zwei kreisrunden, eiförmigen oder seltener lanzettlichen, dem Kelche angedrückten Deckblättchen, oft außenseits seidig-wolligen Blumenkronen, einem wolligen Fruchtknoten und mit kahlen oder wolligen Hülsen. (*Garcke.*)

GOMFUDE oder GHUNFUDA, eine Hafenstadt an der Westküste von Arabien, südsüdöstlich von Mekka (nach Niebuhr 19° 7′, nach englischen Angaben 19° 8′ 51″ nördl. Br.). Der Ort, früher ein ansehnlicher Handelsplatz, ist in neuerer Zeit so herabgekommen, daß Rüppell, der ihn 1831 besuchte, kaum 1500 Einwohner daselbst fand, hat aber gutes Wasser. An der Küste finden sich Korallenbänke. (*H. E. Hössler.*)

GOMICOURT (Augustin Pierre Damiens de), Schriftsteller im Fache der Geschichte und Sprachwissenschaft, geb. den 7. März 1723 in Amiens, der Hauptstadt der Picardie, gest. um das Jahr 1789. Er war der Sprößling einer angesehenen Kaufmannsfamilie, welche seit längerer Zeit von dem Sitze ihrer ausgebreiteten Handlungsetablissements den Namen Damiens in den Vordergrund hatte treten lassen. Augustin Pierre gab aus überwiegender Neigung zur Beschäftigung mit den Wissenschaften von seiner Kindheit an die auch ihm zugedachte Handelscarrière auf und kehrte späterhin als Schriftsteller zu dem ursprünglichen Familiennamen Gomicourt zurück, wiewol man hin und wieder auch unter dem Namen Damiens über ihn berichtet findet. Nachdem Gomicourt durch treue Benutzung der Unterrichtsmittel, die seine Vaterstadt und die weitere Umgebung in reicher Fülle ihm bot, bei anhaltendem, durch gute Naturgaben unterstützten Fleiße eine solide allgemeine Bildung gewonnen hatte und sein bedeutendes Vermögen ihn der Nothwendigkeit überhob, ein besonderes Fachstudium zu ergreifen, legte er sich mit Eifer auf das Studium der Geschichte, wobei ihm namentlich der Umstand zu statten kam, daß, auch unter seiner speciellen Mitwirkung, die Stiftung der Akademie der Wissenschaften zu Amiens erfolgte, deren Mitglied er von ihrer Begründung an war und blieb. Er bereicherte ihre Denkschriften mit einer großen Anzahl von Abhandlungen, die er in den Sitzungen der Akademie vorgetragen hatte und von denen viele ihres allgemeinen Interesses wegen in separaten Abdrücken erschienen oder in seine Mélanges historiques et critiques, die weiter unten nochmals zu erwähnen sein werden, wieder eingereiht wurden. Nachdem Gomicourt den Plan zu seinen „Briefen über England" entworfen hatte, in welchen er seinen Landsleuten eine genauere Kenntniß des englischen Volkes unter den Gesichtspunkten der Gesetzgebung und Verwaltung, des Handels, der Wissenschaften und Künste ꝛc. zuzuführen gedachte, was auch geschah und anerkannt ward, siedelte er nach Paris über, wo er die nöthigen wissenschaftlichen Unterlagen für sein literarisches Unternehmen zu finden gewiß sein durfte. Er sah sich dabei auch zu linguistischen Studien geführt, durch welche er der Verbreitung der englischen Sprache und Literatur in Frankreich förderlich ward. Als ein Ehrenamt führte er auch das Secretariat des Gouvernements der Picardie. Die genauere Angabe des Ortes und der Zeit seines Todes fehlt bis jetzt. Die Liste der Schriften, die ihm theils allein angehören, auch oft unter angenommenen Namen, theils von ihm mitgefördert wurden, ist eine sehr lange. Viele davon, z. B. sein Sittenroman: Dorval, ou Manuscrit pour servir à l'histoire des moeurs du XVIII siècle (Par. 1767. 4 vols. 12), sind völlig vergessen. Andere, wie der Esprit des philosophes et écrivains célèbres de ce siècle (Par. 1772. 12.) und: Essai sur la poésie lyrique-comique (Par. 1770. 12.), unter dem Namen Jer. Carré, enthalten noch immer brauchbare Stoffe für

Literargeschichte. Am erheblichsten sind aber folgende: Mélanges historiques et critiques, contenant diverses pièces relatives à l'histoire de France. (Par. 1768. 2 vols. 12.) Mehre Bestandtheile dieser Sammlung (z. B. die Dissertation historique et critique pour servir à l'histoire des premiers temps de la monarchie fr., die Conjectures sur la véritable cause de la suppression de la dignité de Connétable de France, die Observations sur la nature des biens ecclésiastiques, die Histoire de la surprise de la ville d'Amiens par les Espagnols et la réprise de cette ville par Henri IV. u. a.) waren früher besonders erschienen oder hatten ihre Standorte in den Denkschriften der Akademie der Wissenschaften von Amiens. Das doppelte Verbot der Rechnungskammer und des Parlaments, welches diese Mélanges traf, förderte nur ihre Verbreitung. Der Observateur français à Amsterdam (Amst. 1779. 12.) brachte es nur zu einem einzigen Bande. Desto glänzenderen Erfolg hatte der Observateur français à Londres, ou Lettres sur l'état présent de l'Angleterre, relativement à ses forces, à son commerce et à ses moeurs, avec des notes et des remarques historiques, critiques et politiques. (Par. 1769—1772. 32 vols. 12.) Unter dem pseudonymen Namen von Jer. Carré erschien der Traité analytique, étymologique et raisonné de la prononciation de la langue anglaise. (Par. 1778. 8.) An der Uebersetzung von Robertson's „Geschichte von Amerika" durch Suard und Jansen, von Blackstone's Commentar über die englischen Gesetze und möglicherweise an noch anderen Werken hatte Gomicourt Antheil, dessen Umfang sich aber schwer näher bestimmen lassen dürfte*). (*J. E. Volbeding.*)

GOMIDAS, armenischer Bischof, sogenannter Katholikos, aus Aghtsits in der armenischen Provinz Arakadzod gebürtig, nach dem Tode des Bischofs Johannes III. zu der Würde eines solchen im J. 617 erhoben, nachdem er vorher längere Jahre Bischof von Mamigonien gewesen war. Ein würdiger Nachfolger des Bischofs Gregorius Lusawovitsch (Erlauchter), dem die armenische Kirche ihren festeren Bestand und ihre vielfach eigenthümliche Organisation verdankte, ließ sich Gomidas namentlich deren Selbständigkeit gegen das unaufhörliche Andringen Roms, die armenische Kirche wieder mit der orthodoxen zu uniren, angelegen sein und war und blieb eine feste Stütze der sogenannten Dissidenten, welche mit den unirten Armeniern in unaufhörliche Fehde verwickelt waren. In Eriwan, unfern des Klosters Etschmiadzin, in welchem der armenische Katholikos seine Residenz hat, legte Gomidas bereits im J. 618 den Grund zu der prachtvollen, der heiligen Hripsime geweihten Kirche und sein „Nerpogh Hripsimiah" (Hymne auf die heilige Hripsime) hat noch jetzt seine feste Stelle in der armenischen Liturgie; Bischof Gomidas starb im J. 625. (*J. E. Volbeding.*)

*) Specielleres über Gomicourt's literarische Wirksamkeit bei *J. M. Quérard*, La France littéraire (unter Damiens de Gomicourt) Tom. II. p. 376 und in dem ihn betreffenden Artikel der Biographie universelle (unter Gomicourt) Tom. XVII. p. 135.

GOMIDAS, nach seinem Geburtsorte Khéomurdjian genannt, Pfarrer an der armenischen Dissidentenkirche zum heil. Gregor in Smyrna, auch als fleißiger Schriftsteller auftretend, namentlich durch seine geschichtlichen Memoiren über die Zerwürfnisse zwischen den armenischen Dissidenten und Unirten in Constantinopel bekannt, enthauptet daselbst am 25. Oct. 1727. Er war von dem armenischen Patriarchen Johannes von Smyrna vor dem Großvezier und Obermufti zu Constantinopel als Rebell gegen den Großherrn denuncirt worden. Johannes aber war der persönliche Feind des Gomidas, der sich gegen die tyrannischen Uebergriffe seines Vorgesetzten freimüthig ausgesprochen hatte und ihn als einen überlästigen Aufpasser los zu sein wünschte. Wiewol die zur Untersuchung der gegen Gomidas anhängig gemachten Klage niedergesetzte Commission keine Schuld an ihm fand, so ward doch auf fortgesetzte Agitation des Patriarchen Johannes seine Verurtheilung zum Tode, als der öffentlichen Ruhe wegen unerläßlich, durchgesetzt; achtzehn andere Personen, die in seinen Proceß verflochten waren, konnten der Todesstrafe nur dadurch entgehen, daß sie zum Islam übertraten. Gomidas allein besiegelte die Treue für den christlichen Glauben mit dem Tode, von da ab als Märtyrer von den dissidentischen Armeniern verehrt. Unter dem Namen des „seligen Wunderthäters" steht er bei ihnen noch jetzt im größten Ansehen. (*J. E. Volbeding.*)

GOMIS (Joseph Melchior), geb. 1793 [1]) zu Anteniente in Valencia, zeigte früh Anlagen und Neigung zur Tonkunst. Als Chorknabe in dem Domherrnstifte seiner Vaterstadt bildete er sein musikalisches Talent sorgfältig aus. Er machte so rasche Fortschritte, daß er schon in seinem 16. Jahre (1809) die Stelle eines Gesanglehrers übernehmen konnte. Seine Mußestunden benutzte er zu seiner weiteren musikalischen Ausbildung. Der Unterricht, den ihm der Pater Pous ertheilte, machte ihn mit dem strengen Style der Kirchenmusik bekannt. Einen entschiedenen Einfluß auf seine musikalische Bildung und auf seinen Geschmack hatte für ihn das mit großem Eifer fortgesetzte Studium der Werke älterer Meister, namentlich Mozart's und Haydn's. Von dem erstgenannten Componisten lernte er besonders die Kunst der Instrumentation. In einen völlig heterogenen Wirkungskreis, der mit seinen bisherigen Studien Nichts gemein hatte, ward er versetzt durch seine Ernennung zum Militairmusikdirector bei der Artillerie in Valencia. Er stand damals (1813) in seinem 21. Jahre. Seine Stelle gereichte ihm in sofern zum Vortheil, daß er dadurch genöthigt ward, die Benutzung und Behandlung der Instrumente gründlich zu erlernen. Seine ersten Versuche in der Composition waren Parademärsche. Die Vorliebe für Haydn veranlaßte ihn, mehre Symphonien dieses Componisten und selbst dessen Oratorium: „Die sieben Worte am Kreuz" für Militairmusik zu arrangiren.

1) Nach andern Angaben soll Gomis bald 1796, bald 1797, bald 1798 geboren worden sein. Etwas Bestimmtes über sein Geburtsjahr läßt sich nicht ermitteln. Vergl. Gaßner's Universallexikon der Tonkunst S. 356.

Immer stärker regte sich in ihm die schon früh erwachte Neigung zu dramatischen Compositionen. Er fand sich dadurch bewogen, 1817 seine Stelle niederzulegen. In Madrid gelang es ihm, mehre von ihm componirte kleine Opern zur Aufführung zu bringen. Vorzüglichen Beifall fand die Oper: La Aldiana. Sie verschaffte ihm die Stelle eines Musikdirectors der königlichen Garde. Die politischen Ereignisse des Jahres 1823 vertrieben ihn aus seinem Vaterlande, wohin er nie wieder zurückkehrte. Mit dem Entschlusse, sich gänzlich der dramatischen Composition zu widmen, begab er sich nach Paris. Er hoffte, durch diesen Schritt sich eine glänzende Laufbahn zu eröffnen. Seine musikalischen Anlagen und sein ernstes Streben konnten ihn zu dieser Hoffnung berechtigen, die er jedoch völlig vereitelt sah.

Mit den Theaterintriguen und dem Künstlerneide hatte er einen harten Kampf zu bestehen. Drei Jahre hatte er bereits in Paris zugebracht, ohne daß es seinen vielfachen Bemühungen gelungen war, von irgend einem französischen Dichter einen Operntext zu erhalten. An Rossini fand er einen Freund, der sich lebhaft für ihn interessirte. So sehr sich jedoch der genannte Componist für ihn verwendete, ward doch unter den von Gomis componirten Opern auch nicht eine einzige aufgeführt.

Nicht viel besser ging es ihm Anfangs in London, wohin er sich auf Rossini's Rath 1826 begeben hatte. Er befand sich in einer drückenden Lage. Eine sorgenlosere Existenz und zugleich eine angenehmere Stellung als Künstler sich zu verschaffen, gelang ihm erst, als er sich bequemte, den Beruf eines Operncomponisten mit dem Geschäfte eines Gesanglehrers zu vertauschen. Die von ihm componirten Romanzen, Boleros ꝛc. fanden eine nicht minder günstige Aufnahme, wie sein mit Orchesterbegleitung componirtes Vocalquartett: El invierno. Seine theoretischen Kenntnisse zeigte er in einer von ihm herausgegebenen Singschule. Dies Werk erschien unter dem Titel: Méthode de solfège et de chant. Rossini und Boyeldieu ehrten ihn durch ein schmeichelhaftes Lob. Sein Hang zur dramatischen Composition war jedoch so überwiegend, daß er, ohne ihn zu befriedigen, keine Ruhe fand. Im J. 1827 führte ihn eine abermalige Reise nach Paris. Er war so glücklich, dort einen Operntext zu erhalten, mit welchem er nach London zurückeilte. Bald war er im Stande, dem Director der Opéra comique die Partitur einer von ihm componirten Oper einzuschicken. Er ward hierauf aufgefordert, die Proben selbst zu leiten. Dies geschah, aber schon nach einigen Proben verweigerte der Director die Aufführung der Oper. Gomis mußte gerichtlich gegen ihn einschreiten. Er ward zwar durch die Summe von 3000 Francs entschädigt, mußte jedoch auf die Aufführung seiner Oper verzichten. Der eingeleitete Proceß hatte lange gedauert. Gomis hatte dadurch seinen Erwerb in London eingebüßt. Dadurch und durch die mit den öftern Hin- und Herreisen verbundenen Kosten sah er sich in eine misliche Lage versetzt, die ihn jedoch nicht abhielt, noch länger in Paris zu bleiben und sein Ziel beharrlich zu verfolgen.

Den höchsten Wunsch seines Lebens sah Gomis erfüllt, als die von ihm componirte Oper: Le Diable à Seville, durch Rossini's Verwendung, am 29. Jan. 1831 auf dem Theater Ventadour aufgeführt ward. Diese Oper, die ihm zuerst als dramatischen Componisten einen Namen erwarb, ward im Allgemeinen günstig aufgenommen, doch mehr von Musikkennern, als von dem großen Publicum. Durch den Freiherrn v. Lichtenstein ward sie auf den teutschen Boden verpflanzt und durch einen Clavierauszug, der 1833 zu Mainz erschien, ziemlich verbreitet. Wie geschäftig der ihn rastlos verfolgende Künstlerneid war, zeigte sich, als er den Auftrag erhalten hatte, eine große Oper für das Théatre de l'Académie royale zu componiren. Sie ward eingeübt, die Aufführung jedoch durch mannichfache Cabalen hintertrieben. Obgleich durch diese abermalige Täuschung tief gekränkt, verfolgte Gomis doch mit Beharrlichkeit sein Ziel. Einen glänzenden Beweis von seinen Talenten gab er in der komischen Oper: Le Revenant, die trotz aller Intriguen 1833 aufgeführt ward und ungeachtet des schlechten Textes und der nicht günstigen Stimmung des Publicums eine beifällige Aufnahme fand. Vielfache Kränkungen und Chicanen bei der Bearbeitung und Einübung dieser Oper von Seiten der Direction hatten jedoch höchst nachtheilig auf seine Gesundheit gewirkt. Er bekam Anfälle von Brustkrämpfen, die ihm die Sprache raubten. In seinem leidenden Zustande schrieb er noch die Oper: Le Portefaix. Auch diese Oper, die das Jahr vor seinem Tode (1835) aufgeführt ward, fand nicht den Beifall, den sie nach dem Urtheile unparteiischer Kunstkenner verdient hätte. Er starb zu Paris an der Halsschwindsucht den 27. Juli 1836. Unvollendet hinterließ er die Oper: Rock le Barbu. Vor Nahrungssorgen hatte ihn in der letzten Zeit seines Lebens eine Pension geschützt, die er einem seiner Gönner, dem Chef des Departements der schönen Künste beim Ministerium des Innern, Cavé, zu verdanken gehabt hatte. Geschätzt ward Gomis von Musikkennern besonders als ein tüchtiger Contrapunctist und in dieser Beziehung vorzüglich ein Chor der Mönche in der Oper: Le Diable à Seville gerühmt [2]).

(*Heinrich Döring.*)

GOMMARC (Jean), französischer protestantischer Theolog, zwischen den Jahren 1625 und 1630 wahrscheinlich zu Verteuil (im jetzigen Departement der Charente) geboren, wurde, nachdem er bereits mehre kirchliche Aemter bekleidet hatte, am 15. Sept. 1667 von der zu Saint Afrique versammelten Provinzialsynode von Oberguyenne auf den Vorschlag des akademischen Senats zum Professor der Philosophie an der protestantischen Akademie zu Puylaurens ernannt und trat im folgenden Jahre, nachdem er die vorgeschriebene Prüfung bestanden und die These: De mediatione Christi et praedestinatione (Puylaurens 1668. 4.) vertheidigt hatte, seine Stelle an. In seinen Vorlesungen, sowie in sei-

2) Siehe Blum's und Herloßsohn's Allgemeines Theaterlexikon. 4. Bd. S. 80. Gaßner's Universallexikon der Tonkunst S. 356.

nen beiden Abhandlungen: De natura fidei (Puylaurens 1671. 4.) und: De ortu fidei (Ibid. 1672. 4.) gesteht er dem subjectiven Elemente in der Natur und dem Ursprunge des Glaubens einen ziemlich bedeutenden Einfluß zu, eine unerhörte Neuerung in der auf der Akademie zu Puylaurens üblichen Lehrmethode, da die Calvinistische Theologie, welcher sie bis jetzt folgte, weder den Anlagen, noch den Neigungen des Menschen die geringste Rechnung trägt. Die bereits genannten Abhandlungen, zu welchen man noch eine vierte gegen die Lehre der Jesuiten gerichtete: De scientia Dei, quam Jesuitae mediam sive hypotheticam vocant (Puylaurens 1670. 4.) fügen kann, sind jetzt höchst selten geworden. Gommarc starb gegen das Ende des 17. Jahrh. *). (*Ph. H. Külb.*)

GOMMERN, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Jerichow I., an der Ehle, hat gegen 1900 Einwohner, zwei Wassermühlen, drei Windmühlen, Tabaksfabrik, Brauerei und Brennerei. (*H. E. Hössler.*)

GOMOAR [1]), Feldherr im Dienste mehrer römischen Kaiser und offenbar teutscher Abkunft, begegnet uns in der Geschichte zuerst als Befehlshaber der Scutarier (Schildträger), einer Abtheilung der Leibwache Vetranio's, welcher sich in Illyrien, wo er als Feldherr stand, zum Gegenkaiser aufgeworfen hatte und gegen den Kaiser Constantius II. ins Feld rückte. Als beide Heere im J. 350 bei Succi, dem Hauptpasse über den Hämus in Thrazien [2]), einander gegenüberstanden, wußte Constantius durch Gomoar, welchen er durch große Versprechungen gewonnen hatte, eine Verschwörung in dem großentheils aus Teutschen bestehenden Heere Vetranio's anzuzetteln, wodurch dieser bekanntlich zur Abdankung gezwungen wurde [3]). Daß Gomoar bei Constantius des von ihm geleisteten Dienstes wegen in hoher Gnade stand, beweist seine Ernennung zum commandirenden General (magister armorum) in Gallien, wo er aber bei seiner Ankunft (im J. 360) von Julian, der unterdessen von seinen Legionen zum Kaiser ausgerufen worden war, zurückgewiesen wurde, da dieser ihm wegen seines an Vetranio begangenen Verrathes nicht traute. Diese Zurücksetzung bewog übrigens den Kaiser Constantius, den über dieselbe ergrimmten Gomoar an der Spitze der Läter [4]) seinem Nebenbuhler, welcher mit einem Heere aus Gallien gegen Constantinopel anrückte, entgegen zu senden, um ihm den Uebergang über den Paß von Succi zu wehren [5]). Ehe aber Gomoar das feindliche Heer, welches bereits den Paß im Rücken hatte, erreichte, überraschte ihn die Nachricht von dem Tode des Constantius, der unvermuthet am 3. Nov. 361 zu Mopsucrenes an der Grenze von Cilicien und Kappadocien gestorben war, und da nun eine Provinz nach der andern sich Julian unterwarf, so scheint er, da er die ihm nicht holde Gesinnung des neuen Kaisers kannte, das Heer verlassen und in stiller Zurückgezogenheit gelebt zu haben, bis der Gegenkaiser Procopius ihm im J. 365 wieder den Befehl über eine Truppenabtheilung anvertraute [6]). Er zog nun mit dieser dem Kaiser Valens entgegen; als aber beide Heere im folgenden Jahre in Lycien zusammenstießen und er alsbald erkannte, wie schlecht die Sache des Procopius stand, ging er, obschon er in der gebirgigen Gegend den überlegenen Gegner hätte leicht täuschen und ohne Gefahr den Rückzug finden können, unter dem Scheine eines Gefangenen, als ob er plötzlich von einer feindlichen Schar überrascht und umringt worden wäre, in das nicht weit entfernte Lager des Valens über [7]). Ob er nach der Hinrichtung des Procopius von Valens begnadigt und wieder angestellt oder, was übrigens bei dem Schweigen der älteren Quellen nicht sehr wahrscheinlich ist, grausam behandelt und mit einer Säge zerschnitten wurde [8]), dürfte nicht leicht mit Gewißheit zu ermitteln sein, obgleich dieses Muster eines gewissenlosen Söldners eine schonende Behandlung nicht verdiente. (*Ph. H. Külb.*)

GOMORRHA (עֲמֹרָה, LXX *Γομόῤῥα*, der hebr. Etymologie nach = demersio) ist die zweite von vier Städten, Sodom, Gomorrha, Adama und Zeboim (1 Mos. 10, 19; 14, 2 u. 8; 5 Mos. 29, 22), von denen sonst gewöhnlich nur die beiden, Sodom und Gomorrha, zusammen erwähnt werden. Die vier Städte, deren jeder ein besonderer König zugetheilt wird (1 Mos. 14, 2 fg.), sollen, ehe wegen der Sündhaftigkeit Sodoms das 1 Mos. 19, 24 fg. geschilderte Strafgericht auf die Gegend herabkam, in dem wasserreichen und fruchtbaren Thale Siddim gelegen haben, während ihr Untergang später häufig als Beispiel der göttlichen Strafgerechtigkeit angeführt wird (Jes. 1, 9 u. 10; 13, 19. Jerem. 23, 14; 50, 40. Zephanj. 2, 9. Matth. 10, 15. Marc. 6, 11). Man beruft sich, um die historische Glaubwürdigkeit des in der Genesis erzählten Factums zu unterstützen, gewöhnlich auf die vulcanische Bodenbeschaffenheit der Gegend, welche bis in die neuesten Zeiten mit großer Genauigkeit und nach allen Beziehungen hin untersucht ist (vergl. die Art. Ghor und Todtes Meer), indem man nämlich behauptet, daß in alten Zeiten an der Stelle des jetzigen Meeres sich das fruchtbare Thal Siddim befunden habe, welches durch eine vulcanische Revolution versunken und zum See geworden sei, oder richtiger, wol nur eine solche Katastrophe stattgefunden habe, wodurch das todte Meer vergrößert worden sei. Allein abgesehen davon, daß durch eine solche geologische Auffassung die ethische Grundlage, deren mythische Einkleidung freilich auf der Hand liegt, aufgegeben wird,

*) Biographie générale. Tom. XXI. p. 167.

1) Der Name wird von Andern auch Gomohar, Gumoar und Gumohar geschrieben; Gomoar ist aber die gewöhnliche Schreibart. 2) Jetzt Paß Ssulu Derbend oder Demir Kapi genannt. 3) *Ammian. Marcellin.* XXI, 8. 4) Laeti (die Freudigen), Hilfstruppen, welche größtentheils aus Teutschen bestanden, die sich an der Grenze des römischen Reiches am rechten Ufer der Donau angesiedelt hatten und am besten mit den Granitzern Oesterreichs verglichen werden können; vergl. Konr. Mannert, Geographie der Griechen und Römer. 3. Bd. S. 269. 5) *Ammian. Marcellin.* XXI, 13.

6) *Ammian. Marcellin.* XXVI, 7. 7) *Id.* XXVI, 9. *Zosim.* IV, 8. 8) *Sozomen.* VI, 8.

so ist schwer einzusehen, wie die physische Beschaffenheit der ganzen Umgegend auf eine frühere Fruchtbarkeit zurückschließen lassen sollte. Es spricht vielmehr Alles dafür, daß die Gegend immer unfruchtbar gewesen ist. (*Haarbrücker.*)

GOMORTEGA, eine von Ruiz und Pavon aufgestellte Pflanzengattung der Laurineen, welche mit Cryptocarya von R. Brown identisch ist. Sie zeichnet sich durch folgende Merkmale aus: Die Blüthen sind zweigeschlechtlich. Die fast trichterförmige, sechstheilige Blüthenhülle hat einen abfälligen Saum. Die zwölf Staubgefäße stehen in vier Reihen, die neun äußeren sind mit Staubbeuteln versehen, die drei inneren steril, von den fruchtbaren sind die drei innersten zu beiden Seiten mit einer gestielten, freien Drüse versehen; die Staubbeutel sind sämmtlich länglich, zweifächerig, die der ersten und zweiten Reihe nach Innen gewandt, die der dritten nach Außen gekehrt, alle springen mit zwei Klappen auf, die sterilen sind kurzgestielt, mit einem schmalen, spitzen Köpfchen versehen. Der einfächerige, eineiige Fruchtknoten ist von der Röhre der Blüthenhülle bedeckt. Die Narbe ist kopfförmig. Die einsamige Frucht ist in der verhärteten, fast geschlossenen Röhre der Blüthenhülle frei.

Die hierher gehörigen Arten wachsen namentlich in Neu-Holland, aber auch in Amerika; es sind Bäume mit wechselständigen, fiedernervigen Blättern, blattartigen, gekielten Knospenschuppen und rispigem, achsel- und fast endständigem, lockerem, meist hin und her gebogenem Blüthenstande.

Diese Gattung zerfällt in drei Sectionen:

1) Eucryptocarya. Die Drüsen am Grunde der Staubgefäße der dritten Reihe und die unfruchtbaren Staubgefäße der vierten Reihe sind gestielt. Die Steinbeere steht innerhalb der Röhre der Blühenhülle und hat keinen Saum. Die Knospen sind krautig, an Schuppen sind nur wenige vorhanden.

2) Gymnocarya. Die Drüsen am Grunde der Staubgefäße der dritten Reihe und die sterilen Staubgefäße der vierten Reihe sind sitzend. Die in der Röhre der Blüthenhülle befindliche Steinbeere ist an der Mündung geöffnet und von den zurückgeschlagenen, lange stehenbleibenden Saumzipfeln gekrönt. Die Knospen sind pfriemlich, zweiklappig.

3) Peumus. Die Drüsen am Grunde der Staubgefäße der dritten Reihe und der sterilen Staubgefäße der vierten Reihe sind sitzend. Die Frucht der Mitglieder dieser Section ist unbekannt. Die Knospen sind von vielen Schuppen bedeckt. Zu dieser Abtheilung gehören Gomortega *Ruiz* und *Pavon*, Adenostemon *Persoon* und Keulia *Molina.* (*Garcke.*)

GOMPERZ (Ludwig), geb. im December 1749 zu Metz in Lothringen, stammte aus einer Israelitenfamilie. Wie sein Vater, widmete auch er sich dem Handelsstande. Noch in jugendlichem Alter verließ er seine Heimath. Er begab sich nach Teutschland und wählte Danzig, späterhin die Vorstadt Schidlitz zu seinem Aufenthalte. Dahin zog ihn, der ein großer Freund von theatralischen Vorstellungen war, das dort erbaute Theater, da in Danzig selbst während der Advents- und Passionszeit das Schauspiel verboten war. Während seines Aufenthaltes in Danzig hatte er seinem Glauben entsagt. Er war zum Christenthum übergetreten. Seinen Taufnamen Leon hatte er mit dem Namen Ludwig vertauscht. Späterhin wandte er sich nach Elbing, wo er seinen Handel, wie früher, mit Eifer und mit nicht ganz ungünstigem Erfolge betrieb. Wo und wann er gestorben, ist unbekannt.

Neben seinen mercantilischen Geschäften widmete er seine Mußestunden den schönen Wissenschaften. In Danzig hatte er selten eine theatralische Vorstellung der Schuch'schen Gesellschaft versäumt, die zu den besten und geübtesten damaligen Schauspielertruppen gehörte und sich mit der gleichfalls berühmten Döbbelin'schen Gesellschaft wohl messen konnte [1]). Durch sein wachsendes Interesse an der Bühne fand sich Gomperz veranlaßt, im Felde der Dramaturgie als Schriftsteller aufzutreten. Er trug jedoch Bedenken, sich auf dem Titel seiner Schriften zu nennen. Anonym erschienen von ihm: „Gedanken über das Theater bei Anwesenheit der Döbbelin'schen Schauspielergesellschaft" (Königsberg 1770. 8.); desgleichen eine „Parallele" zwischen dieser Truppe und der ebenso ausgezeichneten Schuch'schen Gesellschaft. (Königsberg 1772. 8.) Seine „Billette der Madame F. und Madame X. über die Schuch'sche Gesellschaft" erlebten 1775 zu Danzig eine neue Auflage. Noch schrieb Gomperz „Kritische Bemerkungen über das Theater, entworfen bei der Anwesenheit der Schuch'schen Gesellschaft in Danzig." (Danzig 1781. 8.) Gomperz machte auch einen Versuch, französisch zu schreiben. Eine sehr günstige Aufnahme fanden seine Friedrich II. dedicirten Lettres sur la langue et la littérature allemande etc. Dediées à S. M. le Roi de Prusse. Diese Briefe erschienen 1781 zu Danzig [2]). (*Heinrich Döring.*)

GOMPHANDRA ist der Name einer von Wallich aufgestellten, zu den Olacineen gehörigen Pflanzengattung mit folgendem Charakter:

Die Blüthen sind durch Fehlschlagen eingeschlechtlich. Der Kelch ist vier- bis fünfzähnig. Die vier oder fünf Kronblätter haben keine Anhängsel, sind an der Spitze einwärtsgebogen oder mit keulenförmigen Haaren besetzt. Die vier oder fünf Staubgefäße sind fast keulenförmig, die Träger zusammengedrückt, frei oder leicht verbunden und bilden eine Röhre um den Fruchtknoten. In den männlichen Blüthen sind die Staubbeutel zweifächerig, haben parallele, zusammenhängende, der Spitze des Staubfadens zum Theil eingesenkte Fächer und sind auf dem Rücken und unter den Fächern von keulenförmigen, ungleichen Haaren kammförmig; der Frucht-

1) Siehe über beide Gesellschaften Devrient in s. Geschichte der deutschen Schauspielkunst. R. Blum's und Herloßsohn's Theaterlexikon. 3. Bd. S. 41 fg. 6. Bd. S. 300. Kritische Nachricht von der Schuch'schen Gesellschaft. (Halle 1755.) 2) Siehe Goldbeck in s. Literarischen Nachrichten von Preußen. Löschin's Geschichte Danzigs. 2. Th. S. 298 fg. Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 619. 9. Bd. S. 443.

knoten ist rudimentair. In den weiblichen Blüthen sind die Staubgefäße wie in den männlichen, aber die Beutel sind leer. Der längliche, eineiige Fruchtknoten hat mit den Kronblättern gleiche Länge. Die beiden länglichen Eichen hängen aus der Spitze des Faches herab. Die große, sitzende Narbe bedeckt den Scheitel des Fruchtknotens. Die Steinbeere ist lederartig, genabelt, ein- bis zweisamig.

Hierher gehören strauch- oder baumartige, in Ostindien einheimische Gewächse mit wechselständigen, einfachen, ganzrandigen Blättern, achselständigen, gabelspaltigen, vielblüthigen Trugdolden und kleinen, gelblich-grünen, zahlreichen männlichen, aber nur wenigen weiblichen Blüthen.

Aus dieser Gattung sind nur zwei Arten bekannt:

1) **G. coriacea** *Wight.* Die Pflanze ist zweihäusig; die männlichen Blüthen stehen in achselständigen vierblüthigen Trugdolden, die weiblichen stehen einzeln oder zu 2—3 in Trauben; die Früchte sind länglich, cylindrisch; die Blätter sind lederartig, eiförmig, an beiden Enden verschmälert oder verkehrt-eikeilförmig; in den Blüthen befinden sich vier Staubgefäße.

Diese Art wächst in Ostindien.

2) **G. polymorpha** *Wight.* Die Pflanze ist zweihäusig, kahl; die Blätter sind kurz gestielt, zugespitzt, häutig, unterseits meergrün; die Trugdolden sind achselständig, einzeln oder gepaart, fast so lang als die Blattstiele, die männlichen sind vielblüthig, die weiblichen 2—3blüthig; der Kelch ist ganzrandig oder undeutlich 4—5zähnig; die 4—5 kahlen Kronblätter sind am Grunde verwachsen; die Staubgefäße ragen aus der Blumenkrone hervor; die längliche Frucht ist von der stehenbleibenden Narbe gekrönt.

Diese Art kommt gleichfalls in Ostindien vor.

(*Garcke.*)

GOMPHIA, eine von Schreber gegründete Gattung der Ochnaceen mit folgendem Charakter: Der fünfblätterige, meist gefärbte Kelch hat dachziegelig sich deckende, abfällige Blättchen. Die fünf unterständigen Kronblätter wechseln mit den Kelchblättchen ab und sind ein wenig größer als diese, sehr oft verkehrt-eiförmig, benagelt, abstehend. Die zehn Staubgefäße sind unterständig, aufrecht, zusammenneigend, die Träger sind sehr kurz, die Staubbeutel sind nach Innen gewandt, zweifächerig, am Grunde angeheftet, pfriemlich-vierkantig, quer ringförmig-runzelig und springen an der Spitze mit zwei Löchern auf. Der Fruchtknoten geht in ein niedriges, griffeltragendes Centralsäulchen aus und ist fünf- bis sechstheilig, seine verkehrt-eiförmigen, sehr stumpfen Zipfel sitzen auf der Spitze des verkehrt-kegelförmigen Griffelträgers schief, der ganz einfache Griffel steht in der Mitte dieser Zipfel, die Narbe ist sehr klein; das einzige Eichen ist vom Grunde aufsteigend, gegenläufig. Die fünf oder durch Fehlschlagen in geringerer Anzahl vorhandenen, einfächerigen, einsamigen Beeren sitzen auf dem zuletzt erweiterten Griffelträger. Der aufrechte Samen hat eine häutige Schale. Der Samenkeim ist eiweißlos, rechtläufig, die Keimblätter sind fleischig, flachgewölbt; das Würzelchen ist sehr kurz, unterständig.

Die hierher gehörigen baum-, strauch- oder halbstrauchigen Arten wachsen in Asien und Afrika, namentlich aber im tropischen Amerika und haben wechselständige, stehenbleibende, einfache, kurz gestielte, lederartige, glänzende, eiförmige oder längliche, fast ganzrandige oder scharf gesägte Blätter, achselständige, gepaarte Nebenblätter, welche bald getrennt sind und abfallen, bald in ein einziges, zwischen den Blättern stehendes, stehenbleibendes verwachsen sind, end- oder zugleich auch achselständige, von Deckblättern begleitete Rispen oder Trauben, gelbe Blüthen und kantige, am Grunde gegliederte Blüthenstielchen.

Diese Gattung zerfällt nach Planchon in folgende zwei Sectionen:

Erste Section. **Gomphiastrum** *Planchon.*

Die Nebenblätter stehen in den Blattwinkeln und sind in ein einziges mehr oder weniger tief geschlitztes verwachsen. — Die Arten dieser Section wachsen in der alten Welt.

1) **G. sumatrana** *W. Jack.* Die Blätter sind lanzettlich oder länglich-eiförmig, zugespitzt, stumpf gezähnelt, glänzend, fast fünfnervig; die Nebenblätter sind abfällig; die Rispen sind endständig.

Diese Art wächst auf Sumatra, Singapore und auf den benachbarten Inseln.

2) **G. glaberrima** *Palisot de Beauvois.* Die Blätter sind lanzettlich-länglich, sehr spitz, glänzend, fast nervenlos, von der Mitte bis zur Spitze gesägt; die Blüthentrauben sind einfach.

Diese Art ist in Oware und in Sierra Leone in Westafrika einheimisch.

3) **G. reticulata** *Palisot de Beauvois.* Die Blätter sind lanzettlich-länglich, gesägt, spitz, netzaderig; die Blüthen stehen in Rispen.

Gleichfalls in Westafrika in Oware einheimisch.

4) **G. Turnerre** *J. D. Hooker.* Die Blätter sind elliptisch-länglich oder schmal linealisch-lanzettlich, sowol in eine lange Spitze, als in den Blattstiel verschmälert, stark lederartig, undeutlich gekerbt oder ganzrandig, auf beiden Seiten glänzend und glatt, mit undeutlichen Adern; die Rispe ist lang, ästig, ihre schlanken Aeste stehen ab; die Blüthen stehen zu drei oder fast büschelig; die Blüthenstielchen haben mit dem Kelche gleiche Länge.

Diese Art wächst in Sierra Leone. Die Blätter sind lang, beiderseits braun oder grün, 4—6 Zoll lang, $1\frac{1}{2}$—2 Zoll breit; der Blattstiel ist $\frac{1}{4}$ Zoll lang. Die 6—8 Zoll lange Rispe hat lange, schlanke Aeste.

5) **G. Vogelii** *J. D. Hooker.* Die Blätter sind länglich-lanzettlich, zugespitzt, am Grunde in einen kurzen Blattstiel verschmälert, undeutlich, buchtig-gezähnt, lederartig, auf beiden Seiten glänzend mit aus der Mittelrippe aufsteigenden Adern; die untersten Aeste der starken Rispe sind lang, aufsteigend; der Kelch ist zur Fruchtzeit ziemlich groß; die 3—4 kugeligen Früchtchen sind

vom Kelche eingeschlossen und um die Hälfte kleiner als die Zipfel.

Diese Art wächst in Westafrika am Niger. Der ästige Strauch hat eine blaßbraune Rinde.

6) G. flava *Schumacher* und *Thonning*. Die Blätter sind schmal elliptisch-länglich, zugespitzt, in den Blattstiel verschmälert, scharf gesägt, lederartig, flach, netzförmig-aderig, die aufsteigenden Hauptadern stehen etwas entfernt von einander; die Rispe ist am Grunde ästig; die stielrunden, an beiden Enden stumpfen Früchtchen sind länger als der einwärtsgebogene Kelch. Hierher gehört G. macrocarpa *J. D. Hooker*.

Das Vaterland dieser Art ist die Insel Fernando Po. Ihre Blätter sind 6 Zoll lang uud 2 Zoll breit. Der Blattstiel ist $\frac{1}{4}$ Zoll lang.

7) G. calophylla *J. D. Hooker*. Die Stengel sind verkehrt-eiförmig-lanzettlich, am Grunde allmälig verschmälert, plötzlich zugespitzt, seltener an der Spitze verschmälert, am Rande wellenförmig, mit parallelen, sehr gehäuften Adern, dicht gestreift, ziemlich glänzend; die Blüthentraube ist seitenständig, fast so lang oder kürzer als die Blätter; der Blüthenstiel ist zusammengedrückt oder zweischneidig, die Blüthenstielchen sind schlank; die Kelchzipfel stehen nach der Blüthezeit ab; die Früchtchen sind fast kugelig.

Diese Art wächst in Sierra Leone und auf der Insel Fernando Po. Die Blätter sind 5—7 Zoll lang, $1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$ Zoll breit.

8) G. affinis *J. D. Hooker*. Die Blätter sind länglich-lanzettlich, zugespitzt, am Grunde verschmälert, häutig, glänzend, die größeren sind wellenförmig-kraus, ganzrandig, die Nerven sind parallel, sehr dicht, quer; die endständige Rispe hat schlanke, kantige Aeste; die Blüthenstielchen sind ziemlich lang; die Früchtchen sind länger als der Kelch, kugelig.

Das Vaterland dieser Art ist Fernando Po.

9) G. dependens *De Candolle*. Die Blätter sind länglich-lanzettlich, schwach gezähnt, an beiden Enden zugespitzt, die Nebenblättchen bleiben stehen; die Blüthentrauben sind sehr lang, einfach, herabhängend.

Die Heimath dieser Art ist Madagascar.

10) G. angulata *De Candolle*. Die Blätter sind spärlich gesägt, sehr kurz gestielt, länglich-keilförmig, am Grunde verschmälert, fast herzförmig; die Nebenblätter bleiben stehen; die Blüthentrauben sind rispig, die Aeste kantig.

Diese Art ist gleichfalls in Madagascar einheimisch.

11) G. obtusifolia *De Candolle*. Die Blätter sind lanzettlich, ganzrandig, an der Spitze sehr stumpf oder ausgerandet, am Grunde verschmälert; die Nebenblätter bleiben stehen; die Aeste der rispigen Blüthentraube sind kurz, schwach kantig. Hierher gehören G. laevigata *Vahl* und Ochna obtusifolia *Lamarck*.

Das Vaterland dieser Art ist ebenfalls Madagascar.

12) G. angustifolia *Vahl*. Die Blätter sind lanzettlich, fast sitzend, an der Spitze gesägt, an beiden Enden spitz; die Kronblätter sind länger als der Kelch; die Kelchzipfel sind ziemlich rund. Hierher gehören G. zeylanica und malabarica *De Candolle* und Ochna zeylanica *Lamarck*.

Diese Art wächst in Ostindien, in Ceylon und in der Provinz Balangas auf der Insel Luzon.

13) G. (?) Hookeri *Planchon*. Die ganze Pflanze ist kahl, die Blätter sind länglich, an der Spitze zugespitzt oder bisweilen stumpf, in den Blattstiel plötzlich verschmälert, ganzrandig, lederartig, glänzend, die Seitennerven sind sehr dünn, bogenförmig-aufsteigend, die unteren gehen mit dem Rande fast parallel; die Blüthenstielchen stehen an der Spitze der Aestchen büschelig, die unteren Glieder der Blüthenstielchen sind sehr kurz und bleiben stehen, die oberen sind kaum einen Zoll lang; die röthlichen Kelche sind unterhalb des fast kugeligen Griffelgrundes zurückgekrümmt.

Diese Art wächst auf der Insel Penang westlich von Malacca.

Aus dieser Section führt Planchon noch

G. multiflora *De Candolle* ohne Diagnose auf, welche auf der Insel Madagascar wachsen soll. De Candolle selbst erwähnt jedoch diese Art im Prodromus nicht, auch findet sie sich nicht in Pritzel's Icones plantarum.

Zweite Section. Eugomphia.

Die Nebenblätter sind seitlich, frei. Hierher gehören nur amerikanische Arten.

14) G. laurifolia *Swartz*. Die Blätter sind länglich, ganzrandig, glänzend, im Alter auf der Oberseite grünlich, mit dünnen, weißlichen, oberseits hervortretenden Nerven; die langen Blüthenstielchen der endständigen, kurzen, zusammengezogenen, vielblüthigen Rispe sind büschelig-gehäuft; die Blüthen sind klein; die Staubbeutel sind an der Spitze abgestutzt, fast ungestielt, eingeschlossen.

Diese Art wächst in Wäldern auf Jamaica.

15) G. Candollei *Planchon*. Die Blätter sind länglich, zugespitzt, ganz oder sehr fein gezähnelt, im trockenen Zustande bräunlich, oberseits fast nervenlos; die Aeste der endständigen Rispe stehen ab; die Blüthenstielchen stehen zu 2—3 beisammen und sind kaum doppelt länger als die Blüthe; die Staubbeutel sind stiellos, an der Spitze verschmälert. Hierher gehört G. nitida *De Candolle*, aber nicht die gleichnamige von Swartz.

Diese Art wächst in Cayenne.

16) G. grandifolia *Planchon*. Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind groß, schmal länglich, plötzlich zugespitzt, am Grunde gefaltet, rundlich, glänzend, papierartig, an dem dünnen, angedrückt-umgerollten Rande fein gesägt, der Mittelnerv ist flach und breit, die Seitennerven sind zahlreich und nebst den Adern sehr dünn; der Blattstiel ist dick; die Nebenblätter fallen ab; die Aeste der endständigen, kurzen, dichtblüthigen Rispe stehen ab; die Blüthen sind klein; die Kronblätter sind schmal, kaum länger als der Kelch; die kurzen Staubbeutel sind fast glatt; die Beeren sind länglich und länger als der verkehrt-eiförmige Griffelgrund.

Diese Art kommt in Brasilien bei Rio de Janeiro vor.

17) G. suaveolens *St. Hilaire.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind länglich, zugespitzt, fast ganzrandig und beinahe aderlos; die Rispen sind endständig, gedrängt und fast ebensträußig; die zahlreichen Blüthen sind sehr klein; der Kelch hat mit der Blumenkrone fast gleiche Länge; die Staubbeutel sind glatt.

Diese Art wächst im südlichen Brasilien.

18) G. Pohlii *Planchon.* Die Blätter sind sehr kurz gestielt, lanzettlich, kleindornig-gesägt, zugespitzt, am Grunde abgerundet, ganzrandig, glänzend; die Rispe ist endständig, ästig; die Kronblätter sind verkehrt-eiförmig; die Staubbeutel sind quer wellenförmig-gefurcht. Hierher gehört G. multiflora *Pohl.*

Diese Art kommt in Brasilien bei Rio St. Joao vor.

19) G. Miersii *Planchon.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind lanzettlich, an beiden Enden zugespitzt, nach der Spitze zu undeutlich gesägt, übrigens ganz kahl, dünn, etwas starr, auf beiden Seiten deutlich erhaben-geadert; die Neben- und Deckblätter sind aus breitem Grunde zugespitzt und bleiben stehen; die kurzen Blüthentrauben sind endständig, einzeln oder selten gepaart; die Blüthenstielchen sind schlank, abstehend; die Kronblätter der ziemlich großen Blüthen sind schmal; die Staubbeutel sind glatt und fast so lang als der Kelch.

Diese Art wächst gleichfalls in Brasilien in der Nähe von Rio de Janeiro.

20) G. stipulacea *Planchon.* Die kleinen Blätter sind schmal lanzettlich, an beiden Enden verschmälert, an der Spitze ungleich dreizähnig, übrigens ganzrandig, schön grün, ganz kahl, glänzend und deutlich geadert; die Nebenblätter sind pfriemlich, lang, stehenbleibend; die Blüthentraube ist endständig, kurz, wenigblüthig; die Blüthen sind klein; die schmalen Kronblätter sind länger als der Kelch; die Staubbeutel sind glatt. — Die Aeste sind schlank, ein wenig gewunden, hin und wieder zweizeilig-verzweigt, kurz weichhaarig; die Blätter stehen ziemlich gehäuft zweizeilig und sind keinen Zoll und darüber lang; der Blattstiel ist kurz, breit, faltig-gewunden; die Nebenblätter sind pfriemlich, braun, gestreift, 6 Linien lang, mit breitem Grunde den Ast halbumfassend, unter sich und vom Blattstiele getrennt und stehen in den Achseln der Blätter nicht selten büschelförmig. Hierher gehören G. iteodes *Erhard* und Ochna stipulata *Arrabida.*

Diese Art ändert mit fünfmännigen Blüthen ab und findet sich in Brasilien am Berge Corcovado in der Nähe von Rio de Janeiro.

21) G. pulchella *Planchon.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind lanzettlich, zugespitzt, am Grunde spitz oder nach der Spitze zu klein gesägt; die Nebenblätter fallen erst spät ab; die wenigen Aeste der endständigen, kurzen Rispe und die am Grunde von zwei kleinen Deckblättern begleiteten Blüthenstielchen sind schlank; die Blüthen sind klein; die länglich-verkehrt-eiförmigen Kronblätter haben mit dem Kelche fast gleiche Länge; der Griffelgrund ist zur Fruchtzeit birn-keulenförmig, einwärtsgekrümmt; die wenigen Beeren sind einer Erbse ähnlich und weit kleiner als der Griffelgrund.

Diese Art wächst auf der zu Brasilien gehörigen Insel St. Catharina. Es scheint ein rankender Strauch mit schlanken, gewundenen Aesten zu sein. Die Blätter haben zwar eine dünne Textur, sind aber ziemlich starr, 1½ Zoll lang, mit oberseits hervortretenden Nerven; der Blattstiel ist sehr kurz. Die Nebenblätter sind aus ziemlich breitem Grunde pfriemlich, dreimal länger als der Blattstiel.

22) G. Sellowii *Planchōn.* Diese Art ist sehr ästig und ganz kahl; die kleinen Blätter stehen gehäuft, sind kurz gestielt, länglich, an dem stumpfen Grunde ein wenig gefaltet, nach der Spitze zu entfernt und spärlich gesägt, übrigens ganzrandig, lederartig, glänzend, die Seitennerven sind sehr dünn, kaum deutlich zu erkennen, die Adern sind gleichfalls undeutlich; die Aestchen der endständigen kleinen Rispe stehen ab; die Blüthenstielchen sind während der Blüthezeit deckblattlos und kaum doppelt länger als die Knospe; die Kronblätter sind verkehrt-eiförmig, ganz stumpf und fast so lang als der Kelch; die Staubbeutel sind glatt, auf dem Rücken breit.

Diese Art wächst in Brasilien. Steifer und starrer als G. pulchella hat sie zahlreiche, kurze, aufrechte Aeste, glänzende, dicht stehende, auf den ersten Blick ganzrandig erscheinende, 1½ Zoll lange, 8—10 Linien breite Blätter mit sehr kurzen Stielen, weniger schlanke, an der Spitze ein wenig verdickte Blüthenstiele und zur Blüthezeit fehlende Deckblätter.

23) G. parviflora *De Candolle.* Die Blätter sind ganzrandig, länglich, an beiden Enden verschmälert, spitz; die länglichen Kronblätter haben mit dem Kelche gleiche Länge. Hierher gehört Ochna Jabotapita *Vellszo.*

Diese Art wächst in Brasilien und zwar in der Provinz Minas Geraës.

24) G. caracasana *Planchon.* Die Pflanze scheint ganz glatt zu sein; die großen Blätter sind gestielt, länglich, stumpf oder etwas spitz zugespitzt, ganzrandig oder bisweilen geschweift-gesägt, dünn papierartig, gleichfarbig, glänzend, der Mittelnerv ist auf der Oberseite des Blattes ziemlich breit und flach, auf der Unterseite spitz-hervortretend, die dünnen Seitennerven steigen bogenförmig auf und treten auf beiden Seiten ein wenig hervor; die Rispe ist endständig, vielblüthig, deckblattlos; die Blüthenstielchen sind länger als die Blüthe; die schmalen Kronblätter sind kaum länger als der zuletzt zurückgeschlagene Kelch; die Staubbeutel sind fast kahl.

Diese Art kommt bei Caracas vor. Die Aeste sind stielrund, die Zweige und die Achse des Blüthenstandes sind zusammengedrückt, bräunlich. Die größeren Blätter sind vier Zoll lang und etwa halb so breit; der Blattstiel ist zwei Linien lang, oberseits gefurcht, röthlich; die Blüthen sind klein, die Staubbeutel glatt.

25) G. guianensis *Richard.* Die Blätter sind eiförmig-länglich, breit, ein wenig gesägt, an beiden Enden ein wenig stumpf; die Früchtchen sind kugelig; die Kronblätter sind ein wenig länger als der Kelch; die Blüthen

stehen gedrängt. Hierher gehört Ouratea guianensis *Aublet.*

Die Heimath dieser Art ist Guiana.

26) G. salicifolia *St. Hilaire* und *Tulasne.* Die Blätter sind länglich-lanzettlich, schmal, an beiden Enden spitz, angedrückt dornig-gesägt, fast aderlos; die Rispe ist ziemlich locker; die Blüthenstielchen sind fein harzig-weichhaarig; die Blüthen sind klein; die Kronblätter sind kaum länger als der Kelch.

Diese Art wächst in Brasilien in der Nähe von Rio de Janeiro.

27) G. curvata *St. Hilaire.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind groß, verkehrt-eiförmig-länglich, zugespitzt, am Grunde ganzrandig, keilförmig, an der Spitze gesägt, stark lederartig und deutlich generyt; die Blüthentrauben stehen gedrängt, sind einwärts gekrümmt, an der Achse und an den Blüthenstielchen mit kleinen Höckerchen versehen; die Kronblätter sind länger als der Kelch.

Diese Art wächst im südlichen Brasilien.

28) G. cuspidata *St. Hilaire.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind groß, länglich, stumpf, zugespitzt, am Grunde spitz, sehr schwach gesägt, unterwärts ganzrandig; die Blüthentrauben sind endständig; die Blüthen sind ziemlich groß; die Staubbeutel sind wellenförmig-runzelig. Hierher gehört G. serrulata *Pohl.*

Diese Art kommt gleichfalls im südlichen Brasilien vor.

29) G. aemula *Pohl.* Die Blätter sind sehr kurz gestielt, länglich, zugespitzt, am Grunde verschmälert, klein dornig-gesägt, beiderseits glänzend; die Rispe ist traubig; die Kronblätter sind verkehrt-rundlich-eiförmig; die Staubbeutel sind quer wellenförmig-gefurcht.

Diese Art wächst bei Rio de Janeiro.

30) G. olivaeformis *St. Hilaire.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind breit, lanzettlich-elliptisch, zugespitzt, undeutlich gesägt, am Grunde ganzrandig; die Blüthentrauben sind endständig; die Staubbeutel sind ziemlich glatt; die Griffelbasis ist zur Fruchtzeit kreiselförmig.

Diese Art findet sich gleichfalls im südlichen Brasilien.

31) G. jamaicensis *Planchon.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind länglich, an beiden Enden zugespitzt, ganzrandig oder entfernt und stumpf gezähnelt, oberseits blaßgrün, unterseits bräunlich, lederartig, glänzend, mit gekrümmten, beiderseits kaum hervortretenden Seitennerven; die Aeste der endständigen Rispe sind abstehend; die Blüthen sind ziemlich groß; die Staubbeutel sind fast glatt.

Die Heimath dieser Art ist Jamaica. In der Tracht stimmt sie mit G. olivaeformis überein, ihre Blätter sind 3—4 Zoll lang, 1½ Zoll breit, abstehend oder ein wenig herabgebogen; die Blüthenstielchen und die ungeöffneten Kelche sind im trockenen Zustande schwärzlich; die Kronblätter sind breit keil-verkehrt-eiförmig, länger als der Kelch.

32) G. Jabotapita *Swartz.* Die Blätter sind eiförmig-lanzettlich, an beiden Enden verschmälert, vom Grunde bis zur Spitze gesägt; die Kronblätter sind dreimal länger als der Kelch; die Beeren sind dem Blüthenboden eingesenkt. Hierher gehört Ochna Jabotapita *Linné.*

Diese Art wächst auf den Karibäen.

33) G. squamosa *De Candolle.* Die Blätter sind eiförmig-lanzettlich, an beiden Enden verschmälert, schwach gesägt; die Nebenblätter sind am Grunde breit, grannenartig-spitz und bleiben stehen; die fast kreisrunden Kronblätter haben mit dem Kelche gleiche Länge; die Beeren sind fast kugelig.

Diese Art kommt auf der westindischen Insel Tabago vor.

34) G. mexicana *Humboldt* und *Bonpland.* Die Blätter sind eiförmig-lanzettlich, gesägt, am Grunde und der Spitze verschmälert; die Blüthen stehen in kurzen Trauben dicht gedrängt; die kreisförmigen, benagelten Kronblätter haben mit dem Kelche gleiche Länge.

Diese Art wächst in Mexico zwischen Acapulco und Chilpancingo.

35) G. Jurgensenii *Planchon.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind schmal lanzettlich, lang verschmälert, sehr spitz, mit Ausnahme des Grundes scharf gesägt, dünn, aber starr und leicht zerbrechlich, glänzend, schön aderig-generyt; die abstehenden Aeste der endständigen, kurzen, ziemlich lockeren, armblüthigen Rispe sind mit Deckblättern besetzt; die dünnen Blüthenstiele sind lang; die Staubbeutel sind stiellos, fein runzelig.

Diese Art wächst in Mexico auf dem Gebirge Sierra San Pedro Nolasco. Ihre Aeste haben eine graue, fast glatte, glänzende Rinde, ihre Blätter sind 3½—4 Zoll lang, kaum einen Zoll breit, deutlich zugespitzt, der Blattstiel ist 2—3 Linien lang; die Nebenblätter fallen sehr leicht ab; die Rispe ist kürzer als die Blätter.

36) G. nitida *Swartz.* Die Blätter sind eiförmig-lanzettlich, zugespitzt, an der Spitze gesägt; die Kelche haben mit der Blumenkrone gleiche Länge; die Beeren sind eiförmig.

Auf den Inseln Jamaica, St. Thomas und Antigua.

37) G. Guildingi *Planchon.* Die Blätter sind kurz gestielt, abstehend-zurückgebogen, elliptisch-länglich, an beiden Enden spitz, mit Ausnahme des Grundes fein gesägt, ganz kahl, starr, lederartig, verschiedenfarbig und haben zahlreiche, dünne, nur wenig hervortretende Seitennerven; die aus den blattlosen Aesten entstandenen Rispen sind kurz; die Blüthenstielchen sind länger als die Knospe und die harzig-weichhaarigen Kelche; die Staubbeutel sind über der Mitte geschnäbelt, quer runzelig und springen an der Spitze mit zwei kleinen Löchern auf.

Die Heimath dieser Art ist die Insel St. Vincent. Die zahlreichen Aeste stehen rechtwinkelig ab; die Blätter sind 1½—2 Zoll lang und halb so breit, hart, oberseits olivengrün-bräunlich, glänzend, unterseits blasser und glanzlos; die Behaarung des Blüthenstandes und der Kelche ist pulverartig.

38) G. surinamensis *Planchon.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind gestielt, länglich, zugespitzt, oberhalb des Grundes gesägt, lederartig, glänzend, fast gleichfarbig, flach und haben einen ziemlich breiten Mittel-

nerv und bogenförmige, auf beiden Blattflächen eingedrückte Seitennerven; die wenigen Aeste der endständigen, armblüthigen Rispe sind traubenförmig, lockerblüthig; die schlanken Blüthenstielchen sind doppelt länger als die Knospen; die Kelche sind nach der Blüthezeit zurückgeschlagen; die Staubbeutel sind wellenförmig-runzelig.

Diese Art wächst in Guiana in der Nähe von Surinam. Die Aestchen sind steif, glatt, rundlich, braun; die Nebenblätter der jüngeren Blätter sind pfriemlich, so lang als der zwei Linien lange, oberseits gefurchte Blattstiel. Die Blätter sind 2—3 Zoll lang, 1—2 Zoll breit.

39) G. acuminata *De Candolle.* Die Blätter sind eiförmig-länglich, plötzlich zugespitzt, von der Mitte bis zur Spitze gesägt; die Kelche haben mit der Blumenkrone gleiche Länge.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

40) G. subscandens *Planchon.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind abstehend oder ein wenig zurückgeschlagen, länglich, zugespitzt, von der Mitte bis zur Spitze undeutlich stumpf-gesägt, lederartig, fast nervenlos, der Mittelnerv ist auf der Oberfläche des Blattes breit und eingedrückt, auf der Unterfläche spitz hervorragend, die Seitennerven sind dünn, zahlreich, gekrümmt, auf beiden Blattflächen eingedrückt; die Aeste der endständigen, großen Rispe sind lang, einwärtsgekrümmt-abstehend, vielblüthig, deckblattlos; die Blüthen sind mäßig groß, gehäuft, mit dem Blüthenstielchen fast gleichlang; die Kronblätter sind keilförmig-verkehrt-eiförmig, ein wenig länger als der Kelch; die Staubbeutel sind ungestielt, quer runzelig.

Diese Art wächst in Wäldern bei Pernambuco.

41) G. hexasperma *St. Hilaire.* Die Pflanze ist ganz kahl; der baumartige Stamm hat eine korkige Rinde; die Blätter sind länglich-lanzettlich, sehr spitz, undeutlich gesägt, am Grunde und an der Spitze ganzrandig, unterseits aderlos; die Rispen sind endständig; an Fruchtknoten sind 6—7 vorhanden.

Diese Art wächst in Brasilien und zwar in den Provinzen Minas Geraës und Piauhy.

42) G. persistens *St. Hilaire.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind länglich-zugespitzt, gesägt, unterseits aderlos, stark lederartig; die Rispen sind endständig; die Kelche bleiben stehen; die verkehrt-eiförmigen Kronblätter sind kaum länger als der Kelch; die Staubbeutel sind glatt.

In Brasilien in der Provinz Minas Geraës einheimisch.

43) G. semiserrata *Martius* und *Nees von Esenbeck.* Diese Art ist in allen Theilen schlanker als die vorige, mit welcher sie das Vaterland theilt und von der sie vielleicht nur eine Varietät ausmacht; die Blätter sind kaum 2 Zoll lang, während sie bei der vorigen 3—4 Zoll lang sind, weniger dick, von der Mitte bis zur Spitze scharf gesägt, der Mittelnerv ist gleichfarbig, die Seitennerven und die Adern sind netzförmig und treten auf beiden Blattflächen schwach hervor.

44) G. castaneaefolia *De Candolle.* Die Blätter sind eiförmig-länglich, zugespitzt, gesägt, die Sägezähne sind regelmäßig, sehr spitz; die Blüthen stehen gehäuft. In Brasilien einheimisch.

45) G. ilicifolia *De Candolle.* Die eiförmig-länglichen Blätter haben am Rande einige große dornige Zähne. Die Heimath dieser Art ist St. Domingo.

46) G. longifolia *De Candolle.* Die Blätter sind sehr lang, lanzettlich, spitz, am Grunde herzförmig, kaum an der Spitze ein wenig gezähnt; die Früchtchen sind kugelig, die Blüthen gehäuft. Hierher gehört Ochna longifolia *Lamarck.*

Das Vaterland dieser Art ist Guadeloupe.

47) G. floribunda *St. Hilaire.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter stehen gedrängt und decken sich dachziegelig, sind länglich, an beiden Enden spitz, fast undeutlich gesägt, ganz unten am Grunde ganzrandig; die Rispen sind endständig; die Deckblätter stehen fast büschelig; die Blüthen sind sehr gehäuft; die Kronblätter sind verkehrt-eiförmig-kreisrund.

Diese Art findet sich in Brasilien in der Provinz Minas Geraës.

48) G. Clausenii *Planchon.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter stehen gehäuft, decken sich aufrecht-dachziegelig und sind ungestielt, länglich, an beiden Enden spitz, scharf gesägt, lederartig, glänzend; die Nerven sind dünn, parallel, bogenförmig, auf beiden Flächen hervortretend; die Aeste der endständigen Rispe sind steif, lang, traubenförmig; die Blüthenstielchen haben mit der eiförmigen, spitzen Knospe fast gleiche Länge; die Staubbeutel sind sitzend, wellenförmig-runzelig.

Diese Art wächst in Brasilien und zwar in der Provinz Minas Geraës. Die Rinde der Aeste ist nicht korkartig. Die Blätter gleichen fast den echten Kastanienblättern, sind aber kleiner, 2—3 Zoll lang, 10—15 Linien breit, beiderseits fast gleichfarbig, der Hauptnerv ist ziemlich breit und tritt auf beiden Blattflächen hervor, die zahlreichen Seitennerven sind in der Nähe des Blattrandes kaum mit einander verbunden, aber durch dünne Adern verwebt; die Aeste der kaum ½ Fuß langen Rispe sind kantig, deckblattlos, fast meergrün; die eiförmig-lanzettlichen, ziemlich stumpfen Kelchblätter sind 2½—3 Linien lang, die inneren am Rande breit trockenhäutig; die Kronblätter sind ein wenig länger als der Kelch.

49) G. confertiflora *Pohl.* Die Blätter sind fast stiellos, länglich-elliptisch, ganzrandig, stumpf, stachelspitzig, kahl; die Rispe ist traubig, sehr dicht, endständig; die Kronblätter sind verkehrt-eiförmig; die Staubbeutel sind quer wellenförmig-gefurcht. Hierher gehört auch G. lanceolata *Pohl.*

In Brasilien in der Nähe von Rio Maranhao einheimisch.

50) G. humilis *St. Hilaire.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Stengel sind halbstrauchig, einfach; die unteren Blätter sind eiförmig-länglich, am Grunde stumpf, die oberen länglich, an beiden Enden spitz; die Blüthentrauben sind rispig, die Kronblätter verkehrt-eiförmig, ausgerandet, die Staubbeutel wellenförmig-runzelig.

Im südlichen Brasilien einheimisch.

51) G. nana *St. Hilaire.* Die ganze Pflanze ist weichhaarig; die Stengel sind halbstrauchig, einfach; die Blätter sind eiförmig-länglich, am Grunde sehr stumpf, ein wenig zugespitzt, gesägt; die fast linealischen, zugespitzten Nebenblätter bleiben stehen; die Blüthen stehen in den Achseln traubig, an der Spitze der Aeste rispig oder traubig; die Kronblätter sind ein wenig länger als der Kelch; die Staubbeutel sind wellenförmig-runzelig.

Im südlichen Theile Brasiliens einheimisch.

52) G. pubescens *St. Hilaire* und *Tulasne.* Die Pflanze ist weichhaarig; der Stengel ist halbstrauchig; die Blätter sind elliptisch-lanzettlich, ein wenig zugespitzt, klein gesägt, am Grunde ganzrandig, unterseits stark aderig; die Blüthenstielchen sind dick; der Griffelgrund ist fast kugelig; die Früchtchen sind 6—8samig.

In Brasilien und zwar in der Provinz Minas Geraës einheimisch.

53) G. subvelutina *Planchon.* Die ganze Pflanze ist angedrückt-gelblich-sammethaarig; die Blätter sind elliptisch, am Grunde gefaltet und in einen sehr kurzen Blattstiel verschmälert, an der Spitze stumpf, am Rande ganzrandig und deutlich umgerollt, die Seitennerven treten oberseits undeutlich, unterseits stark hervor und sind mit einem sehr dichten Adernetze verwebt; die Blüthentrauben sind fast einfach, ziemlich lang und stehen bisweilen achselständig, öfter aber in einer endständigen Rispe; die Blüthenstielchen haben fast dieselbe Länge als die Blüthe; die runzeligen Staubbeutel sind ein wenig kürzer als der Kelch.

Diese Art wächst in Brasilien auf trockenen Hügeln bei Paranagoa in der Provinz Piauhy. Ein niedriger Baum mit abstehenden, zahlreichen, sammethaarigen Aesten, elliptischen, stumpfen, aber stachelspitzigen, lederartigen, braungelben Blättern, linealisch-pfriemlichen, sehr spitzen, 2½ Linien langen, abfälligen Nebenblättern und stielrunden, 2½ Linien langen Blüthenstielchen.

54) G. brachyandra *Planchon.* Die Pflanze ist kurz-weichhaarig; die Blätter sind sehr kurz gestielt, eiförmig oder länglich-elliptisch, undeutlich gesägt oder fast ganzrandig, lederartig, grünlich-gelb und haben bogenförmige Seitennerven; die Aeste der endständigen Rispe sind bald gehäuft und kurz, bald lang und traubenförmig; die Blüthenstielchen sind ein wenig länger als die Blüthe; die Kelche sind mit einer zimmetfarbig-kastanienbraunen kurzen Behaarung besetzt; die Blüthen sind klein; die Staubbeutel sind ganz sitzend, runzelig, kaum zwei Linien lang.

Diese in Brasilien einheimische Art kommt in folgenden drei Varietäten vor:

a) ovata *Planchon.* Ein 6—8 Fuß hoher Strauch mit fast sitzenden eiförmigen, am Grunde beinahe herzförmigen, 1½—2 Zoll langen, 15 Linien breiten Blättern und gedrängter Rispe; so in der Provinz Pernambuco auf dem Gebirge Serra do Mato Grosso.

b) intermedia *Planchon.* Ein 2—4 Fuß hoher Strauch mit eiförmig-lanzettlichen, am Grunde stumpfen Blättern und weniger gedrängter Rispe, so auf trockenen, sandigen Hügeln im Districte Rio Petro in der Provinz Pernambuco.

c) elliptica *Planchon.* Ein 6 Fuß hoher Strauch mit länglich-elliptischen, an beiden Enden spitzlichen Blättern und langen Rispenästen, so in der Nähe von Paranagoa und Crato in der Provinz Piauhy.

55) G. oleaefolia *St. Hilaire.* Die Blätter sind länglich-lanzettlich, ziemlich stumpf, ganzrandig, am Rande umgerollt, weichhaarig; die Blüthen stehen in Rispen; die Kronblätter sind ein wenig länger als der Kelch.

In Brasilien und zwar in den Provinzen Minas Geraës und Goyaz einheimisch.

56) G. ovalis *Pohl.* Die Blätter sind sehr kurz gestielt, eiförmig, ganzrandig, an der Spitze und am Grunde gleichmäßig stumpf-zugespitzt oder an der Spitze spitz, am Grunde rundlich, dünn weichhaarig; die Rispe ist traubig, endständig; die Kronblätter sind rundlich-verkehrt-eiförmig; die Staubbeutel sind wellenförmig-gefurcht.

Diese Art findet sich in Brasilien auf Ebenen zwischen niedrigen Bäumen in der Nähe von Fagenda de Dona Severina im nördlichen Theile der Provinz Goyaz.

57) G. nervosa *St. Hilaire.* Die Blätter sind lanzettlich-elliptisch, zugespitzt, schwach gesägt, unterseits stark aderig; die Blüthen stehen in Rispen und zusammengesetzten Trauben; die Staubbeutel sind quer wellenförmig-runzelig.

In Brasilien in der Provinz Goyaz einheimisch.

58) G. glaucescens *St. Hilaire.* Die Pflanze ist ganz kahl; die fast stiellosen Blätter decken sich beinahe dachziegelig und sind eiförmig oder länglich-eiförmig, am Grunde stumpf und herzförmig, an der Spitze kaum gesägt, stachelspitzig, meergrün; die fast einfachen Trauben sind endständig; die Kronblätter sind ziemlich groß, breit verkehrt-eiförmig; die Staubbeutel sind quer wellenförmig-runzelig.

Diese Art wächst in Brasilien im westlichen Theile der Provinz Minas Geraës.

59) G. rotundifolia *Gardner.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter decken sich fast dachziegelig und sind kurz gestielt, rundlich, stumpf, am Grunde tief herzförmig, ganzrandig, lederartig, fast aderlos; die Blüthentrauben sind endständig; die kurzen Blüthenstiele sind 2—4blüthig; die Kronblätter sind breit verkehrt-eiförmig, stumpf, ein wenig länger als der Kelch; die Staubbeutel sind quer wellenförmig-runzelig.

Diese Art wächst in Brasilien in der Provinz Bahia.

60) G. parvifolia *St. Hilaire.* Die Aeste sind weichhaarig; die Blätter sind klein, fast stiellos, beinahe eiförmig, am Grunde sehr stumpf, an der Spitze kaum gesägt, unterseits nebst den Aesten und endständigen Rispen weichhaarig; die Blüthen stehen gedrängt; die Kronblätter sind verkehrt-eiförmig-kreisrund.

Diese Art wächst in Brasilien im westlichen Theile der Provinz Minas Geraës.

61) G. Blanchetiana *Planchon.* Die Aeste und die Achse des Blüthenstandes sind weichhaarig; die kleinen

Blätter sind eiförmig, am Grunde sehr stumpf oder ein wenig herzförmig, nach der Spitze zu spitz oder stumpf, bisweilen wenigzähnig, übrigens ganzrandig, flach; die wenig deutlichen Adern sind auf beiden Blattflächen eingedrückt; die Rispen sind kurz, endständig, die Kelche ganz kahl, wenig kürzer als die verkehrt-eiförmigen Kronblätter; die Staubbeutel sind quer runzelig.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien. Ein wahrscheinlich buschiger, sehr ästiger Strauch mit kahlen, gewundenen, grauen Aesten und kurz-röthlich-behaarten Zweigen. Die Blätter sind kaum einen Zoll lang, 8—10 Linien breit, der Blattstiel ist 1½ Linien lang, oberseits gefurcht, weichhaarig, der Hauptnerv springt auf der Oberseite des Blattes hervor, auf der Unterseite ist er eingedrückt, röthlich; die Rispen sind kaum 2 Zoll lang, wenig ästig; die Blüthenstielchen sind 6 Linien lang, sehr fein weichhaarig; die ausgebreiteten Blüthen sind 7—8 Linien im Durchmesser.

62) G. rufidula *Planchon.* Die Pflanze ist sehr ästig; die Aeste und der Blüthenstand sind fein weichhaarig; die kleinen Blätter sind eiförmig-länglich, am Grunde stumpf oder spitz, oberhalb der Mitte bis zur Spitze scharf gesägt, lederartig, flach, fast aderlos, im trockenen Zustande röthlich, glänzend; die Rispe ist endständig, kurz, wenig ästig; die Kelche sind abfällig; die 3—4 Beeren sind eiförmig, der stark verdickten Griffelbasis eingefügt.

Diese Art wächst in Brasilien auf trockenen, buschigen Hügeln bei Paranagoa. In der Tracht stimmt sie mit G. Blanchetiana überein, ihre zahlreichen Aeste sind gewunden, grau, die Nebenblätter sind aus ziemlich breitem Grunde zugespitzt, mit dem 1—1½ Linien langen Blattstiele fast von gleicher Länge, der Hauptnerv tritt auf der Oberfläche des Blattes hervor, auf der Unterseite ist er eingedrückt, die Seitennerven sind sehr dünn, bogenförmig, beiderseits eingedrückt, kaum deutlich.

63) G. vaccinioides *St. Hilaire.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind klein, lanzettlich-elliptisch, stumpf, am Grunde spitz, gedrängt; die Rispen sind kurz, die Blüthenstielchen zurückgekrümmt.

In Brasilien in der Nähe von Rio de Janeiro einheimisch.

64) G. cassinaefolia *De Candolle.* Die Blätter sind ziemlich ganzrandig, eiförmig, am Grunde fast herzförmig, an der Spitze stumpf; die Blüthentraube ist einfach.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

65) G. aquatica *Humboldt, Bonpland* und *Kunth.* Die Blätter sind länglich, ziemlich spitz, am Grunde abgerundet, ganzrandig, undeutlich aderig; die Blüthentrauben sind lang, fast einfach; die Kronblätter sind wenig länger als der Kelch. Hierher gehört Cittorhinchus javitensis *Willdenow.*

Diese Art wächst am Orinoco bei Javita.

66) G. Schomburgkii *Planchon.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind länglich, zugespitzt, am Grunde in einen kurzen Blattstiel verschmälert, scharf gesägt, lederartig, schwach netzförmig; die Blüthentraube ist endständig, einfach, dichtblüthig; die ziemlich großen Blüthen stehen gepaart oder zu dreien; die Kelche sind schwärzlich, die Blüthenstielchen sind fast gleichlang.

Diese Art wächst im englischen Guiana. Die Blätter sind 3—4 Zoll lang, 1—1½ Zoll breit, im trockenen Zustande bräunlich, der Mittelnerv tritt auf beiden Blattflächen hervor, die Seitennerven treten dagegen kaum deutlich hervor.

67) G. grandiflora *De Candolle.* Die Blätter sind fast ganzrandig, lanzettlich, am Grunde stumpf, lang zugespitzt; die großen, fast kreisrunden Kronblätter sind ein wenig länger als der Kelch.

Diese Art wächst in Guiana am Rio Negro.

Weniger bekannte oder neuerlich veröffentlichte Arten.

68) G. polita *Presl.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind kurz gestielt, länglich-lanzettlich, zugespitzt, fein gesägt, beiderseits glänzend und aderig, am Grunde ganzrandig, schmal; die Rispe ist endständig, vielblüthig; die Deckblätter fallen leicht ab; die eiförmigen, stumpfen Kelchblätter haben mit den verkehrt-eiförmigen, rundlichen Kronblättern gleiche Länge; die Staubbeutel sind am Rande wellenförmig-runzelig; der fleischige, verkehrt-kegelförmige Griffelgrund trägt 1—3 Früchtchen.

In Brasilien in der Provinz Rio de Janeiro einheimisch.

69) G. Fieldingiana *Gardner.* Die Pflanze ist ganz kahl, glänzend; die großen Blätter sind gestielt, elliptisch-länglich, zugespitzt, am Grunde stumpf oder herzförmig oder im jungen Zustande spitz, stark lederartig, vom Grunde bis zur Mitte gesägt; die Blüthentrauben sind lang, am Grunde fast rispig; die breit-verkehrt-eiförmigen Kronblätter sind ein wenig länger als der Kelch; die Staubbeutel sind wellenförmig-runzelig.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

70) G. cardiosperma *De Candolle.* Die Blätter sind eiförmig, spitz, schwach gesägt; die Beeren sind verkehrt-herzförmig-zweilappig. Hierher gehört Ochna cardiosperma *Lamarck.*

Diese Art wächst in Sümpfen in Guiana.

71) G. glomerata *Pohl.* Die Blätter sind kurz gestielt, lanzettlich, spitz, stark stachelspitzig-gesägt, am Grunde spitz, ganzrandig; die Blüthentraube ist endständig, unterbrochen; die Blüthen sind geknäult; die Kronblätter sind verkehrt-eiförmig; die Staubbeutel sind quer runzelig-wellenförmig.

In Brasilien einheimisch.

72) G. crassifolia *Pohl.* Die Blätter sind kurz gestielt, länglich-lanzettlich, stark scharf-dornig-gesägt, spitz, am Grunde fast rundlich, glänzend; die Rispe ist endständig, traubig; die Kronblätter sind verkehrt-eiförmig; die Staubbeutel quer wellenförmig-runzelig.

Die Heimath dieser Art ist gleichfalls Brasilien.

73) G. isophylla *Garcke.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind länglich-eiförmig, spitz, scharf dornig-gesägt, am Grunde stumpf, ganzrandig oder

schwach gesägt, kurz gestielt, $3\frac{1}{2}$—4 Zoll lang, 1—$1\frac{1}{2}$ Zoll breit; die Blüthentrauben sind endständig, an der Spitze fast einfach, am Grunde zusammengesetzt; die Kelche sind nach der Blüthezeit zurückgeschlagen; die Staubbeutel sind wellenförmig-runzelig; die elliptisch-verkehrt-eiförmigen Beeren sitzen dem keulenförmigen Griffelgrunde auf.

Diese Art wächst an sandigen Orten bei Mariagaston in Surinam.

74) G. latifolia *Erhard*. Die Pflanze ist weichhaarig; die Blätter sind breit, gestielt, die unteren breit eiförmig, zugespitzt, fein gesägt, die oberen länglich-elliptisch, zugespitzt, gesägt; die Blüthentrauben sind end- und achselständig, dicht; die Blüthen sind groß; der Fruchtknoten ist dick.

Diese Art wächst in Brasilien.

75) G. pycnostachys *Martius*. Die Rinde ist grau; die Blätter sind eiförmig, am Rande umgerollt, fast ganzrandig oder undeutlich gesägt, am Grunde stumpf oder spitz, bisweilen abgestutzt, der Blattstiel ist dick, schwarz, der Mittelnerv ist auf der Oberfläche des Blattes eingedrückt, auf der Unterfläche tritt er hervor; die Seitennerven verschwinden oberseits ganz, unterseits sind sie ein wenig sichtbar; die endständigen Blüthentrauben haben eine dicke Spindel; die kleinen Blüthen stehen dicht gedrängt, fast geknäult; die Knospen sind spitz-kegelförmig, die Kelchblätter linealisch.

Diese Art kommt bei Ilheos in Brasilien vor.

76) G. macrostachys *Martius*. Von der vorigen unterscheidet sich diese Art durch die breit eiförmigen, am Grunde herzförmigen Blätter, die weit längere, gewundene Spindel, die lockere, wenigblüthige Rispe und die großen, stehenbleibenden Deckblätter.

Diese Art wächst gleichfalls bei Ilheos in Brasilien.

77) G. macranthos *Erhard*. Die Blätter sind eiförmig oder eiförmig-lanzettlich, spitz, am Grunde abgestutzt oder fast herzförmig, kurz gestielt, ganzrandig; die Rispe ist endständig, aufrecht; die Blüthen sind groß, die Knospen breit eiförmig, stumpflich.

In Brasilien in der Provinz Minas St. Domingos-Chapada einheimisch.

78) G. gigantophylla *Erhard*. Die Rinde ist röthlich-grau; die 1—2 Fuß langen, breit lanzettlichen Blätter sind in einen sehr kurzen Blattstiel verschmälert, klein spitz-gesägt, spitz oder stumpf, der Mittelnerv tritt auf der Unterseite des Blattes hervor, die Seitennerven sind auf beiden Blattflächen stark eingedrückt; die Rispe ist seiten- oder endständig, fast einfach, ihre Spindel ist sehr dick; die Blüthen sind groß, die Knospen stumpf-eiförmig.

Diese Art wächst in Brasilien und ist von G. grandifolia *Planchon* vielleicht nicht verschieden.

79) G. subverticillata *Erhard*. Die Blätter sind länglich oder lanzettlich, nach dem Grunde zu verschmälert, an der Spitze verkehrt-eiförmig, ganzrandig, sitzend oder kurz gestielt; der Blattstiel ist stark, der Mittelnerv tritt auf der Oberfläche des Blattes hervor, die deutlich hervortretenden Seitennerven sind bogenförmig; die Rispen sind endständig, fast einfach, traubig; die Blüthenknospen sind spitz kegelförmig.

Diese Art ist in Brasilien einheimisch.

80) G. microdonta *Bentham*. Die Pflanze ist ganz kahl, die Blätter sind kurz gestielt, eiförmig, an der Spitze stumpf, am Rande ein wenig umgerollt, klein schwielig-gezähnt, die Adern sind auf beiden Blattflächen undeutlich; die Blüthentraube ist einfach, endständig, kurz; die Blüthenstielchen sind 2—3mal länger als der kahle Kelch.

Diese Art wächst in Brasilien am Rio Tapajoz in der Nähe von Santarem.

81) G. decorans *Lemaire*. Die Pflanze ist ganz kahl; die Aeste sind gewunden, ausgebreitet; die Blätter sind groß, einander genähert, elliptisch-lanzettlich, etwas zugespitzt, glänzend, mit Ausnahme des Grundes schwach dornig-gezähnelt, breit bogig-fiedernervig und sehr kurz gestielt; die Nebenblätter fallen sehr bald ab; die endständige Rispe ist weit, zusammengesetzt; die unteren Blüthenstiele sind gabelspaltig, die Blüthenstielchen dreiblüthig mit einem einzigen einblüthigen in der Gabeltheilung, die oberen sind gleichfalls dreiblüthig, alle cylindrisch; die Kelchzipfel sind länglich, concav, gelblich, die drei äußeren mit einer breiten grünen Linie versehen; die Kronblätter sind verkehrt-ei-kreisförmig; der Griffelträger ist fünfkantig, der Griffel gekrümmt.

In Brasilien einheimisch.

82) G. linearis *Asa Gray*. Die Pflanze ist sehr ästig und ganz kahl, die Aeste sind sehr schlank; die Blätter sind linealisch, an beiden Enden etwas spitz, sehr kurz gestielt, fast ganzrandig und fast aderlos; die pfriemlichen Nebenblätter fallen bald ab; die Rispen sind endständig, wenigblüthig; die Kronblätter sind kaum länger als der Kelch; die Staubbeutel sind glatt; der Griffelträger ist länger als der Fruchtknoten.

Diese Art wächst in Brasilien in der Nähe von Rio de Janeiro. (*Garcke*.)

GOMPHIASIS, auch Gomphiasmus, oder selbst Gomphoma ist ein schwankender medicinischer Terminus. Nach einer Stelle bei Dioscorides können unter dieser Bezeichnung Zahnschmerzen im Allgemeinen verstanden werden, oder aber jenes Fühlbarwerden der Zähne, welches nach der Einwirkung von Säuren auf dieselben beobachtet wird. Andere jedoch wollen das Lockerwerden oder das Wackeln der Zähne darunter verstehen, was freilich etymologisch nicht wohl zulässig ist, da ein solches Lockersein eher als Agomphosis zu bezeichnen sein würde. (*Fr. Wilh. Theile*.)

GOMPHICHIS, eine von Lindley aufgestellte Gattung der Orchideen mit folgendem Charakter: Die Kelch- und Kronblätter sind fast gleich lang, abstehend, ganz frei; die Lippe steht nach Hinten, ist concav, schwielenlos und liegt dem Säulchen auf, ihr Nagel ist am Grunde mit den seitlichen Kronblättern verwachsen. Das Säulchen ist keulenförmig, fast von der Länge der Lippe; die Narbe ist fast rundlich, quer. Die Antherengrube ist

zu beiden Seiten häutig, zerschlitzt, berandet. Die Anthere ist eiförmig, stumpf. Die beiden Pollenmassen sind zweilappig.

Hierher gehört nur eine Art, nämlich:

Gomph. goodyeroides *Lindley*. Sie ist ziemlich stark, 2 Fuß und darüber hoch; die Blätter sind lederartig, aufrecht, lanzettlich, in den rinnenförmigen Blattstiel verschmälert; die unteren Stengelscheiden sind aufgeblasen, blattartig; der Schaft ist an der Spitze filzig; die Aehre ist sehr dicht gedrängt, länglich, filzig; die Deckblätter sind länglich-lanzettlich, filzig, mit den Blüthen gleichlang; die Kelchblätter sind länglich, filzig; die Lippe ist herz-eiförmig, zusammengefaltet, unter der Spitze zusammengeschnürt, an der Spitze concav, innen filzig. (*Garcke*.)

GOMPHIDIUS ist der Name einer von Fries aufgestellten Pilzgattung, welche er früher unter dem Namen Gomphus als Abtheilung von Agaricus unterschied und die sich durch folgende Merkmale auszeichnet: Die Lamellen laufen weit herab, sind ästig, von einander entfernt, bleibend, weich, zähe, verfärben sich und sind von den hervortretenden Basidien wie bereift; die Basidien sind viersporig, die Sporen verlängert-spindelförmig, gestielt, weißlich, zuletzt braunschwärzlich; die Antheren sind groß, kegel- oder walzenförmig; der Anfangs schleimig-flockige Schleier verschwindet später.

Hierher gehören ziemlich große, fleischige, auf der Erde vereinzelt wachsende Pilze, welche keinen besondern Geschmack besitzen und geruchlos sind.

Folgende Arten sind aus dieser Gattung bekannt:

1) G. glutinosus *Schaeffer*. Der Hut ist fleischig, polsterförmig, gewölbt, öfters stumpf, 2—4 Zoll breit, schmierig-klebrig, leber- oder rothbraun und hat zartes, röthlich-weißes Fleisch und einen scharfen, nackten, eingebogenen Rand; der Stiel ist 2—3 Zoll hoch, meist walzenförmig, $\frac{1}{2}$ Zoll dick, blaß-gelbbräunlich, voll; die Lamellen sind 2—3reihig, 1—4 Linien breit, wenig herablaufend, dick, fleischig, erst weißlich, später graubräunlich, oft verästelt.

Diese Art kommt in trockenen Nadelwäldern vor, ist unschädlich, aber nicht zur Speise geeignet. Als Varietät von dieser Art betrachtet man:

b) roseus *Fries*. Kleiner, mit weißem oder röthlichem Hute und einem am Grunde innen und außen dunkel-fleischrothen Stiele.

2) G. viscidus *Fries*. Der Hut ist fleischig, polsterförmig, später niedergedrückt, gebuckelt, 2—4 Zoll breit, schmierig, rothbraun; der Stiel ist 2—3 Zoll hoch, 4—8 Linien dick, am Grunde verschmälert, innen und außen rhabarberfarbig; die Lamellen laufen herab, sind ästig, schmutzig-rothbraun. Hierher gehören Agaricus viscidus *Linné*, Ag. rutilus *Schaeffer* und Ag. Gomphus *Persoon*.

Diese Art findet sich in Nadelwäldern hin und wieder und unterscheidet sich von der vorigen durch die schmutzig-rothbraunen Lamellen und den rhabarberfarbigen Stiel und ändert ab:

b) testaceus. Der Hut und der Grund des langen Stiels ist scherbengelb; die Lamellen laufen flach herab.

3) G. maculatus *Fries*. Der Hut ist gewölbt, stumpf, schmierig, weiß, zuletzt schwarz, gefleckt; die Lamellen sind umbrafarbig, ästig; der Einschlag (die Trama) ist unvollständig; der Stiel ist fest, kurz, innen röthlich.

Diese Art kommt in Buchenwäldern, aber nur selten, vor. (*Garcke*.)

GOMPHOCARPUS, eine von R. Brown aufgestellte Gattung der Asklepiadeen mit folgendem Charakter: Der Kelch ist fünftheilig, die Blumenkrone fünftheilig, radförmig oder zurückgeschlagen. Die fünfblätterige Staubfadenkrone ist der Spitze der Stempelhaube eingefügt, ihre Blättchen sind mützen- oder kahnförmig oder concav, an den Rändern zu beiden Seiten einzähnig, nach Innen einfach, behaart, abgestutzt oder in ein Anhängsel oder in einen fahnenartigen Flügel erweitert. Die Staubbeutel sind von einer Haut begrenzt. Die keulenförmig-zusammengedrückten oder messerförmigen, am Grunde abgerundeten oder schief abgestutzten Pollenmassen sind an der verschmälerten Spitze angeheftet. Die Narbe ist gedrückt, fünfkantig, fleischig. Die bauchigen, oft weichstacheligen Schlauchfrüchtchen stehen auf einem zurückgeschlagenen Stielchen aufrecht. Die Samen sind schopfförmig.

Hierher gehören Sträucher, Halbsträucher und ausdauernde Gewächse im südlichen Afrika, selten in Arabien mit gegenüberstehenden, am Rande oft zurückgerollten Blättern, mehr- oder vielblüthigen Blüthenstielen und bisweilen ansehnlichen Blüthen.

A. Eugomphocarpus. Die Blüthenstiele stehen außerhalb der Blattwinkel; die stumpfen Blättchen der Staubfadenkrone sind so lang oder etwas länger als die Stempelhaube.

a) Die Blätter sind eiförmig, lederartig.

1) G. arborescens *R. Brown*. Der Stengel ist fast baumartig, die Aeste sind holzig, stark und nebst den Dolden wollig; die Blätter sind eiförmig oder eiförmig-länglich, stachelspitzig, sehr kurz gestielt, ziemlich kahl, lederartig; die Blättchen der Staubfadenkrone sind öhrförmig; die Schlauchfrüchtchen sind kurz geschnäbelt. Hierher gehören Asclepias arborescens und A. pubescens *Linné*.

Diese Art findet sich am Cap der guten Hoffnung zwischen Modderfronstein und Uikomst.

b) Die Blätter sind linealisch.

2) G. fruticosus *R. Brown*. Der halbstrauchige, hohe Stengel hat ruthenförmige, grau-behaarte Aeste; die Blätter sind linealisch, an der Spitze etwas spitz, am Grunde in einen Blattstiel verschmälert, am Rande umgerollt, kahl; die Blüthenstiele sind kahl, zollang, 8—12 blüthig; die Blättchen der Staubfadenkrone sind abgestutzt, an den Kanten in einen aufrechten Zahn verlängert; die Schlauchfrüchte sind geschnäbelt. Hierher gehören Asclepias fruticosa *Linné* und Apocynum salicifolium *Medicus*.

Von Arabien über die ganze Erde verbreitet.

3) G. abyssinicus *Decaisne.* Der halbstrauchige, hohe Stengel hat ruthenförmige, unten kahle, oberwärts zweizeilig-graubehaarte Aeste; die Blätter sind linealisch, ziemlich spitz, in den kurzen Stiel verschmälert, am Rande umgebogen, ziemlich kahl, unterseits blasser; die außerblattwinkelständigen, 4—8blüthigen Blüthenstiele sind nebst den Blüthenstielchen grau; die Blättchen der Staubfadenkrone sind abgestutzt, die Kanten an der Seite in einen zurückgekrümmten Zahn verlängert; die eiförmigen, stumpfen, dicht weichstacheligen Schlauchfrüchte stehen auf einem zurückgeschlagenen Stielchen aufrecht.

Diese Art wächst in Habessinien um Scholoda.

4) G. setosus *R. Brown.* Der halbstrauchige, hohe Stengel hat graue Aeste; die Blätter sind linealisch, am Grunde in den Blattstiel verschmälert, an der Spitze zugespitzt, am Rande umgerollt, beiderseits kahl; die kahlen, 1—2 Zoll langen, vielblüthigen Blüthenstiele erreichen die Länge des halben Blattes; die Blättchen der Staubfadenröhre sind abgestutzt, die Kanten sind in einen stumpfen Zahn verlängert; die Schlauchfrüchtchen sind eiförmig, verschmälert, borstig; die Blüthen sind gelblich. Hierher gehört Asclepias setosa *Forskal.*

Im glücklichen Arabien einheimisch.

5) G. cornutus *Decaisne.* Der halbstrauchige, aufrechte Stengel hat ruthenförmige, graubehaarte Aestchen; die Blätter sind linealisch, am Grunde in den Blattstiel verschmälert, an der Spitze spitz, bisweilen stachelspitzig, auf beiden Flächen ganz kahl, gleichfarbig, am Rande flach oder nur an der Blattspitze umgerollt; die graubehaarten, wenigblüthigen Blüthenstiele erreichen die halbe Länge des Blattes; die Blättchen der Staubfadenkrone sind abgestutzt, die Kanten in einen hornartigen, gekrümmten Zahn verlängert.

Die Heimath dieser Art ist Madagascar.

6) G. physocarpus *E. Meyer.* Der halbstrauchige, hohe Stengel hat nach Oben graubehaarte Aeste; die Blätter sind schmal lanzettlich, am Grunde in einen kurzen Blattstiel verschmälert, ziemlich kahl, an der Spitze kurz bespitzt, stachelspitzig oder in eine ziemlich lange Spitze verlängert; die wenig blüthigen Blüthenstiele erreichen kaum die halbe Länge des Blattes und sind nebst den schlanken Blüthenstielchen grau; die Blättchen der Staubfadenkrone sind abgestutzt, die Kanten in einen kurzen, wenig zurückgeschlagenen Zahn verlängert; die Schlauchfrüchtchen sind aufgeblasen, fast kugelig, schnabellos.

Am Cap der guten Hoffnung an verschiedenen Stellen einheimisch.

7) G. lanatus *E. Meyer.* Der halbstrauchige, hohe Stengel hat ruthenförmige oberwärts wollige Aeste; die Blätter sind linealisch, am Grunde in einen Blattstiel verschmälert, an der Spitze stumpf, bisweilen mit einer Stachelspitze, unterseits Anfangs wollig, später kahl, am Rande umgerollt; die Blüthenstiele, Blüthenstielchen und Kelche sind wollig; die Blättchen der Staubfadenkrone sind abgestutzt, offen, mützenförmig, die Kanten in einen kurzen, aufrechten Zahn verlängert.

Diese Art fand *Drège* am Cap der guten Hoffnung auf sonnigen Hügeln bei Hammerkuil u. a. O.

8) G. filiformis *Decaisne.* Der halbstrauchige, hohe Stengel hat ruthenförmige, weißlich-schülferige Aeste, sehr schmale, umgerollt-fadenförmige, kahle Blätter, 9—12blüthige, außerhalb der Blattwinkel stehende, die Länge des Blattes nicht erreichende Blüthenstiele; die Blättchen der Staubfadenkrone sind abgestutzt, die Kanten sind spitz; die Schlauchfrüchtchen an der Spitze bogenförmig-geschnäbelt, Anfangs weißlich-schülferig, später kahl. Hierher gehört Lagarinthus filiformis *E. Meyer.*

Sie wächst am Cap der guten Hoffnung in der Ebene bei Zwartbulletje.

9) G. pulchellus *Decaisne.* Der aufrechte Stengel ist oberwärts zusammengedrückt, ästig, weichhaarig; die Blätter sind linealisch-lanzettlich, spitz, sitzend, kahl, am Rande zurückgeschlagen; die 6—8blüthigen Blüthenstiele überragen das Blatt um das Doppelte; die Blättchen der Staubfadenkrone sind fleischig, geschnäbelt, innen concav und mit kurzen Haaren besetzt, die Ränder sind in einen kerbig-buchtigen Zahn verlängert.

Diese Art wächst im westlichen Afrika.

c) Die langen, wenigblüthigen Blüthenstiele stehen außerhalb der Blattwinkel; die Blättchen der Staubfadenkrone überragen kaum die Stempelhaube.

10) G. pedunculatus *Decaisne.* Der halbstrauchige Stengel hat schwach gewundene, zusammengedrückte, dünn-weichhaarige Aeste; die Blätter sind linealisch oder linealisch-lanzettlich, spitz, am Rande umgerollt, am Grunde in einen kurzen Blattstiel verschmälert, oberseits weichhaarig, unterseits blasser; die langen, 2—4blüthigen Blüthenstiele sind nebst den langen, steifen Blüthenstielchen ziemlich kahl; die Blättchen der Staubfadenkrone haben drei Kiele und sind auf dem Rücken in einen kurzen, nach Innen gebogenen Zahn verlängert, die Ränder sind von einem eiförmig-lanzettlichen, aufrechten Zahne spitz und länger als die Stempelhaube. Hierher gehört Asclepias macrantha *Hochstetter.*

In Habessinien zwischen Adowa und Gondar und bei Gadding Gale einheimisch.

11) G. lineolatus *Decaisne.* Der Stengel ist aufrecht, weich-kurzhaarig; die Blätter sind länglich, stumpf, am Grunde fast herzförmig, kurz gestielt, auf beiden Flächen mit ziemlich steifen Haaren besetzt und von bräunlichen, unter einander am Rande zusammenhängenden Queradern durchzogen; die 6—7blüthigen Blüthenstiele sind kürzer als das Blatt und nebst den Blüthenstielchen rauhhaarig; die Blättchen der Staubfadenkrone sind mützenförmig, auf dem Rücken bespitzt, am Rande oberwärts in einen Zahn verlängert, der Stempelhaube angedrückt.

Diese Art ist in Westafrika einheimisch. Ihre Blätter stimmen mit denen von Asclepias syriaca überein, ihre Blüthen sind ziemlich groß, außenseits weichhaarig, innen zierlich gestreift.

d) Die Blüthenstiele sind endständig, lang, mehrblüthig; die Blättchen der Staubfadenkrone haben mit der Stempelhaube gleiche Länge.

12) G. albens *Decaisne.* Der Stengel ist vom Grunde an ästig und nebst den aufsteigenden Aesten weich-

haarig; die Blätter sind eiförmig oder eiförmig-lanzettlich, spitz, am Rande fast wellenförmig-zurückgekrümmt, kurz gestielt, auf beiden Flächen steifhaarig; die mehrblüthigen Blüthenstiele überragen das Blatt um das Doppelte; die Blättchen der Staubfadenkrone sind ziemlich aufrecht, abgestutzt, mützenförmig, am Rande in einen ziemlich stumpfen Zahn verlängert; die Schlauchfrüchte sind zusammengedrückt, fast sichelförmig, aderig, die Rippen sind oberwärts sehr schmal geflügelt. Hierher gehört Pachycarpus albens *E. Meyer.*

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung an grasigen Stellen bei Geelhoutboom, bei Omsamcaba und bei Witbergen.

13) G. navicularis *Decaisne.* Der krautartige am Grunde ästige Stengel ist nebst den aufsteigenden, zusammengedrückten Aesten kahl; die Blätter sind schmal-linealisch, spitz, am Rande umgerollt, am Grunde in den Blattstiel verschmälert, kahl; die mehrblüthigen Blüthenstühle stehen an der Spitze der Aeste, die Blüthenstielchen sind von linealisch-lanzettlichen Deckblättchen umgeben; die Blättchen der Staubfadenkrone sind nach Innen offen, kahnförmig, an der Spitze der Ränder in einen kleinen Zahn vorgezogen. Hierher gehört Lagarinthus navicularis *E. Meyer.*

Die Heimath dieser Art ist das Cap der guten Hoffnung.

14) G. eustegioides *Decaisne.* Der Stengel ist am Grunde sehr ästig und nebst den aufsteigenden Zweigen weichhaarig; die Blätter sind lanzettlich- oder pfeilförmig-linealisch, verschmälert, kurz gestielt; die fünfblüthigen Blüthenstiele haben in der halben Blattfläche gleiche Länge; die Blättchen der Staubfadenkrone sind fast helmförmig, an der Seite unterhalb der Mitte mit einem aufrechten, sehr spitzen Zahne besetzt. Hierher gehört Lagarinthus eustegioides *E. Meyer.*

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung auf den Sneeuwbergen nicht weit vom Compasberge und ist mit G. multicaulis verwandt, aber weit kleiner.

15) G. gibbus *Decaisne.* Der krautartige, am Grunde ästige Stengel hat aufsteigende, mit einigen Haaren besetzte Zweige; die Blätter sind linealisch, am Grunde in den kurzen Blattstiel verschmälert, an der Spitze stachelspitzig, länger als der wenigblüthige Blüthenstiel; die Blättchen der Staubfadenkrone sind innen der Länge nach gespalten, auf dem Rücken mit fleischigen Höckern besetzt, nach Oben bespitzt, am Rande in einen stumpfen Zahn verlängert.

Das Vaterland dieser Art ist das Cap der guten Hoffnung. Die Pflanze ist spannenhoch; die Blumenkrone ist schmutzigbraun, wellenförmig; die Schlauchfrüchte sind fast 2½ Zoll lang. Die Pflanze ändert ab:

a) Die Blätter sind am Rande kahl, die unteren am Grunde fast pfeilförmig-geöhrt.

b) Die Blätter sind sämmtlich am Grunde gleich, am Rande rauh. Hierher gehört Lagarinthus gibbus *E. Meyer.*

16) G. brevicuspis *Decaisne.* Der krautartige, am Grunde ästige Stengel ist nebst den aufsteigenden Zweigen zweireihig-weichhaarig; die Blätter sind linealisch, am Rande schmal umgerollt, in den kurzen Blattstiel verschmälert, an der Spitze stachelspitzig, auf beiden Flächen kahl; die mehrblüthigen Blüthenstiele überragen die Blätter um ein wenig; die Blättchen der Staubfadenkrone sind abgestutzt-ausgerandet, in der Mitte sehr kurz bespitzt, am Rande in einen stumpfen, fast häutigen Zahn verlängert. Hierher gehört Lagarinthus brevicuspis *E. Meyer.*

Am Cap der guten Hoffnung zwischen Omsamculo und Omcomas einheimisch. Von der vorigen durch die zweizeilige Behaarung des Stengels und der Aeste, sowie durch die Form der Blumenkrone verschieden.

17) G. flexuosus *Decaisne.* Der Stengel ist gebogen-aufrecht, einfach, kahl; die Blätter sind lanzettlich-linealisch, verschmälert, sehr kurz gestielt, am Grunde fast abgestutzt, weit abstehend, kahl; die vielblüthigen Blüthenstiele sind endständig; die Blättchen der Staubfadenkrone sind länglich, stumpf, unterhalb der Mitte auf beiden Seiten mit einem stumpfen Zahne besetzt.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung auf grasigen Hügeln zwischen Omsamculo und Omcomas. Ihr dünner Stengel ist 2 Fuß hoch.

18) G. multicaulis *Decaisne.* Der Stengel ist am Grunde sehr ästig und nebst den ziemlich aufrechten Zweigen zweizeilig weichhaarig oder oberwärts fast steifhaarig; die Blätter sind pfeilförmig-lanzettlich, spitz, lederartig, ziemlich kahl, ½ Zoll lang; die vielblüthigen Blüthenstiele sind ziemlich lang; die Blättchen der Staubfadenkrone sind breit verkehrt-eiförmig, am Rande einwärts-gebogen, in einen aufrechten, sehr spitzen Zahn verlängert. Hierher gehört Lagarinthus multicaulis *E. Meyer.*

Diese Art kommt am Cap der guten Hoffnung auf grasigen Stellen bei Schiloh vor. Sie ist spannenhoch; ihre Schlauchfrüchte sind 1½ Zoll lang.

19) G. multiflorus *Decaisne.* Die ganze Pflanze ist weichhaarig; der Stengel ist vom Grunde an ästig; die Aeste sind stielrund oder zusammengedrückt, aufrecht, weichhaarig; die Blätter sind eiförmig-länglich, fast pfeilförmig oder abgestutzt, stumpf, auf beiden Flächen weichhaarig, an den Rändern umgerollt; die mehrblüthigen Blüthenstiele stehen an der Spitze der Aeste außerhalb der Blattwinkel und sind nebst den Blüthenstielchen grau-weichhaarig; die Blättchen der Staubfadenkrone sind auf dem Rücken keilförmig, an der Spitze kurz-dreilappig, das mittelste Läppchen ist zugespitzt, einwärtsgebogen, die seitlichen sind sehr klein, nur so lang als die Stempelhaube.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

20) G. expansus *Decaisne.* Der Stengel ist aufrecht, einfach, weichhaarig; die Blätter sind linealisch, lang, ausgebreitet, ziemlich kahl, am Rande umgerollt; die Dolden sind achsel- und endständig; die Zipfel der Staubfadenkrone sind dreitheilig, der mittlere Lappen ist sehr lang, linealisch-zurückgekrümmt, die seitlichen sind spitz, aufrecht. Hierher gehört Lagarinthus expansus *E. Meyer.*

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung auf grasigen Stellen bei Kachu.

21) G. truncatus *Decaisne.* Der Stengel ist aufrecht, einfach, ziemlich kahl; die Blätter sind linealisch, lang, am Rande umgerollt, oberseits ziemlich rauh; die meist fünfblüthigen Dolden stehen auf einer endständigen, blattlosen, hin und her gebogenen Spindel; die Blättchen der Staubfadenkrone sind abgestutzt, an den Kanten spitz, in der Mitte sehr kurz bespitzt. Hierher gehört Lagarinthus truncatus *E. Meyer.*

Diese Art kommt am Cap der guten Hoffnung zwischen Key und Omtata auf grasigen Stellen vor.

22) G. marginatus *Decaisne.* Der Stengel ist aufrecht, dünn, weichhaarig; die Blätter sind länglich, ziemlich flach, kahl, am Rande etwas rauh; die Blüthenstiele sind achselständig, meist sechsblüthig; die Zipfel der Blumenkrone neigen zusammen und sind am Rande umgebogen; die Zipfel der gleichfarbigen Staubfadenkrone stehen ziemlich aufrecht und sind nach Unten zusammengefaltet, beiderseits in einen lanzettlichen, sehr spitzen, aufrechten Fortsatz verlängert, nach Oben linealisch, rinnig, an der Spitze einwärtsgekrümmt. Hierher gehört Pachycarpus marginatus *E. Meyer.*

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung auf grasigen Stellen. Sie hat mit Xysmalobium gomphocarpoides Aehnlichkeit, ihr Stengel ist aber kaum länger als eine Spanne, die Blätter sind kürzer und breiter, die Blumenkronen sind bei dieser unter allen Arten am dünnsten und am meisten zurückgekrümmt.

e) Die Blüthenstiele sind endständig; die Blättchen der Staubfadenkrone überragen die Stempelhaube.

23) G. crispus *R. Brown.* Der Stengel ist ziemlich aufrecht, ästig, steifhaarig; die Blätter sind lanzettlich oder linealisch-lanzettlich, am Grunde fast herzförmig-erweitert, am Rande wellenförmig-kraus, auf beiden Flächen kurzhaarig; die vielblüthigen Blüthenstiele stehen außerhalb der Blattwinkel oder öfters endständig und sind fast so lang als die Blätter; die Blüthenstielchen sind ganz am Grunde mit zwei Deckblättchen besetzt; die Blättchen der Staubfadenkrone sind aufsteigend, länglich, unterwärts an jeder Seite mit einem Zahne versehen; die Schlauchfrüchte sind zusammengedrückt, am Grunde und an der Spitze verschmälert, geschnäbelt, weichhaarig, an den Rippen kahl. Hierher gehört Asclepias crispa *Linné.*

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

24) G. hastatus *E. Meyer.* Der Stengel ist krautartig, aufsteigend, einfach, ziemlich rauh; die Blätter stehen ziemlich gedrängt und sind länglich-eiförmig, fast pfeilförmig oder abgestutzt-herzförmig, an den Rändern umgerollt, oberseits rauh, unterseits mit Ausnahme des Mittelnervs glatt; die mehrblüthigen Blüthenstiele stehen an der Spitze des Stengels und der Aeste zu zweien und sind mit später abfälligen Deckblättchen besetzt; die Blättchen der Staubfadenkrone sind an den Rändern einzähnig, oberhalb der Mitte in eine an der Spitze flache Zunge verschmälert; die Blüthen haben eine grünlich-gelbe Farbe.

Die Pflanze wächst am Cap der guten Hoffnung und ändert ab:

b) angustifolius *Meisner.* Die Blätter sind lanzettlich, am Grunde abgestutzt oder fast pfeilförmig, am Rande wellenförmig-kraus; die Aeste sind wechselständig, gespreizt, ziemlich einfach, spannenlang; die Blüthenstiele sind endständig, einzeln oder zu zweien, ½—1 Zoll lang, 10—15blüthig, die Blüthenstielchen sind nur 3—4 Linien lang, die Knospen fast kugelig; die Blumenkrone ist am Grunde schwefelgelb, an der Spitze oder zuletzt ganz schwarz-purpurbraun.

25) G. humilis *Decaisne.* Der Stengel ist ästig, dünn, aufsteigend, weichhaarig; die Blätter sind lanzettlich-länglich, ziemlich stumpf, vorzüglich oberseits weichhaarig, kurz gestielt; die endständigen, meist vierblüthigen Blüthenstiele sind sehr lang; die Blättchen der Staubfadenkrone stehen ab und sind unten trapezoidisch, an den Kanten spitz, an der Spitze in eine spatelig-lanzettliche Zunge vorgezogen. Hierher gehört Pachycarpus humilis *E. Meyer.*

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung. Ihr Stengel ist handhoch, ihre Blätter sind 2 Zoll lang; der Durchmesser der Blüthen beträgt ½ Zoll.

26) G. revolutus *Decaisne.* Der Stengel ist am Grunde sehr ästig und nebst den zusammengedrückten, ziemlich aufrechten Zweigen glatt oder rauh; die Blätter sind schmal linealisch, gebogen, spitz, an den Rändern umgerollt, auf beiden Flächen rauh, in einen kurzen Blattstiel verschmälert; die meist vierblüthigen Blüthenstiele stehen an der Spitze der Aeste oder außerhalb der Blattachseln und sind kürzer als das Blatt; die Blättchen der Staubfadenkrone sind lanzettlich oder linealisch-länglich, stumpf, unterhalb der Mitte an der Seite mit einem dreieckigen, einwärtsgebogenen Zahne besetzt. Hierher gehört Lagarinthus revolutus *E. Meyer.*

Auf grasigen Hügeln am Cap der guten Hoffnung einheimisch. Die Blumenkrone ist umgebogen-radförmig, ausgebreitet, 3—5 Linien lang. Die Schlauchfrüchte sind 2½ Zoll lang.

27) G. asper *Decaisne.* Der Stengel ist einfach, aufsteigend nebst den linealischen, aufrechten, am Rande umgerollten Blättern schwielig-steifhaarig; die Blüthenstiele sind endständig, 3—4blüthig; die Blättchen der Staubfadenkrone sind lanzettlich, rinnig, am Grunde beiderseits in ein stumpfes Anhängsel erweitert; die Blüthe ist sehr groß, ausgebreitet, fast zolllang, ihre Zipfel sind dünn, abstehend, blaß. Hierher gehört Lagarinthus linearis *E. Meyer.*

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung auf grasigen Stellen zwischen Zandplaat und Komga.

28) G. corniculatus *Decaisne.* Der Stengel ist am Grunde ästig und nebst den aufsteigenden Zweigen ziemlich kahl; die Blätter sind sehr schmal linealisch, lang, hin und her gebogen-aufrecht, kahl, grau; die sehr kurzen Blüthenstiele sind meist dreiblüthig; die Blättchen der Staubfadenkrone haben häutige Ränder, eine lang zugespitzte, an der Spitze einwärtsgebogene Zunge und sind so lang als die Zipfel der Blumenkrone. Hierher gehört Lagarinthus corniculatus *E. Meyer.*

An grasigen Hügeln am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

29) G. tenuis *Decaisne.* Der Stengel ist krautartig, am Grunde ästig und nebst den aufrechten, dünnen Zweigen kahl; die Blätter sind linealisch-fadenförmig, ziemlich kahl, die kurzen, 3—4blüthigen Blüthenstiele stehen außerhalb der Blattwinkel oder an der Spitze der Aeste; die Blättchen der Staubfadenkrone sind verkehrteiförmig, ziemlich dick, innen hohl, an der Spitze lang bespitzt; die Schlauchfrüchte sind 2 Zoll lang geschnäbelt, glatt; die Stempelhaube ist gestielt. Hierher gehört Lagarinthus tenuis *E. Meyer.*

Diese Art wächst gleichfalls auf grasigen Hügeln am Cap der guten Hoffnung.

f) Die Blüthenstiele sind endständig, zweiblüthig; die schild- oder kahnförmige Staubfadenkrone ist kürzer als die Stempelhaube.

30) G. peltigerus *Decaisne.* Der Stengel ist schlank, aufrecht, einfach, ziemlich kahl; die Blätter sind linealisch, lang, spitz, am Grunde fast herzförmig, oberseits mit kurzen Haaren besetzt, unterseits am Mittelnerven etwas rauh, an den Rändern umgerollt; die 4—5blüthigen, blattlosen Blüthenstiele stehen an der Spitze des Stengels; die Blättchen der Staubfadenkrone sind dreispaltig, der Mittellappen endigt mit einem halbmondförmigen Schilde, die seitlichen sind doppelt länger, länglich, abgestutzt; die Schlauchfrüchte sind ungefähr 15 Linien lang. Hierher gehört Lagarinthus peltigerus *E. Meyer.*

Diese Art wächst an mehren Stellen am Cap der guten Hoffnung.

31) G. viridiflorus *Decaisne.* Der Stengel ist aufrecht, ästig, rostfarbig, weichhaarig; die Blätter sind eirund oder fast herzförmig, die obersten lanzettlich, ziemlich flach, aderig, etwas rauh; die vielblüthigen Blüthenstiele stehen außerhalb der Blattwinkel und an der Spitze der Aeste und überragen die Blätter; die Blättchen der Staubfadenkrone sind eiförmig, tief gespalten, mit zwei nach der Narbe aufsteigenden Spitzen versehen, zurückgeschlagen und daher scheinbar schildförmig; die Blumenkrone ist radförmig-umgeschlagen, gleichfarbig. Hierher gehört Pachycarpus viridiflorus *E. Meyer.*

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

32) G. cristatus *Decaisne.* Der Stengel ist schlank, die Aestchen sind weichhaarig; die Blätter sind linealisch, stumpf, fast sitzend, auf beiden Flächen von kurzen Haaren rauh, unterseits blasser, am Rande umgerollt; die langen Blüthenstiele sind dreiblüthig; die Blättchen der Staubfadenkrone sind concav, am Grunde in der Bucht mit kleinen Borsten kammartig besetzt, oberwärts an den Kanten in einen häutigen Zahn verlängert; die Zipfel der Blumenkrone sind zurückgeschlagen, rosenroth, tropfenförmig gefleckt.

Diese Art wächst in Westafrika.

B. Acroglossum. Die Stempelhaube ist gestielt. Die Blumenkrone ist radförmig; die Blättchen der fünfblätterigen Staubfadenkrone sind unterwärts fleischig, nach Oben und Innen in einen concaven Fortsatz erweitert, aber ohne seitliche Zähnchen, der Spitze der Stempelhaube eingefügt.

33) G. chironioides *Decaisne.* Die ganze Pflanze ist kahl; der Stengel ist aufrecht, einfach, schlank, zweizeilig-weichhaarig; die Blätter sind linealisch, spitz, ganz kahl, in den Blattstiel verschmälert; die 2—3blüthigen Blüthenstiele erreichen kaum die halbe Länge des Blattes; die Blüthenstielchen und Blüthen sind ganz kahl; die Blüthen sind ziemlich groß, die Blumenkrone ist tief fünfspaltig, ihre Zipfel stehen ab und sind eiförmig-elliptisch, undeutlich dreinervig, ziemlich dick, rosenroth.

Diese in Westafrika einheimische Pflanze nannte *Decaisne* früher G. lisianthoides.

C. Pachycarpus. Die kurzen Blüthenstiele stehen außerhalb der Blattwinkel; die Blättchen der Staubfadenkrone sind breit, gekielt, oberwärts zusammengefaltet oder in einen häutigen Flügel erweitert und länger als die Stempelhaube.

34) G. coronarius *Decaisne.* Der Stengel ist stark, aufrecht, einfach, fast kahl; die untersten Blätter sind eiförmig, die obersten länglich-lanzettlich, rauh, am Rande ein wenig kraus; die Blüthen stehen meist zu zweien; die Blättchen der Staubfadenkrone sind ei-herzförmig, stumpf, an den Kanten abgerundet; der Durchmesser der gefleckten Blumenkrone beträgt 2 Zoll. Hierher gehört Pachycarpus coronarius *E. Meyer.*

Am Cap der guten Hoffnung auf grasigen Hügeln bei Omtata einheimisch.

35) G. grandiflorus *Decaisne.* Der Stengel ist stark, aufrecht, einfach, weichhaarig oder fast kahl; die Blätter sind länglich, stachelspitzig, wellenförmig, auf beiden Flächen rauh, kurz gestielt; die Blüthenstiele fehlen fast ganz; die Blüthen sind achselständig, gepaart; die Zipfel der fast halbkugeligen Blumenkrone neigen zusammen und sind auf beiden Seiten gefleckt; die Blättchen der Staubfadenkrone sind am Grunde trapezoidisch, an den Kanten spitz, an der Spitze in eine spatelig-lanzettliche, flache, am Mittelnerven sehr dünn filzige Zunge verlängert. Hierher gehört Pachycarpus grandiflorus *E. Meyer.*

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung an verschiedenen Stellen.

36) G. linearis *Decaisne.* Der Stengel ist einfach, aufsteigend, zusammengedrückt und nebst den linealischen oder lanzettlich-linealischen, hin und her gebogenen, am Rande umgerollten Blättern schwielig-rauhhaarig und rauh; der endständige Blüthenstiel ist 3—4blüthig; die Zipfel der concaven Blumenkrone sind flach, außenseits weichhaarig; die Blättchen der Staubfadenkrone sind lanzettlich, rinnig, am Grunde zu beiden Seiten in einen stumpfen Querzipfel erweitert; die Blüthe ist vor dem Aufblühen kugelig, im Durchmesser 5 Linien breit, ausgebreitet, aber fast zolllang mit dünnen, flachen, blassen, in der Mitte 4 Linien breiten Zipfeln. Hierher gehört Lagarinthus linearis *E. Meyer.*

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung auf grasigen Stellen zwischen Zandplaat und Komga.

37) G. appendiculatus *Decaisne.* Der Stengel ist stark, aufrecht, ziemlich rauh; die Blätter sind verkehrt-

eiförmig oder eiförmig-rundlich, von kurzen, auf Höckern sitzenden, namentlich auf der Mittelrippe und am Rande befindlichen Haaren rauh; die Blüthenstiele fehlen fast ganz; die Blüthen stehen außerhalb der Blattwinkel zu zwei oder drei, ihre Stielchen sind kaum so lang als das Blatt, ganz am Grunde von zwei linealischen Deckblättchen umgeben; die Blättchen der Staubfadenkrone sind am Grunde aufsteigend, scheidenförmig, nach Oben in eine aufrechte, flache, gekerbte, ausgerandete, an der Spitze linealische, einwärtsgekrümmte Platte erweitert; die Schlauchfrüchtchen sind fast kugelig-birnförmig, glatt, die Rippen sind oberwärts schwach geflügelt.

Am Cap der guten Hoffnung auf grasigen Stellen einheimisch.

38) G. **reflectens** *Decaisne.* Der Stengel ist aufsteigend, schwach hin und her gebogen, etwas rauh; die Blätter sind länglich- oder elliptisch-lanzettlich, spitz, kurz gestielt, vorzüglich am Rande von kurzen Haaren rauh; die Blüthenstiele sind kurz oder fehlen bisweilen fast ganz, die Blüthenstielchen sind so lang als das halbe Blatt; die Blüthen stehen zu zweien oder dreien beisammen; die Deckblättchen fallen bald ab; die Blättchen der Staubfadenkrone steigen am Grunde auf und sind scheidenförmig, oberwärts in eine Fahne oder fast runde, gekerbte, sehr kurz- und stumpf-bespitzte Platte erweitert; die Schlauchfrüchtchen sind pyramidenförmig, ihre Rippen oberwärts fast kerbig-geflügelt. Pachycarpus reflectens *E. Meyer.*

Diese an grasigen Stellen am Cap der Hoffnung einheimische Art unterscheidet sich von der vorhergehenden durch die gefleckten Blumenkronen und die schmaleren, zurückgebogenen Zipfel derselben, sowie durch die Form der Schlauchfrüchtchen.

39) G. **rigidus** *Decaisne.* Der Stengel ist stark, ziemlich aufrecht und fast kahl; die Blätter sind lanzettlich-länglich, lang verschmälert, sehr spitz, starr, fast grau, oberseits kahl und schwachglänzend, unterseits und am Rande rauh; die Blüthenstiele sind 7blüthig, die Blüthenstielchen starr, kurz, behaart; die Blättchen der Staubfadenkrone sind aufsteigend, unterwärts linealisch, nach Oben in eine am Grunde keilförmige, an der Spitze fast halbkreisrunde Platte erweitert. E. Meyer nannte diese Art Pachycarpus rigidus *E. Meyer.*

Auf Hügeln am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

40) G. **concolor** *Decaisne.* Der Stengel ist steif, einfach oder ein wenig ästig, die Aeste sind unterwärts zusammengedrückt, aufrecht; die Blätter sind eiförmig-länglich, fast wellenförmig, spitz, kurz gestielt, auf beiden Flächen rauh; die Blüthenstiele fehlen; die Blüthen stehen einzeln oder gepaart; die Blättchen der Staubfadenkrone sind am Grunde dreieckig, abgestutzt, an den Kanten spitz, an der Spitze allmälig verschmälert, rinnenförmig; die großen Blüthen haben eine braun-violette Farbe, die Zipfel der Blumenkrone sind concav, nicht zurückgeschlagen. Hierher gehört Pachycarpus concolor *E. Meyer.*

Diese Art entdeckte Drège am Cap der guten Hoffnung und zwar an sandigen Orten zwischen Schalumna und Kachu.

41) G. **dealbatus** *Decaisne.* Der Stengel ist steif, einfach, aufsteigend; die Blätter sind lanzettlich-länglich, wellenförmig, stumpf, stachelspitzig, an den Rändern wimperig-rauh, auf beiden Seiten steifhaarig-rauh, kurz gestielt; die 2—5blüthigen Blüthenstiele sind sehr kurz; die Blüthenstielchen sind ganz am Grunde von linealischen Deckblättchen umgeben; die Blättchen der Staubfadenkrone sind aufsteigend, lanzettlich-spatelig, in der Mitte seitlich einzähnig; die Schlauchfrüchtchen sind verschmälert, ihre Rippen oberwärts fast geflügelt; die Blumenkrone ist gedrückt-glockenförmig, ihre Zipfel sind weißlich. Hierher gehören als Synonyme Pachycarpus dealbatus, vexillaris und ligulatus *E. Meyer.*

Nach dem Erscheinen von De Candolle's Prodromus sind folgende Arten meist ohne Angabe ihrer Stellung bekannt gemacht.

42) G. **asperifolius** *Meisner.* Der Stengel ist einfach, kahl; die Blätter sind lanzettlich-länglich, in den sehr kurzen Blattstiel verschmälert, flach, auf beiden Flächen steifhaarig-rauh, der Mittelnerv tritt unterseits stark hervor; die 5—8 achselständigen Blüthenstielchen stehen doldig-gehäuft, sind doppelt kürzer als das Blatt und nebst den Kelchen weichhaarig; die Blumenkrone ist abstehend, gleichfarbig; die Blättchen der Staubfadenkrone stehen aufrecht, haben eine häutige, eiförmige, spitze, aufrechte Platte, sind an der Spitze einwärtsgekrümmt, am Grunde beiderseits einzähnig.

Diese Art wächst an sandigen Stellen am Port Natal in Südafrika.

43) G. (**Eugomphocarpus**) **sinaicus** *Boissier.* Die Stengel sind strauchartig, hoch, ruthenförmig, stielrund, weichhaarig, meergrün; die Blätter sind kurzgestielt, auf beiden Flächen sehr kurz weichhaarig-grau, länglich-lanzettlich oder linealisch, spitz oder stachelspitzig, etwas fleischig, am Rande oft ein wenig umgerollt; die Blüthenstiele stehen in den oberen Blattwinkeln, sind um die Hälfte kürzer als das Blatt und tragen eine 5—6blüthige Dolde; der graue Kelch ist dreimal kürzer als die Blumenkrone, seine Zipfel sind eiförmig, stumpf; die Zipfel der gelblichen Blumenkrone sind zurückgeschlagen, außenseits weichhaarig, an beiden Enden verschmälert, etwas spitz; die Blättchen der Staubfadenkrone sind abgestutzt und gehen an jedem der beiden inneren Winkel in einen kleinen, spitzen Zahn aus; die rothborstigen, zwischen den Borsten mehlartig-filzigen Schlauchfrüchtchen sind aufrecht, länglich, in einen Schnabel verschmälert.

Diese Art wächst an steinigen Orten in den Thälern am Sinai und in der arabischen Wüste.

44) G. **purpurascens** *A. Richard.* Der Stengel ist aufrecht, ästig, am Grunde halbstrauchig, stielrund, purpurröthlich, pulverartig-weichhaarig; die Blätter sind linealisch, an der Spitze spitz, am Grunde allmälig verschmälert, am Rande umgerollt, oberseits kahl, unterseits auf dem Mittelnerven weichhaarig; die Blüthen sind purpurroth, kurzgestielt und bilden eine seitliche, oft vielblüthige Dolde; der Blüthenstiel und die Blüthenstielchen sind seidig-weichhaarig; die Kelchzipfel sind lanzettlich, spitz; die

Zipfel der abstehenden Blumenkrone sind elliptisch, spitz, außenseits purpurroth, innen blaßgrün; die Blättchen der Staubfadenkrone sind länglich-sackartig, am Grunde abgestutzt-stumpf, an der Spitze geöffnet, abgestutzt, an der Seite hin und wieder mit einem länglichen, zungenförmigen, die Stempelhaube kaum überragenden Fortsatze versehen; die Schlauchfrüchtchen sind eiförmig-länglich, aufgeblasen, an der Spitze allmälig verschmälert, borstig-weichstachelig, im jungen Zustande lang-weißwollig.

Diese Art wächst in Habessinien bei Tschelikote.

45) G. verticillatus *Turczaninow.* Der Stengel ist weichhaarig, einfach, am Grunde halbstrauchig; die fast stiellosen Blätter stehen zu 3—4 quirlförmig und sind linealisch-lanzettlich, beiderseits zugespitzt, am Rande umgerollt, kahl, fein punktirt; die Dolden stehen außerhalb der Blattwinkel, sind doppelt kürzer als das Blatt, die unteren wenig-, die oberen vielblüthig; der eine Rand der abstehenden Blumenkrone ist flockig-gewimpert, der andere fast glatt; die Blättchen der Staubfadenkrone sind zusammengedrückt, auf dem Rücken gekielt, am Rande mit ganzrandigen oder gekerbten, weichhaarigen Zähnen besetzt.

Die Heimath dieser Art ist Habessinien. Von den verwandten G. abyssinicus und pulchellus unterscheidet sich diese Pflanze durch den einfachen Stengel und die quirlförmigen Blätter, von der ersteren außerdem durch die weichhaarigen, nicht abgestutzten Blättchen der Staubfadenkrone, von der letzteren durch die Dolden, welche um das Doppelte kürzer (nicht länger) als das Blatt sind, sowie durch die ungeschnäbelten Blättchen der Staubfadenkrone.

46) G. diploglossus *Turczaninow.* Der Stengel ist schlank, kantig-zusammengedrückt, weichhaarig; die Blätter sind schmal linealisch, in den kurzen Blattstiel verschmälert, am Rande umgerollt, oberseits ziemlich kahl, unterseits weichhaarig; die langgestielten, 6—10-blüthigen Dolden stehen endständig; die Blumenkrone steht zuletzt ab; die Blättchen der Staubfadenkrone sind ein wenig kürzer als die Stempelhaube, gekielt, concav, am Rande mit dreieckigen Zähnen besetzt, innen mit einer dreieckigen, der ganzen Länge nach angewachsenen Platte versehen; die Blüthenstielchen und Kelche sind weichhaarig; die Blumenkrone ist gelb.

Das Vaterland dieser Art ist das Cap der guten Hoffnung.

47) G. undulatus *Turczaninow.* Der Stengel ist steif, aber niedrig; die unteren Blätter sind verkehrt-eiförmig, abgestutzt, stachelspitzig, in den Blattstiel verschmälert, die oberen länglich, an beiden Enden verschmälert, spitz, am Rande wellenförmig; die 6—7 blüthigen, gestielten Dolden stehen außerhalb der Blattwinkel und an der Spitze des Stengels; die Blumenkrone neigt zusammen; die Blättchen der Staubfadenkrone sind am Grunde verwachsen, concav-gekielt, am Rande flügelig-gezähnt, an der Spitze kurz und stumpf bespitzt und haben mit der Stempelhaube gleiche Länge.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

48) G. oxytropis *Turczaninow.* Diese Art ist niedrig, kahl; die Aeste sind abstehend; die Blätter sind kurz gestielt, linealisch, spitz, am Grunde fast ohrförmig; die Dolden sind endständig, gestielt, 6—7 blüthig, kurz weichhaarig; die Blättchen der Staubfadenkrone sind am Grunde verwachsen, gekielt, auf dem Rücken höckerig, an den Seiten stumpf gezähnt, an der Spitze in eine pfriemliche Spitze verlängert.

Gleichfalls am Cap der guten Hoffnung einheimisch. Die Blätter sind denen von G. gibbus ähnlich.

49) G. (Pachycarpus) macroglossus *Turczaninow.* Der Stengel ist stark, aufrecht, einfach, steifhaarig; die Blätter sind länglich, ziemlich spitz, in den kurzen Blattstiel verschmälert, auf beiden Flächen rauh, am Rande umgerollt; die Blüthenstiele sind sehr kurz, die Blüthenstielchen stehen meist zu drei beisammen, die unteren sind herabgeschlagen; die ungefleckten Zipfel der Blumenkrone stehen zuletzt ab; die Blättchen der Staubfadenkrone sind an dem langen, linealischen Grunde fast flach, in der Mitte gekielt, an der Spitze in einen eiförmigen, stumpfen Fortsatz verlängert und doppelt länger als die Stempelhaube.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung. In der Größe der Blüthen stimmt sie mit G. concolor, welchem sie überhaupt ähnlich ist, überein, unterscheidet sich aber durch die langen Blüthenstielchen und die am Grunde verschmälerten, nicht verbreiterten Blättchen der Staubfadenkrone.

50) G. semilunatus *A. Richard.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach, stielrund, 2 Fuß und darüber hoch, meergrün, öfters, besonders an dem oberen Theile, zweizeilig- und angedrückt-kurzhaarig; die Blätter sind lanzettlich, an der Spitze spitz und öfters kurz stachelspitzig, am Grunde plötzlich abgerundet, sehr kurz gestielt, oberseits und vorzüglich unterseits weichhaarig; die Blüthenstiele stehen außerhalb der Blattwinkel und sind nebst den Blüthenstielchen wollig; die Kelchzipfel sind eiförmig-lanzettlich, sehr spitz, außenseits wollig; die Zipfel der gelben Blumenkrone sind eiförmig, kahl; die Blättchen der Staubfadenkrone sind concav, mützenförmig, an der Spitze hin und wieder mit einem kurzen Zahne besetzt; die Schlauchfrüchtchen sind sehr groß, aufgeblasen, borstig-weichstachelig, halbmondförmig, an der Spitze stumpf, am Grunde höckerig; die Samen sind braun, höckerig.

Das Vaterland dieser Art ist Habessinien.

51) G. robustus *A. Richard.* Die Stengel sind einfach, krautartig, aufrecht, stielrund, röthlich-filzig, 2 Fuß hoch oder höher; die Blätter sind elliptisch oder eiförmig-länglich, am Grunde sehr stumpf, sehr kurz gestielt, an der Spitze stachelspitzig, 3—4 Zoll lang, 1—1½ Zoll breit, oberseits, aber vorzüglich unterseits röthlich-weichhaarig, ein wenig rauh; die großen, gestielten Blüthen stehen zu 10—12 in Dolden; die Blüthenstiele und Blüthenstielchen sind röthlich-filzig; die Deckblätter sind linealisch, spitz, rauhhaarig, dreimal kürzer als die Blüthenstielchen; die Kelchzipfel sind lanzettlich, spitz, rauhhaarig, dreimal kürzer als die Blumenkrone,

deren Zipfel eiförmig-länglich, spitz, außenseits weichhaarig sind; die Zipfel der Staubfadenkrone sind am Grunde benagelt, aufrecht, halbeingerollt, an der Spitze mit einer langen, linealischen, einwärtsgebogenen, seitlich mit zwei Fortsätzen versehenen Spitze.

Diese Art wächst in Habessinien und zwar an feuchten Stellen in der Provinz Chion. (*Garcke.*)

GOMPHOCERAS. Unter diesem Namen trennte der jüngere Sowerby in Murchison's Silurian System p. 621 mehre Arten von der fossilen Cephalopodengattung Orthoceras generisch ab, worauf Fischer, um die Verwechselung mit der Käfergattung Gomphocerus zu vermeiden, erst den schon verbrauchten Namen Bolboceras und dann Apioceras im Bulletin des Naturalistes de Moscou 1844. p. 757, gleichzeitig M'Coy in seinem sehr seltenen Buche: Fossils carboniferes of Ireland p. 10 den Namen Apioceras einzuführen versuchte. Doch fanden dieselben, weil ungenügend begründet, keinen Beifall und ebenso wenig J. Hall's Oncoceras. Die Gomphoceratiten sind allermeist gerade oder doch nur sehr schwach gekrümmte, in der Mitte stark bauchig erweiterte, an beiden Enden verengte, comprimirte oder kreisrunde Gehäuse mit engen Kammern, randlichem bis centralem Sipho, verengter und lappiger Mündung, gewaltig großer, die halbe Höhe des Gehäuses und mehr einnehmender Wohnkammer und dünner Schale, deren Oberfläche weder mit Rippen und Streifen, noch mit Höckern geziert ist. Als nächst verwandte Gattungen sind hiernach Cyrtoceras und Phragmoceras zu betrachten. Der embryonale Anfang des Gehäuses ist noch an keinem Exemplare beobachtet worden, scheint aber ohne Zweifel eine napfförmige Kammer gewesen zu sein. Die ersten Kammern nehmen nur wenig an Umfang zu, die folgenden dann schnell und bedeutend bis zur Wohnkammer, welche sich gegen die Mündung hin wieder schnell verengt. Die Mündung ist auffallend eng, durch vorspringende Lappen dreispaltig, sodaß man auf eine ganz andere Kopfbildung als bei dem lebenden Nautilus schließen muß. Die Scheidewände der Kammern sind mäßig concav, ihre Ränder geradlinig oder sanft gebogen, der Sipho wandert vom Rande bis zur Mitte der Scheidewände und ist unabhängig von der Größe des Gehäuses, klein bis ungeheuer groß, in jeder Kammer blasig erweitert. Die sehr dünne, zarte Schale läßt bisweilen feine Wachsthumslinien erkennen. Die Arten kommen im silurischen, devonischen und Kohlengebirge Europa's und Nordamerika's vor und sind in den Werken von Sowerby, Gr. Münster, Portlock, Verneuil, Keyserling, Hall und Barrande beschrieben, in meiner Fauna der Vorwelt, Cephalopoden S. 213, vollständig charakterisirt worden. Es sind folgende:

I. Im silurischen Gebirge: 1) G. Halli (= Orthoceras fusiforme *Hall*, Pal. New-York I, 60. tab. 20) im Trentonkalke von Watertown, schlank, keulenförmig, mit engen Kammern und excentrischem Sipho. — 2) G. pyriforme *Keyserling*, Beobacht. Petschoraland Taf. 13. Fig. 8 (= Orthoceras pyriforme *Sowerby*, Silurian System II, 705. tab. 8. fig. 19. 20; Phragmoceras pyriforme *Eichwald* im Bullet. des Natur. de Moscou 1846. 115) im Aymestry- und Wenlockkalke Englands und am Ural, gestielt birnförmig, glatt, mit centrodorsalem, schwachblasigem Sipho. — 3) G. Eichwaldi *Verneuil*, Russia and Ural II, 357. tab. 24. fig. 9 bei Petersburg, klein und drehrund, mit horizontalrandigen Kammerwänden und ungemein dickem blasigem Sipho.

II. Im devonischen Gebirge: 4) G. subpyriforme *Portlock*, Geol. report Londonderry 381. tab. 28ª. fig. 1 (= Orthoceras inflatum *Quenstedt*, Petrefaktenkunde I, 45. Taf. 1. Fig. 20; O. subpyriforme *Gr. Münster*, Beitr. zur Petrefaktenkunde III, 103. Taf. 20. Fig. 10) im Fichtelgebirge und der Eifel, auch silurisch in England; doch will Römer diese als eigene Art davon trennen, das Gehäuse birnförmig, etwas deprimirt, bis in die obere Hälfte der Wohnkammer gleichmäßig an Umfang zunehmend, dann schnell verengt, mit kleinem Sipho und sehr niedrigen Kammern. — 5) G. sulcatulum *Verneuil*, Russia and Ural II, 357. tab. 25. fig. 6 (= Orthoceras Eifeli *Helmersen*, Geogn. Ilmen- und Peipussee 6) am Don und Ilmensee, schlank mit sanft concaven Kammerwänden, deren Ränder sanft gebogen, mit kleinem, dem Rande genähertem Sipho. — 6) G. ficus *Römer* in Dunker's Palaeontographica III, 38. Taf. 6. Fig. 1 im Kalke von Iberg, langsam zunehmend, kreisrund, mit kleiner Wohnkammer und sehr kleinem, fast randlichem Sipho. — 7) G. subfusiforme *Portlock*, Geol. report Londonderry 381. tab. 24. fig. 5 (= Orthoceras subfusiforme *Gr. Münster*, Beiträge zur Petrefaktenkunde III, 103. Taf. 20. Fig. 6—9) im Fichtelgebirge und bei Reval, schlank und dickschalig, kreisrund, mit sehr kleinem, fast randlichem Sipho.

III. Im Kohlenkalke: 8) G. fusiforme (= Orthoceras fusiforme *Sowerby*, Min. Conchol. VI, 167. tab. 588. fig. 1; Poterioceras fusiforme *M'Coy*, Foss. carbon. of Ireland 10) im Bergkalke Irlands und Englands, schlank keulenförmig, rund, mit fast mittelständigem Sipho. — 9) G. cordiforme (= Orthoceras cordiforme *Sowerby*, Miner. Conchol. III, 85. tab. 247; Poterioceras cordiforme *M'Coy*, Foss. carbon. of Ireland 10. tab. 1. fig. 2) im Bergkalke Irlands, von riesiger Größe, kurz und sehr dick, mit niedrigen Kammern und großem, fast mittelständigem Sipho. — 10) G. trochoides (= Apioceras trochoides *Fahrenkohl*, Bullet. natur. Moscou 1844. XVII, 779. tab. 19. fig. 1) im Bergkalke von Karowa, schnell an Größe zunehmend.

Es sind noch einige andere Arten ungenügend beschrieben worden, die zahlreichen aus dem böhmischen Silurium hat Barrande noch nicht charakterisirt. (*Giebel.*)

GOMPHOCERUS. Thunberg bearbeitete im J. 1815 die Feldheuschrecken oder Akridiodeen in den Memoiren der kaiserlichen Akademie zu St. Petersburg und stellte hier neben den Gattungen von Fabricius noch vier neue auf, darunter begriff Gomphocerus diejenigen Akridier, deren Männchen am Ende erweiterte Fühler besitzen. Mehre Entomologen nahmen diese Gattung in demselben Sinne auf, bis Burmeister in seinem Handbuche der Entomologie 2. Bd. S. 645 die Kopfbildung

als wichtigern Charakter hervorhebend deren Begriff erweiterte. Nach ihm gehört nun die Gattung mit Oedipoda zu den Akridiern ohne Höcker am Prosternum und mit glattem, niemals rauhem oder punktirtem Leibe und zeichnet sich ganz besonders von ihren Verwandten aus, daß der viel stärker hervorragende Vorderkopf an der Grenze des Scheitels vor jedem Auge eine kleine, schmale, längliche, ziemlich tiefe Grube besitzt, welche allen andern fehlt. In Verbindung hiermit steht ein stärkeres Vorspringen des Kopfzipfels und eine mehr wagerechte Stellung des vor den Augen befindlichen Scheitelfortsatzes, wobei die zwischen den Fühlergruben befindliche Kopfschwiele theils gegen den Mund hin ganz verstrichen ist, sodaß weder mittle, noch seitliche Stirnleisten wahrgenommen werden, theils von den bis zum Munde hinabreichenden Stirnleisten eingefaßt wird, in welchem Falle auch die seitlichen Leisten recht deutlich sind. Die Backen erscheinen stets dick, aufgetrieben und daher der Kopf nach Unten viel breiter, die Mundtheile stark und kräftig, die dicken Oberkiefer ohne alle Zähne, blos mit Furchen und scharfem Vorderrande, daher die Unterkieferzähne stumpf. Die 22gliederigen Fühler sind nach Unten mehr oder weniger flachgedrückt, nach Oben bisweilen bei den Männchen erweitert. Der kurze Vorderrücken hat eine deutlich hervorragende Mittellinie und stark abgesetzte, nach Innen gebogene, also Xförmige Seitenkanten; der Vorderrand ist gerade, der Hinterrand mehr gebogen als winkelig; die vertieften Querlinien recht deutlich; die Flügel bald länger, bald kürzer als der Hinterleib, die Füße und Krallen klein, die Unterflügel wasserklar. Burmeister zieht nun folgende Arten in besonderer Gruppirung hierher:

I. Die Grube am Rande des Scheitelfortsatzes ist deutlich wahrnehmbar.

A. Die Stirnschwiele flach, die Leisten ganz verstrichen, die seitlichen kaum bemerkbar.

1. Die Flügel bei beiden Geschlechtern länger als der Hinterleib; die Seitenkanten des Pronotums nicht so deutlich, die eingedrückten Querlinien einander sehr genähert, die hinterste vor der Mitte der Längslinie.

1) G. thalassinus *Charpentier*, Hor. entomol. 138. tab. 4. fig. 3. Im südlichen Europa und in Nordamerika.

2. Flügel nur so lang wie der Hinterleib, beim Weibchen mitunter etwas kürzer; die Seitenkanten des Pronotums treten hervor und sind mehr oder minder Xförmig.

2) G. cothurnatus *Creutzer*, Entomol. Versuch. 129. Taf. 8. Fig. 32. In Oesterreich.

3) G. cruciatus *Charp. Philippi*, Orthopt. berol. 34. tab. 2. fig. 5. Bei Berlin.

B. Die Stirnschwiele höher, scharf gerandet, bis zum Munde reichend, mehr oder weniger ausgehöhlt, die seitlichen Stirnleisten deutlicher bemerkbar; die Fühler am Grunde deutlicher flachgedrückt.

1. Flügel bei beiden Geschlechtern nur so lang wie der Hinterleib.

a) Männliche Fühler etwas länger als die weiblichen.

α) Männliche Flügel am Vorderrande nicht bogenförmig erweitert, vielmehr schmal, ganz wie bei dem Weibchen.

4) G. lineatus *Charp. Germar*, Fauna Insect. Europ. XX. tab. 18. 19. Auf Wiesen häufig. Ist von Fabricius als Oe. morio beschrieben worden. Den eigentlichen G. morio *Charp.* = G. elegans *Boheman* nennt von Bork, um die Verwechselung mit dem Fabricius'schen zu vermeiden, G. melanopterus.

5) G. viridulus *Charpentier*, Horae entomol. 159. Im südlichen Europa. — Hieran reiht sich noch G. rufiper *Charp.*, zu welchem G. ventralis *Zetterstedt* das Weibchen ist.

β) Flügel der Männchen am Vorderrande bogenförmig erweitert, mit sehr großen Zellen.

6) G. miniatus *Charp. Germar*, Fauna Insect. Europae XX. tab. 16. 17. — Dalmatien.

7) G. biguttulus *Charpentier*, Hor. entomol. 163. — Zu dieser gemeinen Art gehören als bloße Varietäten G. bicolor *Charpentier* a. a. O. 161, G. arvalis *Burmeister* a. a. O. 649, G. mollis *Charpentier* a. a. O. 164 und G. modestus *Seidl*.

b) Fühler der Männchen länger und mit einer lanzettförmig erweiterten Spitze; männliche Flügel am Vorderrande etwas erweitert.

8) G. sibiricus *Charpentier*, Horae entomol. 167. — Sibirien, Wallis.

9) G. biguttatus *Charp. Germar*, Fauna Insect. Europae XX. tab. 22. 23. — Gemein in Teutschland. Die Weibchen wurden häufig als Oedipoda pulla aufgeführt. Auch von Bork's G. abruptipennis aus Gottland gehört eben dieser Art an.

10) G. rufus *Charpentier* a. a. O. 168. — Im südlichen Europa.

2. Flügel in beiden Geschlechtern etwas länger als der Hinterleib.

11) G. tricoloripes *Burmeister* a. a. O. 649. — Java.

12) G. pelidnus *Burmeister* a. a. O. 651. — Pennsylvanien.

3. Flügel in beiden Geschlechtern kürzer als der Hinterleib.

13) G. montanus *Charpentier* a. a. O. 173. — In Europa.

II. Statt der Grube jederseits ein scharfer Rand an dem vorspringenden Scheiteltheile; die Stirnschwiele deutlich gerandet, reicht bis zum Munde; Seitenleisten sichtbar.

A. Flügel bei beiden Geschlechtern kürzer als der Hinterleib (Podisma *Latr.*).

14) G. parallelus *Charpentier* a. a. O. 171. — Teutschland. — An diese Art reihen sich noch: G. crassipes *Charpentier* a. a. O. 174; G. brachypterus *Ocskay*, Nov. acta phys. medic. XIII. a. 409; G. dorsatus *Charpentier* 153; G. elegans *Charpentier* 153.

B. Flügel bei beiden Geschlechtern länger als der Hinterleib.

a) Männliche Fühler in ihrer ganzen Länge gleichbreit, kürzer als der halbe Körper.

15) G. grossus *Charpentier* a. a. O. 151. — Gemein auf Wiesen.

16) G. parapleurus *Charpentier* a. a. O. 152. — Mittel- und Südeuropa.

b) Männliche Fühler an der Spitze lanzettförmig erweitert, länger als der halbe Leib.

17) G. semicolor *Burmeister* a. a. O. 651.

(*Giebel.*)

GOMPHODUS nennt Reuß in seinen Versteinerungen des böhmischen Kreidegebirges II. S. 99 kleine Haifischzähne mit unten sehr dickem, allmälig sich zuspitzendem, schwachzweischneidigem Hauptkegel, mit starkgewölbten Seiten, jederseits ein oder zwei kleinen Nebenkegeln und niedriger Wurzel. Die im Pläner Böhmens gefundenen Exemplare erreichen bis 5 Linien Höhe und haben kurze, dicke, zweischneidige Nebenhöcker. Die verwandtschaftlichen Verhältnisse zu den lebenden Gattungen lassen sich aus Reuß' Angaben nicht sicher ermitteln, doch scheint die Gattung in die Familie der Scyllien zu gehören.

(*Giebel.*)

GOMPHOI (*Γόμφοι*, Gomphi), eine uralte, stark befestigte Stadt in Hestiäotis, deren Gebiet an das der Athamanen und Perrhäber grenzte. *Ptolemäos* III, 1 3, 44. Für Kriegsoperationen hatte diese Stadt zwischen zwei engen und beschwerlichen Pässen Wichtigkeit und wurde daher im römisch-makedonischen und im römisch-syrischen Kriege von den Römern und ihren Bundesgenossen mehrmals genommen. *Livius* XXXI, 41. So griff Amynander, Fürst der Athamanen und mit den Römern gegen den König Philipp verbündet, die Stadt mit Gewalt an und zwang die Vertheidiger zur Uebergabe. *Livius* XXXII, 14. Im Kriege gegen Antiochos war Gomphi von den Athamanen noch besetzt gehalten, wurde aber mit Hilfe der Römer von Philipp wieder genommen. *Livius* XXXVI, 13; XXXVIII, 2. Später besetzte dieselbe Cäsar auf seinem Zuge nach Pharsalus (*Caes.*, De bell. civ. III, 80). Unter der Regierung des Arkadius war Gomphi Sitz eines Bischofs, welcher unter dem Metropolitan von Larissa stand. Auch in der Kirchenversammlung des Papstes Bonifacius II. im J. 531 war noch ein Bischof von Gomphi gegenwärtig. Das Gebiet von Gomphi wird durch den Portalikos bewässert (einen Arm des Flusses Salamvria), welcher vom Pindos durch den Paß von Portos mit Heftigkeit heranströmt. Vergl. *Leake*, Travels in Northern Greece. Vol. IV. p. 520 seq. Siehe F. W. Hoffmann, Griechenland und die Griechen I, 290.

(*Krause.*)

GOMPHOLOBIUM, eine von Smith aufgestellte Gattung der Papilionaceen mit folgendem Charakter: Der Kelch ist tief fünftheilig, fast gleich. Die Fahne der schmetterlingsförmigen Blumenkrone ist groß, ausgebreitet, ein wenig länger als die länglichen Flügel, der Kiel ist verkehrt-eiförmig-länglich, aufrecht oder ein wenig einwärts-gekrümmt, an der Spitze stumpf, fast so lang als die Flügel. Die zehn Staubgefäße sind frei, die Fäden kahl. Der Fruchtknoten ist kurz gestielt, vieleiig. Der Griffel ist fadenförmig, einwärtsgekrümmt, die Narbe dünn, kopfförmig. Die Hülse ist aufgeblasen, fast kreisrund. Die Samen haben keine Nabelwarze.

Die hierher gehörigen Sträucher und Halbsträucher wachsen in Neu-Holland und haben wechselständige, zusammengesetzte, bald aus drei oder fünf Blättchen bestehende, bald unpaarig gefiederte Blätter, kleine pfriemliche Nebenblätter, welche bisweilen ganz fehlen, einen achsel- oder fast endständigen Blüthenstand, einblüthig, einzeln oder an der Spitze der Aeste traubig-ebensträußig stehende, von Deckblättchen begleitete Nebenblättchen, in der Knospenlage klappige Kelchzipfel, gelbe, selten rothe oder orangefarbige Blumenkronen und kahle Hülsen.

Folgende Arten sind aus dieser Gattung bekannt:

1) G. barbigerum *De Candolle*. Die drei Blättchen sind linealisch, ziemlich spitz; der Stengel ist aufrecht, die Aeste sind kantig; der Kiel ist an der Naht bärtig; die Fahne ist groß, länger als der Kelch und der Kiel. Hierher gehört G. fimbriatum *Sieber* (nicht *Smith*).

Diese Art ist in Neu-Holland einheimisch. Ihre Blüthen sind goldgelb, ungefähr einen Zoll lang und größer als die von G. grandiflorum.

2) G. grandiflorum *Smith*. Das Blatt besteht aus drei linealischen, spitzen Blättchen; der Stengel ist aufrecht, die Aeste sind kantig; der Kiel ist bartlos, die Fahne fast doppelt länger als der Kelch und der Kiel.

Diese Art wächst wie alle übrigen gleichfalls in Neu-Holland, weshalb das Vaterland bei den folgenden nicht angegeben zu werden braucht. Die gelben Blüthen sind groß. Die Blättchen sind kaum eine Linie breit, aber über einen Zoll lang.

3) G. virgatum *Sieber*. Das Blatt besteht aus drei linealischen, ziemlich stumpfen Blättchen; der Stengel ist aufrecht, die Aeste sind stielrund, der Kiel ist bartlos; die Fahne ist kaum länger als der Kiel und der Kelch. — In der Tracht stimmt sie mit G. latifolia überein, der Kiel ist aber bartlos.

4) G. latifolium *Smith*. Das Blatt besteht aus drei keilförmig-linealischen oder länglich-linealischen Blättchen; der Stengel ist aufrecht, der Kiel gewimpert, der Fruchtkelch ist zurückgeschlagen. Hierher gehören G. fimbriatum *Smith* und G. psoraleaefolium *Salisbury*. Die Blättchen sind 1—2 Linien breit, 6—12 Linien lang.

5) G. marginatum *R. Brown*. Das Blatt besteht aus drei verkehrt-eiförmigen, flachen Blättchen; die Nebenblätter haben mit dem Blattstiele gleiche Länge; die Blumenkrone ist so lang als der Kelch.

6) G. pedunculare *De Candolle.* Die drei Blättchen des Blattes sind am Rande ein wenig umgerollt, die untersten verkehrt-eiförmig, stachelspitzig, die obersten lanzettlich-linealisch, zugespitzt; die Nebenblätter haben mit dem Blattstiele gleiche Länge; die Stengel sind ausgebreitet; die Blüthenstielchen sind weit länger als das Blatt, am Grunde und an der Spitze mit zwei Deckblättchen besetzt; die Blumenkrone ist länger als der Kelch. — Die Stengel sind fast krautartig, die Hülsen eiförmig, ein wenig zusammengedrückt.

7) G. tetrathecoïdes *Sieber.* Das Blatt besteht aus drei linealischen, am Rande ein wenig umgerollten Blättchen; die stielrunden Aeste sind von einer kurzen Behaarung steifhaarig; die Blüthenstielchen sind kaum länger als das Blatt; der bartlose Kiel und die Fahne überragen kaum den Kelch. — Die Blätter sind kurz gestielt, die Blättchen zwei Linien lang.

8) G. polymorphum *R. Brown.* Das Blatt besteht aus 3—5 linealischen oder länglich-keilförmigen, am Rande umgerollten Blättchen; der Stengel ist niederliegend oder windend; die Nebenblätter sind kürzer als der Blattstiel; die Blüthenstielchen sind weit länger als das Blatt, am Grunde und an der Spitze mit zwei Deckblättchen besetzt. Hierher gehört G. grandiflorum *Andrews.* Die große Fahne ist auf der Innenseite scharlachroth, auf der Außenseite purpurroth.

9) G. tomentosum *Labillardière.* Die Blätter sind unpaarig-gefiedert, 2—4paarig, die Blättchen pfriemlich-linealisch, stachelspitzig, oberseits rauh; die Blüthenstiele stehen meist einzeln; die rauhhaarigen Kelche sind kürzer als die Hülse; der Kiel ist seidenhaarig-gewimpert.

10) G. glabratum *De Candolle.* Die Blätter sind unpaarig-gefiedert, 2—3paarig, die Blättchen pfriemlich-linealisch, am Rande umgerollt; die Blüthenstiele stehen meist einzeln; die kahlen Kelche sind fast doppelt kürzer als die Hülse; die Aestchen sind von fast schuppigen Höckerchen rauh; die Hülsen sind eiförmig. Die Kelche sind außenseits kahl, an den Rändern der Zipfel von einer feinen Wolle gewimpert.

11) G. venustum *R. Brown.* Die Blätter sind vielpaarig, unpaarig-gefiedert, die Blättchen sind pfriemlich, aderig, am Rande umgerollt und nebst den Kelchen kahl; der Ebenstrauß ist gestielt, vielblüthig; die Blumenkronen sind purpurroth.

12) G. pinnatum *Smith.* Die vielpaarigen, kahlen Blätter sind unpaarig-gefiedert; der Stengel ist stielrund, hin und her gebogen, kahl.

13) G. aciculare *Reichenbach.* Die Pflanze ist schwach wollig; das Blatt besteht meist aus sieben, umgerollt-nadelförmigen, stachelspitzigen Blättchen; die Blüthen sind fast stiellos.

14) G. glaucescens *Cunningham.* Das Blatt besteht aus drei schmal linealischen, etwas umgerollten, borstenförmigen Blättchen; der Stengel ist aufrecht, die Aeste sind schwach kantig. Hierher gehört G. grandiflorum var. setifolium *De Candolle.*

15) G. aspalathoides *Cunningham.* Der Stengel ist aufrecht; das Blatt besteht aus drei schmal linealischen, stumpflichen, am Rande umgerollten Blättchen, die Aeste sind kantig; die Blüthenstiele sind kürzer als das Blatt und stehen an der Spitze des Stengels fast traubig; die Fahne ist fast doppelt länger als der Kelch, aber kaum länger als der bartlose Kiel.

16) G. uncinatum *Cunningham.* Der Stengel ist halbstrauchig, niederliegend; die Aeste sind dünn, weichhaarig, zuletzt kahl; das Blatt besteht aus drei linealischen, am Rande umgerollten, an der Spitze hakenförmig-zurückgekrümmten Blättchen; die Blüthenstiele haben mit dem Blatte gleiche Länge.

17) G. subulatum *Bentham.* Die Blätter sind unpaarig-gefiedert, die Blättchen stehen von einander entfernt und sind vielpaarig, pfriemlich, am Rande umgerollt, glatt und nebst den Aesten kahl; die Blüthentraube ist endständig, locker, wenigblüthig.

18) G. Knightianum *Lindley.* Die Blätter sind dreizählig und gefiedert, die Blättchen sind fast rund, verkehrt-eiförmig, eiförmig oder linealisch, stachelspitzig, beiderseits kahl; die Trugdolden sind endständig, gestielt, so lang als die Blätter. Hierher gehört G. heterophyllum *Don.*

19) G. capitatum *Cunningham.* Die ganze Pflanze ist behaart; die Blüthen sind kopfförmig; die Blätter sind unpaarig-gefiedert, 3—4paarig, bisweilen fast handförmig, die Blättchen pfriemlich-linealisch, stachelspitzig, oberseits glatt; die Kelche sind rauhhaarig, der Kiel ist gewimpert.

20) G. venulosum *Lindley.* Das Blatt besteht aus drei linealisch-lanzettlichen, geaderten, stachelspitzigen, am Rande umgerollten Blättchen; die Nebenblätter sind länger als der Blattstiel; die Blüthenstiele stehen an der Spitze des Stengels einzeln und sind an der Spitze mit zwei Deckblättchen besetzt; die Blumenkronen sind länger als der Kelch.

21) G. tenue *Lindley.* Die Pflanze ist zart und ganz kahl; die Stengel sind fadenförmig, glatt; das Blatt besteht aus drei linealischen, sehr schmalen, stachelspitzigen, am Rande umgerollten Blättchen; die gestielten Blüthen stehen einzeln; die Fahne ist ausgerandet, doppelt länger als der bartlose Kiel.

22) G. versicolor *Lindley.* Der Stengel ist aufrecht; die kurz gestielten Blätter sind aus linealischen, stachelspitzigen, kahlen, am Rande umgerollten Blättchen zusammengesetzt; die Blüthentraube ist locker, wenigblüthig; die Kelchzipfel sind länglich-linealisch, zugespitzt, außenseits kahl, innen weichhaarig; der Kiel ist kahl.

23) G. aristatum *Bentham.* Die äußerst kurz gestielten Blätter bestehen aus 3—7 linealisch-pfriemlichen, starren, stachelspitzigen, am Rande umgerollten Blättchen; die fast stiellosen Blüthen stehen in den oberen Blattachseln; die lang begrannten Kelche sind ein wenig kürzer als die Blumenkrone und fast so lang als die Hülse; der Kiel ist gewimpert.

24) G. Hügelii *Bentham.* Der Stengel ist aufrecht, die Aeste sind kaum kantig; das Blatt besteht aus drei, schmal linealischen, stumpfen oder mit einer zurückgekrümmten Stachelspitze versehenen am Rande umgerollten

Blättchen; die Blüthenstiele sind doppelt länger als das Blatt; der Kiel ist bärtig.

25) G. ovatum *Meisner.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Aeste sind kantig und zusammengedrückt; die borstig-linealischen Nebenblätter stehen ab; die fast stiellosen Blätter sind eiförmig oder fast kreisrund, schwach herzförmig, ziemlich spitz oder kurz stachelspitzig, flach, fiedernervig, oberseits netzaderig; die endständigen, gepaarten, langen Blüthenstiele sind in der Mitte mit zwei kleinen Deckblättchen besetzt; der Stengel ist so lang als die halbe Blumenkrone; der Kiel ist bartlos.

26) G. amplexicaule *Meisner.* Die Pflanze ist ganz kahl; die sehr schlanken Aeste sind oberwärts kantig-zusammengedrückt; die kleinen Nebenblätter sind borstig, zurückgekrümmt; die fast stiellosen Blätter sind herzförmig, fast stengelumfassend, schmal eiförmig-länglich, spitz und kurz stachelspitzig, auf beiden Seiten netzaderig; die Blüthenstiele sind achsel- und endständig, einzeln oder gepaart, fast so lang als die Blätter, am Grunde und an der Spitze mit kleinen Deckblättern besetzt; der Kelch ist so lang als die halbe Blumenkrone; der Kiel ist bartlos.

27) G. burtonioides *Meisner.* Die Aeste und Zweige sind stielrund, glatt, weichhaarig, zuletzt kahl; die kleinen Nebenblätter fallen bald ab; die Blätter sind fast ungestielt, die unteren bestehen aus drei, die oberen aus fünf schmal linealischen oder fast spateligen, stumpfen, am Rande umgerollten, oberseits wimperig-behaarten, unterseits kahlen Blättchen; die Blüthenköpfchen sind endständig, ungestielt, wenigblüthig; der weichhaarige Kelch ist kaum halb so groß als die Blumenkrone, seine Zipfel sind kurz begrannt.

28) G. Shuttleworthii *Meisner.* Die Aestchen sind stielrund, weichhaarig; die Nebenblätter sind undeutlich; der Blattstiel ist sehr kurz; das Blatt besteht aus 5, selten 7 oder 3 fadenförmigen, ziemlich stumpfen, am Rande umgerollten, glatten und kahlen Blättchen; die Blüthentrauben sind endständig, kopfförmig, gestielt, 3—6blüthig; die Knospen sind fünfkantig; die Kelchzipfel sind spitz, außenseits kahl, innen am Rande weichhaarig, ein wenig länger als die Blumenkrone; der Kiel ist ein wenig gewimpert.

29) G. viscidulum *Meisner.* Die Aeste sind schwach kantig, kahl, klebrig; die Nebenblätter sind undeutlich; die Blätter sind gefiedert, gestielt, die einzelnen Paare stehen ziemlich weit von einander, die 5—9 Blättchen sind fadenförmig, an der stumpfen Spitze ein wenig umgebogen, am Rande umgerollt, glatt, kahl oder spärlich wimperig-behaart; die Blüthen sind endständig, einzeln, kurz gestielt; die Knospen sind fast fünfkantig; der Kelch ist stumpf, kahl, halb so lang als die Blumenkrone; der Kiel scheint unbehaart zu sein.

30) G. Preissii *Meisner.* Die ganze Pflanze ist weich und locker behaart; die Nebenblätter sind sehr klein; die Blätter sind gefiedert, 6—8paarig, die Spindel ist ziemlich lang, die Blättchen sind schmal linealisch, am Rande umgerollt, ziemlich spitz oder kurz stachelspitzig, an der Spitze ein wenig breiter und öfters umgekrümmt, punktirt-rauh, das endständige ist kürzer als die übrigen, öfters breiter und stumpf; die Blüthenköpfchen sind endständig, 1—3blüthig, ungestielt, kürzer als die Blätter; die einzelnen Blüthen sind kurz gestielt; der behaarte Kelch ist länger als die halbe Blumenkrone, seine Zipfel sind kurz borstig-zugespitzt; der Kiel ist bartlos.

31) G. foliolosum *Bentham.* Die Blätter sind unpaarig-gefiedert; die 15—25 Blättchen sind verkehrt-eiförmig-abgestutzt oder verkehrt-herzförmig, kahl, die Blattstiele und Aeste sind schwach behaart; die Blüthentrauben sind endständig, fast ebensträußig, locker, wenigblüthig; der kleine Strauch ist sehr ästig.

32) G. Drummondii *Meisner.* Die Pflanze ist aufrecht; der Stengel und die Aeste sind ebensträußig, stielrund, gelblich filzig, dicht beblättert; die Nebenblätter fehlen; die ungestielten Blätter bestehen aus drei gleichen, fast stielrund-fadenförmigen, stumpfen, weichhaarigen, punktirt-rauhen, unterseits einfurchigen Blättchen; die Blüthen stehen an der Spitze der Aeste ebensträußig-traubig; die Blüthenstielchen sind achselständig, einblüthig, doppelt länger als das Blatt, weichhaarig, an der Spitze mit zwei kleinen, abfälligen Deckblättchen besetzt; der bis zur Mitte fünftheilige Kelch ist mit kurzen, blassen, fast klebrigen Haaren besetzt, seine Zipfel sind lanzettlich, zugespitzt, die beiden oberen etwas größer als die anderen, kaum kürzer als die Fahne, der Kiel ist sehr stumpf, weiß gewimpert; der kahle Fruchtknoten ist achteiig. — Von dem verwandten G. aristatum schon durch die kürzeren, stumpfen Blättchen unterschieden. (*Garcke.*)

GOMPHONEMA, eine zu den Diatomeen gehörige Pflanzengattung mit festsitzenden, gestielten Körperchen und weichen Stielen, von welcher folgende Arten bekannt sind:

1) G. exiguum *Kützing.* Die Körperchen sind 1/120 Linie lang, ganz glatt; die Nebenseiten lanzettlich; der Stiel ist etwas dick und meist ästig.

Sie wurde im flensburger Meerbusen aufgefunden.

2) G. tenellum *Kützing.* Die Körperchen sind 1/130 Linie lang, ganz glatt; die Nebenseiten sind schmal, verkehrt-ei-lanzettförmig; das Stielchen ist kurz und einfach.

In Bächen und Flüssen an Cladophora fracta.

3) G. micropus *Kützing.* Die Körperchen sind 1/90 Linie lang, ganz glatt; die Hauptseiten sind schmal keilförmig, die Nebenseiten verkehrt-eiförmig, länglich; der Stiel ist sehr klein, kaum deutlich zu erkennen.

Auf einer Vaucheria bei Nordhausen.

4) G. angustatum *Kützing.* Die Körperchen sind 1/60 Linie lang, glatt, keil-linienförmig; die Nebenseiten sind verkehrt-ei-lanzettförmig; die Stiele sind lang.

Diese in Wasserbehältern vorkommende Art ist in eine gallertartige Masse verwirrt und schwer erkennbar.

5) G. digitatum *Kützing.* Die Körperchen sind 1/140 Linie lang, ganz glatt, linealisch-keilförmig und fächerförmig verbunden; der Stiel ist einfach, oberwärts verdickt.

An Conferven bei Curhafen in der Elbmündung.

6) G. telographicum *Kützing.* Die Körperchen sind 1/100 Linie lang, ganz glatt, schlank, keilförmig, am

Grunde verschmälert, am obern verdickten Ende des einfachen Stiels doldenartig-gehäuft.

Auf Helgoland.

7) G. abbreviatum *Kützing*. Die Körperchen sind $\frac{1}{70}$ — $\frac{1}{90}$ Linie lang, breit keilförmig, fächerartig-verbunden, ganz glatt; die Nebenseiten sind verkehrt-eiförmig, an der Spitze stumpf-abgerundet; das Stielchen ist ziemlich dick.

Diese an Süßwasseralgen überall wachsende Art kommt mit sehr kurzem und langem und ästigem Stiele vor. Zur ersten Abart gehört Gomph. brevipes *Kützing*, Licmophora minuta *Kützing* und vielleicht Echinella abbreviata *Ehrenberg*, zur zweiten Gomph. bachycladum *Brébisson* und G. rotundatum *Ehrenberg*.

8) G. olivaceum *Kützing*. Die Körperchen sind $\frac{1}{85}$ Linie lang, breit keilförmig, querstreifig, die Nebenseiten sind verkehrt-ei-lanzettförmig; die Stiele sind zu einer gallertartigen Masse verworren, in welcher die Körperchen liegen. Hierher gehören als Synonyme Gomph. Leibleini *Agardh*, Gomph. geminatum *Kützing*, Gomph. Berkeleyi *Gréville*, Echinella olivacea *Lyngbye* und Meridion vernale *Agardh*.

9) G. curvatum *Kützing*. Die Körperchen sind $\frac{1}{50}$ — $\frac{1}{60}$ Linie lang, ganz glatt, von der Hauptseite keilförmig und gekrümmt; die Nebenseiten sind verkehrt-ei-lanzettförmig.

Diese Art kommt in drei Varietäten vor:

a) aquaticum. Die Körperchen sind gedrungener, in größerer Anzahl zusammengehäuft, bisweilen fächerförmig verbunden; die Stielchen sind sehr kurz und fehlen bisweilen ganz; so an verschiedenen Algen in süßen Gewässern.

b) salinum. Die Körperchen sind schlank, einzeln, die Stielchen lang. Hierher gehört G. minutissimum *Kützing*; so in Algen im mansfelder Salzsee.

c) marinum. Die Körperchen sind größer und etwas dicker, die Stielchen sind dicker und etwas ästig; so in der Nord- und Ostsee.

10) G. subramosum *Kützing*. Die Körperchen sind $\frac{1}{95}$ Linie lang, keilförmig, unten spitz; die Nebenseiten sind verkehrt-eiförmig; der Stiel ist lang, sehr dünn und etwas ästig. Hierher gehören G. oculatum *Kützing*, G. septatum und subramosum *Agardh*, G. discolor und clavatum *Ehrenberg*.

Diese Art kommt in süßem Wasser vor.

11) G. dichotomum *Kützing*. Die Körperchen sind $\frac{1}{35}$ Linie lang, schlank, linealisch-keilförmig, am Rande querstreifig; die Nebenseiten sind schmal lanzettlich und haben stumpfe Spitzen.

An Conferven in süßem Wasser. Diese Art kommt sowol mit langen dichotomischen Stielen als ungestielt vor.

12) G. capitatum *Ehrenberg*. Die Körperchen sind $\frac{1}{35}$ Linie lang, etwas kräftig; die Nebenseiten sind am Grunde verdünnt, in der Mitte erweitert, an der vorgezogenen Spitze breit abgerundet, sonst querstreifig; der Stiel ist lang, dichotomisch und gegliedert.

An Süßwasseralgen.

13) G. constrictum *Kützing*. Die Körperchen sind $\frac{1}{45}$ Linie lang, etwas kräftig, gestreift; die Nebenseiten sind unterwärts verdünnt, etwas spitz, in der Mitte bauchig, oberwärts zu einem kurzen Halse eingeschnürt, am Ende mit einem breiten rundlichen Köpfchen; der Stiel ist späterhin verlängert und ästig. Hierher gehören G. constrictum, truncatum und paradoxum *Ehrenberg*, G. pohliaeforme und subramosum *Kützing*.

An Süßwasseralgen.

14) G. (?) constrictum *Kützing*. Die Körperchen sind $\frac{1}{120}$ Linie lang, nach Unten verdünnt, in der Mitte eingeschnürt, oben mit einem breiten, runden Köpfchen; der Stiel ist einfach, kurz, wenig bemerklich.

An Conferven.

15) G. acuminatum *Kützing*. Die Körperchen sind $\frac{1}{30}$ Linie lang, schlank und querstreifig; die Nebenseiten sind unterwärts sehr verdünnt und spitz, in der Mitte bauchig, oberwärts mit stark eingeschnürtem Halse und einem breiten stachelspitzigen Köpfchen. Hierher gehören G. Clavus *Brébisson*, G. minutum *Ralfs* und vielleicht Licmophora minuta *Agardh*.

An Süßwasseralgen.

16) G. intricatum *Kützing*. Die Körperchen sind $\frac{1}{35}$ Linie lang, schlank; die Hauptseiten sind lang keilförmig; die Nebenseiten sind quergestreift, in der Mitte angeschwollen, an beiden Enden fast gleichmäßig verdünnt, schmal und stumpf; die Stiele sind etwas steif, dichotomisch, lang, sehr verwirrt und schleimig.

In kleinen Wasserpfützen eines Gypsfelsens bei Nordhausen.

17) G. Augur *Kützing*. Die Körperchen sind $\frac{1}{35}$ Linie lang; die Nebenseiten sind nach Oben erweitert, am Ende mit einem Stachelspitzchen. Hierher gehört G. cristatum *Ralfs*.

Unter anderen Diatomeen am Harze. (*Garcke.*)

GOMPHOPETALUM, eine von Turczaninow aufgestellte, zu der natürlichen Familie der Umbelliferen gehörige Pflanzengattung mit folgendem Charakter:

Der Kelchrand ist mit fünf eiförmigen Zähnen besetzt. Die lang benagelten, länglichen Kronblätter sind an der Spitze mit einem einwärtsgebogenen Zipfelchen versehen. Die Frucht ist vom Rücken her zusammengedrückt, elliptisch, auf beiden Seiten geflügelt, die Halbfrüchtchen sind fünfrippig, die drei Rückenrippen sind schwach geflügelt, die beiden seitlichen in einen häutigen, weit breiteren Flügel erweitert; die Thälchen und die Berührungsfläche sind beiderseits einstriemig; der Same ist auf dem Rücken etwas gewölbt, an der Seite flach.

Die hierher gehörigen ausdauernden oder vielleicht zweijährigen ganz kahlen Arten wachsen in Daurien und haben doppelt-gefiederte Blätter und stark gesägte Blättchen.

1) G. viridiflorum *Turczaninow*. Die Blätter sind doppelt-gefiedert, die unteren Fiedern fünfblätterig, die Blättchen ungleichseitig, länglich-eiförmig, zugespitzt, fast doppelt länger als breit; die allgemeine Hülle fehlt, die besondere ist vielblätterig, die Blättchen sind linealisch, zur Blüthezeit fast so lang als die äußeren Strahlen der

Dolde; der Griffelfuß ist kegelförmig, länger als die Kelchzähne.

An feuchten Stellen in Daurien.

2) G. albiflorum *Turczaninow.* Die Blätter sind doppelt-gefiedert, die unteren Fiedern dreiblätterig, die Blättchen sind herzförmig, stumpf, die der oberen Blätter eiförmig, spitz, kaum länger als breit; die allgemeine Hülle ist 3—5blätterig, abfällig, die besondere vielblätterig, die Blättchen sind länglich-lanzettlich, zur Blüthezeit halb so lang als die äußeren Doldenstrahlen; der Griffelfuß ist niedergedrückt, kürzer als die Kelchzähne.

Diese Art findet sich in der Nähe von Krasnoyarsk in Daurien. (*Garcke.*)

GOMPHOPHORUS, ein von Bridel eingeführter Name für eine Moosgattung, welche schon früher von R. Brown als Lyellia bezeichnet war, weshalb diese ältere Benennung angenommen ist. Diese Gattung hat eine mützenförmige, an der Spitze borstig-rauhe Haube, eine endständige, bald flache, bald gewölbte, an der Spitze cylindrische Büchse, deren Mundbesatz ungezähnt und durch eine der Mitte des dicken, faltig-runzeligen Säulchens angewachsene Querhaut Anfangs geschlossen, bald aber durch das Zerreißen dieser Querhaut geöffnet ist; das Säulchen verlängert sich zuletzt bedeutend; das Deckelchen ist kegelförmig, geschnäbelt. Hierher gehört nur eine, rasenartige, ausdauernde, in Nepal einheimische Art, welche R. Brown Lyellia crispa nannte. Von einer zweiten Art, welche Bélanger in Ostindien auffand und als Lyellia bifurcata hierher rechnete, ist es sehr zweifelhaft, ob sie zu dieser Gattung gehört. (*Garcke.*)

GOMPHOSIA, eine von Weddell aufgestellte Gattung der Rubiaceen mit folgendem Charakter:

Der Kelch hat eine kreiselförmige, mit dem Fruchtknoten verwachsene Röhre und einen oberständigen, 4—5zähnigen, stehenbleibenden, innen am Grunde mit kleinen, lanzettlichen Drüsen versehenen Saum, dessen Zähne klein und einander gleich sind. Die oberständige, präsentirtellerförmige, kahle, häutige Blumenkrone hat eine trichterförmige Röhre und einen 4—5lappigen Saum mit abgerundeten, schief ausgerandeten, abstehenden, etwas zurückgekrümmten, in der Knospenlage gedrehten Zipfeln. Die 4—5 fast didynamischen, kahlen, aus der Blumenkrone hervorragenden Staubgefäße wechseln mit den Kronzipfeln ab; die Träger sind der Röhre weit angewachsen, an der Spitze einwärtsgekrümmt, die Staubbeutel sind fast kreisrund, auf dem Rücken angeheftet, zweilappig, die Fächer sind zurückgekrümmt, das Mittelband ist sehr breit. Der zweifächerige Fruchtknoten ist von der beckenförmigen Scheibe gekrönt. Die wenigen gegenläufigen, aufsteigenden, schildförmigen Eichen sind den achselständigen, etwas zusammengedrückten, in der Mitte der Scheidewand angehefteten Placenten eingefügt. Der Griffel ist fadenförmig, kahl; die zweispaltige Narbe hat sehr kurze Zipfel. Die Kapsel ist länglich, glatt, auf beiden Seiten gefurcht, zweifächerig, wenigsamig und springt von der Spitze bis zum Grunde scheidewandspaltig auf, die Klappen sind ungetheilt. Die Samen sind an den von der Seite und vom Rücken wechselsweise zusammengedrückten Placenten schildförmig angeheftet, decken sich aber kaum dachziegelig, der Kern ist von einem häutigen, ganzrandigen oder mehr oder weniger gezähnten Flügel umgeben. Der Samenkeim ist in der Achse des fleischigen Eiweißes gerade; die Keimblätter sind fast herzförmig; das Würzelchen ist rundlich, unterständig.

Aus dieser Gattung sind nur zwei Arten bekannt:

1) G. chlorantha *Weddell.* Die Blätter sind eiförmig, zugespitzt, am Grunde abgerundet, fast lederartig, beiderseits ganz kahl; die Blüthen sind viertheilig; die vier Kelchzähne sind dreikantig, etwas spitz; die Kapsel ist länglich.

Die Heimath dieser Art ist Peru.

2) G. Goudotiana *Weddell.* Die Blätter sind länglich-lanzettlich, zugespitzt, am Grunde abgerundet oder etwas herzförmig, fast häutig, oberseits kahl, unterseits vorzüglich auf den Adern mehr oder weniger wollig; die Blüthen sind fünftheilig; die fünf Kelchzähne sind vom Grunde an schmal zugespitzt; die Kapsel ist lanzettlich. Hierher gehört Ladenbergia dissimiliflora *Klotzsch.*

Das Vaterland dieser Art ist Neu-Granada. (*Garcke.*)

GOMPHOSIS (von γόμφος, Nagel, Keil, im medicinischen Sprachgebrauche auch Hühnerauge) nennt man in der Anatomie die Art und Weise, wie die Wurzeln der Zähne in die Alveolen der Kiefer fest eingesenkt oder eingekeilt oder gleichsam eingenagelt sind. Indessen ist die Verbindung keineswegs eine solche rein mechanische, sondern es werden die einander zugewandten Flächen der Zahnhöhle und der Zahnwurzel von einem Periost überkleidet. Galenus bezeichnet diese Einkeilung der Zähne als Gomphosis sowol wie als Engomphosis. — Den Namen Gomphosis hat man dann späterhin auch auf die sogenannte Einkeilung des Kindskopfes im kleinen Becken übertragen. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GOMPHOSTEMMA, eine von Wallich aufgestellte, von Bentham begründete Pflanzengattung der Labiaten mit folgendem Charakter:

Der Kelch ist eiförmig-glockig oder röhrig, fast gleich, fünfzähnig, immer mit nacktem Grunde. Die Blumenkrone hat eine gerade, öfters hervorragende, innen ohne Ring versehene, oberhalb der Mitte aufgeblasene Röhre und ist zweilippig mit fast gleichen Lippen, von denen die Oberlippe aufrecht, ganzrandig, gewölbt, die Unterlippe abstehend und dreitheilig ist. Die Staubbeutel sind einander paarweise genähert, zweifächerig und haben parallele Querfächer. Der Griffel ist an der Spitze fast gleichmäßig zweispaltig, seine Zipfel sind pfriemlich.

Die hierher gehörigen krautartigen, ausdauernden Gewächse sind im südlichen Asien einheimisch und haben meist aufrechte, einfache oder am Grunde niederliegende, wurzelschlagende Stengel, oft große, dicke, wollige oder filzige Blätter, ziemlich große Blüthen und bald in Aehren, bald in den Blattwinkeln stehende, entfernte Quirle.

Hierher gehören folgende Arten:

1) G. strobilinum *Wallich.* Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind elliptisch-eiförmig, runzelig, ober-

seits steifhaarig, unterseits filzig; die Blüthenquirle stehen *in* einer endständigen Aehre gedrängt oder die untersten entfernt, achselständig; die blüthenständigen Blätter sind deckblattartig, breit eiförmig, länger als die glockenförmigen, weich-filzigen Kelche, deren Zähne eiförmig-lanzettlich sind; die Blumenkronen sind fast dreimal länger als der Kelch.

Diese Art wächst im Reiche der Birmanen bei Meong, Prome und auf dem Berge Taong Dong. Der Stengel ist stark, fast einfach, filzig, 1—3 Fuß hoch. Die Stengelblätter sind gestielt, 6—10 Zoll lang, 3—6 Zoll breit, gekerbt, die blüthenständigen sind ungestielt, zolllang, unregelmäßig gezähnt. Die Blüthenquirle stehen bald in einer 4—6 Zoll oder bisweilen fast fußlangen, dicken, dichten Aehre, bald sind die unteren entfernt, achselständig, wenigblüthig oder einige in kurzen, achselständigen kleinen Aehren. Die Blumenkrone ist gelb, außenseits weichhaarig, ihre kaum einwärtsgekrümmte Röhre überragt den Kelch, der Schlund ist stark aufgeblasen.

2) **G. viride** *Wallich.* Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind elliptisch-eiförmig, schlaff, oberseits etwas steifhaarig, unterseits weichhaarig; die wenigblüthigen Quirle stehen in einer kurzen, endständigen Aehre gedrängt; die blüthenständigen Blätter sind deckblattartig, breit eiförmig, länger als die glockenförmigen, weichwolligen Kelche, deren Zähne lanzettlich sind; die Blumenkronen sind doppelt länger als der Kelch.

Im Reiche der Birmanen und zwar in der Provinz Tavoy einheimisch. Diese Art hat mit der vorhergehenden große Aehnlichkeit, sie ist aber kleiner, die Blätter sind freudig grün, schlaff, nicht runzelig, unterseits kaum filzig; die Aehre ist kurz, wenigblüthig, der Kelch ist weit, die Röhre der Blumenkrone kürzer als an der vorigen.

3) **G. Heyneanum** *Wallich.* Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind elliptisch-eiförmig, runzelig, oberseits weich- unterseits dicht flockig-filzig; die Blüthenquirle stehen in einer endständigen Aehre gehäuft oder die unteren achselständig, ein wenig entfernt von einander; die blüthenständigen Blätter sind deckblattartig, breit eiförmig, länger als die glockenförmigen, weich filzigen Kelche, deren Zähne eiförmig-lanzettlich, kaum kürzer als die Blumenkrone sind.

Diese Art wächst auf Bergen in Ostindien und stimmt in der Tracht mit G. strobilinum überein, unterscheidet sich aber durch den flockigen Filz, durch die oberseits runzeligen, filzigen, nicht kahlen blüthenständigen Blätter und die kleineren Blumenkronen, deren Röhre eingeschlossen und deren Lippen kaum länger als der Kelch sind.

4) **G. phlomoides** *Bentham.* Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind eiförmig, an beiden Enden verschmälert, runzelig, oberseits rauhhaarig, unterseits dicht flockig-filzig, die blüthenständigen haben mit den übrigen gleiche Gestalt; die Blüthenquirle sind achselständig, entfernt, die Deckblätter länglich; die Zähne des glockenförmigen, filzigen Kelchs sind lanzettlich, spitz oder pfriemlich-zugespitzt; die Blumenkrone ist fast doppelt länger als der Kelch. Hierher gehört **Prasium phlomoides** *Reinwardt.*

Die Heimath dieser Art ist Java. Sie hat mit G. oblongum Aehnlichkeit, ihre Blätter sind aber breiter, unterseits nebst den Stengeln dichter filzig, die vielblüthigen Quirle stehen weit dichter und wachsen bisweilen in beblätterte Aeste aus. Die Blumenkrone ist kaum zolllang, außenseits weichhaarig, ihre dünne Röhre ist kürzer als der Kelch, der Schlund ist ein wenig erweitert.

5) **G. Philippinarum** *Bentham.* Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind elliptisch, an beiden Enden spitz, oberseits rauh-steifhaarig, unterseits flockig-filzig, die blüthenständigen haben mit den übrigen gleiche Gestalt; die Blüthenquirle sind achselständig, ziemlich dicht, aber entfernt stehend, die Deckblätter sind klein; die Zähne des glockenförmigen, filzigen Stengels sind dreieckig, kurz zugespitzt; die Blumenkrone ist mehr als dreimal länger als der Kelch.

Diese Art wächst auf den Philippinen; sie ist wie die vorige mit G. oblongum verwandt und unterscheidet sich gleichfalls durch die breiteren Blätter und die zahlreichen Blüthen. Der zur Blüthezeit kaum 4 Linien lange Kelch hat weit kürzere Zähne als die erwähnte Art. Die Blumenkrone ist fast 1½ Zoll lang, ihre Röhre ist schlank, an der Spitze stark aufgeblasen.

6) **G. oblongum** *Wallich.* Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind länglich-elliptisch, runzelig, oberseits steifhaarig, unterseits dicht filzig, die blüthenständigen haben mit den übrigen gleiche Gestalt; die Blüthenquirle sind achselständig, entfernt, wenigblüthig; die glockenförmigen, filzigen Kelche haben lange, lanzettlich-linealische, spitze Zähne; die Blumenkrone ist dreimal länger als der Kelch.

Diese Art ist im Reiche der Birmanen und zwar in der Provinz Tavoy einheimisch. Der Stengel ist 1—2 Fuß hoch; die Blätter stimmen fast mit denen von G. strobilinum überein, sind aber kleiner und schmaler. Die Blüthenquirle sind 6—10blüthig. Der Kelch ist 6 Linien lang. Die Blumenkrone ist außenseits weichhaarig, über 1½ Zoll lang, ihre Röhre ist schlank, an der Spitze stark aufgeblasen. Die kleinen Deckblättchen sind linealisch, lanzettlich oder eiförmig.

7) **G. lucidum** *Wallich.* Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind elliptisch-eiförmig, oberseits glänzend, rauhhaarig, unterseits dicht rothfilzig, die blüthenständigen haben mit den übrigen gleiche Gestalt; die Blüthenquirle sind achselständig, entfernt; die röhrig-glockenförmigen, filzigen Kelche haben kurze, lanzettliche Zähne; die Blumenkronen sind dreimal länger als der Kelch.

In Ostindien, Pundua und Assam einheimisch. In der Tracht stimmt sie mit der vorigen überein, ist aber stärker. Der Stengel ist 2—3 Fuß hoch, dicht rothfilzig. Die Blätter sind kurz gestielt, an beiden Enden verschmälert, sehr fein gezähnt oder ganzrandig. Die Blüthenquirle sind 10—30blüthig. Die äußeren Deckblätter sind eiförmig oder länglich, die inneren linealisch, bald länger als der Kelch, bald sehr kurz. Die Blumen-

krone ist gelb, außenseits dicht filzig. Die Kelchzähne sind kaum eine Linie lang.

8) G. parviflorum *Wallich*. Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind elliptisch-eiförmig, oberseits weichhaarig, unterseits filzig, die blüthenständigen haben mit den übrigen gleiche Gestalt; die Quirle sind achselständig, entfernt, locker vielblüthig; die Deckblätter sind lanzettlich oder linealisch, länger als die glockenförmigen Kelche, deren Zähne lanzettlich-linealisch, an der Spitze pfriemlich sind; die Blumenkronen sind schlank, doppelt länger als der Kelch.

Diese Art wächst in Ostindien an verschiedenen Stellen. In der Tracht stimmt sie mit den vorigen überein, die Blüthen sind aber in den Achseln sehr zahlreich, locker büschelig. Die gelbe, außenseits weichhaarige, 9—10 Linien lange Blumenkrone hat eine sehr schlanke Röhre, einen weniger aufgeblasenen Schlund und einen kleinen Saum.

9) G. dichotomum *Zollinger* und *Moritzi*. Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind eiförmig oder elliptisch, oberseits weichhaarig, unterseits filzig, die blüthenständigen sind mit den übrigen gleichgestaltet; die Quirle sind achselständig, entfernt, locker vielblüthig; die lanzettlichen oder linealischen Deckblätter haben mit den glockenförmigen Kelchen gleiche Länge; die Kelchzähne sind lanzettlich, zugespitzt; die schlanken Blumenkronen sind doppelt länger als die Kelche. Hierher gehört Anthocoma flavescens *Zollinger*.

Das Vaterland dieser Art ist Java. Von der vorigen durch die weniger zugespitzten Kelchzähne verschieden.

10) G. multiflorum *Bentham*. Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind elliptisch, oberseits kaum weichhaarig, unterseits filzig, die blüthenständigen haben mit den übrigen gleiche Gestalt; die Quirle sind achselständig, entfernt, locker vielblüthig; die ziemlich großen eiförmigen oder verkehrt-eiförmigen, blattartigen Deckblätter überragen die Kelche, deren Zähne lanzettlich-linealisch sind; die Blumenkronen sind schlank, mehrmals länger als der Kelch.

Diese Art wächst in Ostindien und zwar in der Provinz Sillet und in Assam. Von G. parviflorum ist sie vorzüglich durch die Form der Deckblätter verschieden. Die Stiele der Trugdolden oder die Hauptäste sind lang.

11) G. crinitum *Wallich*. Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind elliptisch-eiförmig, oberseits weichhaarig, unterseits filzig, die blüthenständigen haben mit den übrigen gleiche Gestalt; die Quirle sind achselständig, entfernt, locker vielblüthig; die linealisch-borstenförmigen Deckblätter sind fast so lang als die röhrig-glockenförmigen, zur Fruchtzeit aufgeblasenen, am Grunde ganz kahlen Kelche, deren Zähne lang, borstig, steifhaarig sind; die schlanken Blumenkronen sind doppelt länger als der Kelch.

Diese Art wächst im Reiche der Birmanen und zwar in der Provinz Tavoy. In der Tracht, der Form des Blüthenstandes und der Blumenkrone stimmt diese Art mit G. parviflorum überein, unterscheidet sich aber durch die Deckblätter und Kelche, auch sind die Blätter größer und weniger runzelig.

12) G. eriocarpum *Bentham*. Der Stengel ist aufsteigend; die Blätter sind elliptisch-länglich, stark gezähnt, oberseits steifhaarig, unterseits filzig, die blüthenständigen haben mit den übrigen gleiche Gestalt; die Quirle sind entfernt, wenigblüthig; die Deckblätter sind eiförmig, fein gezähnelt; die Kelche sind glockenförmig, zuletzt aufgeblasen, filzig, ihre Zähne sind linealisch-borstig; die wolligen Blumenkronen sind doppelt länger als die Kelche; die Nüßchen sind filzig.

In Ostindien in der Nähe von Courtallum einheimisch. Der Stengel ist lang, dünner als bei den vorhergehenden Arten. Die Blätter sind 3—4 Zoll lang, 1½ Zoll breit, spitz gezähnt; die wenigen Quirle sind ungefähr 10blüthig.

13) G. ovatum *Wallich*. Der ziemlich aufrechte Stengel schlägt am Grunde Wurzeln; die Blätter sind breit eiförmig, oberseits glänzend, steifhaarig, unterseits weichfilzig, die blüthenständigen haben dieselbe Gestalt als die übrigen; die Quirle sind achselständig, entfernt, vielblüthig; die Deckblätter sind breit eiförmig, die äußern haben mit den glockenförmigen, wollig-filzigen Kelchen fast gleiche Länge; die Kelchzähne sind lanzettlich-linealisch; die Blumenkronen sind dreimal länger als die Kelche.

Das Vaterland dieser Art ist Nepal. Die Stengel sind einen halben oder selten einen Fuß hoch; die Blätter sind kleiner, aber breiter als an den vorhergehenden. Die Blumenkrone ist gelb, weichhaarig, fast 1½ Zoll lang, ihre Röhre ist doppelt länger als der Kelch, ihr Schlund sehr weit.

14) G. melissaefolium *Wallich*. Der am Grunde kriechende Stengel schlägt Wurzeln und hat aufsteigende Aeste; die Blätter sind eiförmig, ziemlich kahl oder oberseits etwas steifhaarig, unterseits spärlich filzig, die blüthenständigen haben dieselbe Gestalt; die Quirle sind achselständig, entfernt, locker wenigblüthig; die Deckblätter sind eiförmig, die äußeren haben mit dem steifhaarigen Kelche gleiche Länge, die Kelchzähne sind lanzettlich-linealisch; die Blumenkronen sind fast dreimal länger als der Kelch. Hierher gehört Prasium melissaefolium *Roxburgh*.

Diese Art wächst in Ostindien in der Provinz Sillet und in Assam und ist mit G. ovatum nahe verwandt, unterscheidet sich aber durch den am Grunde kriechenden Stengel, durch die unterseits kaum filzigen Blätter und durch die kleineren Blüthen. Die 13—14 Linien langen Blumenkronen haben eine schlanke, an der Spitze ein wenig erweiterte Röhre.

15) G. velutinum *Bentham*. Der Stengel ist am Grunde kriechend und schlägt Wurzeln, die Aeste steigen auf; die Blätter sind eiförmig, dick, an beiden Enden dicht sammet-weichhaarig, die blüthenständigen haben mit den übrigen dieselbe Gestalt; die Quirle sind achselständig, entfernt, wenigblüthig; die länglichen Deckblätter haben mit den filzigen Kelchen gleiche Länge; die Kelchzähne sind eiförmig-lanzettlich; die Blumenkronen sind doppelt länger als die Kelche.

Diese Art wächst in Ostindien in der Provinz Sillet. Die Blätter sind 12—18 Linien lang, 8—15 Linien breit. Die gelben, 11—12 Linien langen Blumenkronen haben eine schlanke, an der Spitze stark erweiterte Röhre.

Eine nur unvollständig bekannte Art ist:

16) G. javanicum *Bentham.* Die Blätter sind ziemlich groß, länglich, an beiden Enden verschmälert, fein gezähnelt, oberseits rauhhaarig, unterseits von sternförmigen Haaren fast filzig; die Blüthen sind fast büschelig, achselständig. Hierher gehört Prasium javanicum *Blume.*

Diese Art wächst in feuchten Bergwäldern auf der Insel Java. (*Garcke.*)

GOMPHOSUS ist eine von Lacepede aufgestellte Gattung der Knochenfische, welche in der Histoire naturelle des poissons von Cuvier und Valenciennes eingehender untersucht und mit mehren Arten bereichert worden ist. Sie gehört in die Familie der Lippfische der Ordnung der Pharyngogeathen und steht der viel artenreichern und weiter verbreiteten Julii zunächst, von dieser auffällig nur durch die lange röhrenförmige Schnauze unterschieden, übrigens oblong, comprimirt, großschuppig, mit völlig nacktem Kopfe, kleinen Augen, einreihigen Kiefer- und pflasterförmigen Schlundzähnen, mit schmaler Kiemenspalte und sechs Kiemenhautstrahlen. Die Arten leben nur in tropischen Meeren und sind zum Theil wegen ihres Wohlgeschmacks sehr geschätzt; so G. cepedianus an Amboina von 10 Zoll Länge und schön grün mit blau gezeichneten Schuppen, G. coeruleus an Isle de France, dunkelblau mit schwarzen Brustflossen, G. viridis an Ceylon, grün. (*Giebel.*)

GOMPHRENA, eine von Linné aufgestellte Pflanzengattung, welche er in der zweiten Ordnung der fünften Classe unterbrachte und die im natürlichen Systeme ihre Stelle in der Familie der Amarantaceen einnimmt. In der zweiten Auflage der Species plantarum führt Linné von dieser Gattung sieben Arten auf, nämlich: G. globosa, perennis, hispida, brasiliensis, serrata, interrupta und flava, während er in der ersten Auflage desselben Werkes noch G. polygonoides, ficoidea, sessilis und vermicularis dazu zieht, welche er später mit Illecebrum vereinigte. Durch Hinzufügung von G. arborescens, sowie der schon von Vahl beschriebenen G. angustifolia und der von Linné später abgetrennten G. vermicularis zu den zuerst erwähnten sieben Linné'schen erhielt Willdenow im zweiten Theile des ersten Bandes der Species plantarum zehn Arten. Sprengel erwähnte in dem im J. 1825 erschienenen ersten Bande seines Systema vegetabilium 26 Arten dieser Gattung, fügt aber bereits zwei Jahre später in dem die Nachträge enthaltenden zweiten Theile des vierten Bandes noch 23 größtentheils von Martius bekannt gemachte Arten mit der Bemerkung hinzu, daß die im ersten Bande hierher gerechneten G. gnaphaloides *Vahl,* sowie G. sericea, tuberosa und stenophylla nach Martius zur Gattung Pfaffia und endlich G. brasiliensis *Linné* gleichfalls nach Martius' Vorgange zu Mogiphanes zu bringen sei. Der neueste Monograph dieser Gattung, sowie der ganzen Familie der Amarantaceen, Moquin-Tandon, dem wir uns anschließen, vereinigt die Gattung Pfaffia wieder mit Gomphrena und führt aus dieser letztern 89 Arten auf, von denen 9 nur ungenau bekannt sind. Von den vier Arten, welche Linné in der zweiten Auflage seiner Species plantarum zur Gattung Illecebrum stellte, bringt Moquin-Tandon zwei, nämlich G. ficoidea und polygonoides zu Telanthera, eine (G. sessilis) zu Alternanthera und endlich G. vermicularis zu Iresine.

Der Charakter der Gattung Gomphrena ist nun folgender:

Die Blüthen sind zweigeschlechtlich oder durch Fehlschlagen vielehig und von drei Deckblättern gestützt. Der Kelch ist fünfblätterig, sehr selten fünftheilig, die Blättchen oder Zipfel sind gleich oder ein wenig ungleich, aufrecht, wollig oder kahl. Die fünf Staubgefäße sind in eine Röhre oder ein Näpfchen verwachsen. Die Fäden sind breit, an der Spitze dreispaltig, der mittelste Zipfel trägt den Staubbeutel, die seitlichen sind kürzer oder länger, gewimpert oder ungetheilt. Die zwischen den Staubfäden stehenden Staminodien sind zweitheilig, ihre Zipfel sind zu beiden Seiten mit den Staubfäden verwachsen und bilden Seitenzipfel. Die Staubbeutel sind einfächerig, lang, häufig schmal. Der Fruchtknoten ist einfächerig, eineiig. Der Griffel fehlt oder ist ziemlich lang. Die Narbe ist kopfförmig, ungetheilt oder fast zweilappig oder die beiden Narben sind kurz oder auch lang linealisch. Die Frucht ist fast eiförmig, klappenlos, einsamig, vom Kelche eingeschlossen. Der linsenförmige oder längliche Same liegt senkrecht, die Samenschale ist fast krustig. Das Eiweiß ist mittelständig, mehlartig. Der Samenkeim ringförmig, peripherisch, das Würzelchen aufsteigend.

Hierher gehören kahle oder behaarte, häufig im tropischen Amerika, selten in Asien und Australien vorkommende halbstrauchige oder krautige Arten mit oft gegliedertem Stengel, gegenüberstehenden, sehr selten abwechselnden, gestielten oder sitzenden, meist halbstengelumfassenden Blättern, end- oder achselständigen, in lockern rispigen Aehren oder in kugeligen oder halbkugeligen Köpfchen stehenden Blüthen und mit meist ungleichen Deckblättern, von denen das untere stehen bleibt, die seitlichen concav sind und häufig abfallen.

Folgende Arten sind aus dieser Gattung beschrieben:

Erste Section. Serturnera *Endlicher.*

Die Blüthen sind vielgeschlechtig-einhäusig, die Kelchblätter frei, die Staubgefäße in ein Näpfchen verwachsen, die Träger fein gewimpert, die Seitenlappen klein, zahnförmig; der Griffel fehlt fast ganz; die Narbe ist kopfförmig oder ausgerandet-zweilappig. — Die Blüthenköpfe sind endständig, fast kugelig, blattlos. Die Deckblätter sind seitlich, concav.

1) G. iresinoides *Moquin.* Der Stengel ist halbstrauchig, nicht röhrig, stielrund, schwach gestreift, weichhaarig; die Blätter sind eiförmig-länglich, zugespitzt, kaum stachelspitzig, oberseits weichhaarig und meergrün,

unterseits seidig-wollig und bräunlich-meergrün; die Blüthenstiele sind dreitheilig, fast dreigabelig; die Blüthenköpfe sind eiförmig, stumpf, die Spindel ist ein wenig aufgeblasen, wollig; die Blüthen sind kaum glänzend, fleischfarbig oder violett; die Deckblätter sind dreimal länger als der Kelch; die Kelchblätter sind kurz zugespitzt, am Grunde lang-wollig, an der Spitze weichhaarig. Hierher gehören als Synonyme **Alternanthera iresinoides** *Humboldt*, *Bonpland* und *Kunth*, **Serturnera iresinoides** *Martius*, **Illecebrum** und **Pfaffia iresinoides** *Sprengel*.

Die Heimath dieser Art ist Columbien und Trinidad.

2) **G. luzulaeflora** *Moquin*. Der Stengel ist krautartig, röhrig, kantig-gestreift, weichhaarig; die Blätter sind eiförmig-lanzettlich, lang zugespitzt und stachelspitzig, weichhaarig, grün; die Blüthenstiele sind dreitheilig, der mittlere Theil ist kürzer, die seitlichen sind fast dreigabelig; die Blüthenköpfe sind eiförmig-kugelig, spitzlich oder stumpflich; die Spindel ist etwas aufgeblasen, wollig; die Blüthen sind schwach glänzend, ganz weiß; der Kelch ist 2—3mal länger als die Deckblätter; die Kelchblätter sind zugespitzt, kahl, am Grunde lang-wollig. Hierher gehören **Serturnera luzulaeflora** *Martius* und **Pfaffia luzulaeflora** *D. Dietrich*.

Diese Art wächst in Brasilien und vielleicht auch auf der Insel Trinidad.

3) **G. glauca** *Moquin*. Der Stengel ist krautartig, röhrig, kantig-gestreift, kahl; die Blätter sind lanzettlich oder fast eiförmig-lanzettlich, lang zugespitzt, aber kaum stachelspitzig, weichhaarig, meergrün; die Blüthenstiele sind dreigabelig; die Blüthenköpfchen sind fast kugelig, stumpflich; die Spindel ist kaum aufgeblasen, etwas wollig; die glänzenden Blüthen haben eine fast violettweißliche Farbe; der Kelch ist viermal länger als die Deckblätter; die Kelchblätter sind kurz zugespitzt, kahl, am Grunde etwas wollig. Hierher gehören als Synonyme **Serturnera glauca** *Martius*, **Iresine glomerata**, **Gomphrena stenophylla** und **Pfaffia glauca** *Sprengel*.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien und Guiana.

4) **G. Dunaliana** *Moquin*. Der Stengel ist krautartig, fast röhrig, kantig-gestreift, weichhaarig; die Blätter sind eiförmig-länglich oder länglich, zugespitzt, stachelspitzig, angedrückt-behaart, meergrün; die Blüthenstiele sind fast vierfach gegabelt; die Blüthenköpfchen sind halbkreisförmig oder kugelig, stumpf; die Spindel ist kaum aufgeblasen wollig; die glanzlosen Blüthen haben eine milchweiße Farbe; der Kelch ist viermal länger als die Deckblätter; die Kelchblätter sind spitz, weichhaarig, unten wollig.

Diese Art wächst in Bolivien.

5) **G. sericea** *Moquin*. Der Stengel ist krautartig, röhrig, fast kantig und schwach seidenhaarig-wollig; die Blätter sind länglich, zugespitzt, stachelspitzig, oberseits striegelhaarig-grün und fast meergrün, unterseits seidenhaarig und grau; die Blüthenstiele sind fast gabelspaltig; die Blüthenköpfchen sind beinahe eiförmig, stumpf; die Spindel ist fast kantig, wollig; die Blüthen sind kaum glänzend, strohgelb-weiß; der Kelch ist doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchzipfel sind kurz zugespitzt, kahl, am Grunde mit langen Wollhaaren besetzt. Hierher gehören **Alternanthera sericea** *Humboldt*, *Bonpland* und *Kunth* und **Illecebrum sericeum** *Sprengel*.

Diese Art kommt in Quito vor.

Zweite Section. **Hebanthe** *Endlicher*.

Die Blüthen sind zweigeschlechtlich, die Kelchblätter frei, die Staubgefäße in ein Näpfchen verwachsen, die Staubfäden nackt, die Seitenzipfel sind pfriemlich, ungetheilt, kürzer als der mittlere staubbeuteltragende; der Griffel ist kurz, die Narbe kopfförmig, ausgerandet-zweilappig. Die Blüthen stehen in Aehrchen oder locker-rispigen, blattlosen Aehren, selten in beblätterten Köpfchen; die seitlichen Deckblätter sind concav.

6) **G. paniculata** *Moquin*. Der Stengel ist strauchartig, aufsteigend, windend, stielrund, kahl; die Blätter sind gestielt, länglich-elliptisch, beiderseits ein wenig verschmälert, spitz, ziemlich kahl, freudig grün; die Rispen sind ästig, ziemlich locker, blattlos, die Aehrchen länglich, schmal, stumpflich; die Spindel ist schlank, röthlich-weichhaarig; die Blüthen haben eine weißliche, unten röthliche Farbe; der Kelch ist 2—3mal länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind stumpflich, dreirippig, weichhaarig. Hierher gehören **Hebanthe paniculata** *Martius* und **Iresine paniculata** *Sprengel*.

In Brasilien, Guiana und Peru einheimisch.

7) **G. pulverulenta** *Moquin*. Der Stengel ist unten halbstrauchig, windend, stielrund, pulverig-mehlartig; die Blätter sind kurz gestielt, eiförmig, lang zugespitzt, oberseits fast kahl, dunkelgrün, unterseits weichhaarig und blaß; die Rispen sind ästig, fast pyramidenförmig, ziemlich dicht und etwas beblättert; die Aehrchen sind lang, stumpf; die Spindel ist schlank, fast röthlich-weichhaarig; die Blüthen haben eine strohgelbe Farbe; der Kelch ist dreimal länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind stumpf, dreinervig, etwas filzig. Hierher gehört **Hebanthe pulverulenta** *Martius*.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien und Mexico.

8) **G. eriantha** *Moquin*. Der Stengel ist am Grunde halbstrauchig, aufsteigend, stielrund, weichhaarig; die Blätter sind gestielt, eiförmig oder eiförmig-lanzettlich, am Grunde bisweilen etwas schief, zugespitzt, sehr spitz, rauh, grün; die Rispen sind sehr ästig, etwas locker, blattlos; die Aehrchen sind kurz, fast halbrund, sehr stumpf; die Spindel ist dünn, rostfarbig-filzig; die Blüthen haben eine röthliche Farbe; der Kelch ist fast dreimal länger als die Deckblätter; die Kelchblätter sind 2—3nervig, rauhhaarig. Hierher gehören als Synonyme **Celosia eriantha** *Vahl*, **Iresine erianthos** *Poiret*, **Iresine virgata** *Sprengel* und **Hebanthe virgata** *Martius*.

In Brasilien einheimisch.

9) **G. holosericea** *Moquin*. Der Stengel ist strauchartig, aufsteigend, ästig, stielrund, etwas behaart; die Blätter sind kurz gestielt, lanzettlich, an beiden Enden verschmälert, lang zugespitzt, oberseits ziemlich kahl und dunkelgrün, unterseits seidenhaarig und blaß; die Rispen

sind ästig, ziemlich dicht, blattlos, die Aehrchen eiförmig-kugelig, stumpf; die Spindel ist etwas aufgeblasen, wollig; die Blüthen haben eine bräunlich-weiße Farbe; der Kelch ist viermal länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind ziemlich spitz, dreinervig, wollig. Hierher gehört **Hebanthe holosericea** *Martius*.

Sie ist in Brasilien und Bolivia einheimisch.

10) **G. spicata** *Moquin*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, unterwärts undeutlich vierkantig, weich-kurzhaarig; die Blätter sind kurz gestielt, eiförmig, zugespitzt, oberseits ziemlich kahl, unterseits dicht wollig, rostfarbig; die Aehren sind meist einfach, einzeln oder dreigabelig, lang, ziemlich spitz, blattlos; die Spindel ist dünn, rostfarbig-filzig; die Blüthen haben eine orange-bräunliche Farbe; der Kelch ist dreimal länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind stumpflich, 2—5nervig, behaart. Hierher gehören **Hebanthe spicata** *Martius* und **Iresine spicata** *Sprengel*.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

Dritte Section. **Pfaffia** *Endlicher*.

Die Blüthen sind zweigeschlechtlich, die Kelchblätter frei, die Staubgefäße in eine Röhre verwachsen, die Träger lang gewimpert, die seitlichen Zipfel derselben sind bandförmig, gefranst, länger als der staubbeuteltragende mittlere. Der Griffel fehlt, die Narbe ist kopfförmig, ungetheilt oder fast zweilappig. — Die Blüthenköpfe oder Aehren sind endständig, blattlos, die seitlichen Deckblätter gekielt-concav.

11) **G. tuberosa** *Moquin*. Der Stengel ist krautartig, unten halbstrauchig, aufrecht, spärlich ästig, kurzhaarig-wollig oder ziemlich kahl; die Blätter sind fast sitzend, verkehrt-eiförmig oder elliptisch-länglich oder lanzettlich, abgerundet, stachelspitzig, ganzrandig, fast seidenhaarig-wollig oder fast kahl, grün oder graugrün; die Blüthenstiele sind fast dreitheilig, lang, beinahe ebensträußig, die Blüthenköpfe sind aufrecht, eiförmig-länglich, sehr stumpf; die Spindel ist etwas aufgeblasen, wollig; die glanzlosen Blüthen haben eine weißliche Farbe; die seitlichen Deckblätter sind 4—5mal länger als der Kelch; die Kelchblätter sind spitzlich, dreinervig, wollig. Hierher gehören **Pfaffia sericea** *Martius* und **Gomphrena sericea** *Sprengel*.

Diese Art wächst in Brasilien und auf Cuba und ändert ab:

a) **vestita** *Moquin*. Die ganze Pflanze ist mehr oder weniger seidenhaarig-grau (**G. sericea** *Sprengel*);
b) **glabrescens** *Moquin*. Die Pflanze ist mehr oder weniger kahl; die Blätter sind größer als an der Hauptform (**G. tuberosa** *Sprengel*);
c) **acutifolia** *Moquin*. Die Blätter sind eiförmig-elliptisch oder elliptisch, spitz.

12) **G. denudata** *Moquin*. Die Stengel sind strauchartig, aufrecht, ästig, fast dreigabelig, stielrund, gestreift, kahl; die Blätter stehen zerstreut und sind sehr klein, sitzend, linealisch, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, kahl; die Blüthenstiele sind einfach; die Blüthenköpfe sind aufrecht, fast kugelig, ganz stumpf; die Spindel ist etwas aufgeblasen, wollig; die glanzlosen Blüthen haben eine weißliche Farbe; der Kelch ist dreimal länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind etwas spitz, dreinervig, wollig.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

13) **G. hirtula** *Moquin*. Die Stengel sind krautartig, aufrecht, fast einfach, weichhaarig; die Blätter sind fast sitzend, linealisch, lang, an beiden Enden verschmälert, sehr spitz, stachelspitzig, ganzrandig, kurz-rauhhaarig, freudig grün; die Blüthenstiele sind einfach, fast zu drei beisammen; die Blüthenköpfe sind aufrecht, kugelig, stumpf; die Spindel ist ein wenig aufgeblasen, wollig; die glanzlosen Blüthen haben eine strohgelbe Farbe; der Kelch ist fast viermal länger als die Deckblätter; die Kelchblätter sind stumpflich, seidenhaarig-wollig. Hierher gehört **Pfaffia hirtula** *Martius*.

Das Vaterland dieser Art ist gleichfalls Brasilien.

14) **G. glabrata** *Moquin*. Die Stengel sind krautartig, aufsteigend oder aufrecht, ästig, ziemlich kahl; die Blätter sind sitzend, lanzettlich oder lanzettlich-linealisch, lang, zugespitzt, ganzrandig, fast kahl, grün; die Blüthenstiele sind einfach; die Blüthenköpfe sind aufrecht, eiförmig-cylindrisch, ganz stumpf; die Spindel ist schmal, etwas wollig; die schwach glänzenden Blüthen haben eine fast bräunlich-strohgelbe Farbe; der Kelch ist dreimal länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind ziemlich spitz, kahl. Hierher gehört **Pfaffia glabrata** *Martius*.

Diese Art wächst in Brasilien.

15) **G. jubata** *Moquin*. Die Stengel sind unten halbstrauchig, sonst krautartig, aufrecht, spärlich ästig, wollig; die Blätter sind stiellos, linealisch-lanzettlich, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, sehr wollig, fast graugrün; die Blüthenstiele sind einfach; die Blüthenköpfe sind aufrecht, eiförmig-kugelig, zuletzt eiförmig-länglich, fast cylindrisch, stumpf; die Spindel ist schmal, wollig; die glänzenden Blüthen sind weißlich-strohgelb; der Kelch ist fast doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind ziemlich spitz, seidenhaarig-wollig. Hierher gehört **Pfaffia jubata** *Martius*.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

16) **G. velutina** *Moquin*. Die Stengel sind krautartig, aufrecht, einfach, fast rostfarbig-wollig; die Blätter sind sehr kurzgestielt breit eiförmig, fast verkehrt-eiförmig oder elliptisch, stumpf, ganzrandig, wollig-sammethaarig, bräunlich-grün, mit einem sehr kurzen Stachelspitzchen besetzt; die ungetheilten Blüthenstiele stehen zu dreien beisammen; die Blüthenköpfe sind aufrecht, eiförmig-cylindrisch, stumpf; die Spindel ist ziemlich schmal, wollig; die schwach glänzenden Blüthen haben eine strohgelb-weißliche Farbe; der Kelch ist doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind ziemlich spitz, wollig. Hierher gehört **Pfaffia velutina** *Martius*.

In Brasilien einheimisch.

17) **G. lanata** *Poiret*. Die Stengel sind halbstrauchig, aufsteigend, spärlich ästig, graufilzig; die Blätter sind sehr kurzgestielt, eiförmig, spitz und stachelspitzig, fast ausgerandet-gezähnt, oberseits weichhaarig und blaß grün, unterseits dicht-filzig und grau; die Blüthenstiele

sind lang, einfach, die Blüthenköpfe aufrecht, fast kugelig, sehr stumpf; die Spindel ist etwas aufgeblasen, wollig; die schwach glänzenden Blüthen haben eine weißlich-schwefelgelbe Farbe; der Kelch überragt kaum die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind an der Spitze abgestutzt und ausgefressen-gezähnelt, am Grunde stark wollig, an der Spitze schwach wollig. Hierher gehören Gomphrena? Poiretiana *Roemer* und *Schultes*, Pfaffia tomentosa *Martius* und Oplotheca? Poiretiana *Martius*.

Diese Art ist in Brasilien einheimisch und ändert mit sehr kleinen, rundlichen und schmälern länglichen Blättern ab.

18) G. cinerea *Moquin*. Der aufsteigende, spärlich ästige, wollige Stengel ist unten wahrscheinlich halbstrauchig; die Blätter sind ungestielt, elliptisch oder eiförmig-elliptisch, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, oberseits striegelig-weichhaarig und graugrün, unterseits filzig und grau; die Blüthenstiele sind einfach, ziemlich lang; die Blüthenköpfe sind aufsteigend, kugelig, sehr stumpf; die Spindel ist etwas aufgeblasen, wollig; die glanzlosen Blüthen haben eine graue Farbe; der Kelch ist 2—3mal länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind stumpf, filzig-weichhaarig.

Das Vaterland dieser Art ist unbekannt.

19) G. gnaphaloides *Moquin*. Die Stengel sind krautartig, unten halbstrauchig, aufrecht, fast einfach, wollig; die Blätter sind ungestielt, lanzettlich, ziemlich spitz, ganzrandig, wollig, beiderseits grau; die Blüthenstiele sind einfach, lang, die Blüthenköpfe aufrecht, kugelig, sehr stumpf; die Spindel ist aufgeblasen, wollig; die seidenhaarig-glänzenden Blüthen haben eine graue Farbe; der Kelch überragt die seitlichen Deckblätter nur wenig; die Kelchblätter sind ziemlich stumpf, am Grunde sehr lang wollig, an der Spitze weichhaarig. Als Synonyme gehören hierher Celosia gnaphaloides *Linné* (Sohn), Gomphrena gnaphaloides *Vahl*, Gomphr. tomentosa *Pohl* und Pfaffia gnaphaloides *Martius*.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

20) G. helichrysoides *Moquin*. Die Stengel sind krautartig, unten halbstrauchig, aufrecht, fast einfach und wollig; die Blätter sind ungestielt, lanzettlich-linealisch, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, wollig, beiderseits grau; die Blüthenstiele sind einfach, die Blüthenköpfe aufsteigend, kugelig, sehr stumpf; die Spindel ist ein wenig aufgeblasen, wollig; die kaum glänzenden Blüthen haben eine schneeweiße oder blaßgelbe Farbe; der Kelch hat mit den seitlichen Deckblättern gleiche Länge; die Kelchblätter sind stumpf, am Grunde lang wollig, an der Spitze weichhaarig.

In Brasilien einheimisch.

Vierte Section. Wadapus *Moquin*.

Die Blüthen sind zweigeschlechtlich, die Kelchblätter frei, die Staubgefäße in eine lange Röhre verwachsen, die Träger sind nackt, die seitlichen Zipfel sind bandförmig, ganzrandig, sehr selten gezähnelt, länger als der staubbeuteltragende mittlere; die beiden Narben sind cylindrisch, mehr oder weniger verlängert. Die Blüthenköpfe sind kugelig oder halbkugelig, selten ährenförmig, blattlos oder beblättert; die seitlichen Deckblätter sind gekielt-concav.

§. 1. Die seitlichen Deckblätter haben keinen Kamm; die Blüthenköpfe sind kugelig oder fast kugelig.

* Die Blüthenköpfe sind blattlos.

21) G. albiflora *Moquin*. Die Stengel sind halbstrauchig, niedergestreckt, sehr ästig, stielrund, weichhaarig; die Blätter sind ungestielt, halbstengelumfassend, schmal linealisch, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, angedrückt weichhaarig, blaßgrün; die Blüthenstiele sind einfach, kurz, die Blüthenköpfe endständig, aufsteigend, halbkugelig; die glänzenden Blüthen haben eine schneeweiße Farbe; der Kelch ist nur wenig länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind fast dreinervig, die äußeren ziemlich stumpf, kahl, die inneren spitz, auf dem Rücken wollig.

Die Heimath dieser Art ist Venezuela.

22) G. debilis *Martius*. Die Stengel sind krautartig, aufsteigend, spärlich ästig, gabelspaltig, stielrund, etwas wollig; die Blätter sind ungestielt, halbstengelumfassend, linealisch-lanzettlich, an beiden Enden verschmälert, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, oberseits kahl und freudig grün, unterseits wollig und grau; die Blüthenstiele sind einfach, lang; die Blüthenköpfe sind endständig, aufrecht, kugelig; die glanzlosen Blüthen haben eine gelblich-weiße Farbe; der Kelch ist doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind stumpflich, dreirippig, dicht wollig.

In Brasilien einheimisch.

23) G. macrorrhiza *Martius*. Die Stengel sind krautartig, aufsteigend, gabelspaltig-ästig, stielrund, seidig-langhaarig; die Blätter sind kurz gestielt, halbstengelumfassend, breit lanzettlich, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, oberseits etwas behaart und blaß grün, unterseits seidenhaarig und weiß; die Blüthenstiele sind einfach, lang; die Blüthenköpfe sind endständig, aufrecht, klein, kugelig; die glanzlosen Blüthen haben eine gelblichweiße Farbe; der Kelch ist doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind stumpflich, dreirippig, filzig.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien.

24) G. prostrata *Martius*. Die Stengel sind unten halbstrauchig, niedergestreckt, ästig, fast stielrund, an der Spitze filzig; die Blätter sind fast sitzend, halbstengelumfassend, eiförmig, am Grunde schwach herzförmig, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, oberseits ziemlich kahl und freudig grün, unterseits etwas wollig und blaß; die Blüthenstiele sind einfach, lang; die Blüthenköpfe sind endständig, aufrecht, halbkugelig; die glanzlosen Blüthen haben eine gelblich-weiße Farbe; der Kelch ist dreimal länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind spitz, dreinervig, filzig.

Die Heimath dieser Art ist gleichfalls Brasilien.

25) G. Hilariana *Moquin*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, ästig, fast vierkantig, ziemlich kahl; die

Blätter sind gestielt, halbstengelumfassend, lanzettlich, spitz und stachelspitzig, fast ganzrandig, kurz- und angedrückt-behaart, oberseits dunkelgrün, unterseits fast meergrün; die langen Blüthenstiele sind fast dreigabelig, lang; die Blüthenköpfe sind endständig, aufrecht, halbkugelig; die glanzlosen Blüthen haben eine gelbliche Farbe; der Kelch ist doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind spitz, fast dreinervig, weichhaarig, am Grunde wollig.

In Brasilien einheimisch.

26) G. microcephala *Moquin.* Die Stengel sind krautartig, niederliegend, ästig, stielrund, ziemlich behaart; die Blätter sind kurzgestielt, halbstengelumfassend, breit eiförmig, am Grunde etwas abgerundet, am obern Ende ziemlich spitz und stachelspitzig, ganzrandig, oberseits rauhhaarig und grün, unterseits wollig und kaum blasser; die Blüthenstiele sind einfach, lang; die Köpfchen sind endständig, aufsteigend, halbkugelig; die schwach glänzenden Blüthen haben eine blaßgelbe Farbe; der Kelch ist fast doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind undeutlich dreinervig, fast wollig.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

27) G. lancifolia *Pavon.* Die Stengel sind krautartig, aufrecht, spärlich ästig, fast vierkantig, kaum etwas behaart; die Blätter sind gestielt, halbstengelumfassend, lanzettlich oder linealisch-lanzettlich, nach dem Grunde zu verschmälert, am oberen Ende sehr spitz und stachelspitzig, ganzrandig, fein gewimpert, angedrückt behaart, freudig grün; die Blüthenstiele sind einfach, kurz, die Blüthenköpfe endständig, aufrecht, halbkreisrund; die glanzlosen Blüthen haben eine weißliche Farbe; der Kelch hat mit den seitlichen Deckblättern gleiche Länge; die spitzen, meist einnervigen Kelchblätter sind mit einer dichten Wolle bekleidet.

Diese Art wächst in Columbien.

28) G. vaga *Martius.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, ästig, fast stielrund, wollig-weichhaarig; die Blätter sind kurzgestielt, halbstengelumfassend lanzettlich, an beiden Enden verschmälert, sehr spitz und stachelspitzig, ganzrandig, oberseits striegelig behaart und dunkelgrün, unterseits wollig-seidenhaarig und fast silberweiß; die Blüthenstiele sind einfach oder ästig, wenig verlängert, die Blüthenköpfe endständig, aufrecht, kugelig; die glanzlosen Blüthen sind fast violett gefärbt; der Kelch ist fast dreimal länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind ziemlich spitz, dreirippig, am Grunde sehr wollig.

In Brasilien einheimisch, ändert diese Art in folgender Weise ab:

α) pyramidata *Martius.* Die Blüthenstiele sind pyramidal-dreigabelig, wollig.

β) effusa *Martius.* Die Blüthenstiele sind lang, ausgebreitet-rispig, seidenhaarig; die blüthenständigen Blätter sind kurz oder fehlen.

γ) pauciflora *Martius.* Die Blüthenstiele sind fast einfach, seidenhaarig.

29) G. pilosa *Moquin.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, fast einfach, an der Spitze ästig, vierkantig, behaart; die Blätter sind gestielt, halbstengelumfassend, eiförmig-lanzettlich, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, gewimpert, oberseits steif-behaart und dunkelgrün, unterseits fast seidenhaarig und blaß grün; die Blüthenstiele sind einfach, lang; die Blüthenköpfe sind endständig, aufsteigend, halbkugelig oder eiförmig-kugelig; die glanzlosen Blüthen haben eine bräunlich-weiße Farbe; der Kelch ist doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind ziemlich stumpf, dreinervig, weichhaarig, am Grunde sehr wollig. Hierher gehört Mogiphanes pilosa *Martius* und *Galeotti.*

Das Vaterland dieser Art ist Mexico.

30) G. elegans *Martius.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, ästig-gegabelt, kantig, kurzhaarig; die Blätter sind kurzgestielt, halbstengelumfassend, eiförmig, spitz, kaum stachelspitzig, ganzrandig, oberseits undeutlich behaart und grün, unterseits wollig und blaß; die Blüthenstiele sind einfach und ziemlich lang, die Blüthenköpfe endständig, aufrecht, kugelig; die glanzlosen Blüthen haben eine blaßgelbe Farbe; der Kelch ist 2—3 mal länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind sehr spitz, stachelspitzig, dreirippig, weichhaarig, am Grunde wollig.

In Brasilien einheimisch.

31) G. sericantha *Martius.* Die Stengel sind unterwärts strauchartig, aufrecht, fast einfach, stielrund, sehr dicht wollig; die Blätter sind ungestielt, halbstengelumfassend, breit lanzettlich, ziemlich spitz und stachelspitzig, ganzrandig, oberseits wollig-weichhaarig und dunkelgrün, unterseits sehr dicht wollig-filzig und weißlich; die Blüthenstiele sind einfach, lang; die Blüthenköpfe sind endständig, aufrecht, kugelig; die glanzlosen Blüthen haben eine weißliche Farbe; der Kelch ist dreimal länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind stumpflich, dreinervig, seidenhaarig.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

32) G. Claussenii *Moquin.* Der Stengel ist aufrecht, fast gabelspaltig, stielrund, wollig; die Blätter sind gestielt, halbstengelumfassend, elliptisch, ziemlich spitz und kurz stachelspitzig, ganzrandig, oberseits striegelig-weichhaarig und dunkelgrün, unterseits dicht wollig und grau; die Blüthenstiele sind einfach oder fast dreitheilig, sehr lang; die Blüthenköpfe sind achsel- und endständig, aufrecht, halbkreisrund; die glanzlosen Blüthen haben eine röthlich-weiße Farbe; der Kelch ist doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind spitz, dreirippig, weichhaarig, unten wollig.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien.

33) G. mollis *Martius.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, fast gabelspaltig und beinahe vierkantig, sehr dicht wollig-seidenhaarig; die Blätter sind fast sitzend, halbstengelumfassend, lanzettlich, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, beiderseits wollig-seidenhaarig, grau; der Blüthenstiel ist einfach, lang; das Blüthenköpfchen ist endständig, aufrecht, halbkugelig; die glanzlosen Blüthen haben eine blaß-rosenrothe Farbe; der Kelch ist doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind sehr spitz, einnervig, wollig, an der Spitze kahl.

Diese Art wächst in Brasilien.

34) G. Schultesia *Martius.* Der Stengel ist unten halbstrauchig, aufsteigend, fast einfach und ziemlich stielrund, kahl; die Blätter sind ungestielt, halbstengelumfassend, schmal-linealisch, sehr spitz und stachelspitzig, oberseits etwas behaart und dunkelgrün, unterseits seidig-wollig und weißlich; der Blüthenstiel ist einfach, sehr lang; das Blüthenköpfchen ist endständig, aufrecht, halbkreisrund; die glanzlosen Blüthen haben eine rosenrothe Farbe; der Kelch ist fast dreimal länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind stumpf, einnervig, weichhaarig, unten wollig. Hierher gehören Gomphr. rupestris Nees und Schultesia capitata *Schrader.*

In Brasilien einheimisch.

** Die Blüthenköpfe sind beblättert.

35) G. Brownii *Moquin.* Der Stengel ist krautartig, wollig; die Blätter sind stiellos, sehr schmal linealisch, spitz und stachelspitzig, am Rande etwas umgerollt, ein wenig wollig, grün; die Blüthenstiele sind einfach, kurz; die Blüthenköpfe sind endständig, aufrecht, einzeln, kugelig, zweiblätterig; die glanzlosen Blüthen haben eine weißliche Farbe; der Kelch hat mit den seitlichen Deckblättern gleiche Länge; die Kelchblätter sind stumpf, dreinervig, sehr dicht wollig. Hierher gehören Gomphrena lanata *R. Brown* und Philoxerus lanatus *Poiret.*

Diese Art wächst in Neu-Holland.

36) G. flaccida *R. Brown.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, stielrund, ziemlich kahl; die Blätter sind ungestielt, halbstengelumfassend, sehr schmal linealisch, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, kahl, grün; die Blüthenstiele sind einfach, mäßig lang; die Blüthenköpfe sind endständig, aufrecht, einzeln, halbkugelig und mit zwei Blättern besetzt; die schwach glänzenden Blüthen haben eine weißliche Farbe; der Kelch ist ein wenig länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind stumpf, dreirippig, kahl, unten spärlich behaart. Hierher gehört Philoxerus flaccidus *Poiret.*

Das Vaterland dieser Art ist Neu-Holland.

37) G. canescens *R. Brown.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, spärlich ästig, stielrund, etwas wollig, unten ziemlich kahl; die Blätter sind stiellos, halbstengelumfassend, schmal linealisch, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, weichhaarig, meergrün; die Blüthenstiele sind einfach, ziemlich kurz; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, sternförmig-kugelig und von 1—2 Blättchen umgeben; die glänzenden Blüthen haben eine fleisch- oder rosenrothe Farbe; der Kelch überragt die seitlichen Deckblätter; die Kelchzipfel sind spitz, einnervig, kahl, unten wollig. Hierher gehört Philoxerus canescens *Poiret.*

An der Ostküste von Neu-Holland einheimisch.

38) G. cylindrica *Schumacher.* Die Stengel scheinen krautartig zu sein und sind niedergestreckt, kriechend, ästig, stielrund, kahl; die Blätter sind sitzend, halbstengelumfassend, linealisch, kaum etwas spitz, ganz kahl; die Blüthenstiele sind einfach, kurz; die Blüthenköpfchen sind endständig, einzeln, fast rund oder länglich-cylindrisch und von zwei Deckblättern umgeben; der Kelch hat mit den seitlichen Deckblättern gleiche Länge, seine Zipfel sind spitz, wollig.

Guinea.

39) G. nigricans *Martius.* Die Stengel sind krautartig, aufsteigend, fast einfach, stielrund, wollig; die Blätter sind stiellos, fast stengelumfassend, lanzettlich, etwas spitz, ganzrandig, oberseits grün, unterseits wollig und grau; die Blüthenstiele sind einfach, lang; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, kugelig und von zwei Deckblättern umgeben; die glänzenden Blüthen haben eine schwarz violette, bisweilen gelbliche Farbe; der Kelch hat mit den seitlichen Deckblättern gleiche Länge; die Kelchblätter sind spitz, fast dreinervig, wollig.

In Brasilien einheimisch.

40) G. umbellata *Remy.* Die Stengel sind krautartig, niedergestreckt, ästig-doldig, stielrund, kahl; die Blätter sind halbstengelumfassend, klein, stumpf, ganzrandig, kahl, blaß meergrün und haben keine Stachelspitze, die grundständigen sind gestielt, spatelig-linealisch, die stengelständigen sitzend, länglich-linealisch oder verkehrt-eiförmig-länglich; die Blüthenstiele sind mäßig lang, doldig; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, kugelig und von zwei Blättchen umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine weißliche Farbe; der Kelch ist kürzer als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblättchen sind kahl, undeutlich-einnervig, an der Spitze ein wenig geschlitzt.

Die Heimath dieser Art ist Bolivien.

41) G. Martiana *Gillies.* Der Stengel ist halbstrauchig, niederliegend, ästig, stielrund, weichhaarig; die Blätter sind gestielt, halbstengelumfassend, spatelig-länglich, ganzrandig, etwas behaart, blaßgrün, stumpf, aber haben eine aufgesetzte Stachelspitze; die Blüthenstiele sind einfach, sehr kurz; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufsteigend oder geneigt, einzeln, halbkugelig und sind von vier Deckblättchen umgeben; die glänzenden Blüthen haben eine weiße Farbe; der Kelch ist kürzer als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind zugespitzt, meist einnervig, die äußeren kahl, die inneren ein wenig behaart.

In Chili einheimisch.

42) G. pumila *Gillies.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, sehr ästig, stielrund, ziemlich kahl; die Blätter sind fast stiellos, lanzettlich-linealisch, nach dem Grunde zu verschmälert, an der Spitze spitz und stachelspitzig, am Rande ein wenig umgerollt, filzig, grau; die Blüthenstiele sind einfach, kurz; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, fast kugelig und von 2—3 Deckblättern umgeben; die glänzenden Blüthen haben eine weißliche Farbe; der Kelch ist ein wenig länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind stumpf, einrippig, sehr wollig.

Diese Art wächst in Chili auf den Anden bei Mendoza.

43) G. acaulis *Remy.* Der Stengel fehlt fast ganz; die grundständigen Blätter sind langgestielt, verkehrt-eiförmig, sehr stumpf, nicht stachelspitzig, ganzrandig, locker steifhaarig, grün; die Blüthenstiele sind einfach, kurz; die Köpfchen sind endständig, aufrecht, ein-

zeln, verkehrt-eiförmig und von 5—6 Blättchen umgeben; die glanzlosen Blüthen haben eine weiße Farbe; der Kelch ist länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchzipfel sind stumpf, aderlos, kahl.

In Bolivien einheimisch.

44) G. perennis *Linné.* Die Stengel scheinen am Grunde halbstrauchig zu sein und sind fast aufrecht, ästig, unten beinahe armförmig-getheilt, stielrund, wollig-weichhaarig; die Blätter sind kurzgestielt, länglich-lanzettlich, nach dem Grunde verschmälert, spitz, ganzrandig, wollig-weichhaarig; die Blüthenstiele sind einfach; die Blüthenköpfchen sind end- und seitenständig, aufrecht, einzeln, kugelig und von zwei Deckblättern umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine blaßgelbe Farbe; der Kelch ist ein wenig länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind spitz, fast wollig. Hierher gehört Ninanga bicolor *Rafinesque.*

Diese Art wächst in Buenos-Ayres.

45) G. Boliviana *Moquin.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, ästig, fast vierkantig, ziemlich kahl; die Blätter sind langgestielt, halbstengelumfassend, elliptisch oder eiförmig-elliptisch, an beiden Enden verschmälert, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, gewimpert, etwas behaart, grün; die Blüthenstiele sind einfach, lang; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, halbkreisförmig und von fünf Deckblättern umgeben; die glänzenden Blüthen haben eine schneeweiße Farbe; der Kelch hat mit den seitlichen Deckblättern gleiche Länge; die Kelchblätter sind spitz, einnervig, kahl, unten wollig.

In Bolivien einheimisch.

46) G. eriophylla *Martius.* Die Stengel sind strauchartig, aufrecht, fast einfach, stielrund und wollig; die Blätter sind stiellos, halbstengelumfassend, eiförmig, spitz und kurzstachelspitzig, ganzrandig, oberseits angedrückt-behaart und freudig grün, unterseits sehr dicht filzig und weißlich; die Blüthenstiele fehlen; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, kugelig und von zwei Deckblättern umgeben; die glanzlosen Blüthen haben eine gelbliche Farbe; der Kelch ist dreimal länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind ziemlich spitz, nervenlos, seidenhaarig.

In Brasilien einheimisch.

47) G. incana *Martius.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, fast einfach, stielrund, wollig, fast nackt; die Blätter sind grundständig, ungestielt, lanzettlich-länglich oder lanzettlich-verkehrt-eiförmig, etwas spitz, ganzrandig, wollig, zu beiden Seiten grau; die Blüthenstiele sind ein wenig getheilt, lang; die Blüthenköpfchen sind end- und achselständig, aufrecht, einzeln, kugelig und von zwei Deckblättern umgeben; die glänzenden Blüthen haben eine braungelbe Farbe; der Kelch ist doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind sehr spitz, einnervig, am Grunde wollig.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien.

48) G. rudis *Moquin.* Der Stengel ist strauchartig, aufrecht, fast einfach, stielrund und ein wenig wollig; die unteren Blätter sind gestielt, elliptisch oder elliptisch-länglich, nach dem Grunde zu verschmälert, spitz, ganzrandig, oberseits mit einigen steifen Haaren besetzt und grün, unterseits wollig und grau, die stengelständigen sind stiellos; die ziemlich langen Blüthenstiele sind fast gabelspaltig; die Blüthenköpfchen sind end- und seitenständig, aufrecht, einzeln oder zu 2—3 kugelig gehäuft und von zwei Deckblättern umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine gelbliche Farbe; der Kelch ist doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblättchen sind spitz, einrippig, unten sehr wollig, oben kahl.

In Brasilien einheimisch.

49) G. Pohlii *Moquin.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, sparsam ästig, stielrund, wollig-weichhaarig; die Blätter sind ungestielt, halbstengelumfassend, fast herzförmig-rundlich oder sehr breit eiförmig, stumpf oder spitz und stachelspitzig, schwach berandet, oberseits striegelig-wollig, unterseits wollig-seidenhaarig, röthlich; die langen Blüthenstiele sind ästig; die Blüthenköpfchen sind end- und seitenständig, aufrecht, eiförmig, stehen zu zweien oder dreien beisammen und sind von einem Deckblatte umgeben; die glanzlosen Blüthen haben eine strohgelbe Farbe; der Kelch ist kaum kürzer als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblättchen sind sehr spitz, fast nervenlos.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

50) G. Lundii *Moquin.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, spärlich ästig, stielrund und kurz-steifhaarig-rauh; die Blätter sind stiellos, halbstengelumfassend, eiförmig-elliptisch, spitz und stachelspitzig, schwach gezähnt-gewimpert, punktförmig-rauh, röthlich; die langen Blüthenstiele sind fast dreigabelig; die Blüthenköpfe sind end- und seitenständig, aufrecht, verkehrt-eiförmig, stehen zu 2 oder 3 beisammen und sind von 2—4 Deckblättchen umgeben; die glanzlosen Blüthen haben eine schmutzig-gelbe Farbe; der Kelch überragt die seitlichen Deckblätter; die Kelchzipfel sind sehr spitz, einnervig, wollig.

In Brasilien einheimisch.

51) G. Gardneri *Moquin.* Die Stengel sind krautartig, nur am Grunde halbstrauchig und ein wenig ästig, fast gabelspaltig, stielrund, schwach-steifhaarig; die Blätter sind kurzgestielt, halbstengelumfassend, lanzettlich-linealisch, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, kurz-rauhhaarig, meergrün; die einfachen Blüthenstiele sind sehr lang; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, fast kugelig-eiförmig und von zwei Deckblättern umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine strohgelbe Farbe; der Kelch ist doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblättchen sind etwas spitz, einrippig, unten schwach wollig, an der Spitze ganz kahl.

In Brasilien einheimisch.

52) G. duriuscula *Moquin.* Die Stengel sind strauchartig, aufsteigend, ästig, fast gabelspaltig, stielrund und ziemlich kahl; die Blätter sind kurzgestielt, halbstengelumfassend, lanzettlich oder verkehrt-eiförmig-lanzettlich, nach dem Grunde zu verschmälert stumpf oder etwas spitz, kaum stachelspitzig, ganzrandig, oberseits etwas behaart und blaßgrün, unterseits wollig und fast grau; die langen Blüthenstiele sind einfach; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, eiförmig und von zwei Deckblättern umgeben; die glanzlosen Blüthen haben eine

schmutziggelbe Farbe; der Kelch überragt die seitlichen Deckblätter um das Doppelte; die Kelchblätter sind sehr spitz, einnervig, unten wellenförmig-wollig, an der Spitze ziemlich kahl.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien.

§. 2. Die seitlichen Deckblätter sind auf dem Rücken nach Oben zu kammförmig.

* Die Blüthenköpfe sind kugelig oder eiförmig, beblättert.

53) G. agrestis *Martius.* Die Stengel sind krautartig, aufrecht, ästig, stielrund, behaart; die Blätter sind ungestielt, halbstengelumfassend, lanzettlich, nach Unten verschmälert, spitz und stachelspitzig, grau; die Blüthenstiele sind einfach oder fehlen; die Blüthenköpfchen sind end- und seitenständig, aufrecht, einzeln, halbkreisförmig und von 2—4 Deckblättern umgeben; die Blüthen sind gelblich oder blaß fleischfarbig; der Kelch überragt die seitlichen Deckblätter kaum um das Doppelte, die längeren Kelchblätter sind spitz, einnervig, unten wollig.

In Brasilien einheimisch.

54) G. pulchella *Martius.* Die Stengel sind krautartig, aufsteigend, ästig-gabelspaltig, stielrund, kurzhaarig; die Blätter sind sehr kurzgestielt, halbstengelumfassend, schmal lanzettlich, nach Unten verschmälert, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, striegelig-behaart, blaßgrün; die Blüthenstiele sind einfach, lang; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, kugelig und von 2—4 Blättchen umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine schöne rosenrothe Farbe; der Kelch ist 2—3 mal länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind stumpflich, einnervig, kahl, unten wollig.

In Brasilien und Buenos-Ayres einheimisch und ändert ab:

b) bonariensis *Moquin.* Stärker wollig und mit blaß fleischrothen oder weißlichen Blüthen.

55) G. scapigera *Martius.* Die Stengel sind krautartig, aufsteigend, fast einfach, stielrund, rauhhaarig; die Blätter sind fast stiellos, halbstengelumfassend, lanzettlich, nach Unten verschmälert, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, schwach berandet, sehr rauhhaarig, röthlich-grün; die langen Blüthenstiele sind einfach; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, fast kugelig und von 3—5 Blättchen umgeben; die stark glänzenden Blüthen haben eine dunkelrosenrothe Farbe; die Kelche haben mit den seitlichen Deckblättern gleiche Länge; die Kelchblättchen sind spitz, einnervig, unten wollig. Zu dieser Art gehören auch Gomphrena fusca und hirsutissima *Martius.*

Sie wächst in Brasilien.

56) G. lanigera *Pohl.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach, stark-behaart; die Blätter sind halbstengelumfassend, ziemlich spitz, fast ganzrandig, sehr wollig, röthlich, die unteren sind gestielt, länglich oder verkehrt-eiförmig-länglich, die oberen stiellos, länglich-linealisch oder linealisch; die mäßig langen Blüthenstiele sind einfach; das Blüthenköpfchen ist endständig, aufrecht, einzeln, ziemlich groß und von 1—2 Deckblättern umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine rosenrothe Farbe mit grünem Rande; der Kelch hat mit den seitlichen Deckblättern gleiche Länge; die Kelchzipfel sind stumpf, stachelspitzig, einnervig, unten mit langer Wolle besetzt.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

57) G. Sellowiana *Martius.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach, behaart; die Blätter sind kurzgestielt, halbstengelumfassend, verkehrt-eiförmig oder elliptisch stumpf oder etwas spitz und stachelspitzig, ganzrandig und schwach berandet, rauhhaarig, blaßgrün und röthlich; der Blüthenstiel ist lang, einfach; das Blüthenköpfchen ist endständig, aufrecht, einzeln, kugelig und von zwei bis vier Deckblättern umgeben; die glänzenden Blüthen sind orangefarbig; der Kelch ist kaum länger als die Deckblätter; die Kelchblätter sind spitz, einnervig, unten wollig. Hierher gehört vielleicht Gomphrena Sellowi *Sprengel.*

In Brasilien einheimisch.

58) G. officinalis *Martius.* Der Stengel ist krautartig, am Grunde aufsteigend, einfach oder fast vierkantig, sehr rauhhaarig; die Blätter sind ungestielt, halbstengelumfassend, länglich, eiförmig oder eiförmig-rundlich, stumpf, aber stachelspitzig, ganzrandig, rauhhaarig, rostfarbig-grün; der einfache Blüthenstiel ist ziemlich lang; das Blüthenköpfchen ist endständig, aufrecht, einzeln, groß, halbkugelig und von 6—10 Deckblättern umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine orange-mennigrothe Farbe; der Kelch hat mit den seitlichen Deckblättern gleiche Länge; die Kelchblätter sind sehr spitz, fast dreinervig, unten sehr wollig. Hierher gehört Gomphrena arborescens *Linné* (Sohn).

Diese Art wächst in Brasilien.

59) G. macrocephala *St. Hilaire.* Der Stengel ist krautartig, aufsteigend, einfach, vierkantig, sehr rauhhaarig; die Blätter sind kurzgestielt, halbstengelumfassend, lanzettlich oder lanzettlich-länglich, stumpf, aber mit aufgesetzter Stachelspitze, ganzrandig, rauhhaarig, rostfarbig; die Blüthenstiele sind einfach, kurz; das Blüthenköpfchen ist endständig, aufrecht, sehr groß, halbkreisförmig und von vielen Blättchen umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine schöne rosenrothe Farbe; der Kelch ist kaum kürzer als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind spitz, dreinervig, unten sehr wollig.

In Brasilien einheimisch.

60) G. Schlechtendaliana *Martius.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, gabelspaltig, stielrund, sehr behaart; die Blätter sind kurzgestielt, halbstengelumfassend, eiförmig, nach Unten verschmälert, stumpf, aber stachelspitzig, ganzrandig, röthlich-grün; die einfachen Blüthenstiele sind ziemlich lang; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, ziemlich groß, kugelig und von 2—5 Blättchen umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine schön rosenrothe Farbe; der Kelch ist doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind spitz, fast dreinervig, am Grunde wollig.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien.

61) G. Haenkeana *Martius*. Die Stengel sind aufsteigend, ästig, stielrund, etwas wollig; die Blätter sind stiellos, lanzettlich, spitz, angedrückt-wollig; die Blüthenstiele sind einfach, lang; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einfach, kugelig und von zwei Blättchen umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine weiße Farbe; der Kelch ist doppelt länger als die Deckblätter; die Kelchblätter sind spitz, einnervig, unten wollig.

In Peru einheimisch.

62) G. globosa *Linné*. Der Stengel ist krautartig, aufsteigend oder aufrecht, sehr ästig, fast dreigabelig, stielrund, etwas behaart; die Blätter sind kurzgestielt, halbstengelumfassend, länglich, eiförmig- oder verkehrt-eiförmig-lanzettlich, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, etwas behaart, freudig grün; die einfachen Blüthenstiele sind kurz oder doch nur mäßig lang; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln oder bisweilen zu 2—3 beisammen, kugelig und von zwei Deckblättchen umgeben; die glänzenden Blüthen haben eine purpurrothe Farbe; der Kelch ist kürzer als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind sehr spitz, einnervig, sehr wollig.

In Ostindien, Japan, auf der Insel Timor und auf den Gesellschaftsinseln einheimisch. — Die Pflanze ändert übrigens mit blaßrosenrothen oder fleischfarbigen oder auch mit fast silberweißen Blüthen ab.

63) G. decumbens *Jacquin*. Der Stengel ist krautartig, niederliegend, sehr ästig, fast dreigabelig, stielrund, wollig; die Blätter sind kurzgestielt, halbstengelumfassend, länglich, nach dem Grunde zu verschmälert, stumpf oder spitz, kurz zugespitzt, ganzrandig, oberseits fast kahl und freudig grün, unterseits wollig und kaum etwas blasser; die Blüthenstiele sind einfach, mäßig lang; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, fast kugelig, zuletzt kugelig-cylindrisch und stehen meist zu zweien und sind von 2—3 Blättchen umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine weiß-rosenrothe Farbe mit dunklerem Rande; der Kelch ist ein wenig kürzer als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind einnervig, die äußeren stumpf und kahl, die inneren spitz und etwas wollig. Hierher gehört G. prostrata *Desfontaines*.

In Nord- und Südamerika einheimisch.

64) G. celosioides *Martius*. Die Stengel sind krautartig, aufsteigend, ästig, armförmig-getheilt, kantig, behaart; die Blätter sind sehr kurzgestielt, halbstengelumfassend, ei- oder verkehrt-eiförmig-lanzettlich, ziemlich spitz und stachelspitzig, ganzrandig, rauhhaarig, freudig grün; die Blüthenstiele sind ziemlich lang, einfach; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, kugelig-eiförmig, zuletzt eiförmig-cylindrisch und von zwei Blättchen umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine weißliche Farbe; der Kelch hat mit den seitlichen Deckblättern gleiche Länge; die Kelchblätter sind sehr spitz, einnervig, sehr wollig.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

65) G. oligocephala *Remy*. Die Stengel sind krautartig, aufrecht, fast einfach, unten knieartig-gebogen, stielrund, weichhaarig; die Blätter sind gestielt, halbstengelumfassend, eiförmig, etwas spitz und stachelspitzig, ganzrandig, angedrückt-striegelig-behaart, oberseits rostfarbig-grün, unterseits grau; die langen Blüthenstiele sind einfach; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, verkehrt-eiförmig oder halbkugelig und von 4—5 Blättchen umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine weiße Farbe; der Kelch ist kürzer als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind spitz, undeutlich einnervig, kahl, am Rande gewimpert, unten wollig.

In Bolivien einheimisch.

66) G. hispida *Linné*. Der Stengel ist strauchartig, aufrecht, ästig, vierkantig, steifhaarig; die Blätter sind kurzgestielt, länglich, schmal, spitz, fein gekerbt und mit zerstreuten Haaren besetzt; die Blüthenstiele sind einfach, selten dreitheilig; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, eiförmig und von zwei Deckblättern umgeben; die Blüthen sind weiß, zuletzt bläulich; die Kelchblätter sind zugespitzt.

Diese Art wächst auf der Küste Malabar in Ostindien.

67) G. serrata *Linné*. Der Stengel ist aufrecht, armförmig-gabelig, stielrund; die Blätter sind eiförmig, nach dem Grunde zu verschmälert, stachelspitzig, wollig; die Blüthenstiele fehlen; die Blüthenköpfchen sind endständig, einzeln, fast kugelig; die Blüthen haben eine weiße Farbe; der Kelch hat mit den seitlichen Deckblättern gleiche Länge; die Kelchbätter sind filzig.

In Südamerika einheimisch.

68) G. bicolor *Martius*. Die Stengel sind krautartig, niedergestreckt, wenig getheilt, stielrund, striegelig-kurzhaarig; die Blätter sind kurzgestielt, lanzettlich, an beiden Enden spitz, ganzrandig, angedrückt-rauhhaarig, grün; die Blüthenstiele fehlen; die endständigen Blüthenköpfchen stehen öfters zu zwei, halbkugelig und sind von 2—4 Deckblättern umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine weiße Farbe; der Kelch hat mit den seitlichen Deckblättern gleiche Länge; die Kelchblätter sind einnervig, sparsam wollig, an der Spitze ungleich gezähnelt.

In Peru einheimisch.

69) G. demissa *Martius*. Die Stengel sind krautartig, nur am Grunde halbstrauchig, niederliegend, ästig, gabelspaltig, stielrund, weichhaarig-wollig; die Blätter sind stiellos, halbstengelumfassend, elliptisch oder kurz-lanzettlich, spitz, ganzrandig, besonders auf der Unterseite weichwollig, meergrün; die Blüthenstiele sind einfach, kurz; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufsteigend, einzeln, halbkreisförmig und von 2—4 Deckblättern umgeben; die kaum glänzenden Blüthen haben eine weißlich-violette Farbe; der Kelch hat mit den seitlichen Deckblättern fast gleiche Länge; die Kelchblätter sind stumpf, gezähnelt, unten breit-einnervig, spinnwebig-wollig.

In Brasilien und Chili einheimisch.

70) G. desertorum *Martius*. Die Stengel sind krautartig, am Grunde halbstrauchig, schwach aufsteigend, ästig, gabelspaltig, stielrund, etwas wollig; die Blätter sind fast ungestielt, halbstengelumfassend, lanzettlich, spitz und kurz stachelspitzig, ganzrandig, oberseits etwas be-

haart oder fast kahl, unterseits wollig, graugrün; die Blüthenstiele sind einfach, lang; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, halbkreisförmig, von zwei Deckblättern umgeben; die weißlichen Blüthen glänzen nur sehr wenig; der Kelch ist wenig länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind spitz, an der Spitze ganzrandig, einnervig, vom Grunde bis zur Mitte kraus-wollig.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

71) G. mucronata *Moquin.* Die Stengel sind krautartig, am Grunde halbstrauchig, aufsteigend, ästig, gabelspaltig, stielrund, weichhaarig; die Blätter sind ungestielt, halbstengelumfassend, lanzettlich, spitz und lang-stachelspitzig, ganzrandig, oberseits etwas wollig und freudig grün, unterseits grauwollig; die Blüthenstiele sind einfach, lang; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, halbstrauchig und von zwei Blättern umgeben; die weißen Blüthen besitzen nur einen schwachen Glanz; der Kelch ist ein wenig länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind stumpf, an der Spitze gezähnelt, einnervig, am Grunde wollig.

In Brasilien einheimisch.

72) G. Blanchetii *Moquin.* Der Stengel ist krautartig, unten halbstrauchig, aufrecht, ästig, gabelspaltig, stielrund, wollig-weichhaarig; die Blätter sind ungestielt, halbstengelumfassend, eiförmig, etwas spitz und stachelspitzig, ganzrandig, oberseits striegelig-weichhaarig und blaßgrün, unterseits fast seidenhaarig-wollig und grau; die langen Blüthenstiele sind einfach; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufsteigend oder nickend, halbkreisrund und von zwei Deckblättern umgeben; die glanzlosen Blüthen haben eine weiße Farbe; der Kelch ist ein wenig länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind zugespitzt, einnervig, unten wollig.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien.

73) G. villosa *Martius.* Die Stengel sind krautartig, aufsteigend, fast einfach, stielrund, striegelig-weichhaarig; die Blätter sind sehr kurzgestielt, halbstengelumfassend, eiförmig-lanzettlich, stumpf oder spitzlich und stachelspitzig, ganzrandig, striegelig-wollig, oberseits blaßgrün, unterseits grau; die langen Blüthenstiele sind einfach oder nur wenig getheilt; die Blüthenköpfchen sind end- und seitenständig, aufrecht und stehen einzeln oder zu 2—3 knäulartig gehäuft und sind von zwei Deckblättern umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine gelblich-violette Farbe; der Kelch überragt die seitlichen Deckblätter um das Doppelte; die Kelchblätter sind spitz, einnervig, unten dicht wollig.

In Brasilien einheimisch.

74) G. leucocephala *Martius.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, ästig, gabelspaltig, stielrund, fast wollig; die Blätter sind ungestielt, halbstengelumfassend, schmal lanzettlich, etwas spitz und kaum stachelspitzig, ganzrandig, oberseits angedrückt-behaart und blaßgrün, unterseits wollig und weißlich; die langen Blüthenstiele sind einfach; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, kugelig oder eiförmig-kugelig, von vier Deckblättern umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine weißliche Farbe; der Kelch ist etwas länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind spitz, einnervig, am Grunde wollig. Hierher gehört G. minima *Pavon.*

In Brasilien einheimisch.

75) G. rodantha *Moquin.* Die Stengel sind krautartig, aufrecht, spärlich ästig, stielrund, etwas behaart; die Blätter sind kurzgestielt, halbstengelumfassend, länglich, an beiden Enden verschmälert, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, behaart, meergrün; die langen Blüthenstiele sind einfach; die Blüthenköpfe sind endständig, aufrecht, einzeln, halbkugelig und von zwei Deckblättern umgeben; die glanzlosen Blüthen haben unten eine weiße, an der Spitze eine freudig-rosenrothe Farbe; der Kelch ist kürzer als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind undeutlich-einnervig, die äußeren stumpf, am Grunde wollig, die inneren spitz, stärker wollig.

In Brasilien einheimisch.

76) G. hygrophila *Martius.* Der Stengel ist krautartig, unten halbstrauchig, aufrecht, ästig, stielrund, kahl; die Blätter sind gestielt, halbstengelumfassend, schmal länglich, nach Unten verschmälert, spitz und stachelspitzig, fast ganzrandig, kahl, grün; die langen Blüthenstiele sind einfach; die Blüthenköpfe sind endständig, aufrecht, einzeln, halbkreisförmig und von zwei Deckblättern umgeben; die glanzlosen Blüthen sind fast fleischfarbig; der Kelch ist ein wenig länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind spitz oder stachelspitzig, undeutlich einnervig, die äußeren sind am Grunde wollig, die inneren stärker wollig.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien.

** Die Aehrchen sind eiförmig oder die Aehren sind schmal, meist ohne Deckblätter.

77) G. virgata *Martius.* Der Stengel ist ästig, stielrund, runzelig-weichhaarig; die Blätter sind linealisch, stachelspitzig, fast ganzrandig, kahl, meergrün; die Blüthenstiele sind kurz oder fehlen; die Aehrchen sind eiförmig, 1—3blätterig; die kaum glänzenden Blüthen sind schmutzig-strohgelb; der Kelch ist wenig länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind wollig.

In Brasilien einheimisch.

78) G. graminea *Moquin.* Der Stengel ist spärlich-ästig, ein wenig kantig, behaart; die Blätter sind sehr schmal linealisch, stachelspitzig, ganzrandig, behaart, grün; die mäßig langen Blüthenstiele sind einfach; die Aehren sind ziemlich lang, schmal, gewunden, einblätterig; die glanzlosen Blüthen haben eine strohgelbe Farbe; der Kelch hat mit den seitlichen Deckblättern fast gleiche Länge; die Kelchblätter sind ziemlich kahl, am Grunde wollig.

In Brasilien einheimisch.

Fünfte Section. Xerosiphon *Moquin.*

Die Blüthen sind zweigeschlechtlich, die Kelchblätter unten verwachsen. Die Staubgefäße sind in eine Röhre verwachsen. Die Staubfäden sind nackt, die Seitenzipfel sind zungenförmig, ganzrandig, länger als der beutel-

tragende mittlere. Der Griffel fehlt; die Narbe ist fast kopfförmig. Die Blüthenköpfe sind verkehrt-eiförmig, lockerblüthig, blattlos. Die seitlichen Deckblätter sind sehr concav.

79) G. aphylla *Pohl.* Die Stengel sind nur mit wenigen Aesten versehen; die zerstreut stehenden Blätter sind sehr klein, halbstielrund, stumpf, ganzrandig; die Blüthenköpfe sind halbkugelig oder fast verkehrt-eiförmig, etwas lockerblüthig; die Blüthen haben eine röthlich-strohgelbe Farbe; der Kelch ist dreimal länger als die seitlichen Deckblätter, seine Zipfel sind stumpflich, dreinervig.

In Brasilien einheimisch.

80) G. angustifolia *Martius.* Der Stengel ist am Grunde ästig; die Blätter stehen zerstreut und sind lang, schmal linealisch, spitz, ganzrandig; die Blüthenköpfe sind fast verkehrt-eiförmig, lockerblüthig; die Blüthen sind weißlich, unten fast violett; der Kelch ist viermal länger als die seitlichen Deckblätter, seine Zipfel sind spitz, einnervig. Hierher gehören G. Martiusiana *Steudel* und Xerosiphon gracilis *Turczaninow.*

In Brasilien einheimisch.

Unvollständig bekannte Arten.

81) G. angustifolia *Vahl.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, ästig-armförmig, vierkantig, von kurzen Haaren rauh; die Blätter sind fast stiellos, linealisch-lanzettlich, spitz, etwas rauh; die Blüthenstiele fehlen fast ganz; die Blüthenköpfchen sind endständig, einzeln, länglich, 2—4blätterig; die Blüthen sind grünlich-weiß; der Kelch ist doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind etwas spitz, weichhaarig.

In Ostindien und Guinea einheimisch.

82) G. brachiata *Humboldt* und *Bonpland.* Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind länglich, spitz, die Blüthenköpfchen sind kugelig, blattlos.

Diese Art wächst in Cumana.

83) G. filaginoides *Martens* und *Galeotti.* Die Stengel sind krautartig, einfach, rasenartig, sehr wollig; die Blüthenköpfchen sind endständig, 1—3 beisammen, eiförmig-kugelig, zweiblätterig; die Blüthen haben eine weiße Farbe; die seitlichen Deckblätter sind kürzer als der Kelch; die Kelchblätter sind wollig.

Das Vaterland dieser Art ist Mexico.

84) G. flava *Linné.* Der Stengel windet; die Blätter sind kahl; die Blüthenstiele sind zweispaltig; die kugeligen, blattlosen Blüthenköpfchen stehen zu dreien beisammen; die Blüthen haben eine gelbliche Farbe.

In Mexico bei Vera-Crur einheimisch.

85) G. humilis *R. Brown.* Der Stengel ist filzig; die Blätter sind linealisch, etwas wollig; das Blüthenköpfchen ist blattlos; der Kelch ist doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind fast bis zur Spitze wollig. Hierher gehört Philoxerus humilis *Poiret.*

In Neu-Holland einheimisch.

86) G. lanuginosa *Spanoghe.* Der Stengel ist aufrecht, am Grunde ästig, stielrund, langwollig; die Blätter stehen einander gegenüber und sind linealisch-lanzettlich, zugespitzt, auf beiden Seiten wollig; die Blüthenköpfchen sind endständig, einzeln, kugelig, vielblätterig; die Blüthen haben eine purpurrothe Farbe.

Auf der Insel Timor.

87) G. Meyeriana *Walpers.* Die Stengel sind dicht wollig, weißlich; die Blätter sind grundständig, langgestielt, kreisrund, verkehrt-eiförmig, fast herzförmig oder selten lanzettlich, ganzrandig, wollig; die Blüthenköpfchen sind endständig, einzeln, 6—10blätterig; die Blüthen haben eine weißliche Farbe; die Kelchblätter sind ganz kahl.

In Peru einheimisch.

88) G. strigosa *Isert.* Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind eiförmig-lanzettlich, spitz, striegelhaarig; die Köpfchen stehen einzeln und sind eiförmig, dreiblätterig.

In Guinea einheimisch.

89) G. volubilis *Blanco.* Der stielrunde Stengel windet; die Blätter sind sehr kurzgestielt, lanzettlich-eiförmig, ganzrandig, kahl; die Blüthentrauben sind achselständig, einfach, cylindrisch; die Kelchblätter sind eiförmig.

Auf den Philippinen einheimisch.

Folgende Arten sind aus dieser Gattung auszuschließen:

G. aggregata *Willdenow* = Iresine aggregata.
G. amarantoides *Roth* = Iresine amarantoides.
G. arborescens *Balbis* = Alternanthera argentata.
G. brachiata *Willdenow* = Telanthera flavescens.
G. brasiliana *Linné* = Telanthera brasiliana.
G. brasiliensis hortorum = Telanthera polygonoides *β*.
G. brasiliensis *Jacquin* = Telanthera dentata.
G. brasiliensis *Lamarck* = Telanthera brasiliana.
G. conica *Sprengel* = Iresine conica.
G. crassifolia *Sprengel* = Iresine crassifolia.
G. crucis *Vahl* = Telanthera crucis.
G. dentata *Mönch* = Telanthera dentata.
G. diffusa *Sprengel* = Iresine Brownii.
G. elata *Cunningham* = Ptilotus conicus.
G. elongata *Willdenow* = Telanthera elongata.
G. exaltata *Delile* = Froelichia floridana.
G. ficoidea *Linné* = Telanthera ficoidea.
G. floridana *Sprengel* = Froelichia floridana.
G. fruticosa hortorum = Telanthera porrigens.
G. fulgens hortorum = Telanthera porrigens.
G. gracilis *Martens* et *Gal.* = Telanthera gracilis.
G. Humboldtiana *Römer* et *Schultes* = Froelichia lanata.
G. interrupta *Linné* = Froelichia interrupta.
G. lactea *De Candolle* = Aerva sanguinolenta.
G. lanata *Kunth* = Froelichia lanata.
G. latifolia *Martens* et *Gal.* = Alternanthera latifolia.
G. patula *Wendland* = Telanthera brasiliana.
G. polygonoides *Linné* = Telanthera polygonoides.
G. procumbens *Pavon* = Telanthera obovata.
G. procumbens *Zuccagni* = Alternanthera procumbens.
G. purpurea hortorum = Telanthera porrigens.

54*

G. sericea *Hoffmansegg* = Froelichia sericea.
G. sessilis *Linné* = Alternanthera sessilis.
G. spicata *Lamarck* = Froelichia interrupta.
G. trichotoma hortorum = Telanthera porrigens.
G. vermicularis *Linné* = Iresine vermicularis.

(*Garcke.*)

GOMPHRENEEN, eine von Endlicher aufgestellte Abtheilung der Amarantaceen mit einfächerigen Staubbeuteln, eineiigem Fruchtknoten und gegenüberstehenden Blättern, zu welcher folgende Gattungen gehören:

1) Guilleminea *Humboldt, Bonpland* und *Kunth.* Die Blüthen sind zweigeschlechtlich und von drei Deckblättern umgeben. Der röhrig-glockenförmige Kelch hat an der Spitze fünf gleiche, abstehende, kahle Zipfel. Die fünf Staubgefäße sind unten in ein Näpfchen verwachsen, welches mit der Kelchröhre eng zusammenhängt, weshalb die breit-pfriemlichen Staubfäden aus der Röhre hervorragen. Die Staminodien fehlen. Die Staubbeutel sind einfächerig, eiförmig. Der Fruchtknoten ist einfächerig, eineiig. Der Griffel ist kurz, einfach. Die Narbe ist ausgerandet. Die elliptische, klappenlose, einsamige Schlauchfrucht ist vom Kelche eingeschlossen. Der Same ist scheitelrecht, ei-linsenförmig und von einer krustigen Schale umgeben. Das Eiweiß ist mittelständig, mehlartig. Der Samenkeim ist ringförmig, peripherisch; das Würzelchen oben.

Eine in Amerika einheimische krautartige Pflanze mit niederliegendem, gegliedertem, sehr ästigem, wolligem Stengel, gegenüberstehenden, verwachsenen, gestielten, ziemlich dicken, starren, ganzrandigen Blättern, geknäulten in einzelnen, achselständigen, ungestielten Köpfchen stehenden Blüthen und gekielten, concaven, sehr dünnen, später abfallenden Deckblättern macht die einzige bekannte Art dieser Gattung aus.

2) Iresine *P. Browne.* Die Blüthen sind zweihäusig oder zweigeschlechtlich, selten vielehig-einhäusig und von drei Deckblättern umgeben. Der Kelch hat fünf, etwas ungleiche, aufrechte, kahle Zipfel. Die fünf, sehr selten in geringerer Anzahl vorhandenen Staubgefäße sind am Grunde in ein Näpfchen verwachsen. Die Staubgefäße sind fadenförmig. Die Staminodien fehlen. Die Staubbeutel sind einfächerig, eiförmig. An der Spitze des kurzen Griffels sind 2 oder 3 rundliche Narben. Die eiförmig-kreisrunde, klappenlose, einsamige Schlauchfrucht ist im Kelche eingeschlossen. Der Same ist senkrecht, fast linsenförmig und von einer krustigen Schale umgeben. Das Eiweiß ist mittelständig, mehlartig, der Samenkeim ringförmig, peripherisch; das Würzelchen aufsteigend.

Hierher gehören krautige, selten halbstrauchige, ziemlich kahle, im tropischen oder subtropischen Amerika oder Neu-Holland einheimische Gewächse mit aufrechten oder niederliegenden ästigen Stengeln, gegenüberstehenden, gestielten Blättern, kleinen, dicht ährig-kopfförmigen oder locker rispigen, meist metallartig glänzenden Blüthen und concaven Deckblättern, von denen das untere stehen bleibt.

3) Cruceta *Loefling.* Die zweigeschlechtlichen Blüthen sind von Deckblättern eingeschlossen. Der Kelch hat vier gleiche Zipfel, von denen die äußeren ganzrandig, die inneren an dem sehr dünnen Rande zerschlitzt sind. Die vier Staubgefäße sind am Grunde in ein Näpfchen verwachsen. Die Fäden sind fadenförmig. Der Griffel ist sehr kurz, die beiden Narben stehen ab. Die Frucht ist von dem geschlossenen Kelche eingehüllt. Das Eiweiß fehlt.

Hierher gehört nur eine in Amerika einheimische einjährige Art mit aufrechtem Stengel, gegenüberstehenden, ganzrandigen Blättern, endständigen, ährig-rispigen Blüthen und stehenbleibenden Deckblättern.

4) Ireneis *Moquin-Tandon.* Die zweihäusigen Blüthen sind von drei Deckblättern umgeben. Der Kelch hat fünf gleiche, aufrechte, locker behaarte Zipfel. Die fünf Staubgefäße sind frei. Die Staminodien sind sehr klein, schuppenförmig, ganzrandig.

Eine wenig bekannte, in Mexico einheimische Pflanze mit ästigem, kahlem Stengel, gestielten, kahlen Blättern und mit in ausgebreiteten Rispen stehenden Blüthen macht die einzige Art dieser Gattung aus.

5) Alternanthera *Moquin-Tandon.* Die Blüthen sind zweigeschlechtlich, selten vielehig-zweihäusig, von drei Deckblättern umgeben. Der Kelch hat fünf gleiche oder ungleiche, aufrechte, kahle oder wollige Zipfel. Die fünf fadenförmigen Staubfäden sind am Grunde in ein Näpfchen verwachsen. Die Staminodien sind sehr klein, zahn- oder nagelförmig, ganzrandig. Die Staubbeutel sind einfächerig, länglich-eiförmig. Der Griffel ist kurz, die Narbe bald einfach, kopfförmig, bald zweilappig oder doppelt. Die eiförmige, klappenlose, einsamige Frucht ist vom Kelche mehr oder weniger eingeschlossen. Der Same ist senkrecht, fast linsenförmig und mit einer beinahe krustigen Schale bedeckt. Das Eiweiß ist mittelständig, mehlartig, der Samenkeim ringförmig, peripherisch; das Würzelchen aufsteigend.

Hierher gehören sehr ästige tropische oder subtropische, krautige, selten halbstrauchige Gewächse mit meist gegliederten, fast geknieten, bisweilen rankenden, hin und wieder wolligen Stengeln, gegenüberstehenden Blättern, in end- oder achselständigen Köpfchen stehenden Blüthen, concaven Deckblättern, von denen das untere stehen bleibt und mit einfacher, kurzer, selten fast ästiger oder sternförmiger Behaarung.

6) Telanthera *R. Brown.* Die zweigeschlechtlichen Blüthen sind von zwei Deckblättern gestützt. Der Kelch hat fünf gleiche oder ungleiche, aufrechte, kahle oder wollige Zipfel. Die fünf fadenförmigen Staubfäden sind unten in eine Röhre verwachsen. Die zwischen den Staubfäden stehenden Staminodien sind lang, bandförmig, an der Spitze geschlitzt-gezähnt. Die Staubbeutel sind einfächerig, länglich. Der Griffel ist kurz, die Narbe kopfförmig. Die fast eiförmige, klappenlose, einsamige Schlauchfrucht ist im Kelche verborgen. Der Same ist senkrecht, fast linsenförmig oder länglich und von einer fast krustigen Samenschale umgeben. Das Eiweiß ist central, mehlartig. Der Samenkeim ist ringförmig, peripherisch; das Würzelchen aufsteigend.

Zu dieser Gattung gehören aufrechte oder niederliegende, meist sehr ästige und ziemlich wollige, tropische meist amerikanische krautige oder halbstrauchige Gewächse

mit gegenüberstehenden, in end- oder achselständigen Köpfchen stehenden Blüthen, concaven, schwach gekielten, stehenbleibenden, seltener seitlichen und abfallenden Deckblättern und einfacher, oft kurzer Behaarung.

7) Gomphrena *Linné*, s. diese Gattung.

8) Froelichia *Mönch*. Die zweigeschlechtlichen Blüthen sind von drei Deckblättern umgeben. Der Kelch ist röhrig, an der Spitze fünfspaltig, seine Zipfel sind gleich, abstehend, kahl, zuletzt der Länge nach kraus. Die fünf Staubgefäße sind in eine lange Röhre verwachsen, die Träger sind nicht deutlich getrennt. Die Staminodien sind lang, bandförmig, ganzrandig oder fast ganzrandig. Die Staubbeutel sind einfächerig, länglich. Der Griffel ist deutlich oder sehr kurz, die Narbe kopfförmig oder pinselförmig-vieltheilig. Die Frucht ist eiförmig, klappenlos, einsamig und von dem verhärteten unterwärts 2- oder 5streifigen Kelche eingeschlossen. Der Same ist senkrecht, eiförmig, von einer krustigen Schale umgeben. Das Eiweiß ist mittelständig, mehlartig, der Samenkeim ringförmig, peripherisch; das Würzelchen aufsteigend.

Hierher gehören aufrechte, aufsteigende oder ausgebreitete, meist ästige, gegliederte, mehr oder weniger wollige im tropischen und wärmeren nördlichen Amerika einheimische Pflanzen mit gegenüberstehenden, sehr kurz gestielten oder fast sitzenden Blättern, end- und achselständigen, in Aehren stehenden Blüthen und kahlen, glänzenden, trockenhäutigen, gefärbten Deckblättern, von denen das untere stehen bleibt, die seitlichen ziemlich groß, concav und ganz stumpf sind.

9) Phyllepidum *Rafinesque*. Die Blüthen sind mit Deckblättern versehen. Der Kelch ist doppelt, jeder ist fünftheilig, seine inneren Zipfel sind ausgerandet. Die fünf Staubgefäße sind frei, die Träger fadenförmig. Die beiden Griffel sind gleichfalls fadenförmig.

Hierher gehört nur eine in Nordamerika einheimische, unvollständig bekannte Pflanze mit wechselständigen, sitzenden Blättern, ährenförmigen Blüthen und pfriemlichen Deckblättern.

10) Gossypianthus *Hooker*. Die zweigeschlechtlichen Blüthen sind von drei Deckblättern umgeben. Der Kelch hat fünf, fast gleiche, aufrechte, sehr wollige Zipfel. Die fünf Staubgefäße sind frei, die Fäden pfriemlich; die Staminodien fehlen. Die Staubbeutel sind einfächerig, eiförmig. Der Fruchtknoten ist einfächerig, eineiig. Der sehr kurze Griffel ist rundlich, die Narbe ausgerandet-2—3lappig. Die Frucht ist eiförmig, klappenlos, einsamig, vom Kelche eingeschlossen. Der Same ist senkrecht, ei-linsenförmig, fast nierenförmig, von einer krustigen Schale umgeben. Das Eiweiß ist mittelständig, mehlartig. Der Samenkeim ist ringförmig, peripherisch; das Würzelchen ist aufsteigend.

Die hierher gehörigen ausdauernden Arten wachsen in Nordamerika und haben niederliegende, gebogene, wollige Stengel, gestielte oder fast sitzende, verkehrt-ei- oder verlängert-spatelförmige, starre, fast lederartige, grundständige und gegenständige, sitzende, weit kleinere, eiförmige, ganzrandige, mehr oder weniger seidig-wollige stengelständige Blätter, achselständige, dicht gehäufte, von einer dichten Wolle bedeckte Blüthen und gekielte, concave, sehr dünne, später abfallende Deckblätter.

Aus dieser Gattung sind folgende Arten bekannt:

1) G. tenuiflorus *Hooker*. Die Blätter sind beiderseits kahl, die grundständigen fast spatelig-lanzettlich, die stengelständigen lanzettlich; der Kelch ist ein wenig länger als die seitlichen Deckblätter; die Staubfäden sind eiförmig-lanzettlich.

Die Heimath dieser Art ist Texas. Die Stengel sind schlank, gebogen, niederliegend, wenig ästig. Die 5—8 Linien langen, $1\frac{1}{2}$ Linien breiten, kaum gestielten grundständigen Blätter sind nach Unten ein wenig verschmälert, nach dem oberen Ende zugespitzt, starr, die $1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$ Linien langen, sitzenden stengelständigen haben einen auf der Unterseite hervortretenden Mittelnerv. Die Deckblätter sind fast gleich, länglich-eiförmig, zugespitzt, sehr concav, kahl, weiß. Die Blüthen sind $1\frac{1}{2}$ Linien lang. Die Kelchblätter sind lanzettlich-linealisch, schmal, spitz, ziemlich starr, schwach-dreinervig. Die Staubfäden sind verbreitert, die Staubbeutel gelblich. Der Griffel hat mit den Staubgefäßen gleiche Länge. Die Schlauchfrucht ist $\frac{3}{4}$ Linie lang, eiförmig, ziemlich spitz, zusammengedrückt, kahl, grünlich. Der Same ist fast linsenförmig, zusammengedrückt, nicht geschnäbelt, am Rande flach, ganz glatt, glänzend, röthlich-braun.

2) G. rigidiflorus *Hooker*. Die Wurzel ist dick; die Stengel sind niederliegend, 5—6 Zoll lang, schlank, wenig ästig; die Blätter sind oberseits kahl, unterseits wollig, die grundständigen 2—3 Zoll lang, 4—5 Linien breit, lang gestielt, nach Unten stark verschmälert, an der Spitze stumpf, bisweilen kurz-stachelspitzig, starr, die stengelständigen 2—3 Linien lang, sitzend, eiförmig; die Deckblätter sind ungleich, eiförmig, spitz, sehr concav, kahl, weiß, die seitlichen sind zwar fast um das Doppelte länger als die übrigen, aber weit kürzer als der Kelch; die Blüthen sind $1\frac{1}{2}$ Linien lang, die Kelchblätter lanzettlich-pfriemlich, sehr spitz, starr, dreinervig; die Staubfäden linealisch-gestreift; die Staubbeutel sind blaßgelb; der Griffel ist etwas länger als die Staubgefäße; die länglich-eiförmige, kahle, blaßgrüne Schlauchfrucht hat die Länge einer Linie; der Same ist ei-linsenförmig, zusammengedrückt, nicht geschnäbelt, am Rande stumpf, schwach punktirt, glänzend, bräunlich.

Diese Art kommt gleichfalls in Texas vor.

3) G. lanuginosus *Moquin-Tandon*. Die Wurzel ist hart, fast holzig; die Stengel sind rundlich, dünn, sehr ästig, die schlanken Aeste steigen kaum auf; die Blätter sind sitzend, stumpflich, bisweilen ein wenig spitz und gleichsam stachelspitzig, starr, oberseits ziemlich behaart, unterseits wollig, die grundständigen verkehrt-eiförmig-länglich, 8—12 Linien lang, 2—3 Linien breit, die stengelständigen elliptisch, 2—3 Linien lang, $\frac{1}{2}$—1 Linie breit; die Deckblätter sind etwas ungleich, eiförmig, stachelspitzig, kahl, weißlich, die seitlichen ein wenig länger, aber kürzer als der Kelch; die Blüthen haben die Länge einer Linie; die Kelchblätter sind lanzettlich-pfriemlich, spitz, starr, dreinervig, die Staubfäden schmal-linealisch, die Staubbeutel gelblich; der Griffel ist ein wenig länger als die

Staubgefäße; die Schlauchfrucht ist länglich-eiförmig, kahl, blaßgrün; der Same schief-zusammengedrückt, am Rande ganz stumpf, glänzend, bräunlich. Hierher gehören Paronychia lanuginosa *Poiret*, Celosia und Achyranthes piloselloides *Poitou*.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien und St. Domingo. (*Garcke*.)

GOMPHUS, ein griechischer Erzbildner aus unbestimmter Zeit, welcher eine Statue einer nicht weiter bekannten Dichterin Praxagoris (vergl. über die Namensform *Keil*, Analecta epigr. et onomatol. p. 159) gefertigt hatte (*Tatian*. Or. adv. Graecos c. 52). (Dr. *Bursian*.)

GOMPHUS. Unter diesem Namen trennte Leach im J. 1819 eine Anzahl breitflügliger Arten von der Linné'schen Neuropterengattung Libellula (s. d. Art.) ab, aber weder Charpentier noch Burmeister nahmen in ihren monographischen Arbeiten diese Gattung auf, sondern verwiesen die Arten wieder unter Libellula oder unter Diastatomma. Erst Selys Longchamps und Hagen, vor ihnen schon Rambur, erkannten die Leach'sche Bestimmung an und erstere erheben sie sogar zum Typus ihrer Familie, der Gomphinen, von welcher sie eine sehr verdienstliche Monographie in den Mémoires de la société royale des sciences de Liège 1858. XI. p. 256—720 mit 23 Tafeln lieferten. Sie verbinden dieselben mit den Aeschninen zur großen Familie der Aeschnidä und charakterisiren sie durch den etwas queren und kugeligen Kopf, durch die mäßig großen, von einander getrennten oder höchstens nur in einem Punkte sich berührenden Augen und das kurze, mehr oder minder gleichseitige, selten etwas verlängerte Flügeldreieck. Die zahlreichen Gattungen ordnen sich in zwei Gruppen, nämlich in solche mit ganzer Unterlippe, welche sich den Libellulinen enger anschließen und in solche mit mehr oder minder gespaltener Unterlippe, welche den Aeschninen näher stehen. Die erstern haben leere Flügeldreiecke und sind dann eigentliche Gomphinen mit den beiden Gattungen Gomphus und Gomphoides, deren erste in 15, die andere in 8 Untergattungen aufgelöst wird. Gomphus hat einen starken etwas breiter als langen, oben platten Kopf mit völlig getrennten nierenförmigen Augen und großen in gerader Reihe stehenden Ocellen, unter letzteren eingelenkten Fühlern, mit starken gezähnten Kiefern, ferner einen großen Thorax, kräftige Vorderbeine, lange Flügel u. s. w. Die Gattung Gomphoides unterscheidet sich durch die Zellen in den Flügeldreiecken. Selys Longchamps und Hagen beschreiben in ihrer oben erwähnten Monographie alle Untergattungen und die sämmtlichen bekannten Arten, nämlich 66 von Gomphus und 21 von Gomphoides. (*Giebel*.)

Gomphus, s. Comphidius.

GOMUL, ein Fluß im Osten von Afghanistan, der an der Ostseite der Ghazniberge entspringt, erst südwestlich, dann bis zu seiner Vereinigung mit dem Korindur südöstlich fließt, dann sich nach Nordosten wendet, im Gubaryppasse das Solimangebirge durchbricht und sich auf dessen Ostseite in der Sandebene verliert; nur im Winter erreicht er den Indus. An ihm liegt unter 31° 59′ nördl. Br. und 70° 12′ östl. L. von Greenwich der gleichnamige Ort und zwar auf der Ostseite des Gubaryppasses auf der Straße von Deva-Ismael-Khan nach Ghazni. (*H. E. Hössler*.)

GOMUTUS, eine von Rumph aufgestellte, von Sprengel angenommene Gattung der Palmen. Da jedoch Rumph für diese Gattung auch den Namen Saguerus gebraucht, so ist es passender, den von Labillardière für dieselbe Gattung eingeführten Namen Arenga beizubehalten, wie dies bereits Kunth, Endlicher und fast alle neuern systematischen Botaniker gethan haben. Der Charakter dieser Gattung besteht in Folgendem:

Die einhäusigen, mit Deckblättern und Deckblättchen versehenen Blüthen sitzen in getrennten, von einigen grundständigen, vollständigen Scheiden umgebenen Kolben. Die männliche Blüthe hat einen dreiblättrigen Kelch, deren Blättchen eiförmig sind und sich dachziegelig decken. Die drei Kronblätter sind länglich, in der Knospenlage klappig. Die Staubgefäße sind zahlreich, die Fäden fadenförmig, frei, die Beutel linealisch, zugespitzt. Zwischen den beiden männlichen Blüthen steht ein von zwei Deckblättchen umgebenes Rudiment der weiblichen Blüthe. Die weibliche Blüthe hat einen dreiblättrigen Kelch, dessen Blättchen in der Knospenlage zusammengerollt-dachziegelig sich decken. Die Kronblätter sind in der Knospenlage klappig. Rudimente der Staubgefäße sind in der weiblichen Blüthe nicht vorhanden. Der Fruchtknoten ist dreifächerig. Die drei Narben sind kegelförmig, am Grunde verwachsen. Die Steinfrucht enthält 2—3 dreikantige Steine. Das Eiweiß hat eine gleichmäßig gebildete Oberfläche; der Samenkeim ist rückenständig.

Hierher gehören zwei in Ostindien einheimische Arten mit starkem, hohem, von den abgefallenen Blattstielen beringeltem oder durch den stehenbleibenden Grund derselben beschupptem, hin und wieder von einem starken Fasernetze bekleideten Stamme, mit lauter endständigen, dunkelgrünen, unterseits blasseren, schön gefiederten Blättern, geöhrten, mit verschmälertem Grunde sitzenden Fiedern, aus dem Blattgrunde hervorragenden, einfach ästigen ruthenförmigen, hängenden, am Grunde von einigen, später abfälligen Scheiden umgebenen, mehren männlichen, aber nur einem einzigen endständigen weiblichen Blüthenkolben, mit ziemlich großen, grünlichen Blüthen und kugeligen, gelblichen Steinfrüchten.

1) Arenga saccharifera *Labillardière*. Die Blattstiele sind wehrlos; die Fiedern sind linealisch-lanzettlich, zugespitzt, an der etwas stumpfen Spitze ganzrandig oder ausgerandet und ein wenig gezähnelt, am Grunde schwach geöhrt, das untere Oehrchen ist größer, unterseits weißlich oder silberglänzend; die Aeste der Kolben sind sehr lang, gegipfelt, hängend. Hierher gehören Borassus Gomutus *Loureiro*, Gomutus saccharifer *Sprengel*, Saguerus Rumphii *Roxburgh* und Saguerus Gamuto *Link*.

Diese Art kommt fast auf allen asiatischen Inseln, welche östlich vom bengalischen Meerbusen liegen, vor, z. B. auf den Sundainseln, auf den Molukken und Phi-

lippinen, von wo sie nach anderen Gegenden Asiens verpflanzt ist. Die unvorsichtige Berührung der Steinfrüchte bringt ein heftiges Jucken hervor, sonst ist die Pflanze vielfach von Nutzen. Aus den Fasern der Blattstiele werden Seile geflochten, aus dem Marke des Stammes gewinnt man eine Art Mehl, Sagu genannt; aus den abgeschnittenen männlichen Kolben fließt in großer Menge ein zuckerhaltiger Saft.

2) Arenga obtusifolia *Martius*. Die Blattstiele sind dick-dornig; die Fiedern sind linealisch-lanzettlich, vorn kurz zweitheilig, etwas stumpf und ungleich und spitz gezähnt, nach Hinten verschmälert, am Grunde mit zwei Oehrchen versehen, von denen das untere größer ist; die Aeste der Blüthenkolben sind kurz, nickend. Hierher gehört Gomutus obtusifolius *Blume*.

Diese Art wächst auf der Insel Java. Der Stamm ist ungefähr 25 Fuß hoch, von den Narben der abgefallenen Blätter geringelt und oberwärts mit einem unregelmäßigen Fasernetze bekleidet. (*Garcke.*)

GON (Corneille van der), holländischer dramatischer Dichter in der ersten Hälfte des 18. Jahrh., aus Amsterdam gebürtig, wo er seine Schulstudien machte und dann vorzugsweise in Löwen studirte. Sonst ist von seinen Lebensverhältnissen Nichts bekannt und er lebt nur noch in den nachverzeichneten theatralischen Arbeiten fort, welche ihrer Zeit durch die Bühne dem Publicum vorgeführt wurden, jetzt aber so gut als verschollen sind. Paquot*) führt deren vier als gedruckt auf: Faramond, eerste Koning der Francen; treurspeel (Amst. 1701. 8.); Agelmond, eerste Koning van Lombardyen; tr. (Ebendas. 1702. 8.); Scheeps Leven (Matrosenleben); blyspeel (Lustspiel). (Schiedam und Rotterdam 1714. 8.). Gustavus der eersten, Herstelder der Zweden; treursp. (Amst. 1727. 8.) Ziemlich frei gehalten von dem uns jetzt anwidernden Schwulste der Zeit ihrer Entstehung würden sie jetzt doch nur noch in sprachlicher Hinsicht und in der Verknüpfung der tragischen Motive, die meist etwas gewaltsam angezogen erscheinen, interessiren können. (*J. E. Volbeding.*)

GONAÏVES (les), eine Stadt auf der Westküste der Insel Haïti, an der Bai gleichen Namens, in die sich auch der gleichnamige Fluß ergießt. Ihre Lage ist bestimmt auf 19° 27′ nördl. Br. und 75° 8′ westl. L. In der sandigen Gegend wird Baumwolle gebaut. Die Stadt hat ein Hospital, eine Mineralquelle und Bad. (*H. E. Hössler.*)

GONAMBONITES nannte Pander in seinen Beiträgen zur Geognosie des russischen Reiches (Petersburg 1831.) S. 78 eine Gattung vorweltlicher Brachiopoden, deren Arten sämmtlich unter die allgemein anerkannte Gattung Orthis gehören. (*Giebel.*)

GONATANTHUS, eine von Klotzsch aufgestellte Gattung der Aroideen mit folgenden Merkmalen:

Die am Grunde zusammengerollte Blüthenscheide hat einen unterwärts umgebogenen, vorn klaffenden Saum und ist nach Oben in eine lange, aufsteigende, zusammengerollte Spitze erweitert. Der kurze Blüthenkolben ist unten mit Pistillen, oberwärts mit Staubgefäßen besetzt und besitzt keinen sterilen Fortsatz. Die Staubbeutel sind sechsfächerig, ihre Fächer öffnen sich unterhalb der Spitze mit einem Loche und sind dem dicken, schildförmigen, kurzgestielten, sechslappigen Mittelbande quirlförmig angewachsen. Die Fruchtknoten sind gehäuft, frei, einfächerig, hängen immer an der Spitze an einem säulchenförmigen Anhängsel und sind am Grunde mit einer schildförmigen Scheibe versehen. Die zahlreichen Eichen sind der Scheibe eingefügt, an langen Nabelsträngen ziemlich aufrecht, geradläufig. Die sitzende Narbe ist nabelförmig-eingedrückt. Die Form der Frucht ist unbekannt.

Hierher gehört nur eine, wahrscheinlich in Indien einheimische Art mit knollenförmigen, an der Spitze ausläufer-treibendem Wurzelstocke, schildförmigen, kurz-zugespitzten, am Grunde herzförmig-ausgerandeten, vor den Blüthen erscheinenden Blättern und sehr langer, ledergelber Blüthenscheide. (*Garcke.*)

GONATOCARPUS, GONIOCARPUS, GONOCARPUS sind von Willdenow, König und Thunberg aufgestellte Namen für die schon früher von Forster gegründete Gattung Haloragis, welche sich durch folgende Merkmale auszeichnet:

Die Blüthen sind zweigeschlechtlich. Der Kelch hat eine rundliche, vier- bis achtrippige oder vierkantige, mit dem Fruchtknoten verwachsene Röhre und einen oberständigen, viertheiligen Saum mit aufrechten, spitzen Zipfeln. Die vier Kronblätter sind dem oberen Theile der Kelchröhre eingefügt, wechseln mit dessen Zipfeln ab, sind länger als diese und mützenförmig-concav. Die acht Staubgefäße sind gleichfalls der Kelchröhre eingefügt, ihre Träger sind fadenförmig, kurz, der Beutel lang, linealisch-vierkantig, am Grunde eingefügt und springen der Länge nach auf. Der unterständige Fruchtknoten ist 2—4fächerig. Die Eichen sind gegenläufig, einzeln in den Fächern und hängen aus der Spitze des Centralwinkels. Die vier Griffel sind kurz oder fehlen bisweilen ganz, die Narben pinselförmig-weichhaarig. Die Steinfrucht ist trocken, gerippt oder kantig, von der Kelchröhre gekrönt, 2—4fächerig mit einsamigen Fächern oder durch Fehlschlagen einfächerig und einsamig. Die Samen sind umgekehrt, cylindrisch, von häutiger Schale umgeben. Der Samenkeim ist in der Achse des fleischigen Eiweißes rechtläufig, cylindrisch, die Keimblätter sind sehr kurz; das Würzelchen ist lang.

Hierher gehören krautige und halbstrauchige, im tropischen Asien und häufiger in Neu-Holland und Neu-Seeland einheimische Gewächse mit gegenüberstehenden unteren, oft abwechselnden oberen, ganzrandigen, gezähnten oder eingeschnittenen Blättern und einzelnen oder gehäuften, in den Winkeln der deckblattartigen Blätter sitzenden oder kurz gestielten Blüthen, welche in end-

*) Siehe dessen Mémoires pour servir à l'histoire littéraire des dix-sept provinces des Pays-Bas (Louvain 1768. 8.) Tom. XII. p. 196 s.; aus ihm Desnues in der Didot'schen Biographie génér. Tom. XXI. p. 167. 168.

ständigen Aehren oder Trauben, bisweilen auch in Rispen stehen. *(Garcke.)*

GONDA, ein durch die Schreckensscenen des Jahres 1768 dem südöstlichen Polen unvergeßlich gewordener Name. Gonda war der Mann, durch welchen die zaporoger Kosaken und die Haidamaken zu einem Angriffe auf die polnischen Gebiete, zu Scheußlichkeiten geführt wurden, wie sie kaum die Mongolenzüge darbieten. Man gibt verschiedene Ursachen an, um den Einfall dieser Barbaren zu erklären. Einige wollen, und ihre Behauptung findet vollständige Bestätigung in Ereignissen der neuesten Zeit, die schismatischen Popen der polnischen Ukraine hätten in ihrem beispiellosen Hasse gegen die Katholiken, gegen den katholischen polnischen Adel, ihren Gemeinden vorgespiegelt, man denke die katholische Religion im Lande einzuführen, hätten sie an die Zeiten K. Sigismund's III., unter welchem im J. 1654 aus gleichen Beweggründen die Ukraine sich an Rußland ergab, erinnert und ihnen die Gefahr, in welcher jetzt abermals ihre Religion schwebe, vorgestellt. Gonda, vordem Kosak im Dienste des Woywoden von Kiow, Grafen Potocki, habe, um wegen verschiedener ihm zugefügten Beleidigungen sich zu rächen, diese Gelegenheit benutzt, den Nachbarn der Potocki'schen Besitzungen, den Zaporogern, die Gefahr, durch welche auch sie bedroht, bekannt gemacht und sie im Namen der polnischen Ukraine um Schutz und Beistand angerufen. Ausgemacht scheint, daß Gonda, nachdem er den Hof des Woywoden misvergnügt verlassen, bei dem ohnehin unter dem Joche des polnischen Adels zum Aufruhr geneigten Volke der Ukraine, dessen Gesinnung ihm zur Genüge bekannt war, Verbindungen angeknüpft hat und in der Absicht, sein schwarzes Vorhaben zur Ausführung zu bringen, nach der Setscha der Zaporoger kam. Unter dem zu Mord und Raub erzogenen Volke fand er bald Anhang und die durch die verschiedenen Conföderationen veranlaßten Unruhen hatten die Republik vollends erschüttert, als das Ungeheuer Gonda in Blitzesschnelle Nieder-Podolien überzog, das nicht nur vollständig wehrlos war, sondern auch größtentheils bewohnt von einem Volke gleicher Abstammung und Religion mit den Zaporogern, das mithin geneigt war, die Eindringlinge als Befreier zu begrüßen.

Mit dem schrecklichen Entschlusse, den Adel und seine Werkzeuge, die Juden, auszurotten, brachen die blutgierigen Horden in verschiedenen Abtheilungen in die Güter des Woywoden in der Woywodschaft Braclaw ein. Was nicht ihrer Religion und Partei zugethan war oder noch bei Zeiten flüchten konnte, mußte, ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Stand, über die Klinge springen. Angesichts der Gefahr flüchteten Viele nach Human, die dem Woywoden gehörige Stadt, Hauptort eines Klucz, Schlüssel oder Herrschaft, die durch Erdwall, Graben und Palissaden geschützt, immer stark genug gewesen wäre, die Barbaren aufzuhalten, hätte der Commandant mehr Muth gehabt und weniger Zutrauen auf das Wort eines Menschen, der in heißem Racheburst, von welchem seine ganze Rotte schnaubte, nur die Gelegenheit suchte, Tausenden auf einige Augenblicke die Hoffnung zum Leben zurückzugeben, damit er sie desto sicherer sterben sehe. Der Flüchtlinge waren hier 11,000 zusammengekommen, als Gonda mit seinen Banden vor der Stadt erschien und die Uebergabe forderte. Die Juden, die in keinem Falle weniger als Marter und in keinem mehr als den Tod zu erwarten hatten, bestanden auf Vertheidigung, das Beste, was man thun konnte, und der Rath, den ein preußischer Officier, der eben auf Remonte stand, noch in dem Augenblicke, da er von Gonda für sich und die Familie seines Wirths freien Abzug erhielt, gegeben hatte. Unglücklicherweise ließ sich der Commandant zu einer Capitulation verleiten, kraft welcher dem Gonda der Durchmarsch gestattet und der ganze Haufen mit Lebensmitteln und Branntwein versorgt werden sollte. Seine Leichtgläubigkeit ließ ihn als der Kannibalen erstes Opfer fallen. Kaum hatte er das Thor geöffnet, so wurde er mit seiner Familie ergriffen und für seine Person auf dem Ringe (Marktplatze) lebendig geschunden. Seiner Frau, die im sechsten Monate schwanger war, wurde die Frucht aus dem Leibe getreten und ihr mit den scheußlichsten Martern zugesetzt, bis sie den Geist aufgab, nachdem sie vorher mit Augen gesehen, wie ihre Kinder auf die jämmerlichste Art geschlachtet wurden. Dann verbreiteten sich die Mörder durch die von Juden und andern Geflüchteten vollgestopften Straßen und würgten von Morgens 9 bis Nachmittags 3 Uhr, wo dann der Hauptactus dieser Tragödie, vergleichbar dem Kindermorde zu Bethlehem, begann. Alle Kinder, vom Säuglinge bis zum vierten und fünften Jahre, waren auf Gonda's Befehl vor dem Rathhause zusammengetrieben worden. Dort auf dem Altan hatte er Platz genommen und auf ein gegebenes Zeichen wurden ihm die Kinder, denen man die Beine gebunden, die man zu drei und vier an eine Stange gehängt hatte, gereicht, da er dann einem nach dem andern die Kehle abschnitt und den entseelten Leichnam über das Geländer hinabwarf. Wenn ein solcher den Boden berührte, wurde er nach dem Brunnen in der Mitte des Marktes, der von außerordentlicher Tiefe war, geschleift, hineingeworfen und in seinem Blute begraben. Der Woywode von Kiow wollte wissen, daß die Zahl der von der Hand des Gonda allein geschlachteten Kinder, jene ungerechnet, die im Sturme und in der Wuth in den Armen der Aeltern erwürgt wurden, die Summe von 800 weit übersteige, und daß einzig im Brunnen gegen 1000 begraben lägen, was mehre Augenzeugen, und darunter ein Sohn des unglücklichen Commandanten von Human, der im gleichen Range zu Mohilow angestellt war, bestätigten. Während Gonda mit dem größten Haufen auf dem linken Ufer des Bog wüthete, durchkreuzten andere Scharen den zwischen Bog und Dniester gelegenen Theil der Ukraine, wälzte sich ein Schwarm von einigen Tausenden dem Dniester aufwärts, um Alles, was sich aus Polen retten und nach der Moldau flüchten wollte, aufzufangen. Das linke oder polnische Ufer des Stromes war, da es an Fähren mangelte, auf einige Meilen mit Menschen und Wagen bedeckt und kaum einige Hundert dieser Flüchtlinge haben durch Schwimmen sich gerettet, wo sie dann

Zuschauer des Niedermetzelns ihrer auf dem andern Ufer zurückgelassenen Familien werden mußten. Schon hatten sich Patrouillen der Zaporoger vor Tulczyn, der Residenz des Woywoden, sehen lassen, als ein russischer Oberstlieutenant, dessen Name in dem dankbaren Polen vergessen, auf Ordre des Marschalls Romanzow von den Ufern des Dniepers mit einem schwachen Corps herbeieilte und den ganzen Schwarm der Zaporoger, zu welchen ein großer Theil der Bauern sich geschlagen hatte, unweit Human in der Steppe durch List gefangen nahm. Man hatte dem Volke den Glauben beigebracht, die russische Kaiserin, erfreut über den guten Fortgang der Waffen ihrer Glaubensbrüder, habe sich entschlossen, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, und sei zu diesem Ende das Corps detachirt worden. Nachdem der Oberstlieutenant, die zum Fange geeignete Gegend ausersehend, den größten Theil seiner Mannschaft in Hinterhalt gelegt und mit den Polen, die sich endlich mit einigen Truppen näherten, die erforderlichen Maßregeln genommen hatte, begab er sich unter schwacher Bedeckung zu Gonda, ihm den Plan ihrer in Gemeinschaft vorzunehmenden Operationen mitzutheilen, ihn durch die glänzendsten Versprechungen zu berücken, ihm und seiner ganzen Schar den Eid der Treue abzufordern. Geblendet durch seine leichten Erfolge, rief Gonda augenblicklich seine Mannschaft zusammen und an ihrer Spitze folgte er dem Oberstlieutenant, der ihm beigebracht hatte, daß zu höherer Feier die Waffe vor der Eidesleistung abgelegt werden müsse. An dem bestimmten Orte angekommen, der Waffen ledig, wurden die Bestien ohne Widerstand ergriffen und den Polen ausgeliefert. Der ganze Haufen betrug über 8000 Mann, die heerdenweise an die polnischen Magnaten und die Grenzstädte vertheilt und, sowie es jedem gefiel, hingerichtet wurden. Gonda und die vornehmsten Anführer wurden unweit Mohilow am Dniester gliedweise zerstückelt und auf den Gütern des Woywoden allein litten einige Tausend, die, das Holz zu sparen, erdrosselt, an Bäume gehenkt, überhaupt so ökonomisch wie möglich abgeschlachtet wurden. „Die Menschheit schaudert bei der Verschiedenheit der Martern, die Willkür und Rache erfanden, sowie über die Härte und den barbarischen Kaltsinn, mit welchem dieses Volk, selbst in dem Augenblicke, als es von jüdischem Muthwillen an den empfindsamsten Theilen des Körpers verstümmelt wurde, die Kennzeichen der Wehen verbiß und dem entscheidenden Augenblicke, den auch die Creatur fühlt, entgegentrotzte. Ein französischer Officier, der eben damals aus der Türkei kam, glaubte que toute la Pologne se fasse pendre." Wie abenteuerlich auch diese Darstellung erscheinen mag, sie findet ihre volle Bestätigung, auch manche Erläuterung in dem beigehenden gleichzeitigen Berichte. „Mittlerweile, da man sich mit Dämpfung der krakauischen Conföderation beschäftigte, war durch den Aufstand der Bauern in der Ukraine ein neues Unheil entstanden. Es sind dieselben griechischer Religion, man hat sie aber zur Union gezwungen und seit vielen Jahren aufs Härteste gedrückt. Man hatte die Güter meistens an die Juden verpachtet, die sehr hart und unbarmherzig mit den Unterthanen umgingen, wobei die Herrschaften und deren Administratores, die ihren Genuß von den Juden hatten, durch die Finger sahen. Um nun die Bauern im Gehorsam zu erhalten, hielten die Herrschaften auf ihren Gütern ihre Hof-Soldaten. Einige hatten auch auf ihren Schlössern grobes Geschütz. Da nun die Conföderirten sowol die Soldaten als das Geschütz wegnahmen, folglich die Bauern keinen Widerstand befürchten durften, brachen sie los und suchten sich sowol von der erlittenen Grausamkeit zu entledigen, als auch sich an ihren bisherigen Tyrannen zu rächen und sich ihrem Gehorsam zu entziehen. Dieser Bauernaufstand fing sich in Volhynien an und breitete sich gar bald durch die ganze Ukraine aus. Ein Schreiben aus Rocono vom 8. Juli 1768 gab davon folgenden kläglichen Bericht. „„Man ermordet Alles, was man nur antrifft, Edelleute, Geistliche, Katholiken, unirte Griechen und Juden, selbst Weiber und Kinder. Der Fürst Kaspar Lubomirski schreibt aus Polanna, daß er selbst in Furcht sei und nicht wisse wohin. Man fürchtet, daß der Aufstand der Bauern allgemein werde. Viele tausend Juden sind mit Weib und Kindern bereits in die andere Welt geschickt, ihre Bücher und Schriften verbrannt, ihr Vieh, Branntwein und anderer Vorrath weggenommen, die Brenn- und Braukessel abgebrochen und die Pachtungen alle zu Grunde gerichtet. Der Fürst Lubomirski, Woywode von Braclaw, verliert ungeheure Summen. Wenn der Feldzeugmeister Branicki, der mit den Russen nur etwa 15 Meilen weit von den aufrührischen Bauern steht, nicht einige Truppen schickt, so ist Alles preisgegeben. Man findet die Ursache dieses Aufstandes der altgriechischen Bauern darin, daß man von Seiten der barischen Conföderirten selbige durch einen Eid hat nöthigen wollen, die Kirchenunion anzunehmen, widrigenfalls man alle Altgriechen niederhauen wollte. Solchem nun zuvorzukommen, haben sie den Aufstand erregt und zugleich diejenigen zaporovischen Kosaken, die man Haidemaken nennt und sich zur altgriechischen Kirche bekennen, an sich gezogen."" Ob nun wol dieser Aufstand durch die polnischen und russischen Truppen, die unter den Generalen Branicki und Kreczetnikow in Podolien standen, gar bald gedämpft und über 1800 von diesen rebellischen Bauern, ohne die getödtet worden, gefangen genommen sind, so war doch der Schaden, den sie in den dasigen Gütern angerichtet, unbeschreiblich und auf viele Jahre unwiderbringlich. Es ist in der polnischen Ukraine ein Strich Landes von beinahe 40 Meilen völlig verwüstet und dabei auf 11,000 Menschen jämmerlich getödtet worden. Dem Woywoden von Kiow sind allein 10 Städte und 130 Dörfer beinahe zu Grunde gegangen. Ohne den erlittenen Schaden zu rechnen, können diese Güter auch lange nicht genutzt werden, weil keine Leute da sind, die das Land bauen. Die Wuth des aufrührischen Volkes ging so weit, daß sie mit Plündern, Brennen und Morden über Balta hinaus bis in die Tartarei streiften und unter andern das tartarische Städtchen Fossan unweit Balta überfielen und fast alle Türken und Tartaren niedermachten. Der Feldzeugmei-

ster Branicki fand für nöthig, deshalb ein Schreiben an den Tartar-Khan abzuschicken und zu bezeugen, daß weder Rußland noch Polen den geringsten Antheil an dem nehme, was diese wilden aufrührischen Bauern in ihrer Wuth vorgenommen hätten, vielmehr wäre solches diesen Mächten äußerst zuwider, daher man auch alle, die man von diesen Aufrührern habhaft werden könnte, ernstlich bestrafte. Es machte auch die russische Kaiserin in einem Manifeste bekannt, daß sie an dem Bauerntumulte in der Ukraine keinen Theil hätte, noch weniger wäre solcher auf Anstiftung des Hofes zu Petersburg geschehen. Man hat von den rebellischen Bauern gleich Anfangs gegen 800 aufgehängt, von den übrigen wurden aber diejenigen, die russische Unterthanen waren, nach Kiow geschafft, die polnischen Unterthanen aber in Eisen geschmiedet und lebenslang zum Festungsbau theils nach Warschau, theils nach Kaminiec geschafft, wiewol viele von ihnen noch aufgeknüpft worden sind. Diejenigen, welche man nach Lemberg brachte, waren meistens sogenannte Haidemaken. Da nun diese noch immer fortfuhren zu rauben und zu plündern, fand man für gut, die zu Lemberg zum Schrecken der andern insgesammt aufzuhängen. Sie erwiesen sich dabei so verwegen, daß sie bis zu dem letzten Augenblicke ihres Lebens Pflaumen aßen, und um dem Scharfrichter seine Arbeit zu erleichtern, einander zum Theil selbst freiwillig aufknüpften."
(*v. Stramberg.*)

GONDAR, die Hauptstadt von Amhara in Habesch unter 12° 34′ 30″ nördl. Br., 35° 10′ östl. L. auf einer in einem tiefen Thale sich erhebenden Höhe, nördlich vom See Dembea. Die Zahl der Einwohner, welche sich früher auf 50,000 belief, ist bis auf ungefähr 15,000 herabgesunken. In der Mitte der Stadt steht der kaiserliche Palast, ein altes umfangreiches steinernes Gebäude. Die Stadt hat mehr als 50 Kirchen und bildet den Mittelpunkt des Handels im nördlichen Habesch.
(*H. E. Hössler.*)

GONDEBERT [1]), ein vornehmer Franke und Märtyrer des 7. Jahrh., zur Zeit des Königs Childebert II. geboren, lebte am Hofe, an welchem sein Vater eine bedeutende Stelle bekleidete, trotz aller Versuchungen sehr zurückgezogen und gottesfürchtig und verheirathete sich nach dem Wunsche seiner Aeltern, aber gegen seinen Willen mit einer reichen, aber ebenfalls sehr frommen Frankin. Nach dem Tode seines Bruders, des Bischofs Nivard von Rheims, welcher um das Jahr 670 starb, gerieth er über dessen Erbschaft in Streit mit Reolus, dem Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle, welcher behauptete, Nivard habe sein ganzes Besitzthum der Kirche von Rheims geschenkt, ging aber, obschon keine Beweise der Schenkung aufgebracht werden konnten, einen Vergleich ein und erklärte sich mit den jenseits der Loire liegenden Gütern seines Bruders zufrieden. Daß aber bei diesem Streite Gondebert nicht an eine Verkürzung der Kirche, sondern nur an die Wahrung seines Rechtes dachte, geht schon deutlich daraus hervor, daß er an einem der Thore von Rheims ein Kloster stiftete [2]) und reich dotirte und der in derselben Stadt zu Ehren der Märtyrer Timotheus und Apollinaris erbauten Kirche einen bedeutenden Theil seiner Ländereien schenkte. Da ihm überhaupt das weltliche Leben nicht behagte, so trennte er sich von seinem Weibe und seinen Kindern und zog nach dem Küstenlande Altissalium, um bei der Bekehrung des dort wohnenden heidnischen Volkes mitzuwirken [3]). Man hat diese Küste in England, Schottland und Irland gesucht und mancherlei aus der Luft gegriffene Vermuthungen gewagt, hat sich aber weiter, als es nöthig war, von Gondebert's Heimath entfernt, denn dieser ging schwerlich weiter als an die nördliche Grenze Austrasiens zu den heidnischen Friesen, wo er ein Kloster baute und ihm reiche Einkünfte aus seinen Gütern zuwies, welche wol in jedem der oben genannten Länder zu jener Zeit nicht zu erheben gewesen wären; vielleicht weist der Name Altissalium auf Oldenzaal in der holländischen Provinz Overyssel, den Sitz der alten Salier, hin, welches nicht sehr weit von dem Zuydersee entfernt ist. Die unbändige Wildheit der hier wohnenden Heiden, welcher auch noch mehre spätere Glaubensboten erlagen, konnte die Verachtung, welche Gondebert gegen ihre Götzen zeigten, nicht ertragen und sie erschlugen den frommen Mann, während er in dem von ihm erbauten Kloster die Messe las. Seine Gemahlin Berta stiftete nach der Trennung von ihm ein Kloster zu Avenay bei Rheims, wohin auch später seine Gebeine gebracht wurden. Die Kirche feiert sein Andenken am 29. April [4]).
(*Ph. H. Külb.*)

GONDEGISEL [1]), burgundischer Fürst, geb. um das Jahr 471, war der vierte Sohn des burgundischen Königs Gundicar und erhielt nach dem Tode desselben (um das J. 473) als Antheil an dem väterlichen Erbe das zwischen der Rhone und dem Doubs liegende Land mit der Hauptstadt Besançon, dazu aber von Gundobald, dem zweiten Sohne Gundicar's, welcher seinen ältesten Bruder Chilperich ermordet [2]) und seinen dritten Bruder Gondemar [3]) verbrannt hatte, zur Belohnung seiner Gleichgültigkeit bei diesen Schandthaten Genf nebst der Umgegend. Chrodichilde, Chilperich's Tochter und Gemahlin des Frankenkönigs Chlodwig I., sann jedoch auf Mittel, ihren Vater zu rächen und fand bei Chlodwig, welcher ohnehin nach dem Besitze des burgundischen Reiches lüstern war, geneigtes Gehör. Auch bot der Zwist zwischen den beiden burgundischen Fürsten alsbald

1) Auch Guntbert und Gumbert geschrieben. 2) Ad portam, quae olim collatitia (Markttthor) scilicet a conferendis mercibus, nunc basilicaris (Kirchenthor) vocatur. *Flodoardi* Hist. eccles. Remens. I, 4. Vergl. die Vita Gondeberti c. 3.

3) Illo namque tempore gens habitans circa oras Altissalii, gentili detenebatur insania. Vita Gondeberti c. 4. 4) Vergl. Act. SS. Aprilis Tom. III. p. 620 seq.

1) Auch Godigisil oder Godegisil geschrieben und diese Schreibart ist auch wol die richtige. 2) Gundobald tödtete seinen Bruder Chilperich mit dem Schwerte und ließ dessen Gemahlin mit einem Steine um den Hals in das Wasser werfen. Ihre beiden Töchter aber verbannte er von dem Hofe; die ältere, Crona mit Namen, wurde Nonne, die jüngere, welche Chrodichilde hieß, später Chlodwig's Gemahlin. *Gregor. Turon.* Hist. Franc. l. II. c. 28. 3) Vergl. den Art. Gondemar.

eine günstige Gelegenheit zur Ausführung dieses Planes, denn Gondegisel, das Schicksal seiner Brüder fürchtend und Gundobald's Ueberlegenheit wohl erkennend, schickte, um diesem zuvorzukommen, im J. 500 heimlich eine Gesandtschaft an den mächtigen Frankenkönig und ließ ihm sagen: „Wenn Du mir Beistand leisten willst gegen meinen Bruder, daß ich ihn im Kriege tödten oder aus dem Lande treiben kann, so will ich Dir einen jährlichen Tribut bezahlen, den Du selbst bestimmen sollst." Mag nun diese Darstellung richtig, oder Gondegisel zuerst von Chlodwig gegen seinen Bruder aufgereizt worden sein, gewiß ist, daß Chlodwig diesen Vorschlag gern ergriff und obgleich sein Sinn nicht auf Hilfe, sondern auf Eroberung gerichtet war, nicht nur zu kommen versprach, sondern auch sogleich mit seinem Heere nach Burgund aufbrach. Gundobald, dem der Zweck des Kriegszuges nicht zweifelhaft war, forderte Gondegisel, von dessen Verrathe er keine Ahnung hatte, auf, mit seinen Kriegern herbeizueilen, „denn die Franken," bemerkte er ihm, „erheben sich gegen uns und ziehen nach unserem Lande, um es zu erobern. Laß uns deshalb jetzt einig sein, damit es uns nicht ergeht wie anderen Völkern." — „Ich werde kommen und Dir helfen," antwortete Gondegisel feig und verwirrt, und kam mit seinen Scharen, aber nicht um seinem Bruder beizustehen, sondern um ihn zu vernichten, denn als am Flusse Ousche bei Dijon die beiden Heere zusammenstießen und die Schlacht begann, ging er zu den Franken über und zwang im Vereine mit diesen, die von seinem Bruder geführten Burgunder nach großem Verluste zur eiligsten Flucht. Gundobald, voll Schmerz und Zorn über seine durch so schändlichen Verrath herbeigeführte Niederlage, zog an den Ufern der Rhone bis nach Avignon hinab, wo er eine feste Stellung einnahm, Gondegisel aber, des schnellen Sieges froh, verlor die Gunst des Augenblickes, überließ die Verfolgung seines Bruders den Franken und zog, nachdem er Chlodwig einen Theil des burgundischen Reiches versprochen hatte, triumphirend nach Vienne, als ob für ihn der Krieg zu Ende sei; Chlodwig dagegen setzte mit verstärkten Streitkräften Gundobald nach und schritt zur Belagerung der Stadt Avignon. Gundobald, welchem nicht Zeit genug geblieben war, hinreichende Vertheidigungsanstalten zu treffen, gerieth in große Angst und glaubte, das Ende seiner Tage und seiner Schandthaten sei gekommen. In dieser Bedrängniß nahm er seine Zuflucht zu Aridius, einem seiner Räthe, welcher als ein in Geschäften erfahrener und kluger Mann galt, und klagte ihm seine Noth. „Du mußt," erwiderte dieser, „die Wuth dieses Menschen besänftigen, damit Du nicht umkommst. Ich will mich deshalb jetzt, wenn Dir dies gefällt, so stellen, als ob ich Dich verlasse und zu ihm übergehen, und bin ich einmal bei ihm, so werde ich die Sache so zu wenden wissen, daß die Franken weder Dir noch dem Lande Leid zufügen; Du aber thue, was er auf meinen Rath von Dir verlangen wird." Gundobald war mit dem Anschlage zufrieden und Aridius ging in das Lager Chlodwig's, wo er mit Freuden aufgenommen wurde und sich in kurzer Zeit durch seine Gewandtheit im Umgange das Vertrauen der fränkischen Heerführer und selbst des Königs zu erwerben wußte. „Warum," sprach er eines Tages zu diesem, „hältst Du hier Dein Heer auf, während Dein Feind an einem völlig sicheren Orte haust? Warum willst Du ein Land zerstören, das Dir doch zufallen wird? Laß Dir lieber einen jährlichen Zins bezahlen, so wird das Land ungeschädigt bleiben und Du wirst über Gundobald als einen zinspflichtigen Mann herrschen. Geht dieser nicht auf das Anerbieten ein, so kannst Du ja immer noch thun, was Dir beliebt." Chlodwig fand den Rath vernünftig und Gundobald, welcher sich in großer Verlegenheit befand, erklärte sich bereit, den geforderten Zins zu bezahlen, worauf sich die Franken zurückzogen. Gondegisel's Sicherheit scheint übrigens eine Bedingung des Friedens gewesen zu sein, denn Chlodwig ließ bei diesem unglücklichen Fürsten ohne That, Rath und Hilfe eine Schar Franken zurück, weniger zu dessen Vertheidigung, als zur Erinnerung an den abgeschlossenen Frieden. Kaum war aber der Frankenkönig fern genug, als Gundobald ein Heer sammelte, den versprochenen Tribut verweigerte und an seinem Bruder fürchterliche Rache zu nehmen beschloß. Er brach alsbald gegen diesen auf, verfolgte ihn bis Vienne und belagerte ihn in dieser Stadt. Um den Mangel an Lebensmitteln fern zu halten, jagte Gondegisel alle zur Vertheidigung untaugliche Leute aus der Stadt, unter diesen aber auch unglücklicher Weise den Meister, welcher die Aufsicht über die Wasserleitung hatte. Ergrimmt über diese ihm zugefügte Schmach, begab sich der Meister zu Gundobald und entdeckte ihm, wie man durch einen unterirdischen Gang der Wasserleitung in die Stadt gelangen könne. Da ihm Gundobald eine gute Belohnung versprach, so drang er an der Spitze einer Schar kecker Leute durch die Wasserleitung vor und erschien mit diesen, nachdem man mit Brecheisen den schweren Stein, welcher den Eingang schloß, hinweggeschoben hatte, in der Mitte der Stadt. Während nun die Belagerer von allen Seiten anrückten und die Thore erstürmten, verloren die Vertheidiger, welche sich auch im Rücken angegriffen sahen, den Muth und es fand ein schauderhaftes Gewürge statt. Die Burgunder, welche zu Gondegisel gehalten hatten, wurden ohne Erbarmen niedergemetzelt, die Franken aber, welche sich in einen Thurm geworfen hatten, um das Aeußerste für ihr Leben zu wagen, wurden, als sie sich auf Gundobald's Zureden ergeben, verschont und als Gefangene nach Toulouse zu Alarich II., dem Könige der Westgothen, geführt. Gondegisel, welcher sich während des Gemetzels in eine Kirche der Arianer geflüchtet hatte, wurde vor dem Altare nebst dem arianischen Bischofe erschlagen. So ward Gundobald durch den Mord aller seiner Brüder der einzige Beherrscher des burgundischen Reiches; Gondegisel aber hatte durch Verrath und als ihm dieser die Macht, seinen Bruder unschädlich zu machen, in die Hände gegeben hatte, durch unbegreifliche Unschlüssigkeit seinen Untergang verschuldet [4]. (*Ph. H. Külb.*)

4) *Gregor. Tur.* Hist. Franc. l. II. c. 32. 33. *Fredegar.* Epit. c. 22—24.

GONDELA (Christian Adam), Arzt, geb. zu Speyer am 10. Nov. 1726, war der Sohn eines evangelischen Geistlichen. Er studirte Medicin in Jena, promovirte daselbst 1751, wurde 1757 Physicus in Bremen und 1774 Leibarzt in Oldenburg. Er starb aber bereits am 12. Jan. 1777 in Eutin. Gondela hat sich durch ein gutes Schriftchen über Pyrmont bekannt gemacht: Unterricht für diejenigen, die sich des pyrmonter Mineralwassers bedienen. (Bremen 1769. 8.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

GONDELSHEIM, Marktflecken im Mittelrheinkreise des Großherzogthums Baden, in der Standesherrschaft Langenstein mit 1330 Einwohnern, treibt Ackerbau, Weinbau und Viehzucht. (*H. E. Hössler.*)

GONDEMAR[1]), burgundischer Fürst, der dritte Sohn des burgundischen Königs Gundicar, erhielt nach dem Tode desselben als Antheil an dem väterlichen Erbe die Provinz, welche später den Namen Dauphiné führt, war aber eben so wenig, wie seine Brüder, mit dem ihm zugefallenen Lande zufrieden und schlug sich, als der Krieg zwischen seinen beiden älteren Brüdern Gundobald und Chilperich ausbrach, auf die Seite des letzteren, wodurch er nach der Ermordung desselben durch Gundobald gezwungen wurde, den Kampf gegen den letzteren allein fortzusetzen. Da er aber gegen diesen, der bereits weit mächtiger geworden war, das Feld nicht zu behaupten vermochte, schloß er sich in seine Hauptstadt ein und vertheidigte sich darin längere Zeit mit großer Tapferkeit. Als jedoch die Stadt durch die Uebermacht der Belagerer endlich im J. 477 mit Sturm genommen wurde, flüchtete er sich in einen Thurm seines Palastes, worin ihn sein grausamer Bruder sammt den bei ihm befindlichen Leuten verbrennen ließ. Seine beiden Söhne, welche kaum das Kindesalter überschritten hatten, wurden vor ihren Oheim gebracht und auf Befehl desselben hingerichtet. Gundobald besaß jetzt drei Theile der väterlichen Erbschaft, den jüngsten Bruder Gondegisel (s. d. Art.) beseitigte er auf eine nicht weniger grausame Weise[2]). (*Ph. H. Külb.*)

GONDEVILLE DE MONTRICHÉ[1]) (A***), höherer Beamter im Kriegs-Ministerium zu Paris unter Napoleon I., Lieutenant der pariser Nationalgarde, einer der leidenschaftlichsten Anhänger seines Kaisers. Noch am 30. März 1814 machte er, als des Kaisers Sache bereits vollständig verloren war, an der Spitze eines Trupps seiner Compagnie einen muthigen Ausfall auf die Alliirten, welche Paris umlagerten und bei der Rückkehr Napoleon's von Elba im J. 1815 begrüßte er ihn mit einem begeisterten Gedichte: A l'empereur, à l'armée, aux amis de la patrie et de la gloire. Noch den 1. Juli richtete er einen offenen Brief an die Kammer der Abgeordneten mit der Forderung, die Nationalgarde von Paris zur Besetzung von Posten außerhalb der Stadt gegen den Feind, der schon da war, zu verwenden. Bei der Rückkehr Ludwig's XVIII. verlor er sofort seinen Posten am Kriegsministerium ohne Pension und sein Lieutenantspatent bei der Nationalgarde. Er starb den 14. Sept. 1821. Er war der Schwiegersohn des berühmten Komikers Brunet, dessen wahrer Familienname Mira war. Gondeville war nicht ohne poetische Begabung. Sein Trauerspiel: Egisthe et Clytemnestre (Par. 1813. 8.) hatte auch auf der Bühne Glück gemacht. Ein anderes: Elfride ist nicht gedruckt worden. Sonst trat er mehr als gern gelesener Gelegenheitsdichter auf, z. B. in La conquête de la Prusse (Par. 1806. 8.) einer Art von Fortsetzung der Napoléide von Meningant de Gentilly; in der Cantate pour la naissance du roi de Rome (Par. 1811. 8.; auch an der Spitze der damals in Paris vielgelesenen Hommages poëtiques Tom. I. p. 15 wieder aufgelegt); in der Epître à Carnot (Par. 1815), Epître à ma femme (Ebendas. 1819) u. dergl. m., in welchen er sich für seine exaltirten politischen Grundsätze Luft machte[2]). (*J. E. Volbeding.*)

GONDI. Eine bedeutende Familie dieses Namens besteht seit Jahrhunderten zu Florenz, nachdem sie bis zum 12. Jahrh. den Namen Philippi (filii) geführt hatte. Fortis Gondi, des Bellicosi Sohn, 1204, gewann auf die öffentlichen Angelegenheiten einen Einfluß, dergleichen kaum einem andern Patricier gestattet war. Reiner vermittelte 1256 den Frieden mit den Pisanern. Baldus bekleidete um 1290 die wichtigsten Kriegsämter. Julian verbat sich das ihm von K. Alfons von Aragon verheißene Jahrgeld mit den Worten: „Es gezieme sich nicht, daß der Bürger einer freien Republik eines auswärtigen Herrschers Söldner werde." Bernhard, Karl's Sohn, war Gonfaloniere der Republik, in welcher Gendo von Gondi die vornehmsten Aemter bekleidete, gleichwie Simon in dem Kriege mit Mailand ausgezeichnete Dienste leistete, 1391. Er wurde der Vater Bernhard's, der Großvater Bernhard's II., von welchem Anton eines zweiten Anton's Vater wurde. Daß sie demselben Geschlechte entsprossen, haben jederzeit die drei im Gefolge der Königin Katharina von Medici nach Frankreich gekommenen Gondi, Johann Baptist, Hieronymus, Anton, behauptet. Diesem scheint jedoch Tallemant des Réaur zu widersprechen. Von des Cardinals von Retz Aufenthalte zu Florenz erzählt er: „Il fut fort caressé à Florence par le grand-duc; il logea chez le chevalier de Gondi, qui faisoit la charge de secrétaire d'Etat, et qui avoit été résident en France. Le chevalier avoit les portraits des Gondis de France dans sa salle, car ils ne sont pas si grands seigneurs en Italie qu'ici; ils sont pourtant gentilshommes: j'en ai ouï assez de marques dans Florence; mais la question est de savoir si cela n'est point depuis la faveur d'Albert, et si ceux-ci en sont. Quillet dit que ce chevalier de Gondi se mit à rire un jour qu'il

---

1) Von Andern (und vielleicht richtiger) Godomar geschrieben. 2) *Gregor. Tur.* II, 28. *Fredegar.* Epit. 17. Gest. Franc. 11.

1) Nicht Montimbré, wie es irrig und irreführend in dem ihn betr. Artikel der Biographie universelle Tom. XVII. p. 138 gedruckt steht.

2) Vergl. E. Desnues in der Biographie générale Tom. XXI. p. 178 nach und aus den von ihm angegebenen Quellen.

lui demanda si les Gondis de France étoient effectivement des vrais Gondis.“ Von der andern Seite hat der berühmte Cardinal von Retz zum Oeftern versichert, er sei der Einzige in Frankreich, der seine 32 Ahnen zu beweisen vermöge. Johann Baptist Gondi, geb. den 10. Nov. 1501, kam im Gefolge der Königin Katharina nach Frankreich, ließ sich naturalisiren und bekleidete in dem Hofstaate der Königin, die im September 1568 ihm ein Haus in der Vorstadt S. Germain schenkte, das Amt eines Haushofmeisters. Er starb im J. 1580, hinterließ ein Vermögen von 400,000 Thalern, aber keine Kinder aus seiner Ehe mit Magdalena Bonajuti, dame d'atour der Königin Katharina, die er als des Ludwig Alamanni Witwe geheirathet hatte. Es beerbte ihn seines Bruders Franz Maria Sohn, Hieronymus Gondi, oder de Gondi, wie er seit seiner Uebersiedelung nach Frankreich sich schrieb. Er war nämlich zu Valencia, wo sein Vater sich häuslich niedergelassen hatte, um das Jahr 1550 geboren. Der Oheim hatte ihm die Herrschaft Codun gegeben, daher er lange Zeit Baron von Codun hieß. Die Königin Katharina schickte ihn nach Madrid, um die von K. Philipp II. in Vorschlag gebrachte Vermählung der Erzherzogin Elisabeth mit K. Karl IX. von Frankreich zu verhandeln; er hat den Ehevertrag am 22. Nov. 1570 abgeschlossen. In K. Heinrich's III. Auftrag verrichtete er Gesandtschaften zu Venedig und zu Rom. K. Heinrich IV. ernannte ihn zum introducteur des ambassadeurs und zum chevalier d'honneur der Königin Maria von Medici, schickte ihn auch mit Pisani nach Rom wegen der Absolution. Mit Louise Buonacorsi seit dem 18. April 1575 verheirathet, ward er Vater von vier Kindern. Der ältere Sohn, Johann Baptist, gentilhomme ordinaire de la chambre, geb. den 12. Aug. 1576, wurde 1605, in Folge der auf des Vaters Hofamt ihm verliehenen Anwartschaft, als introducteur des ambassadeurs eingeführt und den 17. Dec. 1607 zum Staatsrath ernannt. Den Palast zu Florenz verkaufte er den 19. Aug. 1609 an seinen Vetter Philipp von Gondi und am 5. Febr. 1639 wurde das Hôtel Gondi in der Vorstadt S. Germain zu Paris einer öffentlichen Versteigerung in Folge der von dem Vater hinterlassenen Schulden ausgesetzt. Es ist daraus das Hôtel de Condé geworden. Seit dem 24. Juli 1602 mit Polirena de Rossi verheirathet, hinterließ Johann Baptist den einzigen Sohn Hieronymus III. Baron von Codun, Capitain bei den Chevaurlegers, geb. den 2. Febr. 1605, gest. zu Florenz den 9. April 1686. Dieses Sohn, Peter Ferdinand Graf von Vic, ist den 20. Juli 1699 unvermählt gestorben. Es waren aber der Gondi noch mehre nach Frankreich gekommen, z. B. der häufig von Sully genannte traitant Gondi, der in Gesellschaft von Senamy, Zamet, le Grand, Parent, l'Argentier, als des Großherzogs von Toscana Bevollmächtigter, die Parties Casuelles, die Gabelles, die Cinq grosses Fermes und die Zölle auf den Flüssen bis 1596 in Pacht hatte und damit unermeßliche Summen gewann, die er aber mit den einflußreichsten Räthen zu theilen hatte. Von den Cinq grosses Fermes bezog der Staat kaum ein Viertel. Dieses Gondi gedenkt auch Tallemant: „Il y avoit ici un Gondi dans les partis: ce fut celui qui bâtit l'hôtel de Condé, et qui fit le jardin de Gondi à Saint-Cloud. C'étoit un homme fort voluptueux; on dit que dînant chez un de ses amis, à cinq lieues de Saint-Cloud, où il n'y avoit point de verres de cristal, il dit à un de ses gens: Va m'en quérir un à Saint-Cloud, et ne te soucie pas de crèver mon cheval. Il y va. Le cheval crève en arrivant, et le valet en descendant cassa le verre. Cet homme méritoit bien de mourir gueux comme il est mort.“

Anton II. von Gondi, Anton's I. und der Magdalena Corbinelli Sohn, hatte sich zu Lyon niedergelassen, wo er Bankgeschäfte trieb, auch die Güter Perron und Toissay erkaufte. Seine Frau Maria Katharina de Pierrevive, vermählt den 20. Jan. 1516, gefiel der Königin Katharina, die im Laufe ihrer Brautfahrt nach Paris Lyon berührt hatte, und wurde in deren Dienst aufgenommen, was nach zweimaligem Bankrott der Familie erwünscht war. Frau Gondi wurde nachmals Gouvernante der königlichen Kinder, oder, nach Tallemant's Ausdruck, „avoit en charge la nourriture des Enfants de France au maillot.“ Ihr gebührte von Rechtswegen solches Amt. „On disoit qu'elle avoit donné une recette à la Reine pour avoir des enfants: car la Reine fut dix ans sans en avoir; et cela fit que la Reine l'aima tant, qu'étant parvenue à la régence, en moins de quinze ans, elle avança si fort les enfants de cette femme qui, au jour que le Roi mourut, n'avoient pas tous ensemble deux mille livres de rente, qu' Albert, à la mort de Charles IX., étoit premier gentilhomme de la chambre et maréchal de France avec des gouvernements, avoit cent mille livres de rentes pour le moins en fonds de terre, et en argent et en meubles, plus de dix-huit cent mille livres; son frère, Pierre de Gondi, étoit évêque de Paris, et avoit encore trente ou quarante mille livres de rente en bénéfices et en meubles, la valeur de plus de deux cent mille écus, et M. de la Tour, le cadet des trois, étoit, quand il mourut, capitaine de cinquante hommes d'armes, chevalier de l'ordre comme son aîné, et maître de la garde-robe, et tous trois du conseil privé.“ Der Vater hatte bei dem Herzoge von Orléans, nachmaligen K. Heinrich II., als Haushofmeister gestanden und blieb es auch nach dessen Thronbesteigung. Von seinen zehn Kindern kommen nur Albert, Peter und Karl in Betracht. Peter, geb. zu Lyon 1532, studirte zu Paris, wurde zu Toulouse Doctor Juris, besaß auch bereits 1548 die Abtei la Chassagne in Bresse. Sein waren ferner die Abteien Saint-Jean-des-Vignes, Saint-Crespin-en-Chaye, S. Aubin zu Angers, Champagne l'Espace und S. Martin zu Pontoise. Mit diesen reichen Pfründen verband er die wichtigen Aemter eines Grand-Aumônier und Kanzler der Königinnen Katharina und Elisabeth. Das Bisthum Langres, welches er nicht vor

dem 20. Oct. 1568 erhielt, vertauschte er mit jenem von Paris vermöge päpstlicher Bulle vom 14. Dec. 1569. Von der Königin Elisabeth, die im Begriffe war, Frankreich für immer zu verlassen, wurde ihm die Verwaltung der weitläufigen, ihr zum Witthum verschriebenen Besitzungen in Bourbonnais und Forez übertragen, „par respect pour la mémoire de son époux qui avoit fort élevé la maison de Gondi.“ Sie empfahl ihm besonders, die Aemter nicht zu verkaufen und sie nur an tüchtige Männer zu vergeben. Am 31. Dec. 1579 wurde er von K. Heinrich III. zum Commandeur des Heiligen-Geistordens ernannt. Cardinal, tit. San Silvestro in Campo Marzo durch Creation von Sirtus V., den 18. Dec. 1587, vertauschte er nachmals diesen Titel mit jenem von la Trinità de' Monti. Nach Heinrich's III. Ermordung blieb er zu Paris, nicht um mit den Ligisten gemeine Sache zu machen, sondern in der Hoffnung, die aufgeregten Gemüther beruhigen zu können. Nur als die Stadt mit einer Belagerung bedroht war, 1590, Unruhen der bedenklichsten Art unter der beängstigten Bevölkerung sich ergaben, entschloß sich der Cardinal zu einer scheinbar revolutionairen Verfügung. Sämmtliche Kirchen der Stadt Paris mußten auf sein Geheiß das entbehrliche Kirchensilber an die Münze abliefern: dafür sollten sie nach Aufhebung der Belagerung vollen Ersatz erhalten. Daß er aber im Herzen der Partei des Königs von Navarra zugethan, ergab sich so deutlich in den Conferenzen zu Noisy, wo er das Mittleramt zwischen dem Legaten und dem Marschall von Biron üben sollte, sodaß er es nicht sogleich wagte, nach Paris zurückzukehren. Gleichwol wurde er an die Spitze der Deputation gestellt, die mit dem Könige in der Abtei S. Antoine zu unterhandeln hatte. Erreicht wurde Nichts, außer daß Gondi es übernahm, den Herzog von Mayenne für den Frieden zu stimmen, was indessen seinen völligen Bruch mit den Häuptern der Liga zur Folge hatte. Es wurde sein ganzes Eigenthum mit Beschlag belegt und ihm zugemuthet, daß er die Union beschwöre: er verlangte, bevor er nach Paris sich erhebe, sicheres Geleit, dann erklärte er durch Schreiben d. d. Noisy den 24. Juni 1591, an den Prevôt des Marchands und die Schöffen gerichtet, daß er den geforderten Eid nicht zu schwören vermöge, weil durch denselben alles Recht zur Thronfolge dem königlichen Hause abgesprochen würde. Um so werther wurde er dem Könige, der ihn auch vor allen andern geeignet fand, seinen Frieden mit Papst Clemens VIII. abzuschließen. Dazu bevollmächtigt, begab sich der Cardinal in Begleitung des Marquis von Pisani im October 1592 auf die Reise, alle Orte, die nicht den König anerkannten, vermeidend. Pisani blieb in Desenzano zurück, der Cardinal aber verfolgte seine Straße, entsendete auch von Florenz aus seinen Secretair, auf daß er die Stimmung in Rom erforsche. Diese Mühe war überflüssig, denn in denselben Tagen fand sich zu dem Cardinal der Dominikaner Alexander Franceschini, beauftragt, ihm den Eintritt in den Kirchenstaat zu untersagen, indem er in den Wirren des Königreichs weder als frommer Christ, noch als guter Cardinal sich benommen habe. Im Gegentheil sei er des excommunicirten Navarresen erklärter Anhänger geworden. Stets beflissen, Auswege zu suchen, habe er eigentlich nur die Drangsale der Kirche verschleiern, einem Ketzer die Krone zuwenden wollen. Gegen das ausdrückliche Verbot der Apostel Johannes und Paulus habe er vor seinem Aufbruche eine Conferenz mit dem Navarresen gehabt, im Verlauf der Reise nur die mit den Ketzern haltenden Städte besucht und an allen Orten ausgesprengt, einzig des Papstes Befehl rufe ihn nach Rom, eine wahrhaft teuflische List, ersonnen, um Sr. Heiligkeit allen Katholiken verdächtig zu machen, was um so sicherer zu erreichen er auch verbreitet habe, der Papst würde den Navarresen zu Gnaden aufnehmen, absolviren und zur Thronfolge gelangen lassen, sobald dieser nur einmal Messe gehört habe. Gegen alle diese Punkte sich rechtfertigend, erhielt der Cardinal doch Erlaubniß, nach Rom zu kommen, unter der Bedingung, daß er gleich wenig die Ketzer und ihre Freunde begünstige. Doch mußte er noch zwei Monate in Recanati aushalten, bis er am 12. Febr. 1594 zu Rom einzog, unter dem ausdrücklichen Vorbehalte zwar, sich bei den Angelegenheiten von Frankreich nicht zu betheiligen. Es gelang ihm, den Papst in etwas zu besänftigen, worauf er noch in desselben Jahres Lauf, nachdem Paris sich unterworfen, die Rückreise antrat. Im J. 1596 wurde er zum Chef des königlichen Conseil ernannt. „Connu par ses talens singuliers pour l'économie,“ äußert Sully, „il en fut déclaré le Chef: comme si l'Etat se conduisoit par les mêmes lois que la maison d'un particulier. Le Conseil de raison tint des assemblées regulières dans un appartement du palais épiscopal que le Prélat céda à cet usage.“ Solchem Amte keineswegs gewachsen, mußte der Cardinal zeitig zurücktreten, wie er denn auch 1598 das Bisthum Paris zu Gunsten seines Neffen Heinrich von Gondi resignirte. Er starb den 17. Febr. 1616, den Ruf eines friedliebenden, wohlthätigen Mannes hinterlassend. Sein Bruder Karl von Gondi, Herr von la Tour, geb. 1536, war Maître de la garderobe, General der Galeeren und starb den 15. Juni 1574, nach Lestoile, „de dépit et mélancolie, comme en fut le bruit tout commun, de ce qu'étant maître de la garderobe du roi naguére défunt, il avoit été privé des meubles et accoustremens du défunt roi, et autres droits à lui appartenans au dit titre, par son frère, le comte de Retz, qui avoit voulu avoir la dépouille et droits dessus-dits, comme ayant baillé ou fait bailler au dit La Tour, son frère, le dit état de maître de la garderobe, et étant cause de tout son bien et avancement.“ Anderes erzählen die Handschriften der Gebrüder von Sainte Marthe, Dupuis und Rigault. „On soupçonna Charles de Gondi d'avoir empoisonné le roi, de concert avec ses deux frères. Le bruit courut même que la reine-mère étoit du complot. Le sujet de leur mécontentement étoit, disoit-on alors, que ce prince, après avoir dans sa jeunesse élevé cette famille aux plus grands emplois à la sollicitation de sa

mère, malgré les murmures de toute la noblesse françoise, devenu plus éclairé à mésure que l'âge lui ouvroit les yeux, commençoit à se répentir de la faute commise, et songeoit à détruire son propre ouvrage. Mais il couroit en même temps à la Cour un bruit sourd, qui répréseutoit le fait d'une manière beaucoup plus atroce. On disoit que le jeune prince n'ayant pu resister aux charmes de la femme du seigneur de la Tour, fille du commandant des galères de Marseille, avoit pris le parti d'éloigner le mari pour quelques jours; que celui-ci, se doutant de cette intelligence, étoit revenu sur le champ assez mal à propos, pour troubler le plaisir des deux amans; et que Charles, piqué d'avoir été surpris, lui avoit non seulement défendu de jamais parler de cette intrigue, mais qu'après lui avoir reproché que la faveur dont il l'honcroit, faisoit seule tout son crédit, il l'avoit ménacé de le faire rentrer dans le néant dont il étoit sorti, au cas que son épouse reçut jamais de lui aucun mauvais traitement à ce sujet. On ajoutoit que la crainte avoit pour quelque temps fermé la bouche au seigneur de la Tour; mais que l'aventure étant depuis devenue publique à la Cour, le duc de Guise, attentif à profiter de tous les événemens, mécontent du roi dont il n'avoit jamais été bien traité, et comptant beaucoup au contraire sur la faveur de Henri, avoit conseillé à la Tour de se défaire de ce prince, en lui faisant entendre, qu'outre le plaisir de la vengeance qu'il trouveroit dans cette entreprise, il obligeroit encore toute la nation, et surtout les gens de bien, en les délivrant d'un monarque furieux, pour leur en donner un meilleur; et que peu de temps après le coup, la Tour mourut empoisonné lui-même, ou par sa propre femme, ou par le duc de Guise. Peut-être aussi fut sa mort l'effet de la douleur que lui causa le repentir du crime qu'il avoit commis." Allem Ansehen nach ist Karl IX. so wenig vergiftet worden, als der Herzog von Guise ein Giftmörder gewesen ist. Des Herrn von la Tour erste Frau, Barbara von la Haye, starb kinderlos; die andere, Helena Bon, Tochter von Peter Bon, Baron von Meouillon, Gouverneur von Marseille, wurde Mutter von zwei Kindern, von denen doch nur Alfonsine zu Jahren gelangte. Sie heirathete den Humbert von Marcilly, Gouverneur von K. Karl IX. Die Mutter ging als Witwe die zweite Heirath ein mit Karl von Balsac. Anton's II. ältester Sohn, Albert von Gondi, war zu Florenz den 4. Nov. 1522 geboren. Er focht bei Saint-Denys 1567 und bei Montcontour 1569, nachdem er schon früher das unbeschränkte Vertrauen der Königin Katharina von Medici gewonnen hatte, gleichwie er auch der erklärte Liebling Karl's IX. geworden ist. Ihm, als dem königlichen Procurator, wurde auf dem Reichstage zu Speier, den 10. Nov. 1570, die Erzherzogin Elisabeth angetraut und im J. 1573 verrichtete er eine Gesandtschaft an dem Hofe der Königin von England, die seitdem ungleich weniger Eifer für die Unterstützung der Hugonotten bezeigte. Graf von Retz durch seine Vermählung, wurde er im J. 1573 zum Marquis von Bellisle ernannt, nachdem er diese bis dahin wenig angebaute Insel durch Tausch von der Abtei Quimperlé erworben. Unter den Händen des speculativen Italieners, der viele Colonisten dahin zog, wurde sie ein sehr nutzbares Eigenthum, indem aller Grund und Boden dem beinahe souverainen Grundherrn verblieb. Ueberhaupt soll Gondi wie kaum ein anderer auf seinen Vortheil sich verstanden haben. Der Franzosen ernstliche Intervention abzuwenden, soll K. Philipp II. an ihn 25,000 oder 30,000 Goldschilde gespendet haben. Arger Prellerei wird er in Bezug auf Loménie, den Secrétaire du roi, beschuldigt. „Loménie, ayant été contraint par le comte de Retz, dans la prison, de lui vendre sa terre de Versailles, à tel compte que le comte voulut sous espérance qu'il sortiroit de prison, où aussi on le contraignit de résigner son état de secrétaire, le contrat étant passé, il fut massacré avec quinze autres, par Tanchou," Aug. 1572. Dagegen, als in dem Cabinetsrathe die Frage, was mit dem Admiral von Coligny zu beginnen sei, verhandelt wurde, äußerte sich Gondi in durchaus unerwarteter Weise. „Il trompa bien notre espérance," sagte der Herzog von Anjou, nachmals K. Heinrich III., „disant que s'il y avoit homme qui dût haïr l'amiral et son parti, c'étoit lui; qu'il a diffamé toute sa race par sales impressions qui avoient couru toute la France et aux nations voisines; mais qu'il ne vouloit pas, aux dépens de son roi et de son maître, se venger de ses ennemis par un conseil à lui si dommageable et à tout son royaume; que nous serions à bon droit taxés de perfidie et de déloyauté. Ces raisons nous ôtèrent la parole de la bouche, voire la volonté de l'exécution. Mais n'étant secondé d'aucun et reprenant tous la parole, nous l'emportâmes et reconnûmes une soudaine mutation au Roi qui, nous imposant silence, nous dit de fureur et de colère, en jurant par la mort ... puisque nous trouvions bon qu'on tuât l'amiral, il le vouloit, mais aussi tous les huguenots de France, afin qu'il n'en demeurât pas un seul qui pût le lui reprocher." Im J. 1573 hatte Gondi den Herzog von Anjou auf der Fahrt nach Polen zu begleiten, im Vorbeigehen aber eine geheimnißvolle Sendung bei dem Grafen Ludwig von Nassau zu betreiben. Diesem sollte er 250,000 Franken überbringen. Davon wurden 100,000 Schilde bezahlt, womit der Zug nach der mooker Haide möglich wurde, den Rest des Geldes soll Gondi für sich behalten haben. Aus Polen zurückgekehrt, erhielt er im J. 1574 den Marschallstab, er wurde General der Galeeren, Ritter des Heiligen-Geistordens, mit dem Gouvernement von Metz und der Provence bekleidet, mit den ausgedehntesten Vollmachten zu des Königs Lieutenant für die Markgrafschaft Saluzzo, wo er auch die Ordnung wiederherstellte (1581), ernannt. Zu seinen Gunsten erhob K. Heinrich III. im November 1581 die Grafschaft Retz

zu einem Herzogthume, „de très grande étendue de pays, de plus de deux grandes journées, et plusieurs châtellenies, Machecoul, Poigney, Bourneuf, la Benaste, les Huguetieres, Pornic, Princé, le Coustumier, Veulx, Arton, le Gey, le Goidesandy, et autres terres en la Marche, avec plusieurs autres villes, bourgs, villages et châteaux, trois ports de mer, ayant plusieurs fiefs et arrière-fiefs, sous lesquels sont contenus plusieurs notables vassaux, grandes et belles terres et seigneuries, et grand nombre de sujets.“ Daneben besaß der Marschall auch die Grafschaft Joigny, die hierischen Inseln, Belleisle ꝛc. Premier gentilhomme de la chambre, war er bei der Ermordung des Herzogs von Guise zugegen, und es heißt bei Sainte-Marthe: „Le maréchal de Retz qui n'avoit point été instruit du complot, voyant le coup exécuté, et voulant, par une vanité ridicule, ou se montrer fort zélé pour le service du roi, au moment qu'on n'avoit plus besoin de lui, ou faire croire qu'il étoit du sécret, mit sur le champ l'épée à la main; ce qui surprit d'autant plus, qu'il n'y avoit-là personne qui fît mine de vouloir se mettre en défense.“ Anders erzählt die Schrift Le Martyre des deux frères: „Le cardinal de Guise qui avoit entendu le cri de son frère, lorsqu'il tomba par terre, se leva du conseil où il étoit, proche de la chambre meurtrière, s'écriant dit: Ha mon Dieu! voilà mon pauvre frère que l'on massâcre. Et pensant aller au sécours, fut empêché par le maréchal de Retz, lequel sans respect de son sang, de sa robe et de sa qualité, tira son épée et lui mit la pointe contre la poitrine, jurant que s'il bougeoit qu'il étoit mort.“ Hiernach darf es nicht befremden, daß die Pariser, in der Aufregung über den Mord der Guisen, das Hôtel Gondi in der Vorstadt Saint-Germain plünderten und des Eigenthümers kostbare Pferde entführten; reiner Zufall aber ist es, daß K. Heinrich III., in der Absicht, Paris zu belagern, in Gondi's Hause zu Saint-Cloud, la Maison rouge genannt, Quartier nahm und dort ermordet wurde. Vor dieser Katastrophe hatte Gondi bereits die Mittel bedacht, sich dem bevorstehenden Sturme zu entziehen, 1589. „Le maréchal de Retz qui avoit d'abord montré tant de zèle pour le service du roi à la mort du duc de Guise, et qui depuis encore avoit empêché ce prince de rappeler l'armée que le duc de Nevers commandoit en Poitou, voyant enfin que les affaires tournoient beaucoup plus mal qu'il ne l'avoit espéré, que le feu de la division avoit embrasé tout le royaume, et que toute la noblesse abandonnoit le roi pour aller défendre ses terres, songea lui-même à prendre son parti; et pour s'éloigner de la Cour, il se seroit du même prétexte qui lui avoit autrefois réussi, lorsque, pour sauver sa vie et son honneur, il avoit quitté la Provence. Il feignit une maladie, et demanda au roi son agrément pour aller aux bains de Lucques, qui, disoit-il, étoient absolument nécessaires à sa santé. Le roi ne comptoit pas beaucoup sur la personne du maréchal; persuadé cependant que la retraite du premier des maréchaux de France, dans des circonstances si délicates, pouvoit faire beaucoup de tort à son parti, ce prince refusa d'abord la permission qu'il lui demandoit, en lui représentant qu'il avoit besoin de sa personne, et que le soin de sa santé pouvoit bien se remettre à un temps plus favorable. Mais le maréchal ne se rebuta point pour ce premier refus. Il fit de nouvelles instances; dit qu'il étoit trop mal pour pouvoir plus long-temps différer les remèdes nécessaires à sa guérison; et ajoutant que s'il usoit du moindre rétardement, il prévoyoit qu'il n'avoit pas encore trois mois à vivre. Qu'après tout, on devoit y penser deux fois lorsqu'il s'agissoit de perdre un homme de mérite comme lui, qui avoit si bien servi l'Etat, qui avoit reçu tant de blessures en combattant pour la gloire de la nation et le salut du royaume, dont le corps étoit tout criblé de coups; d'un homme enfin qui, après s'être distingué, comme lui, par sa prudence dans la paix, et par une valeur toujours égale dans les malheurs de la guerre comme dans les heureux succès, devoit être cher à la France. A force de lui entendre répéter le même discours avec autant de confiance que d'effronterie, à force aussi de se voir sollicité par le cardinal de Gondi, frère du maréchal, le roi lui accorda enfin l'agrément qu'il démandoit, après l'avoir averti de prendre garde de tomber sur sa route entre les mains des ennemis, parce qu'il étoit sûr que bien de gens en vouloient beaucoup moins à sa vie qu'à sa bourse. Après avoir ainsi obtenu son congé, le maréchal de Retz continua de feindre qu'il étoit malade; il passoit par le Berry en habit déguisé, dans le dessein d'entrer dans le Bourbonnois et de se rendre ensuite à Lyon, lorsqu'il fut arrêté dans une auberge par un jeune officier qui couroit le pays, nommé Jean des Barres de Neuvy, qui étoit fort lié avec le duc de Nemours, et qui, après avoir long-temps retenu le maréchal prisonnier, ne le rélâcha qu'en exigeant de lui cinquante mille écus pour sa rançon. Dans cet intervalle s'écoulèrent les trois mois qui devoient, selon lui, être le terme de sa vie, au cas qu'il n'allât pas aux bains de Lucques. Aussi lorsque le roi vit ce terme expiré, il ne manqua pas de mander fort spirituellement au maréchal, qu'il n'avoit plus qu'à mourir, puisqu'il l'avoit assuré avec les serments les plus horribles que cela arriveroit infailliblement. Cependant le maréchal, ayant obtenu son congé du duc de Mayenne, et ne voyant pas encore clair dans les affaires, continua toujours de feindre la même maladie. Au lieu de se rendre au camp du roi, il se mit sur la Loire, qu'il descendit jusqu'à Nantes, où il s'embarqua et passa en Espagne. Ensuite, après avoir eu de Philippe une audience particu-

lière, dans laquelle il sut encore lui persuader tout ce qu'il voulut, il se rendit par terre à Barcelone, où il s'embarqua sur une galère qui le porta à Gènes, et il arriva enfin à Livourne. De-là, pour soutenir la gageure, après avoir pris les bains de Lucques, il se retira dans une abbaye voisine de Florence, et y resta trois ans caché, n'ayant pour toute suite qu'un laquais et deux paysans qui lui servoient de porte-chaises. Lorsqu'il lui arrivoit quelque visite, son laquais ne manquoit jamais de l'en avertir, et alors il poussoit les hauts cris, afin de pouvoir être entendu des étrangers qui venoient le voir. Il eut la constance de feindre jusqu'au bout cette maladie, qui lui ôtoit, disoit-il, l'usage des pieds et de toutes les autres parties du corps." Nicht nur, daß Gondi in dieser Weise jeder Gefahr fern war, sondern er fand auch die dem Geizigen erwünschte Gelegenheit zu Ersparnissen. Als endlich der Sieg der Bourbonen, der zwar niemals zweifelhaft gewesen, entschieden war, schwand im Augenblicke seine ganze Krankheit, und vollkommen gesund kam er im J. 1594 nach Frankreich zurück an der Spitze eines starken Corps Schweizer, welche er auf Kosten des Großherzogs von Toscana angeworben hatte. Als ältester Marschall befehligte er im J. 1598 die Armee, welche die Unterwerfung des Herzogs von Mercoeur erzwang. Er, des prächtigen Schlosses zu Noisy Erbauer, starb zu Paris den 21. April 1602. Er hatte, laut Eheberedung vom 4. Sept. 1565, des Claudius von Clermont auf Dampierre Tochter Claudia Katharina geheirathet. Diese besaß, neben Dampierre, aus der Erbschaft ihres ersten Herrn, des bei Dreux gefallenen Johann von Annebault, die große Baronie Retz. Dame d'honneur der Königin Katharina von Medici, hat sie deren Schule in ihrem Wandel niemals verleugnet. Wenigstens erzählt Tallemant: „Le cardinal (der Coadjutor) sut qu'il y avoit chez messieurs du Puy un manuscrit de M. de Brantôme, contenant plusieurs volumes, dans un desquels étoient les amours de la duchesse de Retz, femme d'Albert, où il y avoit maintes belles choses à l'honneur de la dame. Il n'eut jamais de repos que messieurs du Puy ne lui eussent permis d'effacer tout ce qui étoit contre sa grand'-mère et le manuscrit est effacé de façon qu'on ne sauroit déchiffrer un mot." Nicht nur wegen ihrer Schönheit, auch wegen ihrer geistigen Vorzüge war die Herzogin gepriesen. Sie beantwortete in Latein die Anrede der polnischen Herren, welche den Herzog von Anjou als ihren König zu begrüßen abgesendet worden waren. Ihr zu Ehren war Retz zu einem Herzogthume erhoben worden. „Albert de Gondi avoit été premier gentilhomme de la chambre sous Charles IX.; Henri III. étant parvenu à la couronne, il se douta bien, car il étoit bon courtisan, qu'on l'obligeroit à se défaire de sa charge, car c'est proprement une charge pour un homme qui plaît, et nullement pour un visage qui n'est point agréable. Il fût donc trouver le roi et lui remit sa charge. Le roi la donna à M. de Joyeuse, et le lendemain envoya un brevet de duc à madame de Retz, avec ce compliment: „„qu'elle étoit de trop bonne maison pour n'avoir pas un rang que de moindres qu'elle avoient."" Et cela étoit bien plus galant que s'il se fût adressé au mari. La duchesse de Retz, de la maison de Clermont-Tallard de Tonnerre, étoit veuve du fils de M. l'amiral d'Annebault. Sa mère, madame de Dampierre, de la maison de Vivonne, ne pouvant l'empêcher d'épouser M. de Retz, lui donna sa malédiction." Dem Fluche unbeschadet, wurde die Tochter eine Mutter von zehn Kindern, darunter die Söhne Karl, Heinrich, Philipp Emanuel und Johann Franz. Heinrich von Gondi, geb. 1572, besaß neben einer Dompräbende zu Paris die Abteien Buzay la Chaume und S. Jean-des-vignes zu Soissons, war auch Maître de l'Oratoire du roi. Ihm zum Vortheil resignirte sein Oheim, der Cardinal Peter, das Bisthum Paris, wovon er am 29. März 1598 Besitz ergriff. Provisor der Sorbonne 1616, Cardinal 1618, Commandeur des heiligen Geistordens 1619, wurde er noch Chef du conseil, und er folgte in solcher Eigenschaft dem Könige in den Feldzug gegen die Calvinisten, in dessen Lauf er zu Beziers den 13. Aug. 1622 verschied. „Le cardinal de Retz, chef du Conseil, tint trois ans tous ses grands chevaux et tous ses coureurs à Noisy, près Versailles, disant tous les jours: „„J'y irai demain."" Ses gens, pour les tenir en haleine, passoient au Pré-aux-Clercs, qui étoit alors la Voirie, et relançoient quelque chien qu'ils couroient jusqu'à Meudon. Le cardinal y voulut aller une fois. Le chien courut jusqu'à mi-chemin de Noisy, mais le cardinal n'y alla pas pour cela. J'ai ouï conter une chose de lui assez raisonnable. A Clairac, il racheta pour six pistoles une belle fille que les soldats emmenoient; puis comme elle eut témoigné qu'elle seroit bien aise d'être religieuse, il lui donna mille écus pour se mettre en religion à Toulouse, et ne lui toucha pas le bout du doigt." Johann Franz von Gondi, der erste Erzbischof von Paris, Commandeur des heiligen Geistordens, Maître de la Chapelle du roi, Abt von S. Aubin zu Angers und von S. Martin zu Pontoise, Prior zu Montléan und zu Aulnay, Staatsrath, war 1584 geboren. Des Bruders Coadjutor, wurde er dessen Nachfolger in dem Bisthume Paris, welches Papst Gregor XV. am 20. Oct. 1622 zu einem Erzbisthume erhoben hatte. Die Weihe empfing er den 19. Febr. 1623, drei Monate darauf, den 25. Mai, das Pallium. Er starb den 21. März 1654. „Jean-François de Gondi, premier archevêque de Paris, étoit bien fait, et avoit de l'esprit; mais il ne savoit rien: il disoit les choses assez agréablement. Il a toujours vécu licencieusement pour ce qui étoit des femmes. On dit qu'un jour qu'il étoit convenu avec madame de Bassompierre de ce qu'il lui donneroit pour une nuit, il y fut bien; mais il se trouva mal, et ne put rien faire.

Il voulut y retourner le lendemain, sans financer de nouveau; mais elle lui manda, comme on fait aux auberges, que son assiette avoit mangé pour lui. M. de Paris avoit fait autrefois beaucoup de dépense: il avoit musique et grand équipage; il en retrancha un peu, et rompit sa musique. On dit que, ses affaires nettoyées, il lui resta plus de cent mille livres de rente; cependant il se traitoit si mal qu'il n'eût osé donner à dîner a personne, sans être averti. Il a toujours fort bien entretenu ses maisons de plaisance: Noisy, vers Villepreux, que Bossuet, secrétaire du conseil, a acheté, et le jardin de Saint-Cloud. Nonobstant la fine v.... que le rongeoit, il n'a pas laissé de vivre assez long-temps. Depuis quelques années, le vice l'avoit quitté absolument; il n'y avoit plus moyen de rire. A la régence, il fit son neveu son coadjuteur; mais il s'en répentit bientôt et eut une jalousie enragée contre lui. Un jour qu'en descendant de carrosse il se fut laissé tomber, voulant s'appuyer sur Ménage: „„Ah! dit-il, de quoi m'avisè-je de me vouloir appuyer sur un homme qui est à mon coadjuteur?"" Karl von Gondi, Marquis von Bellisle, des Herzogs Karl ältester Sohn, geb. 1569, wird geschildert als „jeune-homme perdu de réputation pour son avarice, ses brigandages et ses cruautés. Comme il possédoit de grands biens en Bretagne au-delà de la Loire, soit du côté de sa mère, soit de la liberalité de nos rois, pour les conserver dans ces temps douteux, où il étoit encore incertain de quel côté pencheroit la victoire, et s'assurer par le même moyen ses possessions en Normandie et aux environs de Paris, il convint avec son père et sa mère de passer en Bretagne et d'embrasser le parti du duc de Mercoeur. Sa mère, accoutumée au manège et aux plaisirs de la Cour, devoit y rester, ou se retirer du moins dans quelqu'une des villes qui tenoient poûr le roi. Le père s'exila en Toscane." Bellisle sollte von dem Herzoge von Mercoeur das Gouvernement von Fougères und Mont-Saint-Michel haben, vorausgesetzt, daß es ihm gelingen würde, der beiden Festen sich zu bemeistern. Zu Fougères vollbrachte er das mit Leichtigkeit. „Ensuite, ayant en avis que pour se mettre à couvert des violences des troupes qui ravageoient toute la province, quelques paysans s'étoient rétranchés dans quelques postes avantageux du voisinage, il marcha contr'eux, comme s'ils eussent été ennemis; les attaqua à l'improviste, les força, et se posta contre ces malheureux à toutes sortes d'excès et des cruautés. Les femmes furent violées, et on mit tout à feu et à sang sans distinction d'âge ni de sexe." Vor Mont-Saint-Michel angelangt, verlangte Bellisle die Oeffnung des ersten Thores und wurde mit fünf seiner Begleiter eingelassen. Weiter zu gehen wollte der wachthabende Officier ihn verhindern; gebieterisch von dem Marquis angeredet, antwortete er in gleichem Tone, wurde aber darüber von seinem Widersacher erstochen. Bellisle war im Begriff, sein übriges Volk heranzuziehen, darüber gerieth die Besatzung in Allarm und er wurde in dem Tumulte von Kerolan erstochen. Seine Leute entliefen (1596). Karl von Gondi, General der Galeeren, war mit des Herzogs Leonor von Longueville Tochter Antonia, Frau auf Châteaugontier, verheirathet. Die 23jährige wunderschöne Witwe, zuerst nur bedacht an dem Mörder ihres Gemahls Rache zu üben, nahm den 1. Nov. 1599 den Schleier in dem großentheils durch ihre Freigebigkeit entstandenen Kloster der Feuillantinerinnen zu Toulouse. Fünf Jahre später ließ der König auf päpstliches Geheiß die Schwester Antonia a Sta. Scholastica (Klosternamen) wider ihren Willen aus dem Kloster hervorziehen, um ihr als der Coadjutorin der Aebtissin Eleonora von Bourbon-Vendôme die Regierung der Abtei Fontevrault anzuvertrauen. Die Aebtissin starb im J. 1611, Antonia aber, weit entfernt, den erledigten Titel anzunehmen, legte die ihr lästig gewordene Würde nieder und verschloß sich in dem Kloster l'Encloître in Poitou, des Ordens von Fontevrault, wo sie früher die Reform eingeführt hatte. In diesem Aufenthalte beschäftigte sie sich mit der Errichtung eines neuen kirchlichen Instituts, Notre-Dame du Calvaire genannt, worin des heiligen Benedict Regel nach ihrer ganzen Strenge zu üben war; man hat zwar die Ehre, gemeinschaftlich mit dem berühmten P. Joseph diese Congregation gestiftet zu haben, ihr bestreiten wollen, sie wird aber von P. Joseph selbst als Stifterin der besagten Congregation anerkannt, und sein Zeugniß mag wol jedes andere überwiegen. Das erste Kloster dieser Congregation, zu Poitiers, datirt vom J. 1614; schon vorher hatte Papst Paul V. der Prinzessin Vollmacht ertheilt, den Orden von Fontevrault zu reformiren, auch zu diesem Ende sie der Aebtissin Louise von Bourbon-Malause als Coadjutorin beigegeben. Die Reform eines solchen Ordens wäre indessen eine allzu schwierige Aufgabe gewesen und Antonia zog vor, demselben ganz und gar zu entsagen; durch päpstliche Bulle wurde ihr erlaubt, das Ordenskleid abzulegen, und sie nahm im October 1617 Besitz von dem Kloster du Calvaire zu Poitiers, worin sie jedoch schon am 25. April 1618 ihr Leben beschloß in dem Alter von höchstens 47 Jahren. Ihr Leib wurde zu Toulouse bei den Feuillantinerinnen, ihr Herz im Calvaire zu Poitiers beigesetzt; in beiden Klöstern hat man sie mit vollem Rechte beinahe als eine Heilige verehrt. Sie war in der Ehe mit dem Marquis von Bellisle Mutter des einzigen Sohnes Heinrich von Gondi geworden. Dieser, als des Großvaters Erbe Herzog von Retz, nahm Partei für die Königin Maria von Medici in den Händeln mit ihrem Sohne, ohne ihr doch besonders nützlich werden zu können. In den Aventures du baron de Foeneste, divisées en quatre parties, par d'Aubigné, 1630, wird von ihm bei Gelegenheit der drôlerie des ponts de Cé, des Gefechtes vom 8. Aug. 1620, erzählt: „Beaujeu demande à Foeneste par qui a commencé la déroute," und Foeneste entgegnet: „Ce fut un brave duc (de Retz) qui, voyant ces approches, prit une gaillarde résolution, et

levant la main haute, s'écria: Qui m'aime, si me suive, sauve qui peut. Il dit ce la de si bonne façon, qu'il fut obéi en dépit d'un vieux mestre de camp, nommé Boisguérin, et de quelques huguenots qui vouloient combattre." Bei Gelegenheit seiner Heirath mit Johanna von Scepeaux, der Erbin des Herzogthums Beaupréau und der Grafschaft Chemillé, kam er mit Heinrich II. von Montmorency in Streit. „M. de Montmorency avoit été accordé et même marié, mais sans coucher ensemble, avec l'héritière de Beaupréau; mais la reine-mère fit rompre le mariage pour lui donner une de ses parentes de la maison des Ursins. Depuis M. de Retz épousa mademoiselle de Beaupréau, et M. de Montmorency, au lieu de duc de Retz, l'appela *duc de mon reste*. On les accorda sur l'heure." Der Herzog von Retz starb in dem Alter von 69 Jahren zu Prinçay in Bretagne den 12. Aug. 1659, lediglich zwei Töchter hinterlassend. Die ältere, Katharina, wurde an ihren Vetter, den Grafen von Joigny und nachmaligen Herzog von Retz, Peter von Gondi, verheirathet. Die jüngere, Margaretha, geb. den 18. April 1615, heirathete 1654 den Herzog von Brissac, Ludwig von Cossé, dem sie Beaupréau und Chemillé zubrachte. Durch ihrer Tochter Vermählung mit Franz von Neufville, Herzog von Villeroy, sind die Güter des Hauses Gondi an die Villeroy gekommen.

Philipp Emanuel von Gondi, Graf von Joigny, Marquis von Bellisle, auf Montmirail, Dampierre und Villepreur, General der Galeeren, lieutenant général ès mers du Levant, war des Herzogs Albert von Retz dritter Sohn und 1581 geboren. „Il n'étoit pas brave: M. de Guise l'en méprisoit, et cela fut cause en partie de l'acharnement qu'il eut contre lui dans la prétention que le général des galères devoit être dépendant de l'amiral du Levant; M. de Guise l'étoit." Gondi hatte geheirathet die Erbin von Commercy, Folleville, Paillart rc., Tochter des Grafen von la Rochepot, Anton von Silly, und von Maria von Lannoy, Franziska Margaretha von Silly, Souverainin von Commercy und Euville, Frau auf Folleville und Paillart. Diese, von Tallemant als grande prude bezeichnet, starb 1625, ein Verlust, der neben der von Richelieu ihm angethanen Gewalt, in Folge deren er das Generalat der Galeeren verkaufen mußte, ihn zu dem Entschlusse brachte, die Welt zu verlassen. Er ließ sich in die Congregation der Oratorianer aufnehmen, empfing die Priesterweihe und starb endlich zu Joigny auf dem Schlosse den 29. Juni 1662. Seiner Kinder waren drei, Peter, Herzog von Retz, Heinrich, Marquis von Bellisle, und Johann Franz Paul, der berühmte Coadjutor und Cardinal. Von dem Marquis von Bellisle berichtet Tallemant: „Celui-là étoit blond. M. de Bassompierre disoit: Pour celui-là, on ne peut pas dire qu'il ne soit de ma façon. Ce garçon disoit qu'il vouloit être cardinal, afin de passer devant son frère: il avoit de l'ambition; mais il mourut misérablement à la chasse. Etant tombé de cheval, la jambe engagée dans l'étrier, il fut tué d'un coup de pied que le cheval lui donna par la tête." Sein älterer Bruder, Peter, Herzog von Retz, Graf von Joigny, Marquis von la Garnache, Baron von Mortagne und la Hardouinaye, General der Galeeren, geb. 1602, ist einzig durch sein zerstreutes, träumerisches Wesen bekannt geworden. Er vermählte sich im August 1633 unter päpstlicher Dispens mit seiner Cousine, Katharina von Gondi, der Erbin der Grafschaft oder des Herzogthums Retz. Durch königliche Briefe vom Februar 1634 wurde nämlich Retz zu seinen Gunsten nochmals zu einem Herzogthume erhoben. Er starb in der Hauptstadt dieses Herzogthums, zu Machecoul, den 29. April 1676. Seine Witwe, Frau Katharina, Stifterin des Klosters der Jungfrauen vom Calvaire zu Machecoul, starb im Geruche der Heiligkeit den 18. Sept. 1677. Von ihren beiden Töchtern ward die ältere, Maria Katharina, General-Oberin des Ordens vom Calvaire, gest. den 1. Juli 1716; die jüngere, Paula Margaretha Franziska von Gondi, Erbin des Herzogthums Retz, von Joigny, la Garnache, Mortagne, geb. den 2. März 1655, wurde den 12. März 1675 an Franz Emanuel de Blanchefort de Bonne de Créquy, Herzog von Lesdiguières, Graf von Sault, Gouverneur und Lieutenant général für Dauphiné verheirathet. Witwe den 3. Mai 1681, hat sie, bei des Schwiegervaters Lebzeiten die Herzogin von Sault genannt, nicht wenig im Witwenstande vielfältig die Zeitgenossen beschäftigt. Die Sévigné schreibt den 8. April 1676: „J'ai vu ici la duchesse de Sault; elle est d'une taille parfaite et d'une gaillardise qui fait voir qu'elle a passé sa jeunesse à l'église avec sa mère: ce sont des jeux de main et des gaietés incroyables," und in einem zweiten Briefe vom 18. Juni 1676: „Vous me demandez s'il étoit vrai que la duchesse de Sault fût un page; non, ce n'est point un page; mais il est vrai qu'elle est si aise de n'être plus à Machecoul à mourir d'ennui avec sa mère, et qu'elle se trouve si bien d'être la duchesse de Sault, qu'elle a peine à contenir sa joie; et c'est précisément ce que disent les Italiens, non può capire. Elle est fort aise d'être contente, et cela répand une joie un peu excessive sur toutes ses actions, et qui n'est plus à la mode de la cour, où chacun a ses tribulations, et où l'on ne rit plus depuis plusieurs années. Pour sa personne, elle vous plairoit sans beauté, parce qu'elle est d'une taille parfaite et d'une très bonne grâce à tout ce qu'elle fait." Noch im reifern Alter mochte sie schön genannt werden, „et je n'ai vu dans nulle autre personne un extérieur, une attitude, une physionomie de distinction plus naturelle, avec une simplicité si noblement élégante. Il était resté dans toutes ses habitudes un air de préoccupation circonscrite et restreinte à ses affections, avec une sorte de nonchaloir et de gracieuse indifférence pour tout le reste. On voyait très-bien que la grande affaire de sa vie n'avait pas été celle de briller à l'extérieur et d'éblouir des yeux indifférens. On n'aper-

çevait aucune trâce, aucun reflet de prétention vaniteuse au milieu d'un pareil étalage de splendeur. Elle était dans la magnificence, elle y avait vécu, elle y restait sans y prendre garde, et depuis la mort des deux seuls objets qu'elle eût aimés le monde était devenu moins que rien pour elle, ce qui d'ailleurs ne l'empêchait en aucune façon de rester bienveillante et de se montrer parfaitement polie. Elle vint au-devant de nous jusque dans la salle de son dais, qui était remplie d'écuyers, de pages et autres gentilshommes à elle; tout cela noblement vêtu de grand deuil ainsi que leur maîtresse, à raison de la mort du roi. Elle n'était servie dans son intérieur que par des demoiselles dont elle avait bon nombre et qui, presque toutes, étaient d'anciennes pensionnaires de Saint-Cyr. Comme il ne fut pas dite grand'chose pendant cette visite, j'aime autant vous parler de la chambre où nous nous trouvions. Je me souviens que cette belle pièce étoit toute en laque de Coromandel à grands ramages et haut-reliefs d'or sur fond cantharide, avec un ameublement d'étoffe des Indes, brochée gris sur gris de quatre à cinq nuances. Le grand tapis de cette chambre était en velours gris et garni de franges d'or; mais celui qu'on appelait alors tapis-de-milieu était envéritable le hermine mouchetée, et pour en évaler le prix d'après ce que coûte un manteau ducal, mon oncle de Breteuil estima qu'il y en avait pour environ 90 mille livres. Un salle de cette habitation plus que royale était garnie de tentures à fond d'or, ouvragées avec des arabesques en perles de nacre et de corail: ainsi jugez du reste des meubles! La plupart étoient en argent massif et magnifiquement ciselés de hauts-reliefs surdorés; ce que la duchesse Marguérite avait soustrait à l'édit fiscal de 1703, en les faisant racheter à l'hôtel des Monnaies pour le même poids en écus; ce qui fut approuvé généralement, parce que son fils vivait encore et qu'elle était sa tutrice. On nous servit des rafraichissemens sur des assiettes d'or émaillé, lesquelles étaient garnies avec des moitiés de belles perles fines, adhérentes et bien enchâssées, comme on les voit appliquées sur les montres ou les médaillons de collier. Pour rassembler un tel mobilier, il avait fallu trois cents ans de faveur continue, un seizième siècle, un connétable de Lesdiguières, et, sur toutes choses, il avait fallu une tutèle de femme, autant vaut dire une sollicitude de mère, à chaque génération pendant 180 ans. Depuis la perte de son aimable fils et depuis la mort de l'archevêque de Paris, M. de Harlay, qui n'était pas moins aimable à ses yeux, cette fameuse duchesse n'était plus sortie de l'enceinte de son grand palais, dont la chapelle est encore ouverte au public et dont les jardins étaient d'une immense étendue. Les chantiers de l'arsenal en occupent maintenant la plus grande partie, et ce fut le Premier Président d'Ormesson qui s'accomoda du reste, moyennant une petite somme de deux cents soixante mille écus, ce qui fit crier tout Paris sur un pareil acte d'ambition vaniteuse et de gloriole parlementaire." Saint-Simon beschreibt die Herzogin als eine Fee, die mit sehr Wenigen verkehrend, noch viel weniger einen der Auserwählten, für welche sie zugänglich war, hätte zu Tische haben wollen; niemals sah man die geistreiche Frau bei Hofe, niemals, seit dem Tode des Erzbischofs von Paris, Harlay, hat sie ihren Palast verlassen, dessen Portal stets geöffnet, gleichwol durch ein Gitter verschlossen war. Das Gitter verstattete die vollständige Ansicht des Feensitzes, der schweigsam und menschenleer, durch die verschwenderische Ausstattung nicht minder auffiel als die Herzogin selbst in den Zeiten, da sie noch ausfuhr, durch ein zahlreiches Gefolge, die Pracht der Livreen, die gelbe Bekleidung des Wagens und die zwei himmellangen Neger. Täglich kam sie mit dem Erzbischofe zusammen, entweder war er bei ihr, oder sie fuhr hinaus nach Conflans, „dont il avait fait un jardin délicieux, et qu'il tenait si propre, qu'à mésure qu'ils s'y promenaient tous deux, les jardiniers les suivaient à distance pour effacer leurs pas avec des rateaux. La duchesse de Lesdiguières ne couchait jamais à Conflans, mais elle y allait toutes les après-dînées, et toujours tous deux tout seuls." Der Erzbischof starb sehr plötzlich, den 6. Aug. 1695. „Il n'y eut jamais," schreibt die Sévigné, „de mort si prompte. Madame de Lesdiguières a été présente à ce spectacle; on assure qu'elle est médiocrement affligée." Liebe soll ihr überhaupt versagt gewesen sein. In dem Garten ihres gegen die Mitte des 18. Jahrh. zerstörten Palastes hatte sie einer Lieblingskatze aus Marmor ein Monument errichten lassen, dem ohne Zweifel eine spätere Hand die folgenden Verse beifügte:

> Ci gît une chatte jolie;
> Sa maîtresse qui n'aima rien
> L'aima jusques à la folie.
> Pourquoi le dire? on le voit bien.

Eine schwere Wunde muß indessen der Verlust des einzigen Sohnes dem Mutterherzen geschlagen haben. Johann Franz Paul, Herzog von Lesdiguières, geb. den 3. Oct. 1678, starb als Oberst des Regiments Sault und Brigadier von der Armee zu Modena am 19. Sept. 1703 ohne Kinder. „Une assez courte maladie l'emporta. Il s'était extrêmement distingué et fait aimer et estimer en Italie. Le roi le regretta fort. Il était brigadier, et pour aller rapidement à tout par sa valeur et son application. Ce fut une véritable perte pour sa famille et pour celle où il était entré. C'était un homme doux, modeste, gai, mais qui se sentait fort et qui n'avait pas plus d'esprit qu'il en fallait pour plaire et réussir à notre cour. Fort honnête homme et fort magnifique, il vivait très-bien avec sa femme, qui en fut fort affligée." Ihm, „le plus grand parti de France," war den 17. Jan. 1696 Louise Bernardine von Durfort,

des Herzogs von Duras zweite Tochter, angetraut worden. Keineswegs mit Unrecht hat man ihn den letzten grand-seigneur genannt, der in Frankreich gesehen worden. Niemals begab er sich nach Hofe, außer mit einem Gefolge von 60 Edelleuten; für Pensionen hatte er jährlich 212,000 Franken ausgeworfen, und niemals wies er ohne Gabe, jedesmal eine Pistole, den Hilfsbedürftigen zurück. In der Einladung zu den Exequien, 1703, heißt es: „Vous êtes prié d'assister au service qui sera célébré le huit octobre courant en l'église de l'abbaye royale de Saint-Antoine, pour le repos de l'asme de Très-Haut et Très-Puissant Seigneur, Monseigneur François de Créquy de Blanchefort de Bonne de Lesdiguières d'Agoult de Vergy de Montlaur, de Montauban, Souverain Sire de Créquy, Saint-Pol et Canaples; Duc de Lesdiguières de Créquy, de Champsaur de Retz et de Beaupréau; Prince de Poix, de Commercy, de Montlaur et d'Euville; Marquis et Comte de Joigny, de Blanchefort, de Montauban, de Sault, de Mirabelais, de Treffort, de Montmirail, Amanthon, Saint-Sevère-en-Auxois, Saint-Janurin, Tervie, Marines, Ortigues et Castelnau-de-Roussillon; Vicomte de Viennois et de Ponthieu; Vidame d'Embrun et co-Seigneur de Digne; Duc et Pair de France; Premier Haut-Baron, Premier Pair et Grand Forestier d'Artois; Grand d'Espagne de la première classe et Rico Hombre d'Aragon; Prince Romain; Despote et Sébastocrate héréditaire de l'Empire d'Orient; Prince du saint Empire Germanique et Conde Pariente du Roy de Portugal; Commandeur héréditaire des Ordres Royaux et militaires de Calatrava, d'Alcantara, du Christ et d'Avys etc. etc. etc. lequel est décédé en la ville de Modène, en Italie, le 19. septembre dernier dans la vingt-troisième année de son âge. Requiem aeternam dona ei Domine." Die Herzogin-Mutter starb zu Paris den 21. Jan. 1716 und wurde nach ihrer Verordnung zu Blanchefort in der Kapelle, wo auch ihr Sohn und der selige Franz von Blanchefort ruhen, beerdigt. „Elle laissa gros à ses domestiques et en legs pieux; rien à sa belle-fille, quoique pauvre, et qu'elle lui rendit beaucoup de devoirs; 6000 livres viagères à la soeur de Vertamont, veuve sans enfants du duc de Brissac, laquelle duchesse de Brissac n'avait pas de pain, beaucoup d'esprit et de mérite, et la voyait fort; 8000 livres viagères et la jouissance d'une terre de 10,000 liv. de rente à la duchesse de Lesdiguières-Canaples, qui était Mortemart, qu'elle aimait fort. Le maréchal de Villeroy et ses enfans héritèrent de plus de 300,000 liv. (de rente) outre sa belle maison, et une grande quantité de meubles magnifiques," ungerechnet auch den Anspruch zu der Nachfolge in dem Fürstenthume Neufchâtel. „La mère du maréchal de Villeroy étoit soeur du duc de Lesdiguières, beau-père de cette fée; et la mère de cette même fée et celle de la femme du maréchal de Villeroy étaient soeurs. La branche de Lesdiguières et la maison de Gondi étaient éteintes; et le duc de Brissac, frère de la maréchale de Villeroy, n'avait point eu d'enfants. Ainsi les Villeroy héritèrent des deux côtés le tout à la fois, parce que le duc de Lesdiguières, fils de la fée, lui avait laissé tous ses biens par son testament. Qui eût prédit cette succession aux ducs, maréchal, cardinaux de Gondi et de Retz, au connétable de Lesdiguières et au maréchal de Créquy son gendre, qui avaient tous vu M. de Villeroy secrétaire d'état, et d'où il était sorti, ils se seraient étrangement indignés, le maréchal de Créquy surtout, qui eut tant de peine à consentir au mariage de sa fille, que le connétable son beau-père le força de faire avec M. de Villeroy, petit-fils du secrétaire d'état, parce qu'il avait la survivance du gouvernement de Lyon, Lyonnais etc. de M. d'Alincourt son père, et que le connétable, gouverneur de Dauphiné, commandant de Provence, et comme roi dans ces deux provinces, le voulut être encore dans le gouvernement de Lyon, Lyonnais etc."

Noch ist von dem berühmtesten aller Gondi, von dem Cardinal von Retz, zu handeln. Johann Franz Paul von Gondi, geb. im October 1614 zu Montmirail in der Landschaft Brie, erhielt zum Präceptor den nachmals in die Zahl der Heiligen aufgenommenen Vincentius von Paula, für dessen Lehre und Beispiel der Schüler wenigstens in der ersten Hälfte seines Lebens keine sonderliche Empfänglichkeit bekundet hat. Tallemant schreibt: „Gondi ist ein kleiner schwarzer Mann, ungemein kurzsichtig, schlecht gebaut, häßlich, mit seinen Händen sehr ungeschickt. Will er schreiben, so gibt es nur Bogen, keine gerade Zeile, ein wahres Gekritzel. Ich habe mit Augen gesehen, daß er seinen Rock nicht zuzuknöpfen vermochte. Einstens auf der Jagd mußte der Herzog von Mercoeur ihm den Sporn anlegen, er selbst brachte das nimmermehr zu Stande. Lange hat er von Münzen nur Pistolen und Viertelsthaler gekannt. Er sollte Malteser werden und da er während eines Ordenscapitels zur Welt kam, zählte er von seinem Geburtstage an als Ritter, sodaß er zeitig hätte Großkreuz werden können. Nach seines Bruders unglücklichem Ende wurde er jedoch der Kirche bestimmt. Sein Oheim der Erzbischof von Paris verlieh ihm am 31. Dec. 1627 ein Canonicat an der Notredamekirche, daneben besaß er die Abtei Buzay bei Nantes. Der Talar kleidete ihn nach seinen körperlichen Anlagen besser als der Degen. Aber einem Pinsel sah der Abbé de Retz keineswegs ähnlich, etwas Stolzes ruhte auf seinen Zügen. Sein hochfahrendes Wesen hatte sich bereits im Gymnasium geäußert, ein Nebenbuhler war ihm unerträglich, was manche Streithändel veranlaßte. Von der anderen Seite bekundete er in dieser frühen Zeit seine Freigebigkeit; ein Edelmann, ihm durchaus unbekannt, saß im Châtelet gefangen wegen einer Schuld von 50 Pistolen. Der Knabe ruhte nicht, bis er das Geld zusammenbringen und dem bedrängten Schuldner zuschicken konnte. Wie er mir erzählte, hätte

der dicke Graf von la Rocheguyon ihm seinen ganzen Reichthum zugedacht unter der Bedingung, daß er der Silly Namen und Wappen annehme, um die Ausführung eines solchen Vorhabens zu hintertreiben, hätten jedoch die anderen Verwandten den Notarius abweisen lassen. Bei dieser Gelegenheit vertraute er mir auch, daß er als Weltmann den Ruf eines tapfern Degens angestrebt und auf Kleiderpracht ein Großes verwendet haben würde. Ich lächelte bei dem Gedanken, wie übel er bei seinem Reichthume sich ausnehmen, welch abgeschmackter Tänzer oder Reiter er sein würde. Daneben ist er unsauber, absonderlich bei Tisch und sehr zerstreut. Man wußte das und legte ihm nicht selten den Kopf eines Rebhuhns auf den Teller; ohne sich umzusehen, brachte er den Bissen zum Munde, bis die hervortretenden Federn den Schelmenstreich, den man ihm gespielt, verriethen. Er berührt lediglich die vor ihn gesetzte Schüssel und ist mäßig wie kaum ein anderer. Der Kirche zugethan, von Galanterie strotzend, ist er noch stärker von Ehrgeiz beherrscht; eines höchst unruhigen Sinnes, hat er viel mit der Galle zu schaffen. In der Jugend verkehrte er viel mit seinen Anverwandten, vornehmlich mit der Herzogin von Lesdiguières, in die er wol verliebt gewesen ist, wie auch in die Prinzessin von Guémené. Um jene Zeit wurde ihm vorgeschlagen, eine große Erbin aus Teutschland zu heirathen, deren Namen ich nicht erfahren konnte; der katholischen Religion zugethan, wurde sie von ihren Lutherischen Verwandten gedrängt, einen Prinzen von Weimar, der sich zu Paris auf der Akademie befand, zu heirathen. Demjenigen, welcher ihm den Vorschlag gemacht, verhieß Gondi die eine seiner beiden Abteien, Buzay oder Quimperlé, die zusammen wol 18,000 Livres abwerfen mochten. Er begab sich auf die Reise, sprach die Braut, schlug sich mit dem Prinzen von Weimar und besiegte ihn, nicht durch seine Gewandtheit, sondern durch Kühnheit, denn er ist verwegen wie der Prinz von Condé und nicht minder stolz." „M. de Guise, Henri de Lorraine quoique cadet, le portoit si haut que, pour imiter les princes du sang, il se faisoit donner la chemise aux plus relevés qui se trouvoient à son lever. Il se trouva huit ou dix personnes qui firent cette sottise-là. Une fois on la présenta comme cela à l'abbé de Retz, qui la laissa tomber dans les cendres et s'en alla." Während einer gemeinschaftlichen Reise zehn Monate hindurch unzertrennlich von dem Abbé, konnte Tallemant Manches von ihm hören und sehen. Ungleich mehr erzählt uns Gondi selbst gleich im Eingange, daß am Tage seiner Geburt in dem Flüßchen Morin, an dessen Ufer Montmirail gelegen ist, ein Stör gefangen wurde. „Comme je ne m'estime pas assez pour me croire un homme à augure je ne rapporterois pas cette circonstance, si les libelles qui ont depuis été faits contre moi, et qui en ont parlé comme d'un présage de l'agitation dont ils ont voulu me faire l'auteur, ne me donnoient lieu de craindre qu'il n'y eût de l'affectation à l'obmettre." Sein erstes Duell bestand Gondi als Secundant des Barons von Attichy. Er verwundete seinen Gegner, den jungen Bassompierre durch einen Stich am Schenkel und durch einen Pistolenschuß am Arme, wurde aber doch am Ende entwaffnet. „Ce combat fit assez de bruit, mais il ne produisit pas l'effet que j'attendois" (allgemeines Aufsehen). Größeres Aufsehen, wenigstens in dem Aelternhause, veranlaßte eine Liebschaft, in deren Folge der Jüngling nach Paris zurückgebracht wurde. Den Verlust der Geliebten sollte Madame du Châtelet ihm ersetzen, diese behandelte ihn aber öffentlich, in Gegenwart eines begünstigten Liebhabers, des Grafen von Harcourt, als einen Gymnasiasten und um Rache für solchen Schimpf zu suchen, forderte der Beleidigte den Nebenbuhler. Gondi wurde von dem überlegenen Gegner niedergeworfen, dem aber glücklicher Weise bei dem Ringen der Degen entfiel. Dieser den seinen kurz fassend, meinte Gondi, ihn dem Gegner in den Rücken zu stoßen, was aber der Andere, als der Stärkere den Arm festhaltend, verhinderte. Endlich, nachdem sie lange genug in solcher Lage geblieben, sprach Harcourt: „Levons-nous, il n'est pas honnête de se gourmer. Vous êtes un joli garçon, je vous estime, et je ne fais aucune difficulté, dans l'état où nous sommes, de dire que je ne vous ai donné aucun sujet de me quereller." Wie es scheint, hatte der Abbé bei seinen Liebeleien und Raufereien die Nebenabsicht, den Vater zu überzeugen, daß er in keiner Weise für den Dienst der Kirche geeignet sei. Der Vater, die Tugend selbst, hatte das beste Herz, aber die Vorliebe für den Erstgeborenen, die Aussicht, das Erzbisthum Paris in seiner Familie festzuhalten, ließen ihn jede andere Rücksicht vergessen. „Ich möchte wol schwören, daß er hierin sich geleitet wähnte durch die Nothwendigkeit, meine Seele vor den Gefahren des weltlichen Standes zu bewahren, so wahr ist es, daß die Andacht mehr denn eine andere Regung den Illusionen unterworfen ist. Irrthümer aller Art verbergen sich unter ihrem Deckmantel. Sie bestärkt in den verschiedenartigsten Einbildungen und die beste Absicht weiß nicht immer gegen ihre Thorheiten sich zu schützen. Der Herzog von Retz, Heinrich von Gondi, überraschte meinen Vater in der angenehmsten Weise durch die Mittheilung, daß er die Hand seiner älteren Tochter meinem Bruder zugedacht habe. Da mir nicht unbekannt, daß der Braut Schwester ein Einkommen von mehr als 80,000 Livres haben würde, so dachte ich zur Stunde an eine Doppelheirath. Ich wußte wol, daß Niemand an mich denken würde und war daher gefaßt für mich zu sorgen. Ich entdeckte, daß mein Vater nicht gesonnen sei, mich der Hochzeit beiwohnen zu lassen, in der Ahnung vermuthlich dessen, was dabei sich ereignen könnte, und deshalb heirathete ich, eine plötzliche Umkehr in dem Widerwillen für den Stand, zu welchem ich gezwungen werden sollte. Ich zeigte mich gerührt ob der so vielfältig erneuerten Vorstellungen und spielte meine Rolle so meisterhaft, daß ich gänzlich bekehrt schien. Mein Vater entschloß sich um so leichter, mich auf die Reise nach Bretagne mitzunehmen (1633), je weniger ich einen darauf bezüglichen Wunsch geäußert hatte. Wir trafen die beiden Damen zu Beaupréau in Anjou.

Während ich die ältere als meine Schwester begrüßte, erblickte ich in Mademoiselle de Scepeaux (den Namen trug Margaretha von Gondi) alsbald meine Geliebte. Ich fand sie sehr schön, die blühendste Gesichtsfarbe, Lilien und Rosen im Ueberflusse, das wunderbarste Augenpaar, einen schönen Mund, den Wuchs etwas, doch nicht allzu merklich, verfehlt und diesen Fehler durch die Aussicht auf 80,000 Livres Rente und das Herzogthum Beaupréau bedeckt. Mein Spiel wußte ich Anfangs ziemlich zu verbergen; während der Reise hatte ich mich durchaus kirchlich und andächtig benommen, das that ich auch ferner. Doch wagte ich in der Schönen Gegenwart einige Seufzer; sie wurden bemerkt, ich unterfing mich zu sprechen, ich wurde angehört, jedoch mit ziemlich strenger Miene. Ihre große Anhänglichkeit für eine alte Kammerjungfer, die Schwester eines meiner Mönche zu Buzay, war mir nicht entgangen und sie zu gewinnen, setzte ich alle Mittel in Bewegung. Das gelang mir mittels eines Geschenks von 100 Pistolen und der ausschweifendsten Versprechungen. Diese Person brachte ihrer Herrin den Glauben bei, sie sei dem Kloster bestimmt, ich erzählte ihr, man wolle mich zum Mönch machen. Von Herzen haßte Margaretha ihre Schwester als des Vaters Lieblingskind, aus demselben Grunde war ich meinem Bruder keineswegs hold. Diese Gleichheit der Lage mußte unsere Verbindung noch inniger schürzen; auf unverbrüchliche Gegenliebe zählend, dachte ich die Schöne nach Holland zu entführen. Dazu brauchte ich Geld, mein Schatz war aber erschöpft durch die 100 Pistolen, keinen Heller konnte ich aufweisen. Das Fehlende mir zu verschaffen, stellte ich meinem Vater vor, das kanonische Recht verlange von dem Besitzer einer Abtei die größte Sorgfalt in der Verwaltung ihres Eigenthums und ich halte es für Gewissenspflicht, mich derselben zu unterziehen. Mein Vortrag fand keinen Beifall, die Sache ließ sich aber nicht zurückweisen, einmal weil sie von Rechtswegen geboten, dann weil ich, die Sorge für meine Pfründen übernehmend, die Absicht sie zu behalten verrieth. Am anderen Tage schon begab ich mich auf den Weg, um Buzay, das von Machecoul nur 5 Stunden entfernt ist, zu verpachten. Ein Kaufmann aus Nantes benutzte meine Eile, um einen Handel zu schließen, der ihn zum reichen Mann machen sollte. Er zählte mir 4000 Thaler hin und ich, so glücklich als hätte ich 4 Millionen empfangen, war nur noch bedacht, eines der holländischen Schiffchen, die fortwährend die Rhede von Retz besuchen, zu miethen. Ein Zufall hintertrieb alle meine Anschläge. Mademoiselle de Retz, so nannte sich die Geliebte seit der Verheirathung ihrer Schwester, hatte die schönsten Augen von der Welt, die aber nie schöner waren als wenn sie zu erlöschen schienen; nie habe ich Augen gesehen, denen das Schmachten den gleichen Reiz verliehen hätte. Eines Tags, als wir auf dem Lande bei Bekannten speisten, ruhten der Schönen Blicke auf einem Spiegel und sie zeigte darin Alles, was der Italiener mit morbidezza, Zärtliches, Lebhaftes, Rührendes auszudrücken vermag. Zum Unglück gewahrte sie nicht, daß Pallnau, der nachmalige Marschall von Clérembaut, dieses Mienenspiel beobachtete. Der Herzogin von Retz sehr ergeben, stattete er dieser sofort Bericht ab über das, was er gesehen und dem er späterhin das Verdienst der Originalität hat absprechen wollen. Die Herzogin, von tödtlichem Hasse gegen ihre Schwester erfüllt, theilte an demselben Abende das Gehörte dem Vater mit und dieser säumte nicht, meinen Vater zu unterrichten. Dies hatte die Folge, daß gleich in den nächsten Tagen der alte Herr mit seinen Söhnen von dannen zog, ohne daß der Sünder den Beweggrund dieser plötzlichen Abreise sich zu deuten wußte, bis sein Bruder zu Orléans ihm die Cassette mit dem Gelde wegnahm, ohne Zweifel um sein Durchgehen zu verhüten. Mit welchem Kummer ich nach Paris zurückkehrte, mag jeder sich denken." Immer noch mit dem Gedanken einer Entführung beschäftigt, gelang es ihm, neue Gelder aufzubringen, aber die Geliebte scheint ihn aufgegeben zu haben oder wurde vergessen, zumal für Gondi ein glänzenderes Gestirn aufgegangen ist in der Person der wunderschönen Prinzessin von Guémené, dieselbe, welche auch die Huldigungen des Abbé de Rancé empfing. „Il faudroit un volume," schreibt Gondi, „pour déduire toutes les façons dont cette histoire fut ornée. Une des plus simples fut, qu'il fallut s'obliger par serment de laisser à la belle un mouchoir sur les yeux quand la chambre séroit trop éclairée. Comme il ne pouvoit couvrir que le visage, il n'empêcha pas de juger des autres beautés, qui sans exagération passoient celles de la Vénus de Médicis, que je venois de voir tout fraichement à Rome. J'en avois apporté la stampe et cette merveille du siècle d'Alexandre cédoit à la vivante." Genau 14 Tage vor diesem Abenteuer war der Teufel der Prinzessin von Guémené erschienen und das wiederholte sich häufig, aus der Unterwelt hervorgerufen durch die Beschwörungen von Arnauld d'Andilly, dem gewaltigen Büßer, um seiner Andächtigen „de laquelle il étoit encore plus amoureux que moi, mais en Dieu et purement spirituellement" Schrecken einzujagen. Ich meiner Seits wußte aber einen anderen Höllengeist zu beschwören, der lieblicher von Gestalt die Prinzessin nach Verlauf von sechs Wochen aus ihrem Kloster Port-Royal hervorzog. Auch mit der Marschallin von la Meilleraye will Gondi einen Liebeshandel angeknüpft haben und that sich nicht wenig darauf zu Gute, daß er hier dem allgewaltigen Richelieu den Rang ablief. Dagegen ist er sehr ungehalten, daß sein Duell mit Praslin ganz unbemerkt blieb. „Je n'oubliai rien pour faire éclater ce combat, jusqu'au point d'avoir aposté des témoins: mais l'on ne peut forcer le destin et l'on ne songea pas seulement à en informer." Etwa gegen Ausgang des Jahres 1635 scheint der Abbé das Bedürfniß ernstlicher theologischer Studien empfunden zu haben. Er widmete sich denselben mit einem Eifer, den zu bemerken der Cardinal von Richelieu um so weniger verfehlen konnte, da er selbst seit langer Zeit der erste Cavalier gewesen, der auf dergleichen Studien sich legte. Bei mehren Gelegenheiten gedachte er des Abbé de Retz mit Theilnahme, er bezeigte Verwunderung, daß

derselbe niemals zur Aufwartung komme und gab dem nachmaligen Bischofe von Mâcon Lingendes den Auftrag, den jungen Mann bei ihm einzuführen. So viele Huld will indessen der Abbé zurückgewiesen haben, hierzu der nichtigsten Vorwände sich bedienend. „Je fis le malade, j'allois à la campagne; enfin j'en fis assez pour laisser voir que je ne voulois pas m'attacher à M. le cardinal de Richelieu, qui étoit un très-grand homme, mais qui avoit au souverain degré le faible de ne point mépriser les petites choses.“ Als das erste Zeichen von des Cardinals Misstimmung betrachtet Gondi dessen Ansicht von der Geschichte der Verschwörung des Fiesco. „Das ist ein gefährlicher Kopf,“ hatte der Minister von dem Verfasser geurtheilt, der übrigens bekannt ist, daß seine Unfügsamkeit größtentheils durch der Prinzessin von Guémené Abneigung für den Fürchterlichen veranlaßt wurde. Der Beifall, welchen der Abbé durch seine Betheiligung bei mehren öffentlichen Disputationen der Sorbonne gefunden hatte, bestimmte ihn, seine Gaben für des Predigers Beruf zu versuchen. Man gab ihm den Rath, sich in kleineren Conventen zu prüfen und allmälig durch die Uebung zu vervollkommnen. Er that genau das Gegentheil und predigte zu Christi Himmelfahrt, Pfingsten und Frohnleichnam bei den sogenannten kleinen Carmeliteſſen der Straße Chapon in Gegenwart der Königin und des gesammten Hofstaates. Die Licenz der Sorbonne ging zu Ende; es sollte im Namen der Corporation öffentliches Zeugniß demjenigen ausgestellt werden, der am besten in den Disputationen bestanden hatte, eine Ceremonie, die stets von vielen Feierlichkeiten begleitet ist. Gondi glaubte den ersten Preis in Anspruch nehmen zu können, wiewol der Abbé de la Mothe-Houdancourt, von dem Cardinal von Richelieu als ein Vetter dringend empfohlen, ihm ein gefährlicher Concurrent schien. Dem Cardinal seine Ehrfurcht zu bezeigen, erklärte Gondi, von seiner Bewerbung abzustehen. Etwas kühl nahm der Cardinal diese Erklärung auf, „qu'il ne prétendoit point que M. l'abbé de la Mothe eût l'obligation du lieu à ma cession, mais à son mérite auquel on ne pouvoit le refuser. La réponse m'outra, je ne répondis que par un soûris et une profonde révérence.“ Bei der Abstimmung erhielt Gondi den ersten Preis durch den Ausspruch von 80 Wählern. „M. le cardinal s'emporta jusqu'a la puérilité, il menaça les députés de la Sorbonne de raser ce qu'il avoit commencé d'y bâtir et il fit mon éloge tout de nouveau avec une aigreur incroyable.“ Die Familie, die Sorbonne, die Geliebten, der Graf von Soissons, die Freunde wurden von namenlosem Schrecken ergriffen, alle bestanden darauf, daß der Bedrohte dem Zorne des Cardinals ausweiche. Dies wurde die Veranlassung zu der Reise nach Italien im Sommer 1638, in welcher Tallemant der Begleiter war des „petit audacieux, à mine patibulaire,“ wie Richelieu den Abbé bezeichnete. Des Ministers Gesundheit war im Abnehmen begriffen, sodaß sich demnach einige Hoffnung für den Abbé ergab, in dem Erzbisthume Paris des Oheims Nachfolger zu werden. Außerdem hatte der Graf von Soissons dem Vater Gondi erklärt, er werde bei erster Gelegenheit die geistlichen Pfründen, die er auf den Namen Custodinos besaß, ein Einkommen von mehr als 100,000 Livres, zu Gunsten des Abbé de Retz aufgeben. Solchen Aussichten gegenüber trat die Abneigung für den geistlichen Stand einigermaßen in den Hintergrund. „Je me résolus de me signaler dans ma profession de toutes les manières. Je commençai par une très-grande retraite, j'étudiois presque tout le jour, je ne voyois que fort peu de monde, je n'avois presque plus d'habitudes avec toutes les femmes, hors madame de Guémené.“ Die Zurückgezogenheit hinderte ihn jedoch nicht, sich bei einer Verschwörung gegen das Leben des Cardinals von Richelieu zu betheiligen. Es sollte dieser bei Gelegenheit der Taufe von des Herzogs von Orléans Tochter ermordet werden, eine Unpäßlichkeit hielt ihn jedoch ab, bei dieser Handlung zu erscheinen. „Je vous confesse que cette entreprise, qui nous eût comblé de gloire si elle nous eût réussi, ne m'a jamais plue. Je voudrois de tout mon coeur n'en avoir jamais été. L'ancienne Rome l'auroit estimée: mais ce n'est pas par cet endroit que j'estime l'ancienne Rome.“ In ernstlichere Umtriebe verwickelte den Abbé seine Anhänglichkeit zu dem Grafen von Soissons, welchem zu dienen er verschiedentlich die Reise nach Sedan machte. Es war im Werke, durch Einverständniß mit etlichen Gefangenen, deren einer der Marschall von Vitry war, sich der Bastille zu bemächtigen, während der Graf von Soissons mit der Spanier und Kaiserlichen Hilfe in das Königreich einbrechen würde. Die Zwecke der Partei zu fördern, hatte der Graf dem Abbé 12,000 Thaler angewiesen, die er doch vielmehr, um die ihm mangelnde Popularität zu gewinnen, verwendete. „Je portai ces écus à ma tante de Maignelais, en lui disant que l'étoit une réstitution qui m'avoit été confiée par un de mes amis, à sa mort, avec ordre de l'employer moi-même au soulagement des pauvres, qui ne mendioient pas; que comme j'avois fait serment sur l'évangile de distribuer moi-même cette somme, je m'en trouvois extrêmement embarassé, parce que je ne connoissois pas les gens; et que je la suppliois d'en vouloir bien prendre le soin. Elle fut sa vie; elle me dit qu'elle le feroit volontiers; mais que comme j'avois promis de faire moi-même cette distribution, elle vouloit absolument que j'y fusse présent, et pour demeurer fidèlement dans ma parole, et pour m'accoutumer moi-même aux oeuvres de charité. C'étoit justement ce que je demandois pour avoir lieu de me faire connoître à tous les nécessiteux de Paris; je me laissois tous les jours comme trainer par ma tante dans des fauxbourgs et dans des greniers. Je voyois très-souvent chez elle des gens bien vêtus, et connus même quelque fois, qui venoient à l'aumône secrète. La bonne femme ne manquoit presque jamais de leur dire. „„Priez bien Dieu pour mon neveu; c'est lui de qui il lui a plu de se servir pour cette bonne oeuvre.““

Jugez de l'état où cela me mettoit parmi les gens qui sont sans comparaison plus considérables que tous les autres dans les émotions populaires! Les riches ne viennent que par force; les mendians y nuisent plus qu'ils ne servent, parce que la crainte du pillage les fait appréhender. Ceux qui y peuvent le plus sont les gens qui sont assez pressés dans leurs affaires pour désirer du changement dans les publiques, et dont la pauvreté ne passe toutefois pas jusques à la mendicité publique. Je me fis donc connoître à cette sorte de gens trois ou quatre mois durant, avec une application toute particulière, et il n'y avoit point d'enfant au coin de leur feu à qui je ne donnasse toujours en mon particulier quelque bagatelle. Je connoissois Nanon et Babette. Le voile de madame de Maignelais, qui n'avoit jamais fait d'autre vie, couvroit toute chose. Je faisois même un peu le dévot, et j'allois aux conférences de Saint-Lazare." Bei einer anderen Fahrt nach Sedan erhielt der Abbé den Auftrag, in Gesellschaft des kaiserlichen Obersten von Metternich nach Givet zu reisen, um des Anzugs der von Lamboy befehligten Armee Augenzeuge zu werden. Mit 32 von dem Grafen von Soissons ausgestellten Blanketten kam er nach Paris zurück und theilte von der daselbst vorbereiteten Insurrection das Programm mit. „Aussitôt que nous aurions reçu la nouvelle du gain de la bataille, nous devions le publier dans Paris avec toutes les figures. MM. de Vitry et de Cramail devoient s'ouvrir en même temps aux autres prisonniers, se rendre maîtres de la Bastille, arrêter le gouverneur, sortir dans la rue Saint-Antoine avec une troupe de noblesse, dont M. le maréchal de Vitry étoit assuré; crier vive le roi et M. le comte! M. d'Estampes devoit à l'heure donnée faire battre le tambour pour toute sa colonelle, joindre le maréchal de Vitry au cimetière Saint-Jean, et marcher au Palais, pour rendre des lettres de M. le comte au parlement, et l'obliger à donner arrêt en sa faveur. Je devois de mon côté me mettre à la tête des compagnies de Parmentier et de Guérin, de laquelle l'Espinai me répondoit, avec vingt-cinq gentilshommes que j'avois engagés par différens prétextes, sans qu'ils sçussent eux-mêmes précisément ce que c'étoit. Mon bon homme de gouverneur, qui croyoit que je voulois enlever mademoiselle de Rohan, m'en avoit amené douze de son pays. Je faisois état de me saisir du Pont-Neuf, de donner la main par les quais à ceux qui marchoient au Palais; et de pousser ensuite les barricades dans les lieux qui nous paroissoient les plus soulevés. La disposition de Paris nous faisoit croire le succès infaillible; le secret y fut gardé jusqu'au prodige." Am 6. Juli 1641 wurde bei la Marlée geschlagen, der Tod des Grafen von Soissons vernichtete aber alle Träume, die aus Lamboy's Sieg herzuleiten waren. Die Revolutionirung von Paris war ohnehin ein Unsinn, einzig der von Mirabeau projectirten Contrerevolution vergleichbar. In seinen Hoffnungen getäuscht, wendete der Abbé sich ernstlicher der Kirche zu. „Tout m'y portoit. Madame de Guémené s'étoit retirée depuis six semaines dans sa maison du Pont-Royal. M. d'Andilly me l'avoit enlevée; elle ne mettoit plus de poudre, elle ne se frisoit plus, et elle m'avoit donné mon congé dans toute la forme la plus authentique que l'ordre de la pénitence pouvoit demander. Si Dieu m'avoit ôté la Place Royale, le diable ne m'avoit pas laissé l'Arsénal, où j'avois découvert, par le moyen du valet de chambre, mon confident, que (Piulière), capitaine des gardes du maréchal, étoit pour le moins aussi bien que moi avec la maréchale. Voilà de quoi devenir un saint." Ein solcher ist nun freilich der Abbé nicht geworden, aber eine merkliche Besserung trat in seinem Wandel ein. Er studirte fleißig, verkehrte vorzugsweise mit wissenschaftlichen oder frommen Männern und schuf sich in seiner Zurückgezogenheit gleichsam eine Akademie. „Je ne faisois pas le dévot, parce que je ne me pouvois assurer que je pusse durer à le contrefaire: mais j'estimois beaucoup les dévots; et à leur égard, c'est un des plus grands points de la piété. J'accommodois même mes plaisirs au reste de ma pratique. Je ne me pouvois passer de galanterie, mais je la fis avec madame de Pommereux, jeune et coquette, mais de la manière qui me convenoit. Enfin, ma conduite me réussit, et au point qu'en vérité je fus fort à la mode parmi les gens de ma profession, et que les dévots mêmes disoient, après M. Vincent, qui m'avoit appliqué ce mot de l'Evangile, que je n'avois pas assez de piété, mais que je n'étois pas trop éloigné du royaume de Dieu." Bereits konnte der Abbé sein Wissen leuchten lassen. Zur Berührung gekommen mit Mestrezat, einem reformirten Prediger, bestand er gegen denselben in neun Conferenzen, die nebenbei die Bekehrung eines Edelmannes aus Poitou zur Folge hatte. Auch den Keim einer zärtlichen Neigung hat der Abbé damit dem Herzen der jungen Prinzessin von Vendôme eingepflanzt, bald darauf in einem Abenteuer mit spukhaften Gestalten, wobei er in Unerschrockenheit mit Turenne wetteiferte, diese Neigung gar sehr verstärkt. Cospeau, der fromme und gelehrte Bischof von Lisieur, hatte mit Richelieu die Begnadigung des petit audacieux verhandelt; dem Könige wurde er durch seinen Oheim, den Erzbischof von Paris, vorgestellt und dieser äußerte sich ungemein wohlwollend und gnädig gegen den Nepoten, in der Erinnerung an Gondi's Betragen gegen ein ihm überliefertes Mädchen, mit dem er großmüthig, wahrhaft menschlich verfuhr, dem er sogar die Mittel verschaffte, in einem Kloster sich zu heiligen. Dieser Begebenheit, dann einer Rauferei, von welcher die Relation den König belustigt hatte, sollte der Abbé die Ernennung zum Coadjutor von Paris 1643 verdanken. Diese hatte Ludwig XIII. ihm sterbend verheißen. „Quel rapport de ces deux bagatelles à l'archevêché de Paris! et voilà toutefois comme la plupart des choses se

font.“ Am 7. Oct. 1643 ließ Papst Urban VIII. die Bullen für den neuen Coadjutor ausfertigen, worauf dieser den Advent hindurch in der Kirche Saint-Jean-en-Grève predigte. „Comme j'étois obligé de prendre les ordres, je fis une retraite dans Saint-Lazare, où je donnai à l'extérieur toutes les apparences ordinaires. L'occupation de mon intérieur fut une grande et profonde réflexion sur la manière que je devois prendre pour ma conduite. Elle étoit très difficile. Je trouvois l'archevêché de Paris dégradé à l'égard du monde, par les bassesses de mon oncle, et désolé à l'égard de Dieu, par sa négligence et par son incapacité. Je prévoyois des oppositions infinies à son rétablissement; et je n'étois pas si aveuglé, que je ne connusse que la plus grande et la plus insurmontable étoit dans moi-même. Je n'ignorois pas de quelle nécessité est la règle des moeurs à un évêque. Je sentois que le désordre scandaleux de ceux de mon ordre me l'imposoit encore plus étroite et plus indispensable qu'aux autres; et je sentois en même temps que je n'en étois pas capable, et que tous les obstacles et de conscience et de gloire, que j'opposois au déréglement, ne seroient que des digues fort mal assurées. Je pris, après six jours de réflexion, le parti de faire le mal par dessein, ce qui est sans comparaison le plus criminel devant Dieu, mais ce qui est sans doute le plus sage dévant le monde; et parce qu'en le faisant ainsi, l'on y met toujours des préalables qui en couvrent une partie, et parce que l'on évite par ce moyen le plus dangereux ridicule qui se puisse rencontrer dans notre profession, qui est celui de mêler à contre-temps le péché et la dévotion. Voilà la sainte disposition avec laquelle je sortis de Saint-Lazare. Elle ne fut pas pourtant de tout point mauvaise; car je pris une ferme résolution de remplir exactement tous les dévoirs de ma profession, et d'être aussi homme de bien pour le salut des autres, que je pouvois être méchant pour moi-même.“ Am 31. Jan. 1644 empfing Gondi von der Hand seines Oheims die bischöfliche Weihe, nachdem er am 22. Jan. n. J. zum Erzbischof von Korinth in partibus ernannt worden war. Seiner ersten Messe wohnte von den Verwandten Niemand bei; die Taxen für die Bullen erlegte Lozières, dem sein Verkehr mit dem Coadjutor nicht eben vortheilhaft war, „car, outre que cet argent n'est pas prêt à être rendu, cette connoissance fut cause qu'il se mit tout autrement l'ambition dans la tête,“ sagt Tallemant, der an einer anderen Stelle hinzufügt, „M. l'archevêque trouva bon que, par épargner un loyer de maison, il (der Coadjutor) se logeât au petit archevêché où il a toujours logé depuis, car il ne dépensoit que trop, et la galanterie de madame de Pommereuil avoit déjà commencé.“ Gondi, in der Hoffnung betrogen, von der sich ihm zuwendenden Gunst Richelieu's Vortheil zu ziehen, hätte sehr gern mit dem Nachfolger im Ministerium, mit Mazarin, sich abgefunden. Wesentlich hatte indessen seine Lage sich verändert; er war nicht mehr der unbedeutende Abbé, sondern als Coadjutor eine Persönlichkeit von Belang; seine Hinneigung zu dem Domcapitel, zu dem städtischen Klerus verschaffte ihm eine gewichtige Stütze; reichlichen Almosen verdankte er eine ausgebreitete Popularität, alles Dinge, in welchen einen künftigen Nebenbuhler zu fürchten Mazarin leichtlich verleitet werden konnte. Gondi wurde beinahe als ein Feind behandelt, obgleich er der Regentschaft in ihrem Beginne einen Dienst von Wichtigkeit geleistet hatte, indem er den Marquis von Nangis, wie erbittert dieser auch gegen die Königin und den Cardinal, abhielt, der Cabale der Importants beizutreten und ihn beredete, sein Regiment von Mantes nach Saint-Germain zu führen, womit des Herzogs von Orléans Gelüsten, sich die Regentschaft anzumaßen, vereitelt wurde. Der Zumuthung, für seine Person den Importants sich anzuschließen, setzte Gondi die Dankbarkeit entgegen, die er wegen der Coadjutorie der Königin schuldig war, und als man ihm zu bedenken gab, daß er diese Auszeichnung eigentlich nur dem verstorbenen Könige verdanke, äußerte er: „Vous me permettrez d'oublier tont ce qui pourroit diminuer ma reconnoissance, et de ne me resouvenir que de ce qui la doit augmenter.“ Er konnte hiernach wol auf einige Dankbarkeit sich Rechnung machen, statt dessen wurde er in der Ausführung seiner Entwürfe für die in der Diöcese nothwendig gewordenen Reformen gehemmt. Er verrieth darum keine Empfindlichkeit, bezeigte sich vielmehr ungemein unterwürfig, als er an der Spitze seines Klerus dem Cardinal aufwartete, um die Rechte seiner Kirche zu wahren. „Je lui représentai les raisons et les exemples. Je lui dis qu'étant son serviteur aussi particulier que je l'étois, j'espérois qu'il me feroit la grâce de les faire entendre à la reine; et l'ajoutai assurément tout ce qui l'y pouvoit obliger. C'est en cette occasion que je connus qu'il affectoit de me brouiller avec elle.“ Schließlich, nach manch unfreundlicher Rede, wurde Gondi an die Königin verwiesen. Diese, „sifflée et aigrie,“ setzte für den anderen Tag eine neue Conferenz fest; „tout ce que j'en pus tirer, fut qu'elle donneroit audience au chapitre, sans lequel je lui déclarai que je ne pouvois ni ne dévois rien conclure. Il le mandai à l'heure même. Le doyen arriva le lendemain avec seize députés. Je les présentai; ils parlèrent et ils parlèrent très sagement et très fortement. La reine nous renvoya à M. le cardinal qui, pour vous dire le vrai, ne nous dit que des impertinences. Et comme il ne savoit encore que très médiocrement la force des mots françois, il finit sa réponse en me disant que je lui avois parlé la veille fort insolemment. Vous pouvez juger que cette parole me choqua. Comme toutefois j'avois pris une résolution ferme de faire paroître de la modération, je ne lui répondis qu'en souriant et je me tournai aux députés, en leur disant: Messieurs, le mot est gai. Il se fâcha de mon souris, et il me dit d'un ton très haut: A qui croyez-vous parler? Je vous apprendrai à vivre.

Je vous confesse que ma bile s'échauffa. Je lui répondis que je savois fort bien que c'étoit le coadjuteur de Paris qui parloit à M. le cardinal Mazarin; mais que je croyois que lui pensoit être le cardinal de Lorraine, qui parloit au suffragant de Metz." Die Deputation wollte nach Paris zurückkehren und es kam der Marschall von Estrées, den Coadjutor vor die Königin zu rufen. „J'y menai les députés. Nous la trouvâmes radoucie, bonne, changée à un point que je ne vous puis exprimer. Elle me dit en présence des députés, qu'elle avoit voulu me voir, non pas pour la substance de l'affaire, pour laquelle il seroit aisé de trouver des expédients, mais pour me faire une réprimande de la manière dont j'avois parlé à ce pauvre M. le cardinal, qui étoit doux comme un agneau, et qui m'aimoit comme son fils. Elle ajouta à cela toutes les bontés possibles, et elle finit par un commandement qu'elle fit au doyen et aux députés de me mener chez M. le cardinal, et d'aviser ensemble à ce qu'il y avoit à faire. J'eus un peu de peine à faire ce pas, et je marquai à la reine qu'il n'y avoit eu qu'elle au monde qui m'y avoit pu obliger." Auch Mazarin zeigte sich durchaus verändert, entschuldigte die ihm entschlüpfte Verwechselung des Insolito mit Insolemment, setzte aber die Entscheidung des Streites aus, bis er von einer kleinen Reise zurückgekommen sein würde. Die Frist wurde benutzt, um den momentan in Anjou weilenden Erzbischof zu bearbeiten und nach Verlauf von fünf oder sechs Tagen erhielt der Coadjutor ein Schreiben, worin der Erzbischof ihm gebot, die Trauung der Prinzessin von Gonzaga, künftiger Königin von Polen, durch den Bischof von Ermland vornehmen zu lassen. Dieses war des Streites einzige Veranlassung, indem ein Erzbischof von Paris bis daher nur gewohnt, Cardinälen aus dem königlichen Hause seine Kirche für dergleichen Handlungen zu überlassen. „Si j'eusse été bien sage, je me serois contenté de ce que j'avois fait jusques là, parce qu'il est toujours judicieux de prendre toutes les issues que l'honneur permet pour sortir des affaires que l'on a avec la cour: mais j'étois jeune et j'étois de plus en colère, parce que je voyois que l'on m'avoit joué." Durch ihn geleitet, erklärte das Domcapitel: der Erzbischof könne nach seinem Wohlgefallen über das Schiff der Kirche verfügen, der Chor aber sei Eigenthum des Capitels und das würde darin Niemanden als den Erzbischof oder den Coadjutor walten lassen. Der Cardinal wollte hierauf die Trauung in der Kapelle des Palais-Royal vorgenommen wissen. „Je lui écrivis pour lui en représenter les inconvéniens. Il étoit piqué et il tourna ma lettre en raillerie. Je fis voir à la reine de Pologne que si elle se marioit ainsi, je serois forcé malgré moi de déclarer son mariage nul; mais qu'il y avoit un expédient, qui étoit qu'elle se mariât véritablement dans le Palais-Royal, mais que l'évêque de Warmie vint chez moi en reçevoir la permission par écrit. La chose pressoit; et il n'y avoit pas de temps pour attendre une nouvelle permission d'Angers. La reine de Pologne ne vouloit rien laisser de problématique dans son mariage et la cour fut obligée de plier et de consentir à ma proposition, qui fut exécutée." Nicht völlig denselben Ausgang nahm ein Rangstreit mit dem Herzoge von Orléans: „quand l'on affectoit de faire des actions de saint Ambroise, il en falloit faire la vie," diese beißenden Worte mußte Gondi von dem Cardinal hinnehmen, am Ende auch dem zürnenden Prinzen eine leichte Entschuldigung darbringen. Ernstere Dinge begannen indessen sich vorzubereiten. Das fortwährende Steigen der Auflagen, während man doch Erleichterung verheißen hatte, erzeugte eine dumpfe Gährung, der Worte zu geben das Parlament im August 1647 unternahm. Der Hof antwortete durch neue Forderungen und veranlaßte damit den Aufruhr vom 8. Jan. 1648, der sich jedoch alsbald beruhigte, nachdem die als Schreckmittel herbeigeführten Gardes françoises und Suisses zurückgezogen worden waren. Im Interesse gemeinsamer Vertheidigung schlossen die Cour des aides, die Chambre des comptes, der Grand conseil und das Parlement den Unionsvertrag vom 13. Mai 1648. Mazarin ließ die Einflußreichsten aus den vier Behörden zu sich entbieten und befiehlt ihnen, den Unionsvertrag zu vernichten, Oignon (Zwiebel) sagt der Fremdling für Union, mit dem Zusatze, sie müßten gehorsam sein, auch wenn der König ihnen die Eicheln am Kragen untersagen wollte. Die Eicheln und der Oignon spielen eine große Rolle in den satyrischen Darstellungen jener Zeit. Bei dem fortwährenden Steigen der Gährung, welchem der Coadjutor schwerlich ganz fremd war, erzählt er doch, daß er vom 28. März bis zum 25. Aug. an Almosen und Geschenken 36,000 Thaler ausgetheilt habe, und es schien ihm Pflicht, mit der Königin und dem Cardinal von der öffentlichen Stimmung zu sprechen. „Je leur en rendis compte, ce qu'ils reçurent l'un et l'autre avec beaucoup de colère. Celle du cardinal s'adoucit au bout de quelques jours, mais ce ne fut qu'en apparence; elle ne fit que se déguiser. J'en connus l'art, et j'y remédiai; car comme je vis qu'il ne se servoit des avis que je lui donnois, que pour faire croire dans le monde que j'étois assez intimément avec lui pour lui rapporter ce que je découvrois, même au préjudice des particuliers: je ne lui parlai plus de rien que je ne disse publiquement à table, en dinant chez moi. Je me plaignis même à la reine de l'artifice du cardinal; et ainsi sans discontinuer ce que le poste où j'étois m'obligeoit de faire pour le service du roi, je me servis des mêmes avis que je donnois à la cour, pour faire voir au parlement que je n'oubliois rien pour éclairer le ministère, et pour dissiper les nuages dont les intérêts des subalternes et la flatterie des courtisans ne manquent jamais de l'offusquer." Die Mäßigung des Coadjutors scheint der Cardinal als Feigheit betrachtet und demnach mit Sarcasmen verfolgt zu haben; bei Gelegenheit eines solchen äußerte Gondi: „qu'il sied encore

plus mal à un ministre de dire des sottises que d'en faire." Bei Gelegenheit des Sieges bei Lens hatte der Coadjutor seine Gratulation anzubringen. Der Cardinal vertraute ihm, er werde die Gelegenheit benutzen, um das Parlament und dessen Alliirte zu überzeugen, daß ihm die Racheplane durchaus fremd seien, deren man ihn bezüchtige und daß man in den nächsten Tagen erkennen würde, die im Felde errungenen Vortheile hätten den Hof vielmehr besänftigt als zu Ausbrüchen von Uebermuth verleitet. „J'avoue que je fus dupe. Je le crus, j'en eus de la joie." Gleich darauf, den 26. Aug. 1648, als eben das Te Deum wegen Lens abgesungen war, wurden „le bon homme Broussel, conseiller de la grande chambre," und Blancménil, président aux enquêtes, verhaftet. „Je ne vous puis exprimer la consternation qui parut dans Paris le premier quart d'heure de l'enlèvement de Broussel, et le mouvement qui se fit dès le second. La tristesse ou plutôt l'abattement saisit jusques aux enfants; l'on se regardoit et l'on ne se disoit rien. L'on éclata tout d'un coup: l'on s'émut, l'on courut, l'on cria, l'on ferma les boutiques." Sofort hiervon in Kenntniß gesetzt, beschloß Gondi nach Hofe zu eilen, wie sehr ihn auch wurmte, daß er nur Tags vorher durch die glatten Worte des Cardinals sich hatte täuschen lassen. Es schreibt das Journal du Parlement: „Le coadjuteur, étant averti de ce désordre, est venu sur le Pont-Neuf, vêtu de soie, camail et bonnet en tête et a exhorté le peuple, de dessus le parapet où il s'est mis, de s'apaiser et rétirer. A quoi lui ayant été dit tout d'une voix, que l'on ne feroit rien que l'on n'eût M. de Broussel et les autres messieurs du Parlement, il promit au peuple qu'il en alloit supplier la reine." Dem unberufenen Warner wurde bei Hofe ein ziemlich kühler Empfang. Bei seinem Eintreten flüsterte Bautru der Königin zu: „Votre Majesté est bien malade, le coadjuteur lui apporte l'extrême-onction." Die Königin bezeigte sich weniger unfreundlich: „elle me fit des honnêtetés et je répondis par un profond respect et par une mine si niaise, que La Rivière dit à l'oreille de Bautru: Voyez ce que c'est de n'être pas jour et nuit en ce pays-ci! Le coadjuteur est homme du monde; il a de l'esprit; il prend pour bon ce que la reine vient de lui dire. La vérité est que tout ce qui étoit dans ce cabinet jouoit la comédie. Je faisois l'innocent et je ne l'étois pas, au moins en ce fait." Nach vielfältigem zwecklosem Geplauder wurde endlich beschlossen, den Coadjutor als Friedensboten an das Volk abzusenden; er sollte die Nachricht mittheilen, daß Broussel in Freiheit zu setzen sei, sobald die Massen sich beruhigt haben würden. Der Marschall von la Meilleraye erbot sich, den Coadjutor zu begleiten und versicherte „que nous y ferions des merveilles. Je n'en doute point, lui répondis-je, pour vu qu'il plaise à la reine de nous faire expédier en bonne forme la promesse de la liberté des prisonniers; car je n'ai pas assez de crédit parmi le peuple pour m'en faire croire sans cela. L'on me loua de ma modération. Le maréchal ne douta de rien: la parole de la reine valoit mieux que tous les écrits. En un mot l'on se moqua de moi, et je me trouvai tout d'un coup dans la cruelle nécessité de jouer le plus méchant personnage où peut-être jamais particulier se soit rencontré." Er wollte Einiges erinnern; die Königin war verschwunden und die Sendung mußte übernommen werden. „La seule mesure que je me résolus de garder, fut celle de ne rien promettre en mon nom au peuple, et de lui dire simplement que la reine m'avoit assuré qu'elle rendroit Broussel, pourvu que l'on fit cesser l'émotion." Der Marschall von Meilleraye, statt sich dem Gefährten anzuschließen, stürmte voraus an der Spitze der Chevaulégers von der Garde und schrie aus Leibeskräften, den Säbel schwingend: „Vive le roi, liberté à Broussel." Den Säbel sahen Viele blinken, die Worte vernahmen nur Wenige und die feindliche Demonstration gab das Signal zu Feindseligkeiten. Eigenhändig erschoß der Marschall einen Sackträger, nichtsdestoweniger gerieth er gleich darauf mit seinen Reisigen in arge Bedrängniß. „Je me jetai dans la foule pour essayer de les séparer, et je crus que les uns et les autres porteroient au moins quelque respect à mon habit et à ma dignité. Je ne me trompai pas absolument, car le maréchal, qui étoit fort embarrassé, prit avec joie ce pretéxte pour commander aux chevaulégers de ne plus tirer; et les bourgeois s'arrêtèrent et se contentèrent de faire ferme dans le carrefour; mais il y en eut vingt ou trente qui sortirent avec des hallebardes et des mousquetons, de la rue des Prouvelles, qui ne furent pas si modérés, et qui ne me voyant pas ou ne me voulant pas voir, firent une charge fort brusque aux chevaulégers, cassèrent d'un coup de pistolet le bras à Fontrailles, blessèrent un de mes pages, qui portoit le derrière de ma soutane, et me donnèrent à moi même un coup de pierre au dessous de l'oreille, qui me porta par terre. Je ne fut pas plutôt rélevé, qu'un garçon d'apothicaire m'appuya le mousqueton sur la tête; quoique je ne le connusse point du tout, je crus qu'il étoit bon de ne le lui pas témoigner dans ce moment, et je lui dis au contraire: Ha malheureux! si ton père te voyoit. Il s'imagina que j'étois le meilleur ami de son père, que je n'avois pourtant jamais vu. Je crois que cette pensée lui donna celle de me regarder plus attentivement. Mon habit lui frappa les yeux: il me demanda si j'étois M. le coadjuteur. Et aussitôt que je le lui eus dit, il cria: Vive le coadjuteur! Tout le monde fit le même cri; l'on courut à moi; et le maréchal de la Meilleraye se retira avec plus de liberté au Palais-Royal, parce que j'affectai, pour lui en donner le temps, de marcher du côté des Halles. Tout le monde me suivit et j'en eus besoin: car je trouvai cette fourmilière de fripiers tout en armes. Je les flattai, je les caressai, enfin je les persuadai. Ils quittèrent

les armes, ce qui fut le salut de Paris; parce que s'ils les eussent eu encore à la main à l'entrée de la nuit, qui s'approchoit, la ville eût été infailliblement pillée. Je n'ai guère eu en ma vie de satisfaction plus sensible que celle-là; et elle fut si grande, que je ne fis pas seulement de réflexion sur l'effet que le service que je venois de rendre devoit produire au Palais-Royal. Je dis, devoit: car vous allez voir qu'il en produisit un tout contraire." Von 30 oder 40,000 Menschen, alle unbewaffnet, begleitet, gelangte Gondi zum Palais-Royal. „Paris, soumis et désarmé se vient jeter aux pieds de V. M." mit diesen Worten hat er die Königin angesprochen, jedoch eine strenge Gegenrede vernommen, die mit den höhnenden Worten schloß: „Allez vous reposer, Monsieur, vous avez bien travaillé." Den Grimm im Herzen, beurlaubte sich der Coadjutor, um auf dem Heimwege, von dem Verdecke seines Wagens aus, nochmals die in dichten Haufen ihm folgende Menschenmenge anzureden und Ruhe und Ordnung zu empfehlen. „J'ajoutai tout ce que je crus pouvoit adoucir cette commune; et je n'y eus pas beaucoup de peine parce que l'heure du souper approchoit. Cette circonstance vous paroîtra ridicule: mais elle est fondée; et j'ai observé qu'à Paris, dans les émotions populaires les plus échauffés ne veulent pas ce qu'ils appellent se désheurer." In seiner Wohnung angekommen, ließ der Coadjutor sofort wegen der Contusion am Ohre zur Ader, dann überließ er sich den schwärzesten Betrachtungen, denen die von seinen Freunden, Montresor, Laigues, Argenteuil, abgestatteten Berichte einen höchst schmerzlichen Zusatz gaben. Laigues, der eben bei dem Souper der Königin sich befunden, „me dit que l'on m'avoit tourné publiquement en ridicule; que l'on m'y avoit traité d'homme qui n'avoit rien oublié pour soulever le peuple sous prétexte de l'apaiser; que l'on avoit sifflé dans les rues; qui avoit fait semblant d'être blessé, quoiqu'il ne le fût point, enfin qui avoit été exposé deux heures entières à la raillerie fine de Bautru, à la bouffonnerie de Nogent, à l'enjouement de la Rivière, à la fausse compassion du cardinal et aux éclats de rire de la reine. Vous ne doutez pas que je ne fusse un peu ému; mais dans la vérité je ne le fus pas au point que vous le devez croire. Je me sentis plutôt de la tentation legère que de l'emportement: tout me vint dans l'esprit, mais rien n'y demeura, et je sacrifiai presque sans balancer à mon devoir les idées les plus douces et les plus brillantes que les conjurations passées présentèrent à mon esprit en foule, aussitôt que le mauvais traitement que je voyois connu et public me donna lieu de croire que je pouvois entrer avec honneur dans les nouvelles. Je rejetai, par le principe de l'obligation que j'avois à la reine, toutes ces pensées, quoi qu'à vous dire le vrai, je m'y fusse nourri dès mon enfance." Laigues und Montresor würden, so versichert er, seine Ueberzeugung nicht erschüttert haben, aber Argenteuil sprach im Auftrage des dankbaren Marschalls von la Meilleraye, „qu'il voyoit la cour très-disposée à ne pas perdre le moment favorable; que je serois le premier sur qui l'on voudroit faire un grand exemple; que l'on avoit même parlé de m'envoyer à Quimper-Corentin; que Broussel seroit mené au Havre-de-Grâce, et que l'on avoit résolu d'envoyer à la pointe du jour le chancelier au Palais, pour interdire le parlement et pour lui commander de se retirer à Montargis." Diesem fügte aus eigener Wahrnehmung der Bote hinzu: „Tout est calme, et l'on pendra demain qui l'on voudra." Seiner Freunde Bestürzung keineswegs theilend, brachte Gondi ein Viertelstündchen in einsamer Betrachtung zu: „je ne fis pas seulement réflexion sur ce que je pouvois, parce que j'en étois très-assuré; je pensai seulement à ce que je devois et je fus embarrassé." Als das Viertelstündchen abgelaufen war, sprach er zu seinen Freunden: „Toute la cour me sera témoin de la manière dont on m'a traité depuis plus d'un an au Palais-Royal; c'est au public à défendre mon honneur: mais l'on veut perdre le public et c'est à moi de le défendre de l'oppression. Nous ne sommes pas si mal que vous vous le persuadez et je serai demain, devant midi, maître de Paris." Zur Stunde ließ er Miron, den Obersten des Stadtviertels Saint-Germain-de-l'Aurerrois rufen und dieser, persönlich bedroht, versprach die Trommel rühren zu lassen, sobald er die Weisung erhalten werde. Schwarzmäntler (reiche Bürger, so genannt zum Unterschied von den grauen Mänteln der unteren Classen), unbewaffnet, wurden aufgestellt auf allen Punkten, welche besetzen zu lassen der Hof geneigt sein konnte. „Ainsi l'on se pouvoit assurer, que l'on ne prendroit les armes que quand on l'ordonneroit. Mirons s'acquitta si sagement et si heureusement de cette commission, qu'il y eut plus de 400 gros bourgeois assemblés par pelotons, avec aussi peu de bruit et aussi peu d'émotion, qu'il y en eût pu avoir si les novices des Chartreux y fussent venus pour y faire leurs méditations." Argenteuil übernahm die Hut des Thores von Nesle, „il se mit chez un sculpteur, qui logeoit tout proche, avec vingt bon soldats que le chevalier d'Humières qui faisoit une recrue à Paris lui prêta." Nach solchen Anordnungen will Gondi bis um 6 Uhr Morgens geschlafen, dann mancherlei Meldungen empfangen haben. „Quelque temps après l'enseigne de la colonelle de Miron me vint avertir, que le chancelier marchoit avec toute la pompe de la magistrature droit au Palais; et Argenteuil m'envoya dire que deux compagnies des gardes suisses s'avançoient du côté du faubourg, vers la porte de Nesle. Voilà le moment fatal. Je donnai mes ordres en deux paroles, et ils furent exécutés en deux moments. Miron fit prendre les armes. Argenteuil, habillé en maçon et une règle à la main, chargea les Suisses en flanc, en tua vingt ou trente, prit un des drapeaux, dissipa le reste: le chancelier,

poussé de tous côtés, se sauva à toute peine dans l'hôtel d'O, qui étoit au bout du quai des Augustins, du côté du pont Saint-Michel. Le peuple rompit les portes, y entra avec fureur; et il n'y eut que Dieu qui sauva le chancelier et l'évêque de Meaux, son frère, à qui il se confessa, en empêchant que cette canaille qui s'amusa, de bonne fortune pour lui, à piller, ne s'avisât pas de trouver une petite chambre dans laquelle il s'étoit caché. Le mouvement fut comme un incendie subit et violent qui se prit du Pont-Neuf à toute la ville. Tout le monde, sans exception, prit les armes. L'on voyoit les enfans de cinq et de six ans, avec les poignards à la main; on voyoit les mères qui les leur apportoient elles-mêmes. Il y eut dans Paris plus de douze cents barricades en moins de deux heures, bordées de drapeaux et de toutes les armes que la Ligue avoit laissées entières. Comme je fus obligé de sortir un moment pour apaiser un tumulte, qui étoit arrivé par le mal-entendu de deux officiers du quartier, dans la rue Neuve-Notre-Dame, je vis entre autre une lance traînée plutôt que portée par un petit garçon de huit ou dix ans, qui étoit assurément de l'ancienne guerre des Anglois. Mais j'y vis encore quelque chose de plus curieux. M. de Brissac me fit remarquer un hausse-col de vermeil doré, sur lequel la figure du Jacobin qui tua Henri III. étoit gravée, avec cette inscription: Saint Jacques Clément. Je fis une réprimande à l'officier qui le portoit, et je fis rompre le hausse-col à coup de marteau publiquement sur l'enclume d'un maréchal. Tout le monde cria: vive le roi! mais l'écho répondit: point de Mazarin!" Es verräth dieser Ruf den Talisman, mittels dessen, bei den geringsten Mitteln, so Großes der Coadjutor ausrichten konnte: er hatte, und das ist sein ganzes Verdienst, der öffentlichen Stimmung Gelegenheit verschafft, sich auszudrücken und wurde von ihr als eine Fahne benutzt, als eine solche von dem Hofe gefürchtet. Der Argentier (Schatzmeister) der Königin fand sich bei ihr ein, seine Vermittelung für die Beruhigung der tobenden Massen anzurufen. Er scheint nicht sofort dem Begehren willfahrt zu haben, wollte vermuthlich den Ausgang einer anderen Operation abwarten. Das Parlament, getragen durch die Wogen des gährenden Volkes, hatte plötzlich sich ermannt und zog in corpore, 160 Mann stark, alle im rothen Domino, nach dem Palais-Royal, um die Freilassung der Gefangenen zu verlangen. Sie wird verweigert, die Rothröcke ziehen ab, finden von Seiten des Volkes einen frostigen Empfang und werden von der dritten Barricade in sehr harten Ausdrücken abgewiesen. Gezwungen nahen sie sich nochmals der Königin, die abermals der Beredsamkeit des ersten Präsidenten Molé widersteht, zuletzt aber, durch den Jammer ihrer Umgebung erweicht, dem allgemeinen Begehren widerstrebend sich fügte. „Mais l'on ne voulut pas quitter les armes que l'effet ne s'en fût ensuivi. Le parlement même ne donna point d'arrêt pour les faire poser, qu'il n'eût vu Broussel dans sa place. Il y revint le lendemain, ou plutôt il y fut porté sur la tête des peuples, avec des acclamations incroyables. L'on rompit les barricades, on ouvrit les boutiques et en moins de deux heures Paris parut plus tranquille que je ne l'ai jamais vu le vendredi-saint." Auch Gondi erschien am folgenden Tage nach dem Falle der Barricaden bei Hofe, wo seiner der schmeichelhafteste Empfang wartete. „Le cardinal me dit tant de fadaise, que le bon homme Broussel, qu'il avoit aussi mandé, s'éclata de rire en sortant, tout simple qu'il étoit, et en vérité jusqu'à l'innocence, et qu'il me coula ces paroles dans l'oreille: Ce n'est la qu'un pantalon." Das Parlament allein wollte noch nicht sich beruhigen, wie sehr auch der Coadjutor dafür sich verwendete. Die steigenden Forderungen wurden der Königin so lästig, daß sie, um dagegen sich zu schützen, ihre Kinder nach Ruel entführte. Im Zorne über diese Flucht erließ das Parlament eine dem Cardinal feindliche Erklärung, welche der Coadjutor nicht nur, sondern auch Molé als die Einleitung zu einem Bürgerkriege betrachtete. Besorgend, die Königin möge die während des Winters an der Grenze nicht weiter zu verwendenden Truppen herbeiziehen, um die Stadt Paris zu züchtigen, hatte Gondi seinen Vetter Saint-Ibal beauftragt, in Brüssel um spanische Hilfe zu unterhandeln, als die Nachricht, der Prinz von Condé, seiner Armee vorauseilend, sei in Ruel eingetroffen, den Prälaten ermuthigte, seine Aussöhnung mit dem Hofe zu suchen, zu welchem Ende er nach Ruel sich begab. „La reine m'y traita admirablement bien; elle faisoit collation auprès de la grotte. Elle affecta de ne donner qu'à madame la princesse la mère, à M. le Prince et à roi des poncires d'Espagne, qu'on lui avoit apportés. Le cardinal me fit des honnêtetés extraordinaires." Unbezweifelt hat des Prinzen von Condé Wohlwollen für den Coadjutor wesentlich den Abschluß des Vertrags vom 24. Oct. 1648, der beinahe alle Forderungen des Parlaments bewilligte, erleichtert. König und Königin kamen nach Paris zurück, Mazarin mit dem ernstlichen Vorsatze, in jeder Weise den Coadjutor zu umgarnen und zu stürzen. Ein Geschenk von 40,000 Thalern, „que la reine m'envoyoit pour le payement de mes dettes, en reconnoissance des services que j'avois essayé de lui rendre le jour des barricades," wies Gondi zurück, dagegen fiel er in eine andere Schlinge. Er wurde verleitet, um den Kauf des Gouvernements von Paris zu handeln, wodurch er in eine durchaus falsche Stellung gerathen wäre. „Je m'éblouis d'abord à la vue du bâton, qui me parut devoir être d'une figure plus agréable, quand il seroit croisé avec la crosse; et le cardinal ayant fait son effet, qui étoit de m'entamer dans le public sur l'intérêt particulier, sur lequel il n'avoit pu jusques là prendre sur moi le moindre avantage, rompit l'affaire par le moyen des difficultés que le maréchal d'Estrées (der Verkäufer), de concert avec lui, y fit naître." In dieser Stelle offenbart der Coadjutor deut-

licher denn irgendwo, daß Eitelkeit die eigentliche Triebfeder aller seiner Handlungen ist. Gewahrend, daß der Prinz von Condé mit Unwillen den durch die Robins gewonnenen Einfluß trage und daher stündlich bereit sei, zur Partei des Hofes überzugehen, dachte er schon wieder an die Annäherung an Spanien, dann versuchte er, seine Beziehung zu der Herzogin von Longueville zu benutzen, um durch ihren Einfluß den Prinzen von Conty, ihren Bruder, und ihren Liebhaber, den Prinzen von Marsillac, für seine Partei zu gewinnen. Der bedeutenden Verstärkung gewiß, genugsam die feindliche Stimmung des Hofes kennend, hatte Gondi Eile, ihm zuvorzukommen. „Quand je vis que la cour ne vouloit même son bien, qu'à sa mode, qui n'étoit jamais bonne, je ne songeai plus qu'à lui faire du mal, et ce ne fut que dans ce moment où je pris l'entière et pleine résolution d'attaquer personnellement le Mazarin; parce que je crus que ne pouvant l'empêcher de nous attaquer, nous ferions sagement de l'attaquer nous mêmes, par des préalables qui donneroient dans les publics un mauvais air à ses attaques.“ Den fortgesetzten Neckereien erlag die Geduld der Königin, sie verließ Paris zum anderen Mal den 6. Jan. 1649, um sich in Saint-Germain niederzulassen. „Je l'appris à 5 heures du matin par l'argentier de la reine, qui me donna une lettre écrite de sa main, par laquelle elle me commandoit, en des termes fort honnêtes, de me rendre dans le jour à Saint-Germain. L'argentier ajouta de bouche que le roi venoit de monter en carrosse pour y aller, et que toute l'armée étoit commandée pour s'avancer. Je lui répondis simplement que je ne manquerois pas d'obéir. Vous me faites bien la justice d'être persuadée que je n'en eus pas la pensée.“ Einstweilen wurden die Thore besetzt, das Parlament verordnete die allgemeine Bewaffnung der Bürgerschaft und sprach von Anstalten für die Proviantirung der Stadt. „Je jugeai à propos de chercher une couleur au peu de soumission que je témoignois à la reine en n'allant pas à Saint-Germain. Je fis mettre mes chevaux au carrosse, je reçus les adieux de tout le monde; je rejetai avec une fermeté admirable toutes les instances que l'on me fit pour m'obliger à demeurer, et par un malheur signalé je trouvai au bout de la rue Neuve-Notre-Dame, du Buisson, marchand de bois, et qui avoit beaucoup de crédit sur les ports. Il étoit absolument à moi; mais il se mit ce jour-là en mauvaise humeur. Il battit mon postillon et me rossa mon cocher. Le peuple accourant en foule renversa mon carrosse; et les femmes du Marché-Neuf firent d'un estau une machine sur laquelle elles me rapportèrent pleurantes et hurlantes à mon logis. Vous ne doutez pas de la manière dont cet effort de mon obéissance fut reçu à Saint-Germain. J'écrivis à la reine et à M. le prince, en leur témoignant la douleur que j'avois d'avoir si mal réussi dans ma tentative. La première répondit au chevalier de Sévigné, qui lui porta ma lettre, avec une hauteur de mépris. Le second ne put s'empêcher en me plaignant, de témoigner de la colère. La Rivière éclata contre moi par des railleries, et le chevalier de Sévigné vit clairement que les uns et les autres étoient persuadés qu'ils nous auroient dès le lendemain la corde au cou.“ In der That hatten die königlichen Truppen bereits auf mehren Punkten die Umschließung der Hauptstadt begonnen. Zitternd zwar dachte das Parlament auf Vertheidigung. Der Coadjutor wurde ermächtigt, in der Generalversammlung der Kammern die Stelle seines fortwährend abwesenden Oheims, des Erzbischofs, einzunehmen und derselbe hat sofort eine Reihe von energischen Anordnungen durchgesetzt. Der Beschluß vom 8. Jan. 1649, einstimmig, bis auf den einzigen Bernai „plus cuisinier que conseillier,“ beliebt, erklärte den Cardinal Mazarin für den Feind von König und Staat, für den Störer der öffentlichen Ruhe und als solchen für vogelfrei. Die Staatskassen wurden in Beschlag genommen, Werbungen angestellt. Solchem Beispiele folgte beinahe die Gesammtheit des Königreichs. Rheims, Tours, Poitiers erhoben sich; die Parlamente von Aix und Rouen coalisiren sich mit den Collegen zu Paris. Zu Toulouse, zu Bordeaux erwartete man nur das Eintreffen der Circularschreiben, wodurch alle souveraine Gerichtshöfe eingeladen wurden, sich zu erklären. Die meisten der Statthalter in den Provinzen hoben Truppen aus, Paris stellte, neben einer Bürgerwehr von 12,000 Mann, ein besoldetes Heer von 5000 Reitern und 14,000 Fußgängern, der Coadjutor allein ein Regiment, die sogenannten Korinther. Die Bastille wurde genommen, nicht minder kam es auf anderen Punkten zu Raufereien. „Noirmoûtier, qui avoit été fait la veille lieutenant général, sortit avec 500 chevaux de Paris pour pousser des escarmoucheurs des troupes que nous appelions du Mazarin, qui venoient faire le coup de pistolet dans les faubourgs. Comme il revint descendre à l'hôtel du ville, il entra avec Matha, Laigues et Laboulaye, encore tout cuirassé dans la chambre de madame de Longueville, qui étoit toute pleine de dames. Ce mélange d'écharpes bleues, de dames, de cuirasses, de violons, qui étoient dans la salle, de trompettes qui étoient dans la place, donnoient un spectacle qui se voyoit plus souvent dans les romans qu'ailleurs. Noirmoûtier, qui étoit grand amateur de l'Astrée, me dit: Je m'imagine que nous sommes assiégés dans Marcilly. — Vous avez raison, lui répondis-je, madame de Longueville est aussi belle que Galatée: mais Marsillac n'est pas si honnête homme que Lindamor. Je m'aperçus en me retournant, que le petit courtin, qui étoit dans une croisée, pouvoit m'avoir entendu: c'est ce que je n'ai jamais su au vrai, mais je n'ai pu aussi jamais deviner d'autres causes de la première haine que M. de la Rochefoucauld (Marsillac) a eu pour moi.“ Der Haß war übrigens gegenseitig, dem Coadjutor wol eingeflößt durch seine Leidenschaft für die schöne Longueville. Anderen Ursprungs

ist sein Haß für den Herzog von Elbeuf, in dem er einen Nebenbuhler um die Herrschaft von Paris erblickte. Auf seinen Betrieb wurde der Prinz von Conty zum Generalissimus ernannt, während er sich des Herzogs von Beaufort bediente, um auf das Volk zu wirken: „Beaufort étoit bien incapable, mais il descendait d'Henri IV., mais il parlait la langue du peuple." Der Hof, gewahrend, daß er die Sache zu leicht genommen, wünschte einzulenken; ein Herold wurde abgesendet, um die Verständigung anzubahnen. Das Parlament zeigte sich geneigt, ihn zu hören, Gondi lehrte, daß eine Regierung mit ihres Gleichen oder aber Feinde durch Herolde zu beschicken habe, daß aber, dem Könige gegenüber, das Parlament weder das eine noch das andere sei. Sein Antrag wurde beliebt, der Herold abgewiesen. Einer günstigeren Aufnahme erfreute sich der von dem Grafen von Fuensaldaña entsendete Cistercienfermönch Arnolfini, für jetzt Don Joseph de Illescas genannt. Zu dessen Sendung die Regierung der Niederlande zu bestimmen, hatte Gondi in Brüssel intriguiren lassen; daß eines solchen Botens Erscheinung ihm nicht zugemessen werde, bediente er sich der lächerlichsten Kunstgriffe, die Niemanden, am wenigsten die Königin und den Cardinal, irre führen konnten. Illescas überreichte dem versammelten Parlamente ein Schreiben des Erzherzogs Leopold Wilhelm, und erklärte zugleich, daß sein hoher Mandant durchaus nicht abgeneigt sei, den Zwist des Hauses Oesterreich mit der Krone Frankreich der Entscheidung der Versammlung zu überlassen, ein Schritt, der indessen lediglich zu einer neuen Deputation an die Königin führte. Den 5. März 1649 traf aus Brüssel ein zweiter Abgeordneter ein, Don Francisco Pizarro, Ueberbringer mehrer Schreiben. In dem an den Coadjutor gerichteten erklärte Fuensaldaña: „que le roi son maître ne se vouloit point fier à ma parole, mais qu'il prendroit toute confiance en celle que je donnerois à madame de Bouillon." Die Sitte, die wichtigsten Gegenstände von der Entscheidung einer Modepuppe abhängen zu lassen, war demnach schon bis nach Madrid gedrungen. Von der anderen Seite war ein Schreiben von der Herzogin von Lesdiguières eingelaufen, „qui me faisoit des offres immenses de la part de la reine, le payiment de mes dettes, des abbayes, la nomination au cardinalat." Nicht unmöglich ist es, daß dergleichen Verheißungen auf die Weigerung des Coadjutors, den mit Spanien abgeschlossenen Präliminartractat zu unterzeichnen, eingewirkt haben. Gewiß aber ist, daß die schlaffe Handhabung der revolutionairen Mittel, verbunden mit dem von dem Cardinal reichlich gespendeten Golde, den Präsidenten Molé in den Stand setzte, im Namen des Parlamentes mit dem Hofe Frieden zu schließen, d. d. Ruel den 11. März 1649. Die Nachricht hiervon wurde in Paris mit allgemeinem Unwillen aufgenommen. Die Ratification des Vertrages zu hintertreiben, improvisirte Gondi eine Emeute im kleinsten Maßstabe. „Comme le président le Coigneux commençoit à proposer que le parlement renvoyât les députés pour traiter des intérêts de messieurs les généraux, et pour faire réformer les articles qui ne plaisoient pas à la compagnie, l'on entendit un fort grand bruit dans la salle du Palais qui fit peur à maître Gonin (des le Coigneur Ekelname), et qui l'obligea de se taire; le président de Bellièvre ayant voulu appuyer la proposition du Coigneux, fut interrompu par un second bruit encore plus grand que le premier. L'huissier entra et dit avec une voix tremblante que le peuple demandoit M. de Beaufort. Il sortit; il harangua de sa manière la populace, et il l'apaisa pour un moment. Le fracas recommença aussitôt qu'il fut rentré; et le président de Novion étant sorti hors du parquet des huissiers pour voir ce que c'étoit, y trouva un certain du Boisle, méchant avocat, et si peu connu que je ne l'avois ouï nommer, qui, à la tête d'un nombre infini de peuple, dont la plus grande partie avoit le poignard à la main, lui dit qu'il vouloit que l'on lui donnât les articles de la paix pour faire brûler par la main d'un bourreau, dans la Grève, la signature du Mazarin; que si les députés avoient signé cette paix de leur bon gré, il les falloit pendre; que si l'on les y avoit forcés à Ruel, il la folloit désavouer. Le président de Novion, fort embarrassé, représenta à du Boisle que l'on ne pouvoit brûler la signature du cardinal sans brûler celle de M. le duc d'Orléans; mais que l'on étoit sur le point de renvoyer les députés, pour faire réformer les articles. L'on n'entendoit cependant dans la salle, dans les galeries et dans la cour du Palais, que de voix confuses et effroyables: Point de paix! et point de Mazarin! il faut aller à Saint-Germain quérir notre bon roi; il faut jeter dans la rivière tous les Mazarins." Abermals mußte Gondi die ruhige, feste Haltung des Präsidenten Molé bewundern. „Comme je le priois de ne se point exposer aumoins que je n'eusse fait mes efforts pour adoucir le peuple, il se tourna vers moi d'un air moqueur, et il me dit cette mémorable parole: ha! mon bon seigneur, dites le bon mot. Je vous confesse que, quoiqu'il me témoignât assez par là qu'il me croyoit l'auteur de la sédition, en quoi il me faisoit une horrible injustice, je me sentis touché d'aucun mouvement que de celui qui me fit admirer l'intrépidité de cet homme, que je laissai entre les mains de Caumartin, afin qu'il le retint jusques à ce que je revinsse à lui. Je priai M. de Beaufort de demeurer à la porte du parquet des huissiers, pour empêcher le peuple d'entrer et le parlement de sortir. Je fis le tour par la buvette, et quand je fus dans la grande salle, je montai sur un banc de procureur; et ayant fait un signe de la main, tout le monde cria silence pour m'écouter. Je dit tout ce que je m'imaginai être le plus propre à calmer la sédition; et du Boisle n'avançant, et me demandant avec audace si je répondois que l'on ne tiendroit pas la paix qui avoit été signée à Ruel, je lui répondis que j'en étois très-assuré, pourvu que l'on

ne fit point d'émotion, laquelle continuant, seroit capable d'obliger les gens les mieux intentionnés pour le parti à chercher toutes les voies d'éviter de pareils inconvénients. Il me fallut voir en un quart d'heure trente personnages tous différents. Je menaçai, je caressai, je commandai, je suppliai; enfin comme je crus me pouvoir au moins assurer de quelques instants, je revins dans la grande chambre, où je pris M. le premier président que je mis devant moi en l'embrassant; M. de Beaufort en usa de la même manière avec M. le président de Mesme, et nous sortimes ainsi avec le parlement en corps les huissiers à la tête. Le peuple fit de grandes clameurs, nous entendîmes même quelques voix qui crioient république! mais l'on n'attenta rien, et ainsi finit l'histoire." Das Parlament hatte noch nicht ratificirt, und es trat von Seiten Spaniens ein dritter Unterhändler auf, Don Gabriel de Toledo, Ueberbringer der von dem Erzherzoge für den Bundesvertrag gegebenen Ratification und nebenbei beauftragt, der Herzogin von Bouillon mitzutheilen: „que l'archiduc lui seroit fort obligé, si elle pouvoit faire en sorte que je reçusse dix mille pistoles, que le roi d'Espagne l'avoit chargé de me donner de sa part. Madame de Bouillon n'oublia rien pour me le persuader, mais elle n'y réussit pas; et je m'en démêlai avec beaucoup de respect, mais d'une manière qui fit connoître aux Espagnols que je ne prendrois pas aisément de leur argent." Von Gabriel de Toledo heißt es: „Il n'avoit pas plus de connoissance de nos affaires, que nous en pouvions avoir de celles de Tartarie. De l'esprit, de l'agrément, de l'enjouement, peut-être même de la capacité, mais je n'ai guère vu d'ignorance plus crasse au moins par rapport aux matières dont il s'agissoit. C'est une grande faute que d'envoyer de tels négociateurs. J'ai observé qu'elle est commune." Die erste Unterredung mit dem Ignoranten wurde höchlich verbittert durch die gleichzeitig eingetroffene Nachricht, daß Turenne, auf welchen die Partei ihre Hoffnungen stützte, von seiner Armee, unter welche Mazarin 800,000 Livres habe vertheilen lassen, verlassen worden sei und nur durch schleunige Flucht der Haft sich entzogen habe. Gondi befand sich in der größten Perplexität. Die Nacht verging ihm in der lebhaftesten Unruhe. „Je fus tout le matin dans ces pensées, et je me résolus de les aller communiquer à mon père, qui étoit rétiré depuis plus de vingt ans dans l'Oratoire, et qui n'avoit jamais voulu entendre parler de toutes mes intrigues. Il me vint une pensée entre la porte Saint-Jacques et Saint-Magloire, qui fut de contribuer sous main de tout ce qui seroit en moi à la paix pour sauver l'état, et de m'y opposer en apparence pour me maintenir avec le peuple, et pour demeurer toujours à la tête d'un parti non armé, que je pourrois armer ou ne pas armer dans les suites, selon les occassions. Cette imagination, quoique non digérée, tomba d'abord dans l'esprit de mon père, qui étoit naturellement fort modéré, ce qui commença à me faire croire qu'elle n'étoit pas si extrême qu'elle me l'avoit paru d'abord. Après l'avoir discutée, elle ne nous parut pas même si hazardeuse à beaucoup près. Ce qui me confirma encore dans mon opinion, fut que mon père, qui avoit reçu deux jours auparavant beaucoup d'offres avantageuses pour moi du côté de la cour, par la voie de M. de Liancourt, convenoit que je n'y pouvois trouver aucune sûreté. Nous dégrossâmes notre proposition, nous la revêtimes de ce qui lui pouvoit donner et de la couleur et de la force, et je me résolus de prendre ce parti, et de l'inspirer, s'il m'étoit possible, dès l'après-dinée, à MM. de Bouillon, de Beaufort et de la Mothe-Houdancourt." Ein solcher Entschluß war nicht frei von Bedenklichkeiten. „Je faillis à me décréditer dans le public et passer pour Mazarin dans le peuple, parce que le 13 de mars j'avois empêché que l'on ne massacrât le premier président; parce que le 23 et le 24 je m'étois opposé à la vente de la bibliothèque du cardinal, ce qui eût été à mon sens une barbarie sans exemple; et parce que le 25 je ne me pus empêcher de sourire sur ce que les conseillers s'avisèrent de dire en pleine chambre, qu'il falloit raser la Bastille. Je me remis en honneur dans la salle du Palais et parmi les emportés du parlement en pronant fortement contre le comte de Grançey, qui avoit été assez insolent pour piller une maison de M. Coulon; en insistant le 24 que l'on donnât permission au prince d'Harcourt de prendre les deniers royaux dans les recettes de Picardie; en resistant le 25 contre une trève qu'il étoit ridicule de refuser dans le temps d'une conférence; et en m'opposant à celle que l'on fit le 30 quoique je susse que la paix étoit faite. Ces remarques ne sont dignes de l'histoire que parce qu'elles marquent très-naturellement l'extravagance de ces sortes de temps, où tous les sots deviennent fous, et où il n'est pas permis aux plus sensés de parler et d'agir toujours en sages." Der von dem Parlamente gegebenen Ratification des Friedensvertrages ging die Verkündigung einer Amnestie voraus, worin die Häupter der Bewegung namentlich angeführt werden, Gondi aber nicht genannt wird, was er auch auf das Bestimmteste verbeten hat: „Comme je n'ai rien fait dans le mouvement présent, que ce que j'ai cru être du service du roi et du véritable intérêt de l'état; j'ai trop de raison, de souhaiter que Sa Majesté en soit bien informée à sa majorité, pour ne pas supplier messieurs les députés de ne pas souffrir que l'on me comprensa dans l'amnistie. — Vous ne pouvez croire à quel point cette bagatelle aida à me soutenir dans le public. Le 1 d'avril qui fut le jeudi saint de l'année 1649, la déclaration de la paix fut vérifiée en parlement. Comme je fus averti la nuit qui précéda cette vérification, que le peuple s'étoit atroupé en quelques endroits pour s'y opposer, et qu'il

menaçoit même de forcer les gardes qui servoient au Palais, j'affectai de finir un peu tard la cérémonie des saintes huiles, que je faisois à Notre-Dame, pour me tenir en état de marcher au secours du parlement, s'il étoit attaqué. L'on me vint dire comme je sortois de l'église, que l'émotion commençoit sur le quai des Orfèvres: et comme j'étois en chemin pour y aller, je trouvai un page de M. de Bouillon, qui me donna un billet de lui, par lequel il me conjuroit d'aller prendre ma place au parlement, parce qu'il craignoit que le peuple ne m'y voyant pas n'en prit sujet de se soulever, en disant que c'étoit marque que je n'approuvois pas le parti. Je ne trouvai effectivement dans le rues que des gens qui crioient: point de Mazarin! point de paix! Je dissipai ce que je trouvai d'assemblés au Marché-Neuf et sur le quai des Orfèvres, en leur disant que les Mazarins vouloient diviser le peuple du parlement, qu'il falloit bien se garder de donner dans le panneau; que le parlement avoit ses raisons pour agir comme il faisoit, mais qu'il n'en falloit rien craindre à l'égard du Mazarin; et qu'ils m'en pouvoient bien croire parce que je leur donnois ma foi et ma parole que je ne m'accommoderois jamais avec lui. Cette protestation rassura tout le monde. J'entrai dans le Palais où je trouvai les gardes aussi échauffés que le reste du peuple. M. de Vitry me dit qu'ils lui avoient offert de massâcrer ceux qu'il leur nommeroit comme Mazarins. Je leur parlai comme j'avois fait aux autres, et la délibération n'étoit pas encore achevée lorsque je pris ma place dans la grande chambre. Le premier président en me voyant entrer dit: Il vient de faire des huiles qui ne sont pas sans salpêtre. Je l'entendis et je ne fis pas semblant, dans un instant où si j'eusse relevé cette parole et qu'elle eût été portée dans la grande salle, il n'eût pas été en mon pouvoir de sauver peut-être un seul homme du parlement." Des Coadjutors neuere Biographen sprechen von der stolzen Haltung, die er jetzt annahm, von seiner drohenden Haltung, die er dem Hofe gegenüber behauptete. In Wahrheit zeigt er sich nur mit Allotrien beschäftigt. Ohne der Königin Erlaubniß abzuwarten, kam die Herzogin von Chevreuse nach Paris zurück, und noch an demselben Tage stand Gondi mit ihrer Tochter zu Gevatter. Nicht übel für einen Liebeshandel schien die Sache sich anzulassen, da erging von Seiten der Königin Befehl, daß die Herzogin binnen 24 Stunden die Stadt verlasse. Dies wurde sofort dem Coadjutor geklagt: „J'allai à l'hôtel de Chevreuse, et je trouvai la belle à sa toilette, dans les pleurs. J'eus le coeur tendre et je priai madame de Chevreuse de ne point obéir, que je n'eusse eu l'honneur de la revoir." Er eilte dem Präsidenten Molé vorzustellen, daß die Lettres de cachet jederzeit eines der gehässigsten Mittel gewesen, die Freiheit zu unterdrücken, „et comme je commençois à lui représenter la nécessité qu'il y avoit pour le service du roi et pour le repos de l'état, à ne pas aigrir les esprits par l'infraction des déclarations si solennelles, il m'arrêta tout court en me disant: C'est assez, mon bon seigneur, vous ne voulez pas qu'elle sorte, elle ne sortira pas. A quoi il ajouta, en s'approchant de mon oreille: elle a les yeux trop beaux. Je retournai triomphant à l'hôtel de Chevreuse; je n'y fus pas mal reçu. Je trouvai mademoiselle de Chevreuse aimable; je me liai intimément avec madame de Rhodes, qui étoit bien avec elle; je fis chemin, je ruinai dans son esprit le duc de Brunswick de Zell, avec qui elle étoit comme accordée. Laigues me fit quelque obstacle au commençement; la résolution de la fille et la facilité de la mère le levèrent bientôt. Je la voyois tous les jours chez elle, et très-souvent chez madame de Rhodes, qui nous laissoit en toute liberté. Nous nous en servîmes: je l'aimai, ou plus fort je la crus aimer; car je ne laissai pas de continuer mon commerce avec madame de Pommereux. Madame de Guémené, qui s'en étoit allée d'effroi, dès les premiers jours du siége de Paris, revint de colère, à la première nouvelle qu'elle eut de mes visites à l'hôtel de Chevreuse. Je fus assez fou pour la prendre à la gorge sur ce qu'elle m'aivoit lâchement abandonné; elle fut assez folle pour me jeter un chandelier à la tête, sur ce que je ne lui avois pas gardé fidélité à l'égard de mademoiselle de Chevreuse." Eine noch traurigere Wendung nahm eine andere Liebschaft, von welcher Gondi bei Gelegenheit einer von ihm zu Weihnachten im J. 1649 vorgetragenen Predigt handelt. „Il arriva à propos de ce sermon un incident très-ridicule pour moi. Madame de Brissac avoit une petite incommodité que M. son mari lui avoit communiquée à dessein, à ce qu'elle m'a dit depuis, et par la haine qu'il avoit pour elle. Je crois sans raillerie, que par le même principe elle se résolut à m'en faire part. Je ne la cherchois nullement: elle me rechercha. Je ne fus pas cruel. Je m'aperçus que j'eusse mieux fait de l'être. Mon médecin ordinaire se trouvant par malheur à l'extrémité, et un chirurgien domestique que j'avois venant de sortir de chez moi, parce qu'il avoit tué un homme, je crus que je ne me pouvois mieux adresser qu'au marquis de Noirmoûtier, qui étoit mon ami intime, et qui en avoit un très bon et très affidé; et quoique je le connusse assez pour n'être pas secret, je ne pus pas m'imaginer qu'il pût être capable de ne l'être pas en cette occasion. Comme je sortis de chaire, mademoiselle de Chevreuse dit: Voilà un bon sermon. Noirmoûtier lui répondit: Vous le trouveriez bien plus beau, si vous saviez qu'il est si malade à l'heure qu'il est, qu'un autre que lui ne pourroit pas seulement ouvrir la bouche. Il lui fit entendre la maladie à laquelle j'avois été obligé l'avant-veille, en parlant à elle-même, de donner un autre tour. Vous pouvez juger du bel effet que cette indiscrétion ou plutôt que cette trahison pro-

duisit. Je me racommodai bientôt avec la demoiselle.“ Den Ursprung des Namens Fronde, womit man seine Partei zu bezeichnen anfing, erklärt Gondi durch eine Aeußerung von Bachaumont über den Eindruck, welchen das Erscheinen des Herzogs von Orléans oder des Prinzen von Condé im Parlamente für eine kurze Zeit auf die erhitzten Gemüther zu machen pflegte. „Bachaumont s'avisa de dire en badinant, que le parlement faisoit comme les écoliers qui frondent dans les fossés de Paris, qui se séparent dès qu'ils voient le lieutenant civil et qui se rassemblent dès qu'il ne paroît plus. Cette comparaison, qui fut trouvée assez plaisante, fut célébrée par les chansons, et elle refleurit particulièrement, lorsque la paix étant faite entre le roi et le parlement, l'on trouva lieu de l'appliquer à la faction particulière de ceux qui ne s'étoient pas accommodés avec la cour. Nous y donnâmes nous-mêmes assez de cours, parce que nous remarquâmes que cette distinction de nom échauffa les esprits. Nous résolumes de prendre des cordons de chapeaux qui eussent quelque forme de fronde. Un marchand affidé nous en fit une quantité, qu'il débita à une infinité de gens qui n'y entendoient aucune finesse. Nous n'en portâmes que les derniers pour ne point faire paroître d'affectation, qui en eût gâté tout le mystère. L'effet que cette bagatelle fit est incroyable. Tout fut à la mode de la Fronde, le pain, les chapeaux, les canons, les gants, les manchons, les évantails, les garnitures; et nous fumes nous-mêmes à la mode encore plus par cette sottise que par l'essentiel. Nous avions certainement besoin de tout pour nous soutenir, ayant toute la maison royale sur les bras.“ Am 24. Aug. 1649 zog der König wieder in seine Hauptstadt ein, welches Ereigniß durch sein Erscheinen bei dem Lever der Königin zu Compiègne herbeigeführt zu haben Gondi sich rühmt: „J'avois effaçé le soupçon que les frondeurs fussent contraires au retour du roi; j'avois jeté sur le cardinal toute la haine du délai; je m'étois assuré l'honneur principal du retour; j'avois bravé le Mazarin dans son trône.“ In Paris wiederum eingekehrt, ließ Mazarin nicht nach in seiner Feindschaft gegen den Coadjutor, dessen Partei er bedeutend geschmolzen fand. Ihr aufzuhelfen, rieth Montresor in einer Versammlung der Frondeurs, irgend einem Syndicus der Rentiers einen Pistolenschuß zuzuschicken, das müsse zu einer Generalversammlung des Parlamentes und folglich zu neuen Unruhen führen. Dem Vorschlage widersprach Gondi mit aller Macht, „mais il fut résolu qu'un gentilhomme qui étoit à Noirmoûtier, tireroit un coup de pistolet dans le carrosse de Joly, qui étoit un des syndics des rentiers; que Joly se feroit une égratignure pour faire croire qu'il auroit été blessé; qu'il se mettroit au lit, et qu'il donneroit sa requête au parlement.“ Es ergab sich am Abend einige Bewegung, welche zu beobachten Servien von dem Minister ausgesendet wurde. „L'on prétend qu'il grossit beaucoup, par son rapport, le nombre des gens qui y étoient. L'on observa même qu'il eut une assez longue conférence avec le cardinal, dans la petite chambre grise de la reine, et que ce ne fut qu'après cette conférence qu'il vint dire, tout échauffé, à M. le Prince qu'il y avoit assurément quelque entreprise contre sa personne. Le premier mouvement de M. le Prince fut de s'en aller éclaircir lui-même, la reine l'en empêcha; et ils convinrent d'envoyer seulement le carrosse de M. le Prince, avec quelques carrosses de suite, pour voir si on l'attaqueroit. Comme ils arrivèrent sur le Pont-Neuf, ils trouvèrent force gens en armes, et il n'arriva rien au carrosse de M. le Prince. Il y eut un valet blessé d'un coup de pistolet dans celui de Duras qui le suivoit, dit-on. On ne sait point trop comme cela arriva: S'il est vrai, comme on disait en ce temps-là, que deux cavaliers eussent tiré ce coup de pistolet, après avoir regardé dans le carrosse de M. le Prince, où ils ne trouvèrent personne. Il y a apparence que ce jeu fut la continuation de celui du matin. Un boucher, tres-homme de bien, me dit huit jours après, et il me l'a redit vingt fois depuis, qu'il n'y avoit pas un mot de vrai de ce qui s'étoit dit de ces deux cavaliers; que ceux de la Boulaye n'y étoient plus quand les carrosses passèrent; et que les coups de pistolet qui se tirèrent, ne furent qu'entre des bourgeois ivres et ses camarades bouchers, qui revenoient de Poissy, et qui n'étoient a jeun. Ce boucher, appelé le Houte, disoit qu'il étoit dans la compagnie.“ Welche Bewandtniß es auch mit dem Schusse haben mag, Condé wähnte sich damit bedroht. Der Handel wurde vor das Parlament gebracht; um des Coadjutors Anwesenheit dabei zu verhindern, ersuchte die Königin den Erzbischof von Paris schriftlich, daß er den ihm zukommenden Platz im Parlamente einnehmen möge. „J'allai dès les trois heures du matin chercher messieurs de Brissac et de Retz, et je les menai aux capucins du Faubourg Saint-Jacques, où M. de Paris avoit couché, pour le prier en corps de famille de ne point aller au Palais. Mon oncle avoit peu de sens, et le peu qu'il en avoit n'étoit point droit; il étoit foible et timide jusques à la dernière extrémité; il étoit jaloux de moi jusques au ridicule. Il avoit promis à la reine qu'il iroit prendre sa place, il ne fut pas en notre pouvoir d'en tirer que des impertinences et des vanteries: qu'il me défendroit bien mieux que je ne me défendrois moi-même. Et vous remarquerez que quoiqu'il causât comme une linotte en particulier, il étoit toujours muet comme un poisson en public. Je sortis de sa chambre désesperé; un chirurgien qu'il avoit, me pria d'aller attendre de ses nouvelles aux Carmélites qui étoient tout proche, et il me revint trouver un quart d'heure après. Il me dit qu'aussitôt que nous étions sortis de la chambre de M. de Paris, il y étoit entré; qu'il l'avoit beaucoup loué

de la fermeté avec laquelle il avoit résisté à ses neveux, qui le vouloient enterrer tout vif; qu'il l'avoit exhorté ensuite de se lever en diligence pour aller au Palais; qu'aussitôt qu'il fut hors du lit, il lui avoit demandé d'un ton effaré comme il se portoit? Que M. de Paris lui avoit répondu: Qu'il se portoit fort bien. Qu'il lui avoit dit: Cela ne se peut, vous avez trop mauvais visage. Qu'il lui avoit tâté le pouls; qu'il l'avoit assuré qu'il avoit la fièvre, et d'autant plus à craindre qu'elle paroissoit moins; que M. de Paris l'avoit cru; qu'il s'étoit remis au lit et que tous les rois et toutes les reines ne l'en feroient sortir de quinze jours. Nous allâmes au Palais, messieurs de Beaufort, de Brissac, de Retz et moi seuls et séparément. Messieurs les princes avoient assurément plus de mille gentilshommes avec eux, et on peut dire que toute la cour généralement y etoit. Comme j'étois en rochet et camail, je passai la grande salle le bonnet à la main, et je trouvai peu de gens assez honnêtes pour me rendre le salut, tant l'on étoit persuadé que j'étois perdu.“ Dem geschah nicht so, obgleich der Hof alles Erdenkliche aufgeboten hatte, um etwas einer Verschwörung gegen den Prinzen von Condé Leben Aehnliches herauszustellen. Am Ende der Sitzung ertönte von allen Seiten der Ruf: Es lebe Beaufort, es lebe der Coadjutor! Nach einer Sitzung von 10 Stunden fuhren die Angeklagten nach Hause, mühsam zwar einen Weg findend durch die jubelnde Menge. Genugsam hatte die Stimmung im Volke wie im Parlament sich zu erkennen gegeben, doch glaubten Gondi und seine Freunde einige Vorsichtsmaßregeln nicht verschmähen zu dürfen. „Nous travaillâmes à envoyer chercher nos amis dans les provinces, ce qui ne se faisoit pas sans dépense, et M. de Beaufort n'avoit pas un sol. Lozières, duquel je vous ai déja parlé à propos des bulles de la coadjutorerie, m'apporta trois mille pistoles, qui suppléèrent à tout. M. de Beaufort espéroit tirer du Vendômois et du Blaisois soixante gentilshommes, et quarante des environs d'Anet; il n'en eut en tout que 54. J'en tirai de Brie 14, et Annery m'en amena 80 du Véxin, qui ne voulurent jamais prendre un double de moi, qui ne souffrirent pas que je payasse dans les hôtelleries, et qui demeurèrent dans tout le cours de ce procès attachés et assidus auprès de ma personne, comme s'ils dussent être mes gardes.“ Den 29. December 1649 zogen Beaufort und der Coadjutor an der Spitze von 300 Edelleuten in die Sitzung. „Le peuple qui étoit revenu jusqu'à la fureur dans sa chaleur pour nous, nous donnoit assez de sûreté; mais la noblesse nous étoit bonne, tant pour faire paroître que nous ne nous traitions pas simplement de tribuns du peuple, que parce que, faisant état de nous trouver tous les jours au Palais, dans la quatrième chambre des enquêtes, qui répondoit à la grande, nous étions bien aise de n'être exposé, dans un lieu où le peuple ne pouvoit pas entrer, à l'insulte des gens de la cour qui y étoient pêle-mêle avec nous. Nous étions en conversation les uns avec les autres, nous nous faisions civilités, et nous étions huit ou dix fois tous les matins sur le point de nous étrancher, pour peu que les voix s'élevassent dans la grande chambre, ce qui arrivoit assez souvent par la contestation, dans la chaleur où étoient les esprits. Chacun regardoit le mouvement de chacun, parce que tout le monde étoit dans la défiance. Il n'y avoit personne qui n'eût un poignard dans sa poche. Et je crois pouvoir dire sans exagitation, que sans excepter les conseillers, il n'y avoit pas vingt hommes dans le Palais qui n'en fussent garnis. Je n'en avois point voulu porter: et M. de Brissac m'en fit prendre un presque par force, un jour où il paroissoit qu'on pourroit s'échauffer plus qu'à l'ordinaire. Cette arme qui à la vérité étoit peu convénable à ma profession, me causa un chagrin qui me fut plus sensible qu'un plus grand. M. de Beaufort qui étoit fort lourd, voyant la garde du stilet dont le bout paroissoit un peu hors de ma poche, le montra à Arnault, à la Moussaye, à de Roche, capitaine des gardes de M. le Prince, en leur disant: Voilà le breviaire de M. le coadjuteur. J'entendis la raillerie, mais je ne la soutins jamais de bon coeur.“ Einen Proceß, für welchen keinerlei Ergebniß zu hoffen war, glaubten gemeinschaftliche Freunde durch des Prinzen von Condé Aussöhnung mit dem Coadjutor beendigen zu können. Die in dieser Absicht gemachten Vorschläge scheiterten an des Prinzen hartem Sinne. „Il étoit difficile de trouver des tempéraments qui puissent satisfaire un premier prince du sang, auquel on disputoit le pavé publiquement et les armes à la main, à moins que je me résolusse de le lui quitter au moins pour quelque temps. Il me proposa en conséquence l'ambassade ordinaire de Rome, l'extraordinaire à l'Empire, dont on parloit à propos de je ne sais quoi.“ Davon wollte Gondi Nichts hören, und noch dauerte der Zustand des Zweifels und der Verwirrung fort, als er aus den Händen der Herzogin von Chevreuse ein eigenhändiges Billet der Königin empfing, worin es heißt: „Je ne puis croire, nonobstant le passé et présent, que M. le coadjuteur ne soit à moi. Je le prie que je le puisse voir sans que personne le sache que madame et mademoiselle de Chevreuse. Ce nom sera sa sûreté. — Anne.“ Gondi entgegnete: „Il n'y a jamais eu de moment dans ma vie, dans lequel je n'aie été également à V. M. Je serois trop heureux de mourir pour son service, pour songer à ma sûreté. Je me rendrai où elle me commandera.“ Ohne Verzug wurde die Stunde für eine erste Conferenz festgesetzt. „Je me trouvai à minuit au cloître de Saint-Honoré, où Gabouri, porte-manteau de la reine, me vint prendre, et me mena par un escalier dérobé au petit oratoire où elle étoit seule enfermée. Elle me témoigna toutes les bontés que

la haine qu'elle avoit contre M. le Prince lui pouvoit inspirer, et que l'attachement qu'elle avoit pour M. le cardinal Mazarin lui pouvoit permettre. Il entra une demie heure après. Il supplia la reine de lui permettre qu'il manquât au respect qu'il lui devoit, pour m'embrasser devant elle. Il fut au désespoir de ce qu'il ne pouvoit pas me donner sur l'heure même son bonnet.“ Den Cardinalshut, die Würde eines grand aumônier, die Abtei Orcamp, die Uebernahme seiner Schulden hatte Gondi abgelehnt, dagegen Vortheile und Auszeichnungen für seine Freunde stipulirend. Dafür gab er nicht ungern seinen Willen zur Verhaftung der Prinzen von Condé und Conty und des Herzogs von Longueville. Sie erfolgte am 18. Jan. 1650 und von Neuem entbrannte der Bürgerkrieg, um den doch Gondi weniger bekümmert scheint als um seine Liebschaft. „Madame de Chevreuse me mena dans le cabinet de l'appartément bas de l'hôtel de Chevreuse; elle ferma les verroux sur elle et sur moi, et elle me demanda, si je n'étois pas effectivement de ses amis? Vous vous attendez sans doute à un éclaircissement: nullement. Ce fut pour me prier, avec bien de la tendresse, qu'il n'arriva point d'accident de ce que je savois bien, et que je considérasse l'horrible embarras dont nous seroit une aventure pareille. Je l'assurai de ma prudence; elle en prit ma parole, elle me dit du fonds du coeur: Laigues est quelquefois insupportable. Cette parole jointe aux réprimandes impertinentes qu'il faisoit de temps en temps avec un rechignement de beau-père à la fille, et aux liaisons un peu trop étroites qu'il me paroissoit prendre avec Le Tellier, m'obligea à tenir un conseil dans le cabinet de madame de Rhodes, où nous résolumes, elle, mademoiselle de Chevreuse et moi, de donner un autre amant à la mère. Haqueville fut mis sur les rangs. Il m'a dit plusieurs fois qu'il n'auroit pas accepté la commission; je m'en rapporte. Je n'en pressai pas l'expédition parce que je n'eus pas la force sur moi-même de solliciter la destitution de l'autre. Je ne m'en trouvai pas mieux: mais ce ne fut pas la première fois que je m'aperçus que l'on paye souvent les dépens de sa bonté.“ Das wird namentlich auch der Fall gewesen sein in den unlängst mit Mazarin angeknüpften Verbindungen. Nicht nur daß dieser über alle eingegangene Verpflichtung sich hinaussetzte, er sprach auch, von der Expedition nach Guyenne zurückgekehrt, öffentlich die Absicht aus, die Frondeurs zu züchtigen für den Versuch, den Herzog von Orléans zu gewinnen, für die Begünstigung des Aufruhrs zu Bordeaux u. s. w. und welche er damit beginne, daß er Uneinigkeit in die Partei bringe. In der Hoffnung, den Einfluß des Coadjutors auf den Herzog von Orléans zu untergraben, wenn er ihn des Beistandes der Herzogin von Chevreuse beraube, suchte er ihm einen Nebenbuhler bei der Tochter zu erwerben. Seine Wahl fiel auf den Herzog von Aumale, „qui étoit dans la vérité en ce temps-la beau comme un ange, et qui pouvoit aisément convenir à la demoiselle par sa sympathie.“ Er wurde jedoch abgewiesen, was ihn zu einem Mordanschlage verleitet haben soll. „Il aporta un filou appelé Grandmaisons, pour m'assasiner. Le filou, au lieu de l'exécuter, m'en donna avis. Une autre aventure fut encore plus rare que cella-là, et à proprement parler beaucoup plus fallotte. Vous jugez aisément parce que vous avez déjà ouï de madame de Guémené, qu'il devoit y avoir beaucoup de démêlés entre nous. Tantôt elle s'alloit plaindre à mon père comme une bonne parente, de la vie scandaleuse que je menois avec sa nièce, tantôt elle en parloit à une chanoine de Notre-Dame, qui étoit homme de grande piété, qui m'en importunoit beaucoup. Tantôt elle s'emportoit publiquement avec des injures atroces contre la mère, contre la fille et contre moi. Quelquefois le ménage se rétablissoit pour quelques jours, pour quelques semaines. Voici le comble de la folie. Elle fit très-proprement accommoder une manière de cave, ou plutôt de serre d'orangers, qui répond dans son jardin et qui est justement sous son petit cabinet, et elle proposa à la reine de me prendre, en lui promettant qu'elle lui en donneroit les moyens, pourvu qu'elle lui donnât sa parole de me laisser sous sa garde enfermé dans la serre. La reine me l'a dit depuis, madame de Guémené me l'a confessé. Le cardinal ne le voulut pas, parce que si je fusse disparu, le peuple s'en seroit pris certainement à lui. De bonne fortune pour moi, elle ne s'avisa point de ce bel expédient que dans le temps que le roi étoit à Paris. Si c'eût été en celui du voyage de Guyenne, j'étois perdu: car comme j'allois quelquefois chez elle la nuit et seul, elle m'eût très-facilement livré.“ Unterdessen war dem Coadjutor ein Meisterstreich gelungen, er hatte sich ganz und gar des Herzogs von Orléans bemächtigt und benutzte diese Eroberung, um die Freilassung der gefangenen Prinzen durchzusetzen, was grade kein Zeugniß für die Stabilität seiner politischen Ansichten war. Außerordentlichen Einfluß haben darauf jederzeit seine Freundinnen geübt, wie er das in seinem Berichte von den stattgefundenen Umtrieben in unerquicklicher Breite erzählt. Am 4. Febr. 1651 hatte der Herzog von Orléans zu dem versammelten Parlamente gesprochen, „il assura la compagnie d'une corréspondance parfaite pour travailler ensemble au bien de l'état et à la liberté de MM. les princes et l'éloignement du cardinal.“ Die Rede war nur eben geschlossen und eine königliche Botschaft forderte eine möglichst zahlreiche Deputation nach dem Palais-Royal. Sie begab sich ungesäumt auf den Weg und war berufen, eine schriftliche Erklärung anzuhören, für deren Vorlesung der Siegelbewahrer von der Königin in Person unterstützt wurde. Es war darin gesagt: „Que tous les rapports que le coadjuteur avoit fait au parlement étoient tous faux et controuvés par lui, qu'il en avoit menti (voilà la seule parole que la reine ajouta à l'écrit); que c'étoit un méchant et dan-

gereux esprit, qui donnoit de pernicieux conseils à Monsieur; qu'il vouloit perdre l'état, parce que l'on lui avoit refusé le chapeau; qu'il s'étoit vanté publiquement qu'il mettroit le feu aux quatre coins du royaume, et qu'il se tiendroit auprès avec cent mille hommes qui étoient engagés avec lui, pour casser la tête à ceux qui se préhenteroient pour l'éteindre." Die von den vier Staatssecretairen unterzeichnete Schrift wurde durch die Deputation in das Parlament gebracht und auch hier verlesen als die verabredete Losung zu einem entscheidenden Angriffe auf den Coadjutor. „Mais Menardeau, qui devoit ouvrir la tranchée, eut peur de la salve qu'il appréhenda du côté de la salle. Il y trouva une si grande foule de peuple en entrant, tant d'acclamations à la Fronde, tant d'imprécations contre le Mazarin, qu'il n'osa s'ouvrir, et qu'il se contenta de déplorer pathétiquement la division qui étoit dans l'état, et celle particulièrement qui paroissoit dans la maison royale. Je ne puis vous dire de quel avis furent tous les conseillers de la grande chambre, et je crois qu'eux-mêmes ne l'eussent pu dire si l'on les eût pressés à la fin de leurs discours. L'un fut de sentiment de faire des prières de quarante heures; l'autre de prier M. d'Orléans de prendre soin du public." In der allgemeinen Verwirrung befürchtete Gondi, man werde zu keiner Entschließung gelangen. Er formulirte den folgenden Antrag: „Si le respect que j'ai pour messieurs les préopinants ne me fermoit la bouche, je ne pourrois m'empêcher de me plaindre de ce qu'ils n'ont pas relevé l'indignité de cette paperasse que l'on vient de lire, contre toutes les formes, dans cette compagnie, et que l'on voit formée dans des mêmes caractères qui ont profané le sacré nom du roi pour animer des témoins à brevet. Je m'imagine qu'ils ont crus que ce libelle, qui n'est qu'une saillie de la fureur de M. le cardinal Mazarin, étoit trop audessous d'eux et de moi; je n'y répondrai, Messieurs, pour m'accommoder à leur sentiment que par un passage d'un ancien: In difficillimis reipublicae temporibus, urbem non deserui; in prosperis nihil de publica delibavi; in desperatis nihil timui *). Je demande pardon à la compagnie de la liberté que j'ai prise de sortir, par ce peu de paroles, du sujet de la délibération. Mon avis est, Messieurs, de faire trés-humbles remontrances au roi, et de le supplier d'envoyer incessamment une lettre de cachet pour la liberté de messieurs les princes, et une déclaration d'innocence en leur faveur, et d'éloigner de sa personne et de ses conseils M. le cardinal Mazarin. Mon sentiment est aussi, Messieurs, que la compagnie résolve dès aujourd'hui de s'assembler lundi pour reçevoir la réponse qu'il aura plu à S. M. de faire à messieurs les députés. — Les Frondeurs applaudirent à mon opinion. Le parti des princes la reçut comme l'unique voie pour leur liberté; l'on opina avec chaleur, et il passa tout d'une voix, ce me semble à mon avis. J'assurerois au moins qu'il n'y en eut pas trois de contraire." Vollständig erreichte der Coadjutor seine Absicht; Mazarin, von Schrecken getroffen, verließ Paris in der Nacht vom 6. Febr., ohne daß ihm nur eingefallen wäre, den König und die Königin zu entführen. Der Parlamentsbeschluß vom 9. Febr. gebot ihm, binnen 14 Tagen sammt allen seinen Verwandten und ausländischen Dienern das Königreich zu räumen. Die Prinzen wurden in Freiheit gesetzt. In der Discussion über die königliche Erklärung, worin ausgesprochen war, daß künftig nur regnicoles, nés sujets du roi, in das Conseil aufgenommen werden sollten, verlangte Broussel, daß man alle Cardinäle ohne Unterschied unfähig erkläre, darin zu sitzen, weil sie durch einen Eid dem Papste verbunden wären. „Le premier président s'imaginant qu'il me feroit un grand déplaisir, admira le bon sens de Broussel; il approuva son sentiment. Il étoit fort tard, l'on vouloit dîner; la plupart n'y firent pas de réflexion: et comme tout ce qui se disoit et tout ce qui se faisoit en ce temps-là contre le Mazarin, ou directement ou indirectement, étoit si naturel, qu'il n'eût pas été judicieux de s'imaginer du mystère, je crois que je n'y eusse pas pris garde non plus que les autres, si M. de Chalons, qui avoit pris ce jour-là sa place au parlement, ne m'eût dit que lorsque Broussel eût proposé l'exclusion des cardinaux françois, et que le parlement eût témoigné par de voix confuses l'approuver, M. le Prince avoit fait paroître beaucoup de joie, et qu'il s'étoit même écrié: Voilà un bel écho! Il faut que je vous fasse ici mon panégyrique. Je pouvois être un peu piqué de ce que presque dès le lendemain d'un traité par lequel Monsieur se déclaroit qu'il pensoit à me faire cardinal, M. le Prince appuyoit une proposition qui alloit directement à la diminution de cette dignité. Le vrai est que M. le Prince n'y avoit aucune part; qu'elle se fit naturellement, et qu'elle ne fut approuvée que parce que rien de tout ce qui s'avançoit contre le Mazarin, ne pouvoit être désapprouvé." So urtheilt Gondi nach Jahren, in dem Augenblicke empfand er höchlich, was er von Seiten des Prinzen von Condé als arge Undankbarkeit für den ihm geleisteten Dienst betrachten konnte. Es war dieses der Anfang eines abermaligen Zerwürfnisses zwischen den beiden Führern der Bewegung. Gondi verschloß sich in dem erzbischöflichen Hofe, „où je ne m'abandonnai pas si fort à la providence, que je ne me servis aussi de moyens humains pour me défendre de l'insulte de mes ennemis. Annery, avec la noblesse du Véxin, me rejoignit; Châteaubriant, Châteaurégnaut, le vicomte de Lameth, Argenteuil, le chevalier d'Humières, se logèrent dans le cloître. Balau et le comte de Crawford, avec 50 officiers

*) Daß diese Latinität sein Eigenthum war, verfehlt Gondi nicht in einem gewissen Hochgefühle bemerklich zu machen.

écossois, qui avoient été des troupes de Montrose, furent distribués dans les maisons de la rue Neuve, qui m'étoient les plus affectionnées. Les colonels et les capitaines de quartier, qui étoient dans mes intérêts, eurent chacun leur signal et leur mot de ralliement. Enfin, je me résolus d'attendre ce que le chapitre des accidents produiroit en remplissant exactement les devoirs de ma profession, et en ne donnant plus aucune assurance d'intrigue du monde. Je n'allois que la nuit à l'hôtel de Chevreuse; je ne voyois plus que des chanoines et des clercs. La raillerie en étoit forte au Palais-Royal et à l'hôtel de Condé. Je fis faire en ce temps-là une volière dans une croisée, et Noyent en fit le proverbe: Le coadjuteur siffle les linottes. La disposition de Paris me consoloit fort du ridicule du Palais-Royal. J'y étois fort bien, et d'autant mieux que tout le monde y étoit fort mal." In Verzweiflung um die fortwährend sich steigernden Anmaßungen des Prinzen von Condé ließ die Königin dem Coadjutor das Ministerium antragen. Er hatte darüber mit ihr eine nächtliche Unterhaltung, verbat aber, in Erwägung, daß er nur das Pförtchen sein würde, um den Cardinal Mazarin in seine vorige Stellung wieder einzuführen, die ihm zugedachte Ehre. Der einen folgten mehre nächtliche Conferenzen und der Prinz empfand über die so unerwartete Aussöhnung der Königin mit seinem Gegner solchen Schrecken, daß er am 6. Juli 1651, 2 Uhr Morgens, die Hauptstadt verließ, um sich nach Saint-Maur zurückzuziehen. Es bedurfte langwieriger Unterhandlungen, um ihn von da abzurufen, und er hat seine Rückkehr durch die trotzigste Haltung bezeichnet. Umgeben von einem Gefolge, das in seiner Anzahl jenes des Königs übertraf, schien er jeden Augenblick bereit, in den Straßen oder auch im Justizpalaste eine Schlacht zu liefern. Ihm die Stirn zu bieten, war auch der Coadjutor besonders für die Sitzung vom 21. Aug. gerüstet, nachdem er auf den Beistand des Hofes zählen konnte. „La reine fut transportée de joie que M. le Prince avoit trouvé des gens qui lui puissent disputer le pavé. Elle sentit jusques à la tendresse l'injustice qu'elle m'avoit faite, quand elle m'avoit soupçonné de concert avec lui. Elle ordonna au maréchal d'Albret de commander quatre-vingts gendarmes pour se porter où je le désirerois. Le maréchal de Schomberg eut le même ordre pour autant de chevaulégers. Pradelle m'envoya le chevalier de Raray, capitaine aux gardes, et qui étoit mon ami particulier, avec 40 hommes choisis entre les sergents et les plus braves soldats du régiment. Annery, avec la noblesse du Véxin, ne fut pas oublié. MM. de Noirmoûtier, de Fosseux, de Châteaubriant, de Barradas, de Châteaurenault, de Montauban, de Sainte-Maure, de Saint-Auban, de Laigues, de Montaigu, de Lameth, d'Argenteuil, de Quérieux, et les chevaliers d'Humières et de Sévigné se partagèrent et les hommes et les postes. Querin, Brigallier et l'Espinai, officiers dans les colonelles de la ville, donnèrent des rendez-vous à un très-grand nombre de bons bourgeois, qui avoient tous des pistolets et des poignards sous le manteau. Comme j'avois habitude avec les buvetiers, je fis couler, dès le soir, dans les buvettes quantité de gens à moi, par lesquelles la salle du Palais se trouvait ainsi, sans que l'on s'en aperçut, presque investie de toutes parts. Comme j'avois résolu de poster le gros de mes amis à la main gauche de la salle, en y entrant par les grands degrés, j'avois mis dans une des chambres des consignations trente des gentilshommes du Véxin, qui devoient, en cas de combat, prendre en flanc et par derrière le parti de M. le Prince. Les armoires de la buvette de la quatrième qui répondoit dans la grande chambre, étoient pleines de grenades; enfin, il est vrai que toutes mes mesures étoient si bien prises, et par le dedans du Palais et par le dehors, où le pont Notre-Dame et le pont Saint-Michel, qui étoient passionnés pour moi, ne faisoient qu'attendre le signal, que, selon toutes les apparences du monde, je ne devois pas être battu. Monsieur qui trembloit de frayeur, quoiqu'il fut fort à couvert dans sa maison, voulut, selon sa louable coutume, se ménager à tout évènement des deux côtés. Il agréa que Raray, Beloy, Valon, qui étoient à lui suivissent M. le Prince, et que le vicomte d'Autel, le marquis de la Sablonière et Genlis, qui étoient aussi ses domestiques, vinssent avec moi. L'on eut tout le dimanche de part et d'autre pour se préparer. Le lundi, 21 d'août, tous les serviteurs de M. le Prince se trouvèrent à sept heures du matin chez lui, et mes amis se trouvèrent chez moi entre 5 et 6. J'arrivai au Palais un quart d'heure auparavant M. le Prince, qui y vint extrêmement accompagné. Je crois, toutefois, qu'il n'avoit pas tant de gens que moi, mail il avoit sans comparaison plus de personnes de qualité, comme il étoit et naturel et juste. Je n'avois auprès de moi que la noblesse frondeuse. Ce désavantage étoit à mon opinion plus que récompensé et par le pouvoir que j'avois assurément beaucoup plus grand parmi le peuple, et par les postes dont je m'étois assuré. Comme M. le Prince eut pris sa place, il dit à la compagnie qu'il ne pouvoit assez s'étonner de l'état où il trouvoit le Palais, qu'il paroissoit plutôt un camp qu'un temple de justice; qu'il y avoit des postes pris, des gens commandés, des mots de ralliement, et qu'il ne concevoit pas qu'il se pût trouver dans le royaume des gens assez insolens pour prétendre de lui disputer le pavé. Il répéta deux fois cette dernière parole. Je lui fis une profonde révérence, et je lui dis que je suppliois très-humblement S. A. de me pardonner, si je lui disois que je ne croyois pas, qu'il y eût personne qui fût assez insolent pour prétendre de lui disputer le haut du pavé, mais que j'étois persuadé qu'il y en avoit qui ne pouvoient

et ne devoient, par leur dignité, quitter le pavé qu'au roi. M. le Prince me répondit qu'il me le feroit bien quitter. Je lui répondis qu'il ne seroit pas aisé. La cohue s'éleva à cet instant. Les jeunes conseillers de l'un et de l'autre parti s'intéressèrent dans ce commençement de contestation qui commençoit assez aigrement. Les présidens se jetèrent entre M. le Prince et moi; ils le conjurèrent d'avoir égard au temple de la justice et à la conservation de la ville. Ils le supplièrent d'agréer que l'on fit sortir de la salle tout ce qu'il y avoit de noblesse et de gens armés. Il le trouva bon, et il pria même M. de la Rochefoucauld de l'aller dire de sa part à ses amis (ce fut le terme dont il se servit). Comme je sortois de la grande chambre, je rencontrai dans le parquet des huissiers M. de la Rochefoucauld qui rentroit. Je n'y fis point de réflexion, et j'allai dans la salle pour prier mes amis de se retirer. Je revins après le leur avoir dit; et comme je mis le pied sur la porte du parquet, j'entendis une fort grande rumeur dans la salle, de gens qui crioient aux armes; je me voulus retourner pour voir ce que c'étoit, mais je n'en eus pas le temps, parce que je me sentis le cou près entre les deux battans de la porte que M. de la Rochefoucauld avoit fermée sur moi, en criant à MM. de Coligny et de Ricousse de me tuer. Le premier se contenta de ne le pas croire; le second lui dit qu'il n'en avoit point d'ordre de M. le Prince. Montresor qui étoit dans le parquet des huissiers avec un garçon de Paris appelé Noblet, qui m'étoit affectionné, soutenoit un peu un des battans qui ne laissoit pas de me presser extrêmement. M. de Champlâtreux, qui étoit accouru au bruit qui se faisoit dans la salle, me voyant en cette extremité, poussa avec vigueur M. de la Rochefoucauld; il lui dit que c'étoit une honte et une horreur qu'un assassinat de cette nature; il ouvrit la porte, et il me fit entrer. Ce péril ne fut pas le plus grand de ceux que je courus en cette occasion. Deux ou trois criailleurs de la lie du peuple, du parti de M. le Prince, s'avisèrent de crier, en me voyant de loin: Au Mazarin! Beaucoup de gens du même parti, et Chavagnac entre autres, m'ayant fait civilité lorsque je passai, et m'ayant témoigné joie de l'adoucissement qui commençoit à paroître, deux gardes de M. le Prince, qui étoient aussi fort éloignés, mirent l'épée à la main. Ceux qui étoient les plus proches de ces deux premiers, crièrent aux armes. Chacun les prit. Mes amis mirent l'épée et le poignard à la main, et, par une merveille qui n'a peut-être jamais eu d'exemple, ces épées, ces poignards et ces pistolets demeurèrent un moment sans action, et, dans ce moment, Crenan qui commandoit la compagnie des gendarmes de M. le prince de Conty, mais qui étoit aussi de mes anciens amis, et qui se trouva par bonheur en présence avec Laigue, avec lequel il avoit logé dix ans durant, lui dit: Que faisons nous? nous allons faire égorger M. le Prince et M. le coadjuteur. Schelme, qui ne remettra l'épée dans le fourreau. Cette parole, proférée par un des hommes du monde dont la réputation pour la valeur étoit la plus établie, fit que tout le monde, sans exception, suivit son exemple. Cet évènement est peut-être l'un des plus extraordinaires qui soit arrivé dans notre siècle. La présence d'esprit et de coeur d'Argenteuil ne l'est guère moins. Il se trouva fort près de moi quand je fus pris par le cou dans la porte, et il eut assez de sens froid pour remarquer que Pesche, un fameux séditieux du parti de M. le Prince, me cherchoit des yeux, le poignard à la main, en disant: Où est le coadjuteur? Argenteuil, qui se trouva par bonheur près de moi, parce qu'il s'étoit avancé pour parler à quelqu'un qu'il connoissoit du parti de M. le Prince, jugea qu'au lieu de revenir à son gros et de tirer l'épée, il feroit mieux d'observer et d'amuser Pesche, qui n'avoit qu'à faire un demi tour à gauche pour me donner du poignard dans les reins. Il exécuta si adroitement cette pensée, qu'en raisonnant avec lui, et en me couvrant de son long manteau de deuil, il me sauva la vie, qui étoit d'autant plus en péril, que mes amis, qui me croyoient rentré dans la grande chambre, ne songeoient qu'à pousser ceux qui étoient devant eux. Aussitôt que je fus rentré dans la grande chambre, je dis à M. le premier président que je devois la vie à son fils, et j'ajoutai que M. de la Rochefoucauld avoit fait tout ce qui étoit en lui pour me faire assassiner. Il me répondit ces propres paroles: Traître, je me soucie peu de ce que tu deviennes. Je lui repartis: Tout beau, notre ami La Franchise (nous lui avions donné ce quolibet dans notre parti), vous êtes un poltron (je mentois, car il est assurément fort brave), et je suis un prêtre. Le duel nous est défendu. M. de Brissac le menaça de coups de bâton; il menaça M. de Brissac de coups d'éperon. MM. les présidents se jetèrent entre nous. Le premier président, qui avoit mandé les gens du roi, se joignit à eux pour conjurer pathétiquement M. le Prince, par le sang de saint Louis, de ne point souffrir que le temple qu'il avoit donné à la conservation de la paix et à la protection de la justice, fut ensanglanté; et pour m'exhorter par mon sâcre à ne pas contribuer au massâcre du peuple que Dieu m'avoit commis. M. le Prince agréa que deux messieurs allassent dans la grande salle faire sortir ses serviteurs par le degré de la Sainte-Chapelle; deux autres firent la même chose à l'égard de mes amis par le grand escalier qui est à la main gauche en sortant de la salle. Dix heures sonnèrent, la compagnie se leva, et ainsi finit cette matinée qui faillit abîmer Paris.“ Um die Wiederholung dieser Scene zu verhüten, ließ die

Königin für den folgenden Tag dem Coadjutor den Besuch des Justizpalastes untersagen, während Condé der Sitzung vom 22. Aug. beiwohnen durfte. „Comme M. le Prince sortoit de cette assemblée, suivi d'une foule de ceux du peuple qui étoient à lui, je me trouvai tête pour tête devant son carrosse assez près des Cordeliers, avec la procession de la grande confrérie que je conduisois. Comme elle est composée de trente ou quarante curés de Paris, et qu'elle est toujours suivie de beaucoup de peuple, j'avois cru que je n'y avois pas besoin de mon escorte ordinaire; et j'avois même affecté de n'avoir auprès de moi que cinq ou six gentilshommes. Trois ou quatre de la populace qui suivoient M. le Prince, crièrent, dès qu'ils me virent: Au Mazarin! M. le Prince qui avoit, ce me semble, dans son carrosse MM. de la Rochefoucauld, de Rohan et de Gaucceur, en descendit aussitôt qu'il m'eût aperçu. Il fit taire ceux de sa suite, il se mit à genoux pour reçevoir ma bénédiction; je la lui donnai le bonnet en tête, je l'otai aussitôt, et lui fis une très-profonde révérence." Solch Wohlgefallen fand die Königin an des Coadjutors Haltung dem Prinzen von Condé gegenüber, „que je puis dire avec vérité que je fus quelques jours en faveur." Daß er nach Höherem trachtete, scheint eine Aeußerung der Königin ihn veranlaßt zu haben. Von seiner Höflichkeit war bei Hofe die Rede gewesen, und Anna entgegnete: „Il a les dents fort belles, et un homme n'est jamais laid avec cela." Von dieser Behauptung ausgehend, entwarf die Herzogin von Chevreuse einen Operationsplan, mittels dessen Gondi zur höchsten Gunst aufsteigen sollte. „Essayons," docirte sie, „si vous voulez bien jouer votre personnage, je ne désespère de rien. Faites seulement le rèveur quand vous êtes auprès de la reine; regardez continuellement ses mains; pestez contre le cardinal; laissez moi faire du reste. Nous concertâmes le détail et nous le jouâmes juste comme nous l'avions concerté. Je demandai deux ou trois audiences secrètes de suite à la reine à propos de rien. Je jouai bien, je passai, dans les conversations que j'avois avec la reine, de la rèverie à l'égarement. Je ne revins de celui-ci que par des reprises, qui en marquant un profond respect pour elle, marquoient toujours du chagrin, et quelquefois de l'emportement contre M. le cardinal. La reine, qui étoit naturellement très-coquette, entendoit les airs." Häufig in ihren Unterredungen mit der Chevreuse besprach sie die sich kund gebende Leidenschaft des Coadjutors. „Il se trouva à la fin que la reine persuada à madame de Chevreuse que j'étois assez fou pour m'être mis cette vision dans l'esprit, et pareillement madame de Chevreuse persuada à la reine que je l'y avois effectivement beaucoup plus fortement qu'elle ne l'avoit cru d'abord elle-même." Viel hat in keinem Falle der Coadjutor mit seinem erkünstelten Schmachten gewonnen und das Wenige ging durch eine Unvorsichtigkeit oder durch die Eifersüchtelei seiner geliebten Chevreuse verloren. „Elle dit en présence de Seguin, qui avoit été valet de chambre de madame sa mère, et qui avoit quelques charges chez le roi ou chez la reine, que je lui avois avoué mille fois que je ne conçevois pas comment l'on eût pu être amoureux de cette Suissesse. Enfin elle fit si bien par ses journées que la reine eut vent que je l'avois traitée de Suissesse, en parlant à mademoiselle de Chevreuse. Elle ne me l'a jamais pardonné," und um ihren Unwillen zu äußern, hatte die Fronde selbst ihr die Mittel verschafft, durch eine Thorheit, deren Gondi vorzüglich sich anklagt, durch die dem Hofe gegebene Erlaubniß, Paris zu verlassen und in den westlichen Provinzen eine Armee zu sammeln, um den Prinzen von Condé zu bestreiten. Es war das ein Todesurtheil für die Fronde; das Reich der Schwätzer nimmt ein Ende, sobald der Degen gezogen ist. Gondi trat in den Hintergrund, wenn er auch immer noch bedeutend genug war, um den so oft ihm vorgehaltenen Köder, den Cardinalshut, zu erhaschen. Auf den Vorschlag des Königs wurde er von Papst Innocentius X. in dem Consistorium vom 19. Febr. 1652 zum Cardinal ernannt in dem Augenblicke, als der französische Gesandte sich anschickte, den ihm zugekommenen Widerruf der Ernennung geltend zu machen. Die Freude, sich endlich mit dem Purpur bekleiden zu dürfen, scheint dem neuen Cardinal durch einige bange Ahnungen getrübt worden zu sein. In einem der vielen Gespräche bestimmt, der unheilbaren Unschlüssigkeit des Herzogs von Orléans abzuhelfen, fragte Gondi: „Que deviendrez-vous, quand M. le Prince sera raccommodé à la cour, ou passé en Espagne? Quand le parlement donnera des arrêts contre le cardinal, et déclarera criminels ceux qui s'opposeront à son retour? Quand vous ne pourrez plus avec honneur et sûreté être ni mazarin ni frondeur? Monsieur me répondit: Je serai fils de France; vous deviendrez cardinal, et vous demeurerez coadjuteur. Je lui repartis sans balancer, comme par enthousiasme: Vous serez fils de France à Blois, et je serai cardinal au bois de Vincennes." Mehrmals erzählt auch Gondi von gegen ihn gerichteten mörderischen Anschlägen, dergleichen jener von Gourville und la Roche-Cochon. „Un jour que j'étois avec Monsieur, Bruneau entra tout effaré, pour m'avertir qu'il y avoit dans la cour une assemblée de 2 ou 300 criailleurs qui disoient que je trahissois Monsieur, et qu'ils me tueroient. Monsieur me parut consterné à cette nouvelle. Je pris le parti que je crus le plus sûr, quoiqu'il parût le plus hasardeux. Je lui dis que je le suppliois de me laisser faire. Il m'offrit ses gardes; mais d'une manière à me faire connoître que je lui faisois fort bien ma cour de ne les pas accepter. Je descendis, quoique le maréchal d'Estampes se fut jeté à genoux devant moi pour m'en empêcher; je descendis avec Châteauregnault et d'Hacqueville, qui étoient seuls avec moi, et j'allai droit à ces séditieux, en leur demandant

qui étoit leur chef? Un gueux d'entr'eux qui avoit une vieille plume jaune à son chapeau, me répondit insolemment: C'est moi. Je me tournai du côté de la rue de Tournon, en disant: Gardes de la porte, que l'on me pende ce coquin à ces grilles! Il me fit une profonde révérence: il me dit qu'il n'avoit pas cru manquer au respect qu'il me devoit; qu'il étoit venu seulement avec ses camarades pour me dire que le bruit couroit que je voulois mener Monsieur à la cour, et le raccommoder avec le Mazarin; qu'ils ne le croyoient pas; qu'ils étoient mes serviteurs et prêts à mourir pour mon service, pourvu que je leur promisse d'être toujours bon Frondeur. Ils m'offrirent de m'accompagner; mais je n'avois pas besoin de cette escorte pour le voyage que j'avois résolu," oder genauer für den Besuch, den er in dem Hause des Chevalier de Sévigné dem Fräulein von la Loupe abstatten wollte. „Elle m'avoit fort plu quelques jours auparavant, dans une petite assemblée qui s'étoit faite dans le cabinet de Madame: elle étoit jolie, elle étoit belle, elle étoit précieuse par son air et par sa modestie. L'attachement que M. le chevalier de Sévigné avoit pour moi, l'habitude que j'avois dans sa maison et ce que je savois de l'adresse de sa femme, contribuèrent beaucoup à mes espérances. Elles se trouvèrent fort vaines par l'évènement: car bien que l'on ne m'arrachât pas les yeux; bien que l'on ne m'étouffât pas à force de m'interdire les soupirs; bien que je m'aperçusse à de certains airs que l'on n'étoit pas fâché de voir la pourpre soumise, toute armée et toute éclatante qu'elle étoit, l'on se tint toujours sur un pied de sévérité, ou plutôt de modestie, qui me lia la langue quoiqu'elle fût assez libertine: ce qui doit étonner ceux qui n'ont point connu mademoiselle de la Loupe, et qui n'ont ouï parler que de madame d'Olonne." Auch die Liebschaft mit der Chevreuse ging zu Ende; Gondi wurde dem nachmals so berühmten Abbé Fouquet geopfert. „La petite de Roye, qui étoit une Allemande fort jolie, qui étoit à elle, m'en avertit. Je me consolai assez aisément avec la suivante de l'infidelité de la maîtresse." Auch in der Politik verräth Gondi eine gewisse Erschlaffung, an den Verhandlungen im Parlamente nahm er sehr wenig Antheil, und während Alles um ihn mit dem Hofe unterhandelte, wußte er nicht zu einem sichern Abkommen zu gelangen, gleichwie der eigentlich auf ihn abgesehene Aufruhr, der mit der Erstürmung des Stadthauses begann, ihn ganz wehrlos fand. Als die Gefahr vorüber war, dachte er doch an Vertheidigungsanstalten. „M. de Caumartin envoya sur le champ quérir chez lui mille pistoles (car je n'en avois pas vingt chez moi), avec lesquelles je fis quelques soldats. Je les joignis à des officiers réformés écossois, que j'avois toujours conservés des restes du comte de Montrose. Le marquis de Sablières, mestre de camp du régiment de Valois, m'en donna cent des meilleurs hommes, commandés par deux capitaines du même régiment, qui étoient mes domestiques. Quérieux m'amena trente gendarmes de la compagnie du cardinal Antoine, qu'il commandoit. Bussy-Lameth m'envoya quatre hommes choisis dans la garnison de Mézières. Je garni tout mon logis et toutes les tours de Notre-Dame de granades; je pris mes mesures en cas d'attaque avec les bourgeois des ponts Notre-Dame et de Saint-Michel, qui m'étoient fort affectionnés." Bei der fortwährend im Zunehmen begriffenen Verwirrung in der großen Stadt wurde endlich beschlossen, den Coadjutor, an der Spitze einer zahlreichen Deputation von der Geistlichkeit, nach Compiègne zu entsenden, wo er den König bitten solle, seinem Volke den Frieden zu geben und in seine Hauptstadt zurückzukehren. So zahlreich war die Deputation, daß, sie fortzuschaffen, allein 112 Kutschpferde erforderlich waren. Alle Kosten derselben mußte Gondi bestreiten (täglich 800 Thaler); an sieben verschiedenen Tischen wurde gespeist. Die Königin zeigte sich ungemein gnädig: „le roi me donna le bonnet le matin du lendemain et audience l'après-diner." Als er im Auftrage des Herzogs von Orléans die Königin versicherte, es sei derselbe bereit, ihr auf der Stelle und in Wahrheit, ohne allen Vorbehalt, zu dienen, auch ein Billet gleichen Inhalts mit Gaston's Unterschrift hervorzog, sprach Anna: „Je savois bien, M. le cardinal, que vous me donneriez a la fin des marques de l'affection que vous avez pour moi." Nichtsdestoweniger erlaubte die Umgebung nicht, daß sie auf die von Gondi gemachten Vorschläge, deren nächste Folge die Unterwerfung der Hauptstadt sein mußte, eingehe; zu genau kannte der Hof die Stimmung der Pariser, die bevorstehende Auflösung der Fronde, um mit Rebellen pacisciren zu wollen. Am 21. Oct. 1652 traf der König wiederum zu Paris ein und Gondi hatte sich zu seinem Empfange im Louvre eingefunden. „La reine me reçut admirablement: elle dit au roi de m'embrasser, comme celui auquel il devoit particulièrement son retour à Paris." Nicht minder gnädig drückte sie in einer zweiten, dem Coadjutor gegebenen Audienz sich aus, aber schon ergaben sich einzelne Umstände, geeignet, ihn höchlich zu beunruhigen. Mehre Warnungen kamen ihm zu, sehr dringend wurde ihm abgerathen, bei der Spazierfahrt nach Rambouillet sich zu betheiligen. „Je ne doutai point que ce billet ne vint de quelqu'un de la cour qui avoit eu la curiosité de sonder et mon coeur et mes forces. J'y allai avec deux cents gentilshommes; j'y trouvai un fort grand nombre d'officiers des gardes, et entre autres, Rubantel, affidé confident de l'abbé Fouquet. Je ne sais s'ils avoient le dessin de m'attaquer, mais je sais bien que je n'étois pas en état d'être attaqué. Ils me saluèrent avec de profondes révérences, j'entrai en conversation avec quelques-uns d'eux." Schon in den nächsten Tagen sollte das Ungewitter zum Ausbruch kommen. „Je faisois état de prècher l'Avent au moins les di-

manches et les fêtes de l'Avent, dans les plus grandes églises de Paris; et comme je commençai le jour de la Toussaint à Saint-Germain, paroisse du roi, Leurs Majestés me firent l'honneur d'assister au sermon, et je les allai remercier le lendemain. J'allai aussi au Louvre le 19 de décembre, et je fus arrêté dans l'antichambre de la reine par M. de Villequier, qui étoit capitaine des gardes en quartier." Am Nachmittage wurde er nach Vincennes gebracht, begleitet in seinem Wagen von Villequier und einem halben Dutzend Gardeofficieren. „Il étoit escorté par M. le maréchal d'Albret, à la tête des gendarmes, par M. de la Vauguyon, à la tête des chevaulégers; et par M. de Venne, lieutenant-colonel du régiment des gardes, qui y commandoit huit compagnies. Comme on vouloit gagner la porte Saint-Antoine, il y en avoit deux ou trois autres devant lesquelles il falloit passer; il y avoit à chacune un bataillon des Suisses, qui avoient la piques baissées vers la ville. Voilà bien des précautions, et des précautions bien inutiles. Rien ne branla dans la ville. La douleur et la consternation y parurent, mais elles n'allèrent pas jusques au mouvement." Ganze 15 Monate währte die Gefangenschaft in Vincennes und Gondi hat diese Zeit großentheils in Studien verbracht. Außerdem unterhielt er der scharfen Beaufsichtigung zum Trotz eine lebhafte Correspondenz mit einigen Freunden. Ein großes Ereigniß für ihn ward der Tod seines Oheims, des Erzbischofs, am 21. März 1654 um 4 Uhr Morgens und um 5 Uhr wurde im Namen des Coadjutors für ihn Besitz von der erledigten Kirche genommen. „M. le Tellier, qui vint à cinq heures et un quart dans l'église, pour s'y opposer de la part du roi, y eut la satisfaction d'entendre que l'on fulminoit mes bulles dans le Jubé." Sofort bedachte Mazarin die Mittel, seinen Gefangenen zu bewegen, daß er auf das Erzbisthum verzichte. Mehre dahin zielende Vorschläge wurden auf die Bahn gebracht. „Le président Bellièvre m'offrit, de la part du roi, les abbayes de Saint-Lucien de Beauvais, de Saint-Médard de Soissons, de Saint-Germain d'Auxerre, de Barbeau, de Saint-Martin de Pontoise, de Saint-Aubin d'Angers et d'Orcamp, pourvu que vous renonciez à l'archevêché de Paris, et que vous donniez douze de vos amis pour cautions, que vous ratifierez votre démission dès le premier moment que vous serez en liberté." Nachträglich wurde auf die Gestattung von Bürgen verzichtet, Gondi sollte die genannten Abteien haben, dem Marschall von la Meilleraye übergeben und von diesem im Castell zu Nantes bewacht werden, bis daß der heilige Vater seinen Verzicht auf das Erzbisthum Paris genehmigt haben würde. Der Marschall kam nach Vincennes, um seinen Gefangenen zu übernehmen, wollte auch von ihm das Ehrenwort haben, was aber Gondi, durch Bellièvre belehrt, verweigerte. „Je lui répondit, que les prisonniers de guerre donnoient des paroles, mais que je n'avois jamais ouï dire qu'on en exigeât des prisonniers d'état." La Meilleraye wurde sehr ungehalten, mußte aber doch am Ende auf seine Forderung verzichten. Gondi verließ Vincennes den 30. März 1654. „Nous sortîmes ainsi, escortés de gendarmes, de chevaulégers et de mousquetaires du roi, et des gardes de M. le cardinal Mazarin, qui, à mon sens, n'eussent pas du être de ce cortège, et y parurent même avec éclat." Zu Beaugenci bestieg der Marschall mit seinem Gefangenen das ihrer wartende Schiff, welchem ein zweites, darin eine Compagnie vom Garderegiment, folgte. Zu Nantes angelangt, nahmen die Truppen ihren Abschied. „Je demeurai purement à la garde de M. le maréchal de la Meilleraye, qui me tint parole, car l'on ne pouvoit rien ajouter à la civilité avec laquelle il me garda. Tout le monde me voyoit; on me cherchoit même tous les divertissements possibles; j'avois presque tous les soirs la comédie. Toutes les dames s'y trouvoient, elles y supoient souvent. Madame de la Vergne, qui avoit épousé en secondes noces M. le chevalier de Sévigné, et qui demeuroit en Anjou, avec son mari, m'y vint voir et y amena mademoiselle de la Vergne, sa fille, qui est présentement madame de la Fayette. Elle étoit fort jolie et fort aimable, et elle avoit de plus beaucoup d'air de madame de Lesdiguières. Elle me plut beaucoup, et la vérité est que je ne lui plus guères, soit qu'elle n'eût pas d'inclination pour moi, soit que la défiance que sa mère et son beau-père lui avoient donné dès Paris même, avec application de mes inconstances et de mes différentes amours, la missent en garde contre moi. Je me consolai de sa cruauté avec la facilité qui m'étoit assez naturelle, et la liberté que M. de la Meilleraye me laissoit avec les dames de la ville, qui étant à la vérité très-entière, m'étoit d'un fort grand soulagement. L'exactitude de la garde fut égale à l'honnêteté. On ne me perdoit jamais de vue, que quand j'étois retiré dans ma chambre; et l'unique porte qui étoit à cette chambre étoit gardée par six gardes jour et nuit. Il n'y avoit qu'une fenêtre très-haute, qui répondoit de plus dans la cour, dans laquelle il y avoit toujours un grand corps-de-garde, et celui qui m'accompagnoit toutes les fois que je sortois, composé de ces six hommes dont j'ai parlé ci-dessus, se postoit sur la terrasse d'une tour d'où il me regardoit, quand je me promenois dans un petit jardin, qui est sur une manière de bastion ou de ravelin qui répond sur l'eau. M. de Brissac, qui se trouva dans le château de Nantes, à la descente du carrosse, et MM. de Caumartin, d'Hacqueville, abbé de Pontcarré et Amelot qui y vinrent bientôt après, furent plus étonnés de l'exactitude de la garde, qu'ils ne furent satisfaits de la civilité, quoiqu'elle fût très-grande." Mehre Entwürfe einer Flucht wurden verhandelt mit besonderer Aengstlichkeit, nachdem sich ergeben, daß der heilige Stuhl die Abdankung nicht ge-

nehmigen werde, „ce qui me fâcha beaucoup, parce que l'agrément du pape ne l'eût pas validée, et m'eût toutefois donné ma liberté." Aus mehren dem Marschall von la Meilleraye entfallenen Aeußerungen ergab sich, daß er nicht ungeneigt sei, seinen Gefangenen dem Hofe auszuliefern; entscheidend endlich wurde ein Zettel, worin Montresor diesem schrieb: „Vous devez être conduit à Brest dans la fin du mois, si vous ne vous sauvez." Das wagliche Unternehmen zu bestehen, mußte Gondi sich entschließen. Er hatte bemerkt, daß in der heißen Jahreszeit, im August, die Loire nicht den Fuß des Ravelins, welches ihm für seine Spaziergänge angewiesen war, erreiche, sondern einen schmalen Uferrand freilasse. „J'avois aussi remarqué qu'entre le jardin qui étoit sur ce bastion, et la terrasse, sur laquelle mes gardes demeuroient quand je me promenois, il y avoit une porte que Chalucet y avoit fait mettre, pour empêcher les soldats d'y aller manger son raisin. Je formai sur ces observations mon dessein, qui fut de tirer sans faire semblant de rien, cette porte après moi, qui étant à jour par des treillis, n'empêcheroit pas les gardes de me voir, mais qui les empêcheroit au moins de pouvoir venir à moi; de me faire descendre par une corde; que mon médecin et l'abbé Rousseau, frère de mon intendant, me tiendroient, et de faire trouver des chevaux au bas du ravelin, et pour moi et pour quatre gentilshommes que je faisois état de mener avec moi. Ce projet étoit d'une exécution très-difficile. Il ne se pouvoit exécuter qu'en plein jour entre deux sentinelles, qui n'étoient qu'à trente pas l'une de l'autre à la portée du demi-pistolet, et mes six gardes qui me pouvoient tirer à travers des barraux de la porte. Il falloit que les quatre gentilshommes qui devoient venir avec moi et favoriser mon évasion, fussent bien juste à se trouver au bas du ravelin, parce que leur apparition pouvoit aisément donner de l'ombrage. Je ne me pouvois pas passer d'un moindre nombre, parce que j'étois obligé de passer par une place qui est tout proche, et qui étoit le promenoir ordinaire des gardes du maréchal . . . Je me sauvai un samedi 8 d'août 1654; à cinq heures du soir; la porte du petit jardin se referma après moi presque naturellement, je descendis, un bâton entre les jambes, très-heureusement du bastion qui avoit quarante pieds de haut. Un valet-de-chambre, qui est encore à moi, qui s'appèle Fromentin, amusa mes gardes en les faisant boire. Ils s'amusèrent eux-mêmes à regarder un jacobin qui se baignoit, et qui, de plus, se noyoit. La sentinelle qui étoit à vingt pas de moi, mais en lieu d'où il ne pouvoit pourtant me joindre, n'osa me tirer, parce que, lorsque je le vis compasser la mèche, je lui criai que je le ferois pendre s'il tiroit, et il avoua à la question, qu'il crut sur cette menace, que le maréchal étoit de concert avec moi. Deux petits pages qui se baignoient, et qui me voyant suspendu à la corde, crièrent que je me sauvois, ne furent pas écoutés, parce que tout le monde s'imagina qu'ils appeloient les gens au secours du jacobin qui se baignoit. Mes quatre gentilshommes se trouvèrent à point nommé au bas du ravelin, où ils avoient fait semblant de faire abreuver leurs chevaux, comme s'ils eussent voulu aller à la chasse; je fus à cheval moi-même avant qu'il y eût eu seulement la moindre alarme, et comme j'avois quarante relais, posés entre Nantes et Paris, je serois arrivé infailliblement le mardi à la pointe du jour sans un accident que je puis dire avoir été le fatal et le décisif du reste de ma vie. Aussitôt que je fus à cheval, je pris la route de Mauve, qui est, si je ne me trompe, à cinq lieues de Nantes, sur la rivière, et où nous étions convenus que M. de Brissac et Sévigné m'attendroient avec un bateau pour la passer. La Ralde écuyer de M. de Brissac, qui marchoit devant moi, me dit qu'il falloit galoper d'abord pour ne pas donner le temps aux gardes du maréchal de fermer la porte d'une petite rue du faubourg où étoit leur quartier, et par laquelle il falloit nécessairement passer. J'avois un des meilleurs chevaux du monde, et qui avoit coûté mille écus à M. de Brissac. Je ne lui abandonnai pas toutefois la main, parce que le pavé étoit très-mauvais et très-glissant; mais un gentilhomme à moi, qui s'appeloit Boisguérin, ayant crié de mettre le pistolet à la main, parce qu'il voyoit deux gardes du maréchal qui ne songeoient pourtant pas à nous, je l'y mis effectivement, en le présentant à la tête de celui de ces gardes qui étoit le plus près de moi, pour l'empêcher de saisir la bride de mon cheval, le soleil, qui étoit encore haut, donna dans la platine, la réverbération fit peur à mon cheval, qui étoit vif et vigoureux; il fit un grand soubresaut, et il retomba des quatre pieds. J'en fus quitte pour l'épaule gauche qui se rompit contre la borne d'une porte. Un autre gentilhomme à moi, nommé Beauchesne, me releva et me remit à cheval: et quoique je souffrisse des douleurs effroyables, et que je fusse obligé de me tirer les cheveux de temps en temps pour m'empêcher de m'évanouir, j'achevai ma course de cinq lieues, avant que M. de la Meilleraye, qui me suivoit à toute bride avec tous les coureurs de Nantes m'eût pu joindre. Je trouvai au lieu destiné M. de Brissac et le chevalier de Sévigné, avec le bateau. Je m'évanouis en y entrant. L'on me fit revenir en me jetant un verre d'eau sur le visage. Je voulus remonter à cheval quand nous eumes passé la rivière, mais les forces me manquèrent, et M. de Brissac fut obligé de me faire mettre dans une fort grosse meule de foin, où il me laissa avec un gentilhomme à moi, appelé Montet, qui me tenoit entre ses bras. Il emmena avec lui Joly, qui seul avec Montet avoit pu suivre, les chevaux des autres ayant manqué, et

il tira droit à Beaupréau, à dessein d'y assembler la noblesse pour me venir tirer de ma meule de foin. J'y demeurai caché plus de sept heures, avec une incommodité que je ne puis vous exprimer. J'avois l'épaule rompue et démise; j'y avois une contusion terrible; la fièvre me prit sur les neuf heures du soir, et l'altération qu'elle me donnoit, étoit encore cruellement augmentée par la chaleur du foin nouveau. Quoique je fusse sur le bord de la rivière; je n'osois boire, parce que si nous fussions sortis de la meule, Montet et moi, nous n'eussions eu personne pour raccommoder le foin qui eût paru remué, et qui eût donné lieu par conséquent à ceux qui couroient après moi, d'y fouiller. Nous n'entendions que des cavaliers qui passoient à droite et à gauche. M. de la Poise Saint-Offanges, homme de qualité du pays, que M. de Brissac avoit averti en passant, vint sur les deux heures après minuit me prendre dans cette meule, après qu'il eût remarqué qu'il n'y avoit plus de cavaliers aux environs. Il me mit sur une civière à fumier, et il me fit porter par deux paysans dans la grange d'une maison qui étoit à lui à une lieue de là. Il m'y ensevélit encore dans le foin, mais comme j'y avois de quoi boire, je m'y trouvai délicieusement. M. et madame de Brissac me vinrent prendre au bout de 7 ou 8 heures, avec 15 ou 20 chevaux, et ils me menèrent à Beaupréau, où je ne demeurai qu'une nuit, jusques à ce que la noblesse fut assemblée. M. de Brissac étoit fort aimé dans le pays: il mit ensemble, dans ce peu de temps, plus de deux cents gentilshommes. M. de Retz qui l'étoit encore plus dans son quartier, le joignit à quatre lieues de là avec trois cents. Nous pussâmes presque à la vue de Nantes, d'ou quelques gardes du maréchal sortirent pour escarmoucher. Ils furent repoussés vigoureusement jusques dans la barrière, et nous arrivâmes heureusement à Machecoul, qui est dans le pays de Retz, avec toute sorte de sûreté.“ Die weitere Flucht nach Bellisle und San Sebastian, wenngleich nicht frei von Beschwerlichkeit und Gefahren, bietet kein Interesse, um so merkwürdiger aber sind die Illusionen, denen Gondi sich hingibt, in dem abenteuerlichen Vorhaben, sowie er dem Gefängniß entronnen, in Blitzesschnelle nach Paris zu eilen, um dort das alte Spiel wieder aufzunehmen. „Le pis du pis étoit de faire une action de grand éclat, que j'eusse poussée, si j'y eusse trouvé lieu, et à laquelle j'eusse donné un air de modération et de sagesse, si le terrain ne m'eût pas paru aussi ferme que je me l'étois imaginé. Car mon projet étoit de n'entrer à Paris qu'avec toutes les apparences d'un esprit de paix; de déclarer et au parlement et à l'Hôtel-de-Ville, que je n'y allois que pour prendre possession de mon archevêché; de prendre effectivement cette possession dans mon église; de voir ce que ce spectacle produiroit dans l'esprit d'un peuple échauffé par l'état des choses; car Arras étoit assiégé par M. le Prince. Le roi qui m'eût vu dans Paris, n'eût pas apparemment fait attaquer les lignes, comme il fit; les serviteurs de M. le Prince, qui étoient en bon nombre dans la ville, se seraient certainement joints à mes amis; la fuite de M. le chancelier et de M. Servien auroit fait perdre coeur aux mazarins; la collusion de M. le premier président de Bellièvre m'auroit été d'un avantage signalé. M. Nicolaï, premier président de la chambre des comptes, a dit depuis que comme il n'y avoit pas eu contre moi une seule ombre de formalités observées, sa compagnie n'auroit pas hésité un moment à faire, à l'égard de ma possession, tout ce qui dépendoit d'elle. J'aurois connu, en faisant ces premières démarches, jusqu'où j'aurois du et pu porter les secondes. Si j'eusse rencontré le chemin plus embarrassé que je l'aurois cru, je n'avois qu'à faire un pas en arrière, à traiter purement l'affaire en ecclésiastique, et me retirer, après ma prise de possession, à Mézières, où deux cents chevaux m'eussent passé avec toute sorte de facilité, toutes les troupes du roi étant éloignées.“ Daß er um alles dieses durch seinen Unfall mit dem Gaule, durch das gebrochene Schulterbein, gebracht worden, wähnt Gondi, und er wird in seiner Ansicht bestärkt durch die zu Paris vor den Häusern auflodernden Freudenfeuer und durch das in Notre-Dame und in vielen andern Kirchen auf die Nachricht von seiner Flucht abgehaltene Te Deum. Er weiß nicht, wie ähnlich die Götzen des Volkes jenen der Heiden sind. Diese brachen unter der Wucht des Hammers, jene sind dahin, sobald die Staatsgewalt sie berührte, ohne daß darum das Volk sich erhoben hätte. Für sie zumal ist eine Restauration unmöglich. Von San-Sebastian aus durchzog Gondi Spanien nach seiner ganzen Breite, um sich zu Viñaroz am Mittelmeere nochmals einzuschiffen. Piombino erreichte er den 3. Nov. 1654. Er sah Florenz, erfreute sich von Seiten des Großherzogs der huldreichsten Aufnahme und traf den 30. Nov. zu Rom ein. In einem um seinetwillen abgehaltenen Consistorium setzte Innocentius X. ihm den Cardinalshut auf; drei Tage darauf erkrankt, ist dieser Papst, Mazarin's entschiedener Gegner, mit Tode abgegangen, den 7. Jan. 1655. Gondi hatte demnach dem Conclave beizuwohnen. Obgleich auch in Rom durch Mazarin's Zorn beunruhigt, unterließ er jedoch nicht, in diesem Conclave die Interessen Frankreichs möglichst zu fördern, zu welchem Ende er sich dem sogenannten Escadron volant, den angeblich parteilosen Cardinälen, angeschlossen hatte. Ihm großentheils verdankte Alexander VII. die dreifache Krone. Darum hat dieser den Cardinal bei der Ceremonie des ersten Fußkusses mit einer Umarmung und mit den Worten empfangen: „Signor cardinal de Retz, ecce opus manuum tuarum.“ Trotzdem wurde Gondi's Stellung in Rom sehr bald unhaltbar. „Je n'étois plus à la tête d'une grande faction, que j'ai toujours comparé à une grande nuée, dans laquelle

chacun se figure ce qu'il lui plait. La plupart des hommes me considéroient, dans les mouvemens de Paris, comme un sujet tout propre à profiter de toutes les révolutions; mes racines étoient bonnes, chacun en espéroit du fruit, et cet état m'attiroit des offres immenses, et telles que si je n'eusse eu encore plus d'aversion à emprunter que je n'avois d'inclination à dépenser, j'aurois compté dans la suite mes dettes par plus de millions d'or, que je ne les ai comptées par millions de livres. Je n'étois pas à Rome dans la même posture; j'y étois réfugié et persecuté par mon roi; j'y étois maltraité par le pape. Les revenus de mon archevêché et de mes bénéfices étoient saisis. On avoit fait des défenses expresses à tous les banquiers françois de me servir; on avoit poussé l'aigreur jusqu'au point de demander des paroles de ne me point assister, à ceux que l'on croyoit, ou que l'on avoit sujet de croire le pouvoir ou le vouloir faire. L'on avoit même affecté, pour me décréditer, de déclarer à tous mes créanciers, que le roi ne permettroit jamais qu'ils touchassent un double de tout ce qui étoit de mes revenus sous sa main. L'on avoit de plus affecté de dissiper ces revenus avec une telle profusion et profanation, que deux bâtards de l'abbé Fouquet étoient publiquement nourris et entretenus chez la portière de l'archevêché, sur un fonds pris de cette recette. On n'avoit oublié aucune des précautions qui pouvoient empêcher mes fermiers de me secourir, et l'on avoit pris toutes celles qui devoient obliger mes créanciers à m'inquieter par des procédures qui leur eussent été inutiles dans le temps, mais dont les frais eussent retombé sur moi dans la suite. L'application qu'eut l'abbé Fouquet sur ce dernier article, ne lui réussit qu'à l'égard d'un boucher, aucun de mes autres créanciers n'ayant voulu branler. Celle du cardinal Mazarin eut plus d'effet sur les autres chefs. Les receveurs de l'archevêché ne m'assistèrent que très-faiblement; quelques-uns même de mes amis prirent le prétexte des défenses du roi pour s'excuser de me secourir. M. et madame de Liancourt envoyèrent à M. de Chalons 2000 écus, quoiqu'ils en eussent offert 20,000 à mon père, de qui ils étoient les plus particuliers et les plus intimes amis, et leur excuse fut la parole qu'ils avoient donnée à la reine. L'abbé Amelot, qui se mit dans la tête d'être évêque, par la faveur de M. le cardinal Mazarin, répondit à ceux qui lui voulurent persuader de m'assister, que j'avois témoigné tant de distinction à M. de Caumartin dans la visite qu'ils m'avoient rendue l'un et l'autre à Nantes, qu'il ne croyoit pas qu'il se dût brouiller pour moi avec lui au moment qu'il lui donnoit des marques d'une estime particulière. M. de Luines, avec lequel j'avois fait une amitié assez étroite depuis le siége de Paris, crut qu'il y satisferoit en me faisant tenir 6000 livres. Enfin MM. de Chalons, Caumartin, Bugnols et de la Houssaye, qui eurent la bonté de prendre en ce temps-là le soin de ma subsistance, s'y trouvèrent assez embarrassés; et l'on peut dire qu'ils ne rencontrèrent de véritables secours qu'en M. de Mancoillette, qui leur donna pour moi 24,000 livres; M. Pirion de Mastrac, qui leur en fit toucher 18,000, madame d'Acerac, qui en fournit autant; M. d'Hacqueville qui, du peu qu'il avoit pour lui même, en donna 5000. Madame de Lesdiguières en prêta 50,000. M. de Brissac en envoya 36,000. Ils trouvèrent le reste dans leurs propres fonds. MM. de Chalons et de la Houssaye en trouvèrent 40,000; M. de Caumartin 55,000; M. de Retz, mon frère, suppléa avec bonté au reste, et il l'eût fait encore de meilleure grâce, si sa femme eût eu autant d'honnêteté et autant de bon naturel que lui. Vous me direz peut-être qu'il est étonnant qu'un homme qui paraissoit autant abîmé que moi dans la disgrâce ait pu trouver d'aussi grandes sommes; et je vous répondrai qu'il est sans comparaison davantage que l'on ne m'en eut pas offert de plus considérables, après les engagemens qu'un nombre infini de gens avoient avec moi." Bei allem dem behauptete sich Gondi beinahe volle zwei Jahre in seiner widerwärtigen Stellung zu Rom. An diesen Aufenthalt fesselten ihn die Streithändel und das Erzbisthum Paris, welches Mazarin in Folge der Abdankung als erledigt behandeln wollte, während Gondi von Beaupréau aus, wo man am 8. Aug. 1654 die erzwungene Abdankung widerrufen hatte und daher in den Augen aller wahrhaft Gläubigen, insbesondere des Klerus von Paris, als der wahre Erzbischof galt, wie solches auch Alexander VII., im Juni 1655 ihm das Pallium verleihend, bekundet hat. Dagegen erschöpfte das französische Ministerium, unbeschadet der rohen Gewalt, das ganze Arsenal der Diplomatie, um den Gehaßten zu erdrücken. Es war dieses der einzige Zweck von Lyonne's Sendung nach Rom. Den unausgesetzten Angriffen gegenüber vertheidigte sich Gondi mit außerordentlicher Gewandtheit. Sein Schreiben an das pariser Domcapitel vom 22. Mai 1655 läßt in ihm einen der gründlichsten und scharfsinnigsten Theologen erkennen, gleichwie sein Circulare an die Bischöfe und Erzbischöfe von Frankreich vom 14. Dec. 1654 in jeder Beziehung ein Meisterwerk genannt zu werden verdient. Dagegen sollte er um jeden Preis vor Gericht oder genauer vor eine aus Bischöfen zusammengesetzte Commission gezogen werden. Unter den mancherlei ihm zur Last gelegten Verbrechen figurirt auch der Vorwurf des Jansenismus, um welchen Lyonne einen der einflußreichsten, ihm ergebenen päpstlichen Minister befragte. „Il m'apprit que quand Gondi fut nommé au cardinalat, le feu pape fit faire quelques perquisitions en France pour savoir la croyance du coadjuteur touchant les doctrines nouvelles, et qu'une personne de considération de la cour, qu'il ne nomma pas et qui en pouvoit, dit-il, savoir quelque chose (je tiens que

ce pourroit être le P. Paulin), répondit: Le coadjuteur à étudié, disputé, écrit et prêché la doctrine contraire à Jansenius, je ne voudrois pas mais pour la bourse des jansénistes, je ne voudrois pas répondre qu'il ne s'y attachât.“ Als er endlich sich überzeugt, daß die Gerechtigkeitsliebe eines wenn auch ihm nicht eben geneigten Papstes diesem niemals erlauben würde, auf die Absichten und Wünsche des Machthabers in Frankreich einzugehen, glaubte Gondi einen Schauplatz, wo er so mancher Kränkung und Widerwärtigkeit ausgesetzt gewesen, verlassen zu dürfen. Er brach von Rom auf den 9. Aug. 1656, „en poste, avec peu de personnes, incognito et travesté. La créance la plus commune est qu'il a tiré vers le pays de Cologne ou de Liège, par la route de Trente. Ce départ si soudain, incontinent après la nouvelle de Valenciennes, fait croire qu'il s'est imaginé ce qu'il souhaite, à savoir quelque tumulte à Paris, et qu'il est parti à dessein de s'en rapprocher et de s'y rendre au cas qu'il rencontrât l'occasion favorable.“ Die strengsten Befehle wurden erlassen, ihm den Eintritt in das Königreich zu verschließen, während er über Constanz, Ulm, Augsburg, Frankfurt langsam dem Niederrheine sich näherte. Zu Anfange des Jahres 1658 befand er sich noch in Cöln, nicht sowol mit Umtrieben in Frankreich, als mit wiederholten Versuchen, den König und die Königin zu besänftigen, sich beschäftigend. Das anhaltende Waffenglück der Franzosen schien keine andere Taktik zu erlauben. Das Jahr 1658 brachte Gondi abwechselnd in Holland oder in Brüssel zu; im Haag hatte er mehre Conferenzen mit Karl II., der auch sein warmer, doch nicht eben thätiger Freund geblieben ist. Der Papst ermahnte ebenfalls den flüchtigen Cardinal, in Geduld zu warten und das zu erwartende Ereigniß war nicht mehr fern. Mazarin starb den 9. März 1661. Sechs Monate verliefen indessen, ohne daß sich die geringste Veränderung in Gondi's Beziehungen zu dem französischen Hofe ergeben hätte. Fortwährend wurde der Papst angerufen, wie in der Zeit von Mazarin's Allgewalt, aber eine Entscheidung stand um so weniger zu erwarten, da Alexander keine Veranlassung mehr hatte, sein Wohlwollen für den bedrängten Kirchenfürsten zu verbergen. Alle Anzeigen eines bevorstehenden Abkommens wurden bemerkbar und Gondi warf, um dasselbe zu beschleunigen, ein Interdict auf seinen Sprengel, das, verbunden mit dem von seinen Generalvicaren erlassenen Hirtenbriefe, bedeutende Bewegung veranlaßte. Darüber in einiger Bestürzung, boten die Minister im October 1661 die Hände zu einem Vergleiche. Gondi mußte dem Erzbisthume Paris entsagen und erhielt dagegen die Abtei Saint-Denys mit den von ihr abhängenden Klöstern, Alles zusammen um 120,000 Livres verpachtet, die ihm bisher vorenthaltenen Einkünfte des Erzbisthums und der übrigen Pfründen wurden ihm ausgeliefert; für seine Anhänger stipulirte er Amnestie, für seine exilirten Diöcesangeistlichen Rückkehr in die Heimath und Wiedereinsetzung in ihre Beneficien. In den geheimen Artikeln verpflichtete er sich, in Paris nicht aufzutreten, es sei denn der neue Erzbischof installirt, und nach Rom sich zu begeben, sobald dieses der König befehlen würde. So mochte er denn im Juli 1662 zu Commercy oder vielmehr in seinem anmuthigen Landhause zu Ville-Issey sich einrichten. Dort zeigte man noch 1788 die engen von ihm benutzten Räume, in denen er hauptsächlich mit der Regulirung seiner Angelegenheiten, mit der Bewirthschaftung seiner Güter sich beschäftigte. Im J. 1665 verkaufte er sein Fürstenthum Commercy an den Herzog Karl IV. von Lothringen, doch den lebenslänglichen Genuß sich vorbehaltend, wie er denn auch fortfuhr, an dem dasigen Schlosse zu bauen. Die nächste Veranlassung dieser Veräußerung mag wol die Reise an den Hof geworden sein, für welche er endlich des Königs Erlaubniß erhielt. Die Aufnahme zu Fontainebleau war kühl genug; Ludwig XIV. sprach von des Cardinals grauen Haaren, vermuthlich um ihn zu erinnern, daß die Zeit der Vergessenheit und der Buße gekommen sei. Doch wurde er bald darauf nach Rom gesendet, um einige Streithändel mit dem heiligen Stuhle auszugleichen. Den in dieser Unterhandlung gefundenen Erfolgen verdankte er die freilich nicht sehr fruchtbare Ehre, des Hofes vornehmster Theolog, den man in allen wichtigen Fällen befragte, zu werden. Als solcher hat er sich besonders in dem Conclave von 1667, behufs dessen er am 8. Mai zu Rom eingetroffen war, bewährt. Die Wahl von Clemens IX. war großentheils sein Werk. Am 23. Juli schrieb Lyonne: „Après les merveilles que V. Eminence vient de faire pour la création du Pape, que S. M. a fait, aux soins principalement et à la dextérité avec laquelle elle a conduit et porté l'affaire à une heureuse fin, il ne me reste etc.“ Am 13. Aug. langte Gondi wiederum zu Commercy an, von da ihn jedoch das königliche Schreiben vom 10. Dec. 1669 abrief, auf daß er auch bei der Wahl von Clemens X., den 29. April 1670, sich betheilige. Das war kaum vollbracht, als er in der Einsamkeit von Commercy oder von der benachbarten Abtei Saint-Mihiel sich mit der Abfassung seiner Memoiren beschäftigte. „On jugera aisément, par l'étendue des Mémoires du cardinal, qu'ils durent exiger plusieurs années de sa vie; et par le bel état du manuscrit, le petit nombre de ratures qu'on peut y remarquer, et l'absence presque complète de corrections interlinéaires, que ce manuscrit n'en étoit pas le premier jet; ou bien, il faudra se faire de l'esprit et de la pensée du cardinal, de sa facilité à coordonner le plan d'une grande composition dramatique, dans laquelle les incidents capables d'intéresser ou d'émouvoir sont très-habilement mis en place, une idée telle, qu'il n'aurait pu être égalé que par bien peu d'écrivains; et dans ce cas, il faudroit aussi lui faire, dans l'histoire de notre littérature nationale, un rang encore plus distingué que celui qu'il occupe dans nos annales politiques. A la gravité du sujet, à la difficulté d'en saisir et d'en exposer l'ensemble, à la multiplicité des détails, à la résolution de ne rien céler,

et à obligation de tout dire en conservant dans le style la réserve qui manque si souvent dans la pensée, un tel ouvrage fut une des plus graves tâches qu'homme au monde se soit jamais imposées. C'était une publique confession de vices parfois ignobles, faite par un personnage de haute naissance, et d'entreprises popularisées, suscitées par un grand seigneur, par un prince de l'Eglise. Mais l'éducation du cardinal de Retz et son usage du monde lui donnèrent le moyen de parler de tout comme il le voulut, et sans blesser les plus chastes oreilles par ses paroles; il n'a offensé que la morale par ses actions." In der Ausarbeitung seiner Denkwürdigkeiten die ganze Vergangenheit sich vergegenwärtigend, mußte Gondi reichlichen Anlaß finden, sich von der Nichtigkeit alles menschlichen Treibens zu überzeugen; in der bei solcher Betrachtung über ihn gekommenen Zerknirschung reifte in ihm der Entschluß, allen Größen der Welt zu entsagen, sich gänzlich von ihr zurückzuziehen. Er wollte den Purpur ablegen (Juni 1675), was jedoch Papst Clemens X. untersagte, bevor noch ein Antrag ihm zugekommen, „le bon pape a fait comme Trivelin, il a fait et donné la réponse avant que d'avoir reçu la lettre." Der Kirche gehorsamer Sohn sträubte er sich nicht, fest aber stand sein Entschluß, der Welt zu entsagen. In der zweiten Hälfte des Juni 1675 begab er sich auf die Reise nach Saint-Mihiel, mit dem Vorsatze, dort seine Tage in der vollkommensten Einsamkeit zu beschließen. Dies untersagte abermals der Papst, Gondi mußte nach Commercy ziehen; von da wurde er abgefordert durch des Königs Befehl, dem Conclave von 1676 beizuwohnen. Die Reise trat er den 2. Aug. an; in dem ersten Scrutinium fielen auf ihn acht Stimmen, es schreibt auch an den König der französische Gesandte, Herzog von Estrées: „Je suis obligé de dire à V. M. que M. le cardinal de Retz, nonobstant sa goutte, dont il commença d'être incommodé du lendemain qu'il entra au conclave, agit avec un zèle et une application qui ne sont pas concevables." Am 22. Sept. erfolgte die Exaltation des neuen Papstes, Innocentius XI., gegen Ausgang October verließ Gondi die Stadt Rom und traf noch im Laufe dieses Jahres in Commercy ein, wo ihn jedoch sehr bald der Andrang der Fremden belästigte. Er zog nach seiner Abtei Saint-Denys, wie dieses die Sévigné den 27. Juni 1678 berichtet: „Pour le cardinal de Retz, vous savez qu'il a voulu se demettre de son chapeau de cardinal. Le pape ne l'a pas voulu, et non seulement s'est trouvé offensé qu'on veuille se défaire de cette dignité, quand on veut aller en paradis; mais il lui a défendu de faire aucun séjour à Saint-Mihiel, à trois lieues de Commercy, disant qu'il n'est pas permis aux cardinaux de faire aucune résidence dans d'autres abbayes que dans les leurs. C'est la mode de Rome; et l'on ne se fait point Hermite al dispetto del Papa. Ainsi Commercy étant le lieu du monde le plus passant, il est venu demeurer à Saint-Denys, où il passe sa vie très conformément à la retraite qu'il s'est imposée. Il a été quelque temps à l'hôtel de Lesdiguières; mais cette maison étoit devenue la sienne. Il a vu très peu de monde, et il est, il y a plus de deux mois, à Saint-Denys. Il a un procès qu'il fera juger, parceque, selon qu'il se tournera, ses dettes seront achevées d'être payées, ou non. Vous savez qu'il s'est acquitté de onze cent mille écus. Il n'a reçu cet exemple de personne et personne ne le suivra. Enfin il faut se fier à lui de soutenir sa gageure. Il est bien plus régulier qu'en Lorraine, et il est toujours très digne d'être honoré." Durch den Proceß nach Paris zurückgeführt, ist daselbst im Hôtel de Lesdiguières der Cardinal den 24. Aug. 1679 gestorben. Am 13. Mai 1680 schreibt die Sévigné an ihre Tochter: „Je ne puis jamais passer au pied d'une certaine tour (des Castells zu Nantes), que je ne me souvienne de ce pauvre cardinal, et de sa funeste mort, encore plus funeste que vous ne le sauriez penser," und man hat hieraus schließen wollen, Gondi sei keines natürlichen Todes gestorben. Es scheint indessen das funeste nur von seiner Absicht, die Grignan oder ihren Sohn zum Erben einzusetzen, gesagt, welche zu vollführen der unerwartete Todesfall ihn verhinderte. Nach den vielen, im Interesse seiner Gläubiger vorgenommenen Veräußerungen war ihm die Grafschaft Joigny, von 50,000 Livres Ertrag, geblieben. Dieses Einkommen hat er aber nicht bezogen und ebenso wenig den Ertrag seiner reichen Pfründen, Alles vielmehr, bis auf 20,000 Livres jährlich, den Gläubigern überlassend. Daher ist auf ihn keineswegs anzuwenden, was dem sterbenden Lafayette nachgesagt worden: „C'est un lampion qui s'éteint en puant." Groß ist übrigens die Aehnlichkeit und nicht minder die Verschiedenheit der beiden Männer. Was sie wollten, hat der Eine so wenig wie der Andere gewußt, denn sie beide fröhnten ausschließlich der unbändigsten Eitelkeit. Gondi aber, der so unendlich in Geist und Wissen seinem Nachfolger überlegen war, hat durchaus Nichts erreicht, während Lafayette die Welt in ihren Grundfesten erschüttert, ihr ein Vermächtniß hinterlassen hat, das nach 70 Jahren immer noch in den Wehen begriffen scheint. Auch in scharfem Gegensatze stehen der Beiden Denkwürdigkeiten; lebendig, anziehend, stets dramatisch erscheint Gondi, während in dem langweiligsten, leersten Dünkel Lafayette sich ausspricht.

„Paul von Gondi, Cardinal von Retz," schreibt le Rochefoucauld, „hat einen erhabenen, umfassenden Geist, nicht sowol wahren Muth, als die Sucht, damit zu glänzen. Eines außerordentlichen Gedächtnisses befleißigt er sich mehr der Stärke als der Zierlichkeit des Ausdruckes; in seinem Sinne verträglich, hat er Empfänglichkeit und selbst Schwachheit für die Klagen und Vorwürfe seiner Freunde, wenig Frömmigkeit neben einigen Aeußerlichkeiten von Religiosität. Er scheint ehrgeizig, ohne es jedoch zu sein; aus Eitelkeit und von Andern geleitet unternahm er, meist im Widerspruche mit seinem Stande, große Dinge; er hat die bedauerlichsten Un-

ruhen im Staate hervorgerufen, ohne die bestimmte Absicht, sie auszubeuten und weit entfernt, den Cardinal Mazarin anzufeinden, weil er dessen Stelle einzunehmen gewünscht hätte, wollte er ihm nur furchtbar erscheinen und sich mit dem eiteln Glanze seiner Opposition brüsten. Nichtsdestoweniger benutzte er mit Geschick das öffentliche Unglück, um den Cardinalshut zu erlangen; die Gefangenschaft ertrug er standhaft, die Freiheit verdankte er lediglich seiner Kühnheit. Die Trägheit ließ ihn mit Würde die Jahre eines irrenden unbemerkten Lebens ertragen; das Erzbisthum Paris hat er dem allgewaltigen Mazarin gegenüber behauptet, dann, nach des Ministers Tode, abgegeben, ohne zu wissen, was er thue, ohne daß er die Umstände benutzt hätte, um die Interessen seiner Freunde und die eigenen zu wahren. In den verschiedenen Conclaven hat er stets seinen Ruf erhöht. Dem Müßiggange von Natur ergeben, bezeigt er sich jedoch thätig in eilenden Dingen, um einer trägen Ruhe sich zu überlassen, sobald der Drang vorüber ist. Er besitzt viele Geistesgegenwart und weiß die günstigen Chancen, die das Glück ihm darbietet, dergestalt zu benutzen, daß man glauben sollte, er habe sie vorhergesehen und herbeigewünscht. Zu erzählen ist ihm Liebhaberei und er sucht die Zuhörer durch außerordentliche Begebenheiten zu blenden, wobei dann seine Phantasie mehr leistet als das Gedächtniß. Er ist falsch in seinen meisten Eigenschaften, und es ist die Kunst, seine Fehler in günstigem Lichte erscheinen zu lassen, welche am meisten seinen Ruhm gefördert hat. Für Haß oder Freundschaft ist er gleich unempfänglich, wie viele Mühe er sich auch gab, mit den beiden Gemüthsrichtungen beschäftigt zu scheinen. Neid und Geiz sind ihm durchaus fremd, sei es aus Tugend, sei es Fahrlässigkeit. Er hat seinen Freunden mehr abgeborgt als ein Privatmann hoffen konnte, jemals zu bezahlen; für seine Eitelkeit war es ein Genuß, so ausgedehnten Credit zu finden und das Abborgen unternehmen zu können. Ohne Geschmack, ohne Delicatesse belustigt er sich mit Allem, ohne an etwas Gefallen zu finden; mit Geschick weiß er zu verbergen, daß er von allen Dingen nur oberflächliche Kenntniß besitze. Daß er jetzt in die Einsamkeit sich begibt, ist die auffallendste und falscheste Handlung seines Lebens, ein Opfer unter dem Vorwande der Andacht dem Stolze gebracht; er verläßt den Hof, wo er keine Anhaltspunkte zu finden weiß, und entfernt sich von der Welt, die ihm fern geworden ist." Auch Hénault hat es versucht, den Helden des Breviers, nach der Sévigné Ausdruck, zu schildern. „Schwer fällt es, sich einzureden, daß der Mann, der sein ganzes Leben in Umtrieben zubrachte, niemals einen eigentlichen Zweck gehabt habe. Er liebte die Intrigue um des Genusses willen zu intriguiren; sein kühner, gewandter, reicher, in etwas romanhafter Geist wußte den Einfluß auf das Volk, welches seine Würde ihm verlieh, zu benutzen und die Religion im Dienste seiner Politik zu gebrauchen; zu Zeiten suchte er mit dem zu prunken, was er einzig dem Zufalle verdankte, und häufig, wenn der Würfel gefallen, will er die Mittel im Einklange mit den Ereignissen darstellen. Er bekriegte seinen König; die Rolle des Rebellen zu spielen war ihm das Lockendste in der Rebellion; prachtliebend, Schöngeist, unruhiger Kopf, war er reich an plötzlichen Einfällen, aber ohne Ausdauer, mehr mit Chimären sich befassend als mit belebenden Gedanken; nicht an seiner Stelle in einer Monarchie, besaß er nicht, was von einem Republikaner gefordert wird; weder getreuer Unterthan, noch guter Bürger, war er eitel wie Cicero, dabei kühner und minder redlich, geistreicher, minder groß und minder bösartig denn Catilina. Seine Denkwürdigkeiten sind angenehm zu lesen, wer begreift aber den Muth, vielmehr die Thorheit eines Mannes, der Schlimmeres von sich erzählt, als der erbittertste Feind ihm nachreden könnte? Nicht minder Staunen muß erwecken, daß der nämliche Mensch am Abend seines Lebens ein ganz anderer, daß er sanft, friedlich, allen Umtrieben fern, der Liebling aller tugendhaften Zeitgenossen geworden ist, gleichsam als wenn sein früherer Ehrgeiz nur geistige Ausschweifung gewesen sei, und eine Kette von Jugendstreichen, denen man im Alter absagt, war ein starker Beweis, daß er wahre Leidenschaft nicht empfand. In großer Pracht hat er gelebt, Schulden im Betrage von mehr als vier Millionen gemacht, es wurde aber Alles bezahlt, theils zu seinen Lebzeiten, theils nach seinem Tode." (*v. Stramberg.*)

GONDI (Ottavio), italienischer Jesuit, um die Mitte des 16. Jahrh. zu Florenz geboren, trat sehr früh in den Jesuitenorden und zeichnete sich besonders durch sein ungewöhnliches Predigertalent aus. Auch als Seelsorger war er sehr gesucht und zählte unter seine Beichtkinder die heilige Maria Magdalena von Pazzi. Er starb kurz nach dem Jahre 1600. Die in vielen Ausgaben und Uebersetzungen verbreitete Biographie der Angela Merici, Stifterin des Ordens der Ursulinerinnen (Vita della Beata Angela Bresciana prima Fondatrice della Compagnia di S. Orsola. Brescia 1600. 4. Ib. 1605. 1619. 1620. 4. Venezia 1618. 8. Bologna 1638. 8. Französisch von Odo de Gissey. Paris 1648. 12.), ist sein einziger, aber vortrefflich gelungener schriftstellerischer Versuch *). (*Ph. H. Külb.*)

GONDINO (Juan), spanischer Jesuit, im J. 1549 zu Munebrega, einem Dorfe bei Calatayud in der Provinz Aragon geboren, trat im J. 1589 zu Alcala in den Jesuitenorden und zeichnete sich besonders als Kanzelredner aus. Er starb am 2. Juli 1629. Sein asketisches Werk Guia espiritual para viver y morir en gracia y amistad de Dios, y servir le perfectamente (Madrid 1618. 8.), welches er unter dem Namen seines Bruders Lorenzo herausgab und welches unter dem Titel: Direttorio spirituale per vivere e morire in gratia e amicitia di Dio e servirlo perfettamente (Roma 1629. 8.) auch italienisch erschien, wird von seinen Zeitgenossen sehr gerühmt, ist aber jetzt vergessen; seine für

*) *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Tom. IV. p. 281.

die Länder- und Völkerkunde gewiß nicht unwichtige Biographie des habessinischen Glaubensboten Andres de Oviedo blieb leider ungedruckt *). (*Ph. H. Külb.*)

GONDISALVUS (Dominicus), ein spanischer Dominikanermönch und Mitglied der Gesellschaft von Gelehrten, welcher Raimund, Erzbischof von Toledo, die Bearbeitung der bedeutendsten Werke der arabischen Philosophen übertrug, da diese sich allmälig in Spanien und sogar bei den Christen Eingang und Beifall verschafft hatten. Man weiß von den Lebensverhältnissen des Gondisalvus Nichts weiter, als daß er Erzdiakon an der Kirche von Segovia war und die Literarhistoriker haben deshalb, durch falsche Angaben der Handschriften, welche ihn bald Gondisalvus, bald Gundisalvi und bald Gundisalinus nennen und ihm die Vornamen Dominicus und Johannes beilegen, verleitet, aus ihm drei verschiedene Personen gemacht, welche sich alle mit Uebersetzungen aus dem Arabischen befaßten; da es jedoch nicht wahrscheinlich ist, daß drei Personen gleichen Namens Schriften derselben Gattung um eine und dieselbe Zeit übersetzt haben sollten, so sind wol alle auf diese drei Personen bezüglichen Nachrichten auf einen und denselben Gondisalvus zu übertragen. Auch die Verwechselung der Stadt, wo er Erzdiakon war, läßt sich leicht erklären, da er diese Stelle zu Segovia bekleidete, aber zu Toledo unter den Augen des Erzbischofes Raimund arbeitete. Gondisalvus übersetzte hier das Buch des Alfarab De scientiis, des Algazel Philosophie und Avicenna's Werke De anima, De coelo et mundo, Physicorum libri quatuor und Metaphysicorum libri quatuor, jedoch, wie es scheint, wenigstens nicht alle aus der Ursprache, denn es wird in dem Prologe zu dem Buche De anima ausdrücklich bemerkt, daß Johannes Avendeath, ein zum Christenthum bekehrter Jude, auf Befehl des Erzbischofes von Toledo dieses Buch aus dem Arabischen in die Landessprache übertrug und Gondisalvus es aus dieser Sprache in die lateinische übersetzte, worin auch wol die Ursache zu suchen ist, daß dem letzteren zuweilen der Vorname Johannes beigelegt wird. Uebrigens sind weder diese Uebersetzungen, noch die eigenen Schriften des Gondisalvus (De divisione philosophiae, De ortu scientiarum und De immortalitate animae) gedruckt, sondern nur handschriftlich in den Bibliotheken aufbewahrt. Da der Veranstalter der erwähnten Uebersetzungen vom Jahre 1130 bis zum Jahre 1150 auf dem erzbischöflichen Stuhle von Toledo saß, so ergibt sich die Zeit, zu welcher Gondisalvus lebte und wirkte, von selbst †). (*Ph. H. Külb.*)

GONDO, Günz oder Zwischbergen, ein Weiler in dem schweizer Canton Wallis mit nur 43 katholischen Einwohnern, östlich beim Dorfe Simplon am Doveria, in welchem sich ein Gießbach ergießt, der einen schönen Wasserfall bildet. Gondo ist der letzte Ort des Cantons auf der über den Simplon führenden Straße; bei ihm ist die größte in Felsen gesprengte Galerie der Simplonstraße von 560 Fuß Länge mit zwei Seitenöffnungen. (*H. E. Hössler.*)

GONDOLA, 1) Joh. Franz, berühmter illyrischer Dichter, geb. zu Ragusa im J. 1583, gest. 1638. Sproß einer alten und angesehenen Familie, welche seinem Vaterlande mehr als einen brauchbaren Staatsdiener geliefert hatte, war er selbst, nachdem er im Auslande die Rechtswissenschaft mit bestem Erfolge studirt hatte, in verschiedene bürgerliche Bedienstungen eingetreten, die aber seiner Neigung zu wenig entsprachen und zu friedlich sich abwickelten, als daß sie seinem Namen eine hervorragendere Berühmtheit hätten zuführen können. Diese gewann er als Dichter seines Volkes in so hohem Grade, daß er noch bis jetzt ohne Widerspruch als deren begabtester angesehen wird. Er hatte sich, um ungestört den Wissenschaften und der Dichtkunst leben zu können, von jeder Verwaltung bürgerlicher Aemter bald nach seinem 30. Jahre zurückgezogen, begann dann seine Laufbahn als Dichter mit einer Uebersetzung von Tasso's befreitem Jerusalem und anderen italienischen Gedichten und nahm sich der Emporbringung des Theaters in seinen Umgebungen nicht ohne Geschick und Erfolg an; in den von ihm herrührenden Dramen suchte er besonders durch passendes, leicht behaltliches und theilweise für das Singen geeignetes Metrum auf fortschreitende Bildung seiner Landsleute einzuwirken [1]). Denselben Zweck verfolgte er in seinem Heldengedichte, die Osmanide, welche die letzten vier Jahre der Geschichte Sultan Osman's, seiner weitschichtigen Pläne, seiner Kämpfe mit dem Polenkönige Ladislaus, seines tragischen Endes durch den Janitscharenaufstand zu Gunsten seines Nachfolgers Mustapha zum Inhalt hat. Gondola hatte in diesem der Zeit nach nicht zu weit zurückliegenden Stoffe für sein Volk eine sehr glückliche Wahl getroffen, wußte durch treffliche Schilderungen von Charakteren und Sitten zu fesseln und ward durch seine Epopöe im eigentlichen Sinne der Mann seines Volks. Namentlich erreichte er dies durch die Einflechtung zahlreicher, von echtem Dichtergeiste durchhauchter Episoden [2]), welche ihm, gleichsam als ein-

---

*) *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Tom. III. p. 333.

†) *Jourdain*, Recherches sur les traductions d'Aristote au moyen âge p. 413 seq. Teutsche Uebersetzung von Ad. Stahr S. 116 fg.

1) „Peut-être voulait-il être appris par coeur d'un peuple qui retient toujours mieux les petits vers, parce qu'ils sont plus propres au chant; aussi ses successeurs ont suivi son exemple, quoique blamé par les gens de goût de leur nation.“ (Michaud) Biographie universelle Tom. XVII. p. 141. — In der Biographie générale heißt es an dem am Schlusse unseres Artikels angeführten Orte S. 187 in dieser Beziehung: „Au vers alexandrin il substitua le vers de huit syllabes, plus gracieux, mais moins énergique.“ 2) Specielleres über mehre dergleichen längere romantische Episoden gibt der ziemlich ausführliche Artikel über J. F. Gondola in (Michaud) Biographie universelle a. a. O. p. 140. Wörtlich heißt es: „Gondola ne fait pas le héros de son poëme plus grand, qu'il ne l'est dans l'histoire; mais il rend les malheurs de ce prince plus intéressants par les incidents qu'il y a ajoutés et ce sont surtout les épisodes qui animent son tableau. Ils transportent le lecteur dans des contrés où les moeurs demi-barbares des hab tants sont en har-

zeln für sich bestehende Dichtungskreise, den größten Beifall brachten, obschon sie nach dem Urtheile der Kunstrichter sich für den fortschreitenden Gang des Epos zu breit machten. Auch die passende Wahl des achtsylbigen, energischen und dem Gedächtnisse leicht sich einprägenden Metrums trug dazu bei, dieses Hauptwerk Gondola's, ohne daß es von ihm selbst oder bald nach seinem Tode im Drucke erschienen wäre, blos durch die Vervielfältigung von Abschriften im Ganzen und Einzelnen zum Eigenthum des Volkes zu machen; dieser in ihrer Art fast einzigen Einführung that auch der Umstand Vorschub, daß dichterische Begabung Erbtheil in seiner Familie blieb; Sohn und Enkel ließen es sich angelegen sein, das classisch gewordene Volksepos im Flusse zu erhalten. Es war aus 20 Gesängen zusammengesetzt, von denen jedoch zwei, der 14. und 15., zu Lebzeiten des Dichters wegen leicht zu misdeutender Anspielungen unterdrückt und vernichtet, jedoch bei der späteren Bekanntmachung durch den Druck von anderer Hand wieder ersetzt wurden. Die Stoffe zu den 13 von ihm herrührenden Theaterstücken entlehnte er der alten Geschichte; bei seinen Lebzeiten sind aber nur zwei davon im Drucke erschienen. Die übrigen, so weit sie nicht in einem Erdbeben, das eine Feuersbrunst zur Folge hatte, in ihren Handschriften vernichtet wurden, haben sich nur traditionell erhalten; sonstige Erzeugnisse seiner poetischen Muse reichen nicht an den Ruhm, den ihm seine „Osmanide" einbrachte, hinan und sind zum Theil wenigstens verschollen. Gedruckt sind von ihm vorhanden: Salmi del rè penitente (Venise 1620. 16); eine poetische Umschreibung der sieben Bußpsalmen, meist bei wiederholten Auflagen mit einer dichterischen Bearbeitung der Parabel vom verlorenen Sohne verbunden; Ariadna (Ancona 1633. neueste Aufl. Ragusa 1829.); Il Ratto di Proserpina (Anc. 1635. Rag. 1827.); L'Osmanide, zuerst gedruckt Rag. 1826. Die beiden verlorenen Gesänge wurden durch den Herausgeber, den Grafen von Sorgo, ersetzt, der auch bald darauf die ersten Gesänge der Osmanide in metrischer italienischer Uebersetzung hervortreten ließ. Eine vollständige Inhaltsangabe dieses Epos mit zahlreichen Belegstellen im 2. Bande von Appendini Storia e letteratura de' Ragusei. (Rag. 1804.)

2) Sigismund, Sohn des Vorhergehenden, geb. um den Anfang des 17. Jahrh., gest. 1682, als Staatsmann ausgezeichnet, denn er stand zuletzt, nachdem er stufenweise zu höheren Würden emporgestiegen war, an der Spitze der Verwaltung der Republik von Ragusa,

monie avec les beautés sauvages de la nature. Les épisodes sont extraordinaires et romanesques comme les aiment les peuples demicivilisés; cependant ils renferment aussi des traits d'un intérêt touchant ou d'une beauté mâle et fière. Ils paraissent trop multipliés aux yeux des gens de goût. Les Illyriens au contraire regardent cette varieté d'incidents comme une des plus grandes beautés du poëme de l'Osmanide. Le héros et toute la marche du poëme perdent beaucoup par cette multitude des ressorts; mais, pris à part, ces épisodes, où l'on trouve d'ailleurs une peinture vive et fidèle des hommes et des lieux, sont d'un très-grand intérêt."

als Dichter wegen der Eleganz seiner Verse geschätzt. Gedruckt existirt von ihm eine Uebersetzung des Epithalamiums von Catull ins Illyrische.

3) Johann, des Vorhergehenden Sohn, geb. um die Mitte des 17. Jahrh., gest. 1721. Auch er bekleidete wichtige Posten in der Verwaltung der ragusanischen Republik und machte sich besonders nach dem verheerenden Erdbeben vom Jahre 1686 um sein Vaterland hoch verdient. Als Dichter von Dramen, Idyllen und Liedern stand er, seinem Vater und Großvater nacheifernd, in der verdientesten Achtung und ohne gedruckt zu sein gingen viele seiner Lieder in den Mund des Volkes über und haben sich bis jetzt in ihm erhalten. Als literarische Hauptquelle für die hier aufgeführte Dichterfamilie wird *Gliubitch*, Dizion. biogr. degli uomini illustri della Dalmazia gelten können[3]). (*J. E. Volbeding.*)

GONDOMAR (San Benito de-), ein Flecken im Königreiche Spanien mit 950 Einwohnern, am rechten Ufer des Ramallosa in der Provinz Vigo, südlich von der Stadt Vigo. (*H. E. Hössler.*)

GONDON (Saint-), ein Flecken im Arrondissement Gien des Departements Loiret im Kaiserthume Frankreich mit 850 Einwohnern und einer Mineralquelle. (*H. E. Hössler.*)

GONDOUIN gehört zu den Künstlern, die im 18. Jahrh. bessere Grundsätze der Architektur in Frankreich zu verbreiten suchten. Im J. 1737 zu Paris geboren, ging er als Pensionair Ludwig's XV. nach Rom, um sich durch das Studium der classischen Werke des Alterthums in der Kunst zu vervollkommnen, die er zu seinem Lebensberufe gewählt hatte. In Paris, wohin er nach vier Jahren wieder zurückkehrte, fand er Gelegenheit, seine architektonischen Kenntnisse bei einem bedeutenden Bauwerke zu entwickeln. Der berühmte Chirurg La Martinière brachte es durch eine Vorstellung beim König dahin, daß Ludwig XV. sich entschloß, an der Stelle des zu kleinen Amphitheaters in der Rue des Cordeliers ein neues Gebäude für die chirurgische Schule errichten zu lassen. Der Bau, zu welchem Gondouin den Plan entworfen, begann 1769.

Das neue Gebäude bildete ein Quadrat mit einem geräumigen Hofe und einer Façade von vier Reihen ionischer Säulen und zeichnete sich vor anderen Bauwerken der damaligen Zeit vortheilhaft aus, sowol an Größe, als an Reinheit der Form bis ins kleinste Detail, an Einfachheit und Zierlichkeit. Auf erfreuliche Weise offenbarte sich in diesem großartigen Baue die Rückkehr zu den Principien und dem besseren Geschmacke des classischen Alterthums. Ein geistreicher französischer Schriftsteller meinte, daß man bei diesem Gebäude zum Lobe Gondouin's nur zu sagen brauche: Il est l'ouvrage le plus classique du dix-huitième siècle.

Zu mehren, damals im Style des Palladio erbauten Häusern in Paris selbst und auf dem Lande ward Gondouin bei dem Entwurfe des Plans zu Rathe

3) Vergl. Biographie générale Tom. XXI. p. 186. 187.

gezogen und ihm die Leitung des Baues übergeben. Zahlreiche Aufträge dieser Art ergingen an ihn. Er ward in eine sorgenfreie und in jeder Beziehung glückliche Lage versetzt. Seine Unabhängigkeit benutzte er in reiferen Jahren zu einem ernsten Studium der Monumente des classischen Alterthums. Längere Zeit beschäftigte ihn die Idee eines der größten Werke altrömischer Pracht, die Villa Adriana im Plane herzustellen. Das Unternehmen kam jedoch nicht zu Stande. Die von ihm an Ort und Stelle ausgeführten Detailzeichnungen schenkte Gondouin seinem Freunde Peranesi. Wie fleißig er in Rom gewesen war, bewies, als er nach Paris zurückgekehrt war, sein Portefeuille mit Zeichnungen nach Werken des Palladio. Von diesen Schätzen Gebrauch zu machen, ward er durch die Zeitumstände verhindert. Seine Künstlerlaufbahn war geschlossen. Außer der von ihm errichteten Fontaine vor der Façade der chirurgischen, nachher medicinischen Schule, lieferte er wenig Bedeutendes mehr. Er starb 1818 zu Paris im 81. Jahre*). (*Heinrich Döring.*)

*) Siehe Quatremère in s. Dictionnaire historique d'Architecture. Vol. I. p. 660 seq. Nagler's Künstlerlexikon. 5. Bd. S. 287 fg.

Ende des dreiundsiebzigsten Theiles der ersten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ersch, Johann Samuel, 1766-1828 / Ersch, Johann Samuel, / Gruber, Johann Gottfried,

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge

Bd.: 1,73

Leipzig 1861